



*Konservative Monatsschrift  
für Politik, Literatur und Kunst*

BERKELEY  
LIBRARY  
UNIVERSITY OF  
CALIFORNIA

*Q. von 4a*





Con Ha-



*J. W. Hoff.*

Q  
Tom 4a S. 116.  
Allgemeine

# Konservative Monatschrift

für das

christliche Deutschland

—  
Jahrgang XLIV.



Begründet 1843 als „Volkssblatt für Stadt und Land“. Fortgeführt durch Martin v. Nathusius.

Herausgegeben

von

D. v. Derßen, Berlin, und Dr. Th. Müller, Gütersloh.

1887. Januar—Juni.

Leipzig,

Verlag von Georg Böhme.

+

# Inhalt.

	Seite
Friedrich Pfaff. Von Dr. A. Ehrhard. (Mit Porträt) . . . . .	1
Die richtige Betrachtung einer Zeit. Von Adolf Zahn . . . . .	8
Zur Reform des Rechtsunterrichts. Von Prof. von Kirchenheim . . . . .	15
Die Lage in England. Von F. Heinrich Geffden . . . . .	28
Zwei Gedichte von Martin Greif . . . . .	34
Deutsches Musikleben. Von Ludwig Meinardus . . . . .	35
Vor sechzig Jahren . . . . .	42. 159. 256
Die Kirche im Reformationszeitalter. Von Rudolph Sohm . . . . .	52
St. Hildegund von Schönau. Von Bernhard Schädel . . . . .	70. 187. 236. 381
Englische Parteien. Von B. H. Schleier . . . . .	113
Chinesische Kriegsführung vor 25 Jahren. Von Kontrreadmiral H. Werner . . . . .	122
Ueber Genickstarre. Von Dr. med. A. Roemer . . . . .	129
Herbsttage im Wagnethal. Von E. v. R. P. . . . .	134
Johann von Soest. Von Dr. Friedrich Pfaff . . . . .	147. 247
Aus dem Gedächtnis- und Geistesleben. Von J. L. A. Koch . . . . .	157
Das Jugendalter des englischen Dramas. Von Dr. Hugo Wahrs . . . . .	168
Die Tripelalliance — eine Gefahr für Frankreich. Von Dr. Léon Wespy . . . . .	183
Die zweijährige Dienstzeit. Von Major Scheibert . . . . .	225
Janssens deutsche Geschichte fünfter Band. Von Dr. G. Irmer . . . . .	229
Ein neues Buch von Professor Wilhelm Lübke . . . . .	268
Von Weh bis Montargis. Von Generalmajor W. von Hagen . . . . .	273. 407. 469. 585
Die erste Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach Ostafrika. Von Joachim Graf von Pfeil . . . . .	285. 393. 621
Zur Geschichte des Geschichtstheus . . . . .	304
Albert Wigand. (Mit Porträt.) . . . . .	337
Albrecht Dürer und die Reformation. Von Prof. Dr. Th. Kolbe . . . . .	355. 449
Raffana. Von Karl von Bruch . . . . .	368
Richard Wagner und die deutsche Tonkunst. Von L. Reinardus . . . . .	456
Im Thal des Irno. Von Th. Trede . . . . .	481
Karl Stieler. Von Otto Kraus . . . . .	488. 572
Ein feltamer Fund . . . . .	508
Der Bruder. Roman von Paul Friedheim . . . . .	515. 627
Die Kirche im achtzehnten Jahrhundert. Von Rudolph Sohm . . . . .	561
Die Stellung der evangelisch-theologischen Fakultäten in der preussischen Landeskirche. Von W. von Nathusius . . . . .	596
Der Held der Bildung . . . . .	612
Ronatschau . . . . .	82. 196. 309. 419. 531. 647

G 1951. 129

Neue Schriften.

Anti von Conrady 670.  
Arndt, Bährungsstreit 98.  
Antier, Femme sans coeur,  
Marius Maurel, Accords bri-  
nés 220  
Barrhold, R., S. Kiersteegaards  
Persönlichkeit 437.  
Beder, B., Immanuel Tre-  
mellius 327.  
Besetzung und Verteidigung  
d. deutsch-russ. Grenze 669.  
Beißel, Gesch. d. Ausß. d. Kirche  
d. d. Sittor u. Xanten 671.  
Bender, F., Gesch. der griech.  
Litteratur 330.  
Bernhardi, Anleitung d. Ne-  
ferendars 439.  
Bernhardi, Auf Umwegen 446.  
Beste, Kanjeldner 103.  
Blaut, Heimwärts 670.  
Blöbtreu, R., Geheimnis von  
Wagram 664.  
Blumhardt, J. Chr., Gef.  
Werte I. 661.  
Bode, Kirchenlied. Zukunft 551.  
v. Bolanden, Wider Kaiser u.  
Reich 110.  
Briegleb, Wie's klingt am  
Rhei' 104.  
Brüchner, Jahrbuch d. d. Kolonialpolitik 549.  
v. Buchwald, Deutsches Gesell-  
schaftsleben 2. B. 552.  
Cassell, P., Krit. Sendschrift  
ü. d. Probebibel 224.  
Christ, Span. Glaubenshelden  
550.  
Classen, J., Frz. v. Baader 216.  
Claus, Würtemb. Väter I. 324.  
Combe, Luc Aufranc 671.  
v. Conrady, Ausbildung der  
Infanterie 669.  
Croneneyer, Heimatkolonie 98.  
Dahl, Notwendigkeit der Reli-  
gion 554.  
Dahn, J., Westgotisches 663.  
Declamator für christliche Ver-  
eine 332.  
Deutsch-dänischer Krieg 1864  
668.  
Dierks, Houdons Leben 556.  
v. Dieckau, Thantmar 560.  
Dieckstaup, Wohnungsver-  
hältnisse unfr. Arm. Klassen 548.  
Diezmänn, Weimar-Album 447.  
Droschen, Hist. Handatlas 101.  
Dorenweil, Erquickstunden 100.  
Dres, Krankheit der Atmungs-  
Organe 439.  
Ebeling, Fr. B., August von  
Sachsen 327.  
Eder, G., Witbraut 222.

Euler,, Grundriß der evangel.  
Sittenlehre 329.  
Evers, Glockenklinge 111.  
Euffenhardt, B. G. Niebuhr  
553.  
Fider, Darstellung d. Apostel 670.  
Flach, Josefine, Wogen des  
Lebens 442.  
v. Fraßteim, Berufswahl un-  
ferer Töchter 109.  
Fries, Die Priorissa 442.  
v. Friesen-Rötha, Notwendig-  
keit d. Zusammenwirkens 434.  
Frisb, Aus antiker Weltan-  
schauung 663.  
Friedel, prakt. Erwerbslehre 97.  
Frommel, R., Hauspostille 99.  
— Einwärts, Aufwärts, Vor-  
wärts! 112.  
Froude, Thomas Carlyle 665.  
Fürst Bischof und der Sa-  
tisan 324.  
Gegen d. Schwurgerichte 439.  
Geibel, Humor. Gedichte 104.  
Gerbes, Streitfragen u. Gesch.  
d. Maria Stuart 552.  
Geh, Bibelstunden über Evang.  
Joh. 13—17 212.  
Green, G. E., Reine Groß-  
mutter 446.  
Groll, Th., Die Freunde 411.  
v. Haber, Kavallerie des deut-  
schen Reichs 331.  
Hagemann, E. W. Arndt 438.  
Handtmann, Note Immor-  
telle 328.  
Hansen, Wilh. Hey 554.  
Harms, Friedr., Logik 216.  
Harnad, D., Goethe! d. Epoche  
seiner Vollenbung 557.  
Hafenclever, Altkristl. Grä-  
berkammer 219.  
Haupt, Plus ultra 108.  
Heidelberger Jubiläums-  
litteratur 334.  
Hense, P., Roman der Stifts-  
dame 440.  
Higham, Gegenüber 443.  
Hildebrand, Wappensibel 447.  
v. Hübn, Aus bulgar. Sturm-  
zeit 434.  
Jäger, D., Weltgeschichte 662.  
Jehle, Lutherantität der Probe-  
bibel 224.  
Kägi, Krankentrost 550.  
Kerner, Just., Widerbuch aus  
meiner Knabenzeit 213.  
Kiebling, Kriegsgebante und  
Vollserziehung 230.  
Knapp, G., Ernst u. frei 328.  
Kober, Chr. Fr. Spittlers Le-  
ben 397.

König, R., Abriß der deutschen  
Litteraturgeschichte 218.  
Kraß, Weltproblem 555.  
Kreuzkirche, Eine, in Frank-  
reichs Bildnis 332.  
Kreutzer, V. Annoens Seneca  
551.  
Krumbacher, Griech. Reise 101.  
Küper, Evang. Zeugnisse 550.  
Kunst, Die, die deutsche Armee  
zu bekämpfen 669.  
Lammers, Anleitung zum Gu-  
ten 447.  
Landenberger, Pädagogische  
Studien 108.  
Lang, F., Bündner u. Schwä-  
ben 443.  
Leese-Löwe, Pulver-Dampf  
443.  
Lebensbücher der Kurfürsten u.  
Pfalzgrafen 435.  
Lettsch nationale Bewe-  
gung 549.  
v. Lillencron, Margarita 443.  
v. Lindemann, Die ratende  
Freundin 332.  
Lode, Begriffbestimmung der  
Lüge 212  
Luger, Fr., Brief d. Jakobus 662.  
Martenius, Christl. Ethik 106.  
Martiens, Wilh., Die zweite d.  
Mäßigkeitsbewegung 224.  
Marx, Gust., Jüdisches Frem-  
denrecht 100.  
Mayer, Streitprophet a. d. ge-  
genw. Strasproph 558.  
Melzer, Erkenntnistheor. Er-  
örterungen 105.  
Michaëlis, Wagn u. Lunge 559.  
Monod, Ad., Lebens-Erinner-  
ungen 213.  
v. Moniteton, Georg Hamstedt  
445.  
Müller, Rud., Schädigen die  
Kirchhöfe u. 559.  
Neurath, W., Rechts-Arbeit 433.  
v. Nordensicht, Die franz.  
Revolution 664.  
Oberwinder, Sozialismus u.  
Sozialpolitik 549.  
Oldenberg, J. G. Bismers  
2. B. 326.  
Paris, J. A., Regimentstudien  
331.  
Plass, Fr., Romantik u. germ.  
Philologie 219.  
Portig, G., Angewandte Kestheil-  
ist 555.  
Rathmann, Beurteilung der  
Probebibel 224.  
Renatus, Joh., Die letzten  
Wände 221.

- Renner, Lebensbilder 103.  
 Richter, E., Sonntagfester 99.  
 — Wust, Rorich Seebeck 326.  
 Rodden, Seehofpize 560.  
 v. Rothschütz, Wein Blaubuch 220.  
 Roth-Weiß, Zwischen zwei Weihnächten 443.  
 Ruhemann, General Boulanger 553.  
 San-Marte, Parcival von B. v. Eschenbach 217.  
 Sayce, Alte Denkmäler 550.  
 Charlin Meine Frau u. ich 223.  
 Schlatte, Römerbrief 325.  
 Schmalenbach, Stille halbe Stunden 100.  
 v. Schreibershofen, Wandlungen d. Mariendarstellung. 556.  
 Seejermann, Religionsunterricht 551.  
 Shaw, Maria 665.  
 Silge, Gesetze u. Verordngn. 550.  
 Sobolew, Der erste Fürst von Bulgarien 326.  
 Städler, O Land 99.  
 — Den Armen wird d. Evang. gepredigt 212.  
 Stursberg, F., Die Prostitution in Deutschland 211.  
 Strad, Mar, Aus Süd u. Ost 102.  
 Sumner, Soziale Pflichten 324.  
 v. Sydow-Dobberphul, Silberentwertung 98.  
 Terlinden, Der reiche Schotte 224.  
 Thilbitter, Herrmann d. Westfale 328.  
 Thorbecke, Gesch. d. Universtät Heidelberg 664.  
 v. Thüngen-Rohbach, Nachweise d. Goldwährung 98.  
 Tissot, V., Mes vacances en All. 436.  
 v. Traisk, Heimatklänge aus d. Wetterau 104.  
 Tuch, Der erweiterte deutsche Rikstärstaat 211.  
 Tolstol, Bekenntnisse 446.  
 Topelius, B., Herzogin v. Zinnland 332.  
 — Jugendträume 332.  
 — D. goldene Geipenst 671.  
 — D. Handschuh d. Königs 672.  
 Unter d. Kreuz d. Südens 672.  
 Verteidigung u. Befestigung der deutsch-franz. Grenze 669.  
 Vogt, Hermann, Europ. Heere d. Gegenwart 220.  
 Wagner, Herm., Robbertus' Nachlaß 548.  
 Bahrmund, Ad., Gesetz d. Romadentums 447.  
 Walder, Kritik der deutschen Parteien 323.  
 v. Warzenburg, Delegat. der freiw. Krankenpfli. Corbeil 331.  
 Warned, Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf? 224.  
 v. Warzenburg, Napoleon als Feldherr 668.  
 Weber, G., Heidelberger Erinnerungen 333.  
 Weibrecht, Rich., Das relig. Leben 100.  
 Wendt, Psycholog. Methodik d. Mädchenunterrichts 329.  
 Westergaard, Bom Aergerniß zum Glauben 325.  
 v. Wildenradt, Der letzte Römer 111.  
 Wirtughamß, D. Unternehmen 660.  
 Witte, Tholuds Leben 2. Bd. 103.  
 v. d. Wöhlau, Herz oder Seele 221.  
 Wohnungsnot 660.  
 Wolff, Jul., Lurlei 438.  
 Wylß, Neue Pilgerharfe 104.  
 Zahn, A., Das evang. Schwaben 224.  
 Ziemssen, L., Leidvoll u. freudvoll 332.  
 Zürcher Taschenbuch 1887 552.  
 Zur inneren Kolonisation in Deutschland 434.





## Friedrich Psaff.

Von

A. Erard.

Innerhalb dreier Tage wurden der Universität Erlangen zwei berühmte Lehrer durch den Tod entrißen, der Mineraloge und Geologe Friedrich Psaff und der Professor der praktischen Theologie Gerhard von Bezschwitz. Letzterer ist noch unerjert, der erstere — wir fürchten es — unerfänglich. Denn solche Naturforscher, die durch Mächtigkeit und wahre Vorurteilslosigkeit der exakten Forschung wie durch umfassende Gelehrsamkeit sich auszeichnen und dabei fest auf dem Grunde des christlichen, evangelischen Glaubens stehen, kann man jetzt nachgerade mit der Laterne suchen.

Unserm Leserkreis ist Friedrich Psaff nicht nur als christlicher Naturforscher, sondern auch als warmer und thätiger Vertreter der konservativen Sache teuer.

Friedrich Burkhard Alexius Emmanuel Psaff wurde den 17. Juli 1825 zu Erlangen geboren. Sein Vater, Burkhard Wilhelm Psaff, ein geistvoller und höchst origineller Mann, der den geborenen Schwaben nie verleugnete, war Professor der Astronomie und russischer Hofrat in Dorpat gewesen, und nun einem Rufe als Professor der Mathematik und Astronomie nach Erlangen gefolgt. Er hatte aus erster Ehe eine Tochter; seine zweite Frau, eine verwitwete Pfarrerin Kray aus Württemberg, die ihm ihrerseits einen Sohn und eine Tochter mit in die Ehe brachte, gebar ihm vier Söhne und eine Tochter. So war es ein kinderreiches Haus, in welchem Friedrich, der jüngste der Söhne, heranwuchs. Ueber „die wilden Psaffsbuben“ gingen mancherlei Sagen in der Stadt; wahr ist nur, daß sie beherzt, ja wohl waghalsig turnten und kletterten; Fritz und Hans fand ihr Vater eines Tages, nachdem er im Haus und Hof lange vergeblich nach ihnen gesucht, ganz gemüthlich auf dem schrägen Dach eines Hintergebäudes sitzen, und Siegfried, der älteste Sohn zweiter Ehe, mein Jugendgespieler und intimer Freund, hat sogar bei einer solchen Turn- und Kletterunternehmung als kleiner Knabe den Arm gebrochen. Hin und wieder kamen auch Eulenspiegelereien vor; an einem Weihnachtsabend hatte das Christkind ihnen ein Kästlein mit „Handwerkzeug“ (Hammer, Hobel, Säge u. s. w.) befehrt; als die Eltern tags darauf aus der Kirche kamen, waren sie sehr erstaunt, von mehreren Tischen und Stühlen die Ecken abgesägt zu finden; die Kleinen aber meinten in ihrer Unschuld wunders welche witzige That vollbracht zu haben, und die Eltern, nicht den angerichteten Schaben, sondern der Kinder Sinn und Meinung tadelnd — lachten herzlich, und beschränkten sich auf eine Belehrung. Es waren originelle aber äußerst gutherzige Knaben, alle ohne Ausnahme

sehr talentvoll. Für „wild“ mochten sie in dem damals noch recht kleinstädtischen Erlangen gelten, weil außer den drei Familien: der des reformierten Pfarrers und Professors Krafft, der des Professors Karl von Raumer und der Pfaffschen, der Turnergeist und das Prinzip einer nicht auf gesetzliche Einschränkung durch Anstandsregeln, sondern auf weise überwachte Entfaltung der Individualität gerichteten Erziehung noch so ziemlich unbekannt war. Dem Nationalismus erschien das Christentum „wild“. Man muß übrigens ja nicht denken, daß jene „Pfaffstuben“ ohne Aussicht angewachsen wären; die Mutter, eine Frau, welche in dem schlichten Gewande schwäbischer Mundart und Gemütlichkeit eine unerschöpfliche Fülle von Geist und Humor entfaltete, nahm sich ihrer Kinder in warmer Liebe an; des Vaters Studierstube war der Knaben Arbeits- und Spielstube, und wenn sie es im Spiel zu laut trieben, zog er wohl mit Kreide einen Strich, den sie nicht überschreiten durften, über den Fußboden, um sich für sein Studium wenigstens einen verhältnismäßig ruhigeren Winkel zu sichern. — Schubert (bis 1827 in Erlangen) und der Kirchenhistoriker Engelhardt, dann der Dichter Friedrich Rückert, und insbesondere Schelling (der von 1821 an einige Jahre in Erlangen lebte und las) waren Hansfremde, der letztere ein Jugendfreund von Wilhelm Pfaff.

Von christlichem Geiste, nur nicht von einem engherzig pietistischen, sondern von einem für alle Tiefen und Weiten der Wissenschaft und der Poesie offenen christlichen Geiste war das Haus durchweht, als dessen jüngster Sohn Friedrich Pfaff heranwuchs. Wie da schon in dem Knaben bei aller Frische des jugendlichen Spieles geistige Interessen geweckt wurden, läßt sich leicht denken. Ueberdies waren unter den vier Brüdern Siegfried, der älteste, und Friß, der jüngste, an Temperament die ruhigen, vorwiegend rezeptiven, während die beiden anderen, Kolomann und Hans, von sehr lebhaftem Temperament und auch wohl die Führer zu diesem und jenem Geniestreich waren.

Im Einklang mit dem Geiste des Hauses wirkte auf Friedrich Pfaff der Geist der Schule. Die „königliche Studienanstalt“, aus Lateinschule (Tertia bis Quinta) und Gymnasium (Prima und Sekunda) bestehend, stand damals unter Leitung des genialen Pädagogen Döderlein, und dieser stand in jenen dreißiger und vierziger Jahren auf der Höhe seiner Kraft und seines Wirkens. Ich habe an anderem Orte \*) die Persönlichkeit dieses Mannes und die Art und den Geist seines Wirkens ausführlich geschildert, und kann mich auf das dort gesagte beziehen. Ich habe dort auch eine Einrichtung erwähnt, in welcher das so viel besprochene Problem des naturwissenschaftlichen Unterrichtes in humanistischen Lehranstalten seine einfachste Lösung fand, und welche hier besonders erwähnt werden muß, weil sie auf Fr. Pfaffs Studien- und Lebensgang bestimmend einwirkte. Der Professor der Mineralogie Karl von Raumer hielt — freiwillig für freiwillige — in den Räumen der Mineraliensammlung der Universität (damals im Erbgeschoße des Schlosses) wöchentlich zweimal von 11 bis 12 Uhr „Mineralogiestunden“ für solche Schüler der Lateinschule und des Gymnasiums, welche Lust hatten, dieselbe zu besuchen und zu regelmässigem Besuche sich zu verpflichten. Wir waren in Gruppen von je drei bis vierten geteilt; es war ein Anschauungsunterricht nach Pestalozzischer Methode; ich erinnere mich noch wohl, daß ich, mit Siegfried Pfaff und zwei anderen zusammen, in der allerersten Stunde von Raumer zu den Kästen mit Bleiglaz gefährt wurde. „Seht euch das an!“ hieß es. Wir sahen es an und — sahen nichts. Nach etwa fünf Minuten kam er wieder und fragte: „Warum steht diese Reihe da?“ Keine Antwort. „Warum diese?“ Schweigen. „Seht es euch einmal geheimer an.“ — Wir merkten nun allmählich, daß in der einen Reihe Stüde vom höchsten Glanz bis zu völliger Mattheit, in einer zweiten grobkörnige bis feinkörnige (diese Ausdrücke lernten wir erst nachher), in einer dritten regelmäßige Würfel und solche mit allerlei gar wunderbaren Ecksflächen u. s. w. lagen, und

\*) Das bayerische Gymnasialwesen einst und jetzt. Eine Erinnerung an Ludwig Döderlein von einem ehemaligen Schüler desselben. Erlangen, Befold, 1869.

nun brachte Raumer Holzmodelle: Würfel, Octaeder und Kombinationskörper von beiden, ließ von jedem die Flächen, Kanten und Ecken her zählen, wobei Ungleichartiges nicht zusammengerechnet werden durfte. So führte er durch Anschauungsunterricht in die Kristallkunde ein und erreichte dadurch das, was auf humanistischen Lehranstalten für Naturkunde allein erreicht werden kann und soll: Schärfung des (leiblichen und geistigen) Auges für Naturbeobachtung, \*) nicht Volltropfung mit unverdaulichem systematischem oder gar physiologischem Wissen. Als wir in die höheren Klassen des Gymnasiums vorgezogen waren, erteilte uns Raumer auch systematischen Unterricht, sodaß namentlich die Kristallographie uns ganz und gar geläufig wurde.

Diesem Unterricht hat seinerzeit auch Friedrich Pfaff besucht. Wenn mir und anderen die Mineralogie ein liebes Stedenpferd, bis auf den heutigen Tag, geliebt ist, so hat Friedrich Pfaff sie zu seinem Lebensberufe erwählt. Als Studierender der Medizin ließ er nach rühmlich absolviertem Gymnasium sich in Erlangen einschreiben (sein Vater war schon 1835 gestorben), hat gründlich und tüchtig diese Wissenschaft studiert und auch als Arzt in späteren Jahren mit Geschick und glücklichem Erfolge funktioniert; indessen behielt er doch die Mineralogie und Geologie als eigentlichen Lebensberuf im Auge; im Herbst 1847 begab er sich zu diesem Zwecke nach Prag, im folgenden nach Berlin, und unternahm dann eine Forschungsreise über Paris in die Auvergne, wo er die Aschenkegel der dortigen erloschenen Vulkane einer gründlichen Untersuchung unterzog. Im Jahre 1849 zurückgekehrt, habilitierte er sich zu Erlangen als Privatdozent der Medizin auf Grund einer Dissertation: „Untersuchungen über die Cholera mit besonderer Berücksichtigung der Berliner Epidemie“. Durch Schriften und Abhandlungen mineralogischen und geologischen Inhaltes, namentlich durch seine, 1853 erschienene Kristallographie, lenkte er bald die Aufmerksamkeit auf sich, wurde 1856 als außerordentlicher Professor der Mineralogie zu Erlangen der Kollege und Gehilfe — und 1864 als ordentlicher Professor der Nachfolger seines nunmehr in Ruhestand getretenen Lehrers v. Raumer, und ist in dieser Stellung bis zu seinem Tode (18. Juli 1886) verblieben.

Sein äußerer Lebensgang war also kein bewegter. Ein Erlanger von Geburt, ist er, jene Studienreise nach Prag, Berlin und Frankreich, sowie spätere Forschungs-Ferienreisen in die Alpen abgerechnet, stets in Erlangen geblieben. Er verheiratete sich mit einer Tochter des Rektors der Erlanger Gewerbeschule, Dr. Reinsch, und in dieser Ehe wurden ihm drei Töchter und ein Sohn geboren, welcher letzterer ihn in den letzten Monaten als Assistent unterstützen konnte.

Intensiv und bedeutsam war aber seine Wirksamkeit. Als akademischer Lehrer übertrug er seinen Lehrer Raumer wenn nicht an pacender Lebendigkeit, so doch an wissenschaftlicher Gründlichkeit und Methode; denn Raumer hatte, wie in allem, was er trieb, so auch in der Mineralogie etwas Dilettantenmäßiges, während Pfaff die gründlichste Durchbildung und eine, alles beherrschende Velebenheit und Gelehrsamkeit besaß. Am wichtigsten ist sein Wirken als Schriftsteller. Wir haben ihn einen christlichen Naturforscher genannt. Aber nicht in dem Sinne, daß er, wie etwa Schubert, von der Betrachtung der Naturerscheinungen sich zu frommen Verlesungen in die Tiefen theosophischer Spekulation hätte führen lassen, geschweige daß er das Glas seiner Naturbeobachtung künstlich so gerecht hätte, daß das Ergebnis der Forschung dem christlichen Dogma nicht widersprechen sollte. Gerade im Gegenteil: sein inniger, warmer Christenglaube hatte nur die Eine Wirkung, ihn nächstern zu erhalten in seiner Naturforschung. Unsere gegenwärtige Zeit kennzeichnet sich durch Hypothesejucht, wie auf anderen Gebieten so insbesondere auf dem der Naturforschung, und wenn

\*) Nicht in jeder Lehranstalt werden die Hilfsmittel für Beschaffung einer ausreichenden Mineralienammlung da sein. Aber Pflanzen wachsen und blühen überall. Man führe einen botanischen Anschauungsunterricht nach gleicher Methode zur Schärfung des leiblichen und geistigen Auges ein. Das ist der richtige Naturunterricht für humanistische Lehranstalten.

irgend eine Hypothese, wie z. B. die von der Affenabstammung des Menschen, die der materialistischen Kosmogonie u. dgl., in recht grellen Widerspruch mit den Voraussetzungen der christlichen Offenbarung tritt, so kann sie sicher sein, nicht nur in den Hörsälen der Hochschulen gepriesen, sondern auch sofort in einer Flut von Zeitschriften, Unterhaltungsblättern und Feuilletons dem großen — gebildeten, halbgebildeten und ungebildeten — Publikum als neuestes und ganz unumstößliches Ergebnis der „Wissenschaft“ verkündigt zu werden, durch welches die „biblische Weltanschauung“ wieder einmal recht als überlebter Aberglaube alter unwissender Zeiten zu nichte gemacht sei. Ein Rausch der Freude und des Triumphes bemächtigt sich dann des großen Haufens, und nicht zum wenigsten der „Vertreter der Wissenschaft“. Von diesem Rausche war Pfaff sein lebenslang frei. Geologische Dogmen gab es für ihn nicht, keine der Bibel adäquaten, aber auch keine ihr widersprechenden. Für ihn gab es auf dem Gebiete der Naturkunde nur unbefangene, vorurteilsfreie Forschung, aber eine Forschung, die mit ein paar Wahrscheinlichkeitsgründen sich nicht zufrieden gibt, sondern jeder Sache auf den Grund sieht und Ernst macht mit der Frage: Ist denn das möglich? Da war es denn hauptsächlich die mathematische Berechnung, mit der Pfaff den windigen Hypothesen zu Leibe ging. Ob eine solche Hypothese mit dem christlichen Dogma vereinbar, oder ihm widersprechend, oder völlig indifferent gegen dasselbe war, war ihm dabei völlig gleichgültig; die eine wie die andere wurde gleich gründlich geprüft und kritisch untersucht. Wenn z. B. Mohr die Wärme des Erdinnern aus dem Druck der oberen Gesteinsschichten auf die tieferliegenden erklären wollte und diese Hypothese auf die vage Erinnerung an die bekannte physikalische Thatsache, daß Druck Erwärmung bewirke, begründete, so kam Pfaff und sagte: Laßt uns doch nachrechnen, wie groß nach physikalischem Gesetze diese Erwärmung sein würde; und da ergab sich — die für Mohrs Hypothese günstigsten Bedingungen vorausgesetzt —, daß durch den Druck der Schichten die Temperatur in einer Tiefe von 2400 Fuß erst um  $\frac{1}{113}$  Grad Celsius erhöht würde, während sie doch thatsächlich in solcher Tiefe um 20 Grad Celsius, also um das 2260fache zunimmt! — Manche Geognosten hatten in Abrede gestellt, daß in dem feuerflüssigen Erdinnern Wasser vorhanden sein könne; dasselbe müsse ja seit unvordeutlicher Zeit in Dampf aufgelöst und ausgetrieben sein. Da brachte Pfaff unter Anwendung der Regnaultschen Formel zur Berechnung der Spannkraft der Wasserdämpfe den Nachweis, daß nirgends, in keiner Tiefe, das Wasser unter dem Drucke einer bis an die Erdoberfläche hinaufreichenden Wassersäule zum Kochen, also zur Dampfbildung, kommen kann, daß mithin allerdings Wasser als solches, d. h. im tropfbar-flüssigen Aggregatzustand, bis auf den feurig-flüssigen Inhalt der Erde gelangen kann, und daß eben hieraus die Entstehung der pyrogenen Gesteine, sowie die verschiedenen Erscheinungen bei vulkanischen Ausbrüchen und Erdbeben sich am einfachsten erklären lassen.

Auf ebenso nüchterne und besonnene Weise hat nun Pfaff an denjenigen Hypothesen Kritik geübt, welche mit den Voraussetzungen des Christentums unvereinbar sind. Die geologische Chronologie hat er von verschiedenen Angriffspunkten aus beleuchtet. Einmal hat er auf experimentellem Wege dargethan, daß eine, den atmosphärischen Einflüssen ausgesetzte Granitplatte von 11 cm Länge, 7,6 cm Breite und 2 cm Dicke schon nach drei Jahren einen Gewichtsverlust von  $\frac{1}{2}$  Gr. durch Verwitterung erlitt — und andere dergleichen experimentelle Nachweise mehr —, daß folglich, wenn seit der Eiszeit 20 Jahrtausende vergangen wären, von den Eisschiffen mit ihren feinen Rippen nichts mehr sichtbar sein könnte. Sodann zeigte er durch exakte Berechnung, daß wenn (nach darwinistischer Annahme) zwischen je zwei Schichten Jahrtausende zum Behufe allmählicher Umwandlung der Arten der darin versteinerten Organismen vorausgesetzt werden müßten, dann das Verhältnis der fossilen organischen Reste zum Gestein ein quantitativ völlig anderes sein müßte, als es wirklich sich vorfindet. Daß alle geognostischen Thatsachen dem Darwinismus widersprechen, ist ohnehin bekannt und auch

von anderen erwiesen worden; mit besonders exakter Schärfe hat aber Pfaff die Hilfs-hypothesen, zu denen die Darwinisten ihre Zuflucht nehmen, eine nach der anderen als unhaltbar nachgewiesen. Er war eben zu nüchtern, um durch Gesunkter sich blenden zu lassen.

Vier Werke sind es vor allem (von den früher erwähnten Lehrbüchern der Mineralogie und Kristallographie abgesehen), welche er als reife Früchte seiner Studien hinterlassen hat. Im Jahre 1855 erschien in erster — 1877 in ungearbeiteter und vermehrter zweiter Auflage seine „Schöpfungsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des biblischen Schöpfungsberichtes“ (Frankfurt, Heyder u. Zimmer). In 22 Kapiteln (2. Auflage 28 Kapitel) werden die positiven Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen über den Erdbkörper, seine Stellung im Weltssystem, seine Temperaturverhältnisse, die vulkanischen Erscheinungen, Verhältnis von Land und Meer, die physikalischen Beweise für die Achsendrehung der Erde, die Lagerung der sedimentären Gesteine und die in den einzelnen Formationen aufbehaltenen fossilen Reste von Organismen, endlich Alter und Einheit des Menschengeschlechts klar und gründlich abgehandelt, und so diejenigen Kenntnisse mitgeteilt, welche jedem Gebildeten, vor allem jedem Theologen, vonnöten sind. Dann wird kurz in 3 Kapiteln (2. Aufl. 1 Kapitel) dargethan, daß diese gesicherten Ergebnisse naturhistorischer Forschung mit dem biblischen Schöpfungsbericht durchaus nicht in Widerspruch stehen. Den gleichen Stoff hat Pfaff jährlich in Vorlesungen behandelt, welche namentlich von Theologiestudierenden in großer Zahl besucht worden sind.

Die „Allgemeine Geologie als exakte Wissenschaft“ erschien im Jahre 1873 (Leipzig, W. Engelmann). Ein im engeren Sinne wissenschaftliches Werk für Fachgelehrte, eine Kritik der allgemeinen Geologie in ihrer heutigen Gestalt. „Von der Gestalt und Temperatur der Erde an,“ sagt Pfaff im Vorwort, „bis zu den noch vor unseren Augen vor sich gehenden Bewegungen der Erdrinde und den Wirkungen des Wassers gibt es nicht eine einzige geologische Thatsache, über welche nicht die abweichendsten Theorien aufgestellt wurden und werden, aber keine, die nicht, so wohlbegründet sie auch erschien, bezweifelt, dagegen keine, die nicht, so schlecht sie auch begründet war, geglaubt wurde. Angesichts dieser Thatsachen dürfte es eine wohl aufzuwerfende Frage sein: Inwieweit kann die gegenwärtige Geologie auf den Namen einer exakten Wissenschaft Anspruch machen?“ Er durchgeht nun in diesem Werke das ganze Gebiet der allgemeinen Geologie, um an jedem Punkte, bei jedem bis jetzt erhaltenen Resultate die Prüfung vorzunehmen: „Wie viel davon ist sicher und beruht auf fester Grundlage? Wie viel ist unsicher und wie können wir aus dieser Unsicherheit herauskommen?“

Nicht direkt kritischen Zwecken gewidmet, sondern ein Lehrbuch für Studierende ist der 1876 (ebenfalls bei Engelmann) erschienene „Grundriß der Geologie, mit 345 Figuren in Holzschnitt“, unterscheidet sich von anderen Lehrbüchern derselben Wissenschaft aber vorteilhaft dadurch, daß unsichere Hypothesen auch hier ferngehalten oder als unsicher gekennzeichnet oder widerlegt und nur wirklich gesicherte Ergebnisse aufgenommen sind. In dem vorigen Werke bildet dieses eine Ergänzung, insofern es neben der allgemeinen auch die spezielle oder „historische“ Geologie, die Beschreibung der einzelnen Formationen und ihrer fossilen Reste, enthält.

Ein kritisches Werk wiederum, und zwar von höchster Bedeutung, erschien 1883: „Die Entwicklung der Welt auf atomistischer Grundlage, ein Beitrag zur Charakteristik des Materialismus“ (Heidelberg, C. Winter). Die Theorie von den Atomen und Molekülen sowie die vom Aether läßt Pfaff unbestritten, argumentiert also *a concessis*; er zeigt aber, daß gerade unter dieser Voraussetzung die beliebte Hypothese des Laplace von einer mechanischen Entstehung des Sonnensystems aus einer Dunstmasse rein unmöglich sei; er berechnet nämlich, daß diese Dunstmasse 190 mal dünner gewesen sein müßte, als die in der Weiskertchen Röhre erreichbare Luftverdün-

nung, und zeigt, daß weder die von Laplace angenommene hohe Temperatur dieser Dunstugel, noch die Rotation von West nach Ost sich irgendwie erklärbar machen lassen, und daß die ganze von Laplace angenommene weitere Geschichte derer Kugel von Punkt zu Punkt mit den Naturgesetzen in Widerspruch stehe. Ebenso weist er die ähnliche Kantsche Hypothese als unmöglich nach. — Als Folge zufälliger Atomlagerung lasse sich die thatsächlich vorhandene Beschaffenheit des Universums nicht erklären; ein ordnender Wille, und zwar ein zweckvoll ordnender, thue sich in der Schöpfung kund. Die Atome der Urwelt hätten vermöge der Attraktion, die man als einzig wirkende Kraft annehmen will, in ein glühendes Chaos zusammenstürzen müssen. Da dies nicht geschah, „müssen wir uns nach einer Ursache umsehen, welche diese unvermeidliche Wirkung der Schwerkraft nicht eintreten ließ und derselben entgegenarbeitete und noch entgegenarbeitete; wir müssen uns nach einer anderen Kraft umsehen, welche den Fall der Körper gegen den Schwerpunkt unserer sichtbaren Welt aufhält.“ Das ist die Tangentialkraft; diese, die befanntlich nur in einem Anfangsmoment als ein tangential gerichteter einmaliger Stoß gewirkt hat, aus vorhandenen physikalischen Ursachen zu erklären, ist und bleibt in alle Ewigkeit unmöglich. — „Keine der Voraussetzungen des Materialismus ist stichhaltig. Die Materie kann nicht ewig sein; der Materialismus erklärt nichts; er ist ein bloßes Dogma und erweist sich nach allen Seiten als eine schlechte Hypothese, die keiner der an eine solche gestellten Forderungen entspricht.“

Auch in zahlreichen Vorträgen vor gemischtem Publikum, von denen viele gedruckt sind, hat Fr. Pfaff in diesem Sinne zu belehren und die Hörenden gegen windige Theoreme zu waffnen gesucht.\*) Noch wenige Wochen vor seinem Tode, den 23. Mai, hielt er im Evangelischen Arbeiterverein einen Vortrag über die Sonne. Das führt uns auf seinen Anteil an der inneren Mission. Schon die von ihm und Frommel unternommene Herausgabe der „Sammlung von Vorträgen“ ist dahin zu rechnen. An der Gründung des Rettungshauses und der Brüderanstalt Pudenhof bei Erlangen (1848) hat er regen Anteil genommen, ist jahrelang Hausarzt der Anstalt (mit überaus günstigem Erfolge) und bis an seinen Tod Komiteemitglied geblieben. Ebenso war er treues Mitglied des freiwilligen Armenvereins.

Und nun noch ein Blick des Dankes auf seine politische Thätigkeit. Er war der Vorsitzende unseres konservativen Wahlvereins. Diese Stellung erforderte viel Selbstverleugnung; denn der Wahlbezirk besteht aus Liberalen, Deutschfreisinnigen und Sozialdemokraten, und der Konservativen ist ein gar kleines Häuflein. Ohne Hoffnung auf Erfolg zu arbeiten, mit Absckunden angesehen und belächelt, wo nicht angefeindet und geschmäht zu werden, ist nicht leicht noch angenehm. Pfaff hat diese dornenvolle Arbeit nicht gescheut. Mit seiner unerschütterlichen Gemütsruhe und unbirrten Fremdschicklichkeit hat er seinen Mann gestanden, ist bei bevorstehenden Wahlen auf dem platten Lande umhergereist, hat Versammlungen und Vorträge gehalten — ruhig, klar, sachlich, auf Belehrung und Ueberzeugung wirkend — und gram konnten ihm auch seine politischen Gegner nicht sein; Achtung genoß er bei allen.

So ruhig sein Leben verfloß, hat er doch viel Trauer erlebt. Seine Mutter überlebte den Vater um Jahrzehnte und starb hochbetagt. Aber auch alle seine Geschwister, die jüngste Schwester ausgenommen, sah er nacheinander ins Grab sinken; darunter die beiden in Erlangen lebenden Brüder: Siegfried, den Gymnasialprofessor, und Hans, den Professor der Mathematik an der Universität. Er trug diese Schläge in Kraft christlicher Hoffnung; ihn sah man stets ernst aber fröhlich, auch unter eigenen

\*) J. B. „Ist die Welt von selbst entstanden?“ Herausgegeben vom evangelischen Arbeiterverein in Nürnberg 1875. — „Die Theorie Darwins und die Thatsachen der Geologie.“ Frankfurt a. M. Decker & Zimmer, 1876. — Diese Vorträge sind unübertreffliche Muster gemeinschaftlicher Behandlung schwieriger und verwickelter Gegenstände.

Körperleiden, die in den letzten Jahren in Form von Gliederschmerzen und Herzaffektionen sich einstellten.

Im Sommer bewohnte er einen Garten auf dem Altstädter Berge, dessen ursprünglich kleines Gartenhäuschen er nach und nach durch immer wiederholte An- und Umbauten zu einem netten Landhaus vergrößern ließ (wo denn sein witziger Bruder Haus zu scherzen pflegte: Friß habe sein Haus „wieder einmal vorjahren lassen“). Von dort kam er jeden Morgen in die Stadt herab zu seinen Vorlesungen; dort haben seine Freunde manche unvergeßliche Nachmittags- oder Abendstunde mit ihm verlebt. Von dort herab kam den 18. Juli die erschütternde Kunde: Pfaff ist gestorben. Von der Unterleibsentzündung, die ihn wenige Tage zuvor befallen und die rasch wieder gewichen war, hatte die Mehrzahl seiner Freunde nicht einmal etwas erfahren. Er konnte schon wieder außer Bette sein. Da machte am 18. Juli ein Herzkrampf seinem Leben plötzlich ein Ende. Er war eine reife Garbe.

---



## Die richtige Betrachtung einer Zeit.

Von

Adolf Bahrn.

Es gehört mit zu den großen Mängeln der menschlichen Natur, daß sie nie über sich selbst zu einem klaren und stehen bleibenden Urtheil kommen kann. Seitdem der Mensch seinen Schöpfer und damit den Ausgang und Zielpunkt seines Lebens verloren hat, ist er auch über sich selbst in einer fortwährenden Verirrung begriffen. Wir kennen uns selbst nicht mehr. Darum ist auch unsere Wissenschaft über uns selbst, über die Geschichte unseres Geschlechtes, die Fortschritte und Entwicklung desselben, so etwas Schwankendes, in trügerischem Halblicht Heruntappendes. Der Mensch sucht die Wahrheit in den Wegen der Vergangenheit und Gegenwart, findet sie aber nur selten. Und selbst dann, wenn er die einzige Leuchte in die Hand nimmt, das Wort Gottes, irrt er eben mit diesem Worte, denn er vermengt es in einer ihm oft selbst ganz verborgenen Weise mit den Interessen seines von dieser oder jener Leidenschaft bewegten Herzens. Es ist der gerichtliche Charakter des Wortes Gottes, daß es dort, wo man Mißbrauch mit ihm treibt, nur die Dunkelheit vermehrt und den Menschen in seinen eigenen Gedankengängen als wie in dem verworrensten Labyrinth verstrickt. Es behält bei allem diesem Gericht, das es über viele ausübt, seinen heiligen und erleuchtenden Charakter — aber nur bei wenigen. Eine Beurteilung der menschlichen Entwicklung in ihrem jedesmaligen Stadium ist selbst an der Hand der heiligen Schrift eine sehr schwierige, denn entnehmen wir aus ihr wirklich die richtigen Gesichtspunkte?

Man kann deshalb nicht vorsichtig und zögernd genug in seinem Urtheile über eine Zeit sein. Dies gilt namentlich auch für unsere Tage, wo die Wissenschaft es mehr und mehr zu ihrer Aufgabe macht, nicht nur den äußeren Gang der Geschichte, sondern vor allem auch die sittlich-religiösen Zustände in ihrer ganzen Eigenart bloßzulegen und uns die Vergangenheit in ihren lebhaftesten Farben vor die Augen zu rücken. Die Kulturgeschichte ist die Aufgabe der Gegenwart. Darin wird emsig gearbeitet, — mit dem Fleiße, der zu dieser allerschwierigsten Arbeit gehört. Studien in den kleinen Gebieten des Lebens sind nicht nur mühsam, sondern oft gar nicht möglich. Es ist kein Material vorhanden. Mit Mühe liest man nur zuweilen hier und da einzelne zerrißene Fäden auf, an denen weiterzuspinnen ist. Oft ist es aber auch die übergroße Fülle der Nachrichten, die uns zu keiner klaren Vorstellung kommen läßt. Die Kulturverhältnisse ändern sich oft im Laufe weniger Jahrzehnte sehr bedeutend. Eine weit-



ausschweifende Gegenwart kann sich kaum noch in eine beschränkte, eng umzäunte Vergangenheit zurückdenken. Der kurzlebige Mensch, von dem Zauber seiner Lage getäuscht, findet sich nicht mehr in die Art der Alten, und seien dies selbst nur seine Väter und Großväter gewesen. Wie weit liegen dieselben schon hinter ihm! Selbst der wissenschaftlich nüchterne und eingehende Forscher wird mit einer gewissen Bangnis das Bild der Vergangenheit hervorrufen. War es wirklich so? Wir haben eine Art von deutscher Kulturgeschichte von Scherr, doch hat er kaum mehr als den Kanon der Betrachtung: ob die Menschen roher oder etwas geistlicher waren, ob sie in starken geschlechtlichen Sünden lebten, ob viel pfäffischer Betrug und Lug regiert hat, ob die Sümpfe, in denen man wandelte, etwas mehr oder weniger tief waren. Eine heftige Erbitterung über das menschliche Geschlecht im allgemeinen, ein Widerwille namentlich gegen die Greuel der falschen Frömmigkeit, eine Lust unnatürliche Laster und himmelschreiende Grausamkeit an den Pranger zu stellen, ließ den Mann seine Farben mischen. Die Welt mag noch so sehr im Argen liegen, so sieht sie doch nicht aus. So empfand nur der tief verbitterte Schriftsteller. Das Gegenteil ist Ranke in seiner meisterhaften Geschichte, diesem herrlichen Denkmal deutscher Klarheit und Forschung: er war eine feine, ästhetische, scharfsichtige und dabei glückliche Natur, er spiegelte die Welt ruhig und leidenschaftslos wider und stellte das Geschehene mit unvergleichbarer Sachkenntnis dar. Aber müssen wir nicht bei diesem Forscher-Genius sagen: er geht wieder auf der anderen Seite zu weit? Er fürchtet, wie es scheint, die Tiefen und Abscheulichkeiten menschlicher Verkommenheit, er schritt vor ihnen zurück. Ob das nicht auch mitgewirkt hat bei seiner Abweichung von Tacitus, so wahr manche seiner Bemerkungen über diesen scharfen Zensor sein mögen? Er sagt in der Schilderung des entzücklichen Elagabal, daß man dem Kaiser alle Laster nachgesehen, „aber es gibt doch auch in der Immoralität eine Grenze dessen, was sich die Welt gefallen läßt.“ Das gilt von Rom — es ist aber auch für Ranke sehr bezeichnend, der lieber an den Greueln vorbeigeht, statt sie auszumalen, und der nur wenn die Grenze kommt, dann sich zwingt die tiefen Schäden aufzudecken. Weiter aber können wir fragen: ist der Gesichtspunkt Rankes überhaupt ausreichend, Weltgeschichte zu schreiben? Wir müssen es verneinen, denn obwohl er sich als einen gut lutherischen Christen bekennt, ist seine Weltbetrachtung eine unbiblische, denn er zögert, um mich milde auszudrücken, Weisagung und Wunder zu glauben, und sucht überall, wo sie ihm entgegentreten, Hilfe in der psychologischen Erklärung.\*)

Wie verschieden ist wieder von Ranke der ultramontane Geschichtsschreiber Zanussi, der, schwärmerisch begeistert von dem erträumten Ideal eines mittelalterlichen päpstlich-kaiserlichen Reichsbildes altgermanischer Herrlichkeit, alles, was seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts geschieht, nach diesem wie dagewesenen Vorbilde beurteilt. Da fehlt aller wahrhaft historische Sinn, denn nie hat eine Zeit allein ganz recht und eine andere ganz unrecht, sondern vermengt und verworren liegen die menschlichen Dinge und bedürfen einer vorsichtigen Scheidung. Jede Schablone, die man von vornherein mitbringt, zerbricht. Die Welt, dieses unbändige räthelhafte Ding, läßt sich in kein Schema schlagen.

Können wir weder mit dem ungeschlachten Scherr, noch mit dem ästhetischen Ranke, noch mit dem ultramontanen Zanussi uns völlig vereinen, so werden wir am Ende sagen müssen: es bleibt nichts übrig, als die einfache Darstellung der Verhältnisse, wie

\*) Wir bemerken, daß hier vielleicht ein Mißverständnis obwaltet. Ranke zögert nirgends, seinen Glauben an die Heilswahrheiten zu bekennen; er hält aber dafür, daß deren geschichtliche Wirkungen profanwissenschaftlich nur vom psychologischen Standpunkte aus erkannt und dargestellt werden können. Eine solche realistische Scheidung der metaphysischen von derjenigen Anschauung, welche allgemeine Geltung gegenüber dem wissenschaftlichen Verstande (auch der Nichtchristen) beansprucht, ist bei Ranke lediglich Folge erkenntnistheoretischer Erwägungen, und nicht ein Ausflußmittel der Glaubensschwäche.

sie waren, ohne persönliche Reflexion. Dies nimmt ja so manche Wissenschaft für sich in Anspruch. Aber es ist doch nichts anderes, als die Welt ohne Augen ansehen wollen, oder als sich in die Sterne verlieren, um von oben die Erde zu betrachten. Keine Wissenschaft, Entfernung aller Voreingenommenheit ist einfach — Schwindel. Es sind nur Träumer, die auf dieser einsamen Insel das Leben noch einmal aufsuchen. Und sie gefallen uns nicht einmal. Denn der persönliche Mensch verlangt überall nach persönlicher Betrachtung, und ist er weise, so weiß er, daß weder er noch sein Nächster sie irgendwo loswerden kann. Und diese überall uns beeinflussende persönliche Anschauung ist wieder eine vol's- und genossenschaftliche — auch bei unseren Zeitgenossen mit ihrem alle Gemeinsamkeit auflösenden Individualismus. Wir bleiben doch Kinder unserer Zeit und singen ihr Lied mit, es gefalle uns oder nicht.

Es ist kaum möglich, einen Standpunkt zu finden, von dem man die Charaktere einer Zeit beurteilen soll. Ist es der moralische? Dann ist gleich der Einwurf da: welche Moral soll urteilen? Wie unsagbar falsch, langweilig, in über Wiederholung geht die Gesichtsbetrachtung einer rationalistischen Moral einher. Die Manier dieser Richtung gibt Gesichtsbetrachtungen, in der eine wie die andere aussieht. Man merkt dieselbe auch in einer modernen Geschichte des Pietismus, wo nach ein paar Regeln und christlich-moralischen Gedanken die große Reihe der Persönlichkeiten, die zum Teil alle mehr inneren Reichtum und Empfindung hatten als der Darsteller, zugeschnitten werden. Von einer reichen, lebendigen und beweglichen Vergangenheit hat man zuletzt ein paar doch immer magere dogmatische Sätze. Das ist gewiß keine Art Geschichte zu schreiben. Wir werden immer in der Schilderung des Heidentums (wo aber überall Religion und Sittlichkeit eng zusammenhing) die Entwicklung nach dem Verfall auch der den natürlichen Menschen noch irgendwie ausstattenden Sittlichkeit betrachten und danach ihren Wert feststellen — aber jeder weiß, wie schwierig hier die Dinge liegen und wie schon die einem Volke ursprünglich mitgegebene Allgemein-Moral und das wirksame Allgemein-Gewissen etwas sehr Verderbtes sein kann. Neuerdings hat man z. B. sehr energisch dagegen protestiert, daß die Zeit Neros ein Sumpf gewesen, auf dem gegen seine eigene Natur das Christentum gewachsen sei. Womit indes keineswegs verneint ist, daß die Menschheit nicht von den greßten Unterschieden auch der natürlichen Sittlichkeit zerrissen sei. Es gibt eine andere Beleuchtung, welche die großen Greuel der Menschheit als die Kennzeichen einer ganzen Epoche darstellt. Da spielen die Inquisitionstribunale und die Hexenprozesse eine erschütternde Rolle. Sie werden förmlich ausgebeutet, um ein Jahrhundert zu erniedrigen, damit die Gegenwart mehr glänze. „Solche Dinge seien bei uns nicht mehr möglich.“ Ein grausames rohes Gerichtsverfahren könnte aber vielleicht nur beweisen, daß die Menschen damals nicht die Nerven hatten, die wir besitzen. Und dann sind unsere Dynamitverbrechen ein solches Uebermaß von Teufelei, Stumpfheit und Rohheit, daß sie fast unerhört erscheinen. Weiter — welchen Vorzug hat eine überaus schlaffe Behandlung der Verbrecher vor einer überaus strengen? Die Menschheit taumelt immer in Gegensätzen einher und übertreibt es bald in Strenge, bald in Weichlichkeit. Daher kann man keinen Maßstab nehmen. Am wenigsten aber aus dem Selbstruhm eines Jahrhunderts, mit dem sich daselbe als das fortgeschrittenste betrachtet und auf die alten Zeiten herabblüht. Welch ein eitler Ruhm ist es z. B. wenn ein Jahrhundert von einer besonderen Weltanschauung sprechen will, die merkwürdig große Unterschiede mit der Gedankenwelt der Vergangenheit, etwa mit der des 15. und 16. Jahrhunderts, aufweise. Es ist schwer verständlich, wie immer noch verständige Menschen auf den trockenen Wissen von einer besonderen Weltanschauung aufbeissen. Ein Jahrhundert, das nichts ist als der flüchtige Moment einer großen Aconenreihe, soll eine besondere Weltanschauung haben? Nach Lauf vieler Jahrhunderte und mühsamer Forschung bringen wir es etwa zu einer Weltansicht, zu einer matten Vorstellung von dem Großen der daselbstigen Dinge, aber zu einer Weltanschauung — das Wort erinnert zu sehr an den Stolz des Menschen!

So in der Menge der Ansichten herumgreifend, suchen wir nach einem festen Halt und da bietet sich uns der einfache Satz: eine Zeit ist dann eine vor anderen glückliche und gesegnete, wenn in ihr viele Gemüther sich finden, in denen die erste Tafel des Gesetzes Gottes zur Geltung gekommen ist. Eine Zeit reich an Menschen, die vor Gottes Majestät offenbar und nach seiner Gnade verlangend sind, übertrifft alle anderen Zeiten. Aus dieser Stellung zu Gott wird dann von selbst das Leiden für Gottes Ehre folgen: das Martyrium; und wir sagen weiter: eine Zeit reich an Märtyrern der Liebe zu Gott verdient den Kranz der Ehren vor allen anderen Stadien menschlicher Entwicklung. Der angegebene Kanon muß für jeden, der nach der Schrift und nach dem Bekenntnis der Reformation die Welt richtet, unantastbar sein. Nach ihm haben viele Epochen der Vergangenheit einen bedeutenden Vorzug vor der Gegenwart, in der wir leben. Es ist bekannt, wie sehr die Reformatoren über ihre Zeit klagen. Nicht nur Luther, sondern auch Calvin. Auch dieser meinte oft, in dem unglücklichsten aller Jahrhunderte zu leben. In diesem Sinne schrieb er einmal auch an den Herzog von Sommerjet. Man hat die Reformatoren mit diesen ihren Klagen gegen sich selbst ins Gesicht geführt. Man hat sie mit ihren eigenen Worten verdammt. Dann hat man die verwüstenden Folgen der Reformation aufgezählt, die schließlich ihre glücklichen Anfänge in der Versumpfung am Schlusse des Jahrhunderts käglicly ausgehen sieht. Ich finde die Apologetik nicht glücklich, die die traurigen Zustände im 16. Jahrhundert besser machen will, als sie waren. Es ist das auch gar nicht nötig für die Reformatoren. Sie haben einfach und lauter das gethan, was sie mußten: sie haben Gottes Wort in eine verdorbene Welt hinein geworfen und da hat sie selbst den kümmerlichen gefeßlichen Halt noch verloren, den sie bis dahin hatte, und ist ganz in Auflösung hineingeraten. Nicht was aus der Welt wird, ist die Hauptsache — auch nicht was aus mir wird — sondern: was verlangt die Ehre Gottes und seines Wortes. Wir können nach der neuesten Darstellung von Egelhaaf in seiner Geschichte des Reformationszeitalters sagen: die Zustände in Deutschland vor der Reformation waren auch elend nach dem, was eine moralische Betrachtung so nennt — und wir können Zanßen in manchem recht geben, daß es trostlos in Deutschland nach dem Tode Luthers und selbst auch bei seinem Leben aussah: aber was beweist das?

Witten in den Trümmern einer untergehenden und in den jämmerlichen Anfängen einer neuen Welt stehen die vielen, ja unzählbaren Männer Gottes, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten und in Wahrheit „Leib, Gut, Kind und Weib“ für ihn opfern. Eine große, herrliche Zeit, durchtönt von den Klängen einer Harmonie, die vom Himmel auf die Erde rauscht. Nach diesem Gesichtspunkt schreibe man Geschichte und Kulturgeschichte und feilsche nicht um die so schwierigen Detailfragen nach dieser oder jener großartigen oder geringen Welterneuerung auf den sittlichen Gebieten. Wir wissen, sie hat nicht gefehlt und konnte nicht fehlen. Zwingli sagt einmal:

„Von vielen fann ich in Wahrheit behaupten, daß sie herrlich zunehmen (Gott sei dafür gedankt) in Liebe zu Gott, in Friede mit dem Nächsten, in der Erkenntnis des Evangeliums, in einfältigem Wandel, in göttlicher Weisheit, in Beiträgen und Hilfsleistungen an die Armen, in Demut, im Verzeihen den Feinden, im Eifer für die Lehre Christi, in Teilnahme für die Gesangenen Christi und in Sorge für die ganze christliche Gemeinde. Es stirbt in ihnen die Selbstsucht von Tag zu Tag, dagegen wird Gott in ihnen um so mächtiger.“

Neben diese Erfahrung des Zürchers tritt die unvergleichliche Erscheinung Genfs, die uns fast zu viel Sittenstrenge zeigt. Man lese die Geschichte des häuslichen Lebens von Coligny und man wird ein Bild wahrer Frömmigkeit finden, wie es der Romanismus gar nicht kennen kann. Aber ich lege darum hierauf keinen zu großen Nachdruck, weil auch die geachtetsten Geister der Reformation immer das bleiben, was sie selbst von sich sagten: „mit Sünden belect“, und weil man mit den Beweisen aus

diesen Gebieten nicht weit kommt: sie haben für Gottes Ehre und Wahrheit gestritten: das genüge uns.

Unsere Theologie liebt so sehr die sittliche Betrachtung. Man wird fast müde an dem ausgebrochenen Stroh: sittlich-religiös. Aber eine sittliche Betrachtung wird immer von dem Fluch des Paradieses gehemmt sein und in einer Verwirrung bei dem Wissen von Gut und Böse enden. Auch tritt ihr, wenn auch nur mit kümmerlichem Recht, das Wort von Lange entgegen in seiner Geschichte des Materialismus: „Wir wissen, daß Glaube und Unglaube im Verhalten der Menschen im großen Ganzen und soweit es äußerlich in auffallenden Handlungen zu Tage tritt, keinen irgend merkbaren Unterschied macht.“ Auch kann die sittliche Betrachtung weder die Schrift noch die Reformatoren verstehen. Die Schrift hat Helden des Glaubens und eine Heiligung im Glauben. Nichts Anderes hat die Reformation. So wenig wir aber die Geschichten der Genesis oder der ganzen Schrift nach Moralität verstehen können, so wenig in dieser Weise die Reformatoren.

Es ist nicht zu sagen, welchen Schaden die moralische Betrachtung der Schrift und der Reformationszeit gebracht hat. Zöckler bewundert die Auslegung der Genesis durch Luther, aber er meint ihm doch nicht in den bedenkllichsten Partien folgen zu können. Warum nicht? Weil ihm eine falsche moralische Betrachtung noch anhängt und er nicht die tiefen Wege des Glaubens geführt ist, die die Erzväter und die Luther gehen mußten -- und in denen sie mitten in aller Befleckung doch glaubten. Ein Weg im Glauben und ein moralisches Leben sind himmelweit verschiedene Dinge. Wir können etwa noch ein Weltkind begreifen oder einen Mönch, aber die Creatur Gottes ganz menschlich und ganz göttlich zugleich verstehen wir nicht. Ein System der Ethik auf Grund der Schrift halte ich für eine Unmöglichkeit. Denn jede logisch geordnete, moralisch gerichtete Betrachtung zerstört das Geheimnis der wahren Heiligung, die eben nicht im Gegenstand der zugeschnittenen Beschreibung ist, sondern überall geheimnisvoll, verborgen, anstößig und seltsam. Es heißt da: Der Wandel ist gut, aber der Gang ist schlecht. Die Gerechtigkeit der Gläubigen kann von der Welt gesehen und dann doch wieder mit tausend Gründen bestritten werden, denn es bleibt hier alles unter den heillosen Verwirrungen einer ungeordneten Welt der Eitelkeiten, die niemand tiefer beschrieben hat als der Prediger Salomonis. Dogmatik und Ethik sind gewiß notwendige Fächer, aber man soll um alles nicht glauben, daß man damit das Leben und die Wirklichkeit gefaßt hat. Kösliu hat einmal gesagt: „Luther war eine dämonische Natur.“ Ich halte den Ausdruck nicht für glücklich. Er wollte damit das Gewaltige und Rätselhafte seines Wesens bezeichnen. Warum ist uns aber Luther vielfach rätselhaft, warum so viele Ausdrücke, die uns alles Maß zu überschreiten scheinen, warum zuweilen offenbare Zugeständnisse an sittlich verbotene Dinge? Weil in seiner Seele das Gebot des Glaubens ringt mit dem Gesetz und dieses Gesetz nicht überwinden kann, als indem daß es scheinbar übertreten wird. Das Gesetz des Geistes des Lebens, das in Christo Jesu ist, machte ihn frei von dem Gesetz der Sünde und des Todes.

Melanchthon wird todkrank durch die Geschichte mit dem Landgrafen, Luther bleibt nicht nur selbst fest, sondern rettet auch noch den Freund aus der Noth der Verzweiflung. Ich sage es in aller Bescheidenheit -- wir kleinen Geister sollten es aufgeben, nach moralischen Empfindungen die Stellung und den Kampf der Glaubenden begreifen und verteidigen zu wollen. Geben wir die Nergernisse Luthers ruhig an die Römischen preis -- der Mann wird in deren Schmutz nicht befleckt. Sie selbst richten sich nur mit ihrer Moralität, die Gott nicht kennt.

Welch ein Verlangen nach Gnade durchzieht die Reformationszeit: darin ist sie heilig und groß. In den Ruinen blüht die Rose von Saron. In wunderbarer Weise sind die Gemüther darauf vorbereitet, wie uns die Jugendgeschichte des Superintendenten Myconius in Gotha beweist. Welch eine Noth des Lebens, des heiligen Geistes an-

gegossen über die verfinsterte Welt! Und gehen wir an den Schluß des Jahrhunderts und schauen einen Augenblick den Heldenkauf der Niederländer an, so müssen wir sagen: Wie namenlos unglücklich war die damalige Zeit und doch wieder wie überreich von den großartigsten Beweisen des inneren Lebens. Einmal ist ein Holländer verurteilt, in einem Sack in einen Fluß geworfen zu werden. Bis an den Rand des Flusses disputiert er aufs lebhafteste mit seinen Feinden darüber, daß die evangelische Wahrheit gewiß und unumstößlich sei. Eine solche Zuversicht lebte in den Seelen. Wilhelm von Oranien, nach meiner Auffassung ein Mann der großartigsten Aufopferung für sein Volk, dem selbst seine letzte Bitte noch gewidmet war, wird von anderen zum Heuchler und Egoisten gemacht. Sollen wir noch an die Fahrten der Puritaner übers Meer erinnern und wie das erste ist, was sie thun, als sie die unwirtliche Küste betreten, daß sie den Sonntag heiligen und damit diese heilsame Ordnung den Freistaaten von America einprägen. Wer ist nicht erschrocken über die Wilder des unsäglichen Leibes im dreißigjährigen Kriege, und mit Recht erschrickt man über diese Verwüstung des Landes, die nach dem Segen der Reformation folgt; aber man sehe in diese düsterste Zeit hinein und man wird eine Anzahl ausgezeichneten Fürsten finden, die wahrhaft gottesgelehrt sind und in dem wilden Sturm des entsetzlichen Grauens noch zu retten suchen, was sich retten läßt. Hat nicht ein Paul Gerhard sich aus diesen Schutthaufen als jubelierende Kerze erhoben?

Gewiß — äußere Ruhe und Wohlordnung, Fortschritt der Kultur und Wohlhabenheit, ein mächtiges deutsches Reich sind noch keine Beweise einer besseren Zeit: eine Zeit ist nach göttlicher Anschauung eine friedvoll hingeseuchte und begnadigte, wenn man ergriffen wird von Angst um seiner Seelen Seligkeit und um diesen hohen Preis die Sichtbarkeit mit ihren wertvollsten Gütern preisgibt.

Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ist ausgezeichnet durch die hellleuchtenden Thaten der Waldenjer, Wallonen, Franzosen und Salzburger, welche in einer glorreichen Flucht ihre grausame Heimat verließen. Man gedachte im vorigen Jahre der Aufhebung des Ediktes von Nantes und des sich daran anschließenden Refuge. Welch eine Aufopferung bei diesen Flüchtlingen, die nur, um eine evangelische Predigt anzuhören oder die Psalmen Davids singen zu dürfen, unter tausendfachen Gefahren über die bewachten Grenzen drangen.

Sind das nicht geweihte Zeiten gewesen? Und welchen Segen hat Preußen von den Thränen der Refugiés empfangen, die der große Kurfürst noch als seine Kinder auf seinem Sterbebette bezeichnete! Die Franzosen erschrafen, als sie in der Liste der preussischen Generale von 1870 so viele französische Namen fanden.

Aber deutet es uns nicht wie ein Märlein, daß einmal 300 000 Menschen um ihres Glaubens willen den Wanderstab ergriffen?

Es scheint, als ob jedes Jahrhundert an seinen Wurzeln immer von einem besonderen Ausfluß göttlicher Gnade gesucht werde. So auch das unjüdische. In Elberfeld kam einmal in den dreißiger Jahren ein Mann ganz ermüdet zu einem Pastor — er war Tag und Nacht von Nassau hergelaufen —, um denselben zu fragen: Was muß ich thun, daß ich selig werde? In dieser Weise ging damals ein mächtiger Zug durch die Welt, den auch die Mission unter den Heiden verspürte. Freilich, er erlosch bald — nicht ohne große Schuld einer Theologie, die bald mit Hegel, bald mit Schleiermacher, bald mit Strauß entehrende Vereinerung suchte. Auch ohne tiefere Einsicht war, wie weit der seit unserer klassischen Litteratur sich ausbreitende Abfall unseres Volkes von Gott und seinem Evangelium sich schon festgesetzt hatte. Viel zu bereit, leichtlich den Schanden Israels zu heilen.

Und kommen wir nun in die Anschau auf die letzten Jahrzehnte deutscher Geschichte, so enthalten wir uns mit Absicht jeglichen eigenen Urtheils und fragen nur bei voller Betrachtung vor dem nach elender deutscher Zerrissenheit erstandenen Reiche mit seinen beiden von Gott gegebenen Säulen, mit seiner wunderbaren Auserbauung durch

räselhafte Siege, die auch gegen Rom das Evangelium der Reformation behaupteten, mit dem uns noch stets erhaltenen unvergleichlichen Besitz der Bibel in unseren Volksschulen — bedeckt nicht eine allgemeine Gleichgültigkeit und Stumpfheit die Forderungen der ersten Tafel des Gesetzes? Sind wir noch einer tieferen Begeisterung und Aufopferung für Gottes Ehre fähig? Leben wir nicht so schnell, daß wir kaum mehr Zeit haben, über diese entscheidenden Dinge auch nur noch nachzudenken?

Unser Jahrhundert sah einmal ein kleines Martyrium in den Leiden und der Auswanderung der Altlutheraner, doch will man das auch vermindern. Und als das Vatikanum den deutschen Bischöfen die Gelegenheit eines Leidens bot, zogen auch solche, die dreißig Jahre Kirchengeschichte studiert hatten und nirgends die Unfehlbarkeit gefunden, es vor, dem, was sie verwarfen, sich zu unterwerfen!

Ist unserer Zeit ein heiliges Martyrium für das höchste Gut bekannt? Wenn aber nicht, was werden wir über sie urteilen müssen?

Eine Salonfeder hat jüngst in der Beurteilung der Gedichte Gerolds gesagt: „Die religiösen Fragen haben aufgehört, für uns Lebensfragen zu sein.“

Ich glaube nicht, daß der Mann irrt.



## Zur Reform des Rechtsunterrichts.

Von

Professor v. Kirchheim in Heidelberg.

Sie wünschen, verehrtester Herr, daß ich Ihren Lesern über die mannigfachen Reformvorschläge betreffend die juristische Ausbildung Bericht erstatte und meine Ansicht über den gegenwärtigen Stand dieser Frage bezw. über die Möglichkeit, selbige zu lösen, äußere. Es ist dies eine schwierige Aufgabe. Denn wer heute die Feder ergreift, um über die juristische Ausbildung zu schreiben, der kann gewiß sein, daß er mindestens an einer Seite Anstoß erregt, und überdies ist es niemals erfreulich, Mängel zu rügen, die in dem Kreise der eigenen Wissenschaft hervortreten. Wer aber solche erkannt hat und wer Mittel zur Abhilfe zu kennen glaubt, der würde gewißlich nicht ehrenvoll handeln, wenn er sich aus persönlichen Rücksichten — um „Karriere zu machen“ oder die Empfindlichkeit vereinzelter Fachgenossen zu schonen u. dgl. m. — Schweigen auferlegte. So will ich denn versuchen, Ihrem Verlangen zu entsprechen, umso mehr als in der That die Frage über die Ausbildung unseres Juristenstandes bereits als eine brennende bezeichnet werden kann. Es dürfte hoch an der Zeit sein, weitere Kreise über diese Frage aufzuklären, die von der größten Wichtigkeit ist. Denn es muß zugegeben werden, daß das Vertrauen des Publikums zum Richter- und Beamtenstande Hand in Hand geht mit dem Verlangen einer guten Schulung dieses Standes, und daß die Erschütterung jenes Vertrauens eine große Gefahr für das gesamte Volksleben in sich trüge. Eine Bemerkung aber sei gestattet, ehe wir in die Sache selbst eingehen. Der ruhige Leser wird wohl bald erkennen, daß alles, was hier gesagt werden wird, auf vielfacher Erfahrung und objektiver Erwägung beruht. Nicht die Anschauungen eines Standes, einer Partei vertreten wir: nein, seit langer Zeit haben wir öfentliche „Enquêtes“ angestellt, und was im folgenden niedergelegt ist, darf Anspruch erheben, die Ansichten zahlreicher Juristen widerzuspiegeln — Richter und Anwälte, Praktiker und Theoretiker, Junge und Alte, höchste Beamte und Studierende, aller Meinungen und Wünsche sind berücksichtigt und sollen hier in einem Gesamtbilde erscheinen.

Manchem Leser wird es erwünscht sein, zunächst zu erfahren, wie denn eigentlich die Ausbildung des Juristen beschaffen sei? Nun, im wesentlichen nimmt dieselbe folgenden Verlauf. Dem Universitätsstudium sind 6 (in einigen Staaten 7 oder 8) Semester zu widmen, wovon die ersten 2 Semester wesentlich auf römisches Recht verwendet werden. Im übrigen sind etwa 12—14 größere juristische Vorlesungen zu

belegen. Das Militärjahr wird gewöhnlich in die Studienzeit gelegt. Nach Abschluß der Studien erfolgt eine Prüfung, die in Preußen (Referendar) vor einer Kommission der Oberlandesgerichte, zu welcher man gewöhnlich einen Professor hinzuzieht, abgehalten wird. Die Prüfung umfaßt eine sog. wissenschaftliche Arbeit (mit 6 Wochen Frist) und eine mündliche Prüfung. Letztere, bei welcher gewöhnlich sechs Referendare in 4—5 Stunden geprüft werden, erstreckt sich nominell auf das ganze Rechtsgebiet, thatsächlich fast nur auf Privatrecht, da sonst knapp 4 Minuten auf jeden Gegenstand entfielen. In anderen Staaten finden Klausurarbeiten aus den Hauptgebieten statt, deren Zahl z. B. in Hessen auf 14 ausgedehnt ist, und sodann eine mündliche Prüfung. Nach bestandener Prüfung folgt der Vorbereitungsdienst (in Preußen 4 Jahre), dessen Schluß das vor einer besonderen Prüfungskommission abzulegende (Assessor-) Examen, mit ziemlich hohen Anforderungen, bildet.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß diese Anordnung im ganzen eine zweckmäßige ist, und daß die Möglichkeit vorhanden wäre, auf diesem Studiengang tüchtige Juristen heranzubilden. Ja die Erfahrung lehrt, Gott sei Dank, daß immer noch in allen deutschen Staaten einige sehr gute Kandidaten bei den Prüfungen erscheinen. Es kann andererseits nicht geleugnet werden, daß das geschilderte System große Mängel hat. Und nachdem sich in den letzten Jahren gezeigt, daß in der That die Durchschnittsbildung recht mäßig ist, so macht man allerlei Vorschläge zur Besserung.

Nachdem in den siebziger Jahren (1877, 78) mehrere treffliche Arbeiten (insbesondere von Viertel, Gneist, Goldschmidt) erschienen, entwarf Schulte 1881 ein sehr düsteres Bild von den juristischen Studenten. Im vergangenen Jahre aber wurde die Frage von neuem durch Schmoller angeregt, welcher in seinem Jahrbuch den Vorschlag machte, man solle den Kollegienbesuch kontrollieren, ähnlich wie das auf der Kriegsakademie geschehe. Es war weniger eine Einschränkung der akademischen Freiheit, die er betonte, der Wunsch, es solle nicht förmlich die Unwahrheit amtlich bezeugt werden, daß viele Studenten Kollegien besucht, während sie doch thatsächlich niemals in einem solchen erscheinen: dieser Täuschung der Eltern soll entschieden entgegengetreten werden. Daß bei größeren Vorlesungen sich solche Kontrolle ohne absolut sichere photographisch-elektrische Apparate ganz von selber verbietet, ist klar. Nachdem die „Nordd. Allgem. Zeitung“ Nr. 353 sich energisch gegen Schmoller ausgesprochen, sind im Oktober 1886 von nicht weniger als vier ganz verschiedenen Seiten Vorschläge zur Besserung des Bestehenden gemacht worden. Mit seltener Einmütigkeit stimmen dieselben darin überein, daß eine Verlängerung der Studienzeit, ja daß selbst ein Zwischenexamen (Zentamen), ähnlich wie bei den Medicinern, wenig nügen würde. Am wenigsten einschneidende Maßregeln wünscht Rümelin in Freiburg (in Schmollers Jahrbuch IX, 4), indem er einige praktische Übungen vorschlägt, über deren Leistungen sodann beim Examen zu berücksichtigende Zeugnisse anzustellen sind. Auch sollen die schriftlichen Arbeiten aus diesen Übungen bei der Meldung zur Prüfung eingereicht werden. Der Vorschlag hat den Vorteil, daß er sich ganz allmählich verwirklichen läßt, und ist insofern der beste von allen, als er es unmöglich machen will, Versämnis in ein bis zwei Semestern durch „Einpauken“ nachzuholen. Holzendorff (in der Deutschen Revue, Oktoberheft) vergleicht den deutschen und französischen Rechtsunterricht und verlangt eine Verlängerung des Studiums, jedoch, um aktive Beweggründe zu größerem Fleiße zu geben, die Möglichkeit der Abkürzung, sofern der Kandidat mehrere juristische Kurse durchgemacht und vielleicht einige Ferienmonate die Technik des Geschäftsganges auf der Kanzlei eines Gerichtes oder Anwaltes kennen gelernt hat. Das würde jedoch, abgesehen von der Unausführbarkeit, offenbar leicht zur Zersplitterung führen. Franz von Liszt in Marburg (Berlin, Guttentag) macht einzig und allein die preussische Prüfungsordnung verantwortlich. Freimütig greift er den unwissenschaftlichen Geist der preussischen Bürokratie an und scharf geißelt er das erste Examen, welches in das Belieben des Ministers



gestellt, vor ungeeigneter Kommission abgehalten, „eine Prämie für Bummel und Denks Faulheit“ sei. Er verlangt Ersetzung der wissenschaftlichen Arbeit durch einige praktische Fälle und Spaltung der ersten Prüfung in zwei Abteilungen für privates und für öffentliches Recht. Ebenso wie der Oesterreicher F. v. Liszt griff schon im Mai 1886 der Hannoveraner v. Bar in Göttingen (in der fortschrittlichen „Nation“ III, 22 u. 25) die preussische Prüfungsordnung stark an. Am eigenartigsten verfährt der Berliner Rechtslehrer Dernburg (Berlin, Müller), der auf eine Vertiefung des Universitätsstudiums dringt und die Vorteile der militärischen Ausbildung, welche in dem steten Zueinandergreifen von Theorie und Praxis bestehen, für die Juristen dadurch gewinnen will, daß nach der ersten bereits im 5. Semester stattfindenden Prüfung zweijähriger Vorbereitungsdienst und sodann eine Rückkehr zur Hochschule für drei Semester stattfindet. Dadurch würde ein besseres Verständnis, eine gegenseitige Anregung von Aelteren und Jüngeren herbeigeführt werden.

Für die Einzelheiten müssen wir auf die fesselnd geschriebenen Schriften selbst verweisen: eins aber darf wohl gesagt werden, daß die deutschen Juristen mit einem gewissen Stolz auf diese Schriften blicken können. Beweisen sie doch, wie es uns nicht fehlt an solchen, die erfüllt sind von dem Wunsche der Besserung. Ganz besonders aber müssen wir die Rectoratsrede des Warburger Strafrechtslehrers F. v. Liszt hervorheben, welche sich durch großen Freimuth auszeichnet. Alle Achtung vor demselben! Aber wir glauben doch, daß es nicht genügt, stets vom Parteistandpunkt diese Frage zu betrachten und alle Verantwortlichkeit von sich abzulehnen. Es ist natürlich, daß eine Rectoratsrede nicht allzu sehr die akademischen Lehrer tabeln darf; aber auch die anderen Schriften schieben doch im wesentlichen alle Schuld den Lernenden und gar keine den Lehrenden zu. Nur Holtzendorff wagt einige Andeutungen gegen die Doktrinäre. Mag es nun auch von wenigen einseitigen Doktrinären uns verübelt werden, wenn wir die Sache etwas tiefer zu erfassen suchen, so glauben wir doch, es liegt im Interesse aller, der Wahrheit die Ehre zu geben. Und wenn wir zu den jüngeren Rechtslehrern gehören, so ist dieser Umstand insofern förderlich, als wir ja selbst erst im Anfang der siebziger Jahre als Student die Lehrmethode kennen gelernt haben. Wir sind mit den Verhältnissen von 14 deutschen Universitäten, sowie mit den Ansichten der Praxis vertraut und hoffen, daß unsere unbefangenen Bemerkungen vielleicht zur Klärung und allseitigen Förderung dienen.

Eine eingehende Kritik aller Vorschläge kann hier natürlich nicht geboten werden; aber wir werden uns doch die Frage vorlegen müssen: Steht es denn wirklich so schlimm um die Juristen, und was wird ihnen im Grunde vorgeworfen? Wir wollen versuchen, dieser Frage etwas näher zu treten. Zunächst soll zugegeben werden, daß die juristische Ausbildung in der That schlechter geworden und daß diese Klagen nicht allein in die Klasse derjenigen über die gute alte Zeit gehören. Aber es sollte doch nicht übersehen werden, daß ähnliche Klagen auch auf anderen Gebieten gehört werden, und daß die hier betrachtete Erscheinung nicht vereinzelt, ja nicht einmal unserem Vaterlande eigentümlich ist. In Frankreich hat man vor einigen Jahren das Prüfungswesen reformiert und beschäftigt sich eifrig mit diesen Fragen, wie die Schrift von Moudet, an die Holtzendorff anknüpft, beweist. In England hielt einer der bedeutendsten Juristen, Pollock in Oxford, erst kürzlich eine akademische Rede über die Ausbildung der Juristen. Aber nicht nur die Juristen, nein, auch andere Stände kennen ähnliche Fragen: bald wird über die Ausbildung der Philologen geklagt, bald werden für die praktische Ausbildung der Theologen Thesen aufgestellt (Wihorn) und selbst Kurse eingerichtet (z. B. für innere Mission). Es darf also wohl die oberflächliche Ausbildung der Juristen nicht als eine vereinzeltete Erscheinung angesehen werden: eine leichtfertige Auffassung der Berufs-Aufgaben findet sich leider heutzutage mehrfach, und wird auch in den nicht gelehrten Kreisen hierüber geklagt.

Mag aber auch solches im Zuge der Zeit liegen und der Jurist vielleicht dadurch

einige Entschuldigung finden, so muß doch selbstverständlich mit allen Mitteln dagegen angeämpft werden. Diese Mittel aber werden sich nur finden, wenn man wirklich über die Gründe sich Klarheit verschafft hat.

Was wird den Juristen der Gegenwart zur Last gelegt? Suchen wir zusammenzufassen, was in den genannten Schriften mehr oder minder deutlich hervortritt und was in allen Kreisen erkannt wird, so scheint sich doch — abgesehen von der Klage über den Unfleiß, die stets sehr vorzüglich anzunehmen ist — dreierlei zu ergeben. Einmal fehlt den jüngeren Juristen die Gewandtheit, anzuwenden, was sie wissen, ja es fehlt ihnen die Fähigkeit, die juristisch bedeutamen Punkte eines Verhältnisses sofort klar zu erfassen, es fehlt praktischer Blick und Anschauung. Sodann tritt allerseits der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit hervor, der mir enger, als man gewöhnlich annimmt, mit dem eben gerügten Mangel zusammenzuhängen scheint: das Wissen der Juristen ist kein gründliches, auf manchen Rechtsgebieten überhaupt äußerst gering, kurz und gut, es bedarf der Vertiefung. Schließlich wird von einigen Seiten der große Mangel an allgemeiner Bildung betont. Es wird behauptet, daß die Einseitigkeit der Juristen eine erschreckende sei, daß unsere jungen Juristen auch gar nicht mehr nach allgemeiner Bildung streben und der Stand, der die Führung haben sollte, geradezu geistig veröde (Vöigt S. 17).

Das also sind die großen Fehler, die gerügt werden, und es wäre in der That traurig, wenn es nicht möglich sein sollte, dieselben zu mindern, ich will nicht jagen zu beseitigen. Einen Bruchteil der Juristen wird es naturgemäß immer geben, der nicht mit großem wissenschaftlichen Geiste erfüllt ist. Es muß aber doch versucht werden, jenen Mischständen bei den Durchschnittsjuristen (und nur um solche faun es sich bei allgemeinen Erörterungen handeln) wirksam entgegenzutreten.

Wesentlichs wird nun zuerst empfohlen: Einrichtung von praktischen Übungen. Wahrlich, es ist gut, wenn praktische Übungen gehalten werden, aber fast scheint es, als ob man zu viel Wert darauf lege. Ich will nicht bestreiten, daß dieselben sehr nützlich, ja daß sie teilweise unbedingt nötig sind. Aber ich möchte doch sehr davor warnen, sie zu überschätzen. Ich nehme in dieser Hinsicht eine andere Stellung ein, als es fast Mode geworden ist, und kann nur wiederholen, was ich 1883 in meinem „Verwaltungsrechtspraktikum“ gesagt habe, daß solche praktische Übungen nur Wert haben, wenn sie sich auf gleichmäßig durchgearbeitete wissenschaftliche Grundlage stützen. Von den praktischen Übungen darf man nicht alles Heil erwarten; sie sind Ergänzung, aber nur Ergänzung der Ausbildung. Gott behüte uns vor zu vielen Praktika! — Sie würden m. E. dazu führen, daß die Wissenschaft zum bloßen Handwerk würde. Unsere Jurisprudenz ist ein System, und wer es nicht im ganzen erfaßt, der wird es in ein paar Stunden praktischer Übungen nicht erjagen! Es ist in der That seltsam: man tadelt die Unwissenschaftlichkeit einerseits und man will andererseits der Wissenschaftlichkeit allein durch Praktika aufhelfen! Möge doch die Zukunft die richtige Mitte finden und nicht von der Ueberschätzung, wie so häufig, zur Unterschätzung, hier der theoretischen Vorlesungen, gelangen. Auf was es ankommt, das ist die Verbindung praktischer Anschauung mit der dogmatischen Darstellung in der Lehre, in den Vorlesungen selbst. Dazu gehören aber mehr Praktiker als Praktika, und das hängt nun wieder mit der Ausbildung der Dozenten zusammen. Ein bekauanter römischer Rechtshistoriker hält auch Praktika ab und jeder Student weiß es, daß dort nur „Doktorfragen“ behandelt werden — an derselben Hochschule wirkt ein anderer Romanist, der im geraden Gegensatz zu jenem aus der Fülle des täglichen Lebens schöpft und jedes Verhältnis klar und scharf zu zergliedern versteht. Man steht, die Praktika allein machen's nicht.

Vielmehr wird die Lehrmethode und die Universität ganz allein helfen können. Und hier liegt jene große Meinungsstaltung, deren Ausgleich höchst wünschenswert ist. Wollte man doch endlich einsehen, daß das Ansehen des deutschen Rechtslehrers bebauerlicher Weise gerade in den Kreisen gesunken ist, aus denen sich die meisten Juristen

rekrutieren, und daß im vertraulichen Gespräch ernster Männer oft wenig schmeichelhafte Äußerungen über die deutschen Juristenfakultäten zu hören sind. Es nützt nun gar nichts, dies zu tadeln oder gar stolz zu ignorieren. Nein, wir müssen solch besagenswertem Zustande entgegenreten, müssen uns die wahre Achtung erwerben. Das wird nie mit Examenordnungen geschehen, sondern muß durch die Juristenfakultäten selbst erfolgen. Die Erschwerung der Prüfungen wird gewiß einiges helfen, aber im wesentlichen wird die Prüfung sich mehr oder minder immer auf Konstatierung von Wissen richten: den wissenschaftlichen Geist kann nur die Hochschule selbst geben. Sie allein vermag in jener Periode, da des Lebens Puls höher schlagen, mit den wissenschaftlichen Idealen zu erfüllen, deren Glanz noch in spätem Alter Altentaub und „Relationen“ durchschimmert und verklärt. Es gibt also nur zwei Wege: dies wird nicht erkannt, dann wird es so bleiben; oder es wird eine Besserung wenigstens erstrebt, dann muß statt harmnädiger Anklagen gegen Studenten und Beamte einheitsvolle Anerkennung folgen, daß die Juristenfakultäten mindestens nicht fortgeschritten sind (vgl. Holzendorff S. 78). Nicht Ablehnung jeder Verantwortung: nein, das ist doch ersichtlich, daß die Mängel der Ausbildung jenen vorzüglich zur Last fallen, denen die Ausbildung obliegt. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ — das gilt auch hier. Es wäre ganz einseitig, zu leugnen, daß wir noch eine ganze Anzahl sehr tüchtiger Rechtslehrer haben — aber gerade diese geben zu, daß vielfach nicht Wissenschaft, sondern Pseudowissenschaft sich breit macht, die höchst bedenklich ist. Diese Scheinwissenschaft, die ja nur von einem Teile geliebt wird, schädigt das Ganze. Es ist leider allzu wahr, daß vielfach bei den juristischen Lehrern — man könnte manche rühmliche Ausnahmen nennen — keine fruchtbare Wissenschaft zu finden ist: das sind Gelehrte, deren Grundfehler ist, daß sie lediglich zu ihrem Vergnügen höchst anmerknngsreiche Bücher schreiben, daß sie Gefallen finden an ihren Grübeleien, daß sie aber nicht daran denken, ob sie den Studenten etwas Brauchbares überliefern, nicht daran denken, was dieser wohl an Anregung und Belehrung aus dem Kolleg mit nach Hause nimmt!

Sehen wir nun näher zu und beginnen wir mit dem Aeußerlichen, so finden wir zunächst an vielen Universitäten einen bis zwei Lehrer, zuweilen auch mehr, die ihre Vorlesungen gemächlich beginnen, die ersten zwei Drittel des Semesters nicht sehr weit kommen, dann die Stundenzahl verdoppeln und verdreifachen — Kollisionen sind unvermeidlich — und schließlich . . . nicht fertig werden. So mißlich es ist, diesen Uebelstand zu berühren, so muß es doch geschehen, da er gerade am allermeisten die Theoretiker in Mißkredit bringt. Man weiß ja, wie leicht der Mensch zu Verallgemeinerungen geneigt ist. Es gibt in der That Lehrer an deutschen Hochschulen, die es für besonders „wissenschaftlich“ halten, in dieser Weise unvollständig zu sein. Man glaubt aber gar nicht, wie sehr gerade diese schädigen. Wenn der Sohn in die Ferien kommt und der Vater hört von solchen Herren — ja, glaubt man, daß dies das Ansehen der Rechtslehrer fördere? In der That muß man hier die von Biszitz angegriffene preussische Bürokratie in Schutz nehmen: der Beamte, der Reste hat, wird bestraft, und ich brauche wohl nicht auszuführen, daß er vollkommen recht hat, auf eine Handlungsweise wie die geschilderte mit Verachtung hinabzuschauen. Zur Ordnung und getreuen Pflichterfüllung soll sein Sohn herangebildet werden, und da ist es wohl erklärlich, daß der Vater vielleicht gar den Kollegienbesuch widerrät. Es ist richtig, daß bestimmte Verbindungen „prinzipiell“ nicht ins Kolleg kommen. Aber es ist durchaus irrig, der gesamten Bürokratie Unwissenschaftlichkeit vorzuwerfen. Es gibt wohl kaum eine Universität, an der so viel Söhne preussischer Bürokraten studieren, wie Heidelberg, und ich kann versichern, daß auch aus diesen Kreisen jedes Semester sich ganz hervorragend fleißige finden. Dort ist aber auch in den letzten Jahren kein Ordinarius „nicht fertig geworden“! Was übrigens den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit gegen die preussische Bürokratie betrifft, so ist er leicht zu widerlegen: jedermann, der die Litteratur des letzten Jahrzehntes kennt, weiß, wie viel mehr treffliche Werke aus den Reihen

preussischer Praktiker als aus denen der oben geschilderten Theoretiker hervorgegangen sind — wo ist selbst ein rechtshistorisches Werk aus Theoretikerkreisen, das sich z. B. mit Stölzels *Svarez* vergleichen ließe! Also nicht die Achtung vor der Wissenschaftlichkeit, sondern die vor dem Gelehrtentum ist es, was der preussischen Bürokratie abgeht.

Noch mehr ist das Studium geschädigt durch einen anderen Umstand, nämlich durch die immer größere Anschwellung der Stundenzahl. Sehr factatisch und zutreffend sagt Rümelin: Keiner wird dies von seinem Fache, jeder aber gewiß von dem seiner Kollegen zugeben. Man bedenke, daß es eine große Anstrengung ist, jedes Semester ein paar hundert Stunden Kolleg zu hören! Daß in dieser Hinsicht vieles gebessert werden kann, beweist ein Vergleich der preussischen Universitäten, wo feste Honorarsätze, bestehen, mit denen anderer Staaten, wo das Honorar pro Stunde, berechnet wird. Was an einer süddeutschen Universität z. B. in 1479 Stunden gelesen wird, trägt man in Berlin in 1343 Stunden vor, d. h. in 136 Stunden, also etwa 10 Prozent weniger. Ich glaube hierin ebenfalls einen Hauptfehler zu erkennen: Vertiefung des Studiums kann nur erfolgen durch bessere Ausnutzung der Zeit; wird man sich entschließen, kürzer zu lesen, so werden sich zahlreiche Vorteile unmerklich einstellen: die „Kunst der Rede“ wird wieder mehr entwickelt werden, die so sehr vernachlässigt ist, die Vorträge werden sorgfältiger und doch reicher werden, man wird Zeit gewinnen für Praktika und Spezialkollegien. Denn, daß man mir nicht einwende, die Wissenschaft werde infolge der Kürzung zu kurz kommen, so möchte ich betonen, daß ich auf die Ausbildung ein- bis zweistündiger Vorlesungen — wie die preussischen Publika — den höchsten Wert lege. Die gleichsam monographische Ausführung gehört in derartige Spezialkollegien und darf uns nicht verloren gehen — in den größeren systematischen Vorlesungen ist die Uebertragung des für das Forschen nötigen Spezialismus auf die Lehre vom Uebel, wie dies ein Erlaß des Ministers v. Gohler einmal gegenüber den Lehrern auf einem anderen Gebiete ausgeführt hat, und der Stoff jedes Rechtsgebietes ist heute so groß, daß alle „Vollständigsteit“ des mündlichen Vortrages relativ ist. Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß allerdings Mittel vorhanden sind, um in dieser Richtung Besserung anzubahnen. Es bleibt sogar in der That gar nichts anderes übrig, als daß die Fakultäten hier sich der Ansicht der Praktiker fügen. Es ist in der That ein abgebranntes Klagelied, daß die Studenten nicht ins Kolleg kommen: aber nicht die Berufsfreiheit muß eingeschränkt, nein, vielmehr muß dem Mißbrauch der Lehrfreiheit entgegengetreten, die Stundenzahl der Vorlesungen fest bestimmt und für richtiges Abhalten der Vorlesungen gesorgt werden. Es wird damit gewiß niemand zu nahe getreten — denn eine materielle Einschränkung der Berufsfreiheit ist darin doch nicht enthalten. In der Beilage zur „Post“ vom 26. Novbr. 1882 wurde ein ähnlicher Vorschlag aufgestellt. Es ist gewiß richtig, daß wir alle mehr oder minder Spezialisten sind: so handelt es sich also darum, die Einzeldisziplin in den Dienst des Ganzen zu stellen, und eine unparteiische Instanz soll die Stundenzahl einheitlich feststellen (wobei das Verhältnis von Winter- zu Sommersemester etwa wie 4:5 angenommen werden kann). Was aber die schwierige Frage betrifft, wer diese Instanz bilden soll, so würde ich zunächst noch nicht einmal verlangen, daß das Ministerium diese Feststellung vornähme, sondern würde den Vorschlag machen, daß die Fakultät selbst darüber Beschluß faßt und den Lehrplan der Regierung vorlegt. An einer deutschen Universität des Auslandes z. B. ist dies der Fall und es sind in mehreren Jahrzehnten dort außerordentlich wenig Konflikte vorgekommen.

Wohl muß man sich bewußt sein, daß von einem Teile der Dozenten dieser Vorschlag stark befehdet werden wird: im allgemeinen liegt kein Grund vor, sich dagegen ablehnend zu verhalten, und es braucht kaum bemerkt zu werden, daß auch für die Gesundheit der jungen Leute eine kleine Einschränkung der Stundenzahl sehr dienlich sein wird. Daß von solcher Einschränkung besonders das Privat- oder genauer das römische Recht getroffen würde, ist unzweifelhaft. (Daß das öffentliche Recht mehr

kultiviert werden muß, wird ausnahmslos von allen anerkannt und soll daher hier nicht weiter erörtert werden.) Wir gehören keineswegs zu denen, welche das römische Recht für einen überwundenen Standpunkt halten oder gar annehmen, es müßte mit der Einführung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches schwinden. Das System des römischen Rechtes wird die Grundlage bleiben, wie dies in Oesterreich und der Schweiz und überall der Fall ist. Dernburg hat vollkommen recht, wenn er hervorhebt, wie wahre Wissenschaftlichkeit sich nur auf jenem System erheben kann, und man darf wohl sagen, daß Werke wie die Dernburgs gewiß von preussischen Praktikern in hohem Grade anerkannt sind. Aber es gibt eben auch andere Romanisten — und da dürfte allseitig eine wesentliche Einschränkung der Institutionen und Rechtsgeschichte gefordert werden. Die Art und Weise, wie von mancher Seite das römische Recht gelehrt wird, ist durchaus verderblich. Es ist geradezu bedauerlich, wie alljährlich eine Reihe von Jünglingen aus den besten Kreisen, mit der schönsten Begabung, mit dem größten Wissenssicherer abgeschredt werden durch die Vorlesungen über römische Rechtsgeschichte! Von allen Seiten höre ich Aeußerungen wie: „Diese Vorlesungen sind unser Unglück.“ Aber — ich bin wahrlich kein Gegner echter Geschichtsforschung — auch hier ist es lediglich jene antiquarisch-philologische Methode, die die Rechtswissenschaft geschädigt hat. Dort wird stundenlang über ein durchaus veraltetes Institut vorgetragen, hier kurzieren bei den Kandidaten Tabellen, die auswendig gelernt werden, mit 85, schreibe fünfundsachtzig römischen leges. Ich weiß, daß ich bei manchem Anstoß erzeuge, ich weiß aber auch, daß ich mindestens zwei Drittel aller bedeutenden Juristen auf meiner Seite habe, wenn ich offen ausspreche: Altertumskunde ist nicht Jurisprudenz. Jene Antiquare gehören in die philologische Fakultät, nicht in die juristische. Wir werden gewiß nicht den Wert rechtshistorischer Arbeiten verkennen, aber doch gibt es auch hier zweierlei Richtungen: die eine, die philologische, kleinlich und antiquarisch, und die andere, welche tief und lebensvoll die juristischen Fragen erfäßt; als Beispiel für letztere seien etwa Sohms Werke genannt oder die Arbeit, welche der Bonner Romanist Zitelmann über das kürzlich aufgefundenene Recht von Gortyn veröffentlicht hat. Der beste Beweis, daß im allgemeinen die romanistische Gelehrsamkeit im letzten Menschenalter nicht fähig gewesen ist, wissenschaftlichen Geist zu erwecken, liegt wohl darin, daß es überall, wo eine Pandekten-Professur besetzt werden soll, an tüchtigen Kräften fehlt, und daß — wenn es so weiter geht — in kurzer Zeit dem jüngsten Privatdozenten, gleichviel ob er etwas geleistet oder nicht, derartige Ordinariate offen stehen. Daß aber die historisch-kleinliche Richtung — übrigens sind auch in der Geschichtswissenschaft jetzt die sog. Urkundenamenien zum Teil an Ruher — nichts geleistet, dafür ist wohl sprechender Beweis, daß es noch nicht gelungen ist, einen würdigen Nachfolger für Stinzing in der Bearbeitung der Geschichte der Rechtswissenschaft zu finden!

Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen, deren Ausführung ja hier nicht thunlich ist. Sie leiten uns zugleich zu einer anderen Erwägung über, deren Auseinandersetzung etwas schwieriger ist. Schon das Gesagte ergibt, daß manche Mißstände bestehen, die leicht gebessert werden könnten. Wenn man aber über den Mangel an Wissenschaftlichkeit klagt und ihn heben will, so wird dies am allermeisten durch die Lehrmethode selbst geschehen können. Beklagt wird über Unwissenschaftlichkeit, Ungewandtheit, Einseitigkeit. Wir werden offenbar diese Fehler in das Gegenteil umgestalten können, wenn wir erkennen, daß an der Lehrmethode manches besserungsfähig ist. Schon in den Erörterungen über den Spezialisismus und über die antiquarische Methode liegt, das zum Teil die juristischen Fakultäten nicht frei zu sprechen sind von dem Einfluß auf den gegenwärtigen Stand der Ausbildung: in einem der genannten Aufsätze ist geradezu die „historische Detailsforschung“ verantwortlich gemacht für den beklagenswerten Rückgang, und in der Arbeit von Schulte wird der Jurisprudenz sogar die Geschwägigkeit in den Parlamenten und das Schwanken der Gesetzgebung zur Last gelegt! Ja, manche Nervosität der modernen Juristen wird vielleicht nicht ohne Grund

auf solche verfehlte Methode zurückgeführt! Mehr also als auf die erörterten äußeren Aenderungen kommt es an auf innerliche Umgestaltung — es ist dies geradezu ansichslagebend.

Zwei Momente treten uns hier ganz besonders entgegen. Zunächst ist unsere Rechtslehre zurückgekommen durch einen ganz übertriebenen Spezialisismus. Die Kleinigkeitskrämerei, die getrieben wird, hat nicht nur abschreckend gewirkt, sie hat auch vielfach den Wic gerant für das große Ganze. Immer reicher und reicher werden die Gebiete des Forschens und Strebens, und auch für die Jurisprudenz gilt das Wort: „Und uns wird je mehr, je länger nötig ein Zusammendränger“. So kommt es darauf an, allen unnützen Ballast beiseite zu werfen, römische Leges und manches andere, und heranzubilden zu Beamten, welche die Rechtswissenschaft erkennen als einen Zweig am mächtigen Stamme der Sozialwissenschaften. Es charakterisiert unsere ganze Periode die große Ueberschätzung des „Wissens“. Vielleicht steht die Frage nach der juristischen Ausbildung im engeren Zusammenhange mit der Schulfrage, bei welcher ja auch über philologische Kleinigkeit u. s. w. geklagt wird. Aber, gleichviel, wie die Gymnasialausbildung sein mag, wir haben, da uns ebenso wie die „juristischen Herbstmanöver“ die juristischen Kadettenkorps fehlen, darauf zu sehen, daß wir einen Beamtenstand heranzubilden, der den Aufgaben des Lebens gewachsen ist. Und da sollte man nicht vergessen, daß Wissenschaft nicht in Wissen besteht. Wahrlich, das Wissen allein läßt uns arm und kann leicht von frischer Lebensau in dürre Steppen führen; einer der Hauptfehler unserer Zeit ist die Ueberbürdung des Gedächtnisses mit Einzelheiten, deren Zusammenhang nicht erkannt ist. Vor allem muß darum die „Encyclopädie“, ein bekanntlich sehr vernachlässigtes Kolleg, zu Ehren kommen. Will man hier aber wirklich sorgen für einen Einblick in das große Ganze der Wissenschaft und nicht oberflächliche „allgemeine Rechtslehre“ hervorruhen, so müssen vor allem die Lehrer selbst jenen Einblick haben, und zu diesem Zwecke möchten wir den maßgebenden Persönlichkeiten folgenden Vorschlag zur Erwägung stellen: Jeder Dozent ist — bis etwa zu seinem 50. Jahre — verpflichtet, „Encyclopädie“ zu lesen. Hierfür werden keine besonderen Professuren errichtet, vielmehr wird diese Vorlesung wechselweise von allen Dozenten der Fakultät gehalten.

Ein anderer Fehler, der mit dem eben getügten im Zusammenhange steht, soll nur berührt werden. Es wird in den letzten Jahrzehnten ganz besonders häufig Klage geführt, daß juristische Dozenten in durchaus formalistischer Weise die Wissenschaft lehren. Wir können das hier nicht ansühren. Wir haben im April 1884 unsere Leser auf einen Vertreter dieser Richtung im Staatsrecht hingewiesen. Auch in anderen Rechtsgebieten gibt es diese Formalisten, die, man möchte sagen, eine wahre Begriffs-gymnastik treiben. Diese spitzfindige Richtung wirkt äußerst nachtheilig, indem sie naturgemäß den Widerwillen gegen die Jurisprudenz hervorruft. Leere Formen ohne Inhalt, juristische Phrasen (die bedenklichsten aller), Zweifel ohne Lösung — das ist es, was der Student hier erhält, nicht Brot, sondern Dunst. Manche dieser Dozenten — Namen darf man nicht nennen, doch jeder Eingeweihte kennt sie und ich weiß, daß an einer mit lieben Universität sämtliche Rechtslehrer meine Ansicht teilen — manche derselben zeigen nicht einmal mehr den Schein eines sittlichen Ernstes, sondern faulieren, machen juristische Taschenpietätkünste u. s. w., und es ist in der That bedauerlich, daß es kein Mittel gibt, diese verflachend und zerfetzend wirkenden Leute, welche die Ehre des ganzen Standes schädigen, auszuschneiden. Bedauerlicher aber ist, daß diese Gruppe, nicht nur, aber doch zum Teil durch Rassenzusammenhang enger verknüpft, noch manche Unterstützung seitens derjenigen findet, die durchaus auf einem anderen Standpunkte stehen.

Doch lassen wir dies beiseite, — wir könnten dabei auf den Zusammenhang dieser Fragen mit den seit 20 Jahren zum Ueberdruß erörterten Fragen über die „akademische Laufbahn“ gelangen. Mag es auch sicher sein, daß in Zweifelsfällen derjenige, der die unverdächtigste und unbrauchbarste Monographie geschrieben, von einer Fakultät

eher vorgeschlagen wird, als die tüchtigste Lehrkraft mit dem Blick für das Ganze, mag auch der Verwandte und Verschwägerte dem Fremden vorgezogen werden — das ist schließlich in anderen Ständen nicht viel anders, es ist menschlich, und wir wollen dies nicht so hoch veranschlagen, um so mehr, als derartige hämische Angriffe nicht gerade von solchen ausgehen, denen, wie uns, die Ehre der Universitäten am Herzen liegt, umso mehr, als an großen Hochschulen das sogen. „Cliqueswesen“ nicht so schlimm ist; ich wüßte nicht, daß in Berlin und Leipzig ein Jurist seine Stellung verwandtschaftlichen Beziehungen verdankte . . . und auch Professoren und Leutnants verlieben sich in die Töchter ihrer Vorgesetzten.

Dafür aber, daß selbst alle jene gerügten Mängel nicht gerade den Juristen der Gegenwart eigentümlich sind, möge uns, dem Nichthistoriker, ziemlich unbekanntes Historisches anzuführen gestattet sein; es belehrt uns, daß auch in früheren Zeiten Epifündigkeit, römische Antiquitäten und Kleinlichkeit zu weit getrieben wurden. Im Jahre 1848 wandte sich der Begründer des „Gerichtssaales“, v. Jagemann, in einem epochenmachenden Aufsätze gegen die „spitzfindigen Auslegungen juristischer Taschenspieler“, gegen die Doktrinar-, Formular- und Kautelarjurisprudenz, die aus dem Tempel der Selbstberäucherung heraustraten müsse u. s. w. Einige Jahrhunderte früher (1660) schrieb der große Leibniz gegen das römische Recht in einer Schrift „Bedeutung der Gestalt der Mängel des Justizwesens in theoria abzuhelfen“, und in der Urkunde einer Juristenfakultät v. J. 1444 finde ich . . . die Klage über mangelhaften Kollegienbesuch und die Mahnung an die Dozenten: sie sollten, damit in kürzerer Zeit mehr gehört werden könne, alles Unnötige und Ueberflüssige beiseite lassen. Es scheinen also die gerügten Hauptfehler, Romanismus, Spezialismus und Formalismus, nicht gerade etwas Neues zu sein. —

Es ist nun gewiß, daß Aenderungen der Lehrmethode in den angegebenen Richtungen von großem Erfolge begleitet wären. Wenn man dann noch betont, daß es vor allem auf die Stärkung der Fähigkeit, schwierige Rechtsfragen zu entscheiden, ankomme, so möchte ich mir die Bemerkung gestatten, daß dies sehr wohl auch in den theoretischen Vorlesungen selbst geschehen kann. Es wird sich immer darum handeln, das kann nun schon aus dem eben Gesagten entnommen werden, welche Persönlichkeit das Recht lehrt: der eine wird mehr zu Abstraktionen geneigt sein, der andere wird diese mit Beispielen aus der Fülle des Lebens illustrieren. Das letztere ist selbstverständlich zu befürworten, und die Erfahrung derjenigen Dozenten, die dies in eigener Weise thun, lehrt, daß damit äußerst ausregend und geisttänzend gewirkt wird. Hierüber könnte man natürlich ein Buch schreiben; denn gerade auf der Art und Weise, wie jene Verbindung von Theorie und Praxis versucht wird, beruht ja die ganze Lehrmethode, die wir empfehlen. Es handelt sich, kurz gesagt, darum, fortwährend Fälle aus dem Leben herbeizuziehen, für die der Student Verständnis mitbringt, mit einem Worte unablässig das Abstrakte zu konkretisieren. Rekapituliert man zur rechten Zeit, versteht man es, die Fälle an der richtigen Stelle in richtiger Form einzustreuen, so kann man die besten Erfolge erzielen, ja man kann sicher sein, daß der Student ganz unwillkürlich zum juristischen Denken und, ich möchte sagen, zu juristischer Auffassung bei allen Erscheinungen des Lebens angeregt wird. Wenn nun auch immer, wie gesagt, hier vieles von der Persönlichkeit des Lehrers abhängen wird, so könnte doch vielleicht einiges durch die Ausbildung der Dozenten erreicht werden: man könnte unbedingt ein praktisches Examen verlangen und den bloßen Doktor einer kleinen Universität nicht für genügend erachten. Man könnte vielleicht auch dem Dozenten die Möglichkeit eines dauernden näheren Einblickes in ein praktisches Gebiet gewähren. Man ersieht aus dem Gesagten, daß sehr wohl in der Lehrmethode manches geändert werden kann: und es ist geradezu unbegreiflich, warum dies nicht berührt werden soll. — Es ist merkwürdig: wenn jemand sagt, „die Prüfungsordnung des preussischen Justizministers ist eine Prämie für Denkfaulheit, ein Hemmschuh für ernste Arbeit“, so finden manche Theoretiker das

wunder schön; sagen wir aber, die heutige Art der Kollegien ertödet die ernste Arbeit und das breite Diktat ist nur gut für Denkschlauheit, so ist das — wüste Schimpferei.

Das sind alles nur einige Andeutungen und Vorschläge, die hier nicht weiter verfolgt werden können. Damit jedoch der Fachmann feste Ausgangspunkte zu weiteren fruchtbringenden Erörterungen finde, geben wir anhangsweise eine Zusammenstellung positiver Vorschläge, unter welchen wir hier nur noch den letzten besonders hervorheben möchten. Auch wer die anderen Vorschläge nicht billigt, wird vielleicht mit uns ein Mittel gegen die Verflachung der Jurisprudenz in der Wiederbelebung einer Bestimmung der bairischen Anwaltsordnung von 1864 erkennen: wenn zur Rechtsanwaltschaft erst zwei Jahre nach dem Kessorexamen zugelassen wird, werden gewiß manche Elemente vom juristischen Studium ferngehalten werden.

Mag man im übrigen Einzelheiten der Vorschläge angreifen und verbessern, die Mehrzahl der unbefangenen Praktiker und Theoretiker werden wohl einig sein, daß jene Vorschläge leicht durchführbar und sehr geeignet sind, die juristische Ausbildung zu vertiefen. Im wesentlichen wird das Universitätsleben unverändert bleiben. Das römische Recht wird nicht aufgehoben werden, es wird vielmehr reiner und freier von philologischer Beimischung als die größte Rechtsdogmatik aller Zeiten bestehen bleiben. Die Grundlage werden auch ferner die rein systematischen Vorlesungen bilden, die etwas verkürzt im Sinne Puchtas, nicht was in allen Büchern steht, darzulegen haben; eingehende Erörterungen der Einzelgegenstände werden in Sondervorlesungen stattfinden; praktische Uebungen werden als Ergänzung, nicht als Ersatz eintreten.

Wehr aber als auf dies wird es darauf ankommen, innerlich eine Umbildung des Unterrichts herbeizuführen; nicht Vermehrung des Wissensstoffes, sondern Stählung der Denkkraft, Anregung zu tieferem Eindringen — darauf wird es ankommen; denn wir wollen nicht Spezialisten anlernen, sondern wir sollen Beamte Vorbilden, die den großen Aufgaben der Zeit entsprechen können. Wenn der Rechtsunterricht in dieser Weise angefaßt wird, so werden gute Folgen nicht ausbleiben. Es ist eine wesentliche Aufgabe des Rechtslehrers, für diese zuerst trocken erscheinenden Materien zu gewinnen, zu interessieren, vielleicht zu begeistern; und das ist der große Fehler, dem besonders der Spezialist verfällt, anzunehmen, das, was er gebe, sei schon an sich fesselnd. Freilich muß möglichst von allen Seiten in der angegebenen Weise vorgegangen werden. Und selbst dann dürfen wir wohl nicht sofort annehmen, daß die Verbindungsstudenten nun gleich in üppiger Vielzahl in den Hörsälen erscheinen werden. In dieser Hinsicht wird vielleicht einiges durch strengeres Examen erreicht werden. Am meisten aber wird die Unterrichtsmethode selbst thun. Wie gegenwärtig meist gelehrt wird, kann man es einem gut vorgebildeten jungen Manne wahrlich nicht verübeln, wenn er nicht ins Kolleg geht; es wird ihm häufig kaum so viel geboten, wie in einem guten Buche; er möchte gern hören, da sieht er so viele nach Diktat schreiben . . . so bleibt er fort (er wird „fortgedbet“, wie es in meiner Studentezeit hieß). Im allgemeinen darf auch heute der fesselnde Lehrer auf große Auditorien rechnen. Fast scheint es, als ob die kleineren Universitäten Nord- und Mitteldeutschlands ganz besonders über jenen Mißstand zu klagen hätten, und es ist höchst bedauerlich, wenn treffliche Lehrer da vor leeren Bänken sprechen müssen. In Heidelberg (und Tübingen) gehört ein Besuch von 60—80, ja bis 100 Prozent der Eingeschriebenen nicht zu den Seltenheiten, und in jenen geschilderten einstündigen monographischen Vorlesungen übersteigt die Zahl der Anwesenden die der Eingeschriebenen oft um das Doppelte. Gottlob, können auch wir sagen, gibt es noch genug Studenten, die die richtige Vereinigung von Arbeit und Buchenlust zu finden wissen, noch genug Jünglinge, die voll von Wissensdurst und Empfänglichkeit zu uns kommen, und Gottlob auch wohl noch tüchtige Rechtslehrer, die diese zu fesseln verstehen!

Ich glaube für die Wissenschaft gesprochen zu haben und muß trotzdem fürchten, stark beschödet zu werden. Aber die hier vertretenen Ansichten haben



nicht nur Tausende von Praktikern, sondern auch einen großen Teil von Rechtslehrern hinter sich, und wenn wenige viel Lärm machen werden, so darf, was Liszt bei anderer Gelegenheit aussprach, auch für uns gelten. Wenn ein einzelner gegen den „Terrorismus der Schule“ auftritt, so kann „verlieren nur derjenige, der sich in die Brezche stellt, die Wissenschaft kann dabei nur gewinnen“. Wenn Sie aber diese Zeilen veröffentlichten, so mag doch eine Bitte an alle akademischen Fachgenossen hinzugefügt werden, nämlich, daß diese die gemachten Vorschläge vorurteilsfrei und objektiv prüfen; und ausdrücklich bitte ich jedermann um Verzeihung, der irgendwie eine Aeußerung auf sich selbst beziehen sollte. Ich glaube, auch solcher wird zugeben, daß die Ehre der deutschen Rechtslehrer dies offene Bekenntnis erforderte, daß unser Stand seinen Einfluß nur durch vollkommene Umgestaltung wahren kann und daß diese Erörterungen nur einen Zweck haben, Vertiefung und Förderung der Wissenschaft herbeizuführen. „Ein Wahrzeichen nur gilt die Wissenschaft zu erretten“, zu erretten vor zahlreichen inneren Feinden.

Möge diese kleine Schrift beitragen zur Aufklärung der gebildeten Kreise; mögen die Vorschläge, in dieser oder umgestalteter Form verwirklicht, dazu führen, daß in jenen Kreisen die Achtung vor dem Theoretiker wieder wachse und nicht auf ihn als auf einen „Schulmeister“ herabgesehen werde, daß der Einfluß der Juristen fakultäten für die gesamte Entwicklung der Rechtspflege wieder steige, daß die Rechtswissenschaft wieder werde, wozu sie allezeit bestimmt war, aus einer toten Theorie von Antiquitäten eine volle reife Lebenswissenschaft, die *divinarum atque humanarum rerum scientia*, die Dienerin der Gesellschaft und die Herrscherin aller Sozialwissenschaften.

## Anhang. Zusammenfassung positiver Vorschläge. \*)

### I. Allgemeines.

Es hat womöglich reichsgesetzliche Feststellung der leitenden Grundsätze in Ergänzung des Gerichtsverfassungsgesetzes (§ 2a.) zu erfolgen. Sollte dies nicht thunlich erscheinen, so sind die leitenden Grundsätze durch Vereinbarungen zwischen den einzelnen Staaten einzuführen. Zum Zwecke solcher Vereinbarungen, durch welche etwa den folgenden (II. III.) Grundsätzen Geltung zu verschaffen wäre, ist es wünschenswert, daß eine Kommission zusammenetrete.

Dieselbe besteht 1) aus einem Vertreter des Reichsjustizamtes und des Reichsgerichts, 2) aus je einem Vertreter des preussischen Justizministeriums, des preussischen Unterrichtsministeriums, des bayerischen, sächsischen, württembergischen, badischen, hessischen, mecklenburgischen, sachsen-weimarschen Ministeriums, deren jedem ein von der Regierung bezeichneter Rechtslehrer des betreffenden Staates beigegeben ist, 3) einem Vertreter des hanseatischen Oberlandesgerichts, 4) einem Bundesratsmitgliede, welches von denjenigen Staaten, die im obigen noch nicht vertreten, gewählt wird, 5) aus dem obersten Justizbeamten des Ortes, an welchem die Kommission zusammentritt (23 Mitglieder). Der Ort der Versammlung wird in einem universitätslosen Staat gewählt (z. B. Altenburg, Gotha, Anhalt.)

Anmerkung. Die Einzelheiten sind offen gelassen. Eine Verständigung durch eine solche Kommission ist sehr erwünscht, obwohl Kämelins Ansicht richtig ist, daß ein Vorgehen Preußens allein auch die anderen Staaten beeinflussen würde.

\*) Wer dem Verfasser seine Ansichten mittheilen will, wird höflich gebeten, seine Bemerkungen an diese einzelnen Abschnitte anzuknüpfen und zu numerieren.

## II. Universitätsunterricht.

1. Die Regierungen verpflichten sich, einheitliche Termine für den wirklichen Beginn und Schluß der Vorlesungen festzustellen und für deren unbedingte Einhaltung Sorge zu tragen.

2. Es wird ein einheitlicher Studienplan für ganz Deutschland festgesetzt, welcher den Studierenden zur Empfehlung eingehändigt wird. Das Studium umfaßt sieben Semester; das Militärjahr darf nur als ein Semester in Anrechnung kommen, jedoch bei Anstellungen in diesem Falle das Patent um ein Jahr zurückdatiert werden.

3. Die juristischen Fakultäten werden zu rechts- und staatswissenschaftlichen erweitert. Zur Habilitation darf kein Dozent ohne ein praktisches Examen zugelassen werden.

4. Die Stundenzahl der einzelnen Vorlesungen wird (durch die Fakultät oder Regierung) einheitlich festgesetzt, das Honorar nach festen Sätzen normiert. In den Nachweisen über den Vollzug der Vorlesungen hat der Dozent pflichtmäßig zu befehlen, ob er die Vorlesung vollständig gehalten hat. Die Vorlesung über Encyclopädie wird wechselseitig von allen Dozenten gehalten; (doch können die über 50jährigen von dieser Verpflichtung befreit werden.)

5. Jeder Studierende hat den Besuch zweier allgemein bildender Kollegien und zweier juristischer Sondervorlesungen (publica) nachzuweisen. Außerdem ist der Nachweis der Teilnahme an mindestens drei praktischen Uebungen (Privatrecht, Strafrecht, beliebig) erforderlich. Ueber den Besuch dieser Uebungen werden Zeugnisse ausgestellt; die darin gefertigten schriftlichen Arbeiten (und zwar 3 × 6) sind der Meldung zur Prüfung beizufügen.

6. Es werden Ferienkurse für die Zeit vom 1. Oktober (15. September) bis zum Beginn des Wintersemesters unter Aufsicht der Fakultät durch Privatdozenten gehalten.

Anmerkungen. Zu 1. Eine solche Festsetzung ist anerkannterweise notwendig. Die Ferien sollen nicht vertirgt werden, denn sie sind für Lehrer, Studenten und — die Kästen der Eltern unentbehrlich. Aber es soll gleichmäßige Ordnung herrschen und der besaunten Nachlässigkeit am Anfang und Ende des Semesters entgegengetreten werden. Zu 2. In Preußen bestehen solche Studienpläne bereits. Zu 5. Die Vorschrift von acht allgemein bildenden Vorlesungen (wie in Bayern) verlangt zu viel und verfehlt ihren Zweck teilweise. — In den sog. Praktika sollen lajuristische und ergetische Uebungen verbunden werden, und jeder Student etwa alle 14 Tage eine Arbeit anfertigen. Für die Zeugnisse kann die von Kümelin vorgeschlagene Form gewählt werden.

Auf die Umgestaltung der Studienordnung durch das deutsche Gesetzbuch ist hier nicht einzugehen. Es wird dabei hauptsächlich darauf ankommen, dem Uebelstand, daß dieselbe Materie in allzuviel verschiedenen Vorlesungen behandelt wird, einzuschränken.

## III. Die erste Prüfung.

1. Die erste Prüfung ist öffentlich.

2. In den Kommissionen nehmen die Dozenten sämtlicher Universitäten ohne Unterschied des Ranges teil.

3. Die Prüfung ist schriftlich und mündlich und zerfällt in zwei Abteilungen. Für jede Abteilung wird eine Frage gestellt, die schriftlich binnen drei Tagen zu beantworten ist. Die erste Abteilung umfaßt das Privat- und Zivilprozeßrecht; die zweite hat sich auf das öffentliche Recht und die Staatswissenschaften zu erstrecken und festzustellen, ob der Kandidat die erforderliche allgemeine Bildung besitzt.

Anmerkungen. Zu 1. In Bayern bereits bekannt. Zu 2. Von der Fakultät in Bonn 3. B. nehmen sämtliche Dozenten teil. Die Zusammensetzung der Kommissionen kann nach dem Vorschlage von Bar (Ration Nr. 25) erfolgen. Jedenfalls ist wünschenswert, daß für Einheit des Prüfungsweßens — ähnlich wie bei den Kriegsschulen durch Anwesenheit von Mitgliedern der Examinationskommissionen — gesorgt wird. Vergl. hierzu bei Liebt S. 54, dessen Ansichten auch zu 3 im allgemeinen anzunehmen sind.

## IV. Vorbereitungsdienst und zweite Prüfung.

Das erste Stadium des Vorbereitungsdienstes umfaßt 2, das zweite 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> oder 2 Jahre. Nach Abschluß des ersten Stadiums hat der Praktikant (Referendar) eine wissenschaftliche Arbeit anzufertigen. Er kann die Stellung eines Themas aus dem Privat-, Straf- oder öffentlichen Rechte verlangen, oder selbst ein Thema wählen. Im letzteren Falle muß das Thema der Prüfungsbehörde zur Genehmigung angezeigt werden. Die Arbeit ist binnen sechs (acht) Wochen abzuliefern. (Gedruckte Doktor-dissertationen befreien von dieser Arbeit.)

Anmerkung. Erst in diesem Stadium können reifere wissenschaftliche Arbeiten verlangt werden (vgl. Fernburg). 1) Nur zu erwähnen, nicht auszuführen ist, ob nicht vielleicht nach Ablieferung der Arbeit entsprechend jener Dreiteilung der Gebiete die Dreiteilung des Bildungsganges im zweiten Stadium stattfinden solle. Für Justiz- und Verwaltungsbeamte ist dies in Preußen der Fall, ob auch für Strafsitzbeamte? bleibt besonderer Erörterung vorbehalten. 2) Zu erwähnen ist die frühere hannoversche Einrichtung, wonach einzelnen besonders begabten Juristen Urlaub zu einem zweiten Universitätsbesuch gewährt wurde (v. Bar „Nation“ Nr. 4). Schaffen wir eine „Rechtsakademie“ oder école des sciences politiques nach Art der Kriegsakademie, so könnte dies vielleicht zur Bildung einer Elite von Juristen führen. 3) Von anderer Seite wird betont, daß die unumgänglich nötige Anleitung der Referendare u. in geschäftlichen Sachen naturgemäß die wissenschaftliche Ausbildung in dieser Vorbereitungszeit nahezu aufhebe und es darum wünschenswert sei, aus den hervorragendsten Beamten an jedem Gerichte einen magister referendariorum zu ernennen, der wissenschaftlich weiter führe, von Zeit zu Zeit die jungen Leute zu Besprechungen versammle u. s. w.

Im übrigen bleiben die Vorschriften über den Vorbereitungsdienst und die zweite Prüfung unverändert.

Die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft kann erst zwei Jahre nach bestandener zweiter Prüfung erfolgen. (Diese Frist kann durch landesherrliche Verordnung für bestimmte Zeit [und bestimmte Orte] ermäßigt werden.)



## Die Lage in England.

Von

F. Heinrich Geffken.

Bei den Wahlen des letzten Sommers, durch welche das gegenwärtige Ministerium Salisbury ans Ruder kam, stand die Frage zur Entscheidung: soll das Vereinigte Königreich in seinem jetzigen Bestande erhalten bleiben, oder soll dasselbe zu gunsten Irlands aufgelöst werden? union or disruption? Das Land hat mit großer Mehrheit sich dahin ausgesprochen, daß es die legislative Reichseinheit entschieden erhalten wissen will. In der That zeigt die Geschichte, daß die Geschichte Englands und Irlands unlösbar verbunden sind; zu fragen, was letzteres sein würde, wenn ersteres sich nicht um dasselbe bekümmert hätte, ist ebenso unfruchtbar, als zu untersuchen, welche Geschichte Sizilien gehabt hätte, wenn es nicht mit Italien verbunden gewesen wäre. Die englische Eroberung fand in Irland keine Nation vor, sondern nur wilde Stämme in Clanschaften, welche im steten Kriege mit einander lebten und das einzige Element der Gesittung, das geistliche und seine berühmten Klöster unterdrückten. Die Geistlichkeit wandte sich um Hilfe nach Rom und Canterbury, und ermutigt von Hadrian IV. unternahm Heinrich II. die Unterwerfung der grünen Insel; von da ab ist die Verbindung beider Reiche ununterbrochen geblieben. Die Kämpfe der Reformation, in denen die Irländer durchweg dem alten Glauben treu blieben, die Parteinahme derselben für die Stuarts und ihre Niederlage durch Cromwell und Wilhelm III. führten zur Herrschaft einer Minorität, die sich fast ausschließlich aus Abkömmlingen der Sieger und englisch-schottischen Einwanderern zusammensetzte, die große Mehrheit der Bevölkerung dagegen von allen politischen Rechten ausschloß. Die Folge war eine Reihe von Verschwörungen und geheimen Sekten, welche die englische Herrschaft weder mit Strenge wirksam zu unterdrücken, noch durch spätere Zugeständnisse zu entwaffnen vermochte; die Entsendung eines französischen Hülfes-Korps führte 1798 zu einem allgemeinen Aufstand, den England nur mit großer Mühe niederkwarf. W. Pitt schritt nun dazu, das bisherige irische Parlament mit dem britischen zu verschmelzen (1800), um so eine vollständige Real-Union herzustellen. Daß bei der Durchführung dieser Maßregel die Mehrheit des bisherigen irischen Parlaments durch Geld gewonnen ward, ist nicht zu leugnen, ebenso gewiß aber ist, daß die Union sich ziemlich geräuschlos vollzog, weil die Masse der Bevölkerung keinerlei Sympathie für jene Vertretung der protestantischen Minderheit hatte, weil ferner die Union die besiegten Katholiken vor der Rache der Sieger schützte und Irland zuerst die Aussicht auf ein gerechtes Regiment durch volle Re-

präsentation im Parlament eröffnete. Die Aufhebung der Testakte (1829) beseitigte die Ausschließung der Katholiken, die Reformbill (1832) gab durch Erweiterung des Wahlrechts die Möglichkeit auch die ländlichen Wähler Irlands in die parlamentarische Bewegung hineinzuziehen, um an denselben ein Gegengewicht gegen die vielfach unter protestantischem Einfluß stehenden Städte zu gewinnen. Auf diesem Boden erhob sich die Agitation O'Connell's für „Repeal“, d. h. die Wiederaufhebung der 1800 erfolgten legislativen Union. Trotz des großen Talentes dieses Führers erlitt jedoch die Bewegung eine entscheidende Niederlage, indem am 29. April 1844 ein dahin gehender Antrag O'Connell's mit 485 gegen 38 Stimmen verworfen ward, wobei von den 105 Vertretern Irlands nur 36 dafür stimmten. Diese Niederlage war vor allem der staatsmännischen Beredsamkeit des damaligen ersten Ministers, Sir R. Peel, zuzuschreiben, der in überzeugender Weise darlegte, daß eine solche Maßregel zur Zerstörung des britischen Reiches führen, England zu einer Macht dritten Ranges machen und Irland selbst der Zerrüttung innerer Parteikämpfe überliefern würde. Und nicht bloß die Konservativen und Liberalen, sondern auch die damaligen Radikalen, wie Cobden, Bright und J. St. Mill stimmten Peel bei, letzterer erklärte jede irische Legislative als gleichbedeutend mit der Organisation des Bürgerkrieges. Alle späteren Bestrebungen O'Connell's hatten keinen besseren Erfolg und die Bewegung geriet ganz in die Hände der jung-irischen revolutionären Partei, welche offen auf die vollständige Losreißung Irlands hinarbeitete, dadurch aber allen parlamentarischen Kredit verlor.

In unserer Zeit nahm Parnell den Plan O'Connell's wieder auf, aber niemand ließ sich träumen, daß ein englischer Minister die Idee der Repeal sich zu eigen machen, ja dieselbe noch zu erweitern streben könne, indem Irland auch eine eigene Exekutive erhalten sollte, welche es nie gehabt. In der That war die Schwertung Gladstones zu diesem Programm lediglich ein Werk der Parteilaktit; Lord Hartington hat in seiner Wahlrede vom 28. Juni nachgewiesen, daß derselbe sich während seiner früheren Ministerien niemals auch nur für die Erweiterung der örtlichen Selbstregierung in Irland interessierte, und die von Parnell verlangte Home-Rule weit abgewiesen hat; noch bei den Oktoberwahlen 1885 ward Gladstone um eine Majorität, welche ihn insandsetzen würde, Parnell's Forderungen zu widerstehen, erst als er dies nicht erreichte, warf er sich in dessen Arme und suchte nun dem Parlament die Home-Rule im weitesten Maße aufzuzwingen. Hieran ist er gescheitert; noch ehe er sich offen ausgesprochen hatte, weigerten sich, nachdem er Salisbury über eine untergeordnete Frage gestürzt, die bedeutendsten Mitglieder seines früheren Ministeriums Lord Hartington, Lord Selborne und Sir Henry James in das neue Kabinett zu treten, weil sie den Charakter der beabsichtigten Maßregel voraussehen, und als er nach langem Zögern seine Gesekhentwürfe einbrachte, traten auch die beiden radikalen Mitglieder des Ministeriums, Chamberlain und Trevelyan, aus, ebenso sprach sich Bright entschieden gegen die Vorlage aus. Die Gladstoneschen Vorlagen waren eben einfach die Kodifizierung der Parnell'schen Home-Rule-Forderung und wenn der irische Führer im Unterhause gemäßig sprach und versicherte, daß Irland durch eine solche Maßregel endgültig befriedigt werde, so war es leicht, ihn mit seinen eigenen Worten zu widerlegen. In einer Rede vom 20. Februar 1880 erklärte er in Cincinnati: „Wenn wir die englische Mißregierung untergraben haben, haben wir den Weg für Irland bereitet, seine Stelle unter den Nationen der Erde einzunehmen, und laßt uns nicht vergessen, daß dies das letzte Ziel ist, nach welchem alle wir Irländer streben. Keiner von uns, sei es in Amerika, Irland oder wo immer, wird befriedigt sein, bis wir das letzte Band zerstört haben, welches Irland an England fesselt.“

Darauf müßte auch praktisch die Home-Rule hinauslaufen. Die Regierung Irlands unter einer Exekutive und dem Vereinigten Parlament mag schwierig sein, die mit einer doppelten Exekutive, einem doppelten Parlament und Ministern von entgegengesetzten Grundsätzen ist unmöglich, jeder Versuch dazu könnte nur zu fortwährenden

Kämpfen oder der vollständigen Losreißung Irlands führen. Die Vorbehalte, durch welche Gladstone die Einheit des Königreichs zu erhalten glaubte, würden entweder in Irland auf tatsächlichen Widerstand stoßen oder müßten sich, was wohl wahrscheinlicher, illusorisch zeigen. Ein irisches Parlament würde ferner in seiner großen Mehrheit nicht bloß katholisch sein, sondern unter dem Einfluß des Alerus stehen, der einerseits so extrem national ist, daß er den Papst moralisch genötigt hat, einen entschiedenen Home-Ruler, den D. Walsh, zum Erzbischof von Dublin zu ernennen, obwohl der von Leo XIII. für diesen Posten ausersehene Bischof von Sidney, D. Moran, bereits unterwegs war — und der andererseits der extrem-ultramontanen Richtung angehört, welche sein Hehl aus ihrer Absicht macht, die Ketzeri auf der Insel der Heiligen auszurotten. In die Hand dieser Geislichkeit würde die ganze Erziehung fallen, ohne den Schutz der Regierung würde die protestantische Minorität der rücksichtslosesten Unterdrückung entgegengehen. Könnte England ruhig gestatten, daß ein solches System vor seinen Thoren aufgerichtet würde? Mit der Justiz und Verwaltung würde es nicht besser stehen; die jetzigen irischen Richter sind ehrenwerte, kenntnisreiche und unabhängige Männer, welche sich nicht scheuen, mit Gefahr ihres Lebens das Recht aufrecht zu halten; eben deshalb sind sie den Home-Rulern ein Dorn im Auge, und ihre Stellung würde unter der Regierung der letzteren unhaltbar werden; Gladstone selbst mußte dies zugeben und wollte ihnen wie den Zivilbeamten daher gestatten, ihr Amt aufzugeben, und sie aus englischen Mitteln entschädigen. Man kann sich denken, was das Strafgesetz und die Verwaltung unter den Händen nationaler Richter und Beamten werden würde. Das erstere würde nach politischen Motiven gehandhabt werden, auf die Verwaltung würde sich die Schar hungriger irischer Stellenjäger werfen. Aber nicht bloß englische Richter und Beamte würden Irland verlassen, eine Menge wohlhabender und intelligenter Leute würden dasselbe thun, weil sie sich alles wirksamen Schutzes beraubt sänden, Ackerbau und Gewerbefleiß müßten zurückgehen, die Löhne würden fallen und die irischen Arbeiter, welche nicht selbst Land besitzen, würden nach England oder Amerika ziehen. Die Autorität der Krone müßte zu einem Schatten werden; wenn die Unterthanen ihrem Souverän Gehorsam schulden, so muß dieser ihnen dagegen Schutz gewähren, aber wie soll die Krone ihre loyalen irischen Unterthanen durch Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung schützen, wenn die Organe der Verwaltung und der richterlichen Gewalt nicht mehr von ihr ernannt werden, sondern von einem unabhängigen Ministerium? Irland würde unter dem Einflusse der Nationalliga und ihrer amerikanischen Bundesgenossen, welche bisher das Geld für die Home-Rule-Agitation wie für die Dynamitattentate gegeben, unsehbar der Republik entgegenreiben und eine feindliche Macht werden, welche England an seiner angreifbarsten Seite bedrohen würde.

Alle diese Gründe gegen Gladstones Vorlage sind so einleuchtend, daß Göschen dieselbe mit Recht als ein „Bündel von Unmöglichkeiten“ bezeichnen konnte und Chamberlain behaupten durfte, außer den irischen Mitgliedern seien nicht 12 unabhängige Männer im Unterhause, welche dafür stimmen würden, wenn Gladstone sie nicht eingebracht hätte. Obwohl letzterer alle Kunst der Beredsamkeit und der parlamentarischen Taktik aufbot, um wenigstens das Prinzip der Bill in der zweiten Lesung durchzubringen, ward dieselbe durch die vereinigten Konservativen und unionistischen Liberalen verworfen. Gladstone löste das Unterhaus auf, aber die Neuwahlen ergaben eine für ihn noch weit ungünstigere Mehrheit und er mußte zurücktreten.

Für das neue Ministerium Salisbury wäre es ein großer Vorteil gewesen, wenn die hervorragendsten Männer der liberalen Unionisten in dasselbe hätten eintreten wollen; aber Lord Hartington lehnte dies ab und versprach nur parlamentarische Unterstützung; auf diese sind also die Konservativen, welche selbst keine absolute Mehrheit haben, angewiesen. Indes auch davon abgesehen, läßt sich bezweifeln, ob die Zusammenziehung des Ministeriums eine durchweg glückliche war. Zum Führer des Unter-

hauses, welches die wichtigste Stelle im Kabinett nächst dem Premier ist, falls derselbe im Oberhause sitzt, wurde Lord Randolph Churchill ersehen und zugleich zum Schatzkanzler ernannt. Unstreitig ist derselbe einer der begabtesten Mitglieder der Partei und namentlich ihr bester Debatter, den Gladstone am meisten fürchtet, aber er ist zugleich sehr unberechenbar und ein Führer der sogenannten Tory-Demokratie, welche die Liberalen zu übertrumpfen bestrebt ist, wie dies Disraeli 1867 bei der Parlamentsreform gethan. Als Schatzkanzler ist er ein vollkommener Reuling. In der That hat Churchill sich in seinen neuesten Reden von Bradford und Dartford eine ganze Reihe Punkte des fortschrittlichen Programms angeeignet und damit Gladstone in dem Reste der liberalen Partei ein ansehnliches Stück Boden entzogen, aber inwieweit er sein Programm wahr machen kann, bleibt noch sehr unsicher. In der irischen Frage hat die Regierung insofern mit Erfolg gehandelt, als sie der strafbaren Nachlässigkeit ihres Vorgängers, welche das Schredensregiment der Nationalliga passiv gewähren ließ, ein Ende machte, der mit der Home-Rule sympathisierende Unterstaatssekretär Sir E. Hamilton ist entlassen, das irische Konstabler-Korps ist durch Sir Edward Buller reorganisiert, Recht und Ordnung werden mehr geschützt, den Mondscheinclern und dem Boycottieren wird mit Strenge entgegengetreten, und demgemäß haben sich Verbrechen und agrarische Ausschreitungen wesentlich vermindert. Parnell hat sich sehr stille verhalten, und die Agitation, welche andere Home-Rulers, wie Dillon, für eine allgemeine Pachtverweigerung betrieben, ist zu Boden gefallen, Dillon selbst wegen seiner aufreizenden Reden in Anklagezustand veretzt, das Land erholt sich durch die wiedergewonnene Ruhe. Im Parlament hat man Parnell gestattet, seinen Antrag auf weitere Herabsetzung der erst durch Gladstones Landbill erheblich verminderten Pachten einzubringen, aber derselbe, der in seiner Weise begründet war, da die irischen Pächter sehr wohl zahlen können und nur nicht wollten oder aus Furcht vor der Nationalliga nicht wagten es zu thun, ist mit überwältigender Mehrheit verworfen, ohne daß es deshalb in Irland zu nennenswerten Konflikten gekommen ist. Hinsichtlich der positiven Reformen in Irland hat das Ministerium sich damit begnügt, Kommissionen zu deren Studium einzusetzen, über deren Ergebnis noch nichts verlautet.

Als die schwächste Seite des Kabinetts erscheint bis jetzt die auswärtige Politik, von der man bei einer Toryregierung am meisten hoffen sollte. Während seines vorigen kurzen Ministeriums hatte Lord Salisbury zwar seine großen Thaten vollbracht, aber doch die von Gladstone so arg verfahrenen Lage erheblich verbessert. Er führte die afghanische Frage zu einem leidlichen Austrag, suchte Fühlung mit den durch seinen Vorgänger entremdeten deutschen Mächten und gab der Pforte durch den intelligenten und energischen Vertreter Englands Sir W. White wieder Mut und einige Widerstandskraft. Salisbury scheint gefühlt zu haben, daß die Leitung des Auswärtigen Amtes, die er sich damals vorbehalten, neben der Aufgabe des Premierministers zu viel für seine Kraft sein würde, aber die Wahl Lord Idesleighs als Auswärtigen Ministers mußte billig befremden. Derselbe war als Sir Stafford Northcote lange Schatzkanzler gewesen und nach Disraelis Veretzung ins Oberhaus Führer des Unterhauses geworden. Aber eben weil man bei der Bildung des vorjährigen Ministeriums Salisbury ihm für diese wichtige Aufgabe nicht die nötige Kraft zutraute, wurde er als Lord Idesleigh zum ersten Lord des Schates gemacht, eine Sinecure, bei der ihm nur der Vorsitz der Kommission zufiel, welche die Ursachen des Rückganges in Handel und Industrie zu untersuchen hatte. Für das ihm jetzt übertragene Auswärtige Amt fehlt ihm Erfahrung wie Energie. Die einzige Berührung, die er bisher mit auswärtigen Fragen hatte, war die Teilnahme an jenem unglücklichen Vertrage von Washington mit Amerika von 1871, der England eine schwere Buße von 5 Mill. Pfstl. auflegte, und als Staatssekretär für Indien im ersten Disraelischen Ministerium (1866—68) hatte er am 27. Dezember 1867 dem Vizekönig geschrieben: „Die Eroberungen, welche Rußland gemacht hat und anscheinend (!) noch in Mittelasien macht, können für S. M. Regierung

keinen Grund zur Beunruhigung oder Eifersucht geben; sie scheinen ihr das natürliche Ergebnis der Umstände zu sein, in denen es sich befindet, und bieten keinen Anlaß zu Vorstellungen unfererseits, welche Besorgnis oder Verdacht betunden könnten.“ Es wäre interessant zu wissen, ob Lord Idesleigh diese Ansicht noch hat, wo Rußland Nachbar Afghanistan geworden ist, die transkaspiische Eisenbahn bis Merw fertiggestellt hat und eifrig an der Fortsetzung derselben bis Bokhara arbeitet. Er findet eben jetzt in diesem Punkte eine dornige Frage vor, indem Rußland bei der Feststellung der afghanischen Grenze plötzlich aus ethnographischen Gründen Kodja-Saleh beanspruchte, das seit Dost-Mohammeds Zeiten afghanisch war. England hat seine Kommissare abberufen, um diese Differenz durch unmittelbare Verhandlung mit Rußland zu besetzen; es verlangt aber noch nichts von einer Lösung.

Vor aller Augen aber liegt die Schwäche, welche die Regierung gegen die russische Politik in Bulgarien gezeigt hat. Gladstone, einst der große Vorkämpfer der Bulgaren, hat sich zwar auf einen Appell derselben nach langer Zögerung dahin ausgesprochen, daß sein Vertrauen zu Rußland erschüttert sein würde, wenn dasselbe jetzt die von ihm gewonnene Unabhängigkeit des Landes antasten wollte, aber die Gladstoneschen Radikalen versuchen glauben zu machen, daß England heute kein Interesse habe, die Besetzung Konstantinopels durch die Russen zu hindern. Diese Vogel-Strauß-Politik wird jedoch von der großen Mehrheit der Nation in keiner Weise geteilt, jeder Einsichtige weiß, daß Indien und der Weg dorthin durch den Suezkanal auf das äußerste gefährdet wäre, wenn Rußland die gebietende strategische Stellung inne hätte, welche ihm der Besitz des goldenen Hornes geben würde, den die bekannte Anekdote des Moskauer Bürgermeisters an den Zaren in diesem Sommer offen als das Ziel der russischen Politik verkündete, und es liegt auf der Hand, daß dieselbe die wichtigste Station auf diesem Wege errungen haben würde, wenn es ihr gelänge, ihre Herrschaft in Bulgarien neu zu begründen. Lord Salisbury hatte in der That während seines vorigen Ministeriums den Fürsten Alexander nach Kräften gestützt und die Vereinigung Ostrumeliens befördert, der britische Agent Herr Lascelles war der vertrauteste Ratgeber des Fürsten gewesen, und eben darum erklärten die russischen Organe offen, der Sturz desselben sei vor allem erfolgt, weil er sich zum Werkzeug Englands gemacht habe. Gleichwohl stand das Ministerium dem wohlweislich in Lascelles Abwesenheit ausgeführten russischen Komplott vollständig rat- und thatlos gegenüber, es verbat sich unbecomene Interpellationen und ließ in Sophia alles gehen, wie es den Russen gefiel. Die Nachrichten, daß Lord Idesleigh durch ein Zirkular eine Verständigung im Sinne der Beruhigung den Mächten empfohlen und daß er sich bemühe, eine enge Verbindung zwischen Bulgarien, Serbien, Griechenland und der Pforte zustande zu bringen, konnten nur mit Achselzucken ausgenommen werden. Lord R. Churchill braudmarkte zwar das Attentat von Sophia, wie es sich gebührt, in seiner Rede von Bradford und vertrat wie Tisza die selbständige Entwicklung der Balkanstaaten, aber was er englischerseits dafür zu bieten hatte, war nur „moralische Unterstützung und Sympathie“. Glaubte man in London damit auf eine Macht Eindruck zu machen, die nur der Entfaltung überlegener Macht weicht? Oder nahm man an, daß Deutschland und Oesterreich etwas auf eine moralische Unterstützung geben können, hinter der nicht der Entschluß steht, eventuell zu handeln?

In seiner Rede auf dem Lordmayors-Bankett vom 9. November hat der Premierminister freilich eine etwas festere Stellung angenommen. Er hat zunächst die französische Annahme zurückgewiesen, daß England sich verpflichten solle, Aegypten in bestimmter Frist zu räumen, und erklärte, daß die Regierung sich vorbehalten müsse, zu entscheiden, wann die Reorganisation des Landes so weit vorgeschritten sei, um dasselbe zu verlassen, ohne fürchten zu müssen, daß dasselbe wieder der Anarchie verfallt. Er hat sodann die schärfste Mißbilligung des Komplotts von Sophia vom 21. August gegen einen tapferen und fähigen Fürsten ausgesprochen und die beteiligten Offiziere



bezieht, sich durch fremdes Gold haben bestechen zu lassen; er hat es offen getadelt, daß andere Mächte sich diplomatisch ins Mittel gelegt, um jene Offiziere vor der verdienten Bestrafung zu bewahren. Aber er hat Englands Unthätigkeit diesen Vorgängen gegenüber nicht gerechtfertigt, welche in der bekannten Aeußerung der „Nordd. Allgem. Zeitung“ ihre Kritik erfuhr, daß die ganze Lage eine andere sein würde, wenn England auch nur nach einem Partner für Widerstand gegen Rußlands Uebergriffe gesucht hätte. Er sagte nur entschuldigend, daß England im Einvernehmen mit anderen Mächten handeln werde, aber keine Verpflichtung anerkenne, für die Verbindlichkeiten anderer einzutreten, wenn diese es nicht selbst für erforderlich hielten, dafür aufzukommen; er wies den Vortritt in Bulgarien Oesterreich zu und erklärte, nur wenn Englands eigene Interessen berührt würden, werde es dieselben überall zu schützen wissen, wonach er also annehmen mußte, daß bisher diese Interessen in Bulgarien nicht berührt seien. Inzwischen hat Oesterreich den Vortritt, den Lord Salisbury ihm anwies, in den Debatten der Delegationen angenommen, und demgemäß scheint man auch in England sich mehr ermannen zu wollen. Man hat den altersschwachen Botschafter in Konstantinopel Sir E. Thornton abberufen, unter dem die Pforte ganz in das Schlepptau Rußlands geriet, und ihn durch den klugen und energischen Sir W. White ersetzt, und man ist offenbar in engere Fühlung mit dem Wiener Kabinett getreten. Die Stellung des Ministeriums Salisbury wird wesentlich von seinem erfolgreichen Auftreten nach außen abhängen; es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die Demokratisierung des Wahlrechts, welche sich unter Gladstone vollzogen, der Politik des Zusehens, welche Englands Weltstellung überall erschüttert und untergraben hat, günstig sei. Diese Politik hat ihren Stützpunkt vor allem in den Mittelklassen, die Friede um jeden Preis und Geldmachen wollen; in der breiten Masse des Volkes lebt noch in starkem Maße die alte Kampflust John Bulls, mit Empörung ist in derselben das Schicksal Gordons, des vollstümlichsten Helden, den England neuerlich gehabt, und die feige Preisgebung desselben durch Gladstone gefühlt. Sollte England wider seinen Willen in einen Krieg gedrängt werden, so würde derselbe wahrscheinlich sehr populär sein, und gerade die Massen, welche Gladstone den Klassen entgegensetzen wollte, würden in dieser Beziehung einen Druck ausüben, der unwiderstehlich auf das Parlament wirken müßte. Eine feste auswärtige Politik aber würde auch alle kleinen inneren Reibungen zurückdrängen, während bei einer schwachen Gladstone wieder die Möglichkeit finden könnte, seinen Gegner über irgend eine innere Frage zu stürzen, wofür sich bei der Zersplitterung der Parteien leicht eine Gelegenheit fände. Endlich aber, nur eine feste auswärtige Politik kann England wieder Verbündete geben; das Zweikaiserbündnis vom September 1879 war auf Englands Beitritt angelegt, der Sturz Beaconsfielbs durch die Wahlen vom April 1880 zeigte Fürst Bismarck, daß auf England nicht zu rechnen war, und nötigte ihn, sich Rußland wieder zu nähern. Nur mit einem Ministerium, welches eine gewisse Gewähr der Dauer und Energie bietet, können Deutschland, Oesterreich und Italien eine Gemeinschaft eingehen, weil nur dann eine Stellungnahme der vier großen Centralmächte Europas, deren Zweck die Erhaltung des Friedens, der Verträge und der autonomen Entwicklung der Balkanstaaten, gegen die aggressiven Tendenzen der beiden großen Flankenmächte, welche diesen den Krieg verbietet, möglich ist.



## Zwei Gedichte von Martin Greif.\*)

### Mensch und Dichter.

**D**er Dichter soll dem Tage leben,  
Wie jedes andre Erdentind,  
Und seiner Zeit nicht widerstreben,  
Wie streng auch ihre Fesseln sind.

Sie finden nicht am Taud gefallen  
Und nicht an schwerer Erdenmüh',  
Denn aus des Lichtbeherrschers Hallen,  
Aus heitern Höhen stammen sie.

Doch nur, was ihm bewegt den Busen,  
Spricht er in reinen Tönen aus,  
Denn ernst und einsam schwebt der Muses  
Chorreigen durch sein irdisch Haus.

Dort, wo des Bindus Gipfel strahlen,  
Begrüßen sie das Morgenlicht,  
Wo jeder Klang aus diesen Thalen  
Sich an der steilen Höhe bricht.

Dort sind die Himmlischen zu Hause,  
Und wenn sie dir zu Gaste nah'n,  
So mußt du fern dem Weltgebrause,  
Sie fromm an deinem Herd empfaß'n.

### Sonst und jetzt.

**S**onst war ich, recht und schlicht,  
Ird'scher Tagewerker,  
Doch mir glüht das Glaubenslicht  
Mit den Jahren stärker.

Mächtig sehn' ich mich hinaus  
In bestaunte Sterne.  
Größer ward das Vaterhaus,  
Kleiner ward die Ferne.

\*) Nachdruck verboten.



## Deutsches Musikleben.

September bis November.

Von

Ludwig Meinardus.

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn, rüsten sich die nach allen Richtungen der Windrose zerstreuten Glieder der Opernverbände, Chorgesellschaften und Instrumental-  
körper zur Rückkehr in ihre berufsmäßigen Standquartiere. Im Herbst beginnen nach dem musikalischen Exerzier-Reglement seitens der Oper, die in vielen deutschen Städten ihre Tempel bis zum 1. September geschlossen hatte, wieder die regelmäßigen alltäglichen Vorstellungen der, von einigen neuen Werken zumeißt nur versuchsweise unterbrochenen, gewohnten Repertoirestücke in buntem prinziplosen Wechsel der Spiel- und Stilarten. — Chorvereine aller Art und Singakademien, Orchester, Kammermusik-Gesellschaften versammeln sich wieder an bestimmten Tagen zur gewohnten Zeit, um die „Kummern“ des bevorstehenden Konzertes programmgemäß zu probieren beziehungsweise einzustudieren. Konzertierende Virtuosen und Virtuosinnen befeuern sich, die musikerzeugenden Finger, Lippen und Kehlen geschmeidig und vertraut zu machen mit den Tonstücken, die, von einiger Gedächtniskraft unterstützt, auf dem kalten Wege mechanischer Dressur in den Winterkonzerten „auswendig“ vorgetragen werden und die Bewunderung des erstaunten Publikums aufreizen wollen. — Die Signatarmächte des Berliner Vertrags haben durch ihre gemessene Haltung den politischen Frieden vor der Hand gesichert, aber sie haben dadurch den musikalischen Krieg des Wettsefers und der Konkurrenz begünstigt. Denn wäre auch sonst „auf Posten und Wache nichts Neues“ zu melden, so muß doch bestätigt werden, daß die Ereignisse auf dem musikalischen Kriegsschauplatz des weiten deutschen Reiches sich schon bis jetzt, noch vor dem eigentlichen Winterfeldzuge, mit einer Lebhaftigkeit drängen, welche um diese Zeit in den Vorjahren selten oder nie einen gleich hohen Barometerstand erreicht haben dürfte. Uebrigens gewährt das bunte vielgestaltige Bild nur im quantitativen Sinne einen neuen Anblick. Nach seiner Qualität gleicht es den vorjährigen Erscheinungen im Opernleben und auf dem Gebiete der Konzertyflege so ziemlich einer vermehrten Auflage sonst wenig veränderter Litteraturprodukte. Man musiziert eben wieder nach der Melodie:

Und wer das neue Lied nicht kann,  
Der fange das alte von vornen an.

Franz Liszts Ableben hat mehrfache musikalische Kundgebungen zu Ehren seines Andenkens veranlaßt, unter denen diejenigen des noch jugendlichen „Liszt-Vereins“ zu

Leipzig sich hervorhoben. Zur Verewigung des Gedächtnisses jenes eigenartigen edeln Tonmeisters hat der „Allgemeine Deutsche Musikverein“, dessen Ehrenpräsident der Abgeschiedene war, im eigenen und im Namen seines hohen Protectors, des Großherzogs von Sachsen-Weimar, im November einen Aufruf an alle Inhaber Liszt'scher litterarischer, musikalischer und anderer Denkwürdigkeiten erlassen zum Zweck der Begründung eines Liszt-Museums beziehungsweise einer Liszt-Bibliothek, die in der Hofgärtnerei zu Weimar, des Verewigten Sommerwohnung, während einer Reihe von Jahren, nach dem Vorgange des Goethe- und des Schillerhauses, eingerichtet werden soll. Liszt war der namhafteste Klavierspieler der romantischen Schule Frankreichs und der hervorragendste Vertreter römisch-katholischer Kirchenmusik neuesten Stils. Wenn Weimar, die Metropolis eines Herder, Wieland, Schiller und Goethe, dennoch Liszts Andenken dauernd zu ehren beschlossen hat, so erklärt sich solche dankbare Absicht wohl aus dem Glanz, der sich mit Weimars Namen verschmolz, weil Liszts regelmäßiger, zeitweiliger Aufenthalt diese Residenzstadt zum Ausgangs- und Mittelpunkt musikalischer Bestrebungen erhob, welche — ob mit oder ohne Berechtigung, bleibe hier unerörtert — unter dem Titel einer „Neudeutschen Schule“ propagandistische Bestrebungen verfolgte und zu fördern suchte. Liszts zahlreiche Schüler aller Zungen und aus allerlei Volk, wie die große Menge seiner Anhänger, Verehrer und Anbeter jeglichen Alters und Geschlechtes, werden die Aussicht sehr willkommen heißen, Weimar auch fortan noch als Wallfahrtsort betrachten zu dürfen, wo sie den Manen ihres gefeierten Meisters und den sichtbaren Ueberbleibseln seines rastlosen Wirkens wehmütige Dank- und Huldigungsoffer weihen können.

Was im Konzertleben der diesjährigen Herbstmonate sich beachtenswert herausgehoben, knüpft sich an Thaten des ehemaligen Schwiegersohnes und berühmtesten Schülers von Liszt. Dr. Hans von Bülow, dessen Verhältnis zum Weinger Herzoglichen Hofe bekanntlich schon seit geraumer Zeit gelöst war, befindet sich als Konzertspieler und Orchesterleiter — als solcher seinerseits dirigiert von der sogenannten „Konzertdirektion Wolff“, einer Geschäftsbureau zu Berlin — wieder in fahrender Thätigkeit. Kaum einige Wochen nach der Wiederaufnahme des gegenwärtigen Musikgebirges erschien von Bülow schon auf dem Plan, gerüstet mit einem umfassenden Gedächtnisvorrat Beethovenscher Klaviermusik, die dem bewunderten Beherrscher der Tasten Stoff genug bot, das Leipziger Publikum an vier langen Abenden ausschließlich mit solchen Genüssen zu sättigen. Die Veranstaltung von Instrumentalkonzerten unter von Bülows Leitung, welche die Konzertdirektion Wolff hier und da getroffen hat — eine neue modernste Erscheinung — brachte in einigen größeren Städten gelinde Aufregung der Gemüter hervor. In Hamburg, wo sechs solcher „Bülow-Konzerte“, ausgeführt in ihrem orchesteralen Teil durch die Kapelle des Stadttheaters, angekündigt waren, von denen bis jetzt auch schon zwei stattfanden, sah man das Unternehmen auf als eine aggressive Bewegung wider die seit 1828 unangefochten den vornehmsten Rang unter allen hiesigen Konzertanstalten behauptenden Abonnement-Konzerte der Philharmonischen Gesellschaft. Nach den Traditionen dieser Gesellschaft haben ihre Konzerte der Pflege deutscher Tonkunst stets einen grundsätzlichen Vorrang eingeräumt, ohne ausländischen Bestrebungen von Belang gelegentlich ihre freundliche Beachtung zu versagen. Herr Dr. von Bülow dagegen, gegenwärtig unbestritten der namhafteste, aus der „Neudeutschen Schule“ hervorgegangene Tonmeister, scheint seit einigen Jahren sein weites Herz vorzugsweise gern den Erzeugnissen der Russen, Tschechen und Franzosen geöffnet zu haben. Wenigstens liebt er es, durch dergleichen importierte Produkte seinen Programmen den Reiz des Neuen, Modernen zu sichern. Sein Hamburger Publikum, dessen Handel und Wandel mehr nach außen als dem Binnenlande gefehrt ist, mag auch an musikalischen Waren des Auslandes keinen sonderlichen Anstoß nehmen. Es jubelt in den Bülow-Konzerten — man kann zwar schwer unterscheiden, ob über Bülows Leistungen in seiner Beherrschung des Orchesters und Kunststoffes, ob über

den Genuß, den der Kunststoff als solcher den enthusiastischmierten Hörern bereitet. — Klarer hat diese Alternative sich in einem Bülow'schen Konzerte gleichen Schlasses zu Dresden entschieden. Die zu Gehör gebrachten tschechischen Klänge mochten das Dresdener Auditorium an die schmachtvollen Vorgänge erinnern, welche sich in der Nachbarstadt Prag als deutschfeindliche Demonstrationen des Tschechentums ausprägten. Die Wahrheit ist, daß Bülow's philo-slawische Kundgebungen in seinem Konzert zu Dresden eine entkräftete Opposition aufregten, welche anstatt der abgelehnten Importartifel in stürmischen Zurufen vaterländische Kunstwerke, namentlich Beethoven'sche, begehrte. Dieser Takt und Akt vaterländischen Sinnes und nationalen Selbstbewußtseins durchbricht einmal wie ein erfreulicher Lichtstrahl den nebelgrauen Dunstkreis einer kosmopolitischen Gesinnungslosigkeit, die auf keinem Ader der sozialen Lebensbethätigungen des deutschen Volkes üppiger und verderblicher wuchert, als im Bereich des öffentlichen Kunstgeschmacks und Urteils. Mögen die entschiedenen Patrioten jenes Dresdener Konzertpublikums mit ihrer Ablehnung solchen internationalen Sports vorläufig auch nichts Besseres erreicht haben: — als bedeutsame Willensäußerung behauptet jener Vorgang immerhin einen unschätzbaren Wert und macht den Dresdnern und dem zielbewußten Kunstsim ihrer Stadt dauernde Ehre.

Kege Aufmerksamkeit verdienen die Bestrebungen, welche einer Wiederbelebung evangelischer, kirchlicher und geistlicher Tonkunst in allen Himmelsgegenden des deutschen Reiches evangelischen Bekenntnisses zugewandt sind. In weiterem räumlichen Umfang bethätigt sich nach solcher Richtung der Verband südwestdeutscher Kirchengesangsvereine unter einer Zentralleitung, an deren Spitze zur Zeit der Geheimrat Holtwachs zu Darmstadt steht. Als neuere Kundgebung des Wirkens jener Vereinigungen hebt sich ein Ausruf zum Abonnement auf ein neu zu begründendes Vereinsorgan hervor, das unter dem Titel „Korrespondenzblatt“ u. s. w. den Abonnenten um 2 Mark jährlich angeboten wird und bestimmt ist, den Anteil weitester Kreise für die Zwecke und Ziele des Verbandes zu gewinnen und zu beleben. — Mehrliche erfreuliche Anstrengungen grenzen sich mehr ab innerhalb des lokalen Gemeindelebens deutscher Städte und Fürstenthöfe. Namentlich hat Königsberg, Immanuel Kant's Vaterstadt, in jüngster Zeit eine lebhafteste, zum Teil eigenartige und neue Thätigkeit entwickelt. Nicht allein ist hier das alte lutherische Institut der Kurreihe wiedererweckt worden, eines Schülerchors, der allerlei Kasualien christlichen Lebens durch Gesang verherrlicht und auch in Privathäusern, wie auf der Straße passende Lieder anstimmt, sondern es sind in Königsberg auch geistliche Konzerte in der Kirche veranstaltet worden, deren Unkosten sich durch den Verkauf der gedruckten Programm-Texte decken ließen, der nicht selten noch einen beträchtlichen Ueberschuß als Reingewinn ertrug — ein Beweis des zahlreichen Besuches dieser Kirchenkonzerte, deren Texte zu dem geringen Preis von 10 Pfennigen am Eingang den Hörlustigen überlassen zu werden pflegen. Durch solche günstige Aufnahme ermuntert, hat Herr Professor Dr. Friedrich Zimmer, dessen Rührigkeit sich als treibende Kraft jener Unternehmungen also bewährt zeigte, Aufführungen oratorischer Tonschöpfungen ins Leben gerufen, welche die Zeitdauer einer Stunde nicht überschreiten, zumeist und zunächst keine weiteren Tonwerkzeuge als die Kirchenorgel beanspruchen, aber außer der Beteiligung einzelner Stimmen und des Chores die andächtige Zuhörerschaft selbst in den Verlauf des Tonwerkes hineinziehen durch den Gesang an passenden Stellen eingestreuter evangelischer Choralverse. Wenn der Chor der antiken griechischen Tragödie und ihrer neueren Nachahmungen (wie Schillers Chor in seiner „Brau von Messina“) berufen war, den sittlichen, beschaulichen, rein menschlichen Inhalt der dramatischen Einzelmomente im Geist und im Sinn des zuschauenden Volkes als Inbegriff der Menschheit zu verbalmischen, so spricht in dem Choralgesang der Zuhörer jener kirchlichen Oratorien das christliche Gemeindebewußtsein die Eindrücke und Gedanken aus, welche durch die Entwicklungsmomente der vorgetragen biblischen Thatsachen empfangen und angeregt wurden. So wird das Auditorium

solcher Kirchengaufführungen, frei von der Allgemeinheit des vagen Begriffes eines Konzertpublicums, zur umfassenden Einheit der christlichen Gemeinde erhoben, als welche sie eine Vertreterin der gesamten Christenheit darstellt. Waren die Kirchenkantaten Sebastian Bachs und anderer evangelischer Tonmeister mit dem Gottesdienst an Sonntagen und Festen organisch verbunden, so treten jene neuen Aufführungen zunächst zwar noch aus dem agendarischen Rahmen heraus. Aber die bezeichnete Bethätigung des Gemeindebewußtseins verleiht ihnen doch auch die Wirkung erwecklicher und erbaulicher Gottesdienste, welche zwar der Mitwirkung des Geistlichen ermangeln, nicht aber des evangelischen Wortes, das in seiner musikalisch ausströmenden Eindringlichkeit die paraneitischen Aufgaben der Predigt sehr wohl zu erfüllen, wo nicht an unmittelbar lebendig machender Kraft zu übertreffen vermag. — Thatsächlich werden leider die Kirchen häufig lieber besucht, wenn Konzerte, als wenn Gottesdienste in denselben abgehalten werden. Aus den vorerwähnten Ursachen scheint es deshalb gerechtfertigt, dem Königsberger verdienstvollen Versuch eine zu erhoffende Bewährung und ausgedehnte Nachfolge zu wünschen. Wenn es sich bestätigt, daß eine einflußreiche Verlagshandlung, wie die von Breitkopf u. Härtel zu Leipzig, die Absicht hat, eine Sammlung kirchlicher Oratorien des angebotenen Stils zu veranstalten und unter bequemen Bedingungen der Oeffentlichkeit zuzuführen, so wird jeder neuen Kunstgattung das Siegel des Monumentalen aufgedrückt und ihrer weitesten Verbreitung ebene Bahn gemacht.

— Nun von der Kanzel zur „Gegenkanzeln!“ — Als solche bezeichnete ein hochwürdiger Geistlicher unlängst die Schaubühne des Theaters. Eine Erörterung jener Gegenüberstellung liegt nicht notwendig im Kreise der Berichterstattung über die vierteljährigen Erscheinungen auf dem Gebiete des deutschen Musiklebens. Dieselbe hat sich auf die Angelegenheiten des Musikdramas zu beschränken, das in seinen ethischen Wirkungen sich besten Falles zum Drama eines Shakespeare, Goethe, Schiller etwa verhalten mag, wie jene kirchlichen Oratorien mit Gemeindegesang zur Wirksamkeit des Kanzelwortes. Gewiß glauben nicht wenige unflare Köpfe, Wagners „Parsifal“ und andere musikalische Bühnenwerke dürften als ausreichender Ersatz der Kanzel gelten, da sie dem religiösen Bedürfnis volles Genüge zu gewähren vermöchten. Solchen Schwärmern muß es ein Ereignis von Wichtigkeit bedeuten, wenn die Opernhäuser sich vermehren und solche neue Prachtbauten die alten Gotteshäuser in den Schatten stellen. Beides ist im Herbst geschehen durch die feierliche Eröffnung des neuen Stadttheaters in Halle an der Saale und des, an Stelle des abgebrannten Hauses errichteten, prächtigen neuen Hoftheaters in Schwerin.

Nach Ableben des Generalintendanten der königlich preussischen Hoftheater in Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden, Herrn von Hülsen, ist dessen Amt, das höchste und verantwortlichsste im Opernleben der preussischen Monarchie — indirekt erstreckt der Einfluß desselben sich auf das Opernleben des ganzen Reiches und wohl noch darüber hinaus — von dem Grafen Volko von Hochberg einstweilen kommissarisch übernommen worden. Graf Hochberg verbindet mit seiner langgeliebten musikalischen Mäzenatenschaft als Begründer des „Hochberg'schen Quartetts“ und der „Schleissischen Musikfeste“ (seit 1876) eingehende tonkünstlerische Einsichten und schöpferische — unter dem Pseudonymen „Fritz“ — wiederholt auch öffentlich bethätigte Fähigkeiten. Nicht ohne Grund setzt man deshalb allgemein Vertrauen und frischbelebte Hoffnungen auf die Amtsführung eines solchen, auch von vielerprechenden menschlichen Vorzügen begünstigten neuen Generalintendanten. Er scheint besonnenes Vorgehen sich zur Pflicht gemacht zu haben. Von Eingriffen in die bisherigen Zustände, die zu mancherlei Klagen gerechten Anlaß geboten haben sollen, ist dem Referenten nichts Wesentliches weiter bekannt geworden, als eine Urlaubsbeschränkung, von welcher besonders solche Mitglieder der königlichen Opernverbände betroffen werden, welche jede dargebotene Gelegenheit gern benutzten, Einladungen zum Gastieren in anderen Opernhäusern und Konzerten zu folgen. Eine straffere Zucht nach dieser Richtung kann nur ebenso

förderlich sein für die Durchführung angekündigter Repertoirestücke, als heilsam für die Schonung der Gesangorgane. Durch prinzipielle Pflege reinen Geschmacks würden die höchstgestellten königlichen Kunstanstalten ohne Zweifel eine der wichtigsten und weitgreifendsten Aufgaben ihres bevorzugten Berufes erfüllen. Graf Hochberg scheint alle Eigenschaften zu besitzen, welche ihn in seiner einflussreichen Stellung befähigen, an seinem Teil beizutragen zur Klärung der chaotischen Verworrenheit der öffentlichen Meinung in musikalischen Geschmacksfragen und zur Begünstigung vaterländischer Tonkunst zunächst dramatischer Gattung.

Unabhängig von solchen Einwirkungen scheint das Mißverhältnis, welches in den letzten Jahren die Zahl neuer ausländischer Opern mit solchen deutschen Novitäten darstellte, sich etwas naturgemäßer gestalten zu wollen. So weit ich sehe, ist in diesem Herbst die Anzahl neuer Opern von deutschen Urhebern noch im Uebergewicht geblieben gegen importierte. „Johann von Lothringen“ (Le Chevalier Jean) von Joncières, eine ziemlich harmlose französische Oper, welche unlängst ihre erste Aufführung zu Frankfurt am Main erlebte, gehört nicht einmal zu den Neuheiten jüngsten Datums. Man hatte schon in Köln und im königlichen Opernhause zu Berlin einen Versuch mit diesem französischen Kunstprodukt gegen Ende des vergangenen Musikjahres gemacht, dem Anschein nach ohne nachhaltigen Erfolg. Auch „Die Kinder der Heide“, eine Zigeuner-Oper von Anton Rubinstein, welche am 28. Oktober auf der Hofbühne zu Kassel zum erstenmal in Szene ging und nicht ungünstig aufgenommen worden zu sein scheint, ist kein völlig neues Werk. Nach einer im Oktober 1885 stattgefundenen ersten Aufführung zu Danzig ist es über- bzw. umgearbeitet und in dieser neu redigierten Gestalt jetzt in Kassel wieder zum erstenmal aufgeführt worden. Rubinstein wird von seinen deutschen Freunden gern zu den „Unsrigen“ gezählt. Sie berufen sich darauf, daß sein Kunstschaffen deutsche Einflüsse in sich aufgenommen habe. Mehr aber als ehehem tritt in Rubinsteins neueren Werken, zu denen außer jener Oper und anderen auch seine jüngste Symphonie (Nr. 6) gehört, die scharf betonte Absicht zu Tage, seinen slavischen Ursprung in seiner Musik möglichst deutlich und anschaulich auszuprägen. Man möchte deshalb glauben, daß dem bewunderten Klaviermeister und Komponisten keineswegs ein Gefallen damit geschehe, wenn unsere Leute ihn hartnäckig für einen der Ihrigen ausgeben. Den besten und größten Teil seiner Originalität bezieht Rubinstein von den musikalisch interessanten Typen der Russen, Baskiren, Polen und Orientalen. Das übrige seines effektischen Stils gehört zumeist den Franzosen, der Rest den Deutschen. Demgemäß möchte Dr. H. von Villow's Urtheil zu modifizieren sein, das Rubinsteins Stil als ein neuentdecktes chemisches Amalgam kennzeichnete und zwar als „Mendelssohn - jaures Meyerbeerin“.

Unter den neueren und neuesten Opern deutscher Verfasser, die vor kurzem in Szene gegangen, befindet sich „Junfer Heinz“ vom Freiherrn von Persfall, dem Intendanten der königlichen Hofmusik in München. Hier gelangte das Werk am 5. September zur Aufführung als Wiederholung der ersten am 4. April in München stattgehabten Vorstellung. Völlig neu sind unter anderen deutschen Bühnen-Musikstücken „Nimiro“ von Eugen Lindner, einem strebsamen jungen Tonkünstler, der in Weimar lebt. Nachdem dieses dramatische Erstlingswerk hier, an der Pflanzstätte der Neuburgischen Schule, seine Probe bestanden, forderte es mutig das Urtheil des Leipziger Publikums heraus (am 10. September). Eine Stimme der Leipziger Tagespresse (Signale) faßt das öffentliche Urtheil zusammen und bezeichnet Lindners Oper als einen verfrühten, gänzlich mißglückten Versuch, ein ungeschicktes Gemengsel von „Wagnerei“ und „Rehleri“. Möchte der begabte Künstler diese harte Zurückweisung als heilsame Arznei auffassen! —

Die neueste, am 1. Oktober zuerst in Hamburg gegebene komische Oper von Karl Reinecke, dem Kapellmeister der Leipziger Gewandhauskonzerte, nennt sich „Auf hohen Befehl“. Sie hat in Hamburg einen sogenannten Achtungserfolg errungen und ist nach

einigen Wiederholungen — wie die allergrößte Mehrzahl neuer Opern — vom Repertoire verschwunden.

Im herzoglichen Hoftheater zu Altenburg debütierte am 7. November ein Leipziger Heilkünstler, pseudonym Dr. Felix, als schaffender Tonkünstler mit einer Oper „König Drosselbart“ und hatte die ermunternde Freude, sein Mosenkind freundlich aufgenommen zu sehen.

Neben Wagner beherrscht die deutschen Opernbühnen gegenwärtig Viktor Meßler, der Urheber des „Rattenjägers von Hameln“, des „Trompeters von Säckingen“ und nunmehr auch einer allerneuesten Oper „Otto der Schütz“ nach Kinkels Dichtung. Die Leipziger begrüßten dieses neue Geschenk des beliebten musikalischen Volksfreundes mit überlauten Kundgebungen. Die Kritik aber, welche über solche „spottwohlfeilen“ Beifalls-spenden und Lorbeeren — „dieses Gemüse des Ruhmes“ — wispelt, erkennt in der Wertschätzung jener drei Meßlerschen Opern eine absteigende Folge: von der heiteren Höhe des Rattenjägers in das schattige Thal des Trompeters und von da abwärts bis zur dürren Sandsteppe des Schützen. Meßler verdankte seine erstaunlichen Erfolge vornehmlich dem glücklichen Einsall, Dichtungen von ausgebreiteter Volkstümlichkeit für seine harmlosen dramatischen Zwede zu verwenden. Ob es ihm mit dem Kinkelschen Jhull ebenso wohl geraten wird, als mit Scheffels und Wolfs beliebten poetischen Erzählungen, muß die Zukunft lehren. Auch dem geübtesten Blick entzieht sich die Voraussetzung der Zukunft einer Oper, deren Schicksal an tausend seidenen Fäden hängt, von denen ein einziger oft entscheidend sein kann.

In Kürze seien noch recht wertvolle und bedeutende Erzeugnisse der musiklitterarischen Presse erwähnt, welche in jüngster Zeit ans Licht getreten sind.

Karl Maria von Weber (1786 bis 1826), dessen hundertjähriger Geburtstag am 18. Dezember gefeiert wurde, hat seinem Enkel Karl von Weber die Auegung gegeben zur Herausgabe seiner Meißlerbriefe aus den Jahren 1823 von Wien, 1826 von London an dessen Gattin gerichtet. Ohne hier auf diese historisch schätzbaren und gemütvollen Briefe des echt deutschen liebenswerten Tonmeisters zurückzukommen\*), mag auch bei diesem Anlaß die wohlverdiente Beachtung aller deutschen Leserkreise auf dieses anmutende Büchlein noch einmal hingelenkt werden.

Die fruchtbare reproduktive Feder La Maras (Marie Lipsius) hat die Litteratur durch eine Sammlung „Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten“ bereichert, die hier nach den Urhandschriften zum erstenmal — und zwar bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig — gedruckt erscheinen mit beigegebenen sakfamilierten Namenszügen der künstlerischen Briefschreiber. Das Werk umfaßt zwei Bändchen, deren erstes bis Beethoven führt, während das zweite bis zur Gegenwart herabreicht.

Als ergänzende Fortsetzung der von seiner Gattin Klara nach den Originalen veröffentlichten „Jugendbriefen von Robert Schumann“ — Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Erste Auflage 1885. Zweite 1886 — erschien vor kurzem eine „Neue Folge“ der Briefe Robert Schumanns in demselben thätigen Verlag, herausgegeben von F. Gustav Jansen. Diese Briefe lassen tiefe Einblicke thun in Schumanns menschlich-künstlerischen Naturell und in das Kunstschaffen seines Tongenius. Sie umfassen den ganzen künstlerischen Entwicklungsgang und das Wirken des Meisters von 1828 bis 1854; er starb 1856.

Ein reiches Geschenk hat Joseph Kürschner seinen und den Freunden des „Meisters“ gemacht mit dem ersten starken Bande eines „Richard Wagner-Jahrbuches“ (Stuttgart, 1886. Im Selbstverlag. 53 Bogen 8<sup>o</sup>). Es ist ein apologetisches Kompendium, das mit wahren Wienersleiß gesammelt, eine ganz erstaunliche Fülle von Stoff zusammenhäuft, welcher bestimmt ist, zur Würdigung der geschichtlichen Bedeutung und menschlichen Eigenart Wagners Entscheidendes beizutragen.

\*) Man sehe die eingehendere Anzeige im kritischen Teil des Dezemberheftes der „Allgemeinen konservativen Monatschrift“.



Von allgemeinstem Interesse ist ein biographisches Werk, betitelt: Johann Georg Kastner, ein elsässischer Tonkünstler, Theoretiker und Musikforscher. Sein Werden und Wirken. Zwei Teile in drei starken Oktav-Bänden. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1886. — Der Herausgeber nennt sich Hermann Ludwig und lebt in Straßburg, Kastners Vaterstadt. Die Anfänge der Entwicklung Kastners — „sein Werden“ — fällen den ersten Teil des außerordentlichen Werkes. Sie reichen von 1810 bis 1833, wo der hoffnungsvolle Kunstjünger, ermutigt durch ein Stipendium von seiten der Straßburger Munizipalität, nach Paris ging, um dort sein Glück in einem künstlerischen Wirkungsbereich zu suchen. Beides fand er in einem, alle seine kühnsten Erwartungen übertreffenden Maße. In Paris beschloß der anziehend geschilderte Künstler, der seine „nationalité morale“, nämlich seine deutsche Denkart und Fühlweise mit den Forderungen seiner „nationalité politique“ glücklich zu vereinigen verstand, im Dezember 1867 sein ruhmreiches thätiges künstlerisches Leben. Der Herausgeber hat in sein liebevoll erfahres Unternehmen so viele instruktive und fesselnde Seitenblicke eingestreut auf elsässische und politische Zeitfragen, daß sein Werk die Grenzen der rein biographischen Interessen weit überragt.

Auf dieses höchst eigenartige Buch und die vorstehend erwähnten anderen Werke eingehender zurückzukommen, behalten wir uns vor.

Doch zum Schluß sei noch ein neues „Verzeichnis des Musikalien-Verlages von Breitkopf u. Härtel in Leipzig“ erwähnt, das Einsichten gewährt in die geschichtliche Entwicklung dieses gewaltigen Geschäftsbetriebes, der gegenwärtig von den beiden Enteln Gottfried Härtels, Begründers der Firma, Herrn Stadtrat Wilhelm Volkmann aus Halle a. S. und Herrn Dr. Oskar Hase aus Jena, geleitet wird. Der systematische Katalog, vollständig bis Ende 1885, zählt 17 000 Verlagsartikel, die sich seit 1797 in den Magazinen der Firma aufgespeichert haben. Kein Wunder deshalb, daß dieses Verlagsverzeichnis mit Nachträgen 52 Druckbogen umfaßt und deutlich macht, wie fest die Namen Breitkopf und Härtel mit den wichtigsten Entwicklungsphasen der neueren deutschen Tonkunst verknüpft sind.



## Vor sechzig Jahren.

Nach langer Unterbrechung folgen wiederum für eine Reihe von Monaten die oft und dringend zur Veröffentlichung verlangten Anzeichnungen des auf seinen Lebensmorgen zurückschauenden Verfassers. Diese Anzeichnungen haben, ueben vereinzeltm Widerspruch, einen so starken und nachhaltigen Beifall geerutet, daß der Verfasser, wie wir bestimmt wissen, schon darum sich zur Auslieferung der jetzt noch zu veräffentlichenden Abschnitte bestimmen ließ. Nochmals etwas über Inhalt und Form zu sagen ist überflüssig.

### Ehrenbreitstein.

Biographie des Pilgers Klemens vom Jesuitenpater Diel.

Zwei Bände und ungesund, was ich suchte? Aufenthalt der Brentanos in Marburg kaum gestreift? Bang in eine Anmerkung verwiesen?

In Weklar, heißt es da, hätte dieser Bang — denn es war heiß und von Gohselben bis dort ein starker Fußmarsch — oben im Hause geschlafen und geschnarcht wie eine Lokomotive. Ein gläubiger lutherischer Pfarrer übrigens, dieser Pfarrer Bang, erläutert Verfasser, seinen Pilger vom Verdachte zu schlechter Gesellschaft reinigend.

In Marburg selbst wenig Brentanosches geliebet; nichts, das ich nicht wüßte, im Hause meiner Eltern. Der rückwärtigen Strömung in Litteratur und nationaler Kunst, die mit der romantischen Schule zusammenfällt, von Einheimischen wenig geachtet.

Die vorüberziehenden Repräsentanten dieser Strömung hatten — Savigny, ihren geistigen und gesellschaftlichen Mittelpunkt, ausgenommen, ihn, der erhaben wie Zeus oben im Forsthoie thronte — Marburg durch exklusive Seltsamkeiten beleidigt, waren dafür ignoriert, aufgefendet worden.

Unser Poetisches anlangend? Schiller, und, daß ich es gestehe, Kogebue und Lafontaine füllten.

Im ganzen, ich fürchte, ich fürchte, Marburg damals eine „Polis amuzos.“ Was freilich Schillern anlangt — —

Als wär's gestern. Julius und ich stürmten mit den Schwestern aus der nahen Mädchenschule. Ja! Ja, in ihr ist das Fundament der diesseitigen Weisheit gelegt worden! Wir finden Dunkel und Taute bei den Eltern. Die Frauen schluchzen; gleich heulen die Mädchen der Spur nach, dem Dunkel schlabbert der Bart, und mein Vater,

den jed' Leid vorläufig bös zu machen pflegte, wirft einen schwarz gesiegelten Brief auf dem Tisch herum und schreit geballter Faust: „Das Unglück! das Unglück!“ nimmt dann, geduldiger werdend, den Brief wieder auf, sieht mit nassen Augen hinein und klagt: „Ach, der arme Kerl mit seinen fünf Würmchen! Warst doch meine liebste Schwester, du gutes Gretchchen!“

Ach die Gattin ist's, die teure,  
Ach es ist die treue Mutter,  
Die der schwarze Fürst der Schatten —“

und recitiert, in Nührung stockend, bezügliches Duzend Verse. Mutter und Tante helfen ein und nach, Schiller wird beglückwünscht und so bricht seine Glode den leidenschaftlichen, den ersten Schmerz.

Dies meine früheste Bekanntschaft mit dem Dichter. Hatten uns bis dahin mit Spielreimen, „Phylax der so manche Nacht“ und dem lyrischen Fingerzeig beholfen, der groß gedruckt über des Herrn Inspektors Rößing Ratheder loctte:

Kinder geht zur Biene hin,  
Seht die kleine Künstlerin,  
Wie sie emsig sich bemüht u. s. w.

Im übrigen exekutierte mein Vater neben Horaz und gelegentlich etwas Schillerschem auch das Gesangbuch, selten anzuführen unterlassend, daß er diese und jene Numero aus dem „Reformierten“ jeden geschlagenen Morgen seinem Vater, während dieser sich rasierte, habe vorlesen müssen.

Goethe wenig, im ganzen nur als Verfasser von Werthers Leiden gekannt. Man hütete dies Buch vor den Mädchen. Würde kaum mit Werther aufwarten können, wäre er und Lotte mir nicht frühe näher getreten. Erlich hatte meine Mutter einen Teil ihrer Jugend zu Weplar bei Reichsammergerichtsverwandten zugebracht. Sie erzählte gern davon. Ich glaube gut. Allein, was mir Hefuba und Garbenheim? Zweitens habe ich Lotten noch persönlich gekannt, sie, des Deutschordensrentmeisters Buff zu Warburg ältere Schwester. Bei seiner Pensionierung von König Jeromes Gnaden, hatte Buff seine Dienstwohnung im Deutschen Hause samt der Insel behalten. Die Familie uns befreundet.

Ist 1817 oder 1818 gewesen, als das berühmte alte Frauenzimmer zum Besuche der Verwandten eintraf, und wir auf die Insel zum Kaffee invitirt wurden.

War ein fröhlicher Garten diese Insel in der Lahn, voll Stachelbeeren und reifer Kirzchen und zum Kaffeelochen und Waffelnbacken ein Häuschen.

Man fuhr im Kahn hinauf. Ich neben der fremden Frau. Unterwegs hat sie in meinen altdeutschen Kastanienloden — beiläufig bemerkt, der Stolz der Familie — gewählt und mich gründlich abgeküßt. Das ging schon über Goethen! Nährte mich gar nicht, aber von meiner Mutter sind betreffende Klässe — es ist stets von einer Mehrzahl die Rede gewesen — ich weiß wirklich nicht, unter welchem schädlichen Vorwand, mir auf die Seele gebunden worden. Leider zeitiger Leichtsinn so groß, daß sich in meinem Herzen kein ander Bild von Lotten eingepägt findet, als: es war eben eine recht alte Frau. Kann übrigens die ungalante Notiz Goethes nicht erhartet, Lotte habe zur betreffenden Zeit stark mit dem Kopfe gewadelt.

Im Deutschen Hause — ehemem Staat im Staate, der gesamte große Komplex hinter der Elisabethkirche mit Mauern, Thoren, Türmen abgeschlossen — lebten noch andere Ordensrelikten, die Louise Schönhals zum Beispiel. Eines Ordensbeamten Waise teilte sie ihre Gnadenwohnung mit einem tüchtigen Stamm Hühner. Kleine, dünne Person, lebzig und lebhaft, immer protestierend und Prozesse führend, witzig und grundgescheit, gesprächig bis zum Erzeh, starke Besucherin, lästig und — gerne gesehen! Als Schwester des österreichischen Feldherrn und Verfassers des schönsten Kriegsbuches, das wir Deutsche

besitzen, hat sie des Bruders Radeky-Verühmtheit noch mitgenossen, bevorab sie in ihren alten Tagen dem Storchschnäbeln und Tischrüden sich ergab.

Durch ihr Medium mit Bettinen bekannt geworden. Mit dieser im Friklarer Nonnenkloster erzogen — sie für ihre Person äußerst protestantisch geblieben — hat Louise auch Bettinen's Marburger Zeit geteilt, mit ihr unter anderm auf horizontal glattgeschorener Hainbuchenbede, wie sie die Gärten meiner Vaterstadt umfriedet, stumm — wird das Schwerste gewesen sein — und unbeweglich auf dem Rücken liegend, sich stundenlang den Vollmond ins Gesicht scheinen lassen.

Wir haben's nachgemacht, wir Jungen. In Wahrheit, auf einer dichten, so präparierten Hede ruht sichs wie auf einer Sprungfedermatratze, aber mein naseweises Zuluschen hat gefragt: Welt, Louise Schönhals, davon bist du auch so gelb geworden?

Vom Turm in der südlichen Stadtmauer am Kronenbergischen, zum Forsthof hinauf reichenden Garten, wußte sie zu berichten, ich weiß aber nicht mehr was. Neuerdings hat der gedachte Turm amtlich den Namen „Bettinaturm“ empfangen. Marburg also über diesen in die Litteraturgeschichte ragenden Turm heute besser unterrichtet, und ich hab' ihn doch so gut gekannt. O, mein Felix Gilsa, was haben wir mit deinen neuen Messingknöcheln unsere alten Bleisoldaten da oben zusammengeschoffen!

Auch was Louise sonst erzählte, rein vergessen. Kaum, daß ich den Namen Brentano aufgefaßt. Hörte, behielt nichts als Bettine, Bettine!

Schon ein wenig anders in Goffelden. Einer der Jungen klagt über sein Fläschchen in der Schulter. Ja — wann der Klemens Brentano da wäre! Was hat der magnetisieren können! — So — hat er gestrichen, geb' acht — so — der Schmerz marschirt in den Ellenbogen, ins Handgelenk — in den Daumen, in den Zeigefinger, und so weiter bis in den kleinen Finger. Aus dem herausgeschnit, heidi!

Ich reimte das wohl mit dunkeln Geschichten, die über das Haus des katholischen Pfarrers Leander van Esz umgelaufen. Näheres wußte unsereins nicht, aber mein Vater, damals Kriminalrichter, hatte damit zu thun gehabt. Muß bei uns noch sonst Mystisches und Bedenkliches mit untergelaufen sein; hörte hißig über die Krüden, über vom Himmel heruntergefallene Briefe und einige Wunderthäter streiten, immerhin Merkmale einer gewissen Reaktion gegen die allervollkommenste Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, wie solche bislang allhier im Schwange gewesen.

Dann wurde in Goffelden Christian Brentano genannt, er, unseres Loci allererster Zögling, gewissermaßen unser princeps juventutis. Und von der Bettine — Bettina hieß sie erst viel später — habe ich die Frau Pfarrer rühmen hören, das wäre eine ganz merkwürdige Person gewesen, so späßig, gar zu verrückt. Ganz oben in die Linde wäre sie geklettert, daß sie die Gänse unten in der Lahn besser beguden könnte.

Hiermit mein Wissen und Interesse an den Brentanos so ziemlich erschöpft.

Der Alte selbst hat der Geschwister, ihres nicht immer pfarrhäuslichen Verhaltens und der gährenden Bewegung, die mit ihnen und ihren Freunden einst bei ihm einge-zogen, uns gegenüber kaum Erwähnung gethan. Er haßte das Vielerlei in der geistigen Anregung. Tiefe in der Einseitigkeit seine Methode. Sein Ziel: klassische Bildung. „Trachtet nach ihr, und das andere wird euch von selbst zufallen — habt ihr den Trieb und das Zeug dazu.“

Das hat in meinen Studentenjahren der Mann mir gesagt, den sie schon den heidnischen Pastor zu nennen anfangen.

Und Empfänglichkeit für das Schöne und Gute und jenes undefinierbare, unumgängliche Allgemeinwissen, das man schlechtthin Bildung nennt, suchte er uns durch die wesentlich sachliche Lektüre zugänglich zu machen, einer Lektüre, deren räumliche Ausdehnung allein mich noch heute in Erstaunen setzt.

„Von nie sich erschöpfender Begeisterung, von sinnvoll gemüthlichem Interesse für das Altertum getragen,“ wie Savigny von ihm schrieb, strebe er durch der Alten Vermittlung Menschen, nicht Philologen zu formen. Mit griechischen Accenten hat er niemand geärgert. Und, mag es unbegreiflich erscheinen, er, der Freund beider Grimms, mit denen er zu meiner Zeit fleißig korrespondierte, er, der mit allem Forschen und Leisten auf religiösem, historischem, sprachlichem Gebiete bis ans Lebensend in lebendiger Fühlung geblieben — er hat uns nie verraten, daß es auch eine deutsche Grammatik gebe.

Ich begreife: der Jakob hätte uns am Bröder und Buttman irre gemacht; hat keine kurzen faßlichen Regeln. Beim Exponieren: „Paragraph?“ Antwort: „So und so viel.“ Frage: „Lautet?“ Gefragter sagt die Regel auf. Oft genügt Kennen der Zahl. „Fortgefahren!“

Wir erfuhren auch nicht, daß es ein ganzes gibt, so man deutsche Litteratur nennt. Aufsätze? „Nie und nimmer! Zungen haben keine Gedanken. Gedanken und Phrasen stehen, sollen sie bei mir nicht lernen,“ hat er einem besorgten Vater geantwortet. Uebersetzungen dagegen ins Deutsche, um den Gebrauch des sprachlichen Handwertzeuges zu üben, daß die Haare davon flogen!

Kinderbücher, in die Mythen einführende Lutscher, Unterhaltungswert, gar Romane — mit einer tragikomischen Ausnahme, der ich beschämt vorübergehe — dort unbekannt. Robinson, die Grimmschen Hausmärchen, die Haimonskinder &c. Riemeyers anti-französisches Heldebuch und so was kursorierten. Reisebeschreibungen, aus denen wir die Geographie lernten, alte Schmöker und Thesauern mit Holzschnitten oder Kupferstichen aus der reichen Bibliothek des Pastors halsen nach. An Winterabenden las er wohl einmal vor: Abschnitte aus dem alten Testament, aus den Nibelungen oder dem erschütternden Ritter Blaubart und der Genoveva Tiedts, ohne jedoch jeden Autor zu nennen. Des Knaben Wunderhorn nie produziert, an dem er einst im Stillen mitgeholfen, doch auf die Lieder hieß er uns achten, die an Sommerabenden aus dem Dorfe heraufdrangen. Ich meines Theils, von der Frau Pfarrer nicht unverspottet, habe dem leisen Gesang der Mägde gelauscht, wann die mit ihr und Marie spät abends am Spinnrade saßen.

Wir angehenden Germanen selbst sangen feurige Freiheits- und Burdenschaftslieder, freuten uns aber doch, wann ein Neuer Schillers Handschuh, den Kampf mit dem Drachen oder so was, feurigen Armschwenkens, vorklamierte.

Merkwürdig, wir lernten nichts auswendig, gar nichts als Täpft und Konforten nebst besagten Paragraphen aus Bröders und Buttmanns Grammatiken. Dreimal bei unserm Alten die Konfirmandenstunde mitgenommen und nie den Katechismus, nie einen Vers, einen Spruch memorieren müssen, während er die Bauernjugend gewaltig dazu anhielt.

Nach ordinärem Bücherlesen Hungernden hatte der Herr Pastor zuweilen seltsame Kost. Ein entsetzlicher Sonntagregen. Dem Dampspiel feind geworden, wage ich die Bitte um was Schönes zu lesen. „Recht gern, mein Sohn,“ und er bringt mir ein vergilbtes Paket. „Da,“ sagt er, „Briefe von Wytttenbach an meinen Vater. Denen ging das Lateinschreiben ab wie Wasser. Wir sind ja bald mit Ciceros Briefen fertig. Da, heiß einmal dem Wytttenbach auf den Ramm.“

Cicero amüsanter als Wytttenbach und ciceroianischer, aber ich habe sie durchbuchstabiert, jene Briefe. Viel nicht verstanden, gewiß, aber wie rührende Zeugen liebevollen Dankes dem alten Lehrer, welche Verfenkung in die Tiefen einer noch an sich glaubenden Philologie!

Wangs humanistische Einseitigkeit ließ ihn, den Sohn eines großen Gelehrten aus Ernestis Schule, nur zwei Wubensorten sehen. Die eine, für das Altertum und seine Sprachen — ihm Vorbedingung alles Höheren — empfängliche, und nicht ganz unfähige, die andere, eine inferiore, die er dem Nichts, dem gering geachteten Gewerbe-

stande, dem Kalbfell, Pflug oder der Krämerelle unrettbar verfallen glaubte. Die zweite Sorte hielt sich nicht lange in Gohfelden. Doch mit Behmut denk' ich, wie der ehrwürdige Mann zehn Jahr etwa nach meinem Abgang von Gohfelden — es that mir wohl, jetzt so vertraulich neben ihm zu sitzen — mir zugestand, in jenem Punkt habe er doch nicht wenig geirrt.

„Hab's im Alter lernen müssen, Karl H....!“

Das kommt davon. Hätt' ich bei ihm schulgerechte Ehrien und Auffätze machen lernen, meine Kapitel sähen nicht aus wie Kraut und Rüben. Aber ich hab's ja gesagt, ich spiele nur mit meinen Erinnerungen. Wie mag ich da Disziplin von mir verlangen? Wer träumt nach vorgezeichneter Disposition?

Ueber diesen Abschnitt habe ich geschrieben: „Ehrenbreitstein“ — es soll eine Rheinreise geben — und mit den Brentianos angefangen, weil die von dort stammen, mütterlicherseits, und wie ich mich dieser Richtung gerade so recht liebevoll hingeben will . . . .

Diese Rheinreise, Perle im Kronschatz meiner Jugend, die beiläufig doch so unmäßig glücklich nicht gewesen als ein Leser meiner Spielereien anzunehmen geneigt sein möchte!

Den Main nicht zu vergessen. Wir schrieben, glaub ich, eben 1825 und das Wasser war klein. Natürlich saß das Frankfurter Marktschiff gerad vor N. im Sande fest. Man nannte den Namen des Orts und der Festung daneben. Dem Schiff gegenüber ein langes weißes Haus mit mächtig hohem Dach. „Ei, das is ja des Herr H—s Haus. Erwe gucke die Madam mit dem Fernröhrche riwwer. Und die lustige kleine Wäbercher uff dem Damm, das sein die H—s Wäbercher,“ belehrte ein eingestiegenes Marktweib.

Hier meine Frau leunen gelernt, par distanco. Wir wußten H—s ganz weitläufig mit uns verwandt. Julius und ich wollen hinüber, Bekanntschaft machen. Aber das Schiff wär' gleich wieder flott, und das war's auch. Wußten uns mit Klappenschwenken behelfen, und unerkannt, nicht unbemerkt, hofften wir weiter nach dem goldenen Mainz.

Solch zarten historischen Zug macht mir ein anderer Reisebeschreiber nicht nach.

Von Mainz nach etwa zehntägigem Wandern und Weilen gegen Abend in Koblenz. Aufs erste beste Wirtshaus los gesteuert, und es war damals das erste und beste: der Trierische Hof. Vor dessen Portal habe ich Betrachtungen angestellt und Klassenhaß ahnen lernen.

Ober- und Unterkellner, sowie Portier und Hausknecht halten den Eingang besetzt, betrachten uns kühl.

„Können wir hier logieren?“ fragt der Loci, der sein bestaubtes altdeutsches Samtbarett überm Ohr, die kurze dicke Meerschampfeife im Munde, mit mächtigem, einem jungen Feinbaum vergleichbarem Steden, Büchjentränzen an der nervigen Hüfte — den Wahnvorstellungen jener Bedientenseelen von standesmäßiger Kundschaft eines Trierischen Hofes um so unvollkommener entsprach, als man den Gewändern, in welche er gehüllt war, den ländlichen Verfasser bereits von ferne ansah. Oberflächlich betrachtet dürfte auch die Außenseite von uns Jungen einiges zu wünschen übrig gelassen haben.

„Bedaure — wirklich, kein Platz hier für die Herrschaften, werden wohl ein geringeres — ein Wirtshaus — in den drei Hasen“ . . .

„Ich will hier bleiben, Mann!“ In dem unwiderstehlichen Tone, den die Gewohnheit des Befehlens verleiht, und mit Hoheit schreitet er, von uns in Kreisform gefolgt, durch den erschrockenen Schwarm ins Haus. Der Oberkellner wie ein Dyrwürmchen:

„Wie viel Zimmer befehlen der gnädige Herr? Wel-Étage? — —“

Andern Morgens überantwortete uns der Alte den Reizen der Stadt, hauptsächlich des Artilleriehofes. Er selbst machte Besuche. Zur Table d'hôte — ein neuer.

ein riesiger Spaß für uns, fremd den bescheidenen Herbergen, in welchen wir seither „die Hode untergestellt“, trafen wir ihn in lebhafter Unterhaltung mit einem blassen schwarzhaarigen Manne. War der Klemens Brentano.

An unserer Tischdecke frugen und erzählten die beiden sich viel, sehr viel von Lenten, die uns nichts angingen. Unser Sinnen und Trachten mehr auf das herrliche Essen und die Engländer gerichtet.

Eines war mir auffallend und ich hab's deshalb behalten. Trotz schnellen und gedämpften Sprechens ins Ohr unseres Alten verstand ich, daß der Herr Brentano klagte: „Bin ein ruinierter Mann, habe nur noch dreißig Tausend Thaler.“

Für jene Zeit, für Marburg, mich, das ein ungeheurer Reichtum. „Muß nicht bei Trost sein,“ dacht' ich. Dabei tranken die Herren — vom Pastor weiß ich das bestimmt, der athletische Mann konnte viel, sehr viel vertragen — eine Flasche Rheinwein nach der andern. Einzig wahrnehmbares Merkmal solcher Thätigkeit eine ins Dunkelrote spielende Färbung der majestätischen Glatze.

Der Klemens bramte nur in den Augen.

Nach Tisch aufgebrochen, Rückreise durchs Lahnthal: zunächst Thal-Ehrenbreitstein. Klemens geleitet. Er zeigt das Haus seiner Großeltern. Alles, was der Mann sagt, merkwürdig, wenn man's auch nicht begreift. Schade, daß die Larocque, Goethes Wahrheit und Dichtung, des Pilgers Biographie vom Jesuitenpater Diel u. s. w. noch so weit hinterm Berge lagen.

Nun den gewundenen Weg hinauf. Der unüberwindliche Ehrenbreitstein wird neu gebaut. Hunderte von Maurern! Die uns begegnenden Soldaten reden polnisch. Und alles haben die anderen Zungen gesehen, auch die Kanone, die mitten in der Stube des Offiziers steht. Der braucht nur das Fenster aufzumachen und die rebellische Stadt zusammenzuschießen, wann die wieder französisch werden will. „Und das wollen viel Koblenzer,“ haben wir den Herrn Brentano sagen hören.

Er und Bang sind zurückgeblieben. Ich, von geheimer Sorge erfaßt, unbeachtet bei oder dicht hinter ihnen. Vom Thal herauf hat Klemens begonnen, in den Alten hinein von der Ronne von Dülmen zu reden.

Kann das Selbstame nicht wiedergeben, was mir von dieser Stunde, mit der besten meines Lebens, noch vorschwebt. Bang saß da, man hatte sich gesetzt, gesenkten Hauptes und schwieg, schwieg zu dem Lieblichen und Fürchterlichen, das Klemens sprach. Der war außer sich.

Uns aufgellärten Herrn Zungen war gläubiger Katholik Dummkopf oder Intrigant oder psychologisches Wunder, nannten wir's auch nicht gerade so. Wir glaubten nicht an das Glauben dieses Glaubens.

Der Pastor war daran unschuldig.

Und nun Einer, der mit neuesten Wundern unsern Alten umwenden will? Mich faßt die Angst, der schredliche Mensch mit den heißen Worten macht ihn katholisch.

Bang schien sich zu ergeben. Von der Art, wie man katholisch gemacht wird, hatte ich keine Idee, aber die Furcht: „Jetzt — jetzt kommt's, ach jetzt! Kann aber keinen Respekt mehr vor ihm haben, wenn er sich beschwären läßt. Pfarrer in Göttingen bleibt er dann auch nicht. Mönch? Wo kommen ich und Julius dann hin? Die arme Frau Pfarrer!“

Ich lupfte den Alten am Rockschöß. Klemens hört nichts, sieht nichts, als die Ronne von Dülmen, er beschwört sein Opfer, mir wird so weh: „Gott wird deine liebe Seele retten.“

Lärmend kommen die Freunde von ihrem fortifikatorischen Streifzuge zurück und erlösen mich. Was hatten der Herr Pfarrer und ich doch alles verjämmt! Mit Julius laufe ich noch geschwind — es fängt schon an zu dämmern — nach dem Vorgesprung, von welchem man den Rhein und die Mosel und die Stadt und alles unter sich hat.

Ganz prächtig.

Dann ging's über den Berg Rücken hinein in die frische Abendluft nach Ems, ist nur zwei Stunden weit. Die Bahn auch nicht übel.

### Die Gänderode.

Im Rheingau halt; Gäste wir schönen, reichen Besizes. Rheinisches Leben dort an der Wurzel studiert.

Unvergeßlicher Keller du, dessen verständiger Küfer zum reichlich gebotenen Brot mit Salz uns armen Jungen nur dürftigste Proben kredenzte, Maßregel, die uns bei voller Aktionsfreiheit der Beine das Sonnenlicht oben so goldig wieder erblicken ließ als den Elser, der tropfenweise für uns aus dem Heber in die untergehaltenen Römer gepert war.

Wer je den stillvergnügten Burschen in hölzernen Röklein da unten solchen Gastbesuch abgestattet, wirft keinen Stein auf unsern Alten, der purpurnen Angesichts und seiner Schritte entschieden unklarer Sache von zwei „Gepichten“ in Empfang genommen werden mußte, da wir dem seligen Geheimnis entstiegen.

Unten, auf Ehre, die Nüchternheit selbst. Nur von häufigst dankbarem Ablehnen, als wir der unübersehbar nach den Jahrgängen geordneten Reihe von Stüdfässern entlang wandelten resp. stille standen, von heiter erbaulicher Rede nur, hätten wir Zeugnis ablegen können. Die Veränderung an der Kellertür auch so plötzlich und erschreckend, daß —

Man befreite uns gütigt von unsern Schlagflußhängsten.

Bei wem zu Gast, und was das für Herren aus Frankfurt und Wiesbaden, die gekommen, mit dem Loci was frohe Tage der Erinnerung zu erleben — rein aus dem Gedächtnis! Auch waren wir sonst zu Wasser und zu Land so dringend beschäftigt, daß man auf derlei Nebendinge nicht achtete.

Weiß darum auch nicht, welche romantische Seele in Gärten und stark betauten Weiden dem Alten eines Morgens den bewußten Grab- oder Denkstein suchen half. Sie fanden ihn, und ich hab' ihn begucken helfen. Ich Prosafarbe ganz wenig gerührt. Als ich lange nachher von der Gänderode hörte und las, hat mir's gedämmert, was der Denkstein unserm Bang bedeutet haben mag.

Sollte sich Friedrich Creuzers Grobznichte noch dazu entschließen, die, wie man mir erzählte, von diesem selbst schon geordnete umfassende Korrespondenz mit und über die Gänderode nebst dazu gehörigen Tagebuchsblättern, Schnigeln, Gedichten, Anfechtungen und Verteidigungen u. s. w. zu veröffentlichen — man würde gewahren, wie viel des Gemachten über die Dichterin und Dulderin und ihr tragisches Ende gedruckt worden ist.

Nicht viele Jahre her, da hat die Gänderode die Federn einer langen Reihe von Essajisten beschäftigt.

Jetzt ist's stille.

### Der Rabenstein.

Wenn der Edle von Meusebach, laut Briefwechsels mit den Gebrüdern Grimm, in einem Zuge und Zusammenhange, ohne irgend welche Unterbrechung durch ein sonstiges nicht zur Sache gehöriges Geschäft, getreulich und sonder Gefährde von der ersten bis zur letzten Zeile den ganzen vielen Fischart durchlesen konnte — lediglich festzustellen, ob sich bei diesem Autor schon ein gewisses angeblich neues, später gemein gewordenes Wort finde, oder aber, ob es dies nicht thue, und ich die neunte Meusebachsche Aber



im Leibe hätte: gleich wollt' ich meine acht Hände Shakespeare greifen und lesen und lesen, bis ich den vorsehenden schönen Gedanken in präzisem Ausdruck zurückgefunden, den er einem seiner Helden — das ist's ja, daß mir dessen Name entfallen — etwa folgendergestalt in den Mund legt:

Bin nicht mehr jung genug, ein Mädchen zu lieben um Gesang.

Gegenteiliges mein Fall, als ich im Herbst 1827 von der Weplarer hohen Schule aus zum erstenmal in die Ferien kam.

Was sie sang, darüber könnt' ich mich heute noch examinieren lassen, aber wie sie sang? Still, du altes Herz. Ganz still!

Sie spielte auch göttlich Klavier.

Nun, wo eine junge Dame göttlich Klavier spielt und singt, singen und spielen auch andere, bald die anderen. Auch die Guitarre noch beliebt. Meine Zeitgenossen dürften der Hand sich entziehen, „dieser Hand, dieser Hand, so weiß und so zart“, deren Besitzerin aus beschatteter Fensterische so grenzenlos den Erbkönig schauerte.

Singen erst und spielen die Huldinnen so ziemlich alle, wollen die jungen Herrn mitthun. So war's zu meiner Zeit. Schon genügt nicht mehr: „Das Schiff streicht durch die Wellen“, oder „Seht dort im Osten und Westen“, oder:

„Ueber die Berge mit Angestüm,  
Vor der Liebe ein Jüngling lief“,

auf Landpartien im Unifono. Vielmehr abends im erweiterten Familienthee zweistimmige Versuche. Schüchtern dreistimmige. Von da zum Vierstimmig bekanntlich ein Schritt. Folgen Ariens, Duette, Ehöre. Der Kantor Beck wird heran- und ins Vertrauen gezogen. Anschließend die exklusiven interessantesten Proben. Kleine Produktionen in größeren Gesellschaften. Fernerhin mit Bittern und Zagen ein Wohlthätigkeitskonzertchen im kleinen Rathhausaal. Hiernächst, natürlich im großen Saal, Haydn's Schöpfung:

E. Holder Gatte! A. Holde Gattin!

Sich keiner Note bewußt brüllt Schreiber dieses mit wie der Löwe von Sturdisian, im ersten Maß sein bescheiden Teil zum wahnsinnigsten Erfolge beitragend. Naturnotwendigkeit hiernächst Judas Makkabäus in der reformierten Kirche, oder sonst ein Erhabenes.

Der Kantor Beck erhält seitens der Regierung das Prädicat Konzertmeister.

Mit einem Worte: sie stand bei uns in Blüte, die edle Tonkunst.

Keineswegs die Baukunst. Ueber den einzigen Vertreter dieser Mutter aller Kunst und Geschichte habe ich in der Abhandlung: „Das restaurierte Marburg“ mein Schmerzhaftes beigebracht.

Gebaut wurde eigentlich gar nicht in meiner Vaterstadt, nur repariert, verbaut und zerführt.

Wofern der vorherrschende Redakteur des Korrespondenzblattes des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine — leiblicher Zeuge jenes schätzbaren Nützlichkeitsfanatismus, jener bürokratischen Barbarei hätte sein müssen, so gegen alles Alte, Historische, Ehrwürdige, Schöne, obendrein Zinslose, gar einige Unterhaltungsgrößen kostende, seit 1814 in Marburg gewüthet — vollends wär' er zum Schatten hingeschwunden.

Und keine Seele schrie nach Hilfe, keine empfand ein Hilfebedürfnis, wie solches doch heutzutage bei blutigeren Emanationen jener noch immer, selbst im Darmstädtschen, herumerschleichenden bösen Geister einzutreten pflegt.

Gott sei Dank, daß unsere unbewußten Jünger der französischen Revolution und des englischen Benthamismus die St. Elisabeth unberührt lassen mußten. Dieser Nest des finsternen Mittelalters ihnen doch zu stark.

All dem gegenüber unser Publikum gleichgültig, fast stumpfsinnig. Bei den Fremden

zwar nicht uneitel auf seine „ganz fertig gewordene“ Elisabethkirche, aber — ich hab's instinktmäßig gefühlt — bei uns Gebildeten für sie so wenig Verständnis und Verhältnis, als für das herrliche, so grausam mißhandelte Landgrafenjoch da oben.

Gleiches rücksichtlich des Rabensteins. Verwarnte von jenseits der Lahn so nachdrücklich ein mächtiger, niederer, durchaus massiver Rundbau mit stolz bezinnter Einfassung, und so geräumig, daß darauf noch in der Westfälischen Zeit bequem sechs Räder auf einmal gepößt werden konnten.

Zeit machte sich ein dringendes Bedürfnis fühlbar.

Nach seinem Einzug in Berlin ließ Napoleon das stolze Biergespann der preussischen Viktoria mit solcher vom Brandenburger Thor herabnehmen und nach Paris fahren. Hatte bis Marburg keinen Anstand. Da geschah es, daß der mit der Fuhr beauftragte Genieoffizier, unser Straßendefilee rekonoszierend und messend, die einzig denkbare Passage in Markt- und Wettergasse je um einige Fuß zu schmal fand. Tableau! Zu helfen wußten sie sich, diese Franzosen! Befehl der militärischen Machthaber, geschwind das obstacle — eine hübsche Zahl guter Häuser niederzureißen und zur Seite zu schaffen.

„Kleinigkeit das für den Kurfürst“ war bei uns bis 1866 ein geflügeltes und viel fliegendes Wort, diesmal nicht anzuwenden. Die interessierten Hausbesitzer und der Magistrat ringen die Hände; die ortsanwesenden noch „kurfürstlichen“ Beamten würden sich ohne Frage zum Fußfall bequemen, aber Victoria ante portas, und Paris — wartet! Die Franzosen unerbütlich. „Es führt kein andrer Weg nach Rüfnacht“ — mille tonnières!

Da erscheint als Retter in der Not der Ratsdiener Jodocus Bleuner. Er gedenkt des alten Pfades zwischen dem Fuß des schroffen Abhanges, an welchem Marburg hängt, und dem nächsten Lahnarme — des Pilgrimsteines. Genieoffizier und Stommandant uehmen Augenschein, und der rauhe Weg, auf dem vormem unzählige Pilgrime zur heiligen Elisabeth gewandert, wird mit jabelhafter Geschwindigkeit si bien que mal zur Zahrbahn der nordischen Glücksgöttin eherner Quadriga.

Dem erhabenen Vortritt derselben folgend, hat später alles schwere Fuhrwerk diesen neuen wagemuthigen Weg den steilen engen Gassen der alten Hessenstadt vorgezogen — die du auswendig so schön bist, o so schön bist, du mein Marburg!

Selbst die Pulvertransporte fürchterlichen Andenkens brauchten nicht mehr durch die Stadt. Eben ist die Leydener Pulverexplosion passiert. Also Soldatenpiketts der schwarzen Todesjahne voraus. Soldaten im Spalier, wo nur die Straße dazu breit genug. Strenge Order: „Thüren zu, Fenster zu!“ Wo hinter den Scheiben eine Thon- oder Meerschmannspieße sichtbar, wildes Drohen mit französischen Flüchen und blanken Säbeln. Neugierig zitternd meine nahe bevorstehenden Tanten hinter den roten Strippvorhängchen und den dichten Geranienstöden.

Und Staat und Stadt erweisen sich dankbar. Victorias Notweg wird glatte Chaußee, selbst die Böschung an der Wasserseite mit halbmannshoher Mauer befriedigt. Allein noch fehlen die schützenden Deckelsteine. Was hilft mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist? Aber neue Deckel? Unerforschlinglich!

Geschwind die malerisch krönenden Zinnen, diese Blutzengen, vom Rabenstein abgebrochen. Der Kumpj bleibt und dient noch jetzt seinem Vernis. Ich Sorge nur, daß bei vorfallenden Exekutionen einem oder anderem der Beteiligten schwindlig werden könnte. Ich sage weiter nichts, aber die Plattform hat keinen Haud mehr!

Entsinne mich gar wohl der beiderseits steil abgeschragten Deckel, welche, auf die Mauer gelegt, uns Zungen zu neuer Gangart verhalfen. Mit einem Fuß auf der linken, mit dem andern auf der rechten Seite der Abdachung, hatten wir eine treffliche Gelegenheit, auch einmal mit „schuppen“) Weinen zu laufen.

\*) Schupp, schieb = schief, krumm, Vilmar's Idiotikon S. 344.

Und bei dieser Gelegenheit will ich mich ein für allemal dahin erklären, daß bei uns Hessen-Kasselschen — dem Zwange folgend, nicht dem inneren Triebe — gewöhnen wir Kurhessen uns allmählich wieder an jenen, unsern Vorfahren teuer gewesenen ruhmvollen Namen, wir Bewohner des heutigen Regierungsbezirks Kassel — ein Jung „Jung“ heißt, so lange er einen Vater, oder Mutter hat. Den kostbaren Namen „Sohn“ im gemeinen Leben so gut wie nie gehört.

„Gevattersche! Gevattersche! Min Jong hot n' Jong!“ rief die beglückte Alte zum Fenster hinaus, als ihrer Schmir dies passierte war.

„Min Jong mächts gar so gaut mit mi,“ rühmt der uralte Auszügler von seinem Sohne, der längst grane Haare hat.

„Meine Zungen“ habe ich den Minister Schend zu Schweinsberg, Erzellenz, eigenohrig von seinen Söhnen sagen hören, Kavalieren, von denen der älteste schon Obergerichtsrat, der andere die Würde eines Obergerichtsreferendars mit derjenigen eines Kommandeurs der Marburger Bürgergarde verschmolz, der dritte sich erfolgreich dem Forstwesen widmete, während der vierte, so viel ich weiß, den schönen Künsten und Wissenschaften gehuldigt hat.

Aube? Nur in den beiden Kompositen: „Spitzbube“ und sit venia verbo „Lausbube“ im allgemeinen Gebrauche. „Bube!“ Das war ja allemal die Einleitung, wenn mein Vater zur Reitpeitsche griff.

Wie fühlten wir uns verlegt, kamen wir Jungen ins Darmstädtische zu den Verwandten auf Besuch, und nun von allen Seiten das: „Ihr Bube!“ auf uns eindrang, kaum durch das zärtliche Diminutivum: „Ihr Bivercher“ in etwas gemildert.

Um indessen durch sprachliche Abschweifungen meine Betrachtungen über die Marburger Kunst, welchen dieses Kapitel gewidmet ist, nicht ungebührlich aufzuhalten, wende ich mich, nach Absolvierung der Malerei in einem früheren Kapitel, rasch zur Plastik.

Auch damit nicht so gut als mit der Tonkunst bestellt. Längst aufgehört, mit unserm Pfunde zu wuchern. Der Berg, auf dem man wohnte, rings alle Höhen, kompakte Masse Sandsteins. Zur Hand ein aller Feuchtigkeits undurchdringlicher, feinkörniger, mit der Ewigkeit wetteifernder, in der Jugend rofiger, im Alter durch seinen graubraunen Krost würdevoller Kunststoff — und vergessen, was die Vorfahren damit geleistet, unbeachtet beispielsweise die steinerne Rosenbede über dem Haupteingang unserer „Elisabeth“. Viel besser hat es letztere gehabt als ihre rheinischen und lothringischen Schwestern, an denen jahrein jahraus ausgewechselt, erneuert, nachgearbeitet werden muß, welches einen geflickten Eindruck macht.

Unsere Elisabeth? Heut' wie vor sechshundert Jahren. Kein Unthätchen.

Steinmexen gab's ja in Marburg, brave Handwerksleute. Doch Meißel und Schlägel hatten nur mit Gossensteinen und dergleichen, höchstens mit einem mageren Stahlstein zu thun. Mit der Nachfrage die Freude an bildnerischem Schaffen erstorben. Das Beste, was in dieser Richtung noch geleistet wurde, schlug in den zwanziger Jahren ins Keramische. Leider, daß unsere Töpfer, die „Euler oder Eulner“, wie man sie in Marburg nennt — diese Bezeichnung mutet mich ganz Schliemannisch an — sich fast ausschließlich auf Godel und Gakelia mit stütenden Schwänen und den Bär warfen, der, Tinte- und Sandsaß präsentierend, sich als Weihnachtsgaben empfahl. In gleicher Absicht verstand der Optikus und Dreher Unkel aus der Neustadt handhohe, ganz natürliche Schornsteinfeger zu schnitzen, Vorkäuser der tanagraischen Junbe.

Die periodischen Erzeugnisse der Marburger Bäckerkunst an Herzen, Hahnen, Schweinen, Widelfindern, Riesegoliathen und sonstigem geschlungenem Nachwerk durchaus nicht zu rechnen. Ueberlieferungen das, typische — hat mir der Professor Viktor Amadeus Huber einst auseinandergesetzt — aus der blinden Heidenzeit.



## Die Kirche im Reformationszeitalter.

Von

Rudolph Sohm.

Wenn wir um das Jahr 1500 in Deutschland eintreten, so lesen wir über dem Thorbogen, durch welchen wir unsern Einzug halten, in goldenen Lettern die Inschrift: Renaissance. Ein Jubelruf geht durch die ganze gebildete Welt. Freuet euch, freuet euch! Die Welt des klassischen Altertums, neu verklärt, in jugendlicher Schönheit ist sie wiedergeboren worden! Hier ist der echte Aristoteles, hier der göttliche Plato, hier die Meisterwerke der Kunst und Wissenschaft, wunderbarer Schönheit, unsterblichen Geistes voll, — und die Sonne Homers, siehe, sie leuchtet auch uns!

Es war die Zeit des Raffael und Michelangelo. Es war die Zeit, wo an der hoheitvollen Kraft antiker Litteratur und Wissenschaft sich ein aufstrebendes, nach allem Großen beghehrendes, leidenschaftliches, lebensdurftiges, ehrgeiziges, begeistertes Geschlecht entflamnte, wo an den Heldengestalten und politischen Idealen des Altertums unser Rationalbewußtsein groß wurde, die universalistischen Ideen des Mittelalters verdrängend, wo der dritte Stand kräftig in den Vordergrund der Weltgeschichte eintrat, in der neuen Wissenschaft eine ihm eigene, von kirchlicher Vormundschaft befreite Kulturmacht begründend und ergreifend, welche das Bürgertum zum bevorzugten Träger der gelehrten Bildung, die Städte endgültig zum Mittelpunkt des nationalen Geisteslebens machte. Das ganze Leben nahm andere Gestalt an. Der mühseligen Kosefe trat der Geist der Alten gegenüber, Freude am Leben und an der Schönheit, Sinn für geschmackvolle Gestaltung des Daseins, Begeisterung für Nation und Staat um sich verbreitend, die ganze Welt mit Rosenkimmer übergießend.

Ein neues Evangelium der Bildung erfüllte, von Italien ausgehend, das Abendland. Die mittelalterlichen Ideen und Anschauungen wichen dem Geist des auferstandenen Altertums. Eine neue Zeit zog herauf, morgenfrisch, eine Zukunft voll unerlöschlicher Verheißungen triebkräftig im Mutterchoße tragend.

Und doch, war dies die Wiebergeburt, welche das 15. Jahrhundert so heiß ersuchte? War dies das Evangelium, nach welchem die alternde Welt des Mittelalters begehrte, um sich aufs neue jung daran zu trinken? Nein, trotz alledem und alledem! Was die Welt des 15. Jahrhunderts in ihrem Tiefinnersten begehrte, war nicht Renaissance, sondern Reformation, war nicht die Wiebergeburt von Kunst und Wissenschaft, sondern die Wiebergeburt der Kirche an Haupt und allen Gliedern, war nicht die Vorsehaft von der Neuentdeckung des Altertums, sondern die Vorsehaft, welche den Armen gepredigt worden war, welche Sünder selig machen und den ganzen Menschen

wiedergebären kann. Die sittliche Renaissance durch die Erneuerung des kirchlichen Lebens, das war das größte und höchste Anliegen, welches deshalb die Kräfte des 15. Jahrhunderts in immer wiederholte Gesamtbewegung setzte. In den Mißbräuchen des kirchlichen Lebens, in der Entartung der Geistlichkeit, in der Trübung und Verstümpfung der Quellen, aus welchen die Gesamtheit sittlich genährt, erhalten werden sollte, erkannte der Instinkt der Zeit mit treffender Sicherheit den Grund des allgemeinen Verderbens. Die Kirche hatte sich an die Welt verloren. Das Salz war dumm geworden. Die Anforderungen des Christentums wurden von denen am meisten mit Füßen getreten, welche berufen waren, die Gefäße des Glaubens, die Verkündiger der göttlichen Wahrheit, die Vorbilder ihrer Herde zu sein. Der Niedergang des kirchlichen Lebens schrie zum Himmel. Daher tönt durch all die Freudigkeit der Renaissance, durch all den Jubel, welcher aus der Erneuerung des wissenschaftlichen und künstlerischen Seins hervorbriecht, immer ans neue, immer mächtiger anschwelkend der gewaltige Ruf durch das ganze 15. Jahrhundert: Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern! Reformation nicht bloß des wissenschaftlichen, des künstlerischen, nein, was weit löstlicher ist, des religiösen Lebens!

Da sehen wir die großen Reformkonzilien zu Konstanz und Basel, welche die ganze erste Hälfte des 15. Jahrhunderts erfüllen. Welche Flutwelle kirchlichen Reformationsbegehrens, das ganze Abendland mit sich fortziehend, fast im Begriff, das Papsttum selber mit seinen Mißbräuchen hinweg zu schwemmen! Welche großartigen Pläne und Hoffnungen, und doch welcher Mißerfolg! Da sehen wir in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Staatsgewalt das Reformationswerk in die Hand nehmen. Mit Hilfe staatlichen Stellenbesetzung- und Aufsichtsrechtes sollen den Reichen der Geistlichkeit neue Kräfte, soll der Kirche der kirchliche Geist wiedergegeben werden. Aber welch wenig verheißungsvolle Arbeit an den Außenwerken der Kirche, und anstatt innerer Wiedergeburt die Auflösung der abendländischen Kirche in eine Reihe nach Selbständigkeit strebender Landeskirchen!

Aber! war die Bildung der Zeit, die kühn und mächtig voranschreitende Renaissancebewegung vielleicht im Stande, die ersehnte Kirchenbesserung zu bringen? Ach, diese Bildung trug das Heidentum in ihrem Herzen! Sie dachte nicht an Reformation, sie war vielmehr bereit, sich äußerlich der Macht der Kirche nebst all ihren Ceremonien und Anforderungen ohne großen Kampf zu unterwerfen, denn in ihrem Innersten lebte die Gleichgültigkeit gegen alles Christliche und das Alleininteresse für das rein Menschliche. Die Renaissance von Kunst und Wissenschaft war keine Wiedergeburt der Sittlichkeit gewesen. War es doch gerade die Renaissance, welche, indem sie das Heldenideal des Altertums neu erweckte, gerade dadurch die Städte und Staaten Italiens mit diesen nach Macht und Ehre dürstenden, gewalthätigen, rücksichtslosen, kraftstrotzenden Tyrannen erfüllte, deren Genialität nur durch ihre Verachtung aller Gebote der Sittlichkeit erreicht wurde. Nie gab es eine Gesellschaft so glänzend gebildet, so reich an Interessen und Begabung, so kraftvoll schöpferisch an unsterblichen Meisterwerken, und doch zugleich so tief unmächtig, so tief verderbt, so bestialisch egoistisch wie jene Gesellschaft Italiens in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Dies war die Zeit, welche einen Cäsar Borgia hervorbrachte, ihr Abbild, ihr Ideal und zugleich ihr Entsetzen. Dies war die Zeit, in welcher Macchiavelli seinen „Fürsten“ schrieb, ein Lehrbuch und zugleich eine Verherrlichung für den kältesten, rücksichtslosesten, berechnendsten, grausamsten Fürsten-Egoismus. Ja, selbst wenn wir auf all die Madonnen- und Heiligenbilder, voran auf Raffaels wunderbare Schöpfungen sehen, so überwiegt der Eindruck schöner, herrlicher, verkörperter Menschlichkeit. Nur selten, daß die Geheimnisse des Christentums, wie aus den Augen der fixirischen Madonna, uns überwältigend entgegen leuchten. Und das Papsttum der Renaissance! In der Person eines Innocenz VIII. (1484—1492) und eines Alexander VI. Borgia (1492—1503)\*

\*) Sein Sohn war bekanntlich Cäsar Borgia, seine Tochter Lucrezia Borgia.

hatte die tiefe Unsitlichkeit der Renaissance, mit Mord, Verrat und Unzucht sich bedeckend, den päpstlichen Thron bestiegen. Ihnen folgte Julius II. (1503—1513), ein Feldherr mehr denn ein Geistlicher, dessen Lebenswerk Krieg und Gewaltthat war, um den Kirchenstaat zugleich zu vergrößern und innerlich zu politischer Einheit zu führen; dann Leo X. (1513—1521), der seine Kunstkenner, der hochgebildete Mann, der Gönner Raffaels und Michelangelos.

Wo sind die Impulse, welche diese Männer der Kirche gegeben hätten? Wie groß ist das Papsttum Leo X. für die Kulturgeschichte, und wie klein für die Kirchengeschichte! Gerade die Renaissance, welche diese Päpste hervorbrachte, war es, welche ihnen die Richtung auf das Irdische, Weltliche gab, welche machte, daß der Papst, die Interessen der Gesamtkirche, Stellenbesetzungs- und Regierungsrechte, leichten Herzens dem weltlichen Fürstentum preisgebend, den Kirchenstaat in den Vordergrund seines Interesses rückte und sich aus einem Oberhaupt der geistlichen Universalmonarchie in einen wollüstigen, grausamen, aber auch gewaltthätigen, kriegerischen, oder künstlerisch und wissenschaftlich interessierten italienischen Tyrannen verwandelte.

Die Interessen der Renaissance waren im letzten Grunde den Interessen der Kirche entgegengesetzt, und die Hochflut des geistigen Lebens, welche um das Jahr 1500 das Abendland mit sich forttrieb, schien, anstatt die Rettung zu bringen, vielmehr das endgültige Verderben zu beschleunigen.

Allerdings, in Deutschland nahm die geistige Entwicklung eine etwas andere Richtung. Hier war der Herd jener großen Reformations-Bewegung des 15. Jahrhunderts gewesen, welche durch die Konzilien zu Konstanz und Basel die ganze Welt erschütterte hatte. Hier waren auch jetzt, im Beginn des 16. Jahrhunderts, die geistlichen Interessen noch in starkem Uebergewicht. Sie waren es, an welchen alle Glieder der Nation in gleichem Grade sich beteiligt fühlten. Sie waren es, welche selbst der deutschen Renaissancebewegung, dem Humanismus, eine entschiedene Richtung auf das Kirchliche verliehen. Zu tief waren die großen Anliegen, welche allein durch das Christentum ihre Befriedigung finden konnten, in dem Herzen der Nation lebendig; zu mächtig war die Kraft, mit welcher das Volk nach der Gewißheit seines Seelenheils verlangte, als daß es über irgend etwas anderem dieses seines größten Begehrens hätte vergessen können. So kam es, daß der Humanismus durch Erasmus von Rotterdam das Neue Testament, durch Reuchlin das Alte Testament den Gebildeten der Nation aufs neue in der Ursprache in die Hand gab, daß man die Philologie verwertete, um gerade auch der Theologie zur vollen Kenntnis ihrer Urquellen zu verhelfen, ja, daß man hoffte, durch die philologische Schriftforschung (das war die Uebersetzung des Erasmus) die Wiederbelebung der Kirche unmittelbar ins Werk setzen zu können. Aber diese wissenschaftliche Bewegung, welche in Deutschland mit aufgehobenem Finger auf das Neue Testament hinwies, war dennoch weit entfernt, die Massen des Volkes nachdrucksvoll beherrschen und dem Verderben der Kirche ein Ziel setzen zu können. Sie nahm zunächst nur die Gebildeten, und sie nahm auch diese nur durch die Aufforderung zur Forschung, nicht durch feste, lebenskräftige, fertige Ergebnisse in Anspruch. Gewiß, die Humanisten Deutschlands waren nicht in ähnlicher Weise gleichgültig gegen die Kirche, wie ihre Bildungsgenossen in Italien. Aber ihrer Bildung fehlte die Feuerkraft großer positiver Uebersetzungen. Und daher kam es, daß die Fülle von Geist und Kenntnissen, welche diesen Männern innewohnte, für das kirchliche Gebiet in einem Raketenfeuer von Spottverfen und Satiren verpuffte (Lob der Karrheit von Erasmus 1509), mit welchem sie die Mißbräuche der Kirche überschütteten. Es war eine Bewegung, welche, wie jede rein wissenschaftliche Bewegung, stark war im Verneinen, aber schwach war im Bejahen, welche wohl die Mängel sah, die es zu bekämpfen galt, aber ohne jene elementare Naturkraft zu besitzen, welche allein die großen schöpferischen weltgeschichtlichen Bewegungen hervorbringt.

Als im Jahre 1517 das große lateranische Konzil geschlossen wurde, welches auch

seinerseits mit der Reformation der Kirche sich beschäftigte, aber sich damit begnügte, die Allgewalt des Papstes und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele zu definieren (das war bereits der Aufklärung Italiens gegenüber notwendig geworden), — da sprach der Bischof von Fierina in der Schlussrede, die ihm aufgetragen worden war, die Worte: „Das Evangelium ist die Quelle aller Weisheit, aller Tugend, alles Göttlichen und Bewundernswerten; das Evangelium, ich jage: das Evangelium!“ Der Mann hatte recht, ja noch mehr recht, als er selbst vielleicht dachte. Und schon erhob sich der jugendliche Held, welcher von Gott gesandt war, das schon vergessene, wahre, volle Evangelium überall hin zu verkündigen.

### Luther.

Die Hilfe kam daher, von woher man sie niemals erwartet hätte, aus den Kreisen des Mönchtums. Das Mönchtum hatte einst, durch die cluniacensische Bewegung, die Kirche des Mittelalters hervorgebracht, und wiederum durch das Mönchtum sollte die Kirche des Mittelalters vernichtet werden.

Wie war das Mönchtum der allerverachtete Teil der Kirche geworden! Aus der Welt hatte es fliehen wollen, alles hatte es hinter sich gelassen, aber die Welt im eigenen Herzen, die sündige Lust, die Selbstsucht: unsichtbar, unentrinnbar war sie mit hinausgezogen in die Wüste, in die Einsiedelei, in das Kloster. Und auch aus dem Herzen des Mönches waren gekommen arge Gedanken, fleischliche Gelüste, weltliche Gelüste. Von der Welt, die es hatte fliehen wollen, war das Mönchtum verschlungen worden, und gerade das Mönchtum war der wunde Punkt geworden, auf welchen die Humanisten die Geschosse ihres Spottes lenkten, wenn sie die Schäden der Kirche heilsam wollten. Aber trotz alledem, — doch lebte in dem Mönchtum, wenngleich ge- trübt, verschüttet, oft kaum noch wahrnehmbar, noch immer die Nachwirkung echt christlichen Wesens, welches mit Angst und Zittern nach der Gerechtigkeit trachtet, die vor Gott gilt. Und diese Antriebe religiösen Lebens sollten sich mächtiger erweisen, die ganze Welt von damals zu befreien und zugleich zu reformieren, als die Bildung und all die großen Entdeckungen jener Zeit. Das Mönchtum, seine Seligkeit suchend in der Flucht vor der Welt und in den Werken der Askese, schloß gerade für den ernsthaft Suchenden die Notwendigkeit des Endergebnisses in sich, daß dennoch durch des Gesetzes Werke kein Fleisch vor Gott gerecht wird, daß alles menschliche Thun umsonst ist, dem Zorn des gerechten, heiligen, die Sünde hassenden und bis ins vierte Glied verfolgenden Gottes zu entsiehen, daß auch die Möncherei mit all ihrer Selbstpeinigung und Weltentfugung umsonst ist für den Erwerb der Seligkeit. Die Entwicklung des Mönchtums war eine Steigerung des ästhetischen Prinzips gewesen. Die Steigerung mußte zur Selbstaushebung führen. Dies war der Entwicklungsgang, welchen Luther mit der ganzen Wirkungstracht einer feurigen, groß angelegten Natur durchlebt hat. Er hatte die ganze Schwere des göttlichen Gesetzes in seinem tiefinnersten Gewissen empfunden. Er hatte die Stunden durchlebt, in welchen ihm sein Gottesglaube zu einer Leib und Seele marternen Qual ward, die Stunden, in welchen Gott „wie ein Löwe“ die Gebeine des um sein Seelenheil mächtig mit ihm ringenden Mönches zertrümperte. Das waren die Stunden, in welchen Gott den Mönch zu seinem gewaltigen Rüstzeug zubereitete. Welche Kämpfe, welche Kämpfe, und dann — welcher Sieg! „Der Gerechte wird seines Glaubens leben“ das ward die Melodie, welche, immer mächtiger durchdringend, seine Seele mit himmlischen Wonneschauern erfüllte. Der Mensch soll gerecht werden, nicht durch seine Werke, noch durch seine Selbstpeinigung, noch durch Flucht aus der Welt, sondern allein durch den Glauben, aus Gnade, aus freier, allbarmherziger, unerforschlicher Gnade. Die Gnade und Wahrheit, welche in Jesu Christo erschienen

ist, jetzt leuchtete sie dem Manne hell, Friedebringend, entzündend auf den Pfad seines Lebens, den immer sturmvolleren. Eine „weit aufgesperrte Thür ins Paradies“ ward ihm das neu entdeckte, so lange schmerzlich entbehrte, so lange verschüttet gewesene Evangelium. Wie hatte er gehungert und gebürstet nach der Gerechtigkeit. Wahrlich, jetzt sollte er satt werden. Wie hatte er vor allen Dingen getrachtet nach dem Reiche Gottes, und siehe, — alles ward ihm zugefallen: die Seligkeit der Kinder Gottes, fähig jeden neuen Tag in einen Festtag zu verwandeln, — die Freiheit eines Christenmenschen, der durch seinen Glauben ist „ein Herr über alle Dinge.“

Und er ward genötigt, das, was ihm selber zur seligen Gewissheit geworden war, mit Pojaunenstimme weithin in alle Lande kund zu thun. Seine Gegner waren es, welche ihn in die große Bahn hineinbrängten, immer weiter, bis er plötzlich die ganze kirchliche Organisation, an die seine Seele sich so innig fest gehängt hatte, mit all ihren Uebertreibungen, Heiligtümern, Priestertümern und Gewalten zwischen sich und dem lauterem Evangelium erblickte. Und in diesem Augenblick — das war seine große That — besann er sich keinen Moment, all das, was ihm bis dahin groß, herrlich, heilig, unentbehrlich und unersehblich erschienen war, von sich zu werfen und daran zu geben, nur um des Evangeliums von Jesu Christo willen. Ja, um des Evangeliums willen ward er arm an allem, was ihn bis dahin reich gemacht hatte. Die ganze Welt, in und von der er sich dahin gelebt, sie brach um ihn zusammen. Den Glauben an seine Kirche, die so heiß geliebte, mußte er daran geben, aber — um dafür den vollen, löstlichen Glauben an die Erlösung und Rechtfertigung durch Jesum Christum einzutauschen. Die Welt seiner Jugend sollte er verlieren, aber die Welt der Zukunft sollte ihm als Erbschaft zu teil werden. Dem Mönchtum und seiner Askese, der Kirche und ihrer mächtigen Hierarchie warf er mit kühner Schläuder das Evangelium entgegen, das Evangelium von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, ein unerlöschliches Evangelium, voll reformatorischer Kräfte, fähig, nicht bloß das Alte zu zerstören, sondern eine neue Zeit, lebensstrotzend, die überkommenen Fesseln durch innere Kräfte brechend, siegreich heraufzuführen.

Das Mönchtum endigte in der Person Martin Luthers damit, daß es die Askese von sich warf, daß es Ordenskleid und Klosterwesen, daß es Fasten und Betteln abthat, daß es in die Welt zurückkehrte, um die Welt nicht zu fliehen, sondern zu heiligen.

Das wiedergeborene Evangelium bedeutete die Reformation der Kirche und mit der Reformation der Kirche die Reformation der ganzen Welt.

Dem Mittelalter war die Welt eine Welt der Sünde. Darum bestand die Frömmigkeit des Mittelalters in der Verneinung dieser Welt mit allen ihren Gaben. In diesem Sinne flieht der Mönch die Ehe, den Besitz, die ganze Welt, ihre Kunst, ihre Wissenschaft, ihre Freuden, ihre Pflichten, um sein Fleisch zu kreuzigen mit allen seinen Begierden. Welch großartige Kraft der Welt- und Selbstaufopferung! Und doch wehe ihm! Mit der Welt der Sünde flieht er zugleich die Welt der Sittlichkeit. Er flieht vor der Versuchung, aber er flieht zugleich vor den Aufgaben, welche Gott dem einzelnen, ja jedem einzelnen in dieser Welt gesteckt hat, vor den Aufgaben des Familienlebens, des bürgerlichen Lebens mit all ihren Anforderungen an Selbstenzagung, an Selbstaufopferung, an echte, rechte thatkräftige Sittlichkeit. Egoistisch zieht der Mönch sich von der Welt zurück in seine Klosterzelle, um nicht mehr seinem Nächsten, sondern allein sich selbst zu leben. Die Thür fällt hinter ihm ins Schloß; er sieht die Welt nicht mehr mit ihren Pflichten, er sieht nur sich selbst. Dem Sturm des Lebens hat er flüchtig sich entzogen; aus dem Meer der Sorgen, der Arbeit, des täglichen Berufes ist er in den Hafen des Friedens eingelehrt, die anderen draußen lassend: mögen sie sehen, wie sie sich selber helfen können! Dem Kampf des Lebens ist er entronnen. Doch wehe ihm! Denn seine Flucht ist feige Fahnenflucht.

Wie ist das Angezicht der ganzen Welt durch die reformatorische Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben verändert worden! Glaube an den Herrn



Jesum Christum, so wirst du und dein ganzes Haus selig: das ist das volle, ganze, göttliche Evangelium, das du aber weder Zusatz noch Schmälerung. Nimm seinen köstlichen Inhalt hin und laß dich von ihm erquicken! Du selber hast nichts hinzuzuthun. Hinweg mit der selbstgemachten Sittlichkeit, Frömmigkeit, Heiligkeit asketischen, weltflüchtigen Lebens! Das Mönchswesen will der in Christo angebotenen Gnade Gottes nicht trauen, sondern der Gnade Gottes die selbsterworbene Gerechtigkeit hinzufügen. Darum hinweg mit dem Mönchtum! Der Mensch ist von Gott in die Welt gesetzt, nicht damit er die Welt fliehe, sondern damit er in der Welt Gott diene. Das Eintreten in die Welt, in all die Freuden und Leiden des Berufs, des Familienlebens, des Lebens mit und für den Nächsten, um durch den Glauben an Gott die rechte Freude, zugleich die sriiche Kraft zu siegreichem Ueberrwinden, um in aller Unruhe doch die innere Ruhe, in all dem Weltlichen doch das Göttliche, Ewige, nach oben Führende zu finden, das ist wahre christliche Sittlichkeit. Die Pflichterfüllung ist der wahre Gottesdienst. So führt der Glaube mitten in die Welt, in den Dienst des Nächsten. So erzeugt der Glaube die Kraft der Liebe, welche nicht das Eigene, sondern das sucht, was des andern ist. Wie der Glaube den Christenmenschen zu einem Freiherrn über alle Dinge macht und niemandem unterthan, so macht er durch die Liebe den Christenmenschen zugleich zu einem dienstbaren Knecht aller und jedermann unterthan. Das ist die wahre christliche Vollkommenheit, mitten im Drange des menschlichen Lebens ein wahrer Christ zu sein, in der Arbeit des Tages den guten Kampf zu kämpfen, welchem die Verheißung des Sieges gegeben worden ist!

Der Makel des Unheiligen war von der Welt und von dem Leben in der Welt genommen worden. Das Leben im weltlichen Beruf, in Staat, Gemeinde und Familie erschien nicht mehr als ein unvermeidliches Uebel, um der Schwachen willen zugelassen, als eine gleißende Schale mit toddringendem Inhalt, sondern als Bethätigung der wahren und vollkommenen christlichen Sittlichkeit. All diese Verhältnisse des Menschen zum Menschen, sie tragen eine von Gott gesetzte Aufgabe, ein eigenes sittliches Prinzip, eine Kraft wahrer Vereinerung von den Versuchungen des Egoismus in sich, welche die Sünde des Menschen wohl zu besetzen, aber nicht auszulöschen im Stande ist. Sieh hier die Ehe! Sie erscheint jetzt als der wahre heilige, geistliche Stand. Sie ist der von Gott selber gestiftete Orden, eine Erziehungsanstalt gerade auch für den erwachsenen Mann, ihm nicht bloß die Gattin, nicht bloß die Kinder, nicht bloß diese Zuflucht vor den Unbilden des Lebens, diese stets neue Freudenquelle, diese schützende Atmosphäre lebendiger Liebe schaffend, nein, ihn täglich durch die Aufgaben des häuslichen Lebens sittlich ühend, nährend, kräftigend, berichtend, das Dasein in ein Leben für andere verwandelnd, und aus dem Schoße der Häuslichkeit täglich neu die Ideale aus Licht rufend, welche dem Erziehenden und Lehrenden predigen, wie dem Erziehenden! Sieh hier den Staat! Er erscheint nicht mehr als ein Werk des Teufels oder der Sünde oder der Ungerechtigkeit. Nein, wie die Familie, so ist der Staat eine Gottesordnung, seine selbständige, sittliche Aufgabe in sich tragend, bestimmt, dem Menschen die rechtliche Freiheit zu ermöglichen und zu vermitteln, welche die Vorstufe der sittlichen Freiheit ist. Sieh hier das ganze bürgerliche Leben, die Arbeit in Ackerbau und Handel, in Handwerk und Gewerbe, in Wissenschaft und Kunst, in Befehlen und Gehorjam, die Arbeit des Knechtes, der Magd, des Richters, des Soldaten, des Beamten, des Fürsten, — sieh, wohin du willst: all diese Arbeit als einen von Gott gegebenen Beruf erfüllt, das ist der Gott wohlgefällige Gottesdienst! Die ganze Welt ist geheiligt worden, das Profane ist von ihr hinweggethan. Die Welt mit all ihren Aufgaben ist in den Weinberg des Herrn, in einen Tempel Gottes verwandelt worden, in welchem wir Gott dienen sollen im Geist und in der Wahrheit.

Diese reformatorischen Ideen erfüllten mit Sturmesebrausen die abendländische, insbesondere die germanische Welt. Sie haben die Welt der Gegenwart begründet, ja, das sittliche Lebensideal der Gegenwart erzeugt. Dem mittelalterlichen, asketischen,

weltflüchtigen Lebensideal trat ein neues, der Welt zugekehrtes, die Welt begreifendes und ergreifendes, in sofern der Renaissance verwandtes Lebensideal gegenüber, aber nicht, um die Welt mit den Ideen des Humanismus, sondern um sie mit den Ideen des Christentums zu erfüllen.

Eine Menge sittlicher Kräfte ist durch diesen Umschwung der Anschauungen frei geworden und dem Familienleben, dem politischen, dem gesamten bürgerlichen Leben zugeführt. Jetzt erst beginnt die volle Wertschätzung des bürgerlichen Berufes, des Staates, der bürgerlichen Freiheit. Der Staat der Gegenwart erhebt sich, die sittlichen Ideale, welche die Welt des Irdischen in sich trägt, treten mächtig neben die kirchlichen Bestrebungen. Die Welt des Irdischen ist frei geworden, sie ist dem Bann, mit welchem die Kirche des Mittelalters sie belegt hatte, jetzt entrückt. Die Welt des Irdischen ist reformiert.

Die Reformation der Welt war eine Folge der Reformation der Kirche.

Das 15. Jahrhundert hatte es versucht mit Verfassungsexperimenten und Disziplinarvorschriften. Ein vergebliches Mühen, die Kirche damit zu reformieren! Indem Luther die Lehre der Kirche, das Evangelium, welches sie predigte, angriff, umgestaltete, mit neuem Geist erfüllte, traf er, ohne es zunächst selbst zu wissen, den einzigen Punkt, von welchem aus das ganze Sein und Leben der Kirche in Bewegung gesetzt und umgestaltet werden konnte. Das Herz der Kirche ist ihr Glaube. Wie ihr Glaube ist, so ist die Kirche. Und das Glaubensleben der Kirche empfing durch die reformatorische Bewegung neue Tiefe und ungeahnte Kraft. Von der Kirche gilt in doppeltem Maß, daß sie nicht allein vom Brot lebt, sondern von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes gehet. Und das Wort Gottes war wieder im Schwange. Es ging durch alle Lande, mit eherner Zunge die Völker rufend, Leben wendend, die Herzen erhebend und Frucht wirkend für das ewige Leben. In immer steigendem Aufschwung geht durch das 16. Jahrhundert die geistliche Bewegung. Sie war so stark, daß sie selbst den Humanismus in den Hintergrund gedrängt hat. Das Herz der Kirche pulsierte wieder, und damit ward sie auch gesund. Nicht so, als ob nur die protestantische Kirche reformiert worden wäre. Nein, im Kampf um die großen Glaubensfragen gelangte auch die Gegenlehre, welche die mittelalterlichen Grundlagen zu erhalten und nur fortzubilden, nicht aufzugeben beabsichtigte, zu neuer religiöser Kraft und Klarheit und großen reformierenden sittlichen Impulsen. Die Frucht des 16. Jahrhunderts war das Schisma, die Spaltung zwischen der protestantischen und katholischen Kirche, — aber nicht bloß das Schisma, sondern auch diese lang begehrte, heiß ersehnte, endlich mit Geistesbräunen herbeigekommene Reformation. Durch die reformatorische Bewegung, welche von Deutschland aus überall in Christenlanden zündete, ist, in Wirkung und Gegenwirkung, nicht bloß die protestantische Kirche, sondern die ganze Kirche reformiert worden.

### Die protestantische Reformation.

Das Ablasswesen der mittelalterlichen Kirche gab den äußeren Anlaß zu Luthers Auftreten. Der Ablass (Indulgenz, Nachlaß) ist ursprünglich der Nachlaß der Kirchenstrafe. Dann ward die Ablassgewalt der Kirche auf die zeitliche Sündenstrafe überhaupt erstreckt, also auch auf die nach mittelalterlicher Lehre im Jenseits, im Fegefeuer, zu erduldenbe zeitliche Strafe. Der Ablass ward gegen Verrichtung eines guten Werkes gewährt. Der Papst hatte das Recht, für die Verrichtung bestimmter Werke einen allgemeinen Ablass zu gewähren. So konnte auch für die Geldzahlung zu irgend welchem kirchlichen Zweck Ablass gewährt werden. Die Idee war, daß die Kirche, indem sie Ablass gewähre, an Stelle der Sündenstrafe (welche der Ablassempfänger hätte erdulden müssen) aus dem Schatz der überschüssigen guten Werke (thesaurus

supererogationis), welchen die Kirche durch das Verdienst Christi und der Heiligen be-  
 fize, Gott Genußthuung anbiete.

Im Jahre 1517 hatte Papst Leo X. einen allgemeinen Ablass in der ganzen  
 Christenheit ausgeschrieben. Das gezahlte Geld sollte zur Vollendung der Peterskirche  
 in Rom verwandt werden. Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg war  
 Kommissar des Papstes für die Ablasspredigt in einem Teil des deutschen  
 Reiches. Ihm sollte die Hälfte der Ablassgelder, welche in seinen Diözesen eingehen  
 würden, zufallen, damit er dem Hause Fugger die Schuld von 30 000 Goldgulden  
 heimzahlen könne, welche er zur Bezahlung seines Palliengeldes hatte kontrahieren  
 müssen. So wurden die Ablassprediger des Erzbischofs von den Agenten des Fuggerischen  
 Hauses begleitet, welche von den eingehenden Geldern sofort die Hälfte für sich ent-  
 gegennahmen. Um so mehr gewann der Ablasshandel den Charakter eines Geldgeschäfts.  
 So ward es auch von den Zeitgenossen empfunden. Kurfürst Friedrich der Weise von  
 Sachsen verbot die Ablasspredigt in seinem Gebiet, damit sein Land nicht wegen des  
 Mainzer Palliums in Kontribution gejezt werde. Aber der Kurfürst vermochte nicht  
 zu hindern, daß einer der eifrigsten und in bezug auf den Geldertag erfolgreichsten  
 Ablassprediger, der Dominikanermönch Tegel, in der Nähe des kursächsischen Terri-  
 toriums, auf magdeburgischem Boden, thätig ward. Nach der Theorie sollte der Ablass  
 nur auf Grund aufrichtiger Buße und Reue gegeben werden. Aber es lag nahe, daß  
 es mit diesem Erfordernis von dem Ablasskrämer leicht genug genommen wurde, daß vielmehr  
 die Geldzahlung an die erste Stelle trat. So mußte Luther, damals Augustinermönch,  
 Professor der Theologie und Prediger und Seelsorger in Wittenberg, erleben, daß von seinen  
 Beichtkindern, von denen er wahrhafte Buße und Reue forderte, ihm statt dessen der Ab-  
 lasszettel entgegengehalten wurde. Luther fühlte sich durch den Ablassprediger unmittelbar  
 in seinem Seelsorgeramt angegriffen. Ja, er fühlte sich von ihm in seinem Heiligsten  
 beleidigt. Schon war er unter Einwirkung geistesverwandter Ordensgenossen, insbe-  
 sondere seines Ordensoberen, des Generalvikars Johann von Staupitz, zu der Er-  
 kenntnis gelangt, daß nach dem Zeugnis der heiligen Schrift die durch den lebendigen  
 Glauben bewirkte, innere Herzensumwandlung das allein und auch das völlig zur Ge-  
 rechtigkeit vor Gott Genügende und Erforderliche sei. Sein ganzes religiöses Wesen  
 lehnte sich gegen die Schändung des Heiligen auf, welche er in dem Auftreten des  
 Dominikanermönches erblickte. Er sah, daß „Gnade ums Geld verkauft“ wurde. In  
 Feuerreifer schlug er am 31. Oktober 1517 seine berühmten 95 Thesen über den Ablass  
 an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg. Sie waren lateinisch abgefaßt. Sie  
 bedeuteten nach Sitte der damaligen Zeit eine Herausforderung des Gegners zu wissen-  
 schaftlicher Disputation. Sie richteten sich zunächst an die Gelehrten, nicht an die  
 Menge. Und doch erregten sie mit einem Schlage das ganze deutsche Volk. Sie ent-  
 wickelten den Satz, daß der Ablass, welcher als solcher gut und löblich sei, nur die  
 Kirchenstrafe nachlassen könne, nicht aber Strafen des Jenseits, daß vor Gott nur  
 wahre Reue erforderlich und genügend sei. „Zeglichen Christen, der wahrhaft reuig  
 ist, gebührt völliger Erlaß von Strafe und Schuld auch ohne Ablassbriefe;“ des Papstes  
 Vergebung und Ansteilung der Güter Christi bedeutet nur „eine Erklärung der gött-  
 lichen Vergebung“ (These 36, 38). Dem schmählichen Mißbrauch, welcher in dem  
 Treiben der Ablassprediger vor allen Augen lag, trat ein männlich offenes Zeugnis  
 und die laute Verkündigung des Evangeliums von der Gnade Gottes gegenüber. In  
 einer Woche waren die Thesen in ganz Deutschland verbreitet. Der Mönch und Pro-  
 fessor hatte sich in den Sprecher der Nation verwandelt. Luther war weit entfernt,  
 einen Angriff auf den Papst oder gar auf das ganze kirchliche System zu machen oder  
 auch nur zu beabsichtigen. Er war vielmehr der Meinung, daß „wenn der Papst der  
 Ablassprediger Schinderei kennete, er lieber haben würde, daß Sankt Petrus Kirche zu  
 Aiche werden, als daß sie mit seiner Schafe Haut und Wein aufgebaut werden sollte“  
 (These 50). Die Meinung des Papstes glaubte er gegen die Ablasskrämer zu vertei-

digen. Aber der Kampf für seine Ueberzeugungen drängte ihn weiter von Schritt zu Schritt, und er mußte am Ende erkennen, daß in seinem Glauben, welchen er aus der heiligen Schrift geschöpft und welcher ihm Quelle und Kraft seines Lebens geworden war, der Widerspruch gegen das ganze vom Mittelalter angeführte System der Lehre, ja gegen die ganze Kirche, wie sie bestand, enthalten war. Im Januar 1519 gab Luther auf Anhalten des päpstlichen Abgesandten Miltiz noch das Versprechen, schweigen zu wollen, falls auch seine Gegner schweigen würden. Doch dachte er nicht, daß er zum Reformator der Kirche berufen sei. Aber seine Gegner schwiegen nicht. Der Ingolstädter Professor Dr. Eck hatte zu Leipzig eine Disputation mit dem Wittenberger Kollegen Luthers, Karlstadt, verabredet, bei welcher auch Sätze, welche Luther aufgestellt hatte, von Eck angegriffen werden sollten. Dadurch hielt Luther sich seines Versprechens für entbunden. Er trat am 4. Juli 1519 seinem Gegner in Leipzig gegenüber. Hier begann die Verhandlung sofort mit dem Streit über die päpstliche Gewalt. Luther bestritt, daß die Gewalt des Papstes göttlichen Ursprungs sei; sie sei ein Erzeugnis lediglich menschlich-geschichtlicher Entwicklung, etwa wie die Gewalt des deutschen Kaisers, und der Glaube an die Papstgewalt sei zur Seligkeit nicht notwendig. Damit war der verhängnisvolle Schritt gethan. Sein Gegner hielt ihm vor, daß gerade so einst Bielef und Johann Huß gelehrt hätten, und daß diese Lehre von dem großen Konzil zu Konstanz als pestilenzialische Irrelire verdammt worden sei. Den Ueberzeugungen Luthers warf die Autorität der Kirche sich entgegen: er sollte gegenüber dem Zeugnis nicht bloß einer päpstlichen Entscheidung, sondern eines allgemeinen Konzils standhalten. Und er that's. Er erklärte, daß unter den Sätzen des Huß manche sehr christliche und evangelische seien, und daß auch ein allgemeines Konzil in Glaubenssachen durch die Schrift berichtigt werden, daß also auch ein allgemeines Konzil irren könne. Damit hatte er die Brücke zwischen sich und der mittelalterlichen Kirche abgebrochen. In diesem Augenblick konnte er nicht mehr zurück. Es ward ihm klarer und klarer, daß er, gestützt auf die heilige Schrift allein, den Kampf gegen die formale, bis dahin von ihm unbedingt verehrte Autorität der Kirche aufnehmen müsse. In ihm erhob sich das Gewissen, der Glaube, die Ueberzeugung des Individuums gegen die hierarchische Organisation. Schon vor ihm hatte mancher diesen ungleichen Kampf unternommen. Huß war ihm erlegen im Feuertod (1415). Durch Luther ist er zum siegreichen Ausgang geführt worden. Die Stunde der Gegenwart hatte geschlagen. Das Individuum trat auf den Plan, bereit, in seiner innersten heiligsten Ueberzeugung sich keiner äußeren Autorität zu beugen, keinem Kaiser noch Papst, keinem Bischof noch Konzil, sondern allein der selbsterkannten göttlichen Wahrheit. Die innere Freiheit des Individuums verlangte offene Bahn, und sie ist ihr erstritten worden, nicht durch die klassische Bildung der Renaissance, sondern allein durch die Kraft christlichen Glaubens an die Wahrheit des Evangeliums. Auf die heilige Schrift und ihren ewigen göttlichen Inhalt gegründet, fand in der Person Luthers das Individuum die sittliche Energie und positive Kraft, durch welche es in den Stand gesetzt wurde, den Kampf mit einer Welt auf sich zu nehmen, — „und wenn die Welt voll Teufel wär!“ Schon in dem nächsten Jahre nach der Leipziger Disputation trat Luther mit voller Klarheit auf den Kampfsplatz. Jetzt war ihm der ganze große Horizont reformatorischer Ideen aufgegangen. Im Sommer 1520 erschienen, Posauenenstößen gleich in die Christenheit hineindringend, die mächtigen Schriften: „An den christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung,“ und „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche.“ Auf die Bannbulle des Papstes (16. Juni 1520) antwortete er dann nicht bloß mit ihrer Verbrennung vor dem Elstertor in Wittenberg (10. Dezember 1520), sondern vor allem mit der an den Papst adressierten Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. Das allgemeine Priestertum aller Gläubigen, das unmittelbare Verhältnis eines jeden Christen zu Gott, die Befreiung des Christen durch den Glauben von aller Sünde und von allem

äußeren Wertdienst, das waren die weithin wirkenden Gedanken, mit denen er das bisherige System in seinen Grundvesten angriff, erschütterte.

Dann zog Luther nach Worms im Jahr 1521, um dort vor dem Kaiser und den versammelten Fürsten des Reiches seinen Glauben zu bekennen und zu erklären, daß er nur Gründen aus der heiligen Schrift zu weichen genehnt sei (17. und 18. April). Bam und Reichsacht vermochten das von ihm begonnene Werk nicht zu hemmen. Die Zeit der unfreiwilligen Ruhe auf der Wartburg (4. Mai 1521 bis 3. März 1522) benutzte er, um die deutsche Bibelübersetzung zu beginnen (das neue Testament ward schon 1522, das alte 1534 vollendet). Auch die revolutionären Bewegungen der Reichsritterschaft unter Franz von Sickingen (1523) und der auführerischen Bauern (1525), welche das Evangelium zum Vorwand weltlicher Bestrebungen machten, ja selbst die bilderstürmerischen, tumultuarisch überstürzenden Unternehmungen der exzentrischen „Schwärmgeister“ Karlsstadts und Genossen vermochten den Fortgang des Reformationswerkes nicht zu hindern.

Luther hatte in seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation den Fürsten und Reichsständen ihr Recht und ihre (in dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen begründete) Pflicht auseinandergesetzt, die Reformation der Kirche selber in die Hand zu nehmen, falls die legitimen Organe der Kirche, Papst und Bischöfe, sich dessen weigerten. Auf wie bereiten Boden seine Ausführung fiel, zeigte der Reichstag zu Nürnberg von 1522, wo die Stände 100 Beschwerden gegen den römischen Stuhl, gegen dessen Gelderpressungen und Satzungen formulierten und erklärten, daß sie sich selber helfen würden, falls kein Wandel geschaffen werde. Der Reichstag von Speyer 1526 gab den Ständen, also den Landesherren und Reichsständen, die reichsgesetzliche Freiheit, es mit der Ausführung des Wormser Edikts (die Aelterklärung Luthers und seiner Anhänger betreffend) nach ihrem Gewissen zu halten. Damit empfing das „Reformationsrecht“ (*jus reformandi*) der Landesherren, kraft dessen sie über die Durchführung der Reformation in ihren Landen die Entscheidung handhaben (*cujus regio, ejus religio*), seine reichsgesetzliche Grundlage. Der Reichstag zu Speyer 1529 hat dann, in rückläufiger Bewegung, jene Vollmacht für die Reichsstände wieder aufgehoben (also die straffe Durchführung des die Ketzer ächtenden Wormser Edikts verlangt), aber unter Protest der reformatorisch gesinnten Reichsstände, ein Protest, von welchem die evangelischen Stände ihren Namen Protestanten empfangen haben. Zugleich damit traten zwei Parteien, die einen, welche der Keuerung zugethan, die anderen, welche ihr zuwider waren, einander feindlich gegenüber. Die lutherische Partei überreichte auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 ihr Glaubensbekenntnis (*confessio Augustana*), welche das Symbol ward, unter welchem die lutherische Bewegung seitdem gekämpft hat. Der Schmalkaldische Bund (1531) gab den evangelischen Ständen sodann auch die militärische Konstituierung. Die Schmalkaldischen Artikel (1537) waren die endgültige Kriegserklärung gegen Rom und Unabhängigkeitserklärung der protestantischen Kirche. Im Jahr 1546 antwortete dann der Kaiser mit dem schmalkaldischen Krieg, welcher zunächst zur Unterwerfung des Protestantismus, dann aber durch den Parteienwechsel Herzogs Moriz von Sachsen zur reichsgesetzlichen Anerkennung des Protestantismus führte (Passauer Vertrag von 1552, Augsburger Religionsfriede 1555). Das Reich verwardelte sich in einen paritätischen Staat, welcher auf der Gleichberechtigung beider Bekenntnisse, des katholischen und des evangelischen, ruhte, — ein Ergebnis, welches nach den schweren Kämpfen und dem furchtbaren Elend des dreißigjährigen Krieges durch den westfälischen Frieden (1648) endgültig bestätigt worden ist.

So erkämpfte die protestantische Kirche in schwerem Ringen sich ihr Dasein.

Ihre Lehre gründete sich einerseits auf das Formalprinzip der Alleinverbindlichkeit der heiligen Schrift als Norm des Glaubens, andererseits auf das Materialprinzip von der Rechtfertigung des Menschen allein durch den Glauben. Wie durch das erste Prinzip die Lehrautorität der Kirche (die Kirchenlehre hat als solche nach protestantischer

Ueberzeugung keine das Gewissen verbindende Kraft, so war durch das zweite das Mönchswesen mit all seinen Konsequenzen aufgehoben.

Das Absehen der Reformatoren war ursprünglich nicht auch auf eine neue Organisation, überhaupt nicht auf eine neue Kirchengründung gerichtet gewesen. Sie wollten nicht die Verfassung, sondern lediglich den Glauben der Kirche fortentwickeln, reinigen, und wenn es ihnen nicht gelang, die ganze Kirche für ihre Ueberzeugungen zu gewinnen, so wollten sie mit ihren Anhängern in der alten Kirche bleiben, Papstgewalt und Bischofsgewalt als äußere, menschlich geordnete Regierungsgewalt anerkennen, wenn ihnen nur die Predigt des reinen Evangeliums und die Verwaltung der Sakramente nach richtigem Verstande gestattet werden möchte. Auf diesem Standpunkte steht noch die Augsburgerische Konfession vom Jahre 1530 (Art. 28 a. E.: „Setzt geht man nicht damit um, wie man den Bischöfen ihre Gewalt nehme, sondern man bittet und begehrt, sie wollten die Gewissen nicht zu Sünden zwingen“). Aber es kam anders. Die Schmalkaldischen Artikel von 1537 haben bereits die Notwendigkeit der Kirchentrennung eingesehen und Papst und Bischöfen den Gehorsam aufgekündigt. „Weil denn nun die Bischöfe, so dem Papst sind zugethan, gottlose Lehre und falschen Gottesdienst mit Gewalt verteidigen und fromme Prediger nicht ordinieren wollen, sondern helfen dem Papst dieselben ermorden, — haben die Kirchen große und notwendige Ursach genug, daß sie solche nicht als Bischöfe erkennen sollen“ (Schmalk. Art. Von der Gewalt und Oberkeit des Papstes, gegen Ende). Der neuen Kirche mußte eine neue Verfassung geschaffen werden.

Aber welche Verfassung? „Man soll die zwei Regiment, das geistliche und weltliche, nicht in einander mengen und werfen“ (Augsb. Konf. Art. 28). Das ist der Grundgedanke. Der Kirche gehört die geistliche, und nur die geistliche; dem Staat die weltliche, und nur die weltliche Gewalt. Die weltliche Gewalt ist äußere Zwangsgewalt („schützt nicht die Seelen, sondern Leib und Gut wider äußerliche Gewalt mit dem Schwert und Leiblichen Poenen“). Die geistliche Gewalt („Gewalt der Schlüssel oder der Bischöfen“), d. h. die Kirchengewalt, ist keine äußere Zwangsgewalt, sondern „ein Gewalt und Befehllich Gottes, das Evangelium zu predigen, die Sünde zu vergeben und zu behalten, und das Sakrament zu reichen und zu handeln“ (Augsb. Konf. Art. 28). Solche „Gewalt der Kirchen oder Bischöfen“, welche „ewige Güter gibt“ (durch Wortverwaltung und Sakrament), wird „allein durch das Predigtamt geübt und getrieben“ (Augsb. Konf. Art. 28). Dies Predigtamt ist jedem Bischof und Pfarrherrn grundsätzlich in gleicher Weise zuständig; denn „nach göttlichem Recht ist kein Unterschied zwischen Bischöfen und Pastoren oder Pfarrherrn“ (Schmalk. Art. Von der Gewalt des Papstes); die katholische Unterscheidung zwischen Bischöfen und Pfarrern ist „allein aus menschlicher Ordnung kommen“. Dennoch „darf weder Peter noch andere Diener des Worts ihnen zumessen einige Gewalt oder Oberkeit der Kirche“, denn „Paulus lehret, daß die Kirche mehr sei denn die Diener“, und „die Schlüssel“ (die geistliche Gewalt) „sind nicht einem Menschen allein, sondern der ganzen Kirche gegeben“, und Christus „gibt das höchste und letzte Gericht der Kirchen“. Darum, „weil doch die verordneten Bischöfe das Evangelium verfolgen und tüchtige Personen zu ordinieren sich weigern, hat ein jeßliche Kirche in diesem Fall gut Zug und Recht, ihr selbst Kirchendiener zu ordinieren“ (Schmalk. Art. Von der Gewalt des Papstes.) Also: die geistliche Gewalt gehört „der Kirchen“, d. h. der Gesamtheit der Gläubigen, sei sie groß oder klein („Wo zween oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“), welche um Wort und Sakrament sich versammeln. Aber die Kirchengewalt wird ausgeübt (ordentlicherweise) durch das Predigtamt. Nur im Notfall, wenn das Predigtamt seine Pflicht nicht erfüllt (denn „keines Gewalt noch Ansehen darf mehr gelten denn das Wort Gottes“, Schmalk. Art.), wird die Schlüsselgewalt (die geistliche Gewalt) von der „Kirchen“ selber ausgeübt, „wie denn in der Not auch ein schlechter Laie einen anderen absolvieren und sein Pfarrherr werden kann“.

Das Predigtamt ist zugleich das Regieramt in der Kirche, weungleich in Unterordnung unter die „Kirche“. Aber der Inhalt dieser dem Predigtamt zur Ausübung zuständigen Gewalt (Schlüsselgewalt, Kirchengewalt) ist nur geistlicher Natur, ist die Gewalt: das Evangelium zu predigen, Sacramente zu reichen, den Kirchenbann (den „kleinen Bann“) zu handhaben und Kirchendiener zu ordinieren, und alles dieses „ohn leiblichen Gewalt durchs Wort“ (Schmalk. Art. Von der Gewalt des Papstes Art. 11). Nöhere Zwangsgewalt, d. h. eine formale, rechtlich zur Unterwerfung, nötige Gewalt ist in der Kirchengewalt nicht enthalten. Dadurch wird die Stellung der weltlichen Gewalt zur Kirche gegeben. Die weltliche Gewalt ist Zwangsgewalt, rechtliche Gewalt. Ihre Sorge soll es sein, der Kirche zur Entfaltung ihrer geistlichen Gewalt zu helfen. „Fürnehmlich aber sollen Könige und Fürsten, als fürnehmste Glieder der Kirchen, helfen und schauen, daß allerlei Irrtum weggethan und die Gewissen recht unterrichtet werden, wie denn Gott zu solchem Amt die Könige und Fürsten sonderlich ermahnet.“ „Denn dies soll bei Königen und großen Herren die fürnehmste Sorge sein, daß sie Gottes Ehre fleißig fördern“ (Schmalk. Art. Von der Gewalt des Papstes). Der Landesherr soll „als vornehmstes Glied der Kirche“ auch seine weltliche Gewalt in den Dienst der Kirche stellen. In welchem Sinne? In dem Sinne, daß er die Kirche selbst regiert? Keineswegs! Die Kirchengewalt kann auch von dem Landesherrn, welcher als solcher nicht Bischof oder Pfarrer ist, nur im Notfall, wenn das ordentliche Predigtamt seinen Dienst versagt, gehandhabt werden. Er steht darin den übrigen Gliedern der Kirche vollkommen gleich. Aber er soll seine weltliche Gewalt (denn nur diese hat er) dahin „wenden“, daß die rechte Lehre geschützt und „solche grenliche Abgötterei und andere unzählige Laster“ nicht erhalten werden. Was dem Landesherrn zukommt, ist die Polizeigewalt, welche wir heute Kirchenhoheit (*jus circa sacra*) nennen würden, d. h. die Polizeigewalt, welche (so wurde das Kirchenhoheitsrecht des Landesherrn damals gedacht) Aufsicht über die Verkündigung rechter Lehre und Verteidigung der rechten Lehre ist. Diese landesherrliche Polizeigewalt hat deshalb eine so tief auch in das Innere des kirchlichen Lebens eingreifende Bedeutung gewonnen, weil die Kirche als solche nach reformatorischer Ueberzeugung aller Zwangsgewalt entbehrt. Was an rechtlicher Zwangsgewalt in der Kirche wirksam wird, ist durchweg nicht der Kirche zuständig, sondern weltliche Gewalt. Es war die Zeit, wo (schon im 15. Jahrhundert) das Reformationsrecht des Landesherrn, d. h. jene weitgehende Aufsichtsgewalt über Lehre und Gottesdienst, einen Gegenstand allgemeiner Rechtsüberzeugung bildete. Im Sinne dieser Rechtsüberzeugung hatte sich Luther (1520) an den „christlichen Adel deutscher Nation“ gewandt, um ihn zu solchem Reformationswerk aufzufordern, und die Reformationsgewalt (*jus reformandi*) der Landesherrn, welche im Augsburger Religionsfrieden und sodann im westfälischen Frieden endgültig reichsgesetzliche Anerkennung fand, ist die weltliche Gewalt, mit welcher die Landesherrn, wie oben gezeigt ist, der Kirche dienen sollen. Sie ist an sich nicht Kirchengewalt, sondern nur der Kirche Bahn schaffende Gewalt, aber doch eine Gewalt, welche, weil die Grenze zwischen Aufsicht und Regierung eine seltene ist, in jedem Augenblick im stande ist, sich in Regierungsgewalt zu verwandeln. Die Reformationsgewalt hatte gerade ebenso auch der katholische Landesherr im katholischen Territorium. War ihm damit die Kirchengewalt zuständig? Weit entfernt! Ganz ebenso im protestantischen Lande. Der protestantische Landesherr hatte gleichfalls die Reformationsgewalt, nicht mehr. Auch die protestantische Kirche ist nach den reformatorischen Ueberzeugungen im Ideal eine durch Bischöfe (d. h. Pfarrerherrschaft), im Notfall durch die Gemeinde sich selber regierende Organisation. Nur daß das Mittel ihres Regimentes lediglich das Wort Gottes ist, „ohn leiblichen Gewalt!“

Aus diesen Grundlagen ist thatsächlich das Kirchenregiment der Landesherrn erwachsen. Der Landesherr übte seine Aufsichtsgewalt (sein Reformationsrecht) zuerst

durch von Fall zu Fall entsandte Kommissarien, dann durch ständige Kollegien (die Konsistorien), denen die Superintendenten (gleichfalls als landesherrliche Beamte) untergeordnet wurden, und dieser vom Landesherrn erzeugte Aufsichtsorganismus ist zum Regierungsorganismus der protestantischen Kirche geworden, welcher auch das Stellenbesetzungsrecht und auch den Kirchenbann (beides nach reformatorischer Lehre zur geistlichen Gewalt gehörig) an sich gezogen hat, so daß dem Predigtamte die Handhabung des Wortes (in Ordination und Exkommunikation) genommen und nur die Verkündigung des Wortes (das Predigtamt im engeren Sinne des Wortes) mit der Sakramentsverwaltung gelassen wurde. Warum? Weil die Gemeinde hinter dem Ideal der Reformatoren zurückblieb. Weil die bloß geistliche Gewalt (in dem oben entwickelten reformatorischen Sinne) thatsächlich nicht ausreichte, um in den Gemeinden christliche Ordnung aufrecht zu erhalten, weil die Sünde, Laueheit, Zuchtlosigkeit äußeren Zwang herausforderte, darum ist die weltliche Gewalt die in der evangelischen Kirche allein herrschende geworden, und ihr Aufsichtsrecht in Regierungsrecht verwandelt. Denn äußere, rechtliche, zwingende Gewalt ist nach der reformatorischen Lehre nur dem Staat zuständig. Weil die Kirche des geistlichen Selbstregiments allein durch das Wort Gottes unfähig war, darum ist dem Landesherrn als dem Nothelfer das Kircheregiment zu teil geworden.

So steht das landesherrliche Kirchenregiment mit den grundlegenden reformatorischen Ideen zugleich in Einklang und in Widerspruch. In Widerspruch, sofern die weltliche Gewalt nach ihrem Begriff nur der Kirche helfen, nicht die Kirche regieren soll. In Einklang, sofern rechtliche Gewalt nach reformatorischer Ueberzeugung niemals von der Kirche, sondern, auch in der Kirche, nur vom Staat geübt werden kann. Sobald und soweit die Kirchengewalt rechtliche Gewalt ist, muß sie aus geistlicher (der Kirche zuständiger) Gewalt in Staatsgewalt sich verwandeln.

Es ist das eine Gedankenreihe, welche uns heute teilweise fremdartig anmutet. Sie ist durchaus nicht modern. Aber sie trägt einen mächtigen, aus christlichem Glauben geborenen Idealismus in sich, welcher, wenngleich er zunächst in der Erzeugung einer Reihe von einzelnen, äußerlich getrennten und landesherrlich regierten Landeskirchen endigte, nie aufhören wird, der evangelischen Kirche ihr Urbild, dem sie nachstrebt, und den Stachel zu weiterer Entwicklung zu geben.

### Lutheraner und Reformierte.

Luther ist der erste große Herold der Reformation, aber nicht der einzige Mann gewesen, welcher die Art ihrer Durchführung bestimmt hat. Neben ihm stand Melancthon, der sein gebildete, manche Härte Luthers ausgleichende Humanist und Theolog, der Schöpfer des protestantischen UnterrichtsweSENS (*praeceptor Germaniae*) und der wissenschaftlichen protestantischen Theologie. Luther gegenüber standen die großen Männer, welche die Träger der reformiert-protestantischen Reformation geworden sind.

In der Schweiz war fast gleichzeitig mit Luther Ulrich Zwingli als Reformator aufgetreten. Das Studium der heiligen Schrift hatte ihn wie Luther zu einer Reihe von Lehren der Kirche in Widerspruch gesetzt. 1518 predigte er in Maria-Einsiedeln, einem berühmten Wallfahrtsort, gegen Wallfahrten und gegen den Ablass; 1519 als Pfarrer an das Große Münster in Zürich berufen, beherrschte er dort durch seine Predigten bald Stadt und Regiment und bewirkte in wenig Jahren die volle Durchführung der Reformation. Sein Ausgangspunkt war nicht, wie bei Luther, das religiöse Bedürfnis, sondern eine durch humanistische Bildung bestimmte vorwiegend



verstandesmäßige Erkenntnis. Daher die Abneigung der Zwinglischen Reform gegen das Mythische. Die äußere Gestalt des Gottesdienstes ward soviel wie möglich vereinfacht, alle Bilder aus der Kirche entfernt; nur das klare Wort sollte übrig bleiben. In der Lehre vom Abendmahl gelangte Zwingli zum Widerspruch nicht bloß gegen die katholische Transsubstantiationslehre, sondern auch gegen die lutherische Lehre, daß der wahre Leib und das wahre Blut Christi in, mit und unter dem Brot und Wein im Abendmahl von den Gesehenden (Gläubigen und Ungläubigen) empfangen werde. Nach Zwingli ist das Abendmahl ein bloßes Gedächtnismahl. An dieser Lehre ist der Gegensatz Luthers und Zwinglis unverwundlich geworden. In allen anderen Stücken schien ein Ausgleich möglich, nur in diesem einem nicht. Mit der Konstatierung dieses Zwiespalts endigte das Würburger Religionsgespräch im Oktober 1529, zu welchem Luther und Zwingli persönlich zusammengekommen waren. Seitdem ging die Spaltung durch die Reformation. Schon auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 trat der Gegensatz hervor. Die vier oberdeutschen Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau verweigerten wegen der Abendmahllehre die Unterschrift der Augustana und übergaben dem Kaiser eine besondere Bekenntnisschrift, die sog. Tetrapolitana, deren Annahme der Kaiser jedoch ablehnte. Zwingli fand 1531 auf dem Schlachtfeld bei Kappel in Verteidigung seines Glaubens gegen die katholischen Ur-Kantone seinen Tod. Sein Werk ist fortgesetzt und zu weltgeschichtlicher Bedeutung gefördert worden durch Calvin. In Genf hat dieser dem französisch-reformierten Wesen feste Form gegeben und demselben von dort aus durch seine zahlreichen Schüler Bahn in Frankreich, in den Niederlanden und vor allem in Schottland (durch John Knox) geöffnet, von wo aus dann mächtige Antriebe auf die Kirche Englands und der neuen Welt ausgegangen sind.

Die charakteristischen Züge der calvinischen Reform waren die Prädestinationslehre und die puritanische Strenge der Kirchengenossenschaft. In der Abendmahllehre gelangte er zu einem zwischen Luther und Zwingli ausgleichenden Standpunkt. Nach Calvin wird mit dem Mund zwar nur Brot und Wein empfangen, aber doch der verklärte Leib Christi geistlich von den gläubigen Abendmahlsgästen genossen.

Auch in Deutschland fand die reformierte Lehre weite Verbreitung, namentlich in Hessen und in der Pfalz. Der „Heidelberger Katechismus“ (1563) ist eine der bedeutendsten reformierten Bekenntnisschriften, doch hat die volle Strenge namentlich calvinischer Kirchengenossenschaft niemals in Deutschland Wurzel geschlagen.

Die Spaltung der Protestanten in Reformierte und Lutheraner war für die Sache der Reformation ein nie genug zu beklagendes Unglück. Sie brach die Kraft der Reformbewegung, erzeugte unendlichen, teilweise äußerst gehässigen Streit und erhöhte den Gegnern des Evangeliums Mut und Kraft zum Widerstande. Trotzdem ist sie nicht bloß der naturnotwendige Ausdruck des mit dem Wesen des Protestantismus gegebenen Individualismus; sondern zugleich eine Quelle reichen Segens gewesen. Das Ringen nach der Wahrheit des Evangeliums kam in zweifach verschiedener Form zum Ausdruck, und auf dem Boden der Reformation erhoben sich zwei große kirchliche Strömungen, welche im letzten Grunde einig und doch eine jede mit besonderen Kräften und Snadengaben ausgerüstet waren. Die geschichtliche Aufgabe und Leistung des lutherischen Protestantismus ist es vor allem gewesen, sich in die Tiefen der göttlichen Lehre, in die Geheimnisse der Person Christi und seines Werkes zu versenken, während es der reformierten Kirche gegeben war, das Evangelium weit hin über die romanische und anglo-amerikanische Welt auszubreiten und das praktische Leben des einzelnen Christen wie der Kirche mit organisatorischer Kraft zu ergreifen. Welche Inbrunst des religiösen Lebens, welche weltgeschichtliche Leistungsfähigkeit war in dem eisernen Puritanismus der schottischen Kirche wirksam, der in solcher Gestalt nur auf dem Boden des reformierten Glaubens erwachsen konnte! Und in der reformierten Kirche ist jene presbyteriale und synodale Verfassungsform der Kirche groß geworden, welche der Gemeinde

eine geordnete Form der Mitwirkung am Kirchenregiment gab und damit ein Ideal auch der lutherischen Reformation erfüllte. So verderblich der Kampf der beiden protestantischen Bekenntnisse mit einander, so segensreich ist die Wechselwirkung gewesen, welche sie durch gegenseitige Mitteilung ihrer Gaben auf einander geübt haben.

### Die katholische Reformation.

Die geistigen Kräfte, welche die mittelalterliche Kirche hervorgebracht und getragen hatten, waren mit nichts im 16. Jahrhundert untergegangen. Sie waren nur zurückgedrängt worden durch die neu auftretende reformatorische Bewegung. Ja, sie vermochten sich durch den neuen Geist, welcher die protestantische Kirche hervorbrachte, ihrerseits zu sättigen und neu zu beleben. In der Forderung einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern waren alle kirchlich Gesinnten des 15. und 16. Jahrhunderts mit einander einig. Der Unterschied der Meinungen bezog sich nur darauf, wie weit diese Reformation gehen, welche Teile des kirchlichen Lebens sie ergreifen sollte. Die Reformation der Lehre, von welcher Luther, Zwingli und Calvin ausgingen, ward in diesen Kreisen zurückgewiesen, und eine bloße Reformation der Tugend, des Lebens, der Organisation der Kirche gefordert. Aber der Sturm frischer Geistesbewegung, welcher durch die protestantische Lehr-Reformation und durch den großen, damit entzündeten Kampf der religiösen Ueberzeugungen erregt war, gab gerade die Kraft, durch welche eine Reform auch in diesem engeren Sinne jetzt möglich wurde. Ja, die vom Protestantismus angeregte Bewegung auf dem Gebiet der Kirchenlehre mußte notwendig als Gegenwirkung eine schärfere, klarere, vollere Gestaltung auch der Gegenlehre hervorbringen, so daß auch auf der anderen Seite eine Reihe neu formulierter dogmatischer Sätze, in diesem Sinne auch hier eine Reform des Dogmas auftrat, welche kraft ihres geistigen Gehalts auch hier neue religiöse Kräfte, eine neue Bahn der Entwicklung heraufführte.

So trat der protestantischen Reformation eine katholische Reformation, die sog. Gegenreformation, gegenüber. Während die protestantische Reformbewegung die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts ansfüllt und beherrscht, nimmt die katholische Gegenreformation um die Mitte des 16. Jahrhunderts ihren Anfang, die Kräfte des vom Mittelalter überlieferten Kirchentums immer nachdrücklicher belebend und um sich scharend, um im Kampf und dadurch zugleich in unwillkürlicher Gemeinschaft mit dem Protestantismus die katholische Kirche der Gegenwart hervorzubringen.

Die beiden Faktoren, durch welche die katholische Reformation ins Werk gesetzt ist, waren einerseits der Jesuitenorden, andererseits das tridentinische Konzil.

### Der Jesuitenorden.

Der Jesuitenorden ist ein Erzeugnis des spanischen Katholizismus. In Spanien hatte in heißem Kampf mit den Mauren das ganze Mittelalter hindurch die nationale Begeisterung mit der religiösen sich verschmolzen. Dort hatte der mittelalterliche Katholizismus ein Maß von Glut und religiöser Kraft bewahrt, welches ihm in den übrigen Teilen der Kirche abhanden gekommen war. Ein spanischer Edler, Ignatius von Loyola, hat (1534) den Jesuitenorden gestiftet (bestätigt durch Papst Paul III. 1540), in der Idee, Jesu Christo, dem Haupt der Kirche, und dem sichtbaren Stellvertreter

deselben, dem Papst, eine Schar unbedingt ergebener Kämpfer zuzuführen, um sowohl den Unglauben unter den Heiden, wie den Unglauben in dem Schoß der Kirche selbst siegreich zu überwinden. Den drei herkömmlichen Mönchsgeübden (der Armut, der Keuschheit und des Gehorams) ward ein viertes hinzugefügt: das Gelübde vollkommenen Gehorams gegen den Papst. Die Gehoramspflicht, in den alten Orden Mittel zum Zweck, ist hier an die erste Stelle gerückt worden, um das höchste Ziel des Ordens: Nachahmung in dem Dienst des Papsttums und eines entschlossenen, keine Rücksicht kennenden Katholizismus, zu erreichen. Die Idee des Jesuitenordens, der „Kompanie Jesu“, ist die militärische, bedingungslose Subordination auch auf dem Gebiet des geistlichen Lebens. Das wird erreicht durch die Isolierung des Individuums, — der Jesuit darf keine Freundschaft, keine Verwandtschaft kennen, alle engeren Beziehungen, gerade auch der einzelnen Ordensgenossen unter einander, sind ausgeschlossen, damit der Obere allein Einfluß, Gewalt über den einzelnen habe, — durch die stete Beaufsichtigung des Individuums, welche durch ein ausgebildetes System der Spionage und Angeberei und durch die Ordenspflicht, dem Oberen alles, auch die geheimsten Regungen zu bekennen, erreicht wird, — und endlich durch die geistlichen Uebungen (*exercitia spiritualia*), durch ein geistliches Exerzierreglement, welches meisterhaft von dem Stifter des Ordens selbst ausgearbeitet, immer aufs neue den Seelenzustand des Lebenden vor den Augen des die Exerziten Leitenden entfällt und dem Lebenden in Erregung und Aufhebung geistlicher Empfindungen die volle Herrschaft über sich selbst geben soll, die ihn zugleich befähigt, andere zu beherrschen, und wiederum seinerseits sich unbedingt und ohne Rückhalt einem anderen unterzuordnen. Das Prinzip der Unterordnung gipfelt in dem Satze, daß jeder Ordensangehörige in seinem Vorgesetzten Christus selbst zu erblicken verpflichtet ist. Der Jesuitenorden ist die Ausprägung des Prinzips, welches dem protestantischen Geist am vollkommensten entgegengesetzt ist. Wie das protestantische Prinzip der Freiheit des in dem Einzelnen lebendigen Gewissens von jeder menschlichen Autorität, so hat auch der entgegengesetzte Grundsatz von der Unterwerfung des ganzen individuellen Daseins, selbst des Gewissens, unter eine sichtbare Autorität, damit ein bestimmtes großes Ziel erreicht werde, seine gläubigste Kraft, und liegt gerade in dieser ungeheuren Anspannung des Autoritätsprinzips die vornehmste Kraft, welcher der Jesuitenorden seine Erfolge zu verdanken hat.

Der Protestantismus mußte dem Jesuitenorden als sein geborener Gegner erscheinen, zu dessen Vernichtung er an erster Stelle berufen sei. Es galt ihm, zunächst eine geistige Gegenwirkung gegen die mächtig heranbraufende reformatorische Bewegung hervorzubringen. Der deutsche Katholizismus war dazu außer stande. Fast ohne Widerstand zu finden, drang die protestantische Lehre in Deutschland überall hin, selbst nach Bayern und Oesterreich. Die Universitäten, die Schulen, die Geistlichen und Mönche, welche noch dem alten Glauben treu blieben, entbehrten doch die volle freudige Widerstandskraft gegen das mit neuen Zungen gepredigte Evangelium. Sie waren innerlich selbst von der neuen Lehre berührt, mehr zweifelnd und ungewiß, als von der lebendigen Kraft entgegengesetzter Ueberzeugung durchdrungen. Erst als die Jesuiten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Deutschland kamen, änderte sich das Verhältnis. Die „spanischen Priester“ (so wurden die Jesuiten vom Volk genannt) gaben dem katholischen Glauben auf der Kanzel, auf dem Lehrstuhl neuen Nachdruck. Ihr Ziel war, den Protestantismus mit den Mitteln des Protestantismus zu bekämpfen. Die Wissenschaft der Dominikaner, die mittelalterliche Scholastik, war vor dem Humanismus, welcher jetzt mit dem Protestantismus gemeinsame Sache gemacht hatte, erlegen. Der Jesuitenorden hat die humanistische gelehrt Bildung sich angeeignet, um sie in den Dienst der Kirche zu stellen. Der protestantischen gelehrten Schule trat die Jesuitenschule, der protestantischen Wissenschaft eine mit allen Mitteln ausgerüstete jesuitische Wissenschaft, der protestantischen Predigt eine gleichfalls in der Volkssprache gehaltene, an die Bibel anknüpfende, den Katholizismus propagandierende Jesuiten-

predigt gegenüber. Ein eminentes Maß geistiger und sittlicher Energie ist aufgewandt worden, um den Protestantismus mit seinen eigenen Waffen zu vernichten.

Aber die litterarische und rein geistige Gegenwirkung führte den Jesuitenorden nicht schnell genug zum Ziel. Im Dienst der Kirche mußte auch das Mittel äußerer Gewaltmaßregeln angewandt werden. So nimmt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf Betreiben der Jesuiten die im engeren Sinne sog. Gegenreformation, die gewaltthätige Gegenreformation, den Anfang. In Deutschland gab der Augsburger Religionsfriede von 1555, welcher jedem Landesherrn die Entscheidung über die Konfession seines Territoriums zuwies, dafür die gesetzliche Grundlage. In Bayern, wo die Jesuiten seit 1556 in Ingolstadt ansässig geworden waren, nahm die Gegenreformation auf ihr Anstiften den Anfang: 1563 wurden die evangelischen Prediger und Laien aus Bayern ausgetrieben, der evangelische Adel vom Landtag ausgeschlossen. Die geistlichen Fürsten folgten dem gegebenen Beispiel: in Trier, Würzburg, Bamberg, Salzburg wurden die protestantischen Prediger durch Jesuitenjünglinge ersetzt, sodas die Predigt der reformatorischen Lehre verstummte. Ein Dekret des Jesuitenführers Erzbischofs Ferdinand vertrieb 1598 die lutherischen Prediger aus Steiermark, Kärnten und Krain. Was in Deutschland, das ward auch anderwärts ins Werk gesetzt. Das Blutregiment der katholischen Marie von England (1553—1558), des spanischen Herzogs von Alba in den Niederlanden (1567), die Bartholomäusnacht in Frankreich (1572) waren ebenso viele furchtbare Denkmäler der von dem Geist der Jesuiten erfüllten und geleiteten Gegenreformation. Auch in Deutschland führte die Gegenreformation im Beginn des 17. Jahrhunderts endlich zu der unerträglichen Spannung, welche dann im dreißigjährigen Krieg in so viel Blut und Elend endigte. Der Schluß war, daß im westfälischen Frieden (1648) der Protestantismus seine definitive reichsgesetzliche Anerkennung fand. Er hat infolge der Gegenreformation unersehbliche Verluste in den Territorien mit katholischen Landesherren (insbesondere Bayern, Oesterreich) erlitten. Er ist, während er um die Mitte des 16. Jahrhunderts schon im Begriff stand, ganz Deutschland zu erobern, auf bestimmte Grenzen zurückgedrängt, beschränkt worden. Aber doch hatte er auch in Deutschland sein Dasein gerettet, und dem Jesuitenorden steht bis auf den heutigen Tag in Deutschland der Protestantismus gegenüber, ihm die Alleinherrschaft auch innerhalb der katholischen Kirche wehrend.

Der Papst erhob gegen den westfälischen Frieden Widerspruch, und erklärte ihn, ebenso wie früher den Augsburger Religionsfrieden, für ungültig. Doch seine Worte verhallten ungehört. Es war seit langer Zeit das erste Mal, daß eine große politische Aktion ohne Mitwirkung, ja gegen den Widerspruch des Papstes vor sich ging. Die Zeiten hatten sich geändert. Das Mittelalter war vorüber. Das weltliche Schwert des Papstes war zerbrochen worden. Der Protestantismus hatte, trotz des Jesuitenordens, ein Doppeltes erreicht: er hatte sich selbst behauptet, und er hatte durch die Zerföhrung der Welt Herrschaft des Papsttums das Angeischt der ganzen politischen Welt verändert.

### Das tridentinische Konzil.

Ihren formalen Ausdruck und Abschluß fand die katholische Reformation in dem tridentinischen Konzil, welches mit mannigfachen Unterbrechungen in den Jahren 1545—1563 in Trident verammelt war. Hier ist das Dogma von der Tradition (der verbindlichen Kraft der Kirchenlehre), von der Erbsünde, von den sieben Sakramenten, von der Transsubstantiation, von der Buße und letzten Oelung, vom Messopfer, von der Priesterweihe und Hierarchie, von dem Sakrament der Ehe, vom Fegfeuer, Heiligen- und Reliquiendienst, Klostergeleüben, Ablass u. s. f. in antiprotestantischem Sinne fest-

gestellt worden. In Widerspruch gegen die protestantische Lehrbewegung erhob sich jetzt erst das genau formulierte moderne katholische Dogma. Dem protestantischen Prinzip von der alleinigen Autorität der heiligen Schrift als Norm des Glaubens trat der katholische Grundsatz von der Autorität der Kirche und zwar gerade der Autorität ihrer dogmatischen Beschlüsse in klarem Selbstbewußtsein gegenüber. Dem Katholiken ist seine Kirche ein Gegenstand und eine Quelle seines Glaubens. An diese sichtbare Kirche, an ihre Heiligkeit und Unfehlbarkeit glauben, das glauben, was die Kirche lehrt, das heißt ein Katholik sein. Das Autoritätsprinzip, die kirchliche Autorität dem Gewissen und Glauben des einzelnen überordnend, erhob sich deutlich ausgesprochen als das Prinzip des im tridentinischen Konzil sich neu befestigenden katholischen Glaubens. Mit diesem Prinzip waren alle übrigen Lehrentscheidungen als seine Konsequenz gegeben. Mit der Neuherstellung des Dogmas verband sich eine Reformation auch der Verfassung und der Kirchenzucht. Eine Reihe der schreiendsten Mißbräuche ward abgestellt, die Verwertung des Ablasses als Gewinnquelle verboten (seitdem verschwindet der Verkauf des Ablasses), der Geistliche zur persönlichen Verwaltung seines Amtes verpflichtet, u. s. f. Die Hauptsache war, daß Papsttum und Geistlichkeit mit neuem Geist sich erfüllten. Wie durch ein Wunder verschwand das verderbte, weltlich gesinnte Papsttum, wie es im 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts geblüht hatte. Seit dem Uebernehmen der reformatorischen Bewegung setzte das Papsttum sich mehr und mehr an die Spitze der streng kirchlich gesinnten Partei. Im Kampf mit dem Protestantismus hat es sich selbst wiedergefunden. Und wie dem Papsttum, so erging es der katholischen Geistlichkeit. Die Reformationsbewegung des 16. Jahrhunderts war eine allgemeine. Der reformierten protestantischen Kirche trat eine reformierte katholische Kirche gegenüber.



## St. Hildegund von Schönau.

Eine Legende.

Von

Bernhard Schädel.

### IV.

Au einem heißen Sommernachmittage sahen in der Laube eines reichen Patrizierhauses zu Köln zwei Männer. Die mit dunkeln Vedervorhängen geschlossenen Fenster des Holzvorbaues, der nach dem schmalen Hofe hinaus sich öffnete, waren dicht mit Blumen verstellt, und um die Pfeiler rankte ein alter Epheu seine tausend Zweige. In einem grünen Käfig, der im Fensterbogen hing, saß ein Dompfaff auf dem Stäbchen und sang leise vor sich hin, als träumte er von seiner Jugendzeit im Walde. Vor den beiden Männern stand auf einem zierlichen Traggestell, über das ein weißes Tuch gebreitet war, eine Flasche Wein und zwei dunkle Kelchgläser. Der ältere, ein Mann mit edelgeformtem Kopfe und milden, wohlwollenden Zügen, der auf der Wandbank sitzt, trägt das schwarze Gewand eines Geistlichen. Zu seinen Füßen liegt ein weißgraues Windspiel und schläft. Der Jüngling auf einem rohrgeflochtenen Stuhle ihn gegenüber am Tische ist Josef. Sein Antlitz ist gebräunter noch, wie es in Jerusalem gewesen war. Man würde ihn kaum mehr für einen Rheinländer halten. Jugend und edle Geburt erklären die auffallende Feinheit des Gesichtes und die Zierlichkeit des Wuchses. Seine Züge zeigen nicht mehr die alte Heiterkeit, schwermütig und bekümmert schaut er darcin. Auch seine Kleidung ist schmutzlos dunkel, und die Abwesenheit alles glänzenden Zierrates, wie ihn die Jugend zu tragen liebt, zeigt, daß er in Trauer ist.

„Ehrwürdiger Herr,“ mit diesen Worten beantwortete Josef die Ermahnung, sein herbes Schicksal als von Gott geschickt zu tragen, „gern will ich den Glauben teilen, in dem mich ja auch mein Vater und die frommen Mönche unterwiesen haben, aber meine Schuld ist es nicht, wenn ich jetzt anfangs, an der Güte Gottes zu zweifeln. Gut — Ihr sagt, um mich zu bessern und zu proben, habe Gott all das tausendfache Unglück über mich geschickt. War ich denn aber so schlecht, daß er das nötig hatte? Wenn er allwissend ist, zu was bedarf er einer Probe, der ich unterliegen muß? Dann weiß er ja schon, ob ich im Grunde meines Herzens gut oder schlecht bin. Bin ich zu schwach mein Leid zu tragen, so hat er mir ein weiches Herz gegeben. Aus diesem Irrweg komme ich nicht heraus. — Mit meinem Wissen habe ich keinem unrecht ge-

than, warum werde ich so hart gestraft? Es ist, als ob ein Fluch auf mir ruhe. Wer mich gern hat, von dem muß ich fort. Erst starben meine Eltern, meine Pflegeeltern mußte ich verlassen, und jetzt ist mein Oheim tot. Ich kann immer noch nicht das Unglück fassen. Ihr hörtet ja selbst, wie er mich liebte, und doch hat er mich erst so kurze Zeit gekannt.“

„Er war ein edler Mensch,“ antwortete der Kanonikus. „Mehr als einmal habe ich seine treue Freundschaft erprobt und auch jetzt noch danke ich es ihm, daß er dich an mich gewiesen hat. Das sollte sein letzter Liebesdienst für uns beide sein. — Ich kann dir sagen, es war mir auch, als ob ich es nicht tragen könnte, da ich gestern hörte, daß er gestorben sei, und noch dazu, daß er so nahe seinem Ziele gestorben sei, da ich mich schon auf seine Rückkehr freute. War er doch fast der einzige, an dem ich auf Erden hing. Und nun siehst du mich doch ruhig und gefaßt. Auch ich weiß es nicht, warum Gott ihn so rasch uns genommen hat. Aber wie unsere heilige Kirche lehrt, sind die Wege Gottes unerforschlich. Wie kann der arme Menschenverstand sie ermessen wollen? — Wenn der Mensch Glauben gehalten und Liebe geübt hat in seinem Leben, steht ihm für den Tod nur noch die Hoffnung zu.“

„Kann denn aber all unser Beten und Almosengeben und gute Werke thun uns nicht die Gewährleistung unserer Bitten verschaffen? — In Jerusalem unterrichtete mich ein alter Araber in seiner Sprache. Wir lasen oft in einem Gebetbuche, in dem viele schöne Sprüche enthalten waren. Ich wunderte mich oft, mit welcher Ehrfurcht der alte Sabi die heidnischen Worte las. Als ich ihn einst fragte, warum er zu Gott bete, da er doch glaube, daß alles von Anfang der Welt so bestimmt sei, wie es geschehe, da antwortete er mir: Wer mag wohl so gottlos sein, daß er glauben kann durch seine dummen Worte den Willen Allahs zu ändern, selbst wenn er die größten Peinigungen sich dabei auferlegte? Ich bete, weil ich nicht stumm bin und weil ich die Macht des Ewigen preisen will! Das Wort kommt mir in den letzten Tagen nicht aus dem Sinn. Auch ich kann nicht mehr von Gott etwas erbitten, ich vermag es nicht mehr. Als ich die Hand des Sterbenden zum letztenmal drückte und sah, daß Gott mein heißes Gebet doch nicht erhört hatte — ich kann nicht daran denken, welch entsetzliches Gefühl der Verlassenheit da durch mein Herz ging! Warum mußte das auch noch geschehen? Ich bin noch so jung, und wie oft habe ich jetzt den Tod gesehen.“

„Ja, junger Freund,“ antwortete nachdenklich der Geistliche, „die Frage nach dem Warum, nach dem Grunde werden wir nie lösen. Sie wird wohl in Gottes Wesen ruhen, das wir niemals ergründen. Das Weshalb, oder wenigstens einen der Zwecke, die Gott gehabt haben mag, erklärt uns aber schon im Buche Tobias das Wort, wo es heißt: solche Trübsal ließ Gott über ihn kommen, daß die Nachkommen ein Exempel der Schuld hätten, wie an dem heiligen Hiob. Auch dir wird Gott vielleicht die Gnade geben, anderen ein Exempel zu werden. — Doch ich muß jetzt fort. Reden wir noch von etwas anderem! Dir ist vor allem bald eine Aufgabe nötig, die deine Kräfte in Anspruch nimmt und deinen Schmerz lindert. Du hast dem Oheim versprochen, einen Monat in meinem Hause zu bleiben. Ohne mich zu kennen, hast du ihm das zugesagt, nicht nur weil man einem scheidenden Freunde nichts abschlägt, sondern weil du Vertrauen in seine Absicht hattest. Gestern haben wir uns zum erstenmal gesehen, aber ich weiß, daß wir einander angehören. Es ist, als ob der Orden der guten Menschen seine äußeren Abzeichen trüge in den Augen oder in den Mienen oder in der Sprache, daß sie sich allerorten sogleich erkennen, so ist mir, wenn ich dir in die Augen sehe, als wenn ich dich schon immer gekannt hätte. Er hat uns auf einander angewiesen, weil er uns trösten wollte, und weil er voraussah, daß wir uns gegenseitig von Nutzen sein könnten. Ich habe zum Leben weit mehr als ich brauche. Wenn es dir nach Ablauf deines Besuches bei mir gefällt, will ich dir einen Vorschlag machen, der uns wohl auf immer bindet. Gestern abend ist mir klar geworden, warum dich Gott mir geschildert hat. Du kannst mir einen Dienst leisten, der dir nicht schwer fallen wird. Doch genug

eyt! Ich muß heute noch in ein Kloster auf der anderen Rheinseite und werde erst in zwei Tagen zurück sein. Für jetzt lebe wohl, schide dich in den Willen Gottes. Ruhe dich heute noch aus, sieh dir dann die Stadt an, die in der nächsten Zeit deine Heimat wird, und laß es dir wohlgefallen in meinem Hause. Lebe wohl!"

S kaum drei Wochen hatte Josef in dem gastlichen Hause des Kanonikus gelebt, als er seinem Gastfreunde, der ihn täglich lieber gewann, die Mittheilung des von ihm geforderten Dienstes, zu dessen Erfüllung er sich im voraus bereit erklärte, abgeschmeichelt hatte. Er sehnte sich nach Arbeit und Thätigkeit, und so gut es ihm auch in Köln gefiel, so hatte er doch keine Beschäftigung, die ihn festhielt. Ueberall umgab ihn die Sorgfalt eines verdöhnenden städtischen Hauses, die gegen die Ungebundenheit seines bisherigen Lebens grell abstach. Sein väterlicher Gastfreund erfüllte ihm jeden Wunsch, noch ehe er ausgesprochen war. Er lebte im Umgange mit dem frischen Jünglinge, der äußerlich seinen Schmerz verwunden hatte, die Tage seiner Jugend wieder und erfreute sich an seinen Erzählungen aus dem heiligen Lande. Nicht genug konnte Josef von den Beschwerden und Gefahren einer großen Reise erzählen; und es war ihm oft, als sei es der Gegensatz eines in jeder Art gesicherten, ruhigen Daseins zu dem mühevollen, erschöpfenden Pilgerleben, was die Aufmerksamkeit seines Zuhörers festelte. So viel glaubte er dabei erraten zu haben, daß die Aufgabe, von der ihm der Kanonikus gesprochen hatte, in einer neuen Reise bestehen sollte. Und was konnte Josef erwünschter sein? Er mußte wieder hinaus in die Welt, hier war's ihm zu enge hinter den Mauern. Seine Schwester im Kloster konnte er als Knabe doch nie wiedersehen. Damals vor dem Klosterthore hatten sie Abschied genommen für dieses Leben. Sie war für ihn so gut begraben wie Vater und Mutter. Er konnte nur als Mädchen zu ihr kommen, ehe er das aber gethan hätte, wäre er lieber gestorben. Klosterleben wäre sein Tod gewesen, das mußte er. Sein Geschlecht hatte er vergessen. Die blinde Pflegemutter hatte ihn nie als Mädchen erkannt. Ihre früh gestorbene Tochter war ein zartes, sanftes Kind gewesen, wie konnte sie in ihrem raschen, munteren Josef ein Mädchen ahnen? Antonius hätte es für einen Betrug oder Scherz gehalten, wenn man ihm seinen stinken Knaben, auf den er stolz war, hätte rauben wollen. Und zudem, wie hätte dieser je Anlaß gefunden, vor seine Pflegeeltern zu treten und zu sagen: „Ich bin nicht, für was ihr mich haltet? Ihr seid betrogen mit mir!“ War es ihm doch selbst nur klar, daß er anders war, wie die Mädchen, anders wie seine Schwester, ganz anders; und ganz anders, wie die feigen, trägen jungen Frauen, die er in der Stadt sah. Zu ihnen hatte er sich noch nie hingezogen gefühlt, ihrer hätte er sich geschämt. Und das, was er war, dazu hatte ihn einst sein Vater gemacht. Was der gethan hatte, war doch sicher gut und recht, und es kam ihm nicht in den Sinn, daß es auch anders sein könnte, wie es geworden war. Als Kind war er Mädchen gewesen, jetzt wollte er Mann werden. Darum hinaus in die Welt!

Eines Abends geschah es, als die beiden Männer noch vor dem Schlafengehen in dem breiten Laubgange des Gartens auf und niederschritten, daß der Kanonikus den Plan, zu dessen Ausführung er Josefs bedurfte, diesem mittheilte. Der Mondschein zitterte durch die Blätter, und in dem Garten herrschte, obgleich er mitten in der Stadt lag, eine Stille, daß man sich stundenweit von jedem menschlichen Wesen entfernt glauben konnte. Von dem blühenden Lindenbaume her zirpte unermülich eine Zikade, und im Zeiche ertönte der langgezogene Nistton eines vereinsamten Frosches. Sonst war alles ruhig. Ort und Zeit schienen günstig zur Enthüllung eines Planes, der keinen Mitwiffer haben durfte.

„Ich habe, wie ich dir schon sagte, im Kloster zu Buschhoren,“ begann er mit gedämpfter Stimme, „eine leibliche Schwester. Schon seit einem Jahre, seit dem Tode der alten Aebtissin, ist sie, als die würdigste, von weitaus der Mehrzahl ihrer Genossinnen zur Mutter gewählt worden. Nur fünf von den Nonnen streben danach, die Wahl ungünstig erklärt zu sehen. Eine von ihnen nämlich, die ihren Einfluß auf



die anderen geltend zu machen weiß, ein geschicktes, entschlossenes Weib, wünscht um eines Verwandten willen sich den Erzbischof Philipp von Heinsberg günstig zu stimmen. Der Bischof nun ist der Heim einer anderen von den fünf Widerpartigen, die diese zur Aebtissin haben wollen, obgleich sie noch viel zu jung ist für ein so schweres Amt. Zum großen Schaden seiner Seele billigt der Erzbischof ihren Widerspruch. — Nun ist eben zugleich in der Trierer Diözese ein heftiger Streit entbrannt über die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles, ein Streit, der dem, in welchem meine Schwester verwickelt ist, merkwürdig ähnlich sieht. Rechtmäßig gewählt ist der Archidiaconus Wolmar, ein tüchtiger Priester. Kaiser Friedrich aber setzt alles daran, Rudolf, einen gleichfalls ehrenwerten Priester, auf den Stuhl zu bringen. Wolmar hat sich nach Rom an den heiligen Vater gewandt, damit er, der oberste Richter in geistlichen Dingen, die Entscheidung spreche. Dasselbe will ich nun auch thun. Wohl kenne ich die Schwierigkeiten, die sich mir dabei entgegenstellen, aber ich weiß gewiß, daß, wenn es mir gelingt, die Verteidigungsschrift der Sache meiner Schwester, die ich verfaßt habe, in Rom vorzulegen, mir mein Recht werden wird. Das Hauptthorn für die Ausführung meines Planes ist das Verbot, das der Kaiser gegeben hat, Briefe nach Rom zu bringen, in denen über sein willkürliches Verfahren Klage geführt wird. Er hat ein Edikt ergehen lassen, daß jeder, der den Versuch dazu macht, aufgegriffen und gefangen gehalten werden soll. Da ich nun in meiner Schrift notgedrungen auch von der Stellung des Erzbischofs in der Trierer Frage sprechen mußte, so wird mir, wenn ich in die Hände des Feindes falle, zum wenigsten lauges Gefängnis, wenn nicht noch Schlimmeres drohen. Man wird die Darlegung der Streitigkeiten meiner Schwester am Ende nur für einen Vorwand halten, den ich eronnen hätte, um die Erzbischofswahl von Trier, dem kaiserlichen Verbote zum Trotz, nach Rom zu bringen. Ich sehe nur weg vor mir —

„Ich verstehe, Oheim,“ unterbrach Josef, der gespannt den Worten seines väterlichen Beschützers gelauscht hatte, den er auf seine Bitte an Stelle des Verstorbeneu mit diesem vertraulichen Namen anredete, „ich verstehe, was du von mir wünschest, und bleibe bei meinem Versprechen. Ich soll deine Botschaft nach Rom in sichere Hände bringen und —“

„Nicht du sollst das thun, das kann ich von dir nicht verlangen, es würde auch nicht genügen. Ich muß selbst hin, aber du sollst mich begleiten. Du bist ein unverdächtiger Genosse. Wer wichtige Dinge geheim ausführen will, nimmt keinen so jungen Reisegefährten mit. Du kennst den Weg, kennst die Sprache und kennst die Menschen, und uns zweien wird es auch leichter sein, das Pergament zu verbergen, als einem allein.“

„Um das zu verbergen, bedarf es keiner großen Kunst. Verschaffe mir morgen Bohrer und Schrauben und was dazu gehört, und ich will dir morgen früh noch einen Stock machen, der die längste Schrift in sich aufnimmt, ohne daß das schärfste Auge ihm etwas davon ansehen soll. Nicht umsonst hat mich der tausendkünstlerische Bruder Pförtner im lateinischen Kloster in der Kunst des Drehens unterrichtet. Meine Habe ist bald gepackt. So schön es auch hier ist, in der Stadt halte ich nicht mehr lange still.“

„Gestern habe ich das letzte Geschäft, das mich noch hier hielt, vollendet,“ sprach der Kanonikus, indem er dem Hause zugin. „Ich bin nun frei. Sprich mit niemand von unserm Vorhaben und mache dich morgen früh fertig. Vor Sonnenuntergang gehen wir zum Thore hinaus. Richard wird mit dem Pferd, das unsere Sachen trägt, schon nach dem Mittagläuten vorausgehen und dann wieder umkehren. Wir reisen allein.“

Bei den letzten Worten waren beide durch die Gartenpforte getreten und schritten jetzt über den mondbedeckten Hof dem dunkeln Hause zu, in dessen schwarzer Thoröffnung sie verschwanden. Noch ein Händedruck, und ihr Bund war beiegett. —

## V.

Auf einem der Wege, die gen Augsburg führen, wandert Josef in glühender Sonnenhitze. Die Nacht über hatte er mit dem Kanonikus in Zusmarshausen, einem Orte etwa zwei Meilen von der Stadt entfernt, zugebracht, weil sie sich scheuten, der Menge des in Augsburg liegenden Fußvolkes halber, von dessen Dortsein sie durch die Bauern der umliegenden Dörfer viel gehört hatten, allzu lange dort zu bleiben. Da dem Kanonikus daran gelegen war, früh in die Stadt zu kommen, hatte er das Pferd bestiegen, das ihre Mantelsäcke trug, und war voraus geritten. Josef, dem der Kanonikus den Stod anempfohlen hatte, den er zu Pferde nicht brauchen konnte, sollte langsam nachkommen. Nun zog Josef allein seine Straße. Ringsum war alles still. Nur bisweilen flog ein Vogel, der am Wege gefressen hatte, bei seinem Herannahen weiter in den Wald hinein, und im Busche durch das Laub raschelte eine Waldmaus oder eine Blindschleiche. Josef pfiß leise vor sich hin, es war ihm unheimlich in der Totenstille.

So war er lange gewandert, da hörte er eilige Schritte hinter sich, und als er sich, um Gesellschaft auf seinem Wege zu bekommen, auf einem Baumstamm ausruhte, der da lag, war bald ein Bauersmann bei ihm, der keuchend herankam und einen Sack auf der Schulter trug.

„Grüß Gott, Nachbar,“ sprach der Aufkümmling, indem er seine Bürde einen Augenblick niederlegte und sich hinsetzte, „heute ist's heiß. Wir gehen wohl zusammen der Stadt zu, wenn Ihr gut zu Fuß seid und nicht zu oft rastet?“

„Habt Ihr's so eilig, so können wir gleich aufbrechen. Wenn's auch schwül ist und ich Zeit genug habe, so kann ich doch mit Euch gehen.“

Mit diesen Worten erhob sich Josef und schritt neben seinem Begleiter her, der rasch wieder aufgestanden war. Eine Weile wanderten sie so und redeten zusammen vom Wetter, von der Ernte, von Augsburg und von den kaiserlichen Truppen. Immer heißer schien die Sonne und immer schwüler wurde die Luft.

Der Fremde schritt rasch zu, und es war, als ob er nicht gerne von Leuten, die noch weit hinter ihnen waren, sich aber unter lauten Gesprächen näherten, überholt sein wollte. Er sah sich um und schien besorgt, daß er so langsam fortkäme. Ginge er ohne den Sack, sagte er, so solle ihm kein Mensch auf der Straße nachkommen.

Josef hatte Mitleid mit dem Manne an seiner Seite, der nicht einmal einen Stod hatte, worauf er sich hätte stützen können. Den seinen, der in seiner Höhlung den kostbaren Inhalt barg und nicht stark genug war, konnte er ihm nicht leihen und er überlegte gerade, ob er sich nicht anbieten solle, den Sack eine Strecke weit zu tragen, um einer etwaigen Bitte um den Stod zuvorzukommen, als der Mann ihn anredete: „Freund, man leiht nicht gerne Dinge, die man sich selbst verschaffen kann, ohne dafür danken zu müssen. Ein Stod hilft mächtig voran. Wenn Ihr mir auf meinen Sack wolket acht haben, so könnte ich dort hinten in den jungen Eichen mir rasch einen schneiden.“

Mit diesen Worten legte er den Sack bereits nieder und ging dem Walde zu.

Raum hatte Josef neben dem anvertrauten Gute sich auf einen Stein gesetzt, als er die Stimmen der Leute, die zu zanken schienen, immer lauter ertönen hörte und zu seinem Erstaunen sah, daß die Ankommenden drohend auf ihn zueilten. „Halt ihn, halt ihn!“ riefen sie, „halt der Dieb! Kerl, gib's heraus!“

Damit waren sie bei ihm, ehe er wußte, wie ihm geschah, hielten ihm die Fäuste vors Gesicht, stießen ihn in die Seite und rissen ihn am Gewande. Wehrlos und wie versteinert stand Josef zwischen ihnen. Seine Versicherung, daß er nichts gestohlen habe, daß er unschuldig sei, wurde von dem Wutgeschrei zweier Männer übertönt, die sich mittlerweile über den Sack hergemacht hatten und nun höhnlachend aus einem

Stück Tuch zwei goldene Ketten herausnahmen, die sie ihm entgegenhielten. Alle seine Beteuerungen, daß er der Dieb nicht sei, daß er den Sack von einem fremden Manne erhalten habe, der eben im Augenblick erst dort in den Wald gegangen sei, wurden als plumpe Lügen gar nicht angehört.

„Esel, weißt du nicht, daß noch kein Dieb etwas gestohlen hat? Ihr bekommt's alle von unbekanntem Leuten geschenkt, wo möglich im Walde, wo's kein Mensch sonst sieht. Wir hat noch nie keiner im Wald nichts geschenkt. Wir sollen wohl dem Dieb nachlaufen in den Wald hinein, damit du durchkommst?“ schrie ihm ein grauköpfiger Bauer zu.

„Bist noch so jung,“ sagte ein anderer, „und scheinst von guten Eltern. Schäm' dich in deine Seele hinein. Nächst du's so fort, so gehst du dem Galgen nicht durch und wenn du noch einmal so schnell läufst wie vorhin. — Geld, Hannes?“ wandte er sich schweißtriefend an seinen Nebenmann.

Unter beständigen Drohungen und Bervünschungen wurde nun Josef, dem der schwere Sack auf den Rücken gebunden war, auf einem Fußpfade nach Zusmarshausen zurückgeführt. „Wenn er nicht vorwärts will, haut ihm eine ins Genid!“ rief einer der Hintengehenden, als der Zug ins Stoden kam. Sie kamen an einer sumpfigen Wiese entlang und kürzten die Strecke nach dem Dorfe zurück um fast eine Stunde ab. Die Fahrstraße umging den Sumpf in weitem Bogen. —

Es dämmerte schon, als das Schloß geöffnet wurde, das die starkverwahrte Kammer sperrte, in der Josef in Todesangst den Tag über zugebracht hatte. Niemand war bei ihm gewesen, seitdem er im Verhör vor dem Vogte alles geleugnet hatte. Durch Hunger und Durst glaubte man den hartnäckigen Verbrecher am besten zum Geständnis bringen zu können, ehe man ihn hängte. Der Herbergsvater, bei dem er die Nacht über geweien war, hatte ausgesagt, es seien zwei Männer gewesen, die den Diebstahl vollbracht hätten, der eine sei schon in aller Frühe weggeritten, er hätte offenbar das Silber bei sich, das sich noch nicht gefunden hätte. Josef war nach kurzer Untersuchung zum Tode verurteilt worden, da seine Schuld erwiesen war. Wenn man auch seinen Spießgesellen, der das Silber hatte, nicht hängen konnte, so sollte doch an ihm morgen das Urteil vollzogen werden.

Die langen, peinlichen Stunden der Haft schlichen träge dahin. In dem engen Raume war die Hitze unerträglich, und die Qualen des Hungers und des Durstes steigerten sich mit jeder Stunde. Josef hatte den draußen vor der Thüre Wache haltenden Bauern zugerufen, sie sollten ihm doch Wasser zu trinken geben, aber trotz aller Bitten ward ihm nichts zur Antwort als Spottreden und Gelächter. Seinen Stod hatten sie ihm gelassen. Einer der Bestohlenen hatte ihn ihm mit den Worten hingeworfen: „Da, Hund, schlag' die Ratten mit tot, damit sie dich nicht lebendig fressen. Das könnte uns den Späß verderben, wenn du morgen den dürren Baum reiten sollst und deine Beine wären ab.“

Als das Schloß rasselte, wäre es Josef wie eine Erlösung erschienen, wenn man ihn jetzt schon zum Tode geführt hätte. Wie erstaunte er aber, als er einen Mönch vor sich stehen sah, hinter dem die Thüre wieder sorgfältig verriegelt wurde. Er sollte vorher sein Gewissen durch die Beichte entlasten. Ueber zwei Stunden blieb der Vater bei dem Gefangenen in eifrigem Gespräche, ohne daß die beiden Wächter, so sehr sie auch lauschten, auch nur ein Wort hätten verstehen können. Der Mönch schien sich der Sache sehr anzunehmen, hatte er doch, nachdem er kaum eingetreten war, wieder an die Thüre gepocht und Wasser und Brot verlangt, weil der Gefangene sonst zu schwach sei, auch nur seine Beichte abzulegen. Josef, dessen Hoffnung wieder erwachte, als er die Teilnahme des frommen Mannes sah, hatte ihm noch einmal auf sein Befragen den Hergang der Sache erzählt. Er schilderte dabei so deutlich das Aussehen des Mannes, der ihm den Sack gegeben hatte, und mit der Fertigkeit, die er sich erworben hatte, als er einst in fremden Ländern sich verständigen mußte, ahnte er seine Stimme

und Gebärden so täuschend nach, daß seinem Zuhörer bei den ersten Worten ein ihm auch sonst als unredlich bekannter Einwohner eines benachbarten Gehöftes in den Sinn kam. Josef schien ihm seinem ganzen Aussehen, seiner Sprache und Kleidung nach eines Diebstahls nicht fähig. Mit der Zusicherung genauerer Nachforschung verließ er das Gefängnis.

Erregt durch die Erlebnisse des furchtbaren Tages und die Ungewißheit seiner Lage, brachte Josef eine unruhige Nacht hin. Erst gegen Morgen sank er ein paar Stunden in tiefen Schlaf. Wohl wäre es ihm ein Leichtes gewesen, die Hilfe des Raonifus und der Augsburger Geistlichkeit zu erlangen, aber dann hätte er das Geheimnis des Stodes preisgeben müssen und damit seinen Wohlthäter, der auf seine Verschwiegenheit baute, schwerer Gefahr ausgesetzt. Er hätte ein Geheimnis verraten, das nicht ihm gehörte. Ehe er das that, wollte er lieber Treue halten und in den Tod geben. Zwar war ihm wiederholt unwillkürlich der Gedanke aufgetaucht, auf diese Weise sich zu retten, aber standhaft hatte er jedesmal die Versuchung abgewiesen.

Wiederum waren bange Stunden verstrichen, als man Josef abermals zum Verhöre führte.

Was er aus den Gesprächen der laut streitenden Bauern hörte, war folgendes. Spät am Abend noch hatte sich eine Schar junger Männer, erfreut über das willkommene Abenteuer, ausgemacht, um den von dem Mönche bezeichneten Mann, dem man die Uebelthat allgemein zutraute, zu überraschen. Sicher gemacht durch die Gefangennahme des Unschuldigen, die er aus seinem Versteck mit angesehen, hatte der Dieb das Silber in seinen Kasten gelegt, wo es jogleich gefunden wurde.

Nun standen sich die beiden Gefangenen gegenüber. Fast genau mit denselben Worten, mit denen Josef seine Unkenntnis der That beteuert hatte, beschwor nun auch der Betrüger seine Unschuld. Der junge Mensch hatte sich ihm beigelegt und hatte ihn gebeten, das Päckchen zu sich zu nehmen und zu verwahren, bis er ihn wieder auffuchen und reichlich belohnen würde. „Ich muß das Silber, das ich gefunden habe, sein seine Worte gewesen, vor meinem Stiefvater verstecken, der mich hart hält und mir es sonst abnimmt.“ Es sei unrecht von ihm gewesen, daß er eingewilligt habe, es zu thun, wie er jetzt selbst einsehe, und es thue ihm leid. Weiter habe er keine Schuld, alles andere sei erlogen. Hoch und teuer verbieth er sich, alles Unglück solle über ihn kommen, wenn er nur einen Finger zu der Muthat gekrümmt habe, er sei unschuldig wie ein neugeborenes Kind.

Die nicht so wortreichen Versicherungen Josefs fingen an neben den seinen, die äußerlich gerade so glaublich erschienen, weniger Eindruck zu machen. Wie leicht war es möglich, daß er diesen Teil des Diebstahls vor seinem vorausgeeilten Raubgenossen, der inzwischen in Augsburg einen Fehler ausfindig machte, um die Sachen unbemerkt in die Stadt zu bringen, auf die angegebene Weise hatte verheimlichen wollen, um sich später allein in den Besitz desselben zu bringen. Die Zuhörer waren verwirrt und wußten nicht, wem sie Glauben schenken sollten. Die Meinung des Paters bestimmte sie nicht. Er war schon gestern, als alle noch von Josefs Verbrechen überzeugt waren, anderer Ansicht gewesen und wollte nur seinen Irrtum nicht eingestehen.

Nach langer Beratung beschloß der Vogt, ein Notgericht abzuhalten, um in aller Form die jetzt immer dunkler werdende Sache zu richten. Unter der Linde auf der Stelle vor der Kirche, wo alljährlich zweimal Gericht gehalten wurde, versammelte sich das Volk.

Der Platz lag frei und innerhalb der Umfassung erhöht. Rings war er mit einer starken Mauer umgeben, die nach dem Eingang der Kirche hin enger zusammenlief. Die Außenseite der Kirche war mit in die Befestigung gezogen. In Zeiten der Not hatte der Platz schon manchem Angriff widerstanden und Schutz geboten für Menschen und Vieh. In die Mauer waren, da wo vor der Kirche die beiden Enden zusammenkamen, Steinjüge eingelassen, die, wie nach außen vermauerte Zinnen, auf der Ostseite

in Halbkreise umherließen. Diese Sitze dienten den Schöffen als Bank, während für den Vogt in die Mitte ein schwerer Eichenstuhl so gestellt war, daß er mit dem Gesichte nach Osten gerichtet saß. Die Beklagten standen so, daß sie nach Mitternacht blickten.

Als alle Ratschöffen versammelt waren, die in ihren Mänteln mit den Ratspießen in der Hand feierlich angezogen kamen, fragte der Vogt, ob es an Weile und Zeit, an Ort und Stelle sei, die Beklagten zu richten. Man einigte sich bald darüber, daß der fremde Beklagte nicht, wie es sonst Sitte war, wenn er in demselben Gau wohnte, geurteilt werden könnte, wo sein Topp ihm siebe und sein Dach ihn dede, in seiner Heimat, sondern daß zu ungewohnter Weile ein Rotgericht gehalten werden sollte nach altem Herkommen und Recht.

Darauf verhörte der Vogt, ein harter, ernster Mann, die Beklagten. Beide blieben bei dem, was sie bisher gesagt hatten. Es war nicht zu erkennen, wer der Schuldige war. Der Vogt stellte darauf die Frage, ob man den Beklagten einen Eid abnehmen solle, um die Wahrheit zu erforschen. Nachdem die Schöffen sich erhoben, beiseite ins Gespräch gegangen und leise flüsternd beraten hatten, setzten sie sich wieder, und es ward auf den Eid erkannt.

Der Priester holte nun mit seinem Sakristan den Reliquienschrein aus der Kirche, bei dessen Anblick alle ihr Haupt entblöhten. Die Schwörenden knieten nieder und legten den Hut auf die Erde. Josef sprach den Eid, wie ihn der Vogt vorsagte, mit ruhiger und klarer Stimme. Nachdem er sich von der Schuld gereinigt hatte, glaubten alle, der Dieb würde es nicht wagen, dasselbe zu thun. Lautlose Stille herrschte, als er die Worte dennoch sprach. Er stieß die Sätze hastig heraus, sodas die Näherstehenden später behaupteten, er sei schuldig, er habe gestammelt, sie hätten es gleich gehört. Den Zuhörern stockte der Atem, als der Frevel geschah. Beide hatten mit den aufgereckten Fingern der rechten Hand das Heiligthum berührt.

Als das Unerhörte geschehen, als ein Meineid vor ihren Augen geschworen war, standen die Männer völlig ratlos.

Der Priester hatte, nachdem Josef geschworen, den Schrein wieder in die Kirche tragen wollen, um keinen falschen Eid auf ihn schwören zu lassen. Hatte man aber dem einen den Reinigungs Eid gestattet, so konnte man ihm den anderen nicht wehren. Der Vogt ging davon nicht ab und die Schöffen stimmten ihm zu. Man hätte vorher bedenken müssen, daß auch das eintreten kann, was man für unmöglich hält. Jetzt wußte man nicht, was thun.

Da unterbrach entrüstet der Priester die ängstliche Stille und rief: „Ihr Männer, Menschen können hier nicht mehr urteilen, Gott muß richten!“

Ein dumpfes Getöse von Stimmen, die durcheinander riefen, traf Josefs Ohr, der wie abwesend in der Mitte stand. Sein Auge blickte starr um sich, und es war, als ob ihn das Ganze nichts angehe.

„Ein Gottesurteil, ein Gottesurteil!“ Dieser Ruf, halb schauernd, halb freudig, drang nun von allen Seiten an sein Ohr. Es war ein ungewohntes Schauspiel, seit Menschengedenken nicht gesehen, das nun der Gemeinde dargeboten werden sollte.

Eilig ließen einige Männer hin und her, die Menge drängte sich, und kaum noch achteten sie der Furcht vor der gefriedeten Gerichtsstätte und der Heiligkeit des Ortes. Ein großer Trog wurde herbeigetragen und rasch mit Wasser gefüllt. Alsdann wurde ein Feuer entzündet, in das, damit sie nicht verkühlten, zwei gleich große weißglühende Eisenstücke gelegt wurden, die der Kirchschmied und sein Gefelle mit Zangen aus ihrer nahen Esse geholt hatten. Zwölf Schritt vom Trome entfernt standen die Beklagten, deren Aufgabe war, das Eisen mit bloßen Händen zu greifen und in den Trog zu werfen.

Alle diese Vorbereitungen sah Josef nicht, in Gedanken versunken stand er da, gleichgültig gegen alles, was um ihn vorging. Sein Gegner aber verlor keine Be-

wegung unter der Menge, keine Handlung der ihn Umgebenden aus den Augen, er sah alles, er hörte jeden Befehl, jeden Ruf, immer größeres Entsetzen malte sich in seinen Mienen. Die Hand, mit der er geschworen, hing schwer und kalt wie Eis an seinem Körper, und seine Füße waren wie angewurzelt.

Jetzt trat der älteste Schöffe vor und sagte ihnen, was sie zu thun hatten. Verwundert sah Josef ihn an. Der andere wurde noch bleicher. Darauf ward es stille ringsum.

Nun trat der Priester vor und sagte: „Wer von euch einen reinen Eid geschworen hat, der wird das Eisen nehmen, als ob es ein Stein wäre, und er wird der Lüge das Haupt damit zerschmettern, wie der Knabe David dem Goliath. Den anderen aber, den das höllische Feuer eben schon brennt, das er nicht gesürchtet hat, den wird das irdische Feuer, das er fürchtet, auch nicht verschonen. Gott wird richten. In seinem Namen denn ans Werk!“

Auge in Auge hatte Josef den Priester angeschaut. Er trat dann an die ihm angewiesene Stelle und bei den Worten des Vogtes; „Neh auf und trag!“ ergriff er das Eisen, das der Schmied mit seiner Zange im selben Augenblick quer über zwei Steine gelegt hatte, und schleuderte es, indem er dabei in mächtigem Sprunge vorwärts lief, in den Trog, daß es zischend versank und das Wasser ringsum hoch ausspritzte. Er hatte sein Ziel erreicht. Lauter Beifall erscholl.

Bitternd und bebend aber war bei diesem Anblick der Meineidige in die Kniee gesunken, heulend wand er sich auf der Erde und gestand seine Schuld, indem er um Gnade flehte. „Ich kann's nicht nehmen, ich kann's nicht, es brennt zu heiß,“ wimmerte er dazwischen. Josef aber, der zurückgetreten war, wurde jubelnd von allen Seiten umringt. Bewegt schloß ihn der Priester in seine Arme. Mitleidige Frauen brachten ihm Weinwand und lindernbes Del und konnten nicht genug den fähnen Jüngling bewundern, der die Haut, die in versengten Fegen in der Hand herabhing, festdrückte, daß man fast nichts mehr von der Wunde sah. Lächelnd blickte er um sich.

Noch einmal schloß man den Ring, und jetzt sprach nach kurzer Beratung der Vogt mit hoher Stimme, die weithin durchdrang, wie es die Sitte forderte, die furchtbaren Worte: „Aus gestäubigem Munde haben wir's gehört und den blinkenden Schein haben wir gesehen. Wie wir's von Alters her gehandhabt, geübt und gehalten haben, muß der Raubdieb in der Luft reiten, und aus dem Tagdieb werden zwei Stücke gemacht. Du bist bei Nacht eingebrochen, darum mußt du hängen. Deine meineidige Hand aber wird dir vom Leibe getrennt. Und so verweise ich dich, du schuldiger Mensch, dein Weib zu einer Witwe, deine Kinder zu Waisen, dein Haar dem Wind, deinen Leib den Raben, deine Seele Gott dem Allmächtigen! — Du aber,“ damit wandte er sich zu Josef und reichte ihm die Hand, „ziehe hin in Frieden und danke Gott!“

## VI.

Es war, wie Josef am folgenden Tage wieder so einsam seine Straße dahinzog, ein seltsames Gemisch in seinem Herzen von Freude über das wiedererlangte Leben und von einer unbestimmten Todesahnung. Ein banges Gefühl wollte ihn nicht verlassen und kehrte immer wieder, so oft er sich auch sagte, daß das, was ihn quälte, nur noch die Angst vor der nun glücklich beseitigten Todesgefahr sei, die er nicht vergessen konnte. Er fühlte sich schwach und matt. Bei jedem Geräusch im Wald, wenn nur ein Häher krächzend durch die Äste flog oder ein Specht hoch oben klopfte, fuhr er zusammen, wie ein Kind, und es überlief ihn kalt. Seine Füße wollten ihn nicht tragen. So gern er den Ort seiner Dual bald hinter sich gehabt hätte, um den Kanonikus aus

seiner Unruhe zu befreien, so war er wie gelähmt. Seine Glieder waren schwer und sein Mut gebrochen. War er am Ende doch nur ein schwaches Weib, er, der es an Beherztheit mit dem Mutigsten glaubte aufnehmen zu können? Immer noch sah er die wütende Rotte vor sich, wie sie ihn überfiel, und er glaubte noch das Durcheinander schreiender Stimmen zu hören, die ihn schimpften und höhnten. Und doch war es wieder wie gestern totenstill um ihn her, keine Lust bewegte die Zweige und kein Vogel sang. Grabesruhe rings umher.

Wie im Traume geschah es ihm daher, daß plötzlich ein paar trodrene Aeste trachten und hinter einem Busche am Wege hervor drei Männer sprangen und ihn festhielten. Er wollte fliehen, aber er kam nicht von der Stelle, er mußte bleiben. War es ein Trugbild, das die Hölle vor sein Auge zauberte, oder war es Wirklichkeit? Er war ja doch unschuldig, Gott selbst hatte für ihn entschieden, was wollten sie jetzt noch von ihm? Es konnte nicht wahr sein, was er sah und hörte und fühlte. Er wäre wahnsinnig geworden, wenn er nicht endlich frei gewesen wäre. Oder hatte er wirklich den Verstand verloren? War alles nur Trug und Blendung?

Die Gedanken jagten sich mit Blitzeschnelle in seinem Haupte. Aber immer deutlicher sah er, was um ihn vorging, immer klarer ward ihm an ihren wütenden Blicken, was sie mit ihm wollten. Die Männer sprachen kein Wort, er hörte keinen Vorwurf, keine Drohung. Sie hatten ihn zu einer alten Eiche, die am Wege stand, einige Schritte vorwärts gezerrt. Willenlos fügte er sich, kein Glied regte er, um sich zu befreien.

An einem fahlen Aste der Eiche, der sich etwas über Mannshöhe über das niedrige Gesträuch hinstrckte, hing ein Toter mit verhäultem Haupte. An dem Armstumpf, unter dem eine Blutlache stand, und an der Kleidung erkannte er seinen Gegner, den man, wie es Brauch war, an dem Orte, wo er das Maß seiner Missethat erfüllt hatte und einem Unschuldigen fast zum Mörder geworden wäre, aufgehängt hatte.

Nun wußte er, was sie mit ihm vor hatten. Um den Tod ihres Verwandten zu rächen, hatten sie ihm hier aufgelauert, wo sie wußten, daß er vorüber mußte, und seine letzte Stunde hatte geschlagen.

Heute betete er nicht mehr um Befreiung, wie er es gestern gethan hatte, er fühlte, daß es diesmal zum Ende ging. Seine Kraft war erschöpft, und der Tod war nicht so schrecklich. Widerstand war vergeblich gegen die starken Männer, von denen ihm einer ein blitzendes Messer vor das Gesicht hielt. Im Nu hatte ihm eine feste Hand von hinten eine Schlinge um den Hals gelegt. Von demselben Baume, an dem der Tote hing und an dem Josef hängen sollte, hatten sie frische, zähe Zweige genommen und einen Strick daraus gedreht. Ein Rud — und Josef lag am Boden. Im selben Augenblick war es ihm, als ob sein Kopf von einer ungeheuren Last niedergedrückt würde. Er verlor den Boden unter den Füßen, und die Luft schlug über ihm zusammen. Erst ward es blutrot, dann Nacht vor seinen Augen, und das Leben verließ ihn. Er spürte keinen Schmerz und hörte nur ein starkes Rauschen, das immer mehr anwuchs und immer dröhnender erbrauste. —

Rasch war der Holzstrick am Baume befestigt gewesen. Die Männer verrichteten ihr Werk lautlos, als ob es nicht das erste Mal wäre, daß sie eine solche Bluttthat vollbrachten. Nur wie sie fertig waren, nahm einer den Stock vom Boden auf, steckte ihm Josef durch den Gürtel und sprach: „Da, jag' dir die Raben fort, wenn sie dir deine schönen Augen austreten.“ Eben zog er sein Messer, um seinen Verwandten abzuschneiden, dessen Leiche sie einstweilen im Walde verstecken wollten, um ihn in der Nacht zu begraben, als ihm einer der anderen zurief: „Fort, fort! es kommt jemand!“ Das Messer entfiel ihm, und er stürzte weg.

Kaum waren sie im Gebüsch verschwunden, als der Hirt von Zusmarshausen um die Ecke bog.

Die beiden Toten hingen so an dem Baume, daß der eine den anderen verdeckte.

Wie der Hirt näher trat, sah er nur den Dieb, zugleich aber fiel sein Auge auf das im Graze liegende Messer, das in der Sonne blinkte. Er ging darauf zu, bückte sich zur Erde und hob es auf. Als er sich wieder aufrichtete, erblickte er über sich einen fremden Jüngling, dessen Körper noch hin und her schwankte, während der andere totenstarr herabhing. Rasch entschlossen schnitt er mit dem Messer, das er in der Hand hielt, den Strick durch und fing den Toten, den er langsam herabgleiten ließ, in seinen Armen auf. Schnell entfernte er darauf die Schlinge, die am Hals am Hals an. Der Tote war noch warm, der Körper beweglich, auch schien das Genick unverteilt. Die Schlinge mußte sich an dem Knoten eines der Zweige gefangen haben und nicht vollständig zugegangen sein. Aber doch war das Leben entflohen, kein Glied rührte sich und der Atem stockte.

Betrübt legte der Schäfer die Leiche, die er noch dem Tode gehofft hatte entreißen zu können, auf das weiche Moos. Hier war all seine Kunst, die so oft im Dorfe schon Wunderdinge verrichtet hatte, vergebens. Es blieb ihm nichts mehr, als die Leiche zu begraben.

Gellend piff er durch die Finger. Auf dies Zeichen, das alsbald beantwortet wurde, erschien sein Hute. Die Herde, die in der Nähe grasete, hatte er unter der Obhut seiner zwei Hunde zurückgelassen. Eilends ließ er ihn helfen den Toten abseits tragen in das Niederholz, wo das Erdreich weicher war, wie auf der freien Stelle, an der sie standen. Nun begannen sie schnell, um bald wieder bei der Herde zu sein, mit ihren Schäferschuppen eine Grube zu machen, die nur so tief sein sollte, daß sie die Leiche vor Entdeckung schützte. Sie arbeiteten im Schweige ihres Angesichts.

Eben hatten sie ihr Werk vollbracht und wollten die Leiche, um sie mit Erde und Rasen zu bedecken, zu der Grube tragen, als noch im letzten Augenblick Josef vor dem entsetzlichen Lose des lebendig begraben werdens behütet wurde. Plötzlich stiegen die Hunde ein sardytbares Geheul aus, und beide, die den unheimlichen Ton dieses Bellens wohl kannten, eilten mit dem Schreienruf: "Wölfe!" so rasch sie laufen konnten den Schafen zu Hilfe. Bei dem Ton ihrer Stimmen hatte Josef die Augen weit geöffnet. Ueber ihrem Graben hatten die beiden nicht bemerkt, daß der vermeintlich Tote, der bisher in schwerer Ohnmacht gelegen hatte, wieder erwacht war und schon mehrmals die Augen halb geöffnet hatte. In dem Augenblick hatte ihn dieselbe befallen, als er von seinen Mördern zu Boden gerissen worden war. Die Ereignisse waren sich glücklicherweise so unmittelbar rasch gefolgt, daß Josef sein Leben noch nicht verhaucht hatte, als er vom Stricke gelöst wurde.

So lag er nun ohne Bewußtsein von dem, was mittlerweile mit ihm vorgegangen war, allein und verlassen. Er wußte nicht, ob er wachte oder träumte, ob er tot war oder lebendig. Als aber sein Blick auf den Baum fiel, unter dem er zweimal so unsägliches erduldet hatte, überwältigte ihn der Eindruck das Geschehene so, daß seine Lider wieder zufielen und eine tiefe Schwäche ihn wiederum seiner Sinne beraubte. Lange lag er da, ein Toter unter dem Toten. —

Die Hirten, durch deren Annäherung die Wölfe verschreckt waren, trieben unterdes eilig ihre Herde dem Dorfe zu. Landleute, die in der Nähe gearbeitet hatten, waren herbeigeeilt und hatten ihnen geholfen, die dahinrennenden Tiere zusammen zu halten. Sie erzählten, daß Ritter Berthold mit seinen Leuten im Walde jage und die Wölfe versprengt habe. Es sei ein Glück, daß die Untiere auf der Flucht gewesen seien, sonst hätten sie gewiß größeren Schaden gestiftet.

Ueber eine Stunde war vergangen. Auf Josefs Betäubung war ein tiefer Schlaf gefolgt, aus dem ihn jetzt plötzlich naher Hufschlag weckte. Mit Anstrengung öffnete er die Augen, die ihn schmerzten, und ein wunderbarer Anblick bot sich ihm dar. Vor ihm stand ein Mann mit gezogenem Schwerte, der ein weißes Pferd am Zügel führte. An seiner Seite hielten zwei lanzenbewehrte Diener zu Pferde. Erstaunt blickte der noch jugendliche Ritter auf ihn herab. Noch immer wußte Josef nicht, ob die Erscheinung,



die er da vor sich sah, nur ein Trugbild seiner Einbildung sei. War es ein Engel Gottes, der Fleisch und Blut angenommen hatte? Vom Abendrot umflossen, stand der Gottgesandte vor ihm in voller Kraft. Sein reichgeschmücktes, scharlachrotes Jagdkoller funkelte, und seine Waffen blühten. Uebermannnt von seinem Anblick, stiehe Josef, der totenbleich da lag, indem er die Hände zitternd nach ihm erhob, mit gebrochener Stimme: „Hilfe, Hilfe, seid barmherzig!“ —

Da war keine Zeit zu verlieren. Bedenken hatte Ritter Berthold all sein Leben nicht gekannt. Es war ihm noch stets einerlei gewesen, wen er schädigte und wem er half. Diesmal rührte die Bitte des zu seinen Füßen Liegenden sein sonst nicht allzuweiches Herz. Ohne zu wissen, warum der Jüngling unter dem Gehentken lag, herrschte er einen der Knechte an: „Herunter vom Gaul, Kaspar! Schütte ihm Wein ein, sonst ist's aus mit ihm, ehe wir um die nächste Ede sind. Die Bauernlämmel werden Gesichter schneiden, wenn sie sehen, daß ihr Galgenvogel flügge geworden ist! Dann außs Pferd mit ihm! Nehmt ihn abwechselnd vor euch! Halt, bindet ihm den Stock in den Rücken, den er da im Gürtel hat, daß er mehr Halt bekommt und nicht so herunter hängt, sonst vergeht ihm der Atem ganz. In einer halben Stunde sind wir mit ihm in Augsburg, sonst hol' euch selbst der Henker!“ —

(Fortsetzung folgt.)



## Monatschau.

### Pragmatische Gabelle.

Dezember.

3. Das Kabinett Freycinet in Paris reicht seine Demission ein.
6. Reichstagsersatzwahl in Berlin. Kloy (Fortschritt) gewählt.
7. Besuch des Prinzregenten von Bayern am Kaiserhof in Berlin.
8. Goblet Ministerpräsident in Paris.

### Politik.

Das politische Leben des verflossenen Monats ist im deutschen Reiche beherrscht worden durch die Behandlung der Militärvorlage, d. h. der sehr bedeutenden Mehrforderungen an Geld und Mannschaften, welche die Heeresverwaltung an das Land zu stellen für nötig hält.

Mit großer Spannung sah man der Ausnahme entgegen, welche das neue Gesetz bei der öffentlichen Meinung, so weit sie „liberal“ ist, bei den Führern namentlich der Oppositionsparteien finden würde, und man hielt schroffe Ablehnung, Reichstagsauflösung und Neuwahlen für leicht mögliche Zukunftsaussichten. Aber nichts von alledem ist bis heute eingetroffen.

Eine völlige Schwentung haben die Nationalliberalen vollzogen, die einfach den Sachverständigen das bewilligen wollen, was diese zu brauchen angeben. Bei Zentrum und Fortschritt fehlt es nicht an Neigung, der Regierung zu widerstehen, und sie und die Konservativen als Leute hinzustellen, die rein aus politischem Blutdurst dem Volk immer neue Lasten auflegen möchten. Aber die Erinnerung an den Umstand, daß die Demokraten gerade 1869 vor dem großen Waffengange mit Frankreich Abrüstung verlangten, und die Erwägung, der augenblicklich auch der Blödeste sich nicht entziehen kann, daß uns ein größerer und schwererer Krieg, in welchem wir den Bestand unseres jungen Reiches mit Aufgebot aller Kräfte zu verteidigen haben werden, wenn nicht unmittelbar, doch über kurz oder lang bevorsteht, — alle diese Bedenken haben doch auch die grundsätzlichen Reinsager mindestens sehr vorsichtig gemacht. Von schroffer Ablehnung ist auch bei diesen nirgends die Rede gewesen, sondern eigentlich nur von

mehr oder minder entschiedenen Versuchen, jedes Zugeständnis zum politischen Handelsobjekt zu machen und sich daselbe durch irgend einen regierungsseitigen Gegendienst bezahlen zu lassen.

Daß das in gegenwärtiger Lage auch schon schlimm genug ist, leuchtet ein. Die schnelle und freigebige Bewilligung der nötigen Mittel würde dem Ausland imponiert und unzweideutig bewiesen haben, daß die Großartigkeit in der Auffassung politischer Dinge mit der gewachsenen Größe und Macht unseres Reiches gleichen Schritt gehalten hat. Man stimme in Rußland und Frankreich sofort die Sprache herunter, als die Bewilligung der 40 000 Mann nahe schien. Aber die Parlamente von demselben Wunsch, nach außen hin keinen Streit zu zeigen, und von derselben Einmütigkeit besetzt zu sehen, welche die Regierungen der Bundesstaaten in so erfreulicher Weise beherrscht und verbindet, das „wäre“ zu schön gewesen“; „es hat nicht sollen sein“. Ut aliquid fecisse videantur, und um nur bei ihren Wählern den Gedanken nicht aufkommen zu lassen, als seien sie einer großartigen Regung fähig, haben die Herren Windthorst und Richter die formelle Behandlung der Vorlage verschleppt, und der im großen und ganzen auch von ihnen ausgesprochenen Bewilligung der neuen Ausgaben allerlei Klauseln angehängt, deren Erfüllung teils schwer, teils unmöglich ist. Und so werden denn die Würfel erst im neuen Jahre fallen. Die Regierung wird im ganzen bekommen, was sie wünscht. Und die Oppositionsparteien haben dem Inland gegenüber wenig erreicht, vor dem Ausland dagegen den nicht feinen Erfolg errungen, daß eine impomerende Kundgebung hintertrieben worden ist und wir dem kritisch zuschauenden Europa nach wie vor als die philisterhaften Kleinrämer erscheinen, als welche man zu den Zeiten des alten Bundestages die Regierungen und Fürsten von links her zu schmähen pflegte. Heute hat das Blatt sich vollständig gewendet. Im vollen Bewußtsein unserer Weltstellung treten Fürsten und Regierungen einmütig für die Stärkung der Wehrkraft ein. Die demokratischen Parlamentsherden aber sind es, welche die „gute alte Zeit“ der Zerrissenheit und nationalen Selbstgefühllosigkeit fortzupflanzen möchten von Geschlecht zu Geschlecht.

Im inneren politischen Leben, wo man vom christlichen Grundsatz der Nächstenliebe überall ausgehen sollte, halten die katholischen und „freisinnigen“ Demokraten, teils offen, teils versteckt, den Grundsatz der alles am besten ordnenden Selbstsucht, das Machtfestertum, fest. Und im Völkerverleben, wo alle göttliche Weltordnung durch die Sünde derart gestört ist, daß ohne einen gesunden Egoismus schlechterdings nicht auszukommen ist, gerade da wollen sie das bislang doch noch recht utopische Ideal des ewigen Weltfriedens thunlichst vorweg nehmen.

Was nun den Weltkrieg betrifft, der uns droht, so halten wir ihn für nicht vermeidbar. Rußland fühlt, daß es doch am letzten Ende durch Deutschland von Konstantinopel abgedrängt und daß an Oesterreich die Mission im Orient, die es selbst ausüben möchte, übertragen wird; und Frankreich will eben seine von uns eroberten Provinzen wieder haben. Könnte aber die Abrechnung vermieden, oder wenigstens, was heute auch schon Gewinn ist, hinausgeschoben werden, so ist dazu nur unter der Bedingung Aussicht, daß die Feinde uns für besser gerüstet halten, als sich selbst. Die Sprache der Presse in beiden Nachbarländern läßt einstweilen in ihrer maßlosen Offenheit keinen Zweifel darüber auskommen, daß es nicht am guten Willen in Ost und West liegt, wenn wir noch leben und atmen und — in dem Augenblick, wo Europa schon fast in Brand steht, um die Versicherungsprämie für unser Haus markten und zanken.

Wir unsererseits stehen ja oft in dieser Monatschronik mit abweichender Meinung den Konservativen gegenüber und wünschen oft den Vertretern unserer Rechten ein steiferes Rückgrat nach oben hin. Die Anerkennung muß man ihnen aber zollen, daß sie die einzigen sind, die politischen Instinkt für auswärtige Dinge haben und Einsicht genug in den Zusammenhang menschlicher Geschichte, daß der ideal-politische Standpunkt auch der geschäftlich vorteilhafteste ist, und daß die Völker, welche das ideale Selbst-

bewußtsein verlieren und nur noch „praktisch“ für das „Geschäft“ sorgen wollen, am letzten Ende kein anderes Geschäft treiben, als das der ruhmlosen Selbstvernichtung.

Im Reichstage ist ferner der Etat durchberaten worden. Leider gewährt derselbe schon jetzt kein erfreuliches Bild und das Bild hat alle Aussicht, noch sehr viel grauer zu werden, wenn erst die neuen Militärausgaben hinzugekommen sein werden. Die Notwendigkeit, neue Einnahmequellen zu eröffnen, tritt damit immer erster an die Volkvertretung heran. Wenn jetzt übrigens neben der allgemein zugestandenen Notwendigkeit, daß Branntwein und Tabak, gleichviel in welcher Form, stärker bluten müssen, auch von links her auf eine höhere direkte Besteuerung der großen Einkommen hingewiesen wird, so befinden wir uns ausnahmsweise mit der Linken im Einklang. Die Progression bei der Besteuerung der großen Vermögen ist bis jetzt in den meisten Staaten eine negative. Sie nimmt ab mit der Größe des Vermögens statt zu wachsen. Da hat die ausgleichende Gerechtigkeit noch weites Feld, mag sie nun vom Reich oder vom Bundesstaat geübt werden.

Die Reichstagsersatzwahl in Berlin, welche einen Nachfolger für den verstorbenen jüdischen Abgeordneten Ludwig Löwe schaffen sollte, ist nun auch überstanden. Und zwar ist wiederum der Fortschrittsmann gewählt worden. Das ist nicht auffällig. Bemerkenswert dagegen ist der Umstand, daß die sozialdemokratischen Stimmen nicht absondern zugenommen haben. Die Konservativen sind unerheblich zurückgegangen, und die Nationalliberalen haben trotz aller Förderung von oben her nur ein kümmerliches Fähnlein von wenigen Stimmen zusammengebracht. Es wäre dringend zu wünschen, daß man sich endlich an maßgebenden Stellen von der Aussichtslosigkeit dieser Partei überzeuge. Und es scheint ja fast, als wollten die Offiziösen jetzt wirklich die Lehre ziehen, die sie längst hätten ziehen sollen, daß es nämlich unmöglich ist, die Urheber der Berliner Bewegung (selbst wenn es wünschenswert wäre) von ihren Wählern, bez. die Wähler von ihnen abzudrängen. Und damit wollen wir — unsere Ansprüche sind bescheiden — zufrieden sein. Vielleicht folgt später einmal diesem ersten Schritt als zweiter die Erkenntnis nach, daß den Männern, welche die Berliner Bewegung gemacht haben, nicht Kampf, sondern Dank gebührt.

Um so trauriger ist es, daß die konservative Partei jetzt anscheinend doch in das mittelparteiliche Lager hinüberschwenken scheint. Es ist ja bekannt, daß seit langer Zeit vier Richtungen innerhalb derselben mit einander ringen, oder wenigstens sich uneinig gegenüber stehen — eine Uneinigkeit, die noch jüngst in der Parteikorrespondenz ganz offen zu Tage trat, als der eine der beiden Redakteure mit Sang und Klang in das offiziöse Lager marschierte, der andere aber sich weigerte, entgegen allen Parteibeschlüssen, diesen Marsch mitzumachen. Jetzt ist nun dem Vertreter des prinzipiellen Standpunktes unter rein bureaukratischem Vorwand der Stuhl vor die Thür gesetzt, dem Vertreter des offiziösen Standpunktes dagegen freie Bahn geschaffen; er wird nun keinen Widerstand mehr finden bei der Vorarbeit für die große Rischmaschpartei, die sogenannte „Konservative“, Freikonservative, Nationalliberale und sogar blässere Zentrumsleute unter einen Hut zu bringen beabsichtigt. Mit welchem Erfolge, bleibt abzuwarten. Wir fürchten, es wird sich, wenn man auf diesem Wege beharrt, bei den nächsten Wahlen im großen wiederholen, was bei der Berliner Ersatzwahl im kleinen sich gezeigt hat: eine Schwächung und Zersplitterung der regierungsfreundlichen Parteien, d. h. genau das Gegenteil von dem, was man anstrebt und durch zielbewußtes Vorgehen viel eher erreichen würde. Denn für positive Programme, selbst wenn sie ein bißchen „extrem“ sind, läßt sich Teilnahme und Freudigkeit der Nachfolge erwecken, für bloße „Regierungsfreundlichkeit“ niemals.

Ein erfreuliches Ereignis des verfloffenen Monats ist die Besuchsreise des Prinzregenten von Bayern nach Berlin. Konnte es vor dem großen Waffengange von 1870 noch zweifelhaft erscheinen, ob die nationale Einheit Deutschlands in der Stunde der Gefahr sich stichhaltig erweisen würde — heute ist glücklicherweise das

bundesfreundliche Verhältnis unter den deutschen Staaten ein so vortreffliches, daß in dieser Hinsicht keine Sorgen mehr bestehen. Ja es kann die Thatfache, daß der Prinzregent den bairischen Abgeordneten, welche er empfang, energisch zugeredet hat, und mit gutem Grunde zureden mußte, sich der Militärvorlage anzunehmen, als Beweis dienen, daß heute das Nationalgefühl bei den Regierungen sehr viel lebhafter ist, als bei den Volksvertretern, die zum guten Teil in kleinlichem Fraktionswesen geradezu ertrinken.

Auf unserem ostafrikanischen Kolonialgebiet ist eine Entscheidung getroffen worden, über deren Tragweite wir kein endgültiges Urteil abgeben wollen, da uns der Zusammenhang nicht hinreichend bekannt ist. Indessen scheint uns das Abkommen Deutschlands mit England den deutschen Interessen keineswegs sonderlich günstig zu sein. Die deutschen Schutzgebiete werden durch einen breiten an England abgetretenen Landstrich in zwei Teile zerchnitten, eine Teilung, die doch in Zukunft recht verhängnisvoll werden kann, wenn es, bei hoffentlich fortschreitender Kultur in unseren Gebieten, auch England gelingen sollte, sich Oberägypten und die Subanländer wieder zu unterwerfen.

Die europäische Lage macht allerlei Schwankungen durch, deren wahre Ursachen freilich nur einem kleinen Kreise Eingeweihter bekannt werden, während das profanum vulgus, der große Haufe der Fernstehenden, sich auf das oft so fehlbare Klatsch legen muß. Im großen und ganzen hat sich unseres Erachtens im abgelaufenen Monat wenig geändert, insofern irgend eine annehmbare Lösung der bulgarischen Frage noch nicht gefunden ist, der große sachliche Gegensatz also in unverminderter Schärfe fortbesteht.

Einen Augenblick schien es, als sollten die Dinge sich zum Frieden wenden. Wohl wurde der aus Sofia nach Petersburg zurückkehrende General Kaulbars vom Zaren mit Auszeichnung empfangen, aber andererseits ist die Unterstellung der russischen Unterthanen in Bulgarien unter den französischen Konsul rückgängig gemacht und das alte Verhältnis zu Deutschland hergestellt worden. Auch am Georgsfest hat der Zar dem deutschen Kaiser die üblichen Höflichkeiten erwiesen, und endlich sogar das offizielle Petersburger Regierungsblatt der gesamten russischen Presse für ihre deutschfeindliche Haltung in aller Form einen Rüffel erteilt.

Sehr gemindert ward freilich sofort der Wert dieser Friedenszeichen dadurch, daß besagter Rüffel offenbar äußerst wenig Eindruck machte. Die Blätter hegen weiter, allen voran die „Moskauer Zeitung“ des Herrn Katkow, der es nicht einmal für der Mühe wert gehalten hat, die offizielle Rundgebung überhaupt in seine Spalten aufzunehmen. Und wenn gleichzeitig unter dem Druck der nationalen Bewegung die altbestehenden deutschen Theater in Petersburg und Moskau sich veranlaßt gesehen haben, ihre Thüren zu schließen, so wird auch das nicht auf Zunahme der Veröhnlichkeit gedeutet werden dürfen.

Unveröhnlich beharrt in der That auch Rußland auf der Ansicht, daß die gegenwärtige bulgarische Regentenschaft zu Unrecht bestehe, und daß mithin irgend eine Mitwirkung bei der Thronbesetzung ihr überhaupt nicht zugestanden werden dürfe. Entsprechend hält es an der Kandidatur des Mingrelieis fest, während eine von der Regentenschaft abgeordnete Deputation an den Höfen Europas umherfährt, die Vermittlung der Mächte anruft und zu jeder Lösung der Frage sich bereit erklärt, ausgenommen die Aufgabe der staatlichen Unabhängigkeit. Diese Unabhängigkeit aber würde man als verloren betrachten, wenn ein russischer Unterthan den Thron Bulgariens einnähme.

Sachlich angesehen besteht also die volle Spannung fort. In Berlin werden gleichwohl dauernd die Formen der russisch-deutschen Freundschaft peinlich gewahrt und hat deswegen ein offizieller Empfang der bulgarischen Deputation, die nun nach Paris geht, überhaupt nicht stattgefunden. An Erhaltung des Friedens wird aber an leitenden

Stellen allem Anschein nach auch nicht mehr geglaubt. Und die Gerüchte von russischen Rüstungen wiederholen sich mit steigender Wahrscheinlichkeit. Rußland glaubt mehr und mehr in Deutschland den eigentlichen Erbfeind zu finden, der seiner vermeintlichen Mission im Orient sich widersetzt und dieselbe an das bestgehaßte Oesterreich überträgt. Das aber will es nicht zugeben.

\*     \*     \*

In Frankreich und England haben Ministerwechsel stattgefunden. In Paris ist Freycinet abgetreten und Goblet an seine Stelle gelangt. Der Wechsel ist persönlich angesehen bedeutungslos und nur insofern waren die Umstände, unter denen er sich vollzog, bemerkenswert, als sie die Kopf- und Raslosigkeit der Pariser leitenden Kreise und die darin herrschende Verwirrung grell beleuchteten. Der politische Zustand Galliens ist wieder so weit gediehen, daß die ganze Gesellschaft sich nach einer kräftigen Faust sehnt, die mit dem Säbel Ordnung schafft. Der Boden für eine Diktatur des Generals Boulanger ist voll bereitet, und die Popularität dieses Mannes steigt von Tag zu Tage mit elementarer Gewalt. — In derselben Minute, da Rußland gegen uns vorgeht, wird auch das bewaffnete Frankreich unter Boulangers Führung den Marsch nach Osten antreten.

Die Gründe für den Rücktritt des Lord Randolph Churchill sind in dem Augenblick, da wir schreiben, noch nicht erkennbar.

\*     \*     \*

In Dänemark spielt die Demokratie in ihrer bekannten Knabenhaftigkeit weiter Versted mit der Regierung. Schon drohte der zweiten Kammer, weil sie in den verfassungsmäßigen zwei Monaten wieder nichts geschaffen, die Heimsendung; um jedoch diesem Schicksal zu entgehen, gewann es die Linke über sich, sogar eines der von ihr so sehr perhorreszierten provisorisch erlassenen Gesetze die erste Lesung passieren zu lassen, und nun dürfen denn die Volksvertreter ferner der süßen Gewohnheit fröhnen, auf Kosten des Staates in der Hauptstadt leeres Stroh zu dreschen. Der streitbare und unversöhnliche Folketingspräsident Berg, dieses Urbild eines dänischen Demokraten, scheint sein Ansehen mehr und mehr einzubüßen. Je mehr das der Fall, desto wahrscheinlicher wird es auch, daß die Linke, des langen vergeblichen Kampfes müde, endlich anfangen wird, in ihrer konsequenten Verneinungspolitik ein klein wenig nachzugeben. In diesem Falle wird die Rechte sich zuvorkommend zeigen. Was lange Zeit hindurch undenkbar war, geschieht vereinzelt schon jetzt: Männer von der Rechten und von der Linken tagen friedlich miteinander in Volksversammlungen und sogar bei Festmahlzeiten. Mit dem Beginn der großen Befestigungsarbeiten wird aber die Regierung nicht warten, bis der Folketing sein Ja dazu gegeben; der drohende Krieg gibt ihr den besten Vorwand, das in der Staatskasse reichlich vorhandene Geld in Festungswerken nutzbar anzulegen, zumal da die erste Kammer den Plänen der Regierung schon bereitwillig zugestimmt hat.

Das kleine Land hat wieder einen seiner weltberühmten Männer verloren: den großen Philologen Johann Nikolai Madvig, der sich um die philologische Erforschung des klassischen Altertums so große Verdienste erworben hat. Die Trauer um den bis in sein hohes Greisenalter noch jugendfrischen Mann, der seine reichen Gaben auch in den Dienst seines Vaterlandes als Minister und als Reichstagspräsident gestellt und in gefährlichen Zeiten stets Mäßigung bewahrt hat, der, wenn sein Rat befolgt worden wäre, dem Lande viel Schweres erspart haben würde, ist in Dänemark eine vollständig allgemeine.

## Wirtschaftspolitik.

Die jüngsten Vorgänge an der Börse und die heillose Agiotage, die immer bedrohlicheren Umfang angenommen hat, haben anscheinend auch in den Kreisen der deutschen Reichsregierung ein tatsächliches Eingreifen veranlaßt, wenn auch nur aus politischen Gründen. Indes würde es ohne Zweifel als ein großer Fortschritt zu betrachten sein, wenn man überhaupt auch die politischen Folgerungen des Börsentreibens mehr erwägen wollte. Vielleicht würde dann das Verhalten der Reichs- und Staatsgewalt gegen jenes die immer dringendere Veränderung erfahren. Denn daß man von sozialpolitischen oder selbst nur von finanzpolitischen Erwägungen aus jene Folgerungen ziehen werde, ist nicht mehr zu erwarten. Wurde doch gelegentlich der Verhandlungen über das geringe Erträgnis der Börsensteuer regierungsseitig erklärt, daß von dort aus die Börse selbst in steuerlicher Beziehung nichts mehr zu befürchten habe. Sollte dies sich wirklich bestätigen, dann kann man wohl behaupten, daß überhaupt der sozialreformatorische Anlauf im Erlöschen ist, und daß man sich von den Grundrissen der kaiserlichen Votschaft lossagen will. Denn eine einseitige sozialpolitische Reform kann zu keinem erspriesslichen Erfolg führen und außerdem gehören zur Sozialreform Mittel — nicht nur etwa solche, welche durch Steuern aufzubringen sind, sondern Kapitalien, um die nationale Thätigkeit zu beleben. Wenn man aber keine Mittel ergreift oder zu finden sucht, um der Arbitrage, dem Kapitalexport und der Agiotage, welche das Kapital der nationalen Verfügung entzieht, zu wehren, haben Schutzzölle und alle Maßregeln zur Besserung der Lage der Bevölkerung nur die Wirkung des Wassertropfens auf den heißen Stein —: es verdampft. Nichts aber wäre gefährlicher, als wenn man die Beeinflussung der Börse nur als politischen Schachzug für augenblickliche Erfolge benutzen wollte. Auch da würde nur ein um weniges verlängerter Gang herbeigeführt werden; das Ergebnis würde nicht einmal in politischer Hinsicht den Absichten entsprechen. Um so mehr erscheint es geboten, daß konservativereits die Börsenfrage unverrückt im Auge behalten werde. Freilich muß man sich in Zukunft hüten vor so schweren Fehlern, wie sie gelegentlich des Börsensteuergesetzes — trotz aller Warnungen — gemacht worden sind.

Das gegenwärtige Treiben der Börse, das mit Sicherheit in einen Krach auslaufen wird und das in Newyork bereits zu einer argen Panik geführt hat, entspricht ganz demjenigen der Gründerjahre des vorigen Jahrzehnts. Bei der Gründung des „Gruson-Werkes“ in Budan bei Magdeburg ließ sich die emittierende Bank dreißig Prozent Agio zahlen; bei der Norddeutschen Brauerei in Berlin betrug dasselbe achtzehn Prozent, und ähnliche Beträge finden sich bei allen ähnlichen Gründungen. Da müßte doch die Erwägung längst darauf gekommen sein, wo der Steuerhebel anzusetzen ist. Man hat die Erbschaftsteuer. Bei den Gründungen aber handelt es sich um die Erbschaft solcher, welche „totgemacht“ werden sollen und denen dieses Schicksal auch ganz sicher ist. Meint man, den Egoismus und die Gewinnsucht nicht hemmen zu dürfen, weil sie mit Millionen arbeitet, so kann sie doch wenigstens zum ergiebigen Steuerobjekt gemacht werden. Und da die Börse doch ebenfalls behauptet, sie „arbeite“, so sollte sie es sich doch endlich auch zur Ehre rechnen, ebenfalls auf ihren „Arbeitsertrag“ Steuern zu zahlen. Im Volke verbreitet sich, wie wir beobachten, immer mehr die Anschauung, daß der Bildung der allzu großen Vermögen Schranken gesetzt werden müßten. Freilich ist man sehr unklar hinsichtlich der Art dieser Schranke; aber wo könnte sie besser zu finden sein, als in der wirksamen Begrenzung der Agiotage, indem bestimmt wird, daß zwei Drittel des bei einer Emission vorkommenden Agio (oder Disagio) als Steuer in die Staatskasse abzuführen sind. Freilich müßte man dann, um Hinterziehungen wirksam zu verhindern, festsetzen, daß weitere Steigerungen über das Agio hinaus während eines Zeitraums von mindestens fünf Jahren für inlä-

bische Papiere, bei ausländischen noch länger, ebenfalls der Steuer zu unterwerfen seien. In gleicher Weise auf das Disagio angewandt — denn das Disagio ist ungefähr ein Maßstab für die Unsicherheit der Titel — und noch weiter kombiniert mit der Höhe der Verzinsung, so dürfte sich der notwendige Damm gegen die Einführung fremder Schuldtitel nach Deutschland auf die einfachste Weise und ohne auffällige Maßnahmen herstellen lassen. Bei der Aufstellung der Börsesteuergrundsätze hat man bisher immer mit Aengstlichkeit zu vermeiden gesucht und gewußt, daß das „Geschäft leide“. Fragt man aber bei vielen Maßnahmen nicht danach, — warum gerade da, wo eine gewisse Schärfe am leichtesten ertragen werden kann, weil sie nicht sofort die gesamte Existenz der Betroffenen erschüttert? Durch das Gerichtskostengesetz sind z. B. den Advokaten verhältnismäßig ungeheure Kosten zugewiesen, und dabei kann auch sofort bei Zustellung der Liquidation, wenn nicht gleich gezahlt wird, die Pfändung und Fortschaffung der Pfänder erfolgen. Denke man sich nun die Wirkung bei einem armen Schuldner, der vielleicht unvermutet den Prozeß verliert und zu dem Verlust seines etwaigen Anspruchs auch noch die Kosten tragen muß. Er kann sofort vollständig in wirtschaftliche Zerrüttung verfallen, und zwar lediglich für einen Zweck, der, wie die tägliche Erfahrung lehrt, doch nicht erreicht wird. Und doch wird man nicht verkennen dürfen, welchen ungeheuren Einfluß derartige Schärfen thatsächlich auf die Vermehrung der Sozialdemokratie haben, wie besorgniserregend sie also wirken, während die ebenso unbegreifliche Milde gegen die Agiotage und ihre Verzweigungen diese immer fester und rücksichtsloser gegen die nationalen Interessen macht. Man sollte doch auch einmal erwägen, welche ungeheuren Begünstigungen die Börse ihrerseits durch den Staat genossen hat. Rothschild hat zwanzig Jahre lang den aus der französischen Kontribution von 1815 entnommenen Festungsbaufonds zu 2 Prozent vom alten Bund in Besitz gehabt, und während dieser Zeit hat er an die deutschen Einzelstaaten fünfprozentige Anleihen mit erheblichem Disagio gemacht. Dasselbe Geld, das ihm die Staaten im ganzen zu einem Spotzins überließen, verborgte er ihnen in einzelnen wieder mit mehr als 150 Prozent Zinsaufschlag! Binnen zwanzig Jahren machte er also, ohne Berücksichtigung der Zinseszinsen, aus jeder Million etwa  $1\frac{3}{4}$  Millionen. Wenn das für Deutschland eine Saat war, so denke man doch einmal an die Ernte — sonst kommt am Ende der Winter und schneit sie ein.

Und dies letztere kann man wohl auch fürchten, wenn man betrachtet, wie unser eigenes Vermögen dahin schwindet. Tiefes Bedauern muß es erregen, wenn wir hören, daß die sächsische Regierung die Einstellung des Betriebes ihrer Freiburger Silberwerke in Erwägung zieht, wenn auch dies keineswegs unvorhergesehen kommt. Denn die schwere Konkurrenz, welche dem deutschen Silbererzbau von Amerika her wird, ist längst bekannt, und die Werke können in der That nur durch Verhüttung zugeführten fremden Erzes im Betriebe erhalten werden, da der Abbau der tiefen Schachte gegen die anderwärts fast zu Tage stehenden Silbererzlager schon längst nicht mehr lohnt. Aber auch die jetzige Betriebsart muß immer schwieriger werden, je mehr das Kapital Verhüttungsanlagen bei den überseeischen Lagern selbst trifft und je mehr durch die damit zugleich gesteigerte Ueberproduktion von Silber der Silberpreis gedrückt wird. In den Vereinigten Staaten und Peru kann man das Erz vielleicht mit dem zehnten Teil der Kosten wie in Freiberg und Eisleben fördern, und da zugleich auch das deutsche Kapital sich immer stärker dem ausländischen Kupferbau zuwendet, so wird die Bewertung dieses Teiles des deutschen Nationalvermögens immer mehr gefährdet. Daß da aber durch die internationale Freigebung der Silberausprägung nichts gebessert würde, haben wir schon mehrfach nachgewiesen. Im Gegenteil könnte dies nur den Ruin unserer eigenen Lager und Werke beschleunigen. Denn die Börse, der selbstverständlich die Freigebung auch der Silberausprägung als neues Geschenk ebenso in den Schoß fallen würde, wie ihr die „freie“ Goldprägung in den Schoß gefallen ist, würde den Silberabbau in den Ländern, wo das Erz fast zu Tage liegt, sofort als Raubbau



betreiben und unsere Wänzen mit ihrem billigen Produkt überschwemmen, wodurch sicher keine Besserung der Verhältnisse unseres Silberbergbaues, wohl aber eine erhebliche Verschlechterung herbeigeführt, der völlige Ruin desselben beschleunigt werden würde. Auch unsere Bergbauverhältnisse können sich nur bessern, wenn unsere Konsumtionsverhältnisse wieder gebessert werden, wenn wieder breitere Bevölkerungstriebe auch einen soliden, wenn auch kleinen Luxus treiben können, wenn wieder im Jahr so viel silberne Uhren zu zehn und fünfzehn Thalern, wie jetzt Nideluhren zu zehn Mark verkauft werden, wenn der Wohlstand anstatt Christofle wirkliches Silber wieder zur Ausstattung seines Speiseschranks verwendet und verwenden kann; und wenn auch in den reicheren Kreisen die Sucht, nur mit Gold zu prahlen, nachläßt. Man glaube aber ja nicht, daß diese Besserung eine bloße Modesache sein wird. Sie wird vielmehr nur mit einer Reform unseres wirtschaftlichen Systems zusammenhängen und kann zunächst nur hervorgehen aus dem ernststen sozialpolitischen Willen, unsere nationalen Erwerbungen auch in erster Linie zum Nutzen und Vorteil der Nation zu verwerten.

Von der Privateinflufnahme davon sonderlich viel zu erwarten, muß man doch nun nach und nach verlernen. Man betrachte nur das Verhalten, wo es sich um die eigensten Interessen des Kapitals handelt. Seit langen Monaten unterhandeln z. B. die Spiritusbrenner wegen gemeinsamer Einschränkung der Herstellung. Kommen sie zum Ergebnis? Und wenn wirklich Kartelle zum Abschluß kommen — wie lange dauern sie? Wir sind entschieden gegen die Konventionen, wissen auch sehr genau, weshalb sie ohne Halt sind. Aber wir führen die Tatsache nur an zur Kennzeichnung. Nun haben schlaue Köpfe gar Zwangskonventionen ins Auge gefaßt; es sollen solche, wie in offiziellen Blättern empfohlen wird, durch gesetzliche Bestimmungen geregelt werden, anscheinend so, daß, wenn eine gewisse Anzahl von Betrieben des Landes sich für eine Konvention erklärt, derselben ohne weiteres die übrigen beitreten müssen. Da würde die „freie Konkurrenz“, durch welche die Konjunktion vor frivoler Ausbeutung geschützt werden soll, auf gesetzlichem Wege beseitigt sein. Wo bleibt dann aber die Konjunktion, die freilich das Afschenbrödel der „Volkswirtschaft“ ist? Und dann kann man doch unmöglich die eine Wirtschaftsgruppe so ausschließlich gesetzgeberisch — und zugleich im Widerspruch gegen das gerade von ihr so vertretene „Prinzip“ des „free-trade“ — begünstigen, wie hier das Kapital bevorzugt werden soll. Die Arbeit ist doch auch zu beachten. So müßte man folgerechterweise neben dem Kartellzwang des Kapitals den Streikzwang der Arbeiter in die Gesetzgebung aufnehmen. Daß dadurch die Verhältnisse des Kampfes aller gegen alle eine sehr große Vereinfachung erfahren würden, mag wohl sein. Daß sich aber in einem derartigen gesetzgeberischen Vorgehen sonderliche Staatsweisheit äußern würde, möchten wir wenigstens nicht behaupten.

Wie zäh zudem das praktische Manchesterium seine unter der Flagge des Freihandels erlangten Vorrechte festzuhalten weiß, zeigt die Bewegung, welche in England gegen die Zuderprämien immer größeren Umfang annimmt. Daß die Ausfuhrprämien zu den verwerflichsten Maßnahmen der Handelspolitik gehören, haben wir ebenfalls schon mehrfach gezeigt. Denn sie zerstören die wirtschaftliche Selbständigkeit der Völker völlig. Durch die Ausfuhrprämien bezahlen wir die Schiffsfracht und ermöglichen den Schiffen die billige Rückfracht, wodurch bei geschützten Artikeln die Wirkung des Zolles zum Teil oder ganz beseitigt wird, die sich unter Umständen sogar zu einer Einfuhrprämie für die anscheinend durch den Zoll ausgeschlossenen Artikel gestalten kann. Nur infolge der Ausfuhrprämien wird die billige Zufuhr von Erz aus Spanien und von amerikanischen landwirtschaftlichen Erzeugnissen aus England möglich. Dadurch wird auch der Nutzen der Prämien für die Zuder- und Spiritusindustrie selbst vollständig aufgehoben. Welche gefährdete Lage der internationale Markt für Zuder und Spiritus aber hat, weiß man. Ihren wirklichen Vorteil können beide nur auf dem nationalen Markte finden. Durch die billige Zufuhr fremder Erzeugnisse werden aber die Preise derselben bei uns gedrückt und es wird dadurch die Verbrauchskraft der

davon abhängigen Bevölkerung vermindert. Die Produktion hat also tatsächlich nicht den mindesten Vorteil von den Exportprämien. Was ihr davon einerseits zufließt, entgeht ihr auf der anderen doppel, nicht nur am Ertrag, sondern insbesondere auch an Sicherheit. Den Gewinn hat nur das Zwischengeschäft, das dadurch die verschiedenen Produktionsgebiete nur um so nachdrücklicher hintereinanderheßen und dabei um so größere Weisen schneiden kann. In der That wird dies denn auch durch den Gang der erwähnten englischen Bewegung bestätigt. Die Produzenten verlangen Maßregeln gegen die Prämien. Dem widerspricht der Handel in England entschieden, indem er sich hinter die Interessen der Konsumenten versteckt! In Deutschland ist zwar scheinbar die Börsenpublizistik ebenfalls gegen die Prämien. Allein hinsichtlich der Haltung der Börsenpresse und der Vertreter der Börseninteressen gibt man sich konservativerseits vielfach Täuschungen hin, indem man die Äußerungen von jener Seite für bare Münze nimmt. Wir beobachten dagegen nicht selten, daß die Börse unpopulären Maßregeln, wenn sie auch im Interesse des internationalen Zwischengeschäfts wirken, widerspricht. Denn einmal spornit sie dann die konservativen Verfechter der falschen Sache zu um so größerem Eifer an, weil diese, als nicht sachverständig, gerade aus dem Widerspruch des Liberalismus die Richtigkeit ihres eigenen Auftretens schließen, und weil jene andererseits sich durch ihren Widerspruch das Ansehen der Verfechtung der Volksinteressen geben; sie macht dabei zwei gute Geschäfte auf einmal: das materielle läßt sie durch ihre Gegner besorgen und das moralische steckt sie nebenbei noch in die Tasche.

Uebrigens ist diese Prämienfrage in England nur ein Symptom der dortigen agrarischen Bewegung, die nicht nur in Irland an einigen Stellen wieder bedenklicher geworden ist, hier aber freilich von der politischen Differenz überwuchert wird, sondern sich auch nach Wales fortgesetzt hat und sich hier anscheinend zunächst gegen den Zehnten der Hochkirche richtet. Indes sind hier die Berichte noch zu unklar, wenn auch unverkennbar ist, daß die Ursache der Bewegung in den schweren Verhältnissen der englischen Landwirtschaft ruht. Zwar hat das laufende Jahr anscheinend eine Besserung für die englische Landwirtschaft mit sich gebracht, da die Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse in England um mehr als 15 000 000 Pfstr. abnahm. Indes liegt dies einerseits am Preisrückgang, andererseits daran, daß vielfach Artikel, welche sonst den Weg über England nahmen, direkt gingen. Uebrigens ist im November schon wieder eine Wendung eingetreten, da mit diesem Monat die Einfuhr wieder um 3 Millionen Pfstr. zugenommen hat. Auf dem Stand der Produktion konnte aber die Abnahme um so weniger Einfluß haben, als die Handelslager an den Häseupläzen und im Innern so ungeheuer sind, daß die Einfuhr schon eine Weile stoden kann, bevor der Verkauf ins Stoden geraten, also auch die Produktion Anteil an der Preissteigerung gewinnen kann.

Auf industriellem Gebiet macht man allerdings vielfach Anstalten zur Preisserhöhung. Selbst in Belgien scheinen die Arbeitsverhältnisse etwas günstiger geworden zu sein, da in den letzten Wochen von der dortigen Arbeiterbewegung weniger gehört wurde. Aus England, wo insbesondere auf dem Bergbauproduktengebiete größere Lebhaftigkeit und Verminderung der Lager bemerklich ist, haben in einigen Distrikten sogar die Arbeiter Lohnserhöhung gefordert und sie sind nach den vorliegenden Mitteilungen nicht ohne Aussicht auf Erfolg. Und auch aus den deutschen Fabrik- und Manufakturdistrikten lauten die Berichte über die Beschäftigung und die Preise günstiger als seit längerer Zeit. Aber es ist fraglich, ob die günstigen Verhältnisse lange andauern. Zu einem großen Teil ist die bessere Geschäftslage auf den stärkeren Bedarf der Vereinigten Staaten zurückzuführen. Dort haben aber schon in den letzten Wochen panikartige Vorgänge in Beziehung auf verschiedene Eisenbahntitel stattgefunden, so daß man schon voll Furcht wegen des Ausbruchs einer Eisenbahnkrisis war. Eine solche würde aber das Stoden sämtlicher Geschäftsbeziehungen zur Folge haben. Da das heutige Industriesystem jeden Anflug besseren Geschäftsganges nicht benutzt zur Erleichterung der

Lager, sondern sofort zu gesteigerter Ueberproduktion übergeht, so muß der Ausbruch einer Krisis stets den allgemeinen Notstand steigern, und dies wird auch nicht ausbleiben bei der Krisis, welcher die Börse gegenwärtig wieder unaushaltbar entgegenreibt. Nicht so günstig lauteten übrigens die Berichte aus Frankreich. Das größte dortige Eisenwerk zu Creuzot hatte im abgelaufenen Geschäftsjahr abermals verminderten Absatz. Bemerkenswert ist dabei, daß der Reingewinn und die Dividende der Gesellschaft dadurch nicht vermindert wurden. Da die Verkaufspreise nicht gestiegen sind, so würde dies auf Lohnherabsetzungen hindeuten. Im übrigen setzt man in Frankreich ungeheure Hoffnungen auf die Ausstellung im Jahre 1889, wozu die Vorbereitungen indes nur sehr langsame Fortschritte machen. Nur von vielen besonderen Lockspeisen für die Fremden ist die Rede, und sogar ein Pavillon zur Vorführung der geistigen und ästhetischen Fortschritte von 1789 bis 1889 soll erbaut werden! Als passendste Form für diesen Pavillon dürfte sich wohl eine große Kugel empfehlen. Ueber die Beteiligung der fremden Nationen an diesem Revolutionsfeste des Geldbentels verlautet noch wenig; dagegen wird es an Platz für sie nicht fehlen; vorausgesetzt, daß die Kommunalen nicht die hundertjährige Feier des politischen Umsturzes durch den Versuch eines sozialen zu feiern suchen werden. Fast in jeder Woche meldet man von Regungen in den Fabrikdistrikten, während andererseits der Kapitalismus seine Macht immer schärfer geltend macht. Eine Interpellation wegen des Druckes, den die großen Eisenbahngesellschaften auf ihre Beamten, welche Gemeinderäte sind, ausüben, damit dieselben für ihr Interesse wirksam sind, wurde in der Kammer zurückgewiesen, weil sich die Regierung nicht in das Verhältnis der Eisenbahngesellschaften zu ihren Beamten einmischen dürfe! Dagegen wurde ein Verbot des Verkaufs fremder Waren für französische bei 1000—5000 Fr. Geld- und drei Monaten bis drei Jahren Gefängnisstrafe angenommen. Das Gesetz richtet sich gegen einen Unfug, der leider vielfach in Deutschland getrieben wird und für dessen Beseitigung uns jedes Mittel recht fein kann. Ein anderes Gesetz, das der französischen Nationalversammlung vorgeschlagen wurde, hat einen wunderlichen Anstrich: es betrifft eine Jungesellensteuer, und der Erfinder des Projekts will damit 200 Millionen aufbringen, indem er die Zahl der unverheirateten Männer auf 2 000 000 veranschlagt und jeden derselben mit 100 Fr. treffen will. Da die französische Finanzlage gründlich verfahren ist, die Börse aber von ihren Geschenken des Staates nichts aufgeben will, so können derartige Projekte leicht Boden gewinnen.

Indes drängen die Finanzfragen überall. In der Schweiz steht einerseits die Eisenbahnerstaatlichung, andererseits das Spiritusmonopol, für welches der Gesetzentwurf nun vorliegt, auf der Tagesordnung. Die nationalrätliche Kommission schätzt den Ertrag auf 8 000 000 Fr., da der Gesamtverbrauch 120 000 Hektoliter, wovon 80 000 eingeführt werden, beträgt. Von den vorhandenen Brennereien in der Schweiz sollen die kleinen, welche unbestimmte Mengen oder unter 50 Hektoliter jährlich produzieren, mit 3 000 000 Fr. expropriert werden. Es sind dies 925 Betriebe. Dann verbleiben siebenundneunzig Brennereien, wovon sechs als Bundesbrennereien, im Betriebe; und zur Lagerung sollen Lagerbeden für 60 000 Hektoliter erbaut werden. Man glaubt, daß die Expropriation ohne Schwierigkeiten vor sich gehen wird.

Auch in Italien will man erstlich an soziale Reformen gehen. Man will den ländlichen Kredit „aufbessern“, wobei wahrscheinlich die Landwirtschaft vollends zu Grunde gehen wird, und auch das Gerichtswesen reformieren. Dringender erscheinen aber die reinen Finanzfragen, und die Absicht der Schuldbankrottierung taucht immer noch hier und da auf. Dabei klagt die Bevölkerung über Steuerdruck, und aus Bergamo meldet man sogar, daß dort fünfzehn Großindustrielle, welche 4000 Webstühle und 150 000 Spindeln dirigieren, wegen Steuerdruck am 1. Januar ihre Fabriken schließen wollen. Das wäre eine Demonstration des Kapitals, wie sie der moderne Staat bisher kaum erfahren hat.

Dagegen hat die dänische zweite Kammer eine Regierungsvorlage wegen Steuerung der Arbeitslosigkeit erhalten, und die Stadt Kopenhagen beabsichtigt die Aufnahme einer Anleihe zur Herstellung billiger und zweckmäßiger Wohnungen — was wir auch unseren Städten dringend empfehlen wollen. In Norwegen hat man die Aufmerksamkeit ebenfalls der sozialen Gesetzgebung zugewandt, und die Regierung veröffentlichte Gesetzentwürfe über Unfallversicherung und Altersversorgung.

## Kirche.

Der letzte Monat des verflossenen Jahres war so vollkommen durch die Politik in Anspruch genommen, daß für die kirchlichen Dinge wenig Raum und Interesse übrig blieb. Zudem steht die Kirche im Monat Dezember in der Feier des Advent, wo sie ihre Blicke in erhöhtem Maße ab von dem Lauf der Zeiten auf ihren König richtet, dem sie mit brennender Lampe möchte entgegengehen, wartend der Zeit, wo Er kommen und all' Jehd' ein Ende finden wird. Und wenn sie in diesem Sinne Advent feiert und zu Weihnachten mit inniger Andacht an der Krippe kniet, so wird sie sich am besten stärken für die Fehden, die ohne Zweifel hier unten noch kommen werden.

Die Bewegung für größere Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche geht ihren Gang weiter. Der Dezember hat selbstverständlich keine neuen Versammlungen gebracht; desto mehr aber ist vorbereitet worden und der Januar wird es ja wohl zu Tage fördern. Mehrere Schriftchen sind inzwischen noch über diese Frage erschienen, deren Besprechungen den kirchlichen Zeitschriften wieder neuen Stoff zugeführt haben. Auch wir wollen dieselben hier zur Sprache bringen und daran einige allgemeine orientierende Bemerkungen knüpfen. Zunächst hat D. Beyßschlag einen erneuten Protest gegen die „Tendenzen“ des Hammersteinschen Antrages erlassen, unter dem Titel: „Das preußische Paritätsprinzip. Eine kirchenpolitische Zeitfrage.“\*) Seine Erörterungen über die Verkehrtheit der Anwendung dieses Prinzips sind sehr beherzigenswert und entsprechen durchaus dem Standpunkt, den wir seit Beginn des Kulturkampfes im „Volksblatt für Stadt und Land“ eingenommen haben. Er weist treffend nach, wie das abstrakte Prinzip einer gleichartigen Behandlung von zwei ungleichartigen Wesen zur größten Ungerechtigkeit führen muß und in Preußen geführt hat. Er verlangt deshalb, daß Preußen als das was es sei, nämlich als ein evangelischer Staat, auch sattsich behandelt werde, bzw. sich selber ansehn solle, und er verheißt auch nur dieser prinzipiellen Stellung eine Lösung aller schwierigen kirchenpolitischen Fragen. Es konnte in einer so kurzen Abhandlung eine nähere Darlegung der neuen Stellung nach Beyßschlags Meinung freilich nicht gegeben werden. Allein wir fürchten, daß dieselbe auch in einer breiter angelegten Arbeit ungenügend bleiben würde. Das „geschwisterliche Vertrauensverhältnis“ zwischen dem preußischen Staat und der evangelischen Kirche dürfte doch in atmosphärischen Höhen hängen bleiben, in denen es zwar einem idealistischen Professor gestattet ist, reinere Luft zu atmen, in denen aber irdischen Realpolitikern der Atem ausgeht.

Gegen den „Hammersteinschen Antrag“ hat Beyßschlag nun hauptsächlich die Einwendung zu machen, daß er gleichfalls von dem falschen Paritätsprinzip ausgehe. Wie uns dünkt, thut er ihm damit unrecht. Die Behandlung der römischen Kirche bei Beendigung des Kulturkampfes hat lediglich den Anlaß gegeben, um die Forderungen der evangelischen Kirche jetzt zum Ausdruck zu bringen, welche in den westlichen Provinzen auf alter Tradition beruhen und in den östlichen schon längst vor Beendigung des

\*) Halle, 1886. Eugen Striem.

Kulturkampfes ihre Vertretung gehabt haben. Beyschlag findet den „wesentlich romanisierenden Charakter jenes Antrages“ nicht darin, daß ein bewußtes Liebäugeln mit Rom stattfände, sondern darin, daß bei seinen Patronen ein „wenn auch unbewußtes Verlassen der evangelischen Kirchenprinzipien und ein unwillkürliches Gravitieren nach dem römischen hin“ zu Tage träte. Daß der vielgenannte erste Urheber des Antrages nicht nach den römischen Kirchenprinzipien hin gravitiert, hat er vor jedem Unbefangenen sowohl auf der Barmer Versammlung am 20. November, als auch besonders in seinen Auseinandersetzungen mit Herrn von Rauchhaupt in der Kreuzzeitung klar bewiesen. Er stellte sich darin völlig auf den Boden des synodalen Verfassungslebens. Und dem Einwande des Herrn von Rauchhaupt, daß Herr von Hammerstein doch wahrscheinlich nur so lange für die Rechte der Synoden einträte, als sie eine positive Mehrheit besäßen, erwidert derselbe: Herr v. Rauchhaupt irrt; eine Kirche, welche der künstlichen Hilfe des staatlichen Schutzes zu ihrer Existenz bedarf, ist dieser Hilfe gar nicht wert.

In der That scheint uns bei denjenigen, welche jetzt für die „Tendenzen“ der Selbständigkeits-Anträge eintreten, mehr Glauben „an die verborgene, überlegene Sieges- und Segenskraft evangelischer Wahrheit und Freiheit“ zu sein, (wie ihn D. Beyschlag am Schluß seiner Broschüre fordert) als bei den Gegnern, welche die evangelische Landeskirche von der schützenden Hand des Staates jetzt nicht trennen möchten, da sie derselben nicht entbehren könne. Auch Beyschlag sieht aus diesem Grunde die gegenwärtige Bewegung so bedenklich an, weil es das erste Mal sei, daß „im deutschen Protestantismus an die kirchenamtliche Stellung des ev. Landesherrn amtlich gerührt wird.“ Und er meint: „So lange die Mehrzahl der Gemeindeglieder so unumding oder doch so passiv steht und die in ihr thätigen und leitenden Kreise in solche theologisch-fürliche Gegensätze auseinandergehen wie gegenwärtig, würde der Wegfall jenes hoch-autoritativen Einheitsbandes mit seiner zusammenhaltenden und ausgleichenden Macht voraussichtlich die Auflösung der seitherigen Volkskirche in ein Chaos ohnmächtiger Sekteln und eben damit einen der größten Fortschritte des Papsttums zur Wiederunterwerfung Deutschlands bedeuten. So große Entschuldigungen darum auch die gegenwärtige Verstimmung gegen den Summeepiskopat des Landesherrn an der Paritäts- und Imparitätspolitik unserer Regierung hat, die in der That dem inner-evangelischen Kirchenname des Landesherrn den Boden unter den Füßen wegzieht, so bedenklich ist sie dennoch im Interesse der Kirche.“

Es ist richtig, daß die Stellung zu den jetzt die Kirche bewegenden Fragen in tiefer innerer Verbindung steht mit den Ansichten, welche der einzelne über den Summeepiskopat des Landesherrn hat. „Revolution!“ wurde kürzlich von einem königlichen Kirchenbeamten dieser Bewegung zugerufen. Allein erstlich ist zu bedenken, daß von einem Gewaltakt, einer Auflehnung oder dergleichen nirgends die Rede ist und auch gar nicht sein kann. Vielmehr nimmt die Bewegung, welche der Fahne des „Hammerstein'schen Antrages“ folgt, einerseits grade diejenigen Anregungen auf, die von dem Träger des landesherrlichen Summeepiskopates selbst zuerst ausgegangen sind, als Friedrich Wilhelm IV. die rechten Hände suchte, in die das Kirchenregiment zu legen seien, und als dann Wilhelm I. freiwillig seine summeepiskopalen Rechte durch den Erlaß der Generalsynodalordnung beschränkte. Andererseits ist sie hervorgegangen aus dem in den westlichen Provinzen bis zum Jahre 1850 (auf einer Synode in Duisburg) stets wiederholten Protest gegen den landesherrlichen Summeepiskopat überhaupt, der diesen neuen rheinisch-westfälischen Landesteilen lediglich aufgezwungen war. Eine allgemeine und offizielle Anerkennung desselben lag hier eigentlich erst in der Anerkennung der Generalsynodalordnung von 1873, die aber gleichzeitig eine Selbstbeschränkung des landesherrlichen Kirchenregimentes enthielt. Es ist unwürdig, von revolutionären Bestrebungen da zu reden, wo eine ruhige und friedliche Förderung einer in der Zeit liegenden und von den betreffenden Instanzen selbst als berechtigt anerkannten Entwicklung gewünscht wird.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir eine schiefe Auffassung nicht unerwähnt lassen, welche sich grade in den uns befreudeten Kreisen in bezug auf die Notwendigkeit einer weiteren Umformung des landesherrlichen Kirchenregiments vorfindet. Man meint, dieselbe sei in dem Erlaß der konstitutionellen Verfassung begründet. Es könne wohl ein absoluter, aber nicht ein konstitutionell beschränkter Monarch die Kirchenleitung in Händen haben. Allein grade das Gegentheil ist an sich der Fall. Es waren keineswegs absolute Fürsten, welche zuerst in der Reformationszeit diejenigen Funktionen nach und nach ausübten, die bisher in der Hand der Bischöfe gelegen hatten. Die damaligen Fürsten waren durch ihre Stände gleichfalls beschränkt, zu geschweigen, daß auch republikanisch verfaßte Staatswesen, wie die freien deutschen Reichsstädte, die Kirchenhoheit in die Hand nahmen. Je absoluter die Fürsten, die summi episcopi, wurden, desto unbehaglicher befand sich die Kirche ihres Landes. Ein Zurückkehren zur beschränkten monarchischen Regierungsform müßte an sich die Führung der Kirchenregimentar durch das Staatsoberhaupt wieder mehr ermöglichen. Denn die an der gesetzgebenden Gewalt teilnehmenden Stände sollten ja selbst eine Vertretung der zu regierenden Kirche darstellen. Der Unterschied der modernen Volksvertretungen von den früheren ist nur der, daß die jetzigen keine Stände sind, und daß sie in ihrer Mehrzahl völlig außerhalb der eigentlichen Interessen der evangelischen Landeskirche stehen. Wenn in diesem Sinne der Staat ein evangelischer würde, daß auch die zur gesetzgeberischen Mitarbeit berufenen Faktoren an das evangelische Bekenntnis gebunden wären oder wenigstens ein natürliches Interesse daran hätten, so wäre gegen die unbeschränkte Fortdauer des staatlichen Kirchenregiments nichts einzuwenden. Mit dem modernen Staat, seiner konfessionellen Gespaltenheit und seiner Erteilung von Staatsbürgerrechten an Nicht-Christen ist dieselbe unvereinbar.

Man hat ja nun in einigen Ländern die glückliche Unterscheidung zwischen staatlicher und landesherrlicher Kirchenleitung gemacht und sucht in der Person des Landesherrn möglichst den Unterschied hervorzulehren zwischen dem Träger der politischen Hoheit und der Persönlichkeit an sich. Darauf läuft auch der Vortrag des Professors Raurenbrecher hinaus, den er auf der Weißener Konferenz gehalten hat.\*) Es ist sehr interessant, von einem Historiker diese Frage behandelt zu sehen. Er sieht gleichfalls eine Veränderung in dem überlieferten Verhältnisse zwischen dem Staat und den protestantischen Kirchen mit zwingender Gewalt sich vollziehen. Allein auch er kann nicht die Aufhebung des drei Jahrhunderte alten Bandes verlangen. Er hält uns die Gefahren vor, die dieser Ausgang der Entwicklung haben würde. Es würden nämlich in dem Augenblicke, wo die landesherrliche Leitung wegfiele, die Träger des geistlichen Amtes sich der Leitung der Kirche bemächtigen, und es würde dann das alte heftige Parteiwesen von neuem in die evangelische Kirche einziehen, welches sie in früheren Jahrhunderten so verüßet habe. Man sieht: es sind die auch sonst gehörten Befürchtungen vor Hierarchie, Orthodogie u. s. w., welche den Verfasser leiten. Daß dieselben gegenstandslos sind, ist für unsere Freunde klar; denn daß in den Synoden, an die einige weitere Befugnisse übergehen sollen, die Träger des geistlichen Amtes eine solche autokratische Stellung einnehmen, kann schwerlich behauptet werden. Doch hören wir den Verfasser weiter: „Allerdings dürfte wohl die neuere Entwicklung in den Befugnissen des fürstlichen Amtes eine gewisse Unterscheidung der beiden Gebiete hervorufen. Der Fürst als der Träger der politischen Hoheit ist gegenwärtig auf dem Gebiete des Staates an gewisse staatliche Ordnungen und Einrichtungen gebunden; es sind ihm gewisse Organe zugewiesen, durch welche er unter Mitwirkung der Volksvertretungen seinen staatlichen Willen ausdrückt und seine staatliche Regierung ausübt. Als Leiter und Spitze des Kirchenregiments dagegen werden ihm kirchliche und nicht staatliche Organe zur Seite treten müssen, von der Einwirkung der politischen Kreise

\*) Staat und Kirche im protest. Deutschland. Leipzig 1886. Hinrichs'sche Buchhandlung.

und Richtungen wird das kirchliche Gebiet freigehalten zu werden verlangen dürfen. Die Verbindung von Staat und Kirche beruht — wenn ich mich kurz so ausdrücken darf — vornehmlich in der Person des Fürsten.“ — Wir bemerken dazu folgendes; Erstlich muß man sich klar werden, daß das nur in Staaten möglich ist, wo es einen persönlichen Fürsten gibt. In den Kantonen der Schweiz, in den freien Reichsstädten Bremen und Hamburg, sind die Ratsversammlungen die Inhaber der Kirchengewalt und üben dieselbe auch rücksichtslos aus. Wird man da auch sagen, wie Professor Maurerbrecher fortfährt: „Es liegt ebenso in dem Interesse des Staates als in dem der protestantischen Landeskirchen, daß diese historisch gewordene Verbindung nicht zerschnitten oder gelöst werde“? Zweitens: Wir lassen uns in dem monarchischen Preußen diese Begriffs-Trennung des kirchlichen von dem politischen Machtgebiete, die bloße „Personalunion“, gern gefallen, bezweifeln aber, ob dieselbe — die geschichtlich etwas vollständig Neues ist — auf die Dauer dem Aufsturm des kirchlichen und politischen Radikalismus wird widerstehen können, wenn derselbe die logische Folgerung zieht: wo der Landesherr etwas zu sagen hat, so thut er das infolge seiner Stellung als Staatsoberhaupt; ein solches ist aber in einer konstitutionellen Monarchie nicht zu denken ohne die gesetzgebenden Faktoren inbegriffen. Wir bemerken aber drittens: Die Vertreter des Hammerstein'schen Antrages stehen eben auf diesem Boden, daß sie den Summepiskopat festgehalten, aber umgestaltet zu sehen wünschen. Und zu dieser Umgestaltung sollen die positiven Vorschläge (in bezug auf Befetzung der kirchenregimentlichen Ämter, die Aufhebung des staatsministeriellen Placet vor der Vorlegung eines Kirchengesetzes vor Sr. Majestät u. s. w.) führen. Wie will man eben sonst das kirchliche Gebiet von der Einwirkung der politischen Kreise und Richtungen frei halten? So wenig die Nebenart von dem „geschwisterlichen Vertrauensverhältnis“ zwischen Staat und Kirche etwas leistet, so wenig thut es die allgemeine Bestimmung: Trennung des Kirchenleiters und des Staatsleiters in der Person des Landesherrn. Dieselbe muß vielmehr ihren bestimmten gesetzlichen Ausdruck finden. Und das ist nur möglich durch eine Vervollständigung der aus kirchlicher Berufung hervorgegangenen Organe.

Von ganz anderen Gesichtspunkten als die bisher besprochenen Broschüren gehen die „kirchenpolitischen Betrachtungen zum Ende des Kulturtaumpfes“ von Dr. Friedrich Fabri aus, die „Wie weiter?“ betitelt.\*) Es ist allemal eine Art von kirchlichem Ereignis, wenn Dr. Fabri eine seiner höchst anregenden und originellen kirchenpolitischen Broschüren ausgibt. So wenig praktischen Erfolg sie zu haben scheinen, so wirken seine Ideen doch durch manches hindurch. Es ist ja das der Vorzug der Idealisten, zu denen Dr. Fabri zu rechnen sein dürfte, daß sie in ihrem Gedankensfluge durch die im Wege liegenden Steine der Wirklichkeit nicht aufgehalten werden; sie können dadurch einen höheren Standpunkt einnehmen und weiter blicken als gewöhnliche Sterbliche, wenn sie auch in der Beurteilung der zunächst zu thunenden Schritte irren. Dies möchten wir auch von der vorliegenden Schrift sagen. Dr. Fabri ist gegen den Hammerstein-Kleist-Negowischen Gesetzentwurf, nicht weil er zu viel, sondern weil er zu wenig fordere. Fabri's Ideal ist das, völlige Entstaatlichung der Kirche, ihre Organisation in möglichst kleinen Kirchenteilen, und deren Leitung mit einer bischöflichen Spitze. Was er zur Rechtfertigung zunächst des letzteren Punktes ausführt, ist sehr beherzigenswert; die Reden von neuer protestantischer Hierarchie u. erklärt er bei der gegenwärtigen Entwidlung unseres Synodalwesens für blasse Geipensterrucht. Die mehr persönliche Gestaltung der kirchlichen Verwaltung (Voritz der Generalsuperintendenten in den Konsistorien) ist ja auch ein Teil der Forderungen, die sich an den Hammerstein'schen Antrag geknüpft haben. Insofern findet eine Veräherung mit den Ideen Fabri's statt. Und überhaupt erkennt letzterer an, daß jener Antrag in seiner ersten allgemeinen Fassung „ein sachliches Bedürfnis im richtigen Augenblicke zum Ausdruck gebracht hat.“

\*) Göttingen, 1887. J. A. Perthes.

Er schildert dann die dagegen aufgetretene Opposition und schließt das Bild folgendermaßen ab: „So ist die Sachlage heute also folgende: ein in seinen Grundgedanken völlig zutreffender kirchenpolitischer Antrag, eine ungenügende und zweifelhafte Begründung desselben in verschiedenen Parteiorganen darob großes Geschrei mit den üblichen Übertreibungen und Verdächtigungen, nirgends aber bis jetzt eine klare kirchenpolitische Darlegung, welche Schwierigkeiten die geforderte größere Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche bereiten, welche nicht leichten Aufgaben sie uns zur Lösung vorlegen würde. Diese ganze Lage ist echt deutsch, ist echt deutsch-protestantisch. Seit langen Jahren haben wir es immer wieder erfahren müssen, daß, bevor eine kirchenpolitische Frage von einiger Bedeutung auf-taucht, die politischen und kirchlichen Parteien dieselbe sofort lebendig unter dem beherrschenden Gesichtspunkt ihres nächsten Parteiinteresses behandeln. Was der politische, was der kirchliche Gegner dabei Arges im Sinne habe, ist die erste Frage.“ Dr. Fabri ist nun viel zu groß, um in diesen von ihm treffend gezeichneten Fehler seinerzeit selbst zu verfallen. Doch können wir uns nicht verhehlen, daß bei der Kritik, die er nun an den einzelnen Vorschlägen übt, nicht die Durchführbarkeit und Angemessenheit der Maßregel an sich, sondern ihr Verhältnis zu dem von ihm aufgestellten allgemeinen Ideal den Maßstab bildet. Und dies Ideal ist die Entstaatlichung der Kirche. Alle die vorgeschlagenen Befreiungen des kirchlichen Lebens helfen euch nichts, wenn ihr die Kirche nicht entstaatlicht! Wie dies zu machen sei, wird verschwiegen. Aber es ist doch schwer begreiflich und wirklich nur aus einem großartigen Idealismus zu erklären, daß Dr. Fabri nicht einsieht, wie die auch von dem veröffentlichten Gesekentwurf geforderten einzelnen Maßregeln eben die positiven Schritte bilden, die zunächst zu thun sind, um diejenige Beweglichkeit der evangelischen Kirche zu erreichen, welche auch er verlangt. Wir können mit einem Worte sagen: das Vorgehen des Hammersteinschen Entwurfes ist ihm zu besonnen. Und Radikalismus ist ja freilich der menschlichen Natur sehr nahe liegend. Alles Vorhandene umwerfen und durch eine neue „organische Gesetzgebung“ aufbauen, ist bequemer, als an die vorhandenen Elemente anknüpfend, allmählich das Neue aus dem Chaos herauszuarbeiten. Es gab eine Zeit, wo eine großartig angelegte „organische“ Gesetzgebung auch in Preußen möglich gewesen wäre. Es war in der Zeit des eben über seinen Höhepunkt hinausgekommenen Kulturkampfes, — als die Kämpfer in den oberen Regionen anfangen zu werten, daß die Schlacht zum Stehen gekommen sei, und man sich fragte: was nun? Wir haben damals in dieser Zeitschrift einen vollkommen ausgearbeiteten Entwurf zu drei organischen Gesetzen (ein sog. allgemeines interkonfessionelles, eins betr. das Verhältnis des Staates zur römischen und eins zur evangelischen Kirche) abgedruckt, auf deren Entstehung frühere Fabrische Ideen nicht ohne Einfluß gewesen sein werden. Allein in dem gegenwärtigen Zeitpunkt die in dem Hammersteinschen Entwurfe aufgestellten Forderungen ablehnen, weil wir durch eine organische Gesetzgebung eine Entstaatlichung der Kirche anstreben müßten, das scheint uns in der That „nicht kirchlich — nicht politisch“ — aber auch nicht kirchenpolitisch, sondern doktrinär zu sein.





## Neue Schriften.

### I. Politik.

— Das Buch der praktischen Erwerbslehre. Eine Quelle des Wohlstandes für jedermann. Unter Mitwirkung bewährter Fachmänner und Profiter herausgegeben von H. Fröbel. (Leipzig, Reinhold Fröbel.) 1886. 15 Lieferungen. Preis der Lieferung von 4 Bogen 8° 60 Pf.

Die Schrift bezweckt nach der Erklärung des Verfassers, als praktische Erwerbslehre „die Grundlagen darzubieten, auf denen jedermann sein Erwerbsleben erfolgreich gestalten kann“. Damit hat sich der Verfasser eine zwar sehr verdienstliche, aber auch sehr schwierige Aufgabe gestellt. Denn es ist klar, daß je mehr die dargebotenen Grundlagen des Erwerbslebens an Allgemeingültigkeit gewinnen, sie um so mehr an praktisch unmittelbarer Verwendbarkeit für den einzelnen einbüßen werden. Inwiefern nun dem Verfasser die Entwicklung des speziell praktischen Teiles seiner Aufgabe gelungen ist, läßt sich aus den beiden vorliegenden Lieferungen des Wertes nicht beurteilen, da sich dieselben vorzugsweise mit allgemein grundlegenden Betrachtungen befassen. Dieselben haben ihren Ausgangspunkt in dem Sprüchworte: „Gilt dir selbst, so hilft dir Gott!“, was nach der Erklärung des Verfassers bejagen will: „Gott hat jeden Menschen mit solchen Eigenschaften ausgestattet, daß er, falls er nur diese Eigenschaften richtig erkennen und üben will, jegensreich vorwärts kommen muß“. Vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung kann die vollgültige Nichtigkeit dieser Erklärung und somit auch der grundsätzlichen Stellung des Verfassers nicht zugegeben werden. Aber auch eine lediglich verständige Beobachtung der realen Verhältnisse zeigt uns, daß kein Mensch mit ausgebildeten Kräften in die Welt kommt, daß er bei seinem ersten Eintreten ins Dasein erst die Kräfte jener Kräfte in sich trägt, und daß dieselben nie zu ihrer vollen Entwicklung gelangen, wenn nicht die erste Umgebung des Menschen für deren Entwicklung sorgt. Der Mensch ist darum nicht lediglich ein Einzelwesen, sondern er ist gerade in seiner Eigenschaft als sittliches und intellektuelles Wesen ein soziales Geschöpf und bleibt

ein solches bis an seinen Tod, wenn ihm auch auf der Höhe des Lebens ein erweiterter Spielraum zur Übung seiner Kräfte gestattet ist. Wir können darum dem Verfasser wohl beipflichten, wenn er mit allem Nachdruck den einzelnen zur Anwendung und Anstrengung der ihm verliehenen Kräfte aneignern will; wir sind auch fest überzeugt, daß Selbsthilfe in diesem Sinne das Lebensziel eines jeden zu bessern im Stande ist, und jedenfalls mittelbaren Segen bringt; aber wir können der Ansicht nicht beistimmen, daß die lediglich auf sich selbst gestellte Eigenhilfe das einzig nötige Mittel ist, um jeden einzelnen zu einem befriedigenden Wohlstand gelangen zu lassen. Positiv ausgedrückt, wir weisen der Selbsthilfe eine bestimmte Aufgabe auch im wirtschaftlichen Leben zu, aber wir halten dafür, daß ihre private und soziale Beihilfe nicht fehlen darf, wenn sie allgemein möglich werden soll. Wenn der Verfasser (Seite 14) ausruft: „Und welch wunderbarer Weg, welch köstliches Examen führt uns an die Quelle der Kraft! Not und Verlegenheit, Sorge und Mangel zeigen uns häufig erst die rechte Hilfe, die sichere Rettung“, — so übersieht er gänzlich, daß dieser wunderbare Weg, dieses köstliche Examen gar viele unserer Volksgenossen statt an die Quelle der Kraft, in den Sumpf der Elende führt, weil es an gesellschaftlichen Veranstaltungen fehlt, die Kräfte des einzelnen rechtzeitig heranzubilden und zu unterstützen. Wir wollen damit nicht sagen, wie die Sozialisten, daß durch gesellschaftliche Fürsorge alle Not in der menschlichen Gesellschaft beseitigt werden könnte; wohl aber sind wir der Ansicht, daß ein großer Teil der heute herrschenden Not eine gesellschaftliche Schuld darstellt und als solche von uns empfunden werden sollte. Nicht jeder Mensch ist ein derart in sich vollkommenes Geschöpf, daß er sich nur auf die ihm inwohnenden Kräfte zu verlassen braucht, um je nach Belieben ein Amschel Rothschild, ein Napoleon oder Napoleon zu werden, wie der Verfasser nach den Lebensbeispielen, die er anführt, zu glauben scheint. Auch wenn Millionen Sterblicher ausschließlich durch eigene Kraft zu wirtschaftlichem Wohlstande gelangt sind, so liegt darü, wie der Verfasser sich ausdrückt,

nach nicht der Beweis, daß alle Menschen, die nach ihnen ins Leben treten, mit dem gleichen Maße von Willenskraft begabt sind, damit jeder einzelne ein Gleiches zu erreichen vermöge, ohne daß ihm soziale Fürsorge die Wege ebnet. Zudem aber halten wir es vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung für unrecht und verlerbt, wenn auf den Erwerb der materiellen Lebensgüter eine geradezu heroische Kräfteanstrengung verwendet werden muß. Was würde aus unserer Gesellschaft werden, wenn jeder einzelne von uns, groß und klein, von der unerbittlichen Energie unserer großen Konkurrenzhelden, unserer Porzig, Krupp &c. erfüllt wäre! Seien wir doch froh, daß es noch Leute unter uns gibt, die sich noch begnügen lassen, die noch höhere Ziele haben, als das eine, reich zu werden. Wir wollen nun nicht gelag haben, daß der Verfasser den Erwerb von Reichtum als höchstes Lebensziel bezeichnet; aber wir haben doch den Eindruck, daß die Kräfte, welche er zu diesem Zwecke in die Schranken ruft, für eine Kräfteentfaltung nach anderen Seiten des menschlichen Lebens allzu wenig mehr übrig lassen. — Können wir uns nun also zu der Weltanschauung, welche der Verfasser in der Begründung seiner Erwerbslehre fund gibt, nicht bekennen, so dürfen wir doch seinem Werte nach dessen Zweck und sachlichem Inhalt unsere Anerkennung nicht versagen. Es ist ja gewiß ein wirkliches Bedürfnis, gegenüber dem durch sozialpolitische Agitation allzu sehr gehärteten Verlangen der Massen nach allgemeiner Staatsbürgschaft dem heranwachsenden Geschlechte auch die vernünftige Selbsthilfe vor Augen zu führen. Wenn uns nun auch die Art, in welcher dies in vorliegender Schrift geschieht, nicht in jeder Hinsicht die richtige zu sein scheint, so ist doch andererseits die Sache selbst, d. h. es sind die sittlichen und geistigen Vorbedingungen aller Selbsthilfe so ernst und nachdrücklich gewürdigt, daß junge Arbeiter und angehende Handwerker vom Lesen des Buches großen Nutzen empfangen werden. Auch für Väter von Knaben, die für das wirtschaftliche Leben bestimmt sind, besonders aber für Lehrer an gewerblichen Unterrichtsanstalten empfiehlt sich daselbe. Daß die Räume der Selbsthilfe nicht in den Himmel wachsen, dafür ist vorläufig schon geforgt.

— Die Nachteile der Goldwährung von Karl Freiherrn von Thünigen-Rothbach. (Würzburg, Kommissionsverlag von Georg Herp.) 31 S. 80.

— Die Silberentwertung und die internationale Krisis der Landwirtschaft, der Industrie und des Welt Handels. Von H. v. Endow-Tobberphul. (Berlin, Walter & Apolant.) 1886. 52 S. 80.

— Der Währungsstreit in Deutschland. Eine Antwort auf Erwin Rasse's gleichnamige Schrift von Dr. Otto Arendt, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. (Berlin, Walter & Apolant.) 1886. 127 S. 80.

Drei Schriften über die Währungsfrage von im allgemeinen gleicher Richtung. Die erste derselben ist ein Referat, welches der Verfasser in der Sitzung des unterfränkischen Kreisomitees am

30. Januar 1886 zu geben hatte, und bildet als solches zugleich die Ergänzung der von uns 1886 im Märzheft der Monatschrift besprochenen Schrift des Lebenomierat Völl in der Weise, daß, während Völl mehr die landwirtschaftlichen Verhältnisse behandelt, von Thünigen seine Betrachtungen über das ganze wirtschaftliche Gebiet ausdehnt. Seine Darstellung ist gemeinverständlich, klar und sachlich.

Die zweite Schrift ist ein Vortrag des Verfassers in der Generalversammlung der landwirtschaftlichen Vereine des Regierungsbezirks Frankfurt a. L. und gibt in gedrängter Darstellung und populärer Sprache ein ziemlich umfassendes Bild der Angelegenheit, die sie behandelt. Nach der äußeren Ausstattung der Broschüre zu schließen, ist dieselbe zur Verteilung in weiteren Kreisen bestimmt, und kann für diesen Zweck auch wirklich empfohlen werden, unter der Voraussetzung selbstverständlich, daß man weitere Kreise für die Doppelwährung gewinnen, oder mindestens interessieren will.

Eine wesentlich andere Aufgabe hat sich die letzte der drei Schriften gestellt, welche den als Autorität im Münzwesen bekannten Schriftführer des Deutschen Vereins für internationale Doppelwährung, Dr. Arendt, zum Verfasser hat. Derselbe richtet sich an die gleichnamige gemerische Schrift des Prof. Erwin Rasse, ohne aber darum zu einer Streit-schrift im gewöhnlichen Sinne des Wortes herabzusenken. Sie bewahrt vielmehr durchaus einen wahrhaft vornehmen, ganz eigentümlich ritterlichen Ton der Begrenzung, der auf den Leser einen ebenso angenehmen als anregenden Eindruck macht, und uns den Wunsch nahe legt, daß er im Kampfe der Meinungen und Ansichten allgemein üblich werden möchte. Bezeichnend in dieser Hinsicht sind die Worte, die der Verf. am Schluß seiner Betrachtungen an seinen Gegner richtet: „Indem ich Ihren vorzüglichen Aufsatz so ausführlich beantwortete, wollte ich den Männern Gelegenheit bieten, sich ein Urteil über die Währungsfrage zu bilden, die sich nicht durch das Geschrei streitender Parteien beirren lassen, die nicht durch Wertartikel einer stets einseitigen Presse bestimmt werden, sondern die den erwünschten Willen hegen, die Wahrheit zu erörtern, wer auch immer dieselbe bringen mag.“ Da Arendt seinen Gegner stets mützlich citiert, so bietet seine Schrift dem Leser die Möglichkeit, die Anschauung der beiden gegnerischen Richtungen gegen einander abzuwägen und sich ein eigenes, unabhängiges Urteil zu bilden. Wir dürfen somit wohl hoffen, daß die Schrift zur Entscheidung der schwebenden Frage auf dem Wege einer Abklärung der beiderseitigen Ansichten nicht unwesentlich beitragen dürfte.

— Die Heimatkolonie und die Befestigungskolonie. Von Eberhard Gronemeyer, Pastor in Bremerhaven. (Deimold, Meyer.) 1886. 48 S. 75 Pf.

Wie die Vorlesung für die Arbeiterkolonie der sog. Polzfall ist: so bringt das Schriftchen hier zwei weitere Stufen in Vorschlag, welche sich dann wieder aus der Arbeiterkolonie entwickeln sollen. Ueber der Heimatkolonie versteht der Verf. Kolonien, welche, da bis jetzt Ackerbaukolonien auswärts noch nicht gefunden sind, in der Heimat, z. B. im West-

lande bei Bremen, den Haide- und Moor-Boden durch Seeschlick fruchtbar machen sollen, wie dies nach den Arbeiten der Zentral-Moor-Kommission möglich sein soll. Mit Staatsunterstützung soll ein vermögendere und tüchtiger Landmann die Kolonie so einrichten, daß sie nicht allein in wenigen Jahren sich rentiere, sondern daß auch die aus der Arbeiterkolonie genommenen Arbeiter in Besitz eines Güthens kämen und so sechste nützliche Landleute würden. Verf. gibt Berechnungen, nach denen der Plan ausführbar ist. Steht es aber wirklich so fest, daß sich im großen mit dem Seeschlick so günstig auf den Moorboden einwirken läßt, daß schon nach 1 bis 2 Jahren das Land einen entsprechenden Ertrag liefert? Um das festzustellen, möchten wir nicht einem großen Versuch mit einer jährlichen Staatsunterstützung von 22 000 M. das Wort reden, sondern zunächst einen Anfang im kleinen empfehlen. — Die Fesslungs-Kolonien sollen Ackerbau-Arbeiteranstalten mit staatlichem Zwang (auch Krügelstrafe für die untere Stufe) werden und auf die hoffnungsvollen Bagaubunden gemünzt sein. Jedenfalls läßt sich der Vorschlag zur Prüfung empfehlen; denn wir dürfen nicht vergessen: diese Bagaubunden sind die Zugvögel der sozialen Revolution und tragen ihre Ideen hin, wo keine Zeitung und kein Flugblatt mehr gelesen wird. —

— — — — —

II. — Sonntagsfeier und Sonntagsunfug. Ein sozial- und handelspolitischer Beitrag zur „Enquete“ von Emil Richter (Verfasser der Germania-Broschüren). (Leipzig, Johannes Lehmann.) 1886. 43 E. 50 Pf.

Die Schrift gibt eine Betrachtung der Sonntagsfrage vom Standpunkte der materiellen Interessen mit jener tief einschneidenden, unerbittlichen Kritik, die wir am Verfasser gewohnt sind. Zunächst wendet er sich gegen die Taktik der Sonntagsgegner, das Verlangen nach Schutz der Sonntagsfeier so darzustellen, als handle es sich dabei um Einführung einer neuen Einrichtung, während es sich doch im Gegenteil darum handelt, ein uraltes Recht des arbeitenden Volkes wieder herzustellen. Vielfach wird das Interesse des Exports gegenüber den Sonntagstreubenden geltend gemacht; der Verfasser weist aber darauf hin, daß der Export notwendigerweise auch den Import nach sich zieht. So lange noch 200 000 Arbeiter beschäftigungslos die Landstraßen bevölkern, ist keine Veranlassung, die Arbeit auf den Sonntag auszubehnen. Schon dies ist ein Beweis, daß das arbeitende Volk von der Sonntagsgarbeit keinen Vorteil hat. Man sollte deshalb die Frage nicht, wie gegeben ist, so stellen, ob die Arbeiter auf 14 Prozent ihres Lohnes zu Gunsten der Sonntagstrübe verzichten wollen, sondern ob sie das, was sie durch die Sonntagsgarbeit verloren, wieder gewinnen wollen. Besonders ernstlich hebt der Verfasser die Bedeutung der Sonntagstrübe für den physischen Bestand unserer Nation hervor. Wenn einmal, wie bei uns bereits vorkommt, selbst am Weihnachtsabend die Fabrikshöfe rauchen, da muß unser Volk physisch entarten, und dann ist es um unsere nationale Selbständigkeit geschehen.

Auch nicht mit der Freigebung eines beliebigen Wochentages kann und gebient sein, weil dieselbe sich unmöglich beaufsichtigen ließe. Eine derartige Einrichtung, die eben empfohlen worden ist, um der Forderung der Sonntagstrübe die Spitze abzubrechen, würde nur dahin führen, daß alle jüdischen Geschäftsleute ihr christliches Personal am Sonntag arbeiten und am Sabbat feiern ließen. Auch den Befreiungen, wenigstens dem Handel den Sonntag zu opfern, tritt der Verfasser mit überzeugender Kritik entgegen und weist nach, daß die Sonntagsgfeier gerade für den soliden Handel ein Lebensinteresse bildet. Auch die Hinweisung auf den sogen. „freien Arbeitsvertrag“, der angeblich jedem geschäftlich Angestellten seinen freien Sonntag sichern soll, wenn er denselben beansprucht, stellt der Verfasser in ihrer ganzen Hohlheit und Lächerlichkeit dar. — Die Schrift ist ganz vorzüglich geeignet, denjenigen die Augen zu öffnen, welche bisher im guten Glauben der Ansicht gehuldigt haben, daß eine streng durchgeführte Sonntagsgfeier sich mit reger Erwerbsthätigkeit und wirtschaftlichem Wohlstand nicht vertrage, und sie zu überzeugen, daß gerade eine gesunde industrielle Produktion und ein solider Handel, — überhaupt wirtschaftliches Wohlergehen ohne geordnete Sonntagstrübe nicht möglich ist. —

## 2. Kirche.

— Adolf Stöcker. O Land, höre des Herrn Wort! Ein Jahrgang Volkspredigten über die Episteln des Kirchenjahres. Zweite Auflage. (Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmision.) 1886. 3 M.

— Max Frommel. Hauspostille. Epistel-predigten für das ganze Kirchenjahr. (Bremen und Leipzig, Müller.) 1886. 6 M.

Das sind zwei ganz treffliche Predigtbücher über die sonntäglichen Episteln und aller Empfehlung wert, wenn auch jedes in seiner Weise: das von Stöcker einfach im Ausdruck und Bedeutungsgang, aber darum doch eindringlich und kraftvoll, wie es sich für Predigten eignet, die ursprünglich zur Verteilung an allerlei Christenleute bestimmt sind; denn es sind diese Predigten zunächst einzeln sonntäglich verteilt und hier nur zu einem ganzen Jahrgang zusammengestellt und als Buch herausgegeben worden. (Inzwischen ist ein zweiter Band dieser Sammlung erschienen. D. R.) Nach der Vorrede ist die Zahl der sonntäglich verteilten Predigten vom ersten Advent 1885 bis Epiphania 1886 von 80 000 auf 98 000 gestiegen. Das ist vom Herrn gesehen und ein Wunder vor unsern Augen! ruft der hochverehrte Verfasser aus. Würdigen doch rechte Segensströme von den einzeln verteilten Predigten ausgeflossen sein, möchten sie auch von dieser Sammlung ausfließen! Es sei erlaubt, das für jeden Sonntag Gedotene kurz aufzuzählen: 1. ein Eingangsspruch, 2. ein auf den Sonntag passendes Lied (ganz oder nur einige Verse), 3. der Text, 4. die Predigt, 5. ein längerer, an die Predigt sich anschließendes Gebet, 6. ein Segensspruch — das Ganze jedesmal auf 8 Druckseiten. — Nicht minder erbaulich durch Kraft und Eindringlichkeit, aber für höher gebildete Hörer

und Leser bestimmt, darum weniger einfach, ja nicht selten wirklich gestreift in Gedanken und schwingend im Ausdruck sind die Predigten von Frommel (nur Text und Predigt, diese gleichweise nicht allzu lang), denen über freie Texte sind angefügt eine Predigt zum Erntefest (über Ps. 103), zwei zum Pflanztag (über Matt. 11, 20—24 und Offenb. Joh. 3, 19—22), eine zum Reformationsfest (über Röm. 1—16) und eine Amts-Antrittspredigt (über 2. Tim. 1, 7).

G. D.

— Schmalenbach: Stille halbe Stunden. Erstes Bändchen. Viertes Abdrud. (Güterlosh, Bertelsmann.) 1886. 1 W., geb. 1,50 W.

Ein und dreißig kurze Betrachtungen über des Herrn Jesu Christi Person, Kraft, Gaben und Braut, fast ganz in Gebetsform, Zeugnisse inniger Jesuliebe und geeignet, solche Liebe zu nähren und zu pflegen.

— K. Lorenz: Häusliche Erquickstunden. Ein Erbauungsbuch für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. (Gannover, Karl Neher.) 1886. 3,80 W.

„Das Buch will kein Gebet- und Predigtbuch, keine geistliche Spruch- oder Liedersammlung sein, es will aber auch nicht etwa solcherlei Bücher aus deinem Hause und Herzen verdrängen, oder sie zurück oder beiseite schieben; nein, es will nur neben und mit ihnen, aber in seiner Weise, dir Erquickung bieten.“ So enthält denn das Buch in mehr oder minder engem Anschluß an die einzelnen Sonntage des Kirchenjahres Betrachtungen, geistliche Gedichte, Erzählungen u. s. w. — alles sehr wohl geeignet, dem bezeichneten Zweck zu dienen. Wir können es daher bestens empfehlen, namentlich auch zu Geburtstags- und Konfirmationsgeschenken für jüngere Christen. G. D.

— Jüdisches Fremdenrecht, antisemitische Polemik und jüdische Apologetik. Kritische Blätter für Antisemiten und Juden. Von Gustav Marg, Lic., Dozent der Theologie am Seminar der evangelischen Brüderkirche zu Gnadenfeld. (Karlsruhe und Leipzig, Reuthers Verlag.) 1886. 1 W.

Es handelt sich hier der Sache nach um die Frage, wie wir als Christen von den Juden angesehen werden (ob als Wölbdiener oder sonst wie) und welche städtischen Privilegien die Juden in ihrem Verhalten gegen uns anerkennen. Der Form nach ist es eine Streitschrift einerseits gegen diejenigen, welche auf Grund des Schulkan Kruch (einer zusammenfassenden Darstellung des auf dem Talmud beruhenden jüdischen Rechtes, verfaßt von Joseph Caro im 16. Jahrd.) sehr herbe Anklagen gegen die Juden, namentlich auch gegen deren Pflichtenlehren in bezug auf die Christen, vorgebracht haben, andererseits gegen die jüdischen Verteidiger des Schulkan Kruch, mit einem „Schlußwort an die jüdischen Verteidiger und ihre Glaubensgenossen“. Wir können in dem knappen für diese Anzeige zur Verfügung stehenden Raum uns nicht weiter auf den Inhalt dieser ansehenden und sehr reichen Schrift einlassen; nur das eine möchten wir auch hier bemerken, daß selbst derartige, aus warmer Liebe zu dem verirrten Judenvolke hervor-

gegangene Schriften so vieles von der ganz andersartigen Weltanschauung der Juden zugeben müssen, daß auch der Besonnenste sich fragen muß: Wie lange wird der gegenwärtige Zustand sich noch halten lassen und was wird er für ein Ende nehmen? Wir fürchten: Wieder einmal, wie schon so oft in der Geschichte, ein Ende mit Schreden. Die Juden sind ein so bewegliches, allen Verhältnissen sich anbequemes Volk, daß sie unter allen Völkerstürmen immer obenauf kommen und wie Schlingpflanzen die gesunden Säfte der Völker aufsaugen, bis die elementaren Naturmächte aus den Tiefen der gequälten Völker in mehr oder minder roher Gewalt, von oben oder von unten, losbrechen und das übermüthige Volk von seiner Höhe herabreißen. Wir würden tief beklagen, wenn es auch dieses Mal so läme — aber wir sehen noch keine Anzeichen, die auf eine entscheidende Wendung zum Besseren gedeutet werden könnten, im Gegenteil aber so manche Vorzeichen von Stürmen, die, wenn auch vielleicht erst in einer kommenden Generation, losbrechen werden. Um so dringender aber ergeht an alle ernstlichen Christen die Mahnung, sich die Mission an Israel nicht minder als die an den Heiden befehlen sein zu lassen. Es sind ja immer noch die Kräfte des Evangeliums auch an Juden zum Heil wirksam, wie unter anderen die Belehrung des Dr. Siegmund Sächmann Hennemann in Baltenstedt beweist, der in Nr. 10 der Schriften des Instituts Jud. in Leipzig („Zwei Briefe eines jüdischen Getauften“, Leipzig, Dörfling u. Franke, 1886, 40 Pf.) Nachricht von derselben gibt. In Beziehung auf diese beiden und viele ähnliche Schriften möchten wir uns aber bescheidenstlich eine Bemerkung erlauben. Es ist schon nicht einmal eines guten Theologen Sache, den biblischen Text unpunktiert zu lesen; viel schwerer noch ist es, die unpunktierten rabbinischen Schriften zu verstehen. Für wen haben denn nun die so gegebenen Auszüge Wert, wenn dieselben nur von den wenigsten Theologen gelesen und verstanden werden können? G. D.

— Das religiöse Leben des deutschen Volkes am Ausgang des Mittelalters. Von Dr. Richard Weitbrecht. Sammlung von Vorträgen herausgegeben von W. Frommel und Friedrich Pfaff. (Heidelberg, Winter.) 1886. 1 W.

Man muß es doch ein Verdienst nennen, welches Janssen mit seiner Geschichtsschreibung erworben hat, daß er zu einer Reoision der Alten über die Reformation in historischer, kulturgeschichtlicher und kirchlicher Hinsicht auch in dem evangelischen Lager genöthigt hat. Gerade seine Litteraturkritik hat veranlaßt, daß man genau nachvergleich und die von Janssen etwas ausgelassenen Zwischenglieder ergänzte. Man kann nicht leugnen, daß so eine unbefangene Betrachtungsweise der Zeit unmittelbar vor und nach Luther sich Bahn bricht. Auf dem Gebiete des kirchlichen Volkslebens bietet hiersür der oben angezeigte Vortrag von Dr. R. Weitbrecht, bekanntlich seiner Zeit von der positiven Seite Wadens als Professor der Theologie nach Heidelberg gewünshcht, aber der Dmnpotenz des Liberalismus erlegen, einen schönen Beitrag. Wer gewohnt ist, die Phrasen, mit welchen eine einsei-

tige Geschichtskonstruktion jene Periode verhüllt hat, als „echte protestantische Wissenschaft“ nachzureden, wird sich freilich entäußern finden, wenn er sieht, daß die damaligen Verhältnisse noch manches Gute hatten. Für uns liegt das Recht der Reformation überhaupt weniger in den eigerntestierten Mißbräuchen, welche allerdings auf gültigem Wege beseitigt werden konnten, sondern in dem Widerstande Roms gegen die durch Luther aus der Schrift in das christliche Leben übergegangene Rechtsfertigung aus dem Glauben.

B.

J.

### 3. Geschichte.

— G. Droysens historischer Handatlas in 96 Karten mit 92 Seiten erläuterndem Text, ausgeführt von der geographischen Anstalt von Belhagen & Klasing unter Leitung von Dr. Rich. Andree. (Bielefeld und Leipzig.) 1886. 20 M.

Dieses historische-geographische Werk stellt sich schon äußerlich dar als ein Seitenstück zu dem im gleichen Verlag erschienenen, weitverbreiteten geographischen Handatlas von Rich. Andree, mit welchem es auch im allgemeinen die großen Vorzüge teilt. Zu diesen möchte ich in erster Linie den verhältnismäßig sehr niedrig gestellten Preis rechnen. Mit der Auswahl der Karten wird man wohl im großen Ganzen zufrieden sein können, wenn es auch natürlich unmöglich war, allen Wünschen gerecht zu werden. So vermißt man, um nur auf eins hinzuweisen, ungenutzte Darstellungen der altorientalischen Reiche, des ägyptischen, assyrischen, babylonischen, medisch-perischen; das kleine Kärtchen auf S. 4 „zur bibl. Geschichte“ kann hier nur sehr unvollkommenen Ersatz bieten. Die Wiebergabe älterer Kartenwerke, wie S. 1 von Segment I—VI der „Peutingerischen Tafeln“, S. 82 des R. Behaim'schen und, S. 83 des Joh. Schöner'schen Globus ist eine sehr interessante Zugabe. Dankenswert ist ferner die reiche Ausstattung mit kleineren Nebensachtern, sowie mit Plänen von Städten, Schlachtfeldern u. s. w. Um auch hier nur einiges, was diesen Atlas vor anderen Werken verwandten Inhalts auszeichnet, aus der reichen Fülle des Gebotenen hervorzuheben, möchte ich hinweisen auf S. 4 und 5 „Karten zur biblischen Geschichte“, S. 28 „Die Darstellung der Ausbreitung der Danja“, S. 48 „Die Zusammenstellung der napoleonischen Staatenbildungen“, S. 51 „Die Karten zur deutschen Kulturgeschichte“ (Entwicklung des Zollvereins, Uebertritt der Systeme des Privatrechts, der bis 1855 eröffneten Eisenbahnen, der militärischen Organisation des deutschen Reiches), S. 81 zur orientalischen Frage. Freilich hätte ich hier gern noch mehr gehabt. So vermisse ich nur ungenutzte Pläne der Schlachten Friedrichs des Großen, der Hauptkämpfe des 30jährigen Krieges, welche doch wohl mehr Interesse haben würden als z. B. die Pläne von Wagenta und Colserino S. 68; die allerdings, soweit ich gesehen, vollständige Ausführung der Schlachtorte auf Karte 46/47, resp. 42/43 (auf letzterer ist die Darstellung der Jüge Gustav Adolfs sehr angenehm) genügt doch nur unvollkommen. Was die Art der Ausführung der einzelnen Karten angeht, so kann die klare, deutliche Führung der

Linien, die dem Atlas ein äußerst gefälliges Ansehen gibt, höchlich gelobt werden. Doch scheint es mir zweifelhaft, ob es ratsam war, in den meisten Blättern die Gebirge gar nicht zur Darstellung zu bringen. Die Erwägung, die zu dieser Beschränkung führte, ist ja leicht zu verstehen: man wollte auf diese Weise die Karte übersichtlicher gestalten, die politischen Grenzen schärfer hervortreten lassen. Indes scheint es, als ob man hierbei, um die Charaktheit der Unklarheit zu vermeiden, in die Schula gefallen sei, den Karten den Stempel des Willkürlichen aufzudrücken. Es wird durch den alleinigen Gebrauch dieses Atlas gar zu leicht die Vorstellung erweckt, als ob die politische Gestaltung eines Staates von den natürlichen Bedingungen des Landes unabhängig wäre. Die sonst so interessante Karte der russischen Besitzungen in Zentralasien, S. 71, leidet z. B. sehr unter diesem Mangel. Die Benutzung einiger Blätter ist sodann dadurch erschwert, daß sie infolge des Bestrebens, zeitlich und sachlich zu weit von einander getrennte Bildungen zusammenzusetzen, allzu sehr überfüllt sind; auf S. 13 hat sogar der reiche Farblasten der geographischen Anstalt von Belhagen & Klasing es nicht vermocht, gleichzeitig ein anschauliches Bild von den politischen und den ethnographischen Verhältnissen Kleinasiens während der ganzen Dauer der alten Geschichte zu schaffen.

Für die sachliche Zuverlässigkeit der Karten bürgen schon die Namen des Verfassers und seiner Mitarbeiter, von denen es nur zu wünschen wäre, daß sie auf den einzelnen Blättern jedesmal angegeben worden wären. Die Namensschreibung ist planvoll und gleichmäßig durchgeführt.

Der erläuternde Text gibt, ohne den Zusammenhang mit dem Kartenwerke zu verlieren, eine interessante, auch meist gut geschriebene Uebersicht über die Geschichte der dargestellten Länder und Zeiträume.

Kr.

### 4. Länder und Völker.

— Griechische Reise. Blätter aus dem Tagebuche einer Reise in Griechenland und in der Türkei von Karl Kumbacher. (Berlin, August Dettler.) 1886. XLI. u. 390 S. 8°. 7 M.

Der Verfasser hat Athen, Smyrna und Umgebung, Konstantinopel und die Sporaden von Rhodos bis Lesbos bereist zum Zwecke des Studiums des Neugriechischen. Während er die wissenschaftliche Ausbeute seiner Reise einer anderweitigen für Fachgenossen berechneten Publikation vorbehält, wendet er sich mit dem vorliegenden Buche an einen größeren Leserkreis. In der Einleitung aber gibt er schon einige höchst dankenswerte, auch dem Laien sehr einleuchtende Anmerkungen über die Ergebnisse seines Studiums, und in dem Buche selbst eine sehr hübsche, frisch geschriebene Schilderung des äußeren Verlaufes der Reise auf Grund des Tagebuches. Da der Verfasser es des Zweckes seiner Reise willen das Neugriechische vollständig beherrschen mußte, und er aus demselben Grunde gezwungen war, möglichst viel mit gebildeten und ungebildeten Griechen in Berührung zu kommen, so darf man von vornherein mehr von diesem Buche erwarten, als von anderen Veröffentlichungen

ähnlichen Inhalts; es zeichnet sich in der That sehr vortreflich aus. Abgesehen davon, daß der Leser nicht die Heerstraße der Touristen geführt wird, ermüdet es auch nicht durch die so oft wiederholten archäologischen und ästhetischen Betrachtungen über die Kunstschätze Alt-Griechenlands, gibt auch nicht ein aus flüchtigen Eindrücken von der Phantasie des Reisenden gemaltes unwahres Bild, wie so manche andere derartige Bücher, sondern eine Reihe hübsch erzählt, offenbar wirklich erlebter Ereignisse und offenen Auges geschehener Beobachtungen. Besonders lobenswert ist es, daß der Verfasser es verstanden hat, sich in die wahrlich nicht geringen Unannehmlichkeiten einer solchen Orientreise in der liebenswürdigsten Weise hineinzufinden, indem er die Verhältnisse nimmt, wie sie sind, und nicht überall Vergleiche anstellt mit den entsprechenden europäischen, wodurch sich so manche Reisende allen Genuß zu verderben wissen. Da außerdem der Verfasser schon in Deutschland mehrfache Beziehungen zu Griechen gewonnen hat und durch diese wieder Empfehlungen an andere, so kann er den Leser mit Kreisen und Verhältnissen bekannt machen, welche dem gewöhnlichen Reisenden schwerer zugänglich sind, mit wissenschaftlichen Gesellschaften, den Zuständen in Gymnasien, Knaben- und Mädchenschulen u. s. w. Schließlich soll noch ein Zug hervorgehoben werden, der den Schreiber dieses ganz besonders sympathisch berührt hat, daß nämlich der Verfasser — und das will bei einem in Griechenland reisenden Philologen etwas heißen — auch einmal alle Philologie und Archäologie, ja aller Menschen Werte vergesse und als nichtig ansehe, kann unter dem Eindrucke der Schönheit eines griechischen Naturschauspiels, wie er es auf S. 377 i. so schön ausdrückt. Ein Morgen im griechischen Laube, dazu Auserlesenesmorgen und aus der Insel Patmos gefeiert, mag ja wohl für den Empfänglichen seine ganz besondere Sprache haben.

Hat nun auf der einen Seite die große Liebe des Verfassers zum alten und neuen Griechenland ihn dazu befähigt, liebedoll auf die dortigen Verhältnisse einzugehen und ein seltenes Verständnis dafür zu gewinnen, so hat sie ihn andererseits gegen manches ein wenig blind gemacht, manchmal auch „mehrfach“, wenn der Ausdruck erlaubt ist, wie ein aufmerksamer Leser bemerken wird. Von Perikles, Phidias, Aeschylus und Sophokles, welche ihm vor den Thoren der „geistigen Hauptstadt der Welt“ erscheinen, und gewiß auch von ihren Thaten und Idealgestalten, welche sie ausgemittelt oder besungen haben, wird ihm das ganze alte Griechenland durchstrahlt, und von ihrem blendenden Lichtstrahl ist ihm auch wohl noch ein starker Widerschein auf das heutige gefallen. Reflexlichte machen bekanntlich alle Schatten heller. Das bewahrheitet sich auch hier. Vor dem Lichte jener hehren Gestalten ist der alte und moderne schlaue Odyseus fast ganz verschwunden. Und dabei ist gerade dieser Typus und zwar in seiner nicht vom Dichter idealisirten Gestalt in ganz besonders hervorragender Weise in Neugriechenland vertreten, wie Schreiber dieses auf Grund 21/jähriger Beobachtung behaupten kann. Wahrscheinlich ist der

Verfasser wenig zu den Griechen in amtliche und geschäftliche Beziehung getreten, sonst würde ihm bei seiner scharfen Beobachtungsgabe trotz des Reflexlichtes dieser schwarze Schatten wohl nicht heil geworden sein. Und diesen wirklichen Odyseus muß man auch in das alte hineinbringen, weil in der That, worin Schreiber dieses völlig mit dem Verfasser übereinstimmt, noch viel altgriechisches Blut in den Adern der Neugriechen fließt. Wird vor diesem Schatten auch der Enthusiasmus für das alte Griechenland verschwinden, so wird doch in demselben Maße das Bild desselben der Wahrheit näher kommen. Als Gegenstück zu dieser warmen Liebe zu den Griechen tritt die etwas zu starke Geringschätzung der Türken und anderer Völkervölker dem Leser entgegen. Trägheit sollen die Griechen von diesen gewiß nicht lernen, wohl aber mehr Ehrlichkeit. In einer etwas anderen Form tritt dieser Zug des Verfassers auch bei dem Urtheil über die pergamenischen Ausgrabungen hervor. Eine solche Selbstlosigkeit, wie er sie diesem Werke nachrühmt, gibt es wohl nicht auf dem Gebiete der Wissenschaft. Auch für einen begeisterten Archäologen verliert eine Inschrift ihren Wert, wenn er plötzlich die Entdeckung macht, daß er sie nicht mehr publizieren kann. Damit soll selbstverständlich das große Verdienst der Männer, welche in Pergamon gearbeitet haben, in keiner Weise bestritten werden.

Dieser optimistische Zug des Verfassers tritt aber oft in so hübscher Form auf, daß das Buch dadurch nur gewinnt. Wenn der Leser also bei den Griechen alle Lichter noch ein wenig dämpft, und das neue Griechenland in das alte hinein trägt und nicht umgekehrt, so wird er nicht nur eine sehr schöne Unterhaltung, sondern auch reichliche Belehrung in dem Buche finden. Wer selbst die Verhältnisse des Orients kennt, wird es mit besonderem Genuß lesen. R. S.

— Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Theilen von Mar Estrad. Zweite Sammlung. Atria. Bilder aus Palästina und Syrien, Aegypten. Bearbeitet und herausgegeben von Prof. D. Hermann L. Estrad. (Karlruhe und Leipzig, G. Neuber.) 1886. X u. 346 S. 4 M., geb. 5 M.

Während die erste Sammlung in hohem Grade fesselnde Schilderungen aus Italien und Griechenland bringt, ist die vorliegende zweite Sammlung der Reise nach und dem Aufenthalt in dem heiligen Land, Syrien und Aegypten gewidmet. Die alte Welt und ihre Ueberreste, die Gegenwart mit ihren Neubauten saßt der kenntnißreiche Reisende in gleicher Weise ins Auge. Von den Neubauten der Gegenwart nehmen die Anstalten christlicher Barmherzigkeit des Verf. Aufmerksamkeit darum besonders in Anspruch, weil er nicht allein mit dem kühnen Verstande des Mannes der Wissenschaft, sondern auch mit dem warmen Herzen des gläubigen evangelischen Christen die Länder und Stätten besucht hat, von welchen das Licht der Welt in die Finsternis dieser Welt ausgegangen ist. — Unterhaltung und Belehrung halten sich bei der Lektüre der beiden Reisebücher des seligen Prorektors der Realschule in Berlin die Wage, darum

sind dieselben vortrefflich geeignet, der reisenden Jugend in die Hand gegeben zu werden.

L. R.

### 5. Biographisches.

— Die bedeutendsten Kanzelredner der lutherischen Kirche des XVII. Jahrhunderts von Arndt bis Spener, in Biographien und einer Auswahl ihrer Predigten dargestellt von Wilhelm Beste, Dr. theol., General-Inspektor in Braunschweig. (Tredten, A. Tiedemann.) 1886. VIII. 385 S. 8°. 4,50 M.

Das vorliegende Werk bildet den dritten Band von des Verf. Arbeit über „Die bedeutendsten Kanzelredner der älteren lutherischen Kirche von Luther bis Spener“ und erreicht also hiermit seinen Abschluß. Wie die beiden ersten Bände wird auch das endliche Erscheinen dieses letzten mit Dankbarkeit begrüßt werden. Zwar hat Tholuck in seinem Buch: „Das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts“ uns erwünschten Einblick in die kirchlichen Verhältnisse dieser Zeit gegeben, die, so traurig sie nach manchen Seiten hin war, doch mit so glänzenden Gestalten, wie Arndt, J. Gerhard, Scriber, Spener geschmückt erscheint: aber diese vorzüglichen, auf ausgedehnten Studien beruhenden Biographien und die Auswahl der Predigten, vorstehend allen, die sich in der Geschichte der Homiletik umsehen wollen, die erwünschteste Dankeerdung. Auch die Prediger unserer Tage sollten es nicht verschmähen, bei den Predigern des 17. Jahrhunderts in die Schule zu gehen. Denn ist auch auf der einen Seite der Verfall der Predigt in orthodox-scholastische Unlebenlichkeit unleugbar, so findet sich doch auf der anderen Seite ein so lebendiger, herzvoller, praktischer Subjektivismus echt evangelischer Art, daß Dr. Beste mit Recht sagt: „Die Titel mancher dieser Predigtblätter als Herzspalte, Vergegenwärtigung, göttlicher Liebesthau sind kein bloßes Scholastik, sondern Ausdrücke bewusster Wahrheit. Stehen diese Predigten an Begeisterung und Kraft den Predigten Luthers und seiner Zeitgenossen nach, so übertreffen sie dieselben an Innigkeit und Reichtum der Empfindung. Daher werden, wie wir glauben, Arndt, Müller und Scriber nächst Luther auch heute noch am meisten gelesen und verwendet! Ausgeschieden aus der Sammlung, die uns vorliegt, sind diejenigen Prediger, welche J. Böhmischen oder Schwentfeld-Weigelschen Gedankengängen folgten. Ist der Unterschied von der Lehre der Kirche fundamental, haben sie sich von der Kirche als Sekierer getrennt, so verdienen sie keinen Platz in der Reihe der lutherischen Prediger. Anders ist es mit denen, bei welchen gesunde evangelische Christenheit mit der Kirchenlehre verschmolzen ist, wie es bei den schon genannten Predigern der Fall ist. Sie gerade gehen allen anderen voran, die praktisch gerichtet einen verständig-erbaulichen Ton anschlagen, wie Schuppis, dessen Tendenz von ihm selbst mit den Worten bezeichnet wird: „Pietisten sind die, so Praxis machen“ und Lassenius in seinen „Heiligen Morali.“ — Bemerkt mag noch werden, daß nicht kurze Predigtstücke, sondern je ein oder zwei vollständige Predigten mitgeteilt werden. Somit ist das Werk sehr geeignet, zu

weiteren Studien anzuregen und zu den Schriften der Männer hinzuzuführen, welche der Kirche unserer Zeit durch die Gnade Gottes untergängliche Schätze anvertrauen durften.

—r.

— Lebensbilder aus der Pietistenzeit. Ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung des späteren Pietismus. Von Dr. Renner, Superintendent und Konsistorialrat. (Prenen u. Leipzig, G. Ed. Müller.) 1886. VIII. 400 S. 8°. 5 M.

Ein zeitgemäßes Buch. Offenbar aus irdlichen Zielen und Interessen hervorgegangen, hat es doch auf allgemeine Berücksichtigung Anspruch zu erheben. Es behandelt Abt Steinmetz zu Kloster Bergen, Samuel Lau, Hofprediger in Bernigrode, Samuel Krüspurger, Senior in Augsburg. In die Schule, das Pädagogium zu Kloster Bergen, geführt zu werden, ist an sich schon so dankenswert, als die Lage der Kirche in Schlesien, Thüringen und Schwaben, hier zum Teil aus den Anschauungen und Eindrücken des Pietismus heraus kennen zu lernen. Dem fleißigen Sammler und Herausgeber gebührt unser volles Lob. Was wären wir auch, würden wir nicht immer wieder auf die jugendliche Frische hingewiesen, welche neben den aufsteigenden Elementen im Pietismus liegt, wie in jeder Reaktion gegen ein herrschendes System.

R.

— Das Leben D. Friedrich August Gottlieb Tholucks, dargestellt von Professor Leopold Witte. 2. Bd. 1826—1877. (Wiesfeld u. Leipzig, Verlag von A. Klasing.) 1886. IV. 563 S. 8°. Wer das Leben geführt hat, kann selbst, so er anders ein wahrhaftiger und vom Geiste Gottes erleuchteter Mann ist, es auch am besten beschreiben; darum zählen Selbstbiographien zu den kostlichsten Schätzen unserer deutschen Litteratur. Oft hat auch die Käthin Tholuck ihren Mann gemahnt, seine Lebensbeschreibung in Angriff zu nehmen. Das wäre wohl ein erquickliches und bei dem ungeheuren Gedächtnis des alten Tholuck ein reiches Buch geworden. Nach das Leben in Halle war zu arbeitsreich, als daß sich die nötige Muße hätte finden lassen. Die Keisezeiten, in welchen oft davon geredet wurde, waren zu unruhig. Als aber dem treuen Manne die Muße des Alters gegeben wurde, war die frische Kraft dahin, die „schwankenden Gestalten“ festzuhalten. So hat denn nach dem Tode des Helden ein anderer diese Aufgabe übernehmen müssen. In dem kürzlich erschienenen zweiten Bande liegt das Werk vollendet vor uns.

Eine schwere Aufgabe war dem Verfasser geworden. Die von allen Seiten hereinbrechende Fülle des Stoffes war genöthigt.

Erinnern wir uns an die große litterarische Produktion des Beverwigen, welche nicht unberührt bleiben konnte; denken wir daran, welche bewegende Kraft er war in dem gewaltigen Umschwung der evangelischen Theologie von dem nüchternen Nationalismus hin zum lebendigen Glauben der Väter. Einer unserer größten Prediger, dessen Feuerkreis nicht nur in der Erinnerung lebt, sondern noch heutigen Tages aus dem Munde vieler, welche von ihm sich einst entzünden ließen, und immer von neuem ergreift. Ein schlichter, frommer Christ,

welcher, wie Schreiber dieses bezeugen kann, mit dem Kuchenbäcker in Linz im Jahre 1856 ebenso freundlich verkehrte wie mit der Herzogin von Verbano im Jahre 1860 in Interlaken. Eine ungemein poetisch angelegte Natur, welche mit feurigem Geiste dem Idealen nachstrebte, und ein Humorist, welcher an einem guten Studentensip sich ebenso erfreuen konnte, wie der munterste Bruder Studio. Kennen wir ihn nun noch den Studenten-Vater, den Professor, wie er sein soll auf dem Katheder und in seiner Wandelbahn, sitzend und gehend; den Beförderer der Wissen, des Gustav-Adolph-Vereins und aller anderen christlichen Bestrebungen. Trümmern wir uns seiner Reisen und seiner Beziehungen zu England und America: so ist das allerdings eine Uebersfülle der Gesichte. Dazu kam, das das Buch, der Natur und dem Leben seines Helden gemäß, nicht nur ein Buch für gelehrte, sondern auch für andere gebildete Menschen sein sollte.

Die ist nun der Verfasser dieser schwierigen Aufgabe gerecht geworden? Im ersten Theile scheinen ihm allerdings die obgenannten „gebildeten Menschen“ nicht so sehr als Leser vor Augen geschwebt zu haben, als im zweiten Bande. Aber gewiß würde er sich dem gegründeten Vorwurfe aller Gelehrten ausgeliefert haben, hätte er ihren Kollegen aus diesem seinem eigenen Gebiete vernachlässigt. So muß denn der nicht theologisch Gebildete die Auslassungen über die von Tholuck verfaßten Schriften, seine litterarischen Fehden u. s. w. mit in den Kauf nehmen. Viele andere Kapitel des Buches werden ihm dagegen reiche Erquickung und Belehrung geben. Von manchen Partien wird er nicht loskommen können, ohne sie zu Ende gelesen zu haben. Das frische, geistvolle, vielseitige Wesen Tholucks, welches alle, die ihm nahe traten, mit Gewalt ergriff, wird auch die Leser dieser Biographie nicht unberührt lassen. Dazu kommt, daß die Sprache des Verfassers eine klare und lebendige ist, sein Urtheil sich aller Ueberschwänglichkeiten enthalten hat, ihm aber doch die warme Liebe zu seinem Helden und zu der durch ihn vertretenen Sache nicht mangelt, ohne welche ein Biograph nicht im Stande ist, das Leben eines anderen Menschen zu beschreiben. So kann man nur sagen: Rühm und lies! Auch Frauen, einfache Pfarrfrauen und vornehme Damen, werden dies Buch mit Interesse lesen. Nicht den mancherlei Anregungen für ihr christliches Erkennen und Glauben, welche sie empfangen, treten ihnen auch eine Anzahl weiblicher Charaktere entgegen, welche sie gewiß sehr interessieren werden. Wir nennen nur die noch lebende Frau Tholucks, die geborene Freilin von Gemmingen, die allen Studenten als Frau Käthe bestens bekannt ist.

G.

## 6. Poesie.

— Humoristische Gedichte in Wetterauer Mundart. Von P. Weibel. 3. bed. vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis des Verf. (Friedberg, C. Scriba.) 152 S.

— Heimatslänge aus der Wetterau. Gedichte in Wetterauer Mundart von Friedrich von Traub. (Wiesbaden, C. Roth.) 76 S. 1 W.

— Wie's klingt am Rhei'. Mundartliche Gedichte aus der hessischen Pfalz von Carl Briegleb. (Wiesbaden, C. Roth.) 112 S.

Wenn Holtei im vierten Band seiner „Bierzig Jahre“ sagt: „Der Dialekt, die provinzielle Mundart und Ausdrucksweise ist für die Poesie von höchster Wichtigkeit. Man lasse den Wiener Volkskomiker hochdeutsch reden — und wir wollen sehen, was übrig bleibt.“ so gilt dasselbe von humoristischen Gedichten, wie sie die drei kleinen Sammlungen aus dem kleinen Lande Hessen-Darmstadt darbieten. Die frische, ursprüngliche, kräftige, berbe Volkssprache der gesegneten Wetterau und der gelegneten Pfalz nimmt an sich schon unser lebhaftes Interesse in Anspruch. Die poetische Form erhöht den Reiz des Ganzen, das auf den Inhalt gepirkt fast immer unbedeutend, nicht selten widerwärtig ist. Es verhält sich mit solchen Gedichten wie mit den niederländischen Genrebildern, auf denen es oft toll und voll hergeht, über welche aber die Hand des Künstlers eine gewisse Vertikung gebrüht hat. Fast nur Zeichnungen nach dem Alltagsleben enthält die erstgenannte Sammlung. Der Don Juan des Dorfes (S. 20, 41 und 71) ist nicht jedermanns Geschmack. Rob sind die Stücke „E Kautnoß“ (Nichtsruß) und „Sausstraach“ (Sausstreich). Ganz unglaubliche Schurren sind „Die Lore reit“, „E Sündstut“ und die Stücke S. 102, 138 und 148. Mit einer elementaren Ignoranz, wie sie nur in Hessen-Darmstadt vorkommt, werden die gläubigen Christen mit den „Mudern“ identifiziert. Daneben kommen die Juden recht auf weg. Im ganzen zieht durch P. Weibels Torporosie zu viel Schnaps- und Tabakgeruch.

Von ungleich höherem Werte sind die Heimatslänge aus der Wetterau. Hier begegnen wir wirklicher Poesie. Wie schön sind die Gedichte „Weillsätsliches Christsoah“ (Wettelsätsches Christtag) „Dr Sommer vo dr Bearrera“, „Die Grenz vo dr Bearrera“, „Dr Wangel off de Wärrt“ (Markt), „Wai's de Weanter hergibt“. Das letztgenannte Gedicht sprudelt von gesundem Volkshumor. Wer sich an diesem Gedichte erfreuen kann, wird die ganze Sammlung zu schätzen wissen.

Hervorragend durch Witz und Humor ist die dritte Sammlung. Man wird an Naglers „Fröhlich Paiz Gott erhalt's“ erinnern, d. h. nur an den Titel der Naglerschen Gedichte, der darauf hinweist, daß die Haupteigenschaft der Pfälzer frohe Lebenslust ist. Rheinweinlust in Rheinweizen und Schnapsgeruch in Oberhessen entsprechen höchst verschiedenen Volkselementen. Carl Briegleb kennt seine Pfälzer, ihre Licht- und Schattenseiten, darum ist er auch im Stande, ein durch und durch wahres Bild seines Volkes zu geben. D. K.

## 7. Rusil.

— Neue Pilgerbarie. Eine Sammlung geistlicher Lieder für gemischten Chor. Herausgegeben von Rud. Wyl, Pfarrer in Wasen, Kanton Bern. (Basel, C. F. Spittler.) 1886. 344 S. 8°. br. 2 W., geb. 2,80 W.

Diese Neue Pilgerbarie, eine Unternehmung der Baseler Verlagsbandlung von C. F. Spittler, ist als Fortsetzung oder zweiter Teil der älteren seit



23 Jahren in 10 starken Auflagen verbreiteten Pilgerkarte von Hoyer zu betrachten. Die Freundestreife dieser früheren Sammlung regten die Verlagsbandlung zur Veranstaltung einer solchen Ausgabe an, weil sie die alten Lieder und Gesänge zur Genüge gefungen hatten und ihre Sangeslust gern an neuem Stoff aufzufrischen wollten. Herr Pfarrer Rud. Wylh zu Bafem, Leiter eines gemischten Gesangschores und Präsident des christlichen Sängerbundes in der Schweiz, hat sich der Sammlung dieser 168 wohlgeordneten Chorstücke unterzogen und seine Ausgabe zur vollen Zufriedenheit des Auftraggebers wie ohne Zweifel auch der Freunde geistlichen Chorgesanges gelöst. Geordnet sind die Gesänge nach den beiden Hauptgesichtspunkten des Gedankenstoffes der Textdichtungen: A. Christliches Heil; I. Die großen christlichen Feste; II. Die Heilanstalten und Gnabemittel. — B. Christliches Leben; mit den vier Unterthemen: Gebet, Wörtliche Heilsordnung, Besondere Zeiten und Verhältnisse, und Letzte Dinge. — Die Auswahl mischt geistliche Volkslieder, deren musikalischer Wert nicht überall den Maßstab der Beurteilung heiliger evangelischer Tonkunst verlangt, mit längeren Motetten - Sätzen zusammen, unter denen sich verschiedene ganz vortreffliche Stücke befinden. Auch choralsürmige Gesänge haben Aufnahme in die Sammlung gefunden. Der Chorsatz ist — soweit ich sehe — überall verständlich und ohne wesentlichen Mangel der Reinheit des harmonischen Vokalstils; derselbe zeugt von Kunst-erfahrung und geübter Sapphik des Herausgebers. Der gesanglichen Ausführbarkeit stehen besondere Schwierigkeiten nicht im Wege. So erhebt sich denn die Neue Pilgerkarte mehrseitig über viele ähnliche Sammlungen, an denen die Gegenwart reicher ist, als alle vorübergehenden Entwicklungsphasen geistlichen Volksesanges je gewesen sein dürften. Die Neue Pilgerkarte darf die Konkurrenz mit der großen Mehrzahl solcher Sammlungen nicht scheuen. L. W.

### 8. Philosophie.

— Erkenntnistheoretische Erörterungen über die Systeme von Uriel und Günther. Von Ernst Metzger. (Reiße, Joseph Gravers Verlag (Wustav Reumann)). 1886. 54 S. 8°.

Metzger ist ein eifriger Anhänger der Günther'schen Philosophie. Er schwört zwar nicht in verha magistri, aber er verkennt nicht, daß Günther eine Menge genialer, ewig wahrer Wäde in Geist und Natur, ihr gegenseitiges Verhältnis und ihr Verhältnis zu Gott, dem absoluten Sein und Leben, gethan hat, und daß durch den vollendeten Ausbau dessen, was G. begonnen, die Wissenschaft der endlichen Erreichung des hohen ihr vorgestellten Ziels um ein Bedeutendes näher kommen wird. Daher ist die vorliegende nicht die erste und hoffentlich wird sie auch nicht die letzte Schrift sein, in der W. auf G. aufmerksam macht, bedeutame Punkte seiner Philosophie zu erläutern und gegen mögliche oder wirkliche Mißverständnisse zu verteidigen, sowie andere zu verbessern und zu bereichern sucht. In größerem Umfang verfolgte W. dasselbe Ziel schon in den „Historisch-kritischen Beiträgen zur

Lehre von der Autonomie der Vernunft in den Systemen Kants und Günthers“ — einer Schrift, die in demselben Verlage wie die oben angeführte erschienen und bald nach ihrem Erscheinen im Jahre 1882 die 2. Auflage erbet hat.

In der vorliegenden Arbeit vergleicht W. Günthers und Uriel's, des kenntnisreichen und verdienten, nun leider auch schon verstorbenen holländischen Professors, Weltanschauungen besonders von seiten ihrer erkenntnistheoretischen Begründung. W. entwickelt U's Erkenntnistheorie in ihren Hauptpunkten und dessen „System der Logik“. U. war unzweifelhaft ein Gegner all' und jeden Pantheismus; er hatte ein tiefempfundenenes religiöses Bedürfnis und war zeit lebens bemüht, auch im Gebiete der Wissenschaft dem antipanthetischen Theismus zum Siege zu verhelfen. Nichtsdestoweniger ist ihm die Lösung der schwierigen und gewichtigen Aufgabe nicht vollkommen gelungen. W. thut u. E. überzeugend dar, daß die vielfach mangelhafte Erkenntnistheorie, über der U. keinen metaphysischen Gedankenbau errichtete, vor allem anderen es war, welche ihn verhinderte, zur Begründung des allein echten und wahren, in der Wesens-Diversität von Gott und Welt wurzelnden Theismus vorzudringen. Ist aber U. die Welt dem Wesen (der Substanz) nach mit Gott identisch und nur der Form nach von Gott verschieden, ist die Welt in Wirklichkeit das absolute Sein, nur dieses nicht in der Form der Absolutheit, sondern in der Verendlichung oder Relativität, so wird es auch vollkommen erklärlich, daß und warum U. die Idee „des reinen Schaffens aus Nichts“ ausdrücklich für „einen sich selbst vernichtenden Gedanken“ erklärt. Ja U. kennt im eigentlichen und wahren Sinne keine Schöpfung der Welt, sondern er behauptet statt ihrer eine Transformation oder Umbildung oder ein Sich-Entlassen Gottes, des absoluten Seins, zur Welt, — eine Auslassung, in der sich der Grundgedanke der Hegel'schen Philosophie bei U. geltend macht. Und doch ist die Idee „einer reinen Schöpfung aus Nichts“ der Kernpunkt der dogmatischen Grundlage des positiven Christentums. Denn dieses weiß nichts von einer Verendlichung Gottes, des absoluten Seins, zur Welt; nach ihm ist die Welt zwar Segung Gottes, aber Segung desselben nur durch seinen Willen, ohne zugleich aus seinem Wesen zu sein. In diesem Sinne muß die Wissenschaft die Welterschöpfung zuvor zu begründen im stande sein, wofür sie in ihren Ergebnissen mit der Dogmatik des positiven Christentums in Einklang kommen soll. Und gerade in dem Nachweise einer wirklichen Welterschöpfung im Sinne des positiven Christentums liegt das große Verdienst Günthers um Glauben und Wissen, Theologie und Philosophie.

Die Behauptung der Wesens-Diversität von Gott und Welt und der wahrhaften Kreativität der letzteren ist bei G. das Resultat seiner in der Empirie wurzelnden erkenntnistheoretischen Untersuchungen. Dieselben werden von W. in ihren Grundzügen mitgeteilt. Demnach thut G. dar, daß es im Menschen ein zweifaches, qualitativ verschiedenes Denken gibt, welche

jener bekanntlich als Begriff und Idee zu bezeichnen pflegt. Dieser Dualismus des Gedankens in dem Menschen führt consequent und unvermeidlich zur Annahme eines Dualismus des Seins, der Substanzen, jedoch der Mensch als ein Vereinigen oder als die Synthese von Geist und Natur, Seele und Leib dasteht. Der Mensch ist ein aus zwei realen oder substantialen Faktoren bestehendes, mithin ein dualistisches, nicht, wie U. will, ein monistisches Wesen. Und als die Synthese seiner beiden Faktoren hat der Mensch die letzteren auch als antithetische Weltfaktoren zur notwendigen Voraussetzung. Es muß daher vor und außer dem Menschen so gewiß ein reines, antithetisches Geistesreich geben, als die antithetische reine Natur vor seinen Augen ja sichtbar ausgebreitet ist. Die eine Welt besteht demnach aus drei substantialen Faktoren, dem antithetischen Geiste, der antithetischen Natur und dem Menschen als der Synthese jener beiden großen Wesensgegenstände. Und nun beweist G. durch Aufzeigung der Genesis und eigentümlichen Beschaffenheit der im Menschen sich einstellenden Gedankenformen des Begriffs und der Idee, daß die Bildner und Träger derselben, der Geist und die Natur, als Substanzen in ihren Lebensäußerungen (ihrem Erscheinen) beschränkt sind in ihrem Sein (in ihrer Existenz) bedingt, mithin nicht Substanzen schlechthin, sondern wahrhaft endliche Substanzen sind, welche Gott, die unendliche oder absolute Substanz oder die Substanz schlechthin, als ihren Schöpfer zur Voraussetzung haben. Die Art und Weise aber, wie Gott die Weltsubstanzen geschaffen, kann nicht so gedacht werden, daß jener in diese sich selber, sein eigenes Wesen, entlasse oder daß jener in der sog. Welterschöpfung sich selbst, sein eigenes Wesen, in die Form der Endlichkeit um- und übergehe; vielmehr — so lautet auf Grund der von ihm ausgebildeten Erkenntnistheorie Gantners Axiom —: „Setzt Gott sein Selbst, so kreiert er nicht Substanzen, und kreiert Gott, so setzt er als Creator nicht sein Selbst, — sein Wesen, das unerschaffene.“ Die Welterschöpfung ist demnach auch nicht, wie bei U. Ricci, ein Vorgang in Gott, der zum Zwecke der Selbstvollendung Gottes als des absoluten Seins (Weites) notwendig war. Vielmehr war Gott der Absolute schon vor der und ohne die Welterschöpfung, und diese vollzog er nicht dadurch, daß er seinem eigenen Wesen die Form der Endlichkeit verlieh — ein Gedanke, der nach christlicher und Gantnerscher Auffassung ein Ungeheuer ist — sondern dadurch, daß er seine Gedanken von nicht-göttlichem (endlichem oder creatürlichem) Sein, der vorher eben nur als formaler Gedanke in seiner Intelligenz existierte, mittelst seines allmächtigen Willens aus seiner bloßen Formalität in die Realität der Substantialität übersetzte. Die Weltsubstanzen in allen drei Schöpfungsgebieten, den beiden Antithesen und der Synthese, sind daher nicht die Substanz Gottes und schlechterdings nichts von dieser. Sie sind vielmehr nur Gedanken Gottes, und zwar Gedanken Gottes (nicht von seinem eignen, sondern) von

nicht-göttlichem (endlichem, creatürlichem) Sein und Leben, die er aber nicht in der bloßen Form des Gedankens gelassen, sondern in der Schöpfung der Welt durch die Allmacht seines Willens in die Region des Seins, der Substanzen oder Realprinzipien erhoben hat. Diese allein christliche Auffassung der Schöpfung der Welt sucht, wie gesagt, Gantner in seinem philosophischen Lehrgebäude wahrhaft wissenschaftlich, d. h. von erfahrbareren Thatfachen ausgehend zu beweisen, und Melzer legt in der oben angeführten Schrift in seinen Hauptstadien den Weg dar, den Gantner zu dem erwähnten Zwecke einschlagen zu müssen geglaubt hat. Fügen wir noch hinzu, daß Melzers Darstellung klar, gründlich, für theologisch und philosophisch gebildete Leser leicht verständlich ist, so wird man begreifen, daß der Unterzeichnete der jüngsten Arbeit desselben, trotz ihres geringen Umfanges, in dem großen Geistesrampe der Gegenwart und Zukunft einiges Gewicht beilegt und ihr möglichst viele selbst denkende und ernst gesinnte Leser wünscht.

Breslau.

Id Weber.

— Die christliche Ethik. Dargestellt von Dr. H. Martensen, Bischof von Seeland. 3. verbesserte Auflage. (Erste billige Subscriptionsausgabe.) (Karlsruhe u. Leipzig. H. Neuber.) 1886. 10 Lieferungen zu 1 M. 50 S. 8°. (Mit dem Bilde Martensens.)

Der selbige Bischof Martensen sagt in seinem: „Aus meinem Leben“ (Band 2. Seite 314) über seine Ethik: „Dies Werk hat sowohl in meiner Heimat als in Deutschland eine Aufnahme gefunden, welche meine Erwartung so weit übertroffen hat, daß ich annehmen muß, es sei einem sich mit großer Stärke regenden Bedürfnis entgegengelaufen. Daß dieses Bedürfnis vorhanden sei, hatte ich nicht bezweifelt; daß es aber in diesem Umfange vorhanden sei, hätte ich mir nicht vorgestellt. — Und wie sollen wir denn dieses Bedürfnis bezeichnen? Ich glaube, es mit dem Grundgedanken meines Werkes bezeichnen zu können: Vereinigung des Christlichen und des Humanen. Die lebendige Einheit dieser Gegenstände ist, wonach man verlangt. Sie ist es, welche von allen Ieserern und ernstern Naturen gesucht wird, indem sie sich sehnen, von jenem selbigen Ziele, dem so häufigen Widerspruch zwischen Christlichem und Menschlichem erlöst und frei zu werden. Man will das Religiöse, welches nur im Christlichen zu finden ist, will aber nicht das Pietistische, das Puritanische, will nicht ein Christentum, das zwar das Reich der Gnade geltend macht, aber das die Natur ganz verleugnet, Kunst, Wissenschaft, jede Erscheinung der Schönheit als verdammlich und verwerflich betrachtet, als eine Versuchung zum Bösen, als unvereinbar mit dem Heiligen.“

Da haben wir den Schlüssel zu der Liebe, die man Martensens Ethik entgegenbringt, eine Liebe, welche, in Rechnung gebracht, eine Subscriptionsausgabe, wie die vorliegende, genugsam rechtfertigt.

Es ist also die Verantwortung des ächten Humanitätsgedankens, welche diese Ethik so bedeutungsvoll macht. Nach diesem Gedanken ist der Christ

eben der vollendete Mensch, das Christentum die vollendete Menschheit. Die ursprüngliche Würde des Menschen ist betont und aus dem tiefen Versfall theoretisch emporgehoben. Die Theologie der griechischen Väter ist neben der Augustinus wieder mehr zum Bewußtsein gekommen. Oder — wie Martensen im Vorwort zu seiner Dogmatik selbst sagt, — es ist bei ihm die Synthese morgenländischer und abendländischer Theologie eingetreten. Die abendländische praktische (augustinische) Anthropologie sieht im Menschen das Objekt der Gnadenmittel, sieht den Menschen fast nur im Verhältnis zu ihnen und auf sie hin an, setzt die Erneuerung zu sehr hinten, läßt die Erlösung zu sehr, isoliert von der Weltverklärung, in den Vordergrund treten. Oder mit andern Worten, mit denen Martensens: Das Erlösungsbewußtsein drängt das Offenbarungsbewußtsein in den Hintergrund. Es kommt der abendländischen Theologie oft zu einseitig auf die Begriffe Sünde und Gnade an. Dagegen fallen die Begriffe: Ebenbild, Erneuerung, Vollendung aus dem Gesichtskreis heraus. Die abendländische vorzugsweise paulinische Theologie ist zu oft nur geneigt, bloß Heilsordnung zu sein, im engeren Kreise zu verharren, den weiten Umkreis und Hintergrund aber, von dem er, wie Johannes es lehrt, umschlossen ist, zu verkennen, die Wiedergeburt des einzelnen nicht zu derjenigen Himmels und der Erde hinauszuführen, wie die Spekulation der ersten kirchlichen Jahrhunderte, morgenländisch-johanneisch, dies versteht.

Nun erhält aber die Ethik, sobald ihre Anthropologie in diesem großen kosmischen Zusammenhang sich nicht hält, leicht etwas kümmerliches. Und dies ist das Wesen des Pietismus, des im Dualismus von Geistlichem und Weltlichem befangenen Denkens.

Tamit ist aber zugleich dies gesagt, daß Martensen den Dingen, und hier dem Menschenwesen, auf den Grund gegangen ist. Denn dieses Wesen ist doch nicht für jenen Dualismus angelegt. Der Mensch ist Synthese von Geist und Natur. Wie die Weiserwelt, so spielt in ihm auch die Naturwelt. Dieser kann er nicht ästhetisch sich entziehen. Die Gebiete des natürlichen Lebens, die Humanität, sie gehören also mit zur ethischen Kultur. Wie der Mensch den Garten bebauen und bewahren soll, so das ganze auf ihn und für ihn geschaffene relative Dasein.

Die Ausföhrung über Geschlechtsdifferenz und ihre Bedeutung bringt Martensen im vorliegenden Wert auf die Zeichnung des Mannes. Er ist dazu organisiert, die Humanität überwiegend in der universellen Richtung zur Erscheinung zu bringen, weshalb die Gebiete seiner Thätigkeit der Staat und die bürgerliche Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst sind. Tamit hat der Verfasser seinen Standpunkt für die Ethik gezeichnet.

Nicht als ob nicht auch andere Arbeiten über Ethik diese Stellung zu nehmen versuchten. Sie versuchen's. Aber die tiefe Erfassung der Gegenstände des 6nlichen Lebens in ihrer gewollten idealen Durchbringung fehlt ihnen.

„Das Leben unter dem Weisp der Sünde,“ 100-  
mit die individuelle Ethik Martensens beginnt, zeigt

uns schon wahre Schönheiten. Dahin rechne ich den „ethischen Fortschritt“ durch Gewöhnung und Übung und das ganze Kapitel über ästhetische Erziehung. Es ist von vorzüglicher Annuit, wie Martensen's Schüler nachweist, daß seine autonome Freiheit niemals den Dualismus von Ideal und Wirklichkeit zu überwinden und damit zum Frieden zu kommen fähig sei. S. 70.

Hier wie überall hat der Verfasser uns mitten in die Dinge. Wir haben nicht den systematischen Gang wissenschaftlicher Ethik, in den gebunden wir fortzuschreiten. Vom System, welches uns mit sich fortführt, von der dem ganzen Werte zu grunde liegenden Disposition merken wir nichts. Immer ist's die Frage selbst, in die wir so geführt werden, als stieße uns irgend eine Frage auf, welche beantwortet zu wünschen uns nahe liegt. Also eine Reihe interessanter Situationen, in die wir verriet werden und welche von sich aus nach der Mitte zur Beantwortung weisen.

Wir sehen, dies ist der Gang, den der Verfasser selbst gegangen ist, worüber seine Autobiographie, sein Aufenthalt in Wien, sein Umgang mit Lenau uns Aufschluß gibt. Er hat nicht eine Ethik schreiben wollen, hat kein System, für dessen Paragrafen er die Beispiele aus dem Leben herbeisucht. Er hat eine Reihe ihm beschäftigender Fragen und sucht für jede die lösende Antwort. Daher die immer neue Frische, in der man zu jedem neuen Abschnitt herantritt.

Wenn Martensen über „ästhetische Erziehung“, über „Gewohnheit zum Bösen“, schreibt, so hat er eine Menge feinsten der Vitteraturgeschichte, der Tragödie entnommener Beispiele. Wie Jakob Böhme, so sind dabei Baader und Gutmann oft herangezogen. Man weiß, daß der Verfasser über Böhme schrieb.

Hinsichtlich der Bemerkungen über Ehescheidungen, denn die soziale Ethik eröffnet mit der Familie, ist Referent allerdings in der Lage, dem Verfasser nicht bestimmen zu können. Man sieht, daß die Konfistorialpraxis auch in Dänemark eine gewisse Sch laxtheit in Beziehung der verbotenen Grade z. B. eingeführt hat, welche durch die Verbindung mit dem Staat, dessen Interessen für die Behörden nur zu sehr bestimmend sein mußten, leicht erklärt wird.

Wir müssen urteilen, daß gewisse Partien der sozialen Ethik (Reichtum, Arbeit — der national-ökonomische Individualismus — die Arbeiterfrage) zu dem Vorzüglichsten gehören dürften, was für diese Richtung publizistisch überhaupt je verbreitet worden ist. Hier ist der Volks-Organismus, der nationale Leid in seinen feinsten Gefühlen verstanden und unter Bezugnahme auf die Sozialwissenschaft der Gegenwart in Rechnung gebracht, sodah der natürliche Bau und das Leben des sozialen Körpers sich für die ethischen Aufgaben des Individuums nach allen Richtungen geltend macht. Die Schäfte, Engel, Reichel, Berlin, Nieß, Adam Smith und List finden immer rechtzeitige Berücksichtigung. Dem Verf. ergibt sich, „daß die politischen Zustände unserer Zeit namentlich die darin vorwaltenden Tendenzen, das Christentum aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen — reichliche Ju-

funftselemente darbieten, aus denen der Antichrift dereinst aufstehen kann.“

Der Antichrift wird nach dem Verf. ein weltlicher Herrscher sein, während „der Papst jedenfalls große antichristliche Elemente in sich trägt.“

Sollen wir noch auf eine Eigentümlichkeit Martensens aufmerksam machen, so ist es die, daß er hinsichtlich der ethischen Bewegung und Kämpfe des Menschen einem gewissen Neoplatonismus huldigt, das Herbeintragen döggeistiger Intelligenzen möglichst abwehrt, ohne es doch zu leugnen. Es liegt das in seiner spekulativen Haltung überhaupt, welche der Wiederbringung aller Dinge immer wenigstens geneigt war, da der hiatus ewiger Strafen und Verdammnis den harmonischen Abschluß des Systems, und für Systematik hatte M. ein feines Gefühl, beeinträchtigt.

Indem ich für eine irgendwie neue Auflage darauf aufmerksam mache, daß die Paginierung eine durchlaufende sein müßte, indem das Verzeichnis für das Nachschlagen sehr unpraktisch eingerichtet ist, kann ich schließlich nur die Martensensche Ethik empfehlen.

Man hat darin zugleich das, was die alten Theologen mit *casus conscientiae* bezeichneten, ein Handbuch für Fälle, in denen das Gewissen, um Stellung nehmen zu können, Rat verlangt. Man denke an Baldwin.

Damit sei denn diese Ausgabe der Ethik, es sei die Martensensche Ethik überhaupt empfohlen.

R.

### 9. Pädagogik.

— Pädagogische Studien von Albert Landenberger, Diakonus und Bezirkschulinspektor in Urad. (Ludwigsburg, Ad. Reibert.) 1866. IV. 304 S.

Das hübsch ausgestattete Buch enthält achtzehn Abhandlungen aus der Feder eines in der pädagogischen Theorie und Praxis wohlbewanderten Theologen. Die ersten vier schöpfen unmittelbar aus der v. Schrift, indem sie 1. Hof., den Propheten Jeremias, die Gleichnisse des Herrn und die Pastoralbriefe in gelungener Weise pädagogisch verwerten. Nicht weiter machen uns mit der pädagogischen Bedeutung nicht nur von Männern wie Pestalozzi und Schielermacher, sondern auch des Philosophen Leibniz und der Dichter Gerbard, J. F. Hebel, Ulland und Schmidlin bekannt. Sehr interessant ist ferner die Abhandlung über Herbert Spencers Erziehungslehre, lehrreich der Abschnitt über württembergische Schulgeschichte, ergötzlich die Skizze: Das deutsche Volksschulwesen vor hundert Jahren. Drei „Besprechungen“, die sich auf das Leben Jesu von V. Weiz., Straßburgers Geschichte der Erziehung und des Unterrichts bei den Israeliten und O. Jägers pädagogisches Testament beziehen, betünden das seine und gerechte Urteil des Verf. Wir können nur wünschen, daß das im Laufe eines Jahrzehnts herangereifte Werk, das von den Männern des Fachs gewiß nicht übersehen werden wird, von allen gelesen werde, die ein warmes Herz für unsere evangelische Volksschule haben.

B. d. U.

H. Lg.

— Plus ultra. Zur Unversitäts-Frage. Von Erich Haupt. (Halle, Max Niemeyer.) 1887. 62 S.

Die vorliegende Schrift geht von der Thatfache aus, daß in neuerer und neuester Zeit vielfach Stimmen laut geworden seien, von denen der ganze Betrieb unserer Unversitäten getadelt, besonders aber zweierlei hervorgehoben werde: Die vermeintlich unpraktische Art, wie die Unversität auf den Beruf vorbereite, und das geringe Maß von Arbeit und sittlicher Gehaltenheit bei den Studierenden selbst. Diesen beiden Ausstellungen gegenüber gliedert sich die Schrift in zwei Abschnitte. — I. Der Idealismus der Unversität und die Praxis des Berufs. — II. Die akademische Freiheit und die notwendigen Garantien für den Erfolg des Studiums.

Der Verfasser wirft die Frage auf, ob die Unversitäts-Bildung ihr Maß haben solle an dem, was unmittelbar praktisch verwendbar ist, oder an dem Besen der reinen Wissenschaft, d. h. ob die Unversität unmittelbar oder mittelbar zur Ausübung eines praktischen Berufs befähigen solle. Es ist hierbei zu beachten, daß die Unversität keinesfalls die Aufgabe hat, die gesamte Ausbildung für den künftigen Beruf zu leisten. Außer bei der medizinischen Fakultät folgen der Studienzeit mehrere Jahre, welche wesentlich der praktischen Ausbildung des künftigen Pastors, Lehrers, Richters u. d. dienen. Auf dem Gebiete der Kirche ist man eben in unserer Zeit sorgfältig und ernstlich bemüht, feste Ordnungen zu finden und zu schaffen, durch welche die Zeit zwischen dem akademischen Studium und der selbständigen Amtsführung zum Nutzen der letzteren fruchtbar zu machen sei; die einen dringen auf den obligatorischen Besuch von Predigerseminaren, die anderen auf ein Vikariat. Die Sache stellt sich demnach so: Die Unversität soll die wissenschaftliche, die folgenden Jahre — wie immer ihr Inhalt gestaltet sei — sollen die praktische Seite der Vorbildung übernehmen. Und mit dieser reinlichen Trennung macht der Verfasser vollen Ernst; seine Meinung würde nicht getroffen sein, wenn wir etwa den obigen Satz in der Weise formulieren wollten: Die Unversität soll wesentlich der wissenschaftlichen Vorbereitung dienen, sondern er nimmt für die Unversität die Aufgabe in Anspruch, ausschließlich die wissenschaftliche Seite der Berufsvorbereitung zu pflegen. Die doppelte Arbeit der wissenschaftlichen und der praktischen Ausbildung kann und darf der Unversität ihrer Natur nach nicht zugemutet werden; darum — dies die Parole des Verfassers — wende sie alle Kraft auf das ihr zustehende Gebiet, versorge in noch viel höherem Grade als bis jetzt die Interessen der reinen Wissenschaft, bewege sich immer entschiedener auf dem Wege größerer wissenschaftlicher Idealität! Das Drängen auf das bloß Praktische ist gar nicht praktisch, es schließt die Gefahr in sich, daß Treffer und Appretur an die Stelle wirklicher Durchbildung treten; ohne starke idealistische Grundlage ist für die Praxis selbst nicht dauernd gesorgt. Die Unversität soll gar nicht den gesamten Wissensstoff darbieten — dieser kann auf andere Weise als durch Vorlesungen an-

gerignet werden —, sondern das wissenschaftliche Können zu erlangen und die wissenschaftliche Idealität zu wahren, ist ihre spezielle Aufgabe. Darum soll sie zu richtiger und umfassender Handhabung wissenschaftlicher Methode erziehen. Hiernach bestimmen sich die Anforderungen des Verfassers an die Art der akademischen Vorlesungen. Die Methode soll dem Studenten vorgemacht werden — dies der wesentliche Zweck der Kollegie, nicht die Mitteilung dessen, was er ebenso gut in einem Lehrbuche lesen kann. Von hier aus kommt Dr. Haupt dazu, das Hauptgewicht für das Studium nicht in die Vorlesungen, sondern in die Seminare zu verlegen. Diese freilich müssen anders gestaltet werden, als bisher üblich, nämlich so, daß alle Studierenden an den Seminaren teilnehmen, und daß jedes Mitglied selbstthätig mitarbeitete und aus diesem Wege wissenschaftliche Schulung gewinne; denn hieraus kommt es an. — Im zweiten Abschnitt spricht der Verfasser zunächst von der akademischen Freiheit. Er will dieselbe nicht angefaßt sehen und hält alle äußeren Mittel, um trotz derselben fleißige Arbeit auf Seiten der Studenten zu erwirken, für verfehlt. In diesem Zusammenhange finden wir wertvolle Bemerkungen über das Fezieren, über Tetanats- und Berufsgeamina. Doch darüber gehen wir hinweg. Die Hauptforderung des Verfassers geht dahin, daß dertrieb zur wissenschaftlichen Arbeit von innen heraus komme und demgemäß gewendet werde. Die Universität hat nicht die Aufgabe, zum Fleiß zu zwingen, sondern vielmehr, die Begeisterung für wissenschaftliche Arbeit anzuregen und die Angeregten auf den richtigen Weg zu leiten und auf denselben zu fördern. Und von diesem Punkt aus kommt der Verf. wieder dahin, das Hauptgewicht des Studiums in die seminaristischen Übungen zu verlegen. In den Seminaren kann sich zwischen dem Professor und dem Studenten ein Verhältnis wirklicher wissenschaftlicher Jüngerchaft bilden, und — was von dem höchsten Wert ist — durch die Seminare kann eine starke Tradition des Arbeitens erreicht werden. In der richtigen Teilnahme an den Seminaren sieht Dr. Haupt auch die Gegenwirkung gegen die aus der akademischen Freiheit erwachsenden Uebelstände. Zum pünktlichen Besuch der Vorlesungen läßt sich der Student nicht zwingen, die regelmäßige Beteiligung am Seminar, wo seine Mitarbeit geordert, wo auf ihn gerechnet wird, wird er für Ehrensache halten; durch die wissenschaftliche und Ehrenpflicht, die ihm aus seiner Mitgliedschaft im Seminar erwächst, gehalten, wird er auch das Semester am Anfang sowohl wie am Schluß nicht willkürlich verkürzen. Wird der Student zu erster wissenschaftlicher Arbeit erziehen, so verringern sich auch diejenigen Gefahren der akademischen Freiheit, welche auf sozialem und sittlichem Gebiet liegen. Das Bewußtsein der hohen Aufgabe und der Pflicht, dieselbe zu erfüllen, verpflückt die sittliche „Verbundmelung“. Neben dem bisherigen Maß wissenschaftlicher Kenntnisse ein höheres Maß wissenschaftlicher Erkenntnis und methodischer Schulung; in der bisherigen Form akademischer Frei-

heit ein höheres Maß der sittlichen Durchbildung zu energischerem Pflichtbewußtsein: das sind die Ziele, welche wir zu verfolgen haben.“ —

Vielleicht fällt von dem hauptsächlichsten Standpunkt aus auch ein Licht auf die viel ventilirte Frage der theologischen Lehrfreiheit. Weiß der junge Theologe, daß die Universität lediglich der Weidung und Stärkung seiner wissenschaftlichen Kraft dienen soll, kommt er sobald in eine praktische Schule, die ihm zeigt, was die Gemeinde braucht, und ihn befestigt in der Ueberzeugung, daß in keinem anderen das Heil ist, als in Christo, so schadet es ihm nicht, daß er auf dem Wege der reinen Wissenschaft auch Richtungen kennen gelernt hat, deren Resultate sich mit dem Inhalt der kirchlichen Erkenntnisse nicht decken. Gerade, wenn er recht „studieren gelernt“ hat, wird er die Irrlehre wissenschaftlich zu überwinden im Stande sein, während er im anderen Falle leicht in die Gefahr gerät, zwischen der Wissenschaft als solcher überhaupt und der gläubigen Amtsführung einen Widerspruch zu statuieren und zu einer montanistischen Betrachtung der Wissenschaft zu gelangen. Allerdings denke ich hierbei an den Fall, daß einer nicht das Unglück hat, lediglich negativen Geistes in die Hände zu fallen.

Wollt gebe unserer evangelischen Kirche in wachsendem Maße ein Theologen-Geschlecht, welches nach den Prinzipien der hauptsächlichsten Schrift erzogen und geschult ist!

D. Fr.

— Die Verfassungswahl unserer Töchter. Ein Ratgeber bei der Wahl des weiblichen Lebensberufes. Herausgegeben von A. von Franhstein, Ingenieur. (Wittenberg, R. Herros.) VIII und 342 S. 8°. 2,50 M.

Die sogenannte Frauenfrage hat bisher meistens das Unglück gehabt, rein theoretisch behandelt zu werden, oder, wo der Versuch einer praktischen Behandlung gemacht wurde, geschah dies gewöhnlich in der denkbar einseitigsten Weise. Auf theoretischem Gebiete standen sich unversöhnliche Fehden gegenüber, von denen der eine das Vorhandensein einer Not mit blindster Zuversichtlichkeit zu leugnen versuchte, der, oder meistens die anderen, dagegen die vollständige Gleichstellung der beiden Geschlechter auf allen Gebieten der Kunst, Wissenschaft und des Erwerbsolebens forterte, um die vorhandene Notlage vieler Frauen aus der Welt zu schaffen. Ohne gegen eine ernsthafte wissenschaftliche Besprechung dieser Frage irgend etwas einzuwenden zu wollen, bin ich doch der Meinung, daß die praktischen Versuche gleichzeitig aufs ernsteste in Angriff genommen werden müssen. Die Grundlage dazu bietet das oben genannte Buch. Der Verf., A. von Franhstein, hat schon durch ein verwandtes Werk: „Was soll der Junge werden“, den Beweis geliefert, daß er in diesen Fragen mitzureden das beste Recht hat. Dies Recht beruht auf der umfassendsten Kenntnis aller der Thätigkeiten, auf die gegenwärtig Frauen ihren Unterhalt ganz oder teilweise erwerben. Alle diese Thätigkeiten nun werden in dem oben genannten Buche besprochen, ihrem Wesen nach geschildert und je nachdem empfohlen oder mißbilligt. Der Verf. unterscheidet sehr richtig zwischen solchen

Verursachen, die naturgemäß der Frau vorbehalten sind, oder auf die sie einen vollgültigen Anspruch erheben darf, und sogenannten neutralen Gebieten, wo neben Männern auch Frauen Beschäftigung finden können. Vor den letzteren warnt er im allgemeinen, nicht nur weil durch die so gebildete Konkurrenz die Erwerbsfähigkeit der Männer und damit indirekt die Heiratsmöglichkeit der Frauen gefährdet wird, sondern weil, wie er mit großer Sachkenntnis nachweist, ein selbständiger Betrieb nur von den Frauen bei denselben fast immer unmöglich ist, und weil, wenn auch nicht direkt die Eitelkeiten, so doch jedenfalls die edlere Weiblichkeit dabei fast immer gefährdet ist. Nur da spricht er sich für solche Thätigkeit aus, wo sie eine Unterstützung des eigenen Mannes, des Vaters oder Bruders ist. Diese gesunde Auffassung des Berufs zeigt sich weiter in der Entscheidung, mit der er die Familie als die einzige Heimstätte des Weibes bezeichnet und sich allen unweiblichen Emanzipationsgelüsten entgegenstellt. Erreicht ist es auch, daß Frau Stein ein im ganzen richtiges Bild des Diakonissenberufes gibt, obgleich seine persönlichen Neigungen mehr den Vereinen vom roten Kreuz zugewandt scheinen. Bei einer wohl bald zu erwartenden zweiten Auflage dürfte sich die Benutzung des Buches von Pastor Schäfer, die Diakonie in ihrem ganzen Umfange dargestellt. Bd. I und II, Stuttgart, Wunderl empfehlen, um einige vorhandene Lücken zu ergänzen, namentlich über die Thätigkeit von Diakonissen in Kleinkinderschulen (vgl. Oberlinstift in Rowome) und die Anstalt in Nonnenweier begründet von Frau Dr. Jolberg). Als weitere Wunsch für eine 2. Auflage möchte ich aussprechen, daß ich eine Vorlesung gern sähe über den Einfluß, den die angeführten Erwerbsarten auf die leibliche Gesundheit des Weibes ausüben. Soweit meine Erfahrung reicht, ist alle einseitige, wenn auch sonst leichte Thätigkeit dem weiblichen Körper auf die Dauer schädlich. Es wäre sehr dankenswert, wenn von Frau Stein auch diese Frage etwas ins Auge faßen wollte.

Die Schreibweise des Verfs. ist lebendig, frisch, immer unterhaltend; wir wollen es darum auch nicht allzu sehr tabeln, daß hier und da die Reizung zum Wipigen etwas zu weit geht.

Mit einem Wort, das Frau Stein'sche Buch darf allen denen aufs beste empfohlen werden, für die es nach seinem Titel berechnet ist — Eltern, Vormündern, Lehrern und Freunden gemeinnütziger Bestrebungen. Schfr.

## 10. Unterhaltungslitteratur.

— Wiber Kaiser und Reich. Historischer Roman von Conrad von Polanden. (Mainz, Kirchheim.) 1886. 434 S.

Verständige Leser, die nicht gerade Keßhetzer und Kunstkritiker von Beruf sind, werden den Wert eines historischen Romans in der Regel nicht so sehr danach beurteilen, ob „sie sich kriegen“, ob der Held und die ihm Ingebadte mit größerem oder geringerem Geschick vom Verfasser unter die Haube gebracht werden, als vielmehr danach, ob ihm ein Bild der Zeit vermittelt wird, in der die Erzählung spielt, oder nicht. Und die Befriedigung

wird wachsen, je mehr sie zu dem Geständnis gezwungen werden: ja, so dachten, fühlten, redeten, gandelten die Leute in der geschilderten Periode, das sind die Begebenfälle, welche sie bewegten, die Kämpfe, welche sie ausgefochten haben. Und noch erhöht wird der Reiz, wenn man merkt, daß der Dichter nicht nur oberflächlich, aus abgeleiteten Quellen geschöpft hat, sondern daß er wirklich die zugänglichen literarischen Urquellen gründlich durchforscht hat. Ergreift er dann auch wirklich, nach dem Standpunkt, den er einnimmt, für eine uns selbst nicht zuzugabe Partei der Vergangenheit seinerseits Partei, so läßt man sich das, wenn er nur aus dem Rahmen der geschilderten Periode nicht heraustritt, gern gefallen.

Von allen den angebotenen möglichen Vorzügen kann leider dem Verfaßter der vorliegenden Schrift kaum einer nachgerühmt werden. Wir bezweifeln, daß er irgend eine Originalschrift der Reformationszeit wirklich in Händen gehabt. Sein Eifer, altemäßig zu erscheinen, verrät ihn. Denn gerade aus den in einen Roman absolut nicht hineingehörenden gelehrten Anmerkungen geht hervor, daß er nur den Zanffen, die historisch-politischen Blätter und ein paar andere leicht zugängliche Eadmöter hergenommen, diejenigen Citate, welche ihm paßten, daraus abgeschrieben und zu einem Roman von übrigens flacher Erfindung verwoben hat. Und so eilig ist er, die neuesten Resultate römisch-katholischer „Geschichtsschreibung“ an den Mann zu bringen, daß er alle Augenblicke den Gang der Handlung durch geschichtlich-kritische Mitteilungen unterbricht und sich selbst mit dieser Weisheit in tendenziöser Weise störend in den Vordergrund drängt.

Das Bild, welches Polanden von der Reformation entwirft, ist aber genau so, wie es die Katholiken neuerdings in wam delphini entworfen haben: Ungefähr bis zum Jahre 1517 ist Deutschland ein Land, das dem Paradiese nichts nachgibt: glückliche und reiche Bauern auf dem Lande, wohlhabende und stolze Bürger in den Städten, und über alles hergestreut ein gottesfürchtiger und frommer Klerus. Da will das Unglück, daß ein heiratslustiger Augustiner-Mönch aus seiner Zelle in Erfurt entspringt. Und diesem geistlichen Subjekt gelingt es nun binnen wenigen Jahren, alle die reichen und glücklichen Bauern davon zu überzeugen, daß es ihnen eigentlich Kreuzflecht geht, und sie zu veranlassen, aus dieser genommenen Ueberzeugung heraus einen blutigen Aufstand zu machen. Dem ausgebrochenen Mönch gelingt es ferner, einige ganz besonders nichtsnutzige Fürsten für das „lautere Evangelium“ zu gewinnen, d. h. ihnen die Gefährlichkeit der guten Werke plausibel zu machen und die Notwendigkeit der Einziehung alles Kirchenguts warm ans Herz zu legen. Und so fort!

Charakteristisch an dieser neuen Geschichts-Auffassung und an ihrer bestirntigen Verwertung ist, daß jeder, auch der ärgste Gegner Luthers, wider Willen zu seinem Verteidiger wird. Auch Polanden. Er will z. B. einen Widerspruch in Luthers Benehmen vor dem Bauernkrieg finden. Erst soll Luther die Bauern

wider die Türken geht und dann die Fürsten aufgefordert haben, die Bauern totzuschlagen. Diese grundlose Aussetzung widerlegt Verf. nun, ohne es zu wollen, selbst, indem er Luthers herrliche Worte durch Philipp von Sidingen wörtlich vorlesen läßt. Wir bitten ihn, dieselben auf S. 92 einmal leidenschaftlos nachzulesen; kann er das, so wird er finden, daß die erste Kurde gar nicht an die Bauern, sondern an die Herren gerichtet ist, und den Herren, welche das arme Volk plagten und ausbeuteten, eine so eindringliche Vuhpredigt hält, daß man der katholischen (und evangelischen) Weislichkeit wohl immer den gleichen Mut den Großen der Erde gegenüber wünschen möchte. Wenn Luther später den Bauern unrecht gab, als sie sich gegen die Obrigkeit auflehnten, so war er vollkommen im Recht. — S. 72 wird Luthern ein Bund mit den Türken vorgeworfen. Wann und wo soll derselbe geschlossen sein? Uns ist nichts davon bekannt; bekannt dagegen ist uns, daß sich die Päpste wiederholt mit dem Türken gegen die Christenheit verbündet haben.

In summa glauben wir, ganz abgesehen von der Tendenz, daß die Begabung des Verfassers mehr in der Richtung des modernen und vollständigen Dialogs liegt und daß er daher von seinem Standpunkte aus und für seine Sache durch Schilderung moderner Zustände Größeres wirken wird, als durch ungeschickt altertümliche „historische“ Romane. Sein bisheriger Erfolg steht mit unserer Ansicht nicht in Widerspruch, da von den historischen Romanen nur ein einziger es zu einer zweiten Auflage gebracht hat, seine Volkschriften aber Auflage über Auflage erleben. Im übrigen wird es wohl, um inhaltlich auf das besprochene Buch zurückzukommen, dabei bleiben, daß „der Hiltstein“ vom Reichstage zu Speyer, den es behandelt, trotz aller ultramontanen Gegenchriften weiter treiben wird; denn dieser unzerstörbare Keim ist kein anderer, als das Wort: *Verbum Domini manet in aeternum.*

D. v. L.

— *Wodentlänge. Festgeschichten von Ernst Evers.* (Norden, Soltau.) 1886. 319 S. 3 M.  
Als Wodentlänge, welche aus der Höhe durch das Herz ziehen und den Segen der christlichen Feiertage für das Leben, besonders aus derer, die sich verirrt haben, eintrügen, gehen diese bald frohlich, bald traurig, zumeist aber recht erwecklich klingenden Geschichten zu und für die einzelnen Feste aus. An Adven erzählen sie von dem alten Vörschiten ohne Frisch und seinem Enkel, die durch die Fürbitte und Weisheit des frommen Bauern den Herrn finden, während das Wittglied zwischen Großvater und Enkel, ein hartgeottener Sünder, wenigstens noch auf dem Sterbepett zu dem Sünderheiland kommt. Weihnachten führt in die kalte Nacht, in welcher die heiße Liebe des christgläubigen, also altnordischen Doktor Petterle sich entfaltet. Neujahr bietet in Mutter Reinholds Schwelstergeschichte ein Beispiel von den Handlangerdiensten, die kleine Leute im Reiche Gottes thun können; während die Ciphaniasgeschichte ein Bild zeigt von dem Verlorenen und Wieder-

gefundenen, welches zu wirken der Herr gekommen. Palmaram bezeugt den Segen der Konfirmation. An Gründonnerstag treten wir in ein Haus, das durch Sünde öde und arm geworden, durch Buße und Umkehr noch einen Abendglanz erlangt. Der Karfreitag führt in den Schatten des Kreuzes, wie es so bitter, wie es so gut ist. Aber auch die Nierglocken lassen sich hören. Sie läuten vom Leben aus dem Tode der Sünde und vom Wiederfinden in Zeit und Ewigkeit; während Himmelfahrt himmelan weist. Die Pfingstgeschichte läßt als eine Pfingstrose sich eine Ragd Christi entfalten. Endlich zeigt das Totenfest in dem Zusammentreffen der voneinander gegangenen Gatten unter der Trauerkrone, daß es niemals auf Erden so tief hinabgeht; der Herr kann wieder hinaufführen, wenn man sich nur von ihm führen läßt. Alles erzählt in dem zarten Heimwehston, der das Herz weich macht und doch anzieht.

H.

F.

— *Der letzte Römer. Historischer Roman von Johann von Wildenradt.* 3 Bände, 287, 315 u. 300 S. (Berlin, Otto Janke.) 1886.

Ein Völkermanerungs-Roman aus der Schule Tahn's. Selbst der Titel scheint dem Ur-Roman „Ein Kampf um Rom“ geistlich entlehnt zu sein. Tahn hat die ganz ungeschichtliche, völlig frei erfundene Gestalt seines Helten Cethegus Cäsarius „den letzten Römer“ genannt; diesem Vorgange gegenüber konnte Wildenradt seinem geschichtlichen Helden Aetius, obgleich von Geburt kein Römer, sondern ein Nölzer, um seiner Verteidigung des weströmischen Reiches willen mit etwas mehr Recht den Beinamen „der letzte Römer“ geben. Streng geschichtlich ist freilich Aetius nicht gezeichnet. Ein Kenner jener Zeit sagt von ihm: „Als Staatsmann war er zielbewußt, gewaltsam, ehrgeizig, genial, intrigant, rücksichtslos auf das Leben der Menschen, erhaben über die kleinlichen Leidenschaften des Tages, zwar keuschelig im Verkehr, doch offenbar ohne jeden Zug, der die Herzen gewinnt, aufgehend in dem Gedanken, groß zu sein und Großes zu vollbringen.“ Wildenradt hat seinen Helten edler und liebenswürdiger zu machen gewußt. Der Gegner des Aetius war Attila, ohne Zweifel ein in seiner Art großer Mann; und scheint der Verf. den König Ebel allzu ungünstig dargestellt zu haben, wenigstens geht aus dem vorliegenden Roman nicht hervor, wie es das Attila möglich gewesen ist, die ansehnlichstrebenden Hunnenvölker unter seinem Jocher zusammenzubringen und zusammenzuhalten. Neben der unsicheren Geschichte geht der frei erfundene Roman mit angenehmen und widerwärtigen Liebesaffären friedlich her. Die Geschichte besteht aus Zutritten, Verräthereien, Herreszügen, Mord, Mordheimord und blutigen Schlächten. Die drei Bände trüben — wie „Ein Kampf um Rom“ — von Blut. Aber das hat nichts zu sagen. Frauen, die nicht mit ansehen können, wenn eine Taube geschlachtet wird, lesen ohne die geringste Gemütsbewegung die Berichte von grauenvollen Mordthaten, von Männern würgenden Festschlachten. — Auch im Stil ist D. seinem Vorbild gefolgt. Von Anfang bis zu Ende kann der aus dem gemeinen Teufel

des täglichen Lebens sich los machende Leser in den Strom eines mächtigen Pathos sich versenken. Für Jagen, mitteln sagt der Verf. „Lünden“, für bedröhen „bedrängen“. Die Väter sind „Erzeuger“, die Pferde „Reittiere“. Monat klingt ordinär, also „Monch“. Als es in Aquileja brennt, „gebracht es an einer genügenden Menge des seuchten Elements“. Die Sonne ist das „Tagesgestirn“. Wie schön klingt der Satz: „Deine Hand möchte ich dankbar erfassen und doch weiß ich nicht, ob sich darin neben der Palme des Friedens nicht die Weisel des Schreckens birgt.“ Vollziehbar ist freilich das Bild nicht. — Des Aetius Sohn ist als Weisel bei Aetilia zurückgelassen, Lidia, seine Gattin, macht sich Sorgen um den Sohn, bittet aber sofort um Vergeltung, daß ein Moment der Schwäche sie „anwandelt“. Fürwahr, nicht müßige Naht ziemt dem Vater, der sein Ebenbild in Feindesgewalt weiß, seine Mütterstunde der Mutter, die um ihren Erstgeborenen in Sorgen wandelt. Es ist wahr, es wird hier ein wenig viel gewandelt, aber schön klingt's doch. — Ein junger Germane kommt in der Wildnis an eine Hütte, vor der ein zähneflehender Hund liegt. Jener steckt seine „Waffe“ der Bestie entgegen: „nicht sollst du mir betragen, wenn ich den Jähnen deines Wildjägers mit dem Erz wehrte.“ — Gerade so wie bei Zahn hat sich der Leser einer nicht geringen Zahl lateinischer Ausdrücke zu erfreuen. Auxillare, Clarissimus, Dux, Centurio, Decurio, Patriciusgeneralissimus, Colobium, Vertus, Coena, Vestiarier, Histrionen, Amatrix, Rheda, Suburra, Lectica sind einige Beispiele der Sprache, die der letzte Römer gesprochen hat. Biswoilen verteilt eine Reminiscenz den Verf. zu einem hochpathetischen Ausdruck. „Klaget nicht, sondern gebietet Euren Thronen!“ wird der Kaiserin Placidia zugerufen. „Und die Siegesfreude schwand vor der Sorge, wie die Freundschaft mit Drestes vor der Zwietracht, die immer leidet das schlangenumwundene Haupt erhob.“ Wer denkt da nicht an die Erinnyen, welche mit schlangen-ummundenen Häuptern den Ur-Drestes verfolgt haben? Biswoilen fehlt der Ausdrucksweise des Verf. der rechte Sinn. Zwischen zwei vorher vereinigten, dann durch einen soliden Teppich in der Thüre eines Gemaches von einander getrennten Personen kann gewiß noch ein mündlicher Verkehr stattfinden. Wenn der Teppich aber so dick ist, daß die jenseits gesprochenen Worte nur „wie ein unbestimmtes Geräusch“ an das Ohr des diesseitigen dringen, so wird sich doch dieser wahrhaftig nicht die Mühe geben, „mit seinen Willen den Teppich zu durchdringen“. — Warum ein ungewöhnlich milder Winter in Italien gerade vorüber aufsehen muß, ist schwer zu begreifen. — Weitere Ausstellungen unterbrechen wir. Das Mitgeteilte mag genügen,

um darzutun, daß wir es mit dem Nachahmer eines Vorgängers zu thun haben, dessen angeliches Meisterwerk bei allen Gebredern hoch über „dem letzten Römer“ steht. D. R.

## II. Verschiedenes.

— Einwärts, Aufwärts, Vorwärts! Pilgergedanken und Lebenserfahrungen von Max Frommel, Dr. th. Generalsuperintendent und Konsistorialrat in Gelle. (Breuen und Leipzig, C. Ed. Müller.) 1886. X u. 227 S. 8°. 2,80 M.

Nach schwerer Krankheit suchte der hochwürdige Verfasser dieses Buches völlige Genesung an den schönen Ufern des Lago maggiore. Er benutzte diese Ruhezeit, um Altes und Neues aus seiner Mappe zu nehmen und die losen Blätter geordnet seinen Lesern zu bieten. Eine Genesungstimmung erfüllt dieselben. Mild und liebevoll, dankbar und heiter, ernst und gebanctent — so reden sie zu uns.

Verf. hat seine Pilgergedanken und Lebenserfahrungen in sechs Abschnitte geteilt. „Im Kämmerlein“ heißt der erste, worin Verf. zu sich selbst und zu seinen Amtsbrüdern von der hohen Bedeutung des geistlichen Amtes und seinen Gefahren spricht und als solche besonders die Neigung zum Kriticismus hervorhebt. Im zweiten, „In Gottes Haus“, erzählt er von Erfahrungen auf und unter der Kanzel, spricht von „predigen“ und „hören“ und wirft einen Blick auf die „Kunst“, deren göttliche Mission er einräumt. Er sieht aber auch eine „Gegenzanzel“ in unserer heutigen Bühne und ihrer entsetzlichen Wirkung auf das Volk. Im dritten Abschnitt führt er dem Leser allerlei kleine Reiseerlebnisse und Begegnungen vor, die zugleich einen Blick gönnen in die lange Zeit, wo Verfasser in der Diaspora lebte. „Aus dem Leben in das Leben“, der vierte Abschnitt, bietet besonders hübsche kleine Stücke, wie: „Ein Trauergamen“, wo nach Landesitte das Brautpaar vor der Hochzeit eine Privatunterredung mit dem Prediger haben muß, darin dieser es im Katechismus zu prüfen hat; „Ein Christenhaus im Kirchenstall“, „Das erste Gebot“ (ein neu Gebot gebe ich auch.)

„Aus dem Sterben für das Sterben“ und „Christgedanken von der schönen Ewigkeit“ sind die beiden letzten Abschnitte bezeichnet, in welchen sich die Gedanken des Verf. in die Tiefen und Geheimnisse des Todes und der Ewigkeit versenken, um den heilsbegierigen Seelen, welche gern über das Leben hinaus weiter schauen, Lichtblicke zu geben. So ist für viele in dem reichhaltigen Buche etwas zu finden, für jeden aber das warme Herz eines treuen Seelenhirten, den es dringt, ändern aus dem tiefen Born seiner Lebenserfahrung mitzutheilen. — 4.





## Englische Parteien.

Von

B. A. Schleicher.

Ob das Recht der unbedingten Selbstbestimmung ein Glück oder ein Unglück für ein Volk genannt werden muß, ist eine Frage, die wir im Hinblick auf die Geschichte Frankreichs und der Vereinigten Staaten während der letzten hundert Jahre doch wohl im letzteren Sinne zu beantworten haben. Eine unausbleibliche Folge der politischen Selbstbestimmung ist aber jedenfalls das Parteiwesen; und die unbeschränkte Freiheit wird um so weniger Unglück anrichten, je kräftiger die konservativen Elemente im Volke sind. Wenn die englische Parlamentsregierung sich bis vor ungefähr einem Vierteljahrhundert vorteilhaft von derjenigen Frankreichs und Nordamerikas unterschieden hat, so ist dieser Umstand nicht sowohl dem konstitutionellen Schattenkönigtum, als vielmehr dem Vorherrschen des konservativen Prinzips sogar im alten englischen Liberalismus zuzuschreiben. Wenn dagegen jetzt die englische Parlamentsregierung an Unfähigkeit und Unzuverlässigkeit beinahe die Lenker der französischen Republik überbietet, so haben wir den Grund zu suchen in einer alle staatliche Stabilität zerstörenden allmählichen Aenderung im Prinzip der englischen Volksvertretung und in einem mehr und mehr sich geltend machenden Vorwiegen der unruhigen, unweisen, nach allem Neuen gierig haschenden Elemente des Volkes.

Ein allgemeines Verständnis der englischen Parteiverhältnisse wird uns nicht nur klar machen, weshalb dieses Land jetzt im Rate der europäischen Völker zu einer Null herabgesunken ist, sondern es wird uns auch neuen Grund geben, uns zu beglückwünschen, daß bei uns der König noch etwas gilt: daß wir in der Krone nicht nur eine starke Exekutivgewalt besitzen, sondern daß auch die besonnene Minorität an dem Königtum noch einen starken Schutz und Anhalt hat gegen die Tyrannei der heißköpfigen, gedankenlosen, unwissenden oder selbstsüchtig begehrliehen Majorität.

Die Parlamente, welche sich während der drei Jahrhunderte vor dem Regierungsantritte der Königin Elisabeth von Zeit zu Zeit zusammensanden, hatten nur eine formelle Bedeutung: bei der Macht, welche das Königtum sogar noch unter Heinrich VIII. besaß, und bei der geistigen Unreife des Volkes war an eine Parteienbildung nicht wohl zu denken. Die ersten Anfänge einer parlamentarischen Opposition erwuchsen aus der Reformation, welche eine größere Regsamkeit auch auf politischem Gebiete herbeiführte. Eine große Anzahl von denjenigen, welche das Joch der römischen Kirche abschüttelten,

waren durchaus nicht zufrieden mit den mäßigen Reformen der Staatskirche, sondern wollten dieselbe von der alten Episkopalverfassung und den alten Liturgien und Kirchengebräuchen vollständig gereinigt wissen. Da diese unter kalvinistischem Einflusse stehenden „Puritaner“ sich der neuen Religionsordnung nicht fügen wollten, wurden sie gleich den Katholiken unter Elisabeth auf das grausamste verfolgt und dadurch in politische Opposition gegen den Thron und die mit dem Throne innig verbundene Staatskirche hineingetrieben. Unter den ersten Stuarts machten alle, welche Grund zur Unzufriedenheit zu haben glaubten, mit den Puritanern gemeinschaftliche Sache, und dieselben erhielten dadurch allmählich als „Volkspartei“ ein bedeutendes Uebergewicht im Unterhaufe, während auf der anderen Seite der Adel, die Geistlichkeit der Staatskirche und alle ihre Anhänger als „Hofpartei“ eine geschlossene Phalanx um den Thron bildeten. Der Sturz des Königtums und die Herrschaft der Puritaner unter Cromwell bedeutete deshalb auch den Ruin der Hochkirche; die Wiederherstellung des Königtums aber gab auch der Hochkirche ihre alte Stellung wieder zurück. In Gegenwart des gemeinsamen Feindes gestaltete sich das Bündnis zwischen dem Thron und der Kirche immer inniger, und als im Jahre 1679 die Puritaner beantragten, daß der katholische Bruder des kinderlosen Karl II. von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollte, schlug sich die evangelische Hochkirche mit ihrem ganzen mächtigen Einflusse auf die Seite des Hofes. In diesem Jahre entstanden die Parteibezeichnungen „Tories“ und „Whigs“. Dieselben waren eigentlich Schimpfnamen, welche die Freunde und Gegner des Herzogs von York einander beilegte. Ein „Tory“ war eigentlich ein irischer Bandit, und der Name wurde den Verfechtern der Rechte des Herzogs von York angehängt, weil sie durchaus alle verkappte Katholiken sein sollten. Das Wort „Whig“ aber bedeutet „Mokkengesicht“ und wurde den Puritanern wegen ihres lauerbäpischen Aussehens beigelegt. Diese Schimpfnamen haften fest und wurden bald auf beiden Seiten als die ehrenvolle Benennung der betreffenden Partei gebraucht. Durch seinen Versuch, die Staatskirche den Römischen in die Hände zu liefern, entremdete sich aber nun Jakob II. die Tories und brachte es dahin, daß dieselben sich mit den Whigs verbanden, um Wilhelm von Oranien zum Schutze der protestantischen Religion herbeizurufen und auf den Thron von England zu erheben. Kaum aber war Jakob durch dieses unnatürliche Bündnis in die Verbannung getrieben worden, als auch in der Gefinnung der Torypartei ein Umschwung zu seinen gunsten stattfand. Wilhelm wurde dadurch gezwungen, sich ganz und gar auf die Whigpartei zu stützen, welche nun auch ihm zu Ehren die orangegelbe Farbe als ihr Parteiabzeichen annahm, während die Tories die dunkelblaue Farbe beibehielten als Zeichen der unvertrockneten Treue, welche sie den Stuarts bewahrten. Gegen das Ende der kurzen Regierung der Königin Anna, der Tochter Jakobs II., wurden die Tories wieder zur herrschenden Hofpartei. Als dieselbe aber kinderlos starb, drängte sie ihre Anhänglichkeit an den in der Verbannung lebenden katholischen Bruder der Anna wieder in eine feindliche Stellung gegen die von der Whigpartei auf den Thron berufenen Welfen. Da nun bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Streben der Tories nur darauf gerichtet war, die Stuarts wieder zurückzubringen, während diese der großen Mehrzahl des Volkes als bigotte Katholiken auf das tiefste verhaßt waren, so sank die Torypartei mehr und mehr zu einer verschwindenden Minorität im Lande und im Parlamente herab. Während dieser ganzen Zeit waren die Macht und das Ansehen der Whigs unübersteiglich, besonders nachdem im Jahre 1746 der junge „Präsident“ Karl Eduard bei Culloden geschlagen und die angesehensten Jakobiten durch diese Niederlage in die Verbannung getrieben worden waren. Die Whigs waren jetzt das konservative Element im Staate; und während ihrer langen Alleinherrschaft wurde ihr ursprünglicher Liberalismus mit einer so starken konservativen Beimischung vermischt, daß seit jener Zeit die englischen Whigs nur sehr wenig mit den Liberalen anderer Länder gemein gehabt haben. Es gehörten damals dieser Partei an nicht nur die Puritaner

oder Dissenters (die außerhalb der Staatskirche stehenden protestantischen Sekten), welche sich besonders aus den handel- und gewerbetreibenden Volksklassen rekrutierten, sondern auch die kleinen Grundbesitzer, deren es damals in England noch viele gab; ferner ein großer Teil des Adels und der Teil der anglikanischen Geistlichkeit, welcher den Dissenters freundlich gesinnt war. Aber die Niederlage von Culloden hatte die Tories überzeugt, daß sich für die Sturats nichts mehr thun ließe. Sie begannen daher, sich dem Hofe wieder zu nähern. Georg III., welcher sich durch ihre Hilfe von der Bevormundung der Whigs frei zu machen hoffte, bot ihnen seine Freundschaft an. Auf diese Weise schwand allmählich das Vorurteil, welches sich im Volke gegen die Tories festgesetzt hatte, und sie gelangten wieder zu großem Ansehen, besonders nachdem die Exzesse der französischen Revolution und die Anfänge einer demokratischen Bewegung in England die besitzenden Klassen gegen jede, auch die allgemäßigteste Form des Liberalismus eingenommen hatte. Von der französischen Revolution bis gegen das Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts waren die Tories oder die ultrakonservative Partei fast ebenso übermächtig, wie es vordem die Whigs gewesen waren. Die Tories standen jetzt jeder, auch der besten Reform feindselig gegenüber; die Whigs waren für mäßige Reformen; aber unter dem Einflusse der demokratischen Bewegung in Frankreich hatte sich allmählich eine dritte Partei gebildet, die sogenannten Radikalen, welche vorläufig noch mit den Whigs gegen die Tories gemeinschaftliche Sache machten, denen aber die Mäßigung der Whigs fast noch mehr ein Greuel war, als die starre Unbengsamkeit der Tories.

Während des achtzehnten Jahrhunderts waren die Whigs und Tories nicht so sehr sich entgegenstehende Volksparteien, als vielmehr zum großen Teile die Anhänger mehrerer sich entgegenstehender großer Adelsfamilien gewesen. Der höchste Adel war eingeteilt in die „großen Whiggengeschlechter“ und die „großen Torygeschlechter“. Diesen Adelsgeschlechtern gehörte zum größten Teil der Grund und Boden, und sie beherrschten durch ihren örtlichen Einfluß die Wählerschaft gewisser Boroughs oder Wahlkreise. Die Kandidaten wurden von einem Anjell, einem Cabenbisch oder einem Newcastlle ernannt und darauf gewöhnlich auch richtig von dem unter seinem Einflusse stehenden Borough gewählt. Die großen Häupter des Adels suchten sich dann beliebt zu machen durch die Befürwortung volkstümlicher Maßregeln. Whig-Grundsätze waren erblich in einer Adelsfamilie, und Tory-Grundsätze in einer anderen; und da erst neuerdings entstandene Fabrikstädte wie Sheffield, Manchester und Birmingham, welche natürlich dem Einflusse des Adels nicht hulbigten, auch kein Wahlrecht besaßen, so war die englische Konstitution nicht eigentlich eine Demokratie, sondern eine zwischen dem reformfreundlichen und dem reformfeindlichen Adel abwechselnde Oligarchie.

Jetzt aber, im Jahre 1830, verlangte die seit dem Anfange des Jahrhunderts mit demokratischen Elementen erfüllte öffentliche Meinung die Abschaffung dieses alten Systems und die Einführung einer unmittelbareren Volksvertretung. Nach einigem Zögern warfen sich die „Whig-Geschlechter“ auf die Seite der Radikalen, und im Jahre 1832 ging die „Reformbill“, welche den kleinen Boroughs ihre Vertretung nahm und dieselbe den großen Städten zuteilte, in beiden Häusern des Parlaments durch. Durch diese Bill haben sowohl die Whig- als auch die Tory-Lords einen großen Teil ihrer politischen Macht eingebüßt; und die Bedeutung, welche die Whigs verloren, haben die Radikalen gewonnen. Allerdings kommt die Achtung, welche ein grundkonservatives Volk wie die Engländer dem historischen Ansehen zollen, immer noch dem Haupte einer großen Whig-Familie, wie dem Marquis von Hartington, zu gute; aber die Führerschaft der liberalen Partei gehört nicht mehr dem gemäßigt liberalen Whig-Haupte, sondern Männern wie Gladstone, welche um die Gunst des Volkes buhlen und sich vor den „Strömungen der öffentlichen Meinung“ hertreiben lassen. Diese Umwandlung der Whigpartei in eine liberale oder radikale Partei im modernen Sinne hat sich mit besonderer Schnelligkeit vollzogen, seitdem im Jahre 1867 den städtischen

Arbeitern das Wahlrecht gegeben wurde, und wird vermutlich durch die weitere Ausdehnung des Wahlrechtes im Jahre 1885 dem Abschlusse noch um ein bedeutendes näher gerückt werden.

Wenn schon die alte geschichtliche Whigpartei an der Reformbill von 1832 und den ergänzenden Bills von 1867 und 1885 Schiffbruch gelitten, so ist es den Tories noch viel schlimmer ergangen. Der leitende Grundsatz dieser Partei war: ein unbedingtes Verwerfen jedweder Neuerung, welcher Art sie auch wäre. Nach ihrer Niederlage von 1832 schien sie eine Zeit lang ganz wie vernichtet zu sein. Aber sie erhob sich bald wieder, denn noch hatte sie einen starken Halt an der Staatskirche und der Mehrzahl der großen Grundbesitzer. Als Torypartei konnte sie allerdings nicht länger fortbestehen: mit dem Geiste der Zeit fortschreitend ward auch sie zur Volkspartei mit gemäßig liberalen Grundsätzen. Da das Wort „Tories“ einen unpopulären Klang hatte, so legte man diesen Namen ab und nannte sich jetzt die konservative Partei, wie denn auch die anderen sich jetzt nicht mehr Whigs, sondern Liberale betitelten. Wie die liberale Partei aus den oft sich widersprechenden Elementen der Whigs und Radikalen zusammengesetzt ist, so gibt es auch bei den Konservativen eine kleine Abtheilung, welche sich die alten Toryprinzipien unerrückt bewahrt, während die Partei im großen und ganzen weisen und unumgänglich notwendigen Neuerungen nicht abhold ist und in der That aus eigenem Antriebe einige der reichsten Reformen der letzten Jahrzehnte durchgeführt hat, wie zum Beispiel die für England durchaus zur Lebensfrage gewordene Abschaffung der Kornzölle. Innerhalb der liberalen Partei werden die eigentlich konservativen Whigs, welche derselben nur noch infolge einer historischen Ideenverbindung angehören, ganz von ihren in ihrer gedankenlosen Neuerungssucht sich hastig überstürzenden radikalen Freunden ins Schlepptau genommen; und wenn auf diese Weise die Liberalen durch eine siebenjährige Mißwirtschaft das Volk gegen sich aufgebracht haben, erhalten bei den nächsten Wahlen die Konservativen eine Majorität, bis dann das unbeständige Volk, der weisen Mäßigung konservativer Staatsmänner überdrüssig, sich wieder den Liberalen zuwendet. Daher kommt es, daß während der letzten fünfzig Jahre liberale und konservative Ministerien sich fast regelmäßig abgewechselt haben; und da in England das von der Majorität des Parlamentes unterstützte Ministerium alles ist, und die Krone sowohl wie auch das House of Lords keine wirkliche Macht mehr besitzen, so schwächt dieses „Wappwapp der Parteien“ die Exekutive des Staates, bringt Unordnung und Anarchie in fast jede Abtheilung der öffentlichen Verwaltung, macht ein eigentliches Regieren des Landes fast ganz unmöglich und hat auf die auswärtige Politik des Reiches einen beinahe noch lähmenderen und verwirrenderen Einfluß, als auf seine inneren Angelegenheiten.

Das Ungewisse einer englischen Parteiregierung wird noch vermehrt durch das national-irische Element im britischen Parlamente. Seit der Einverleibung des irischen Landtages in das Parlament von Westminster bis zur politischen Gleichstellung der Katholiken im Jahre 1828 waren in Irland wie in England nur Protestanten wahlberechtigt, und nur Protestanten durften gewählt werden. Damals also waren die irischen Volksvertreter entweder Tories oder Whigs, d. h. sie gehörten entweder der einen oder der anderen der großen englischen Parteien an. Aber seitdem den katholischen Kelten Irlands das Wahlrecht zu teil geworden ist, hat es immer im britischen Parlament eine bedeutende irische Nationalpartei gegeben, welche unter der Führung geschickter Agitatoren, wie Parnell, die früher grausame Unterdrückung ihres Landes an beiden englischen Parteien zu rächen sucht und, unbekümmert um die allgemeinen Interessen des großbritannischen Reiches, nur darauf bedacht ist, durch geschicktes Manduvrieren im Parlamente die politische Trennung ihres Vaterlandes von Großbritannien und den Ruin der protestantischen Besitzer des irischen Grund und Bodens herbeizuführen. Vor 1885 gehörten von den 100 Vertretern Irlands etwa 51 den „Nationalisten“ oder „Somersers“ an; die übrigen 49 waren meistens konservative

oder liberale Vertreter der noch mit besonderen Privilegien ausgestatteten protestantischen Wählerchaften. Seitdem aber im Jahre 1885 durch die sogenannte „Redistributions-Bill“ die angelsächsischen „Kolonisten“ und die keltischen Iren auf gleichen Fuß gestellt wurden, entfiel Irland nach Westminster eine starke Kolonne von 85 Parnelliten oder Homerulern, nur 18 Konservative und keinen einzigen Liberalen. Sogar in einem englischen Wahlbezirke, nämlich in Liverpool, gewannen die Homeruler durch die Stimmen irischer Einwanderer einen Sitz. Seit der Zeit der katholischen Emanzipation (und nun erst recht seit der Redistributions-Bill von 1885) halten die Homeruler zwischen den beiden großen Parteien im englischen Parlamente die Wage; und besonders jetzt, da sich ihre Anzahl verdoppelt hat, steht es ihnen jederzeit frei, die gesetzgebende Maschinerie vollständig zum Stillstand zu bringen dadurch, daß sie sich mit ihrer ganzen Wucht bald auf diese, bald auf jene Seite werfen. Dies war wohl der Hauptgrund, welcher Gladstone zu dem Versuche bewog, sie durch die verzeifelte Maßregel seiner Homerule-Bill entweder ganz loszuwerden oder doch wenigstens auf seine eigene Seite zu ziehen. Er konnte allerdings nicht voraussehen, daß ein großer Teil seines eigenen Anhanges zu diesem gewagten Experimente seine Zustimmung nicht geben würde, und daß sein Versuch zur Kräftigung seiner eigenen Partei die Sezession von etwa 80 der „Union“ treugebliebenen Liberalen und einen Umschwung der öffentlichen Meinung zu gunsten der Konservativen zur Folge haben würde. Durch diesen übereilten Schritt des greisen Staatsmannes haben nun allerdings im gegenwärtigen Parlamente die alliierten Konservativen und liberalen „Unionisten“ eine Majorität von 120 über die Gladstonianer und Parnelliten zusammengenommen; aber der Tod des 77jährigen Gladstone wird wahrscheinlich die liberale Partei unter der Führerschaft des der „Union Großbritanniens und Irlands“ eifrig zugehörigen Fortschrittlers Chamberlain wieder vereinigen; und da das englische Volk fest entschlossen ist, ihnen die gewünschte Autonomie nicht zu gewähren, so werden Parnell und seine Nationalisten nach wie vor die wirklichen Meister des Parlaments zu Westminster bleiben.

Das stehende Verhältnis des irischen Elements in der britischen Volksvertretung läßt sich mit der größten Genauigkeit angeben, da den Nationalisten gewisse Wahlbezirke so vollständig gehören, daß niemand ihnen dieselben streitig zu machen wagt, während sie hinwiederum an keinem anderen Orte auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg haben. Dagegen sind die numerischen Verhältnisse der beiden großen englischen Parteien in fortwährendem Schwanken begriffen. Die Universitäten Oxford, Cambridge, Dublin, Edinburgh und Glasgow wählen immer konservativ; die kürzlich zu London gegründete Universität aber ist bis jetzt immer durch einen Liberalen vertreten gewesen. Schottland und Wales gehören fast ganz den Liberalen. Die Schotten rühmen sich sogar, daß die sämtlichen in ihrem Lande gewählten Konservativen in einem Eisenbahnkarren nach London fahren könnten — und nicht ganz mit Unrecht; ergaben doch die letzten Wahlen in Schottland nur 9 Sitze für die Konservativen, während die Liberalen deren 61 davontrugen. Ein ähnliches Verhältnis findet in Wales statt, wo auf 25 Liberale nur etwa 5 Konservative kommen. Diese Thatsache ist besonders dadurch zu erklären, daß der politische Gegensatz in diesen Teilen von Großbritannien durch einen scharfen kirchlichen Gegensatz bedingt ist. Die Schotten sind meistens kalvinistische Presbyterianer und halten sich zur liberalen Partei wegen ihrer geschichtlichen Verbindung mit den puritanischen Whigs in England; das konservative Element in Schottland besteht meistens aus Anhängern der Episkopalkirche. Bei weitem der größere Teil der keltischen Bewohner von Wales sind Dissenter und verabscheuen die dort im Besitze aller staatskirchlichen Vorrechte befindliche Kirche von England nicht nur als eine Schädigerin der Rechte ihrer eigenen Geistlichkeit, sondern auch als ein sichtbares Zeichen ihrer Unterwerfung unter einen fremden Volksstamm; und wegen dieses kirchlichen Gegensatzes schließen sie sich an die der bischöflichen Staatskirche in England feindlich gegenüberstehende liberale Partei an. Die schot-

tischen und wälischen Liberalen stimmen aber oft nur in diesem einen Punkte mit den englischen Radikalen überein; sonst aber haben sie viel mehr mit den alten Whigs gemein. Im eigentlichen England haben im allgemeinen die Konservativen ein permanentes Uebergewicht. Es sitzen im jetzigen Parlamente etwa 280 englische Konservative und nur 180 englische Liberale aller Schattierungen. Die liberale Partei hat es auch immer als einen großen Erfolg angesehen, wenn sie in England selbst mit den Konservativen auf gleichem Fuße stand; die Majorität hat sie sich sodann in Schottland und Wales geholt. Beinahe die Hälfte der englischen Wählerschaft gehört keiner der beiden Parteien definitiv an, sondern schlägt sich je nach den politischen Tagesströmungen bald auf die eine, bald auf die andere Seite und stürzt dadurch bald die eine, bald die andere Parteiregierung. In Schottland und Wales also sind die Parteiverhältnisse ziemlich permanenter Art; die fortwährenden numerischen Variationen aber, welche von Parlament zu Parlament stattfinden, haben im eigentlichen England ihren Ursprung.

Fragen wir nun nach den Volksklassen, auf welche sich die verschiedenen Parteien hauptsächlich stützen, so finden wir, daß in Irland alle anderen Fragen in dem nationalen Streben nach Selbstständigkeit aufgehen, daß also die Nachkommen der alten englischen und schottischen Ansiedler in Ulster und in anderen Distrikten meistens konservativ, die keltischen Einwohner der Insel dagegen durchweg Homeruleis sind. In Schottland und Wales ist der puritanische Liberalismus fast ebenso allgemein; auch der größte Teil des Adels schließt sich dort der herrschenden Richtung an, und nur bei den Nichtkalvinisten hat die konservative Partei einen einigermaßen zuverläßigen Anfang. Auch in England selbst spielt der kirchliche Gegensatz bei der Scheidung der Parteien eine große Rolle. Wo nicht andere Interessen von größerer Wichtigkeit dazwischen kommen, sind englische Dissenters gewöhnlich liberal, während die Anhänger der Staatskirche sich um die konservative Fahne scharen. Dieser Umstand läßt sich wohl zum Teil daraus erklären, daß infolge der Einheit der Menschennatur alle Sektierer auch auf politischem Gebiete zur Auflehnung gegen die Autorität des Bestehenden geneigt sind; teilweise ist er aber auch dem weniger philosophischen Grunde zuzuschreiben, daß die Dissenters die Staatskirche um ihren Reichtum und ihre Privilegien beneiden und einen Teil der Kircheneinkünfte für ihre eigene Geistlichkeit in Anspruch nehmen. Dann ist aber in England der Gegensatz zwischen Konservativen und Liberalen auch ein sozialer. Unter dem höchsten Adel und den Peers gibt es allerdings eine starke liberale Minorität; aber der Landadel und die meisten Grundbesitzer und Landpächter sind konservativ. Dasselbe galt auch früher von der Landbevölkerung überhaupt. Von den 118 ländlichen Wahlbezirken fielen noch im Jahre 1880 118 den Konservativen zu, und nur 54 den Liberalen. Seitdem aber die Landarbeiter im Jahre 1885 das Wahlrecht erhalten haben, hat sich dies Verhältnis beinahe umgekehrt. In jenem Jahre gewannen die Liberalen 133 Sitze auf dem Lande und die Konservativen behielten nur 100. Das kommt daher, daß es in England keinen eigentlichen Bauernstand gibt und gewissenlose radikale Agitatoren dem unwissenden Landvolke weisgemacht hatten, daß, wenn sie für die Liberalen stimmten, dieselben jedem von ihnen drei Morgen Land und eine Kuh verschaffen würden. Man erzählt sich sogar, daß in einigen Gegenden die Feldarbeiter einen Strich ins Wahllokal mitbrachten, um die Kuh gleich mit nach Hause zu nehmen. Wenn sie nun herausfinden, daß die Radikalen ihre Versprechungen nicht halten können, werden sie wohl, wenn auch nur aus Euttäuschung, wieder zu ihren wahren Freunden zurückkehren. Mittlerweile haben die Konservativen die Scharten, welche sie auf dem Lande erlitten, in den Städten, welche früher die Hauptbollwerke des Liberalismus waren, reichlich wieder ausgeweht. Der Fortschritt, den konservative Grundzüge neuerdings in den großen Städten Englands, in den Intelligenzmittelpunkten des Landes, gemacht haben, ist in der That wahrhaft erstaunlich. Manchester, wohin sich früher ein konservativer Parlamentskandidat nur mit äußerster Lebensgefahr wagen

konnte, ist jetzt durch drei Konservative und ebenso viele Liberale vertreten. Birmingham, früher ganz in den Händen der Radikalen, wählt jetzt nur Whigs oder Konservative. Auch Bolton, Brighton, Bristol, Cambridge, Oxford, Chester, Hull, Oldham, Plymouth, Preston, Reading, Salford, Sheffield, Stockport und andere einstige Hauptsitze der Radikalen sind jetzt, wie es scheint auf immer, in konservative Hände übergegangen. In Liverpool gehört den Liberalen nur noch ein Wahlbezirk, die übrigen sieben sind ihnen durch die Konservativen entzissen worden. Am deutlichsten aber tritt dieser Umschwung in London hervor. Dort konnte man vor nicht gar langer Zeit die konservativen Parlamentsmitglieder an den Fingern einer Hand aufzählen; jetzt aber vermögen in dieser Metropole englischer Intelligenz und Industrie die Liberalen sich kaum noch in 11 Wahlbezirken zu halten, während den Konservativen 56 Sitze gehören. Im allgemeinen konnte man früher sagen, daß die Anhänger des Liberalismus in England unter den städtischen Arbeitern, den Fabrikanten, den kleinen Kaufleuten und überhaupt unter den industriellen Klassen zu suchen seien; aber neuerdings scheinen gerade in dieser Richtung die Konservativen große Fortschritte gemacht zu haben. Erwähnenswert dürfte es übrigens noch sein, daß im gegenwärtigen Parlaamente 7 liberale und 4 konservative Juden sitzen, und daß die englischen Katholiken sich meist zu den Liberalen halten.

Schon aus dieser Thatsache ergibt es sich, daß der politische Gegensatz nicht, wie bei uns, auch einen religiösen Gegensatz einschließt. Vielmehr gibt es in England unter den gemäßigten Mitgliedern beider Parteien ausgezeichnete christliche Männer, welche sich auch nicht scheuen, wo es not thut, ihren christlichen Glauben auch öffentlich zu bekennen. Obgleich kirchliche Unterschiede fortwährend im Kampfe der Parteien zum Vorschein treten, so hütet sich dagegen der Engländer, die Religion unbilligerweise in diesen Kampf hineinzuziehen: dem christlichen Konservativen ist es genug, daß er mit dem Parteigenossen, was nun auch die religiösen Ansichten desselben sein mögen, durch das Band gemeinsamer politischer Interessen verbunden ist. Dadurch bleibt dem englischen Parteiwesen wenigstens ein Element gegenseitiger Erbitterung fern. Ueberhaupt muß man, im Gegensatz zu dem maßlos ungezügeltene Tone unserer fortschrittlichen Tagespresse, die Mäßigung und den Anstand bewundern, mit welchem in England die wichtigsten politischen Fragen ausgefochten werden. Der Engländer vergißt eben selten, daß er ein Gentleman ist, und daß, wenn er es auch bei der gegnerischen Partei nicht immer mit Gentlemen zu thun hat, er doch seiner eigenen Selbstachtung ein anständiges Betragen schuldet.

Die Organisation des englischen Parteiwesens läßt nur wenig zu wünschen übrig. Gewöhnlich folgen die Parteimitglieder den von ihnen anerkannten Führern gleich einer geschlossenen Phalanx. Die ganze Art und Weise, wie bei wichtigen Abstimmungen eine ganze Partei von ihren Führern und deren Adjutanten in Schlachtordnung gebracht wird, und die Willigkeit, mit der man den Befehlen gehorcht, ist wahrhaft bewundernswert; und erst neuerdings scheint es allmählich Mode zu werden, daß einzelne Parteiangehörige ihren Führern den Gehorsam versagen. Gladstone hat ein bis vor kurzem unsehbares Mittel, einen widerspänstigen Liberalen „zur Vermunft zu bringen“: er läßt ganz einfach unter den Wählern desselben so lange Entrüstungsm Meetings halten, bei denen der Betreffende durch einige dem Gladstone blind ergebene Schreier des Hochverrats an der liberalen Partei beschuldigt wird, bis derselbe sich durch die Furcht, bei den nächsten Wahlen seinen Sitz zu verlieren, ins Bodshorn jagen läßt. Nur durch einen solchen Terrorismus konnte es dem liberalen Führer überhaupt gelingen, die Zügel seiner aus so vielen widerstrebenden Elementen zusammengesetzten Partei in den Händen zu behalten. Die konservative Partei, welche eine größere innere Solidarität besitzt, hat ein solches Schreckensregiment nicht nötig: ist sie doch bisher immer dem Führer, welcher ihr Vertrauen besaß, mit ungezwungener, aber doch strammer Disziplin, willig gefolgt.

Aber nicht nur im Parlament, sondern auch in den verschiedenen Wahlbezirken, sind die beiden Parteien ausgezeichnet organisiert. Ueberall gibt es aus hervorragenden Konservativen oder Liberalen zusammengesetzte Lokalkomitees, welche es sich zur Aufgabe machen, durch persönliche Besuche von Haus zu Haus, durch öffentliche Vorträge und durch die Verbreitung politischer Schriften die Wähler für die betreffende Partei zu gewinnen und besonders auch die im Distrikte wohnenden Anhänger der eigenen Partei kennen zu lernen, um die Säumnigen dann am Wahltag — oft in der eigenen Equipage — zur Erfüllung der Bürgerpflicht nach dem Wahllokale abholen zu können. Durch solche Bemühungen werden oft achtzig bis neunzig Prozent der Wählerschaft an die Wahlurne geführt. Besonders gute Dienste leisten bei dieser Arbeit — horribilo dictu — die Damen. Die „*Liberal ladies*“ schmüden sich am Wahltag mit orangegelben Bändern und Schleifen, während die leichten Truppen der Konservativen der dunkelblauen Farbe den Vorzug geben. In diesem Aufzuge fahren sie mit einer Liste der säumigen Wähler von Haus zu Haus und bringen dann ihre Gesangenen, die ja einer Dame nichts abschlagen können, im Triumph nach dem Wahllokale. Besonders thätig sind die Damen der konservativen „*Primrose League*“ oder „*Primelliga*“, deren Abzeichen ein Sträußchen künstlicher oder natürlicher Primeln bildet. Beaconsfield soll diese Blumen besonders geliebt haben: am 19. April, dem Jahrestage seines Todes, trägt deshalb jeder Konservative ein Primelsträußchen im Knopsloch oder am Kleide — und die „*Primelliga*“ repräsentiert in gewisser Beziehung eine ausgedehnte Organisation konservativer Damen zur energischen Beförderung der Parteinteressen.

Die großen Parteifragen, welche England im gegenwärtigen Augenblicke bewegen, haben eine gewisse Ähnlichkeit mit denen, welche uns auch in Deutschland geläufig sind. Ehe Gladstones Homerule-Bill wie ein Donnerkeil in die liberale Partei hineinfuhr, einen großen Teil derselben zu einem zeitweiligen Bündnis mit den Konservativen trieb und dadurch alle anderen Fragen in den Hintergrund drängte, war die Enttaatlung der Kirche von England der Zwietrachtspüßel, um welchen der Kampf der Parteien tobte. Aus dem feindseligen Reide der Dissenters gegen die Staatskirche erwachsen, besteht schon seit geraumer Zeit innerhalb der liberalen Partei die sogenannte „*Liberation Society*“ oder „*Befreiungsgesellschaft*“, welche, an die Habucht und Irreligiosität des gemeinen Volkes sich richtend, die Stellung der Episkopalkirche zu untergraben, ihre Verbindung mit dem Staate aufzuheben und ihre Einkünfte „zum Besten des Volkes“ zu konfiszieren trachtet. Zwar hat diese Gesellschaft noch keineswegs die ganze liberale Partei auf ihrer Seite; aber die Radikalen unter der Führerschaft von Chamberlain, dem „Staatsmanne der Zukunft“, wie ihn seine Anhänger gern nennen, hoffen durch Ausplünderung der Kirche den Landarbeitern einige Vorteile zuwenden und dieselben dadurch an ihre Partei fesseln zu können: und bei der ungewissen Haltung der Parnellites ist fast jeden Augenblick von dieser Seite ein parlamentarischer Handstreich gegen die Staatskirche zu befürchten. Die Freunde der Kirche, welche in England selbst etwa 67 Prozent der Bevölkerung ausmachen, wissen dies sehr wohl, und es ist vielleicht die Gefahr, die den Altären droht, welche den Konservativen in den Städten Englands ein so bedeutendes Uebergewicht verschafft hat. Ueber die von Großbritannien zu besorgende Handelspolitik waren die beiden Parteien noch bis vor kurzem einig und sind es im wesentlichen auch noch; aber der Verfall der englischen Industrie unter dem bisherigen System hat doch wieder einen Teil der Konservativen zu etwas schüchternen Anhängern einer gemäßigten Schutzollpolitik gemacht — und diese Schwankung sichert ihnen gewiß einen bedeutenden Anhang unter den englischen Arbeitern. Andere von den liberalen Führern in Aussicht gestellte Reformen sind: eine Ausdehnung der kommunalen Selbstverwaltung auf die Landkreise; die Einführung des allgemeinen Stimmrechts, durch welche einige Sozialisten eventuell in das Parlament gelangen dürften; die Errichtung unentgeltlicher Schulen für arme Kinder; die Abschaffung des Majoritäts-



gesetz, welches den abligen Großgrundbesitzern unmöglich macht, irgend einen Teil ihres Landes zu verkaufen, und auf diese Weise einen eigentlichen Bauernstand nicht aufkommen läßt. Gegen die erste und die letzte dieser Reformen haben auch die Konservativen nichts einzumenden; sie wollen nur dieselben mit Vermeidung liberaler Extravaganz durchführen. Von dem leichtfertigen laissez-faire des modernen Manchesterthums ist übrigens auch die konservative Partei in England durchaus nicht frei: vielmehr sind es hier die Radikalen, welche verlangen, daß der Staat den berechtigten Bestrebungen seiner Mitglieder Organisation und praktischen Ausdruck verleihe und den Bedürfnissen derselben helfend entgegenkomme. Sie fordere deshalb auch für England die segensreichen sozialen Reformen, welche Bismarck während der letzten Jahre mit Hilfe der konservativen Partei in Deutschland durchgeführt hat.

Uns Deutschen aber müssen doch die englischen Konservativen sympathischer sein, als ihre Gegner. Denn seit Gladstone Führer der Liberalen geworden, ist es der Hauptgrundsatz dieser Partei, dem Lande um jeden Preis, auch um den der Rational-ehre, den Frieden zu erhalten. Daher die unwürdige Flucht aus Afghanistan — daher der schmachvolle Friedensschluß nach der Niederlage am Rajuberge — daher das schreckliche Blutvergießen in Aegypten, das niederträchtige Injustizlassen des edlen Gordon in Khartum und die Hingschlachtung der ägyptischen Besatzungen im Sudan, weil man sich teils aus Sparsamkeit, teils aus jüdischer Sentimentalität zu einer energischen Kriegsführung nicht entschließen konnte — daher endlich das Liebäugeln mit Rußland, weil man sich dadurch auf friedlichem Wege den Besitz von Indien zu sichern meint. Die Konservativen dagegen sind nach dem Vorgange des Earl of Beaconsfield für eine kraftvolle auswärtige Politik. England soll im Rate der europäischen Mächte noch etwas gelten. Sie glauben nicht, daß der russische Kolos durch gute Worte von seinen Absichten auf Indien abgebracht werden könne; und sie halten dafür, daß England seine indischen Besitzungen in Europa zu verteidigen habe. Leider sind dem Marquis von Salisbury jetzt, da er über keine absolute Majorität im Parlamente verfügt, durch sein Bündnis mit den von Gladstone abgefallenen Liberalen die Hände gebunden, so daß er nicht immer handeln kann, wie er wohl gern möchte; und deshalb ist auch auf ihn im gegenwärtigen Augenblicke kein rechter Verlaß. Dabei ist seine Partei durch den Abfall von Lord Randolph Churchill — der, wie es scheint, die Sparsamkeitspolitik der Liberalen noch überbieten will — so sehr geschwächt, daß es fraglich ist, ob sein Kabinett sich auf die Dauer wird halten können.

Diese Schwäche der englischen Regierung ist gewiß — besonders unter jetzigen Umständen — ein Unglück für Europa. Ein noch größeres Unglück aber ist es für das arme Volk, welches von seiner Regierung plattberdingt nichts hat, als den Schutz des Lebens und des Eigentums und auch das nicht einmal in Irland. Während der letzten anberthhalb Jahre haben die Engländer einen viermaligen Regierungswechsel erlebt. Und auch von der Zukunft läßt sich bei der eigentümlichen Stellung der Parteien im Parlamente nichts Besseres erwarten, als höchstens eine Wiederholung der Gladstoneschen Mißwirtschaft. Diese von Jahr zu Jahr zunehmende Schwächung der Exekutivgewalt und der allmähliche Verfall des Reiches nach innen und nach außen sind aber keiner Abnahme der Tüchtigkeit des Volkes, sondern einzig und allein dem verfehlten Systeme einer unbefchränkten parlamentarischen Selbstregierung zuzuschreiben; und wenn nicht glücklicherweise unser Vaterland etwas mehr wäre als eine konstitutionelle Monarchie, so dürften wir uns bei ähnlichen Parteiverhältnissen in demselben traurigen Zustande innerer und äußerer Ohnmacht befinden wie das trotz seiner vielgepriesenen Freiheit unter dem Banne politischer Lähmung schmachtende England.



## Chinesische Kriegführung vor 25 Jahren.

Von

**A. Werner,** Kontradmiraal a. D.

Seit dem letzten Jahrzehnt hat das gewaltige chinesische Reich mit seinen 400 Millionen Einwohnern verhältnismäßig größere Anstrengungen gemacht, um aus einem mehrtausendjährigen Stillstande in geistiger und kultureller Beziehung hervorzutreten. Die verschiedenen Kriege mit europäischen Nationen seit 1840, die damit verbundenen KonzeSSIONen und Länderverluste, sowie das stets sich mehrende Eindringen der verhassten Fremden (Fankwei — fremde Teufel, wie die Chinesen die Europäer bezeichnen), haben es bewirkt, daß die gänzliche Unzulänglichkeit der bisherigen Art der Kriegführung erkannt wurde und man, namentlich auf Veranlassung des am Hofe sehr einflussreichen und energischen Vizekönigs Li-Han-Schung, wesentliche Verbesserungen und Umgestaltungen des Heer- und Marinewesens vorgenommen hat. Unter Heranziehung von europäischen Instruktoren, namentlich auch deutschen, ist der Versuch gemacht, einen gut bewaffneten und disziplinierten Kern des Landheeres und der Marine zu schaffen. Vor allem hat man aber mit dem früheren System gebrochen, den einzelnen Vizekönigen die Aufstellung einer Heeresmacht im Bedarfsfalle zu überlassen. Es ist eine Kriegszentralstelle für das ganze Reich eingerichtet, Festungen und mächtige Panzerschiffe sind gebaut, Torpedodepots angelegt, und scheint man auf dem besten Wege, auch das Land durch Eisenbahnen zu erschließen, sowie es überhaupt der modernen Zivilisation zugänglicher zu machen. Daß dergleichen radikale Umwälzungen auch bei der größten Energie in einem so großen Reiche wie China, in dem anher anderen Hindernissen gewaltige Vorurteile der Einwohner zu überwinden sind, sich nicht im Handumdrehen bewerkstelligen lassen und daß bis zu ihrer völligen Durchführung eine nach vielen Jahrzehnten zu berechnende Zeit vergehen muß, ist natürlich. Wir finden deshalb solche Aenderungen, mit denen europäische Nationen erstlich zu rechnen haben, bis jetzt auch nur in der Peripherie Chinas und an zerstreuten Küstenpunkten. Inmitten haben aber die Franzosen auf Formosa schon diese Wandlung empfunden und dadurch in ihren Kämpfen den kürzeren gezogen. Wäre allerdings ein europäischer Feind im stande, mit größerer Heeresmacht in das Innere von China einzudringen, so würde er auch selbst eine zehn- bis zwanzigfache Uebermacht einfach vor sich aufrollen, denn er tröse dort nur, wie vor Jahrzehnten und Jahrhunderten, ein gänzlich unfriederisches, mit den primitivsten Waffen, Bogen, Pfeilen, Lanzen und Luntengewehren ausgerüstetes, schlecht diszipliniertes und noch schlechter geführtes Volk, dessen Widerstand nicht in Betracht käme.

In den Jahren 1859—1862 sandte die preussische Regierung eine aus 4 Schiffen bestehende Expedition nach Ostasien, um mit Japan, Siam und China einen Handelsvertrag abzuschließen. Ich kommandierte eins dieser Schiffe, die „Elbe“, ein Transportschiff mit 70 Mann Besatzung und einer Bewaffnung von 6 Geschützen. Ich lag mit der „Elbe“, teils mit den übrigen Schiffen vereint, teils allein ein ganzes Jahr lang in verschiedenen Häfen Chinas, einige Monate im Süden in Hongkong, von wo ich öfter Ausflüge nach Canton machte, und längere Zeit im Norden im gelben Meere vor Tientsin und Tschifu.

In Canton hatte ich Gelegenheit, mehrfach reguläre chinesische Truppen zu sehen. Aus meinen Aufzeichnungen — also vor 25 Jahren — entnehme ich das Nachstehende, wobei ich bemerke, daß Canton der Sitz eines Vizekönigs war und mithin die dortigen Truppen mit zu den besten des Landes gehörten.

„Ich sah tatarische (die beste) Kavallerie, von der 1000 Mann in dieser Stadt garnisonieren; doch waren sie augenblicklich zur Infanterie degradiert, da ihnen die Franzosen sämtliche Pferde „abgeliehen“ hatten, um sie vor Peking im eigenen Interesse zu verwenden. Aber schon der bis auf die Knöchel reichende und mit unendlich weiten Kermeln versehene Uniformrock ließ darauf schließen, daß sie nicht viel Beweglichkeit auf dem Pferde haben, und die totale Niederlage des Generals Sankolinjin an der Spitze von 20 000 Mann Kavallerie durch 5000 Engländer und Franzosen, welche von der chinesischen Reitermacht vollständig umzingelt waren, gibt einen weiteren Beleg für ihren Wert.“

Weiterhin heißt es: „Zu 80 000 tatarischen gesellten sich noch etwas über 600 000 chinesische Truppen, welche jedoch in ihren Provinzen bleiben und neubei Ackerbau oder Handwerke betreiben. Ein solches System kann natürlich keine tüchtigen Soldaten schaffen, und die unter dem grünen Banner stehenden Truppen laufen auch nach dem ersten Schusse davon. Eine Masse dieser Scharen figurirt auch auf dem Papier, wie in jedem schlecht regierten Lande. In der Nähe von Shanghai ist eine weite Ebene, auf der sich an einem Pfahle eine große prahlerische Inschrift befindet: „Hier ist ein Lager von 10 000 Mann: fürchtet und zittert.“ Ich habe das Lager besucht, es befanden sich keine 1000 Mann darin. Trotzdem sendet der Gouverneur von Shanghai jährlich die Musterrolle dieser imagiären Armee nach Peking nebst spezieller Angabe von den Leistungen und Verdiensten eines jeden Offiziers und Soldaten. Die Regierung läßt die Betreffenden avancieren und schickt die nötigen Fonds zum Unterhalt dieser Armee, an deren Vorhandensein sie so freudlich ist zu glauben, und die Behörden von Shanghai stecken den Ueberschuß in ihre Tasche.“

„... Die Erziehung des chinesischen Soldaten beschränkt sich fast ausschließlich auf die Behandlung des Bogens, der Pike und der Luntensinte. Wenn die Bogenschützen eingeübt werden, stellen sie sich im Kreise um ihre Offiziere auf, die gemächlich und ihre Pfeife rauchend unter einem Zelte sitzen. Von Zeit zu Zeit nähert sich ein von seinem Hauptmann aufgerufener Soldat, um Befehle zu empfangen, wobei er niederkniet. Dann thut jeder Schütze drei Schuß nach einer Scheibe auf etwa 75 Schritt Entfernung und kehrt zurück, um sich abermals vor seinem Offizier auf die Knie zu werfen und Lob oder Tadel zu empfangen. Das Exerzitium mit Säbel und Lanze gleicht eher einer Spielerei, als einer militärischen Übung. Nichts kann grotesker sein, als die Stellungen und Gesten dieser unglücklichen Krieger bei ihren Evolutionen.“

Die jungen Mandarine, welche sich dem Militärfache widmen, müssen sich ebenfalls einer Prüfung unterwerfen, in der sie ihre Geschicklichkeit in Behandlung der Waffen und Pferde darzutun haben. Nach dem Ausfalle dieser Prüfung wird ihnen ein militärischer Rang zugewiesen. Vom gemeinen Soldaten bis zum Divisionsgeneral können alle Militärpersonen eine körperliche Züchtigung erhalten, und nicht selten werden höhere Offiziere auf kaiserlichen Befehl auf offenem Markte mit dem Bambus bestraft. Von militärischem Ehrgefühl kann natürlich unter solchen Umständen keine Rede sein, und

ich war in Canton Zeuge einer Szene, die bewies, daß jenes sowohl den Soldaten wie ihren Offizieren gänzlich abgeht.

Ein hoher Militärkommandeur traf dort mit einer Eskorte ein, als ich mich gerade am Lande befand. Zuerst kamen zwei schön gekleidete Soldaten mit einer aus Bambus geflochtenen Kopfbedeckung in Zuderhutform, kurzem blauen Rock mit dunkelblauem Kragen, dergleichen kurzen Beinleibern und Schuhen. Als Waffe trugen sie ein kurzes verrostetes Schwert von höchstens 1 Fuß Länge mit Holzsheide und auf dem linken Arme ein mit einem Tigerkopfe bemaltes Schild aus Bambusgeflecht. Dann kamen acht ungleich uniformierte Fahrenträger, jeder eine große dreieckige Fahne aus buntseidenem Zeuge tragend. Hinter ihnen marschierten sechs Mandarine der unteren Grade und diesen auf dem Fuße folgte die Sänfte des Generals, von vier behelmten Soldaten getragen. Ihre Helme hatten Aehnlichkeit mit den Fiedelhauben des Mittelalters und waren hinten mit einem langen Anhängsel versehen, der den Nacken gegen Stiehwunden schützen soll, eine Vorsicht, welche darauf schließen läßt, daß die chinesischen Soldaten ihren Feinden den Rücken zeigen. Der Sänfte folgten dann etwa 60 Mann Infanterie. Man kam die Würgerwache von Krähwinkel unmöglich mehr als Karikatur betrachten, nachdem man solche Truppen gesehen. Ebenso bunt wie Uniform und Tracht war die Bewaffnung. Der eine trug Bogen und Pfeile, der zweite Schild und Schwert, der dritte eine Luntensklinte, der vierte ein Gewehr mit Steinloß, der fünfte eine Pike; dieser die Waffe auf der linken, jener auf der rechten Schulter, das Schwert in einer beliebigen Hand oder in der Scheide. Der Zug begegnete drei französischen Soldaten (notabene es war Krieg oben im Norden, und Peking wurde von Engländern und Franzosen erobert und geplündert); dieselben waren ohne Waffen aber etwas angekränkt und der eine hielt einen Stod in der Hand. Er stellte sich ganz nahe an die Truppe und machte sich ein Vergnügen daraus, jedem einzelnen Soldaten mit der Gerte den Hut vom Kopfe zu schlagen. Das feige und jeden Ehrgefühls bare Volk ließ sich das ruhig gefallen, obwohl außer jenen drei Mann und mir auf weite Entfernung kein Europäer zu sehen war, und selbst die Mandarine machten nicht die geringste Miene, den Franzosen Einhalt zu thun."

Ueber ihre Befestigungen finde ich in meinem Tagebuche folgende Bemerkungen: „Die chinesische Fortifikation liegt ebenfalls noch in den Windeln und ich hatte Gelegenheit, diese beim Besuch eines wegen der Nähe der Taiping-Rebellen auf Kriegsfuß befindlichen verschanzten Lagers bei Wusung (am Yangtsiekang nicht weit von Shanghai) aus nächster Nähe zu beurteilen. Schon auf einige Meilen war das Lager durch Hunderte von aufgezplanten Fahnen sichtbar. Fahnen spielen überhaupt eine große Rolle in den Kriegsführungen der Chinesen und es scheint sich der als der Mutigere und Siegesgewissere zu betrachten, der die meisten Fahnen hat. Jede Kompanie zählt deren wenigstens 15 und bei den Taiping-Rebellen (von denen noch weiter unten die Rede sein wird), welche Tschjü während unserer Anwesenheit erobern wollten, hatte fast jeder dritte Mann eine Fahne.

Letztere waren rot, grün, gelb, dreieckig, aus Seide gefertigt und in dem Hauptfelde mit Charakteren beschrieben. Sieben verschiedene Banner bezeichneten ebenso viele Lager, die in dem Umkreise von ungefähr einer Meile zerstreut lagen und ziemlich gleich groß waren. Wir besuchten das größte. In der Mitte desselben befand sich ein etwa 30 Fuß hohes Holzgerüst, oben mit einem Häuschen für eine Schildwache, die aus dieser Höhe das umliegende Flachland auf viele Meilen weit übersehen konnte und alles Fremdartige signalisieren sollte. Trotzdem schien die Wachsamkeit nicht sehr groß zu sein, da unsere Anwesenheit erst bemerkt wurde, als wir bereits das Glacis beschritten und den ersten Festungsgraben passiert hatten. Ich spreche hier in Ausdrücken, wie sie in unserer Fortifikation gebräuchlich sind, jedoch darf man keineswegs die Begriffe verbinden. Jedes Lager schloß ungleich einen Flächenraum von 2 Morgen ein, war kreisförmig und zunächst von einem Graben von 12 Fuß Breite

umgeben, über den als Zugbrücke eine Bohle führte, auf der ein Mann passieret konnte. Dieser Graben war, da es kurz vorher geregnet, zufällig naß, doch stand noch nicht ein Fuß Wasser darin. Hinter ihm kam die erste Enciente, eine Mauer von Schlamm aus dem Graben, von 8 Fuß Höhe mit Brustwehr und Geschützschichtarten, aber ohne Kanonen. Hinter dieser erschien statt der Palisaden ein Verhau von Dornengebüsch, und hinter diesem ein zweiter Graben mit einer zweiten Mauer gerade wie die erste. Danach betrat man das eigentliche Lager, das 60 Zelte zu 10 Mann, also etwa ein Bataillon faßte.

Der Eingang wurde durch ein auf der Brustwehr der inneren Mauer stehendes Positionsgeschütz gedeckt mit dem unvermeidlichen Zicat von rotem Tuch um die Mündung. Dies war aber das Schrecklichste davon, sonst schien es bei näherer Betrachtung gänzlich harmlos. Die Kanone besaß ein vierpfündiges Kaliber, dafür aber ein ehrwürdiges Alter von mindestens 100 Jahren, hatte wahrscheinlich sehr lange im Wasser oder Schlamm gelegen und das sorgsam mit einer roten Kofette bedeckte Zündloch war so zugerichtet, daß es als nicht vorhanden betrachtet werden konnte und ein Schießen ausgeschlossen war, selbst wenn Munition und Ladzeug vorhanden gewesen wären. Ich fragte mit Zuhilfenahme des an der Küste gebräuchlichen Pitschen-Englisch (basinnes-Geschäfts-Englisch) den Mandarin, ob er mir die Antiquität nicht verkaufen wollte, und er schien auch nicht abgeneigt, aber so offen konnte er es wohl nicht thun und bis zum Abend zu warten, fehlte mir die Zeit.

Die Zelte waren sehr gut gemacht, viele mit doppelten Wänden und Baumwollenzug, und ein Holzgerüst gab ihnen die nötige Festigkeit. Die der Mandarine hatten viel Raum, bestanden inwendig aus zwei Zimmern und waren auch mit einer ziemlich komfortabeln Einrichtung von Mattendecken, ja sogar von soliden Betten versehen. In den Zelten der Gemeinen fehlte jedoch oft sogar das Stroh und die Soldaten lagen auf dem bloßen Erdboden.

Die hier stationierten Truppen schienen zur Elite des Heeres zu gehören, da sie sämtlich mit Feuertewehren bewaffnet waren. Allerdings darf man sich darunter keine Minié-Enfield- oder Zündnadelbüchsen vorstellen; im Gegenteil hatten sie den Vorzug, weniger fürchtbar als diese modernen Wordinstrumente, ja in den meisten Fällen ganz unschädlich zu sein. Von ebenso ehrwürdigem Alter, wie das erwähnte Positionsgeschütz, gehörten sie sämtlich dem Geschlecht der Luntens Flinten an aus einer Zeit, wo sich dies noch in ursprünglicher Kindheit befand. Diese Flinten geben einen weiteren schlagen den Beweis für die Friedseligkeit des chinesischen Volkes, da eine kriegerische Nation unmöglich mit solchen Waffen gegen einen Feind, und sei er auch der hasenherzigste, ziehen kann. Wir besahen uns einige fünfzig dieser Reliquien verfloßener Jahrhunderte, aber nicht zehn davon konnte man überhaupt gebrauchen. Bei den meisten war das Zündloch ganz zugerostet, bei anderen fehlte ein Teil oder auch das ganze Luntenschloß, und jedenfalls war seit vielen Jahren aus keinem geschossen, obwohl man jetzt die Absicht zu haben schien, da in einem Zelte von Soldaten Pulver angefertigt wurde. Letztere ließen jeden Augenblick einige Schritte weit von ihrer Arbeit weg, um eine Pleiße zu rauchen und wir zogen es deshalb vor, uns so schleunig wie möglich aus der gefährlichen Nachbarschaft zu entfernen. In China gibt es nämlich keine Pulverfabriken und alles Pulver wird von den Soldaten im Felde gemacht. Die Zusammensetzungsverhältnisse sind den unseren fast gleich: 75,7 Salpeter, 14,8 Weidenholz und 9,9 Schwefel, doch ist es bedeutend schwächer, als das unsere, und die Taiping-Rebellen sind klug genug, lieber fünf Thaler für das Pfund englisches Pulver zu zahlen, als es wie die Kaiserlichen selbst zu bereiten.

Die Soldaten waren ziemlich kräftige und große Leute. Viele trugen auch Uniform, gelb mit blauen Aufschlägen und auf der Brust wie auf dem Rücken ein fußgroßes kaiserliches Wappen gedruckt, doch waren auch viele Greise darunter und im ganzen machten sie durchaus keinen militärischen Eindruck.

Die Talusforts bei Tientsin, welche ich später besuchte, bestanden aus einem Erdwalle, welcher der größeren Haltbarkeit wegen mit schweren Leatholzbalken durchstüttet war. Ihr Hauptschutz bestand in ihrer Lage am Wasser und dem sie umgebenden Sumpfboden; in der Kehlre waren sie jedoch völlig offen und die Werke würden von den Engländern sofort genommen sein, wenn sie, statt dieselben mit den Kanonenbooten in der Front anzugreifen, ihre Leute ausgehifft und jene umgangen hätten, während sie sich so eine Schlappe holten.

Mit der Artillerie steht es nicht viel besser wie mit allem übrigen. Die im Lande gefertigten Geschütze sind sehr roh, nicht gehohlet, sondern nur in einer Form gegossen, in deren Mitte ein zylindrisches Stück Holz von der Stärke des gewünschten Kalibers aufgerichtet ist. Dieses oft nasse Holz verursacht dann eine zu schnelle Abkühlung des inneren Gusses und daraus entstehen Unebenheiten und nicht selten Risse. Die aus dem Auslande beschafften Geschütze sind zwar mit teurem Gelde bezahlt, aber meistens Schund, ohne einheitliches System und durchweg schlecht gehalten.

Solche Thatfachen können allein die wunderbaren Kriegserfolge der Westmächte gegen die Chinesen erklären und auf ihr wahres Maß zurückführen. Es ist keine Kunst, mit disziplinierten Truppen und modernen Waffen gegen wehrlose Leute zu kämpfen. Die Taiping-Rebellen sind in dieser Beziehung viel besser daran; sie haben nur Feuerwaffen neuerer Konstruktion, die sie zu schätzen und zu handhaben wissen, und dadurch ist es ihnen möglich geworden, mit ihrer verhältnismäßig kleinen, vielfach von Europäern geführten Armee gegen die Massen der Kaiserlichen standzuhalten, ja sie oft zu schlagen und aufzureiben.

Trotz der überlegenen Taktik und Bewaffnung der Europäer sind jedoch die regulären Tataren-Elitetruppen ihnen gegenüber nicht feige zu nennen. In den Kämpfen der letzten Jahre ist es häufig vorgekommen, daß diese Truppen im heftigsten Kartätschenfeuer mutig standhielten und sich dezimieren ließen, bis ein Bajonettangriff auf sie geschah. Diesem widerstanden sie nie. Die moralische Wirkung einer ihr entgegenstehenden Eisenmasse jagte sie wie Spreu auseinander und auch die Rebellen haben den größten Teil ihrer Erfolge dem Umstande zu verdanken, daß sie den Kaiserlichen mehrere Regimenter mit Bajonettstinten entgegenführen konnten. Außerdem haben sie viele Ausländer als Führer und sind darin besser daran, als ihre Gegner, die kühnen, unternehmenden Mut durchaus nicht als eine unerläßliche Eigenschaft für Offiziere betrachten . . . .“

So weit in ihren Hauptpunkten meine vor 25 Jahren gemachten und auf persönliche Anschauung gegründeten Beobachtungen über die chinesischen Truppen. Wenn ich dabei den Rebellen ein relatives Lob spenden konnte, so traf das aber auch nicht überall zu und ich hatte im gelben Meere Gelegenheit selbst zu sehen, wie sie auch außerordentlich feig sein können.

Während des französisch-englischen Krieges 1860—61, der sich hauptsächlich um Peking abspielte und mit der Einnahme und Plünderung des kaiserlichen Palastes Jün-men-hün endete, wütete gleichzeitig und namentlich in den nördlichen Provinzen ein grausamer Bürgerkrieg. Taiping, der sich für einen Sohn Christi ausgab, erregte eine Revolution, die gewaltige Dimensionen annahm und eine Zeit lang sogar die Dynastie bedrohte. Ich lag im Herbst 1860 vor Tschifu, während die übrigen Schiffe des Geschwaders 6—7 Meilen weiter vor Tientsin ankerten. Mit mir befanden sich nur ein französisches Transportschiff, früher Fregatte, ein französisches und ein englisches Kanonenboot auf der Rheide, und unsere Besatzungen betrugten zusammen ungefähr 550 Mann. Von ihnen hatten die Franzosen ein Detachement von 250 Matrosen am Lande, wo sich etwa ein Duzend Europäer, Konsuln, Missionare u. j. w. befanden.

Tschifu, ein bedeutender Handelsplatz von 60 000 Einwohnern — eigentlich nur eine Messe mit stets wechselnder Bevölkerung von ab- und zureisenden Kaufleuten und

fast ohne Frauen, liegt am Südufer des gelben Meeres oder des Meerbusens von Petschili in ganz flacher Gegend, welche in einem Halbkreise auf 2—3 Meilen Entfernung von einem Höhenzuge eingeschlossen wird. Von Peking aus geht unmittelbar am Ufer eine große Heerstraße über Tschifu nach dem Süden und an den beiden Enden des Höhenzuges vorbei, der dort nicht unmittelbar an das Meer tritt. Etwa 2000 Schritt nordwestlich von der Stadt erhebt sich ein Hügel, über den die Straße führt und von dem aus man Tschifu zu Füßen liegen sieht.

Bereits seit einigen Tagen bemerkten wir abends und in der Nacht in der Richtung nach Norden Feuersehne am Himmel, die nur von brennenden Ortschaften herrühren konnten, und bald kam auch die Nachricht, daß etwa 20 000 Rebellen — sämtlich beritten — mit Mord und Brand im Anzuge seien und Tschifu zu nehmen gedächten. Diese Kunde verursachte mit Recht in der Stadt eine furchtbare Panik, alles machte sich zur Flucht bereit, die Frauen retteten sich auf unsere Schiffe und die chinesischen Behörden, in deren Augen wir aus einmal aus „fremden Teufeln“ zu „Engeln“ wurden, flecten kniefällig um unseren Schutz. Nach dem, was wir von den unmenschlichen Grausamkeiten der Rebellen als tatsächlich gehört hatten und wenige Tage nach ihrem Abzuge durch Augenschein bestätigt fanden, konnten und wollten wir im Interesse der Humanität diesen Schutz nicht verweigern, und der französische Admiral Protet, welcher Tschifu besetzt hielt, forderte den Engländer und mich auf, mit ihm zu diesem Zwecke zu kooperieren. Natürlich gingen wir auf das Bereitwilligste auf seinen Vorschlag ein, und seit sehr langer Zeit war dies wohl das erste Mal, daß Franzosen und Deutsche sich freiwillig gegen einen gemeinsamen Feind verbänden.

Wie bemerkt führte die Heerstraße unmittelbar am Wasser entlang und ebensogestartet es glücklicherweise die Tisfenverhältnisse, daß wir mit unseren Schiffen uns bis auf 400 Schritt dem Ufer nähern und demgemäß die Straße unter wirksames Kartätschfeuer nehmen konnten. Wir ankerten längs des Ufers in einer Linie hinter einander, zuerst das englische, dann das französische Kanonenboot, dann die Transportfregatte, dann eine französische Barasse mit Geschütz und dann die „Elbe“. Die nur halb armierte Fregatte und ich brachten unsere sämtlichen Geschütze nach der dem Lande zugekehrten Seite und so bestrichen wir die Straße mit zusammen 36 Geschützen, mit deren Kartätschen wir den Chinesen schon einen Strich durch die Rechnung zu machen dachten.

Am nächsten Morgen, am 8. Oktober, erschien die Rebellenmasse auf ihrem Marsch gegen Tschifu und gegen Mittag langte die Avantgarde, 2—3000 Mann stark, auf dem erwähnten breiten Hügel an. Sie waren sämtlich beritten; alle trugen rote und blaue Schärpen und mindestens jeder dritte Mann eine rote Fahne. Wir lagen am entferntesten von diesem Plateau, etwa 2000 Schritt davon ab, aber nahe genug, um mit den Fernröhren alles genau zu beobachten, während die Mannschaften fertig bei den Geschützen standen. Es war ein höchst malerischer Anblick, diese Truppen mit ihren buntfarbenen Kostümen, ihren wehenden Schärpen und flatternden Fahnen. Fast alle hatten weiße Pferde oder Maultiere und ihre Hauptbewaffnung bestand aus einer 12—15 Fuß langen Bambuslanze. Mehrere trugen auch Säbel und Beile, aber Feuerwaffen bemerkten wir bei keinem. Nach einem kurzen Halt vor dem Plateau setzten sie sich wieder in Marsch und trabten dicht gedrängt den Hügel hinauf, wo sie abermals Halt machten. Sie waren jetzt noch etwa 1000 Schritt von der Fregatte entfernt, und mit erklärlicher Spannung erwarteten wir den Beginn des Gefechts, als ein Donner über das Wasser rollte. Ein bläulicher Rauchstreifen züchte wie ein Meteor durch die Luft und unmittelbar darauf sahen wir mitten im dichtesten Haufen eine Explosion stattfinden. Das englische Kanonenboot hatte mit seltener Präzision eine 68 Pfd.-Granate in die Feinde geworfen.

Die Wirkung war eine gewaltige und für die Rebellen wahrhaft dämonisch. Der furchtbarste Schrecken schien auf einmal in sie gefahren zu sein. Im wildesten Durcheinander sprangten sie nach allen Richtungen hin; ein Teil der Pferde ging durch, die

unkundigen Reiter flogen wie Wolkendöpfe herunter und der Haupttroß jagte wie vom Teufel geritten in tollster Flucht die Anhöhe wieder hinab. Eine zweite Granate sankte ihnen nach und eine dritte vom französischen Kanonenboot schlug in ihre hintersten Reihen, aber zu weiteren Schüssen kam es nicht. Ehe noch wieder geladen werden konnte, war das Plateau reingeseigt, kein Pferd, keine Schärpe, keine Fahne mehr zu erblicken. Tschifu war gerettet, aber wo die erste Granate geplatzt war, sah man einen wirren Haufen von Pferden und Menschen sich im Todeskampf in ihrem Blute wälzen; 11 Tote, 15 tödlich Verwundete und einige zwanzig Pferde waren das Resultat des einen Schusses.

Diese Warnung genügte, um die Rebellen von jedem weiteren Angriffe auf Tschifu abzuhalten. Sie zogen sich südwärts hinter dem Gebirge herum, und schon am Abend sahen wir am Feuerchein der brennenden Dörfer, daß sie sich 4—5 Meilen östlich von der Stadt befanden.

Am 12. Oktober unternahmen wir von den Schiffen unter Admiral Protet mit 400 Mann und 2 Geschützen eine 4 Meilen weite Rekognoszierung nach Westen. Von Rebellen zeigten sich keine Spuren mehr, wohl aber von den von ihnen verübten, jeder Beschreibung spottenden Schrecklichkeiten. Die kleinen Leiche, welche sich zur Bewässerung der Felder bei jedem Dorfe befanden, waren mit Leichen von Frauen und Kindern gefüllt, denen man Brüste und Hälse abgeschnitten. Die Männer, welche sich weigerten, mit den Rebellen zu ziehen, waren auf grausame Weise zu Tode gemartert. So fand man in einem Hause fünf Chinesen mit den hinter dem Rücken zusammengebundenen Daumen an den Dachbalken aufgehängt und durch unter ihnen angemachtes Feuer gebraten.

Man muß jedoch nicht glauben, daß die Kaiserlichen mit gefangenen Rebellen menschlicher umgegangen wären. Die Grundzüge des chinesischen Charakters, Feigheit und raffinierte Grausamkeit, traten bei dieser Gelegenheit hüben wie drüben auf das grellste zu Tage. Zwei in einem Dorfe zurückgebliebene verwundete Rebellen wurden von den die Rekognoszierung begleitenden Chinesen gefaßt und mit vier als Spione verdächtigen Individuen gefangen nach Tschifu gebracht. Die beiden ersteren begoß man mit Del, legte sie auf einen Bratroß und briet sie bei lebendigem Leibe. Noch halb lebend hatte man sie allmählich in Stücke, bis zuletzt nur noch halbverkohlte blutige Fleischklumpen übrig waren. Zwei der Spione wurden auf ähnliche Weise zu Tode gequält; die beiden anderen, einen Greis von 70 Jahren und eine junge Frau, entrißten wir mit geschwungenem Säbel den chinesischen Justizbehörden, als wir von den Grausamkeiten hörten, und übergaben sie dem französischen Konsul, der, wie wir voraussetzten, sie ganz unschuldig fand und in Freiheit setzte.

Es ist dies kein erquickliches Bild chinesischer Kriegsführung vor 25 Jahren, aber es dürfte Zeugnis dafür abgeben, daß trotz aller sogenannten Neuerungen und Reformen noch Jahrhunderte vergehen werden, bis das Reich der Mitte sich zu den zivilisierten Weltteilen rechnen können. Es fragt sich aber, ob bis dahin dem zivilisierten Westen nicht von diesen 400 Millionen sich so kolossal vermehrenden Menschen, die schon jetzt in ihrem Vaterlande keinen Raum mehr haben, zu Hunderttausenden nach allen Weltteilen auswandern, ohne sich mit anderen Nationen zu verschmelzen, die bei einer Missernte ebenso zu Hunderttausenden hinstirben, nicht einmal eine fürchtbare Gefahr droht, wenn sie, mit modernen Waffen versehen, zum Bewußtsein ihrer Kraft kommen und dann wie einst Dschingis Chan alles vernichtend überfluten. Vorläufig ist es freilich nicht zu fürchten.





## Ueber Genickstarre.

Von

Dr. med. A. Roemer.

Ansteckende Krankheiten haben von jeher die Aufmerksamkeit der Aerzte wie des ganzen Volkes in hohem Maße auf sich gezogen. Je unerwarteter eine solche Epidemie auftrat, je allgemeiner sie verbreitet wurde, je gefährlicher ihr Verlauf war, um so größer war die Panik, die sich aller bemächtigte, und nur zu oft erwies sich gerade in solchen Fällen alle ärztliche Kunst als vergeblich, und mörderischer als die blutigsten Kriege war so manche Pestilenz, die über ein Land hinweg zog.

Von so allgemein verheerenden Epidemien sind wir in Deutschland während der letzten Dezennien gottlob verschont geblieben; aber nicht minder verheerend wirkten immer und immer wieder in kleineren Kreisen andere Epidemien. Ich brauche nur an Typhus oder Diphtherie zu erinnern, um in vielen Lesern die Erinnerung an sorgenvolle Zeiten wachzurufen.

Noch von anderer Seite her wurde in den jüngstverflossenen Jahren das Interesse des Publikums für ansteckende Krankheiten geweckt: durch die Vermutung oder den wirklich erbrachten Nachweis, daß alle diese Erkrankungen durch Miasme bedingt seien; ist doch der Kommbacillus seit Kochs Studien über die asiatische Cholera in aller Munde.

Eine ganz eigentümliche Stellung unter diesen epidemischen Krankheiten nimmt die Meningitis cerebrospinalis epidemica ein, im populären Sprachgebrauch die Genickstarre oder der Genickkrampf genannt.

Bekannt erst seit diesem Jahrhundert, ganz unerwartet auftretend bald an diesem, bald an jenem Ort, meist begrenzt auf engen Kreis und doch von deutlich epidemischem Charakter, gefährdet wegen des häufig tödlichen Verlaufes oder dauernder schwerer Schädigung der Gesundheit, verbreitet die Krankheit, wo sie hinkommt, panischen Schrecken gleich den verheerendsten Epidemien früherer Jahrhunderte, während sie zu gleicher Zeit oft in nächster Umgebung kaum der Beachtung gewürdigt wird. Mitten im vollsten Wohlsein — so lauten Berichte aus französischen Epidemien in den Jahren 1840 und 1841 — wurden die kräftigsten Leute von den schwersten Erscheinungen betroffen und starben binnen wenigen Stunden. Soldaten auf der Straße, beim Exercieren, in der Kaserne oder während der Mahlzeit stürzten wie vom Blitz getroffen nieder und wurden hoffnungslos in das Spital gebracht, nachdem sie eben noch ihren Dienst willig geleistet.

Von dieser glücklicherweise seltenen Form gibt es zahllose Uebergänge zur leichtesten

Erkrankungsart, die nur mit mäßigem Kopfschmerz und etwas Steifigkeit im Nacken verbunden ist und eben deshalb allein während der Zeit einer Epidemie als solche erkannt werden kann.

So verschieden die Schwere der Erkrankung sich gestaltet, ebenso wechselvoll kann auch der Verlauf im einzelnen Falle sein, so daß der proteusartige Charakter geradezu als charakteristisch für die Krankheit angesehen werden muß. Besserungen, ja scheinbare Wiedergenehungen wechseln in schroffster Weise und ohne erkennbare Veranlassung mit den schwersten Erscheinungen.

Es kann nun hier nicht die Aufgabe sein, ein eingehendes Bild dieser Krankheit zu entwerfen; nur mit wenigen Worten sollen die wichtigsten Züge geschildert werden, wie dieselbe bei den typischen Fällen zu verlaufen pflegt.

Der Beginn der Erkrankung ist in der Regel ein ganz plötzlicher, bestehend in heftigen Kopfschmerzen, Steifigkeit und Schmerzen im Nacken, Erbrechen und Gefühl schwerer allgemeiner Erkrankung.

Der Kopfschmerz kann sich im weiteren Verlauf ganz verlieren, um dann oft plötzlich mit erneuter Heftigkeit auszutauchen. Die Steifigkeit des Nackens hat eine starre Haltung zur Folge, was der ganzen Krankheit den Namen „Genickstarre“ verlieh. Bei schweren Fällen ist der Kopf ganz nach hinten in den Nacken gezogen, ja selbst die ganze Wirbelsäule kann in starrer Haltung verharrten. Das Bewußtsein wird meist schon früh gestört, manche Patienten verfallen in den tiefsten Schlaf, andere haben einen beständigen Drang sich zu bewegen; wieder andere leiden an Krämpfen einzelner Glieder oder des ganzen Körpers, auch können alle diese Erscheinungen bei einem und demselben Kranken in bunter Reihenfolge abwechseln. Häufig ist der Gehörsinn beeinträchtigt, etwas seltener das Sehen; bisweilen ist die Haut des ganzen Körpers hochgradig empfindlich gegen die leiseste Verührung; an den Rippen zeigt sich in der Regel ein Bläschenausschlag, der in zweifelhaften Fällen sehr für Genickstarre spricht, da er bei anderen derartigen Erkrankungen selten auftritt. Der Appetit ist meist sehr gering, Erbrechen fehlt nur ausnahmsweise. Das Fieber ist wechselnd und erreicht bisweilen sehr hohe Grade, selbst in Fällen, die nicht tödlich endigen.

In dieser Weise kann sich die Krankheit über Wochen und Monate hinziehen; in günstigen Fällen rechnet man etwa 2 bis 4 Wochen; nicht gar selten tritt während dieser Zeit eine Lungenentzündung hinzu, was als sehr ungünstiges Zeichen betrachtet werden muß. Ueberdies kann diese Komplikation leicht zu Verwechselungen Anlaß geben, indem die Gehirnerscheinungen fälschlicherweise von der Lungenentzündung abgeleitet werden; namentlich bei sporadischen Erkrankungsfällen sind solche und ähnliche Täuschungen möglich; so sind z. B. die Erscheinungen der tuberkulösen Hirnhautentzündung in allen wesentlichen Punkten dieselben; jedoch auch im Beginn einer Epidemie kann zunächst Unklarheit herrschen, wie z. B. bei der Belagerung von Paris im Jahre 1870, wo der Typhus mit allen Zeichen der Genickstarre einzusetzen pflegte. Von der epidemischen Form des Starrkrampfes (Tetanus) unterscheidet sich die Genickstarre dadurch, daß der Krampf nicht die Gesichtsmuskeln und Kaumuskeln befällt, sondern auf den Nacken beschränkt bleibt; außerdem kommt der Starrkrampf fast nur in den Tropen vor und wenn er bei uns einmal beobachtet wird, so fehlen die Störungen des Bewußtseins fast immer.

Ist in einem Krankheitsfalle die Diagnose zweifelhaft geblieben, so kann der Sektionsbefund allein volle Gewißheit bringen; in allen tödlich verlaufenden Fällen fand sich nämlich als Ursache dieser Erscheinungen eine eitrige Entzündung der weichen Häute, welche Gehirn und Rückenmark umhüllen. Daran schließt sich naturgemäß die weitere Frage an: Wodurch ist diese Entzündung bedingt? Mehrere Gelehrte — italienische wie deutsche — glaubten als Krankheitserreger bestimmte Pilze nachgewiesen zu haben, doch ist darüber noch keine endgültige Einigung erzielt. Daß es Pilze irgend welcher Art sind, wird in der wissenschaftlichen Welt allgemein als eine wohl-

begründete Hypothese betrachtet. Trotzdem müssen wir auch heute noch bekennen, wie es vor vierzig Jahren ein französischer Arzt that, daß die wahre Entstehungsurfsache dieser Krankheit in undurchbringlichen Nebel gehüllt ist. Kein Wunder also, wenn inzwischen nach den verschiedensten Gründen gefahndet wurde. Um die Bedeutung derselben richtig würdigen zu können, müssen wir jedoch zuvor auf die geschichtlich-geographischen Verhältnisse kurz eingehen.

Zuerst wurde die Genickstarre 1805 in Genf beobachtet, wo eine Epidemie vom Februar bis April unter allen Ständen gleichmäßig wüthete; 1814 herrschte sie in denselben Monaten unter den Truppen von Grenoble und Paris; im Winter 1823 wurde sie in Dorsten an der Lippe beobachtet. Nordamerika wurde seit 1806 von zahlreichen Epidemien heimgesucht; doch scheinen dieselben nach Verlauf von etwa zehn Jahren wieder verschwunden zu sein. Erst gegen Ende des 4. Jahrzehnts fand die Krankheit allgemeine Beachtung, indem damals ausgebehnte Epidemien in Frankreich, Italien, Algier, Dänemark und Nordamerika austraten; die weiteste Verbreitung fällt in die Jahre 1854—75, und zwar erfolgte sie fast über ganz Europa, Vorderasien, Nordamerika und einige Gegenden Afrikas und Südamerikas. Seit 1876 sind die Epidemien allwärts seltener und mit milderem Charakter aufgetreten. In Deutschland war die Genickstarre nie so verbreitet und so mörderisch wie in manchen anderen Ländern, doch wird aus dem Norden wie dem Süden von zahlreichen kleinen Epidemien berichtet; der Höhepunkt wurde in den Jahren 1864—65 erreicht. Seither ist sie entschieden im Rückgang begriffen, und doch wird noch jedes Jahr aus allen Theilen des Reiches von dieser oder jener Epidemie berichtet; namentlich sind dabei die Garnisonsstädte bevorzugt.

So zahlreich nun die Erfahrungen über den epidemischen Charakter dieser Krankheit sind, so bleibt doch noch manches Rätsel zu lösen. Es könnte als selbstverständlich erscheinen, daß die Krankheit von Person zu Person übertragen wird, und wirklich liegen reichliche Thatsachen vor, welche eine solche Uebertragung wahrscheinlich machen, andererseits wurde von fast allen Beobachtern die Erfahrung gemacht, daß durch solche Patienten weder Ärzte noch Wartepersonal angesteckt wurden, ja nicht einmal andere Kranke, die in einem Hospital mitten unter Genickstarrepatienten untergebracht wurden. Es ist ferner bemerkenswert, daß diese Epidemien nicht wie die anderen Krankheiten allmählich zu- und wieder abnahmen, sondern plötzlich tauchten mehrere Krankheitsfälle auf, und ebenso rasch schien alles wieder verschwunden zu sein, bis mit einemmal — nach kürzerer oder längerer Zeit — sich dieselbe Erscheinung wiederholte.

Eine besondere Eigentümlichkeit dieser Krankheit ist es endlich, daß sie sich nicht Schritt für Schritt, sondern sprungweise weiter verbreitet, ja nicht einmal die Hauptverkehrsstraßen einhält, sondern oft an den entlegensten Orten auftritt, die gar keine Verbindung mit den Krankheitsherden zu haben scheinen. Dieselbe Erfahrung wurde in den vielen Militärepidemien Frankreichs gemacht, die unter einzelnen Truppen entsetzlich aufträmen, während die Zivilbevölkerung, ja selbst die ganze umliegende Garnison völlig verschont blieb.

So paradox es nun klingen mag, von einer „sporadischen Epidemie“ zu reden, so ist unter den epidemischen Krankheiten eben der Genickstarre dieses sporadische Auftreten stets eigen gewesen und zwar nicht bloß in einzelnen Fällen, sondern ebensowohl in Frankreich wie in Nordamerika, ebenso in Algier wie in Schweden.

Angeichts all dieser Eigentümlichkeiten liegt jedem die Frage unmittelbar nahe: Wie entsteht denn diese Krankheit, wann und wo ist ihr Ursprung zu suchen? — Leider müssen wir diese Frage mit einem einsachen: „Wir wissen es nicht“ beantworten. Die Berichte früherer Jahrhunderte lassen uns gänzlich im Stich; nur so viel läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß die Krankheit, wenn sie früher überhaupt vorkam, eine solche Bedeutung nicht gehabt haben kann, wie sie in diesem Jahrhundert

erlangt hat; bei einem so heimtüdischen Charakter hätte sie unmöglich längere Zeit unerkannt bleiben können.

Eben aus diesem Grunde ist auch jeder Versuch, die Entstehung der Krankheit aus ungünstigen hygienischen Faktoren zu erklären, im voraus als verfehlt abzuweisen, denn solche bestanden zu allen Zeiten. Damit soll freilich nicht geleugnet werden, daß die Ungunst solcher Verhältnisse von wesentlicher Bedeutung für den Ausbruch der Krankheit sein kann, ebenso wie zur Zeit einer Choleraepidemie — nach allgemeiner Annahme — ein leichter Diätfehler lebensgefährlich wird, während in gewöhnlichen Zeiten selbst der größte Fehler niemals echte Cholera zu erzeugen vermag.

Nach den bisherigen Erfahrungen haben sich als schädliche Momente erwiesen: zunächst die kühle Witterung. Wie schon in den ersten Epidemien sich zeigte, fällt die größte Zahl derselben auf die kühleren Jahreszeit: Winter und Frühjahr, oder es wurde wenigstens in dieser Jahreszeit der Höhepunkt erreicht. Uebrigens wurden auch gegen-  
teilige Beobachtungen in einzelnen Fällen gemacht; so fiel im Jahre 1840 in Straßburg das Maximum der Erkrankungsfälle in die Zeit der größten Hitze.

Von manchen Beobachtern wurde ferner feuchter Boden, feuchtes Klima beschuldigt; aber bald zeigte sich, daß die Krankheit ebensowohl auch auf Sandebenen und Hochflächen vorkommt.

Höchst merkwürdig ist die Häufigkeit der Erkrankung bei kasernierten Truppen; unter 62 Epidemien Frankreichs sind 43 ausschließlich auf das Militär beschränkt geblieben, 6 weitere fast ausschließlich und nur 5 gleichzeitig auch über die Zivilbevölkerung verbreitet; ähnliche Erfahrungen wurden in Deutschland und Amerika gemacht; auch Gefängnisse, Arbeitshäuser u. wurden oft in dieser Weise betroffen.

Man hat diese Thatsache im wesentlichen auf zweierlei Weise zu erklären versucht, indem man annahm, daß diese Truppen entweder durch Aufenthalt in überfüllten, schlecht ventilirten Räumen oder durch zu große Strapazen geschädigt wurden, auch können ja beide Momente als zusammenwirkend gedacht werden. Diese Erklärung ist gewiß in vieler Beziehung einleuchtend, zumal da die Offiziere, selbst schon die Unteroffiziere, meist davon verschont blieben; nur darf man nicht vergessen, daß hierdurch allein die Genickstarre niemals entstehen kann, und überdies ließ sich in manchen Fällen die Unmöglichkeit dieser Erklärung unmittelbar nachweisen, indem z. B. vorzugsweise die ältere Mannschaft oder die in luftigen Räumen untergebrachten Soldaten erkrankten, während eng kasernierte Rekruten verschont blieben.

Eine Beeinflussung durch Geschlecht, Rasse oder Nationalität konnte bisher nicht gefunden werden. Das Alter scheint dagegen von wesentlicher Bedeutung zu sein; in einer großen Anzahl von Epidemien erkrankten fast nur Kinder unter 15 Jahren; viel seltener werden — wenigstens in der Zivilbevölkerung — Erkrankungen in der Altersklasse von 20—30 beobachtet; äußerst selten sind solche älterer Leute.

Endlich muß noch bemerkt werden, daß, wie die meisten epidemischen Krankheiten, so auch die Genickstarre im Anfang ihres Auftretens einen bössartigeren Charakter anzunehmen pflegt, während sich im weiteren Verlauf nicht nur die Zahl, sondern auch die Schwere der Erkrankungsfälle mildert.

Hiermit kommen wir zur wichtigen Frage nach den Folgen dieser Erkrankung. Die Todesfälle schwanken in den einzelnen Epidemien zwischen 20 und 70 Prozent; im Durchschnitt rechnet man — nach Hirsch's eingehenden Untersuchungen — 37 Prozent. Scheinbar leicht verlaufende Fälle nehmen oft rasch einen schlimmen Ausgang; schwer einsetzende können sich unerwartet bessern, sodas der Ausgang der Krankheit im Beginn nie mit Bestimmtheit vorhergesagt werden kann. Auch im Genesungsfalle bleiben oft unheilbare Störungen zurück; aus den Taubstummenschulen von Bamberg und Nürnberg wird berichtet, daß unter 59 Schülern bei 58 und unter 32 bei 22 die Taubstummheit durch vorangegangene Genickstarre bedingt war; nicht so gar selten bleiben auch schwere Sehstörungen der verschiedensten Art zurück. Besonders wichtig sind die

bisweilen zurückbleibenden Störungen des Nervensystems, die auf chronischer Wasseransammlung im Gehirn beruhen, bestehend in andauerndem Kopfschmerz und Schwindel, geistiger Schwäche, Störungen der Sprache, Lähmungen oder Krämpfen in den Gliedern und anderen Erscheinungen.

Aus den bisherigen Ausführungen dürfte es zur Genüge hervorgehen, daß die wichtigste Aufgabe des Arztes in einer wirksamen Verhütung der Krankheit bestehen müßte; leider ist es bis jetzt nicht in der gewünschten Weise möglich gewesen, dieser Aufgabe zu entsprechen. Um so dringender ist es wünschenswert, daß die Wohnräume, in denen die Genidstarr ausbrach, sofort geräumt und die Kranken von den Gefunden getrennt werden; den Geschwistern kranker Kinder sollte der Schulbesuch verboten werden. Der einzelne hat sich vor Erzeß jeder Art, besonders im Trinken zu hüten; die öffentliche Fürsorge hätte insbesondere ihr Augenmerk auf die Unterbringung der Unbemittelten in warmen, trockenen und gut ventilirten Räumlichkeiten zu richten.

Dieselben Vorsichtsmaßregeln gelten in erhöhtem Maße für die Kranken; von besonderer Wichtigkeit für letztere ist vollkommene körperliche und geistige Ruhe sowohl während der Dauer der Krankheit als auch im Stadium der Wiedergenesung. Gegen die Kopfschmerzen wirkt die Anwendung von Kälte am günstigsten; in hochgradigen Fällen bringt Morphium die beste Beruhigung; äußerlich pflegt man graue Salbe einzureiben; innerlich wird gewöhnlich Jodkalium gereicht. Spezifisch wirkende Mittel stehen leider bisher gar nicht zu Gebote; doch ist zu hoffen, daß mit fortschreitender Erkenntnis der Krankheit nicht nur die Zahl der Erkrankungsfälle abnimmt, sondern auch die Gefährlichkeit derselben vermindert werden kann.

Wir sind am Schlusse angelangt. Werfen wir einen kurzen Blick zurück, so läßt sich nicht verkennen, daß die Krankheit viele interessante Besonderheiten zeigt, aber auch manches ungelöste Räthsel uns bietet. Zweifelsohne gehört die Genidstarr zu den epidemischen Krankheiten, und doch liebt sie es, sporadisch aufzutreten; dadurch allein ist es auch zu erklären, daß sie trotz der allgemeinen Verbreitung bis in unsere Tage von vielen gar nicht gekannt oder kaum der Beachtung gewürdigt wird.

Wo sie aber einmal austritt, da bemächtigt sich aller ein geheimes Grauen; denn darin eben liegt das Unheimliche dieser Krankheit, daß alle Schutzmittel sich als wirkungslos erweisen, während sie doch in bezug auf die Sterblichkeit der Erkrankten der Cholera nicht allzufern steht.



## Herbsttage im Bagnethal.

Von

G. v. R. F.

Wer einmal bei sonnigem Wetter auf einem jener hochgelegenen Aussichtspunkte des oberen Rhonethales gestanden hat, auf denen nach Süden hin sich der Blick auf das imposante Panorama der Walliser und Savoyer Alpen eröffnet, der wird vielleicht das Bild einer Berggruppe in der Erinnerung bewahren, welche in sich abgeschlossen aus der langen Kette schneegefrönter Gipfel hervorragt und durch die Schönheit ihrer Formen, ihre gewaltige Höhe und die Pracht ihres schimmernden Schneegewandes selbst mit den benachbarten stolzen Gipfeln des Mont Blanc und Monte Rosa wetteifert. Ueber den düsteren Schluchten des Bagnethals, das sich in weitem Bogen von dem Städtchen Martigny im Rhonethal bis zu der Einsattelung des Col de Fenêtre tief in das Hochgebirge hinein erstreckt, erhebt sich die blendend weiße Pyramide des Grand Combin oder Graffeneire, umlagert von mächtigen Gletschern, die zu den ausgedehntesten und schönsten in den Alpen gehören.

Noch vor wenigen Jahrzehnten gehörte dieser großartige und interessante Gebirgskomplex zu den am wenigsten erforschten Gebieten der Schweiz; seine abgeschlossene Lage, schlechte Unterkunft in den angrenzenden engen Thälern und der Mangel an jeder Bequemlichkeit hatte lange Zeit die Touristen von dort ferngehalten, und nur vereinzelt betratene unternehmungslustige Bergsteiger die oberen Regionen des Bagnethals. Aber auch zu unserer Zeit, nachdem durch die fortdauernden Bemühungen kühner Alpenreunde und die Berichte wissenschaftlicher Forscher auch diese Gebirgsgegend allgemeiner bekannt geworden sind und für die Aufnahme der Reisenden bereits mancherlei geschehen ist, ist doch die Zahl derer nur gering, die diesen einsamen Winkel im Hochgebirge aufsuchen. Dadurch aber erklärt es sich, daß das Bagnethal seine Eigenartigkeit und seine Reize noch heute unverändert bewahrt hat, welche, wie die Erfahrung nur zu häufig lehrt, durch den anwachsenden Fremdenverkehr leicht verloren gehen. Darum fühlt sich auch der Fremde, der aus den belebten und mit oft übertriebenem Luxus ausgestatteten Reiseorten der Schweiz kommend daselbst betritt, überaus wohlthuend berührt durch die Einfachheit der Verhältnisse und die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit seiner Bewohner.

Bei Gelegenheit einer Alpenwanderung durch einige der reizenden Seitenthäler des Rhonethals erlangte ich an einem wolkenlosen Herbstmorgen vom Gipfel der Dent du Midi aus zum erstenmale eine ungetrübte Aussicht auf die Berge des Bagnethals.

Durch den herrlichen Anblick gefesselt und angeregt durch die begeisterten Schilderungen eines Reisegefährten, welcher kürzlich jene Gegenden verlassen hatte, beschloß ich, nach einem längeren Aufenthalt in dem schönen Val d'Iliez meine Schritte dorthin zu lenken, und traf nach wenigen Tagen in dem hochgelegenen Orte Mauvoisin ein, der etwa drei Stunden von dem oberen Ende des Thales entfernt liegt.

In einer Höhe von 1800 Metern über dem Meeresspiegel erhebt sich auf einem steilen Felsvorsprunge unmittelbar über den schäumenden Gewässern eines Gletscherbaches ein einfaches Gasthaus, welches nach einem in der Nähe befindlichen Gletscher den Namen „Hotel du Gétroz“ trägt. Ein Arzt in dem Hauptorte des Thales erbante dasselbe vor etwa zwanzig Jahren in der Absicht, für seine Familie einen gesunden Sommeraufenthalt zu gründen und den Besuchern des Thales bequemere Unterkunft zu gewähren. Denn damals mußte der Tourist sich noch mit einem dürftigen Nachtlager in schmutzigen Sennhütten begnügen. Jetzt winkt ihm gastlich, schon aus der Ferne sichtbar, das behagliche kleine Hotel, dessen sorgfamer Verwalter nichts verkümmert, um seinen Gästen den Aufenthalt in Mauvoisin unvergesslich zu machen.

Wlickt man aus den Fenstern des bescheidenen kleinen „Salons“ in die einsame Felschlucht hinab, so sieht man tief unten die Brücke von Mauvoisin, die in kühnem Bogen den brausenden Gletscherbach von einer Felswand zur anderen überspannt. Mit ihrer großartig ernsten Lage, von dunklen Nadelhölzern umrahmt und überragt von himmelanstrebenden Felswänden, hinter denen prächtige Schneegipfel sichtbar werden, prägt sie sich tief in die Erinnerung des Beschauers. Man erzählt, daß der Name Mauvoisin, den diese Brücke und die ganze Dertlichkeit seit langer Zeit trägt, auf die gefährliche Nachbarschaft des großen Gétrozgletschers zurückzuführen sei, der thalaufwärts in einer Felspalte sichtbar ist und sich dem Aufkommenden schon aus weiter Ferne durch das Krachen seiner Lawinen bemerkbar macht. Der Leser wird späterhin erfahren, wie die hier zu den hervorragendsten Schönheiten der Landschaft gehörende Gletscher in den üblen Ruf eines bösen Nachbarn kam.

Wenn man vom Genfer See herkommend sich südostwärts in das obere Rhonethal wendet, so gelangt man in wenigen Stunden in den engen Thälwinkel malerisch gelegene Städtchen Martigny, wo die aus dem Val d'Entremont kommende berühmte Sankt Bernhardstraße in das Rhonethal einmündet. Folgt man derselben, so erreicht man allmählich am linken Ufer der reisenden Dranse bergan steigend, nach Verührung einiger kleiner Ortschaften das ansehnlichere Dorf Sembrancher. Hier verzweigt sich das Thal in das Val de Vagnes nach südöstlicher und das eigentliche Val d'Entremont nach südlicher Richtung. In der Nähe des Ortes ist der enge Thalboden mit gewaltigen Felsstrümmern oft förmlich besät, welche wie die häufig anzutreffenden Spuren von Felsstürzen an den Thäländern auf die furchtbaren Verheerungen hinweisen, welche die ungestümen Fluten der Dranse und ihrer Zuflüsse in früherer Zeit angerichtet haben.

Das Val de Vagnes oder Vangithal, wie man es in alten Chroniken geschrieben findet, welches früher zu Savoyen gehörte und im 12. Jahrhundert durch den einflußreichen Abt von St. Maurice angekauft wurde, hat von Sembrancher aus gerechnet bis zum Col de Fenêtre eine Länge von 8—9 Stunden. Auf beiden Seiten ist es von mächtigen Gebirgszügen eingeschlossen, welche namentlich oberhalb Mauvoisin so nahe an einander herantreten, daß das Thal stellenweise einer engen Felschlucht gleicht. Mit seinen wilden, schroffen Felspartien und herrlich grünen Matten, mit den zahlreichen Schneegipfeln und Gletschern, welche die Thäländer krönen, bietet es landschaftlich eine fast unerhöpliche Fülle von Abwechslung dar. Bald fesselt den Wanderer die Gewalt der brausenden Wassermassen, welche die Dranse in einer Reihe von schönen Fällen thalabwärts wälzt, bald weckt das dumpfe, unheimliche Krachen ferner Lawinen seine Aufmerksamkeit, ehe ihm noch das Auge den Schauplatz dieser großartigen Naturerscheinung verraten hat.

In Sembrancher, dem früher erwähnten Vereinigungspunkte des Entremont- und Vagnethals, verläßt man die St. Bernhardstraße und erreicht auf einer gut angelegten Fahrstraße mit geringer Steigung das Dorf le Chable, welches den Mittelpunkt der Thalgemeinde bildet und zugleich Wohnsitz des Präfecten ist. Inmitten üppiger Wiesen anmutig gelegen, vereinigt dasselbe mit seinen zahlreichen dicht an einander gedrängten Holzhöfen, den engen Straßen und den unvermeidlichen Dunghaufen, die durch ihre Nähe die Luft in den Stuben verpesteten, alle charakteristischen Eigenschaften eines echten Alpendorfes in sich. Zwei Gasthäuser und eine kleine freundlich aussehende Pension am nördlichen Eingange des Dorfes bieten den Fremden Unterkunft, welche zuweilen zum Zwecke eines Sommeraufenthaltes, häufiger auf der Durchreise nach Mauvoisin, das Dorf besuchen. Hoch oben von der östlichen Thalwand schauen freundlich die Hütten von Verbier in das Thal hinab und gegenüber, etwas thalaufrwärts, liegt der Weiler Bruson, bekannt durch ein Silberbergwerk, in welchem bis zur Erzhöpfung des Edelmetalls noch im Anfang des 18. Jahrhunderts gearbeitet wurde. Jenseits le Chable steigt die Straße an der Dranse entlang bis nach Champsec, wo sie in einen gut gehaltenen Saumpfad übergeht. Bei Lourtier, der höchsten Häusergruppe, welche noch den Namen eines Dorfes verdient, verändert die Landschaft völlig ihren Charakter. Während bis dahin der Thalboden Feldern und Obstgärten Platz bietet, treten nun die steilen felsigen Thalhänge ganz dicht an die Dranse heran und bilden zuweilen Schluchten, an deren Wänden die Wasser sich unablässig mit lautem Getöse brechen. Hier und da erweitert sich das Thal plötzlich und grüne Matten mit anmutigen Häusergruppen in grohartiger Lage treten überraschend dem Wanderer entgegen. Bei den Hütten von Granges neues erhält die Dranse auf dem linken Ufer den Zufluß des großen Gletschers von Corbassière, welcher der zweitgrößte in diesem ganzen Gebiet ist und seinen Ursprung an den Firnhängen des Grand Combin hat.

Dieser Gebirgsstock, welcher das Vagnethal im Westen begrenzt, bildet mit dem Mont Belan eine der Hauptgruppen der Walliser Alpen, die auf beiden Seiten durch Einsenkungen des Hauptkammes von den Nachbargruppen getrennt ist. Er gipfelt in einer großen Zahl von Punkten, unter denen der 4317 Meter hohe Hauptgipfel von den Vaguarden zur Unterscheidung den Namen Grasseneire erhalten hat, während er sonst allgemein unter dem Namen des Grand Combin bekannt ist. Hohe Wände begrenzen wie unersteigliche Mauern auf allen Seiten das einsame Hochthal, in dessen Hintergrund er sich erhebt, und entziehen ihn dadurch dem Anblick der Thalbewohner. Erst wenn man die östliche Thalwand bis zu einer nicht unbeträchtlichen Höhe erstiegen hat, wird er über dem jenseitigen Thalkraude sichtbar. Noch überraschender aber ist der Blick, den man nach Uebersteigung des Grates gewinnt, welcher das Vagnethal von dem westlich gelegenen vergletscherten Hochthal von Corbassière trennt. Unverhüllt erscheint dort in ihrer ganzen Pracht die majestätische Gestalt der Grasseneire mitten in einer weiten Landschaft von Eis und Schnee und schroffen Felsen.

Während der Grand Combin mit seinen Ausläufern das Vagnethal nach Westen hin abschließt, ist es auch im Osten namentlich in seinen oberen Teilen durch ein ausgedehntes Gletschergebiet begrenzt, welches sich südwärts bis über die italienische Grenze hinaus und ostwärts bis zur Monte-Rosagruppe ohne Unterbrechung erstreckt. Zahlreiche mehr oder weniger begangene Pässe gestatten dasselbe nach allen Richtungen hin zum Teil ohne Schwierigkeit zu durchwandern und gewähren einen großartigen Einblick in die eigentümlichen Schönheiten dieser Hochgebirgswelt. Der Mont Blanc de Seillon, die Pointe d'Otemma, die Ruinette und der seltsam geformte Mont Pleureur, der wie ein Wächter des Thals weithin sichtbar seine schroffen Wände über der Felschlucht von Mauvoisin erhebt, sind die wichtigsten Gipfel innerhalb desselben. —

Als ich an einem Septembertage von le Chable kommend, wo mich strömender Regen einen vollen Tag zurückgehalten hatte, den steilen Saumpfad hinaufstieg, welcher



sich im Zickzack an dem steilen Felsvorsprung von Mauvoisin hinauf windet, erwartete ich ein fast gefülltes Haus dort vorzufinden. Statt dessen aber erfuhr ich, daß der letzte Gast des Hotels, nachdem ihn tags zuvor schlechtes Wetter vom Ueberschreiten des Col de Fenetre abgehalten hatte, an diesem Morgen wieder dorthin aufgebrochen und nach der italienischen Seite hinübergegangen sei. So fand ich für die ersten Tage in Martin Bessa, dem biedereren zuvorkommenden Hotelverwalter, welcher sich während der Sommermonate in Mauvoisin aufhält und ein tüchtiger Kenner des Gebirges und passionierter Gensjäger ist, den einzigen Gefellschafter. Bald nach mir traf jedoch ein englischer Tourist ein, dem ich mich auf einigen kleineren Ausflügen in die Umgebung angeschlossen. Das kleine Hotel, welches in seiner freien erhöhten Lage Ankommenden schon aus der Ferne durch seine weißgetünchten Wände sichtbar wird, liegt hart am Rande des Absturzes, an dessen Fuß die Dranse vorüberströmt. In unmittelbarer Nähe bieten saftige Matten den zur Wirtschaft gehörigen Kühen und den Maultieren der Reisenden reichliche Nahrung, und allenthalben erblickt man insolge des vorhandenen Wasserreichtums eine lippige Vegetation, unter welcher hier und da nacktes Gestein zu Tage tritt. Auf einem kleinen Felsriegel in geringer Entfernung vom Hotel haben die Thalbewohner eine kleine Kapelle errichtet, die zur Erinnerung an die verheerenden Ueberschwemmungen früherer Jahre gestiftet, über dem dunkeln Thalgrunde hervortragt. Der Saumpfad führt an ihr vorüber und senkt sich allmählich wieder zur Dranse hinab, deren Ufer er an einer Stelle erreicht, wo sie auf der anderen Seite über eine fast senkrechte Felswand den Zufluß des Großen Gétrozgletschers in sich aufnimmt.

Letzterer ist seiner hohen Lage wegen von der Thalsole aus nur wenig und zwar in einem Einschnitt zur Rechten des Mont Pleureur sichtbar. Von einem Punkte der westlichen Thalwand aus, dem Pierre a vire, der etwa 600 Meter über der Dranse liegt und sich dem Ende des Gletschers gerade gegenüber befindet, genießt man dagegen einen prächtigen Blick auf den wild zerklüfteten imposanten Eisfall. Da das felsige Gletscherbett plötzlich in einen mehrere hundert Meter hohen jähen Absturz übergeht, so ist der Ausdehnung des Gletschers nach unten hin eine Grenze gesetzt. Er endet in einer senkrechten mächtigen Eiswand, von der sich, sobald die untersten Schichten über den Rand des Abgrundes hinausragen und damit ihr Gleichgewicht verlieren, große Trümmer loslösen, die mit donnerähnlichem Krachen hinabstürzen. Diese fallenden Massen gleiten nach dem Sturz in ein enges Couloir, welches die Gestalt eines halben Trichters besitzt und die Abflüsse des Gletschers in einem wasserreichen Fall in die Dranse führt. An sonnigen Nachmittagen erblickt man unterhalb des Gletscherandes insolge der Brechung der Sonnenstrahlen in den Wassertropfen die schönsten Farbenerscheinungen. Wie wallende, vom Winde bewegte Schleier erglänzen die zarten Wolken seiner Wasserteilchen in allen Farben des Regenbogens und verleihen dem Bilde einen eigenartigen Reiz.

Wenn nun schon an und für sich der Anblick des von hohen Bergen eingerahmten, hoch über der Thalsole schwebenden Gletschers ein ungemein großartiger ist, so übt doch diese Dertlichkeit noch eine besondere Anziehung auf den Beschauer aus, wenn er Gelegenheit hat, die hier sich ereignenden gewaltigen Lawinenstürze zu beobachten. Diese Erscheinung, welche in dem Leben der Hochgebirgswelt eine so wichtige Rolle spielt, sah ich an dem großen Lawinencouloir bei Mauvoisin wiederholt aus nächster Nähe. Hier knüpft sich an dieselbe aber noch ein besonderes Interesse, da die Lawinenstürze des Gétrozgletschers, wie ich schon früher andeutete, mit den verheerenden Ueberschwemmungen des Bagnethals, deren Spuren man noch jetzt allenthalben findet, in engem Zusammenhange stehen. Als ich am Tage meiner Ankunft in Mauvoisin von Martin Bessa begleitet ein wenig thalaufrwärts schlenderte, um einen Blick auf den vom Hotel aus nicht sichtbaren oberen Thalkessel und den im fernen Hintergrunde desselben sich erhebenden Mont Gelé zu gewinnen, sahen wir eine dieser Lawinen herabkommen.

Nach der vorangehenden Schilderung der Dertlichkeit wird es dem Leser klar sein, daß wir von der Stelle, an welcher die fallenden Massen sich zusammenbrängten, nur durch die Breite des Gletscherbaches getrennt waren, so daß wir eingehüllt wurden von dem Schneestaub, der wie Pulverdampf die Erscheinung begleitete. Von der Gewalt des erhabenen Schauspiels gefesselt, saß ich lange an Ufer und schaute voll Bewunderung und Staunen zu, wie immer von neuem sich oben Eismassen loslöbten und in dichte Wolken gehüllt mit unbeschreiblichem Getöse in die Dranse stürzten, wo sie sich nur wenige Meter von uns entfernt am Fuße der jenseitigen Felswand lagerten. Diese Lawinen, die oft weit in das Flußbett hinein geschleudert werden und beim Aufschlagen das Wasser mit heftigem Knprall gegen das andere Ufer drängen, verändern beständig die Gestalt des Bettes. Zuweilen findet, ehe eine Lawine herabkommt, eine Stodung des Wasserfalles statt. Während dann die in den oberen Regionen des Couloirs sich sammelnden Eistrümmer dem Wasser den Lauf veriperrten, kündigt eine plötzlich eintretende Stille das Herannahen der Katastrophe an. Oben wächst durch den beständigen Zufluß des Wassers der Druck, der Eiswall gibt nach, und untermischt mit Felsstücken stürzen die Massen, auf den Felsen zerstäubend, in das Thal herab. An kalten Tagen ereignen sich die Lawinenstürze so häufig, daß man stundenlang fast ohne Unterbrechung das fetsame ergreifende Schauspiel beobachten kann, das selbst in dem vorübereilenden Sennen, der sonst die Schönheiten des Hochgebirges mit Gleichgültigkeit betrachtet, tiefe Bewunderung hervorruft. Nach den Aussagen der Leute ist das Getöse dieser Lawinen so bedeutend, daß man es in dem 5 Stunden entfernten le Ghable vernimmt, obgleich die Windungen des Thals und die vortretenden Thälränder der Fortpflanzung des Schalles hinderlich sind.

Die Felschlucht von Manvoisin mit dem hoch über ihr hängenden drohenden Gletscher war schon vor Jahrhunderten der Schauplatz verheererender Wasserdurchbrüche, welche seiner Zeit die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das Vagnetal lenkten. Naturgemäß wird das Alpengebiet von elementaren Katastrophen weit häufiger getroffen, als die Gebiete des Flachlandes, aber die Ereignisse, von denen wir hier sprechen wollen, wirkten so gewaltig, und ihre Ursachen waren so fetsamer Natur, daß es sich wohl lohnt, an den Hergang derselben zu erinnern. Durch die Berge des oberen Vagnethals ist der hinterste Thalkessel alleinig von einer hohen ununterbrochenen Mauer eingeschlossen, die nur in der ost erwähnten Felschlucht eine Oefnung besitzt, durch welche die Dranse entströmt. Der Boden desselben ist vielfach eben und nur oberhalb durch Terrassen und die von der Dranse ausgewaschenen Schluchten durchbrochen. Dieser Thalkessel, der bis zur Alp Grande Chermontane eine Länge von 3 Stunden besitzt, hat somit eine sehr beträchtliche Bodenfläche. Im Jahre 1595 nun war es inolge starken Schneefalles in den Vorjahren und der damit verbundenen Lawinenstürze am Gétrozgletscher so weit gekommen, daß an der vorerwähnten Schlucht sich allmählich ein Eisdamm von so beträchtlicher Ausdehnung gebildet hatte, daß das Wasser der Dranse sich keinen Ausweg mehr zu schaffen vermochte und sich oberhalb zu einem See aufstaut, der mit der Zeit eine ganz bedeutende Ausdehnung annahm. Lange Zeit hatte jener Eisdamm dem auf ihm lastenden gewaltigen Druck der Wassermassen standgehalten, da — es war im Frühjahr des Jahres 1595 — brachen dieselben plötzlich durch und ergossen sich wie eine verheerende Flut durch das Vagnetal in den Genier See.

Ein Chronist hat uns folgenden Bericht über dieses verhängnisvolle Ereignis hinterlassen: „Anno 1595, den 25. Mai um die zwei Nachmittag hat sich gegen Saut Veruhard zu ein Gletscher oberhalb Saut Brantschier gespalten und sich herab in das sürfließende Wasser gestürzt, da im gemeldten Saut Brantschier auf der einen Seiten an Leut Vieh Häusern das Wasser, nachdem ihm vom Gletscher, Gestend, Grund und Bäumen sein Lauf hinderstellig gemacht, jämmerlichen Schaden gethan: wie auch zu Vani da das Bergwerk ist auf die achtzig Häuser mit allem dem,

was darinnen hinweg geschwemmt. Und gleich unterhalb diesem Fleden ein klein Dorf ganz und gar weggespült; demnach Martinacht, die Burg, wie sie es nennen, den schönen Marktfleder demassen von Grund weggenommen, daß keine Reliquien, noch wo es gestanden, nicht mehr zu sehen. Von Martinacht dem Fleden ist es gen Martinacht das Dorf kommen, da das große Wirtshaus ist, allda nur jetzt gedachtes Wirtshaus, die Kirchen und noch etliche Häuser blieben, das Andere alles hinweggenommen. Unterhalb jetzt gemeldten Dorfes wiederum ein ziemlich Dorf auf den Grund mit Leut Vieh Hab und Gut wie im Vorerzählten verderbt und zu Grund gerichtet. Hat auch dieses Wasser von dem an, da der Gletscher ins Wasser gefallen zwei und vierzig Sägen und Mahlmühlen samt allen den Brücken, so über dies Wasser gaugen hinweg und in Rhodanum den Fluß mit viel Leut Vieh Hab und Gut in Genfer See geführt. Die Zahl aber der Menschen, so in dieser Wassersnot, deren doch wie zu erachten sein mächtige Summe sein soll, draufgegangen kann man aus folgender Ursach nicht eigentlich wissen. Denn es hat eben zu der Zeit ein großer Jahrmarkt zu Martinacht werden sollen. Nachdem sich nun viel Volks dahin verfügen wollten, sind sie wegen des schnellen Wassers Anlauf erbärmlich und elendiglich ertrunken.

Während diese Erzählung über den eigentlichen Hergang der Katastrophe nur unbestimmte Andeutungen macht, so liegen dagegen über einen im Jahre 1818 erfolgten Seeburchbruch eingehendere Berichte vor. Damals bildete der „lac de Mauvoisin“ eine Sehendwürdigkeit, zu deren Besuch man in das Vagnethal reiste. Die Schrebnisse des Jahres 1595, welche von einer Generation zur andern überliefert wurden, beherrschten die Vorstellungen der Thalbewohner und ließen sie mit bangen Ahnungen in die Zukunft sehen. Im Jahre 1818 hatte der Eisdamm, der die Schlucht von Mauvoisin versperrte, wieder eine so beträchtliche Höhe erreicht, daß der See in oberen Thalstufen eine Länge von 3 Kilometern, eine Breite von 250 Metern und eine Tiefe von 65 Metern besaß. Man schätzte seinen Inhalt auf 25 Millionen Kubikmeter. Da die Gefahr immer drohender wurde, so geriet der schweizerische Ingenieur Ignaz Beney auf den kühnen Gedanken, den Eisdamm zu durchstechen und dadurch einen allmählichen Abfluß des Wassers zu bewirken. Den dazu erforderlichen Stellen von etwa 200 Meter Länge gelang es endlich nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten und Gefahren herzustellen, und in der Zeit vom 13. bis zum 16. Juni war etwa ein Drittel des Inhalts des Sees abgelaufen. Da brach plötzlich am letzten Tage um 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr nachmittags der Damm, dessen innere Festigkeit durch den Durchfluß vermindert war, und die gesamte noch übrige Wassermasse stieß in 35 Minuten ab. Mit einer Geschwindigkeit von 10 Metern in der Sekunde raste die Flut, alles verheerend, durch das Thal und erreichte in 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden über Martigny den Genfer See. An 500 Gebäude und zahllose Obstgärten wurden damals vernichtet, 50 Menschen fanden den Tod, die Mehrzahl der Eingeborenen hatte sich vor dem Eintritt der Katastrophe geflüchtet. Durchschreitet man jetzt das Vagnethal, so begegnet man überall den Spuren der früheren Verwüstungen. Haushohe Felsblöcke hemmen an vielen Stellen den Lauf der Dranse, das alte flache Seebett ist weit und breit mit Geröll bedeckt und die Eintönigkeit desselben verleiht dem Thalschluß zuweilen einen etwas düsteren Charakter.

Neuerdings ist nun die Regierung des Kanton Valais noch mehr als zuvor bemüht, die Bewohner des Vagnethals gegen eine Wiederholung jener Katastrophe zu sichern. Ihre Bemühungen können aber nur darauf gerichtet sein, durch geeignete Maßregeln das Anwachsen der Schneemassen in der Schlucht nach Möglichkeit zu verhüten und es nicht zu einer neuen Seebildung kommen zu lassen; denn den vollendeten Thatsachen steht, wie das Ereignis von 1818 beweist, der Mensch machtlos gegenüber. Darum versucht man jetzt durch Korrektur des Laufes der Dranse während der Sommermonate dem Wasser stets einen Abflußkanal freizuhalten, indem dasselbe durch Bühnenanlagen gegen die im Flußbett sich ablagernden Schneemassen geleitet wird. In-

folge seiner höheren Temperatur schneidet es wie eine Säge in dieselben ein und trennt die äußersten Teile ab, die dann ins Wasser fallen und rasch zusammenschmelzen. Während des Sommers sind an der bedrohten Stelle immer eine Anzahl Arbeiter angestellt; überdies hat sich durch das starke Zurückweichen der Gletscher während der letzten Jahrzehnte die Gefahr hier wesentlich vermindert. In den letzten zwei bis drei Jahren soll dagegen, wie an anderen Gletschern der Westalpen, so auch am Gétrozgletscher ein Vorrücken bemerkbar gewesen sein. Während er vor zwei Jahren vom Hotel in Mauvoisin aus überhaupt nicht zu sehen war, so erblickt man jetzt unterhalb des Mont Pleureur in einem Felsausschnitt das Ende desselben, und es beginnen deshalb auch bei den Eingeborenen wieder Besorgnisse rege zu werden. Man darf indessen hoffen, daß, wenn auch im Laufe der Jahre die Verhältnisse sich wieder gefährlicher gestalten sollten, es den menschlichen Anstrengungen gelingen wird, eine Katastrophe abzuwenden, die das Besitztum der ohnehin ärmlichen Bevölkerung wieder auf viele Jahre hinaus vernichten würde. —

Eine Reihe regnerischer Tage, die ich in Gemeinschaft mit dem englischen Touristen im einsamen Hotel zu Mauvoisin verlebte, gestattete mir zu Anfang nicht, weitere Ausflüge zu unternehmen. Da jedoch an den Vormittagen das Wetter meist günstiger war und der Umschlag erst gegen Mittag eintrat, so wanderten wir früh in der näheren Umgebung des Hotels umher und lernten dadurch manche interessante Gegend des Bagnethals kennen. Am Rande des großen Gletschers von Corbassière, der das gleichnamige Hochthal erfüllt, steht eine vor wenigen Jahren erbaute Klubhütte, die Cabane von Panossière genannt. Unter dem sicheren Schutze eines mächtigen Felsblockes, dessen geräumige Höhlungen geschickt benutzt sind, steht sie angelehnt an ein Gletschermeer und hochragender Berggipfel, die ringsum den Horizont abschließen, einsam da als das einzige Zeichen menschlicher Thätigkeit in einem Umkreise von einigen Stunden. Sie bildet den Ausgangspunkt für die Mehrzahl derjenigen, welche das weite Gletschergebiet des Grand Combin durchwandern wollen und namentlich eine Besteigung des Gipfels beabsichtigen, da sie dem Fuße desselben um drei bis vier Stunden näher liegt, als der nächste bewohnte Ort. Ihre unvergleichlich schöne Lage mit dem großartigen Blick auf den Nordabsturz des Grand Combin macht die Cabane von Panossière aber auch an sich zu einem der lohnendsten Punkte in der Umgebung von Mauvoisin. Aus diesem Grunde wählten wir sie als Zielpunkt eines unserer Ausflüge, indem wir hofften, daß das Wetter, welches gut ansah, sich bis zum Abend wenigstens halten würde.

Ueber die steilen Grashalden, welche westlich vom Hotel ansteigen, und über die hochgelegene Alp Botcheresse gelangten wir eines Morgens zu der Moräne des kleinen Glacier des Otnes, der den Paß gleichen Namens bedeckt. Zahlreiche Hamster sonnten sich behaglich auf den durchwärmten Felsblöcken und ließen bei unserer Annäherung ihren wohlbekannten schrillen Pfiff erschallen, um dann auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Nachdem wir ziemlich mühsam die Moräne erklettert hatten, stiegen wir, einer Gensspur folgend, auf dem Gletscher hinan, der von Spalten durchzogen, aber am Rande leicht zu begehen war, und gewannen, als wir die Paßhöhe erreichten, einen großartigen Blick auf die hinter uns liegenden Berggipfel, von deren Anwesenheit man tief unten im Thal nichts ahnt. Vor uns stieg am jenseitigen Ufer des Gletschers von Corbassière eine gewaltige Bergmasse in schroffen Wänden empor, die wir anfangs für den Grand Combin hielten; als wir jedoch nach wenigen Minuten auf einem zweiten Sattel anlangten, von welchem man in das Thal von Corbassière hinabsteigt, erblickten wir den Hauptgipfel zur Linken jener Gruppe, von Wolken umgeben, die sich immer drohender um die Flanken des Berges zusammenballten. Jener andere Gipfel aber war der Combin de Corbassière, gleichfalls ein stattlicher Berg, der schon die ersten Besucher dieser Gegend irre führte und sogar einmal in dem Glauben erstiegen wurde, er sei der höchste Punkt. Der Blick in den wilden Thalleffel, der zu unseren

Füßen sich ausbreitete, war ein unbeschreiblich großartiger. Endlose, von tiefen Klüften und prächtigen Zeracs durchzogene Firnselder erstrecken sich bis zu den Abhängen des Grand Combin hinauf und speisen den großen Corbassière-Gletscher, der infolge der regelmäßigen Spaltung und Zeichnung seiner Oberfläche vollkommen den Eindruck eines zähflüssigen Stromes macht. Dieser Gletscher besitzt eine Länge von mindestens 3 Stunden und dringt in nördlicher Richtung bis an die steile Thalwand des Bagnethals vor, wo er in einer eigentümlich geformten Zunge endigt und seinen Abfluß in einem prächtigen Wasserfalle über steile Felsen hinab in die Dranse ergießt.

Ueber Geröllhalden stiegen wir zum Gletscher hinab, wo wir nach einigem Suchen die Cabane entdeckten und kurze Rast hielten. Vom nordwestlichen Horizont, an welchem die wohlbekannte Gipfelkrone der Dent du Midi sichtbar war, trieb ein scharfer Wind regenverfündende Wolken zu uns herüber und zwang uns, den Rückweg anzutreten. Einen neuen Weg einschlagend, folgten wir der rechten Moräne des Gletschers, die hier und da Spuren magerer Weide aufwies, und sahen uns plötzlich von einem undurchdringlichen Nebel umgeben, der sich so überraschend und schnell bildete, daß wir keine Zeit zur Orientierung in der uns völlig unbekanntem Gegend behielten. Ueberreste von Moränen, die den früheren Rand des Gletschers bezeichneten und mit dem jetzigen nahezu gleichlaufend waren, sowie das Rauschen eines Baches, in dem wir irrthümlicherweise den Abfluß des Gletschers vermuteten, leiteten uns wiederholt in die Irre, und oft nötigten uns jahe Felsbänder zu zeitraubenden Umwegen. Aber Karte und Kompaß thaten doch ihre Dienste und führten uns schließlich auf den rechten Weg, auf dem wir nach einigen Stunden die Alp Corbassière erreichten.

An der Moräne des Corbassière-Gletschers pflückte ich das schönste Edelweiß, das ich im Bagnethal gesehen habe, wo diese vielbegehrte Alpenpflanze sich an allen für ihr Fortkommen geeigneten Punkten im Ueberfluß findet. Wir gelangten bald an die untere Grenze der Nebelschicht und stiegen bei strömendem Regen zu den Hütten von Tionnay ins Bagnethal hinab. Als wir nach einem weiteren zweistündigen Marsch thalaufwärts in der Dunkelheit in Mauvoisin eintrafen, erwartete uns nicht ohne einige Besorgnis der gute Martin Bessé, der uns am Morgen den Weg gewiesen hatte. Am lustigen Kaminfeuer saßen wir des Abends noch lange im kleinen Salon, während draußen der Regen herniederrieselte, und erfuhren aus den Zeitungen, die auch in diesen entlegenen Winkel des Gebirges ihren Weg fanden, das Neueste über die Karolinenfrage.

Nach Verlauf einiger Tage, an denen das trübe, meist regnerische Wetter uns viel an das Haus fesselte, klärte es sich endlich auf und ein sonniger, wolkenloser Himmel breitete sich über der herbftlichen Landschaft aus. In seltsamen Farben erglänzte das grünliche Gipfelsgestein des Mont Pleureur im Lichte der untergehenden Sonne, und im fernen Thalhintergrund blickte, von rosigem Schimmer übergossen, der schöngeformte Mont Gelé über den tiefbeschatteten Thalwänden hervor. Ein köstlicher Herbstmorgen mit seiner erquickenden Kühle lockte uns am anderen Tage ins Freie. Mein Reizegefahrte, der Engländer, hatte sich, des schlechten Wetters überdrüssig, entschieden, über den Col de Fenêtre nach Italien zu gehen; ich gedachte ihm bis zur Passhöhe zu begleiten, um von dort aus den Mont Avril zu besteigen, welcher den Ruf genießt, einer der schönsten Aussichtspunkte des Bagnethals zu sein.

In der Morgenfrühe brachen wir auf und schritten durch die Schlucht thalaufwärts dem geröllbedeckten Seebecken zu, welches die Dranse schäumend durchströmt. Links bleibt die Alp Lanet mit den Trümmern eines Hauses liegen, welches vor langen Jahren ein Bergführer zur Aufnahme der Fremden errichtete, als das Gasthaus in Mauvoisin noch nicht bestand. Unter den Unbilden der Witterung war es schon vor Jahren zusammengestürzt, und die kahlen Wände mit den leeren Fensterhöhlen starren jetzt dem Vorüberwandernden seltsam entgegen. Allmählich steigt der Saumpfad, bald am rechten, bald am linken Ufer der Dranse entlang führend, und überschreitet die

Moräne und den unteren Teil des Mont Durand-Gletschers, welcher als der einzige im Bagnethal mit seinen Eismassen noch jetzt die Thalsohle bedeckt. Nach etwa dreistündigem, etwas einformigem Marsch erreichten wir die 2200 Meter hoch gelegene Alp Grande Chermontane, auf welcher sich nach allen Seiten hin ein großartiger Blick auf die Schneberge eröffnet. Die Alp war schon verlassen, aber so weit der Blick reichte, labte sich das Auge an dem frischen Grün der mit herbstlichen Blumen geschmückten Matten. Hier hielten wir kurze Rast, um unser Frühstück zu uns zu nehmen, und machten die Bekanntschaft eines Russen, der mit seinem Führer am frühen Morgen von le Chable aufgebrochen war, um ebenfalls den Mont Avril zu bestiegen und eine Skizze des Grand Combin anzufertigen.

Auf den Höhen lag frischgefallener Schnee und verbarg die Fußspade, die man durch ausgerichtete Steinplatten kenntlich gemacht hatte; bald sahen wir uns in eine Winterlandschaft versetzt, die unserer mühseligen Wanderung einen eigenen Reiz verlieh. Zur Linken erheben sich in nächster Nähe die steilen durchfurchten Wände des Mont Gelé, von einem schimmernden Eispanzer bedeckt. Immer großartiger und ausgebreiteter wird der Blick auf die hinter uns liegenden Berggipfel und Gletscher; hier erst gewinnt man einen rechten Einblick in das Gewirr von Graten und Gipfeln, Gletschern und Schneefeldern, die sich im Osten des Bagnethals ausbreiten. Fern im Osten überragen die Zermatter Berge vor allem die Dent Blanche und das Matterhorn ihre Nachbarn und heben sich in großer Schärfe von dem tiefblauen Himmel ab. Der Glanzpunkt der Umgebung aber, der Grand Combin, ist durch die flache Kuppe des Mont Avril den Blicken noch entzogen. Eine seltene Ueberraschung steht uns bevor. Wie wir nach langem Waten im tiefen Schnee den engen Sattel betreten, der die Paßhöhe bezeichnet, breitet sich plötzlich im Süden die lange schimmernde Kette der Graischen Alpen mit dem Gran Paradiso und dem schroffen Horn der Grivola vor unseren Augen aus und bietet uns einen prächtigen Anblick, wie ihn in solcher Reinheit die Gunst der Witterung nur selten gewährt.

Eine halberfallene Steinhütte bot uns einigen Schutz gegen den eisigen Ostwind; nach kurzem Aufenthalt trennte ich mich von meinem Reisegefährten und begann auf den Schneefeldern, die sich vom Gipfel des Mont Avril bis zur Einsattelung des Passes hinabziehen, bergan zu steigen, noch ehe der Russe mit seinem Führer sich aufgemacht hatte. An den Felswänden des Mont Gelé weckten die Büchsenhüsse eines Gensjägers ein rollendes Echo. Hier und auch anderwärts im Bagnethal begegnet man noch vielfach den frischen Spuren des edlen Wildes, und mitten im großen Dtemmagletscher erhebt sich eine Felspartie, die wegen der zahlreichen Gemsen, welche dort Zuflucht suchen, den Namen „jardin des Chamois“ trägt. Aber auch hier wird den Tieren viel nachgestellt und die Wagnarden genießen den Ruf, besonders kühne und geschickte Gensjäger zu sein; der alte Führer, welcher den russischen Touristen begleitete, wußte aus seinen eigenen Erlebnissen manch heiteres Stückchen zu erzählen. Der Weg zum Gipfel des Mont Avril, der im Sommer oft schneefrei ist, war auch jetzt, trotz der Schneedecke nicht schwer zu finden, aber der Schnee war weich und pulverartig, mit jedem Schritt sank man bis zu den Knien ein, und wir brauchten  $1\frac{1}{2}$  Stunden, bis wir den Gipfel betraten, dessen Höhe 3340 Meter beträgt. Unter günstigen Verhältnissen soll es nicht unmöglich sein, auf einem Maultier die Spitze zu erreichen, so gering ist die Steigung des Berges auf der Südseite. Es soll einmal der Versuch gemacht worden sein, auf der Alp Chermontane Baugrund für ein Hotel zu erwerben, worauf sich jedoch die Gemeinde nicht einlassen wollte. Mag dies wahr sein oder nicht, so viel läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß eine Unternehmung dieser Art einen Strom von Fremden in das Bagnethal locken würde. In der Nähe eines vielbegangenen Passes und am Kreuzungspunkt zahlreicher Gebirgsübergänge gelegen, die alljährlich von vielen Reisenden überschritten werden, zeichnet sich die Alp

Grande Chermontane durch ein großartiges Gebirgs panorama aus, und nicht leicht dürfte ein anderer Aussichtspunkt der Schweiz von gleicher Höhe und Schönheit wie der Mont Avril bequemer zu erreichen sein.

Auf dem Gipfel angelangt lagerten wir uns am Rande des jähen Absturzes, der zum Mont Durand-Gletscher hinabführt; hier herrschte völlige Windstille, und wir genossen die wohlthuende Wärme der Sonnenstrahlen, nachdem uns soeben beim Aufstieg der scharfe Ostwind mit Wolken pridelnden Schneestaubes überschüttet hatte. Das großartige Panorama, welches sich auf diesem Gipfel vor den Augen entrollt, will ich im einzelnen nicht zu schildern versuchen. Eine solche Schilderung kann nur eine mangelhafte Vorstellung von dem geben, was dort oben das Auge entzückt und sich dem Gedächtnis desjenigen, der es gesehen, für alle Zeiten fest einprägt. Beneidenswert erschien mir mein Gefährte, der in wenigen Minuten eine wohlgelungene Skizze des Grand Combin vollendet hatte, die bald als bleibende Erinnerung neben vielen anderen in einer mitgeführten Mappe Aufnahme fand. Fast senkrecht fällt die felsige Nordseite des Berges nach dem Gletscher hin ab, der sich in mehreren Terrassen bis zu den Felshängen des Grand Combin hinaufzieht. Der Gipfel des letzteren ist in der Luftlinie nur 4 Kilometer von unserem Standpunkte entfernt, und seine imposante Gestalt beherrscht die ganze umgebende Gebirgswelt. Links von ihm erblickt man den Einschnitt des schwierigen Sonadonpasses, über welchen man durch das Valsorey-Thal nach dem an der St. Bernhardstraße gelegenen Bourg St. Pierre gelangen kann. Darüber hinaus sieht man die ganze Kette der Savoyer Alpen mit dem Mont Blanc und im fernem Hintergründ die Alpen der Dauphiné. Nach Osten ist der Blick auf die Berge und Gletscher des Vagnethals umfassender geworden, ohne sich wesentlich geändert zu haben, und über den Felsgrat des Mont Gelé hinweg, der früher den südöstlichen Horizont abschloß, erkennt man im blauen Dunst des Horizonts die italienische Ebene.

Es war spät geworden und die Sonne neigte sich schon zum Untergange, als wir den Rückweg antraten. Hier fanden wir Gelegenheit zu kleinen Rutschpartien und erreichten bald, indem wir diesmal die Pashöhe zur Rechten liegen ließen, den Saumpfad, der uns zur Alp Chermontane hinabführte. Auf den tiefer gelegenen Alpen ging es lebhaft her, denn es fand in diesen Tagen die Verteilung der im Laufe des Sommers gewonnenen Käse unter die Viehbefitzer statt, und zur Beaufsichtigung dieses hochwichtigen Aktes hatte sich der Herr Präsekt von le Chable höchstselbst heraufbemüht. Längst waren die letzten Spuren des Sonnenlichtes von den höchsten Spizen gewichen und tiefes Dunkel lag über der Thalschlucht, als wir im Hotel zu Mauvoisin eintrafen, wo sich inzwischen eine Gesellschaft von vier englischen Touristen mit dem Meiringer Führer Melchior Anderegg und dessen Sohn, einem jungen kräftigen Burtschen, eingeschunden hatte. Melchior Anderegg ist einer der berühmtesten unter den Schweizerführern; mancher fühne Alpenreisende hat unter seiner Leitung noch unbestiegene stolze Gipfel der Schweiz erklimmen, und wo er auch hinging, überall begleitete ihn ein seltenes Glück. Noch jetzt ist der bejahrte Mann, dessen biederer, wettergebräuntes Gesicht einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck macht, rüstig in der Ausübung seines anstrengenden Berufes; wir bereitete es kein geringes Vergnügen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen.

Eine heitere Gesellschaft belebte an diesem Abend den Salon, in dem ein prasselndes Kaminfeuer eine wohlthuende Wärme verbreitete. Es wurden Pläne entworfen für den kommenden Tag, und die Engländer trugen sich sogar mit großen Gedanken; aber man hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn am Morgen waren die Berge in dicke Regenwolken gehüllt und nur selten blickte die Sonne auf Augenblicke durch dieselben hindurch. Am folgenden Morgen wurden wir, als wir vor die Thür traten, durch den Anblick einer Schneelandschaft überrascht, die sich, so weit das Auge reichte,

ausbreitete. Dies genügte, um die Engländer, nachdem sie mitten im Schnee eine Photographie von dem Hotel und den Insassen desselben aufgenommen hatten, zur Rückkehr nach le Chable zu veranlassen, ehe sie auch nur einen Schritt in die benachbarten Gletscherregionen hatten thun können. So befand ich mich bald wieder als einziger Gast im Hotel und begann, da der Schluß der Saison bevorstand, auch an die Abreise zu denken. Zwar trat bald ein Witterungsumschlag ein, auf den eine Reihe sonniger Herbsttage folgte, aber der Schnee auf den Höhen wollte anfangs nicht schmelzen und machte, da ich ohne Begleitung wanderte und die Fußspfade nirgends mehr kenntlich waren, weitere Ausflüge unmöglich.

In einer der folgenden Nächte fand an den gegenüberliegenden Felswänden des Mont Pleureur ein Felssturz statt, mächtige Blöcke wurden weit in das Thal hinaus geschleudert, und noch viele Stunden nachher stand bei dem windstillen Wetter fast unbeweglich eine Staubwolke an der Stelle, wo die Felsstücke sich losgelöst hatten. Am anderen Morgen fand ich vor der Hausthür einen Gemsjäger sitzen, der mit einem kleinen Fernrohr die Felswände musterte, welche sich gerade hinter dem Hotel erheben. Er hatte ein Rudel Gemsen gesehen und forderte mich auf, mit ihm Jagd auf dieselben zu machen. Ich lehnte es jedoch ab, da ich zu den schmalen abschüssigen Rajenbändern, welche zwischen steilen Felswänden den einzigen Zugang zu der fraglichen Stelle bildeten, kein rechtcs Vertrauen besaß. Er machte sich also allein auf den Weg und tauchte am Nachmittag wieder auf, ohne einen Schuß gethan zu haben, da er sich in den Felsen verirrt hatte und an eine Stelle geraten war, von der aus er den Standort der Gemsen nicht mehr erreichen konnte.

Da ich durch einen Führer inzwischen erfahren hatte, daß die Pässe, die nach Osten über das Gebirge führen, wieder gangbar geworden seien, so vereinbarte ich mit ihm, am folgenden Tage über den Col du Gétroz und den Col de Scillon nach Arolla ins Val d'Hérens hinüber zu gehen. Der Hotelverwalter Bessé sollte uns bis zur ersten Paßhöhe als Träger begleiten. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, verließen wir am folgenden Morgen um 3 Uhr bei Laterneuicht das gastliche Hotel. Sterneklar lag der Himmel über uns und von Süden her wehte, wie an den letzten Tagen, ein heftiger lauer Wind durch das Thal. Jenseits des Lavinecouloirs überschritten wir die Dranse und stiegen auf steinigem Pfade zur Alp Gétroz empor. Ueber steile Rajenhänge und Schutthalden führt der Weg aufwärts bis zur Höhe des Grates, welcher das obere Becken des Gétrozgletschers vom Vagnethal trennt. Als wir denselben halbwegs erklimmen hatten, wurde die Laterne zurückgelassen; von unserem Standpunkte aus genossen wir einen großartigen Rückblick. Ueber der düsteren Schlucht, aus der wir heraufgestiegen waren, erhob sich am anderen Thalrand eine Kette imposanter Gipfel im Scheine des Dämmerlichts, weit überragt von der hornförmigen höchsten Spitze des Grand Combin, auf der schon die ersten Spuren der aufgehenden Sonne sichtbar wurden. Plötzlich erglänzte dieselbe in feurigem Rot und erleuchtete mit rötlichem Schimmer die niedrigeren Gipfel. Vor uns lag die finstere Felswand, deren scharfgezacktes Profil sich wie eine Silhouette auf dem rothigen Morgenhimmel abhob. Um 6 Uhr erreichten wir die Einjüngung des Grates, Col du Gétroz genannt, woselbst man plötzlich einen Einblick in das obere Gletscherbecken gewinnt. Der Gletscher macht an dieser Stelle eine Wendung von nahezu 90° und drängt seine zähen Massen durch den tiefen Einschnitt, welcher unseren Standpunkt von dem südlichen Abfall des Mont Pleureur trennt. Man übersieht das Gewirr von Spalten und Klüften, welches den Gletscher in seiner ganzen Breite durchzieht und allmählich in den Eisfall übergeht, der von der gegenüberliegenden Thalwand aus betrachtet, mit Recht die Bewunderung jedes Reisenden erregt. Man fann den Gletscher auch an dieser Stelle überschreiten, doch ist der Uebergang schwierig und erfordert trotz der kurzen Entfernung etwa 1½ Stunden.



Nachdem wir auf der Höhe ein wenig gerastet und den Anblick der großartigen Naturschönheiten, die uns umgaben, gehörig genossen hatten, trennten wir uns von unserem Träger, der nach Mauvoisin zurückkehrte, und wandten uns dem jenseits des oberen Gletscherbeckens liegenden Col de Seillon zu. Nach der Aussage des Führers hatte sich das Aussehen des Gletschers seit dem Vorjahre völlig verändert. Breite Spalten durchzogen ihn kreuz und quer und infolge des starken Abschmelzens der Eismassen, für welche der sich neu bildende Firn keinen genügenden Ertrag lieferte, hatte sich das Niveau des Gletschers in seinen oberen Regionen nicht unerheblich gesenkt. Wir fanden daher eine tiefe Mulde vor, deren Rand mit Reuschnee bedeckt war. Je weiter wir vordrangen, desto steiler wurde die Böschung der Mulde und übtigte uns wegen der zur Rechten und Linken befindlichen Spalten und des schlechten Zustandes der Schneedecke, zur Vorsicht. Auf dem Boden der Firnmulde, die wir unumkehrbar erreichten, war das Fortkommen leichter, und nach Umgehung vieler Spalten gingen wir auf die Felsen über, die sich vom Mont Pleureur zum Col de Seillon hinabziehen. Wir hatten nur noch wenig zu steigen und standen bald auf der Einsattelung, auf welcher wir zum erstenmal der jenseitigen Gegenden ansichtig wurden. Der eigentliche Paß liegt etwas tiefer und bildet einen vergletscherten Sattel, der im Süden von den schroff ansteigenden Wänden des Mont Blanc de Seillon begrenzt wird; da der Zugang zu demselben jedoch auf der Seite nach Arolla zu durch mächtige Spalten und Schrände erschwert ist und mein Führer selbst vor nicht langer Zeit, als er sich allein auf dem Rückwege nach Mauvoisin befand, in eine derselben hineingeraten war, aus der er sich nur mit der größten Anstrengung mit Hilfe des Weiles hatte befreien können, so hatten wir den Weg über die Felsen vorgezogen, der überdies die Annehmlichkeit einer weiteren Rundsicht gewährte. Im Westen tritt über den Schneegipfeln der Combin-Gruppe die Mont Blanc-Kette hervor, im Osten erblickte ich zum erstenmale jene seltsame gezackte Bergkette der Grandes Dents de Veisivi mit der nadelartigen Spitze der Aiguille de la Ja. Diese Kette erscheint von dem etwa in ihrer Längsachse gelegenen Evolena aus, wo sie den Thalabschluß des Val d'Hérens bildet, in einer sehr malerischen Form, indem ihre Hauptspitzen die Form dreier fast genau symmetrischer nebeneinander gelegener Pyramiden darbieten; sie scheidet die beiden oberen Arme jenes Thals, von denen der uns näher gelegene Combe d'Arolla, der jenseitige Val de Ferpèche heißt. Einen prächtigen Anblick gewährte uns ferner die Pigne d'Arolla, eine im reinsten Weiß prangende Schneefuppe, deren von den Sonnenstrahlen erweichte Abhänge das Licht wie Spiegel reflektierten. Drei große stark zerklüftete Gletscher ziehen von ihr in die Thäler von Héremence und Arolla hinab. Auf einem derselben, dem Seillongletscher, wandelten wir eine Zeitlang wie auf ebener Straße einher; der Schnee war festgefroren und nirgends hemmten Spalten unseren Weg, sodas wir in kurzer Zeit die Felsen des Pas de Chèvres erreichten. Wie der Name vermuten läßt, beginnt hier eine Kletterpartie; eine fast senkrecht felswand scheint plötzlich jedes Fortkommen zu hindern; aber für zwei mit dem Seil verbundene Leute, von denen der vordere sich langsam mit dem Weile hinanarbeitet, ist es, selbst wenn der zweite Mann wenig geübt ist, nicht schwer, hinauf zu kommen. Oben angelangt rasteten wir zum zweitenmale; wir hatten nun den Schnee hinter uns und es blieb uns nur der Abstieg über die Matten der Alp l'Arolla. Noch einmal weilte der Blick auf den jetzt ferngerückten Gipsfeln des Vagnethals, unter denen der Mont Pleureur durch die merkwürdige Form seiner höchsten Spitze die Augen besonders auf sich lenkt, dann brachen wir auf und erreichten bald das Hotel du Mont Colon, etwa 8 Stunden nach unserem Ausbruche von Mauvoisin. Der Uebergang, den wir gemacht hatten, scheint der kürzeste und zu gewissen Zeiten bequemste zu sein, den man wählen kann, er ist erst vor kurzem mehr in Aufnahme gekommen.

Werfen wir noch einen Blick auf den Hintergrund des Arolla-Thals, so bietet sich

uns auch hier wieder ein neues, nicht minder prächtiges Bild dar. Die gewaltige Felspyramide des Mont Colon, die dort von einer flachen Schneekuppe getrübt sich erhebt und nach beiden Seiten nahezu senkrecht abfällt, läßt sich, was die Regelmäßigkeit ihrer Formen und ihre imponierende Masse anbetrifft, vielleicht mit keinem anderen Berge der Schweiz vergleichen. In Evolena, welches wir nach weiterem dreistündigen Marsch gegen Mittag erreichten, entließ ich meinen Führer Gillioz, der noch an demselben Tage über das Rhonethal in sein heimatliches Dorf le Chable zurückkehrte. Ich begleitete ihn in Gedanken und durchlebte noch einmal in der Erinnerung die genußreichen Tage meines Aufenthalts im Bagnethal.



## Johann von Soest,

Sänger, Dichter und Arzt 1448 — 1506.

Von

Dr. Friedrich Pfaff.

Von dem Kunstsinne des pfälzischen Hofes zu Heidelberg besitzen wir die untrüglichen Zeugnisse. Steht doch das in Trümmern herrliche Schloß in unvergänglicher Schönheit auch heute vor unseren Augen. Wer die ältere Geschichte der Pfalz durchforstet, findet die anziehendsten Fürstengestalten: König Ruprecht, den siegreichen Friedrich, Philipp den Aufrichtigen, Otto Heinrich. Neben kluger Kunst der Verwaltung und der Kriegsführung, neben strenger Wissenschaft hatten auch die schönen Künste ihren Wohnsitz zu Heidelberg. Die pfälzische Bibliothek ist nicht umsonst berühmt, und es ist nicht Zufall, daß sich gerade in ihr die bedeutendsten Werke der altdeutschen Litteratur finden. Von mehreren Gliedern der Pfalzgrafenfamilie steht fest, daß sie die deutsche Dichtung liebten und förderten. Alle übertrifft an litterarischen Neigungen Pfalzgräfin und später Erzherzogin Mechthild, die Tochter Ludwigs III., des Bärtigen, von der Pfalz und der Mechthild von Savoyen. Für sie dichteten Hermann von Sachsenheim und Nikolaus von Byle, für sie reimte der biedere Bayer Jakob Püterich von Reichertshausen, der große Bücherfreund, seinen berühmten Ehrenbrief. Sie pflegte auch die bildende Kunst, die kirchliche Malerei und Bildhauerkunst, und auch die Musik gehörte zu ihren Neigungen. Mechthilds Vater, Ludwig III., ein Freund der Gelehrsamkeit, hatte wohl etwas von seiner Geistesrichtung auf sie vererbt. Ihr Bruder, „der böse Fritz“, fand neben seinen vielen kriegerischen Unternehmungen, noch Zeit sich mit Litteratur und Musik zu beschäftigen. Dessen Nefte und Nachfolger, Philipp der Aufrichtige, war vollends ein Freund dieser Künste. Aber auch Mechthilds Kinder, Eberhard im Bart, Graf und später Herzog von Württemberg, und Mechthild, vermählt mit dem Landgrafen Ludwig von Hessen, welchem wir unten noch begegnen werden, folgten der Mutter in ihren Neigungen nach.

Der Mann, dessen Leben uns hier beschäftigen soll, Johann von Soest, ist mit der Geschichte Ludwigs von Hessen, Friedrichs des Siegreichen und Philipps des Aufrichtigen von der Pfalz verbunden. Er war keine Größe auf den drei Gebieten, welchen seine Thätigkeit angehört, der Musik, Dichtkunst und Arzneikunde; aber er war ein echtes Kind seiner Zeit, des fünfzehnten Jahrhunderts, und er hat uns eine selbstgedichtete Lebensbeschreibung in Versen hinterlassen, die geeignet ist, dem Wilde seiner Zeit, wie es sich uns darstellt, manchen guten Zug einzufügen.

Von Johanns Gedichten sind nur die Lebensbeschreibung und das Lob Frankfurts gedruckt.\*) Irgend welche Verbreitung seiner Gedichte ist nicht nachzuweisen: was wir besitzen scheinen Johanns eigene Handschriften zu sein, und auch von diesen sind gerade die Urschriften der schon gedruckten, welche sich im Besitze des Frankfurters J. C. von Fichard, ihres Herausgebers, befanden, mit anderen wertvollen Handschriften leider spurlos verschwunden.

Ich habe mich bemüht, Johanns Worten zu folgen, so viel es möglich war, und nur, wo es not that, einiges Eigene eingestreut. Obgleich schon Hoffmann von Fallersleben eine Lebensgeschichte Johanns verfaßt hat\*\*), halte ich meine Darstellung doch nicht für überflüssig, denn ich kann weit mehr geben als Hoffmann und will gerade die Heidelberger Zeit, die jener nur ganz kurz behandelt hat, ausführlicher schildern.

Zu Unna in Westfalen saß Rotker (Rüdiger) Grumelkut, ein meisterlicher Steinmetz, der noch lange Zeit danach als ein tüchtiger Mann gerühmt ward. Als die Böhmen mit Bischof Dietrich von Köln, Grafen von Mörs, vor Soest lagen, also wohl im Juli des Jahres 1447, heiratete er.

Es war die Zeit der Soestischen Fehde, die so viel Unheil über das Land brachte. Die reiche und mutige Soester Bürgerschaft war der Bedrückungen müde, die der verschwenderische, rücksichtslose Erzbischof Dietrich ihr auferlegte, sie wählte den Herzog von Kleve, Adolf, zu ihrem Schutzherrn. Adolf nahm sich der Sache an und rief seinen Sohn Johann, der am burgundischen Hofe aufgezogen worden, zurück, um ihn an die Spitze seines Heereszugs gegen den Erzbischof zu stellen. Dietrich von Köln aber fand mächtige Hilfe in einem großen Heere, welches ihm ein Graf von Sternberg aus Böhmen zuführte. Dieser Beemer, Kezer, Ongeloevigen, Doeringen, Misner und ander ungeslacht Volks, erzählt der Zeitgenosse Bert von der Schüren, was over die sestic duysend aldair tho Velde versament, die onkerstelic (unchristlich) und onmynselic Boesheiden bedreven. Sy verdersten allet, daer sy quamen. Sy en spaerden Cloester, Kerken, noch Cluyfen, noch die Ciborien des heil. Sacraments, Kelcken, Pathenen, heilige Vaeder, Myssgewaent. Seene frouwe noch Megdeperson verschonden sy; alde Luyde und Kinder vermorden sy; heiligen Ambden und Kraemen scheynden (schändeten) sy. Vergeblich hatten sie sich an Lippstads Mauern versucht, und auch Soest sollte durch die Tapferkeit seiner Verteidiger vor ihrer Wut bewahrt bleiben. Die Anwesenheit des jungen, schönen, mutigen Johann von Kleve gab den Bürgern Stärke, die furchtbaren Stürme der Böhmen abzuschlagen. Als alle Versuche, die Stadt zu zwingen, mißlangen, verließ der Erzbischof, der oft selbst in großer Gefahr geschwebt, das Heer, und die Böhmen zogen ab, um die Bergische Grafschaft Ravensburg zu verwüsten. Schon seit 1444 wüthete die Soestische Fehde, weithin war, nach dem schrecklichen Kriegsbrauche der Zeit, das Land ausgeplündert und verheert. Erst 1449 ward durch Vermittelung Philipps von Burgund und des päpstlichen Legaten Friede geschlossen. Der Papst entschied, Soest solle bei Kleve bleiben, und Kaiser Friedrich III. bestätigte dies Urtheil.

Also in einer für die ganze Landschaft verhängnisvollen Zeit gründete der Steinmetz zu Unna seinen Hausstand. Seine Frau war Wendel Husselsyn aus Werl. Sie hatten drei Söhne mit einander Johann, Heinrich und Gerwyn, von welchen die beiden letzteren jung starben. Dem kleinen Johann ward im ersten Jahr das Antlitz mit Del verbrannt, so daß er erst ganz blind war. Seine Mutter, die ihn sehr liebte, gelobte und leistete eine Wallfahrt: da ward Johann besser, das rechte Auge hob wieder an zu sehen; das linke freilich scheint seine Kraft nie mehr erlangt zu haben, denn noch im Jahre 1505 wird Johann sein schil ankyt (schielendes

\*) Frankfurterisches Archiv für ältere deutsche Litteratur und Geschichte. Herausgegeben von J. C. v. Fichard. I. (1811), 75—139.

\*\*) In Preuß Litteraturhistor. Taschenbuch IV (1846), 191—198.

Antlig) vorgeworfen. Das war Johanns erstes Abenteuer. Als Johann drei Jahre alt war, also wohl 1451, starb sein Vater. Betrübt zog die Mutter mit dem Knaben nach Werl. Dort scheint sie sich wieder verheiratet zu haben, zog dann nach Menden und endlich nach Soest. Hier nun zeigte sich bald die Gefangensgabe des heranwachsenden Johann. Er sang hell, daß es durch alle Gassen klang, daß es alle verwunderte und jebermann sagte: „Syng lyber bub!“ Jedermann gewann ihn lieb. Johann ging fleißig zur Schule und ward mit neun Jahren Chorschüler an St. Patroclus. Schon bei dem jungen Knaben zeigte sich damals die Keiselust, der Hang zum Abenteuer, welche Johann sein Leben über begleitet haben. Einem Gaukler, der nach Soest kam, gefiel Johanns Stimme, er betedete ihn, heimlich mit ihm zu gehen, und versprach ihn das Gaukeln zu lehren. Nach schlafloser Nacht traf Johann frühmorgens mit jenem an dem abgeredeten Orte zusammen, und sie wanderten den „Helweg“ nach Werl zu bis zum Kloster Himmelspforte. Da kamen aber bald Keißige von Soest an, die den Knaben suchten. Der Gaukler entloh ins Kloster und entkam, Johann aber ward seiner erstreuten Mutter wieder zurückgebracht.

Die zweite Ansetzung ließ nicht lange auf sich warten. Bald kam Johann I., Herzog von Kleve, nach Soest. Es ist derselbe, den wir im Jahre vor unseres Johanns Geburt so tapfer die Stadt gegen das bischöfliche Heer verteidigen sahen. 1419 war er, der Sohn Adolfs, den man den Siegreichen und Weisen nannte, des Grafen und später ersten Herzogs von Kleve, und der Maria von Burgund, geboren. Mit neun Jahren hatte ihn sein Vater an den Hof seines Schwagers Philipp von Burgund zu Gent gesandt. Er ward, erzählt Gert van der Schüren, mennige Jaer lauck by oen (bei ihm) in sinen Hoewe mit groete Werdicheit upgetoegen. Dort lernte Johann Latein und Französisch und übte sich in allen ritterlichen Künsten. An dem reichen glänzenden Hofe zu Gent hatte der Junker sich Gewohnheiten angeeignet, die nicht ganz im Sinne seines einfachen Vaters waren. Aber alle seine guten Eigenschaften hatten sich glänzend entwickelt, als er 1444 zurückkam. Der Beschichtschreiber Gert van der Schüren, der ihn selbst kannte, weiß ihn nicht genug zu loben. Als die Erzbischöflichen von der Stadt Soest abließen, doe begeerde sommige (einige) Hern van den Bemerken, dat sy den jongen vromen fursten, Joncker Johann van Kleef the syen möchten kommen, die sich so herlick gewert und den Storm met den Synen so menlick wederstaen hadde. Johann reitet mit den Seinen hinans, die böhmischen Herrn kommen ihm entgegen und betrachten ihn, und er behaichden oen uyther Maeten waell, soe het een herlick land schön Herr was. Leibliche Schönheit und geistige Tüchtigkeit vereinten sich in ihm aufs beste. Der weise Rat seines Vaters, eines musterhaften Fürsten, scheint ihn von verschwenderischen Reigungen abgewandt zu haben. Ohne Zweifel aber hatte er zu Gent auch Liebe zu den schönen Künsten eingefogen. 1448 war er seinem Vater in der Herzogswürde nachgefolgt. Was Johann von Soest von ihm erzählt ist ein unmittelbares Zeugnis für seine Neigung zur Musik. Folgen wir wieder des Soesters Erzählung!

Dem Herzog gefiel Johanns Stimme, er ließ ihn holen und sprach gnädig zu ihm: „Sag, Bublein, willst du bei mir bleiben?“ Da war Johann gleich dabei und antwortete: „Ja, Herr!“ Der Herzog beahll den Knaben seinem Kastellan, hieß ihn heimlich ohne Aufsehn wegführen und wohl versorgen: er solle bis an sein Grab bei ihm bleiben. Johann aß und trank gut, dann ward er auf den Kammerwagen gesetzt und fuhr davon, ohne seiner betrühten Mutter zu gedenken, bis nach Hamm. Da kam die gute Mutter, die viel Thränen um ihn vergossen hatte, zu Fuße den weiten Weg nachgelaujen. Johann aber wollte nicht mit ihr wieder nach Hause. Die Mutter lief zum Fürsten, fiel ihm weinend zu Füßen und bat um ihren Sohn. Der Fürst hieß sie aufstehn und sprach: „Frau, sorgt nicht um Euren Sohn: ich will ihn wohl halten, vielleicht nicht allein zu seinem Nutzen, sondern auch Euch zu gute; darum weint nicht und gehabt Euch wohl: ich will ihm vollaus lohnen.“ Danach redeten die

Räte des Fürsten der Mutter zu und ließen ihr gut Essen und Trinken vorsetzen; aber die Mutter wollte nichts hören und nichts genießen. Da sprach der junge Johann: „Eßt, Mutter, und trinkt und laßt uns fröhlich sein! Ich will bei meinem gnädigen Herrn noch ein reicher Mann werden! Seid drum still und guter Dinge!“ Die Räte lachten und redeten der Mutter so lange zu, bis sie sich darein fand, freilich unter Weinen und Seufzen. Wie wenig bedachte Johann damals, daß sie seine Mutter war, die ihn getragen, sich den Schlaf abgebrochen, ihn zu wiegen, und Unruhe statt Ruhe gehabt nur zu seinem Wohle. Er war undankbar und blind; aber die Reue blieb nicht aus.

Bevor sie schied, trat die gute Mutter noch einmal vor den Fürsten, fiel ihm zu Füßen und sprach: „Gnädiger Herr, ich bin eine elende arme Frau, habe keinen Sohn denn den einen, wollt ihm darum gnädig sein.“ Der Fürst versprach alles Gute und gab ihr ein schönes Geschenk. Da segnete sie ihren Sohn und zog heimwärts.

Sorglos fuhr der Knabe fürbás über Wetter und Aitena bis nach Kleve.\*) Als er dort die fürstlichen Sänger hörte mit Diskant, Tenor und Kontrabaß, da deutete es ihn Engelsgesang, sein Herz sprang, er weinte vor Freuden. Diese Kunst schien ihm besser als alles auf Erden. Der Herzog that ihn in eine Singeschule, wo er bald zur Verwunderung anderer alle Mitschüler überholte. Der Herzog war ihm darum hold, und so lebte Johann ganz prächtig; aber das Hofleben und böse Gesellschaft machten ihn hoffärtig. Er ward seinen Oberen ungehorsam und spottete seines eigenen Meisters. Ueberall meinte er angenehm zu sein. Man kannte ihn auch allenthalben und hob an, ihn „Sustchen“ zu nennen, und so blieb ihm der Name „Johann von Soest“ bis an sein Lebensende.

Aber auch in Kleve hielt Johann nicht aus. Eines Tages kamen zwei kunstreiche Sänger aus England. Auch England nämlich pflegte früh die Musik. Schon im dreizehnten Jahrhundert werden gute englische Sänger gelobt, die köstlich sangen. Wohl herrschten die Niederländer mit ihrer eigenen kunstreichen und künstlichen Art in der Musik des fünfzehnten Jahrhunderts; aber auch England leistete höchst Achtungswertes, und es sollte eine Zeit kommen, da es den Niederlanden auch in der Musik ebenbürtig an die Seite trat. Umherzuziehen, zu hören und zu lernen war die Pflicht jedes Musikers. An geistlichen und weltlichen Fürstenhöfen die Kunst zu üben brachte Ruhm und Gewinn. Besonders waren es kirchliche Feste, die Gelegenheit boten, denn die Musik war eine wesentlich kirchliche Kunst.

Als Johann die englischen Sänger hörte, fiel seine Kunst ganz über Bord: er sah, daß er nicht Meister, sondern noch Schüler war. Voll Begierde, die Kunst dieser Sänger zu lernen, näherte er sich ihnen, und sie luden ihn ein, zu diesem Zwecke sie in Brügge in Flandern aufzujuchen. Obwohl dieser Zufuge froh, trug Johann doch die Sache eine Weile mit sich herum; endlich trat er demütig vor den Herzog und bat um Urlaub. Der Herr war verwundert und sprach: „Mein Sustchen, wer hat dir was gethan? Begehrt du größern Lohn, so sag mirs: du sollst ihn haben.“ „Nein, Herr,“ antwortete Johann, „ich möchte nur die Kunst lernen und dann wiederkommen.“ Der Herzog sprach: „Kunst hast du genug für mich; bleib hier, ich will einen reichen Herrn aus dir machen.“ Johann aber antwortete: „Gnädiger Herr, kein Gold und Silber ist mir so lieb wie die Kunst; darum laßt mich ziehn; ich komme sicherlich wieder.“ Da brach der Herzog das Gespräch kurz ab mit den Worten: „Du hast meine Meinung gehört.“ Noch zweimal kam Johann mit derselben Bitte und drohte endlich mit eigenmächtiger Entfernung. Da rief der Herzog zornig: „Willst du nicht zu deinem Nutzen bleiben, so lauf weit von mir an den Galgen!“ Das waren

\*) Von Soest über Hamm, Wetter (an der Ruhr) und Aitena (an der Renne) nach Kleve zu reisen ist eine wahre Zerküß. Unser Johann mußte wohl den Herzog begleiten, welchen bei seiner Reise landesherrliche Pflichten leiteten.

die letzten Worte, die Johann von seinem Fürsten hörte; doch damals socht es ihn wenig an und er dachte davonzugehen; aber gleich am Abend legte man ihn in den Thurm. Als erneute Versuche, ihn zum Dableiben zu bewegen, nichts fruchteten, ließ man ihn los, damit er nach Soest heimgehn möge. Bücher und Kleider wurden zurückgehalten; so zog Johann ohne Geld und Gut nach Flandern zu. Noch einmal holte ihn ein Kammerknecht ein und suchte ihn umzustimmen. Aber Johann ging ohne Umscheln bis nach Brügge, wo er die englischen Meister fand. Bei ihnen lernte er seine Kunst vollaus, das war ihm lieber als ein Land und als die Gunst aller Fürsten.

Von Brügge kam Johann nach Ardenburg\*), wo er im Stift Kapellan ward; aber auch hier hielt er trotz großer Versprechungen nicht aus und machte sich flugs davon. Da erfaßte ihn ein Fieber und machte ihn zum armen Manne, der weder Gott noch der Welt etwas nütze war. Mit leerem Beutel, der aus Teufelsleder gemacht war, denn es war darin keine Münze mit einem Kreuze, kam er eublich nach Kleve, wo er zwar den Herzog nicht fand, es aber doch wieder zu anständiger Kleidung brachte. Er zog fürder nach Raestricht und ward dort Succentor um guten Sold. Welchen Zeitvertreib Johann dort hatte, davon will er nicht gern im einzelnen reden; es war aber kein guter. Auch hier war seines Bleibens nicht, sein unruhiger Sinn gab ihm ein, nach Rom zu gehn, wo in des Papstes Kapelle so schön gesungen ward.

Den Mittelpunkt der Kirchenmusik, und also der Musik überhaupt, bildete der Sängerkor des Papstes. Zu der Zeit, von welcher wir reden, saß Paul II. auf dem heiligen Stuhle, ein eitler, prachtliebender, nach anderer Seite aber strenger und gerechter Mann. Sein Hof war eine Schule üppiger Feste. Bei allen Festlichkeiten jener Zeit war die Musik obenan. Nach Rom drängten alle Künstler. Dort galt die Nationalität nichts: nur die Kunstbegabung ward anerkannt und fand gute Stätte. In dem päpstlichen Sängerkor waren die Kinder aller Länder, voran die Niederländer. Unser Johann war ein Schüler der niederländischen damals herrschenden Kunstweise, auch ihn zog es nach Rom, wo eifrige Kunstübung und ein heiteres Dasein in Wohlleben und genialischem Treiben lockte. Von Leos X. Kapelle wissen wir, daß sie als das höchste galt, für welches die Zeit schwärmte.

Johann machte sich auf den Weg rheinauf, es war im Jahre 1469; aber schon in Köln scheiterte sein Plan. Das machte der Probst des Stiftes St. Gereon, Hermann, Landgraf von Hessen, der schickte nach Johann, denn er hatte von seiner Sangeskunst gehört, und schenkte ihm seine Gunst. Wieder greift hier ein bedeutender Mann in unseres Johann Schicksal ein. Hermann, der dritte Sohn des hessischen Landgrafen Ludwig I., des Friedsamern, war einer der gebildetsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, dabei in seiner Sittenstrenge, Sanftmut und Barmherzigkeit ein echter Christ. Aber auch männliche, ritterliche Eigenschaften mangelten ihm nicht. Seine Erscheinung gebot Ehrfurcht, und es wohnte ein kriegerischer Mut in ihm, den er bei seiner tapferen Verteidigung der Stadt Neuß 1474 und 1475 im kölnischen Stiftskriege gegen Karl von Burgund glänzend bewährte. 1473 ward er als Dechant des Gereonsstiftes zum Verweiser des Erzstiftes Köln ernannt, da der unwürdige Erzbischof Ruprecht von der Pfalz die Fehde entzündet hatte; 1480 folgte Hermann als der vierte seines Namens in der Bischofswürde Ruprecht nach und schuf glückliche Zeiten für das unter Dietrich von Nörs und Ruprecht in jammervolle Zustände geratene Erzstift. Trotz seiner kriegerischen Tüchtigkeit nannte man ihn mit Recht den „Friedfertigen“\*\*)

Hermann also nahm sich des Soester Sängers an und sandte ihn seinem Bruder

\*) So schreibt Johann. Gemeint ist wohl Hardenbergh an der West in der niederländischen Provinz Overijssel.

\*\*) Hermannus cur Pacificus quia bella repressit.  
Et templis Vbiis plurima dona dedit.

sagt Regibius Gelenius von ihm.

Ludwig, dem Landgrafen, der zu Kassel in der Stadt saß. Gerade zu dieser Zeit, im Jahre 1469, war es, da Hermann eine verderbliche Fehde zwischen seinen beiden Brüdern Ludwig und Heinrich durch thatkräftiges Eingreifen zu gutem Ende brachte. Von Ludwig II., den die Zeitgenossen den „Freimütigen“ nannten, wird, was Neigung zu den schönen Künsten angeht, wenig gemeldet. Er war ein kriegerischer Herr, Freund des tüchtigsten Heerführers unter den deutschen Fürsten, Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz. Seine Gemahlin aber war Mechtild, die Tochter der durch ihre Verbindung mit Dichtern und Gelehrten, durch ihren Kunstsinne und ihre hohe Bildung ausgezeichneten Pfalzgräfin und Erzherzogin von Oesterreich Mechtild, der Schwester des siegreichen Friedrich, der Gattin des Gründers der Freiburger Universität. An der Mutter Hofe zu Rottenburg am Neckar hatte die junge Mechtild sicherlich künstlerische Neigungen sich angeeignet, ebenso wie ihr Bruder Eberhard im Bart, der erste Herzog von Württemberg und Gründer der Tübinger Hochschule. Doch ob nun Ludwig oder Mechtild den Gesang liebten, genug, unser Johann fand in Kassel gute Stelle. Jeder Hof und jede Kirche bedurfte kunstgeübter Sänger. So ward Johann also dort bald angestellt. Von dem Landgrafen erzählt er, dieser sei ein schöner Fürst von Person gewesen und „den hupschen frowlin nyt gehaß“. Der Landgraf lohnte ihm seine Dienste gut und erwarb sich Johanns Liebe. Den guten Lohn aber verthat Johann in böser Gesellschaft mit Fressen, Saufen, Tanzen, Springen und anderen bösen Dingen mehr. Das trieb er an zwei Jahre, da starb der edle Landgraf plötzlich (6. Novbr. 1471). Wäre er leben geblieben, so hätte wohl Johann in Kassel dauernd sich angesiedelt. Nun hieß es wieder wandern. Auf Wegen in die Länge und Quere kam Johann im Alter von 24 Jahren, also 1472, nach Heidelberg zum Pfalzgrafen Friedrich.

Hier nun, in dem für uns wichtigsten Teile von Johanns Lebensgeschichte, klafft eine Lücke, welche wir nur mangelhaft ausfüllen können. Johann selbst erzählt nur noch, daß Friedrich ihn auf Lebenszeit angestellt, und daß er in Heidelberg eine Frau genommen habe, durch die er gleich zahm geworden sei. Dies alles habe er im zweiten Buche seiner Lebensgeschichte niedergelegt, in welchem der Leser viel guter Schwänke finden werde. Der Anfang des zweiten Buches ist aber verloren, die Erzählung beginnt erst wieder nach dem Tode von Johanns erster Frau. Und gerade in diese Lücke fallen leider die ersten Anfänge von Johanns dichterischer Thätigkeit, so weit diese uns wenigstens überschaubar ist, seine Universitätsstudien, vielleicht eine Reise nach Italien, kurz eine Reihe von bedeutungsvolleren Ereignissen, deren Abschilderung für die Kulturgeschichte der Zeit sicher nicht unwichtig wäre.

Wir wissen von Friedrich I., daß er, trotz seines von ewigen Fehden durchkreuzten unruhigen Lebens, auch für die Künste des Friedens ein warmes Herz bewahrte. In dem, was er für die Universität that, bewährte sich freilich besonders sein praktischer Sinn. Glänzende verschwenderische Feste waren nicht seine Sache; doch liebte er neben der Jagd auch Musik und Gesang. Die Leistungen seines Hofdichters Michael Behaim und seines Geschichtschreibers Matthias von Kemnat lassen uns keine besonders hohe Meinung von Friedrichs Kunsturteil fassen. Aber den Gesang scheint er wirklich sehr geliebt zu haben. Die schöne Stimme scheint es gewesen zu sein, was ihn an der „Hofjungfer“ Klara Dettin aus Augsburg, die er 1459 zu München kennen lernte, zuerst bezauberte. Friedrich, anfangs nur als Vormund seines jungen Neffen Philipp Berwalter der Pfalz, hatte nach Annahme der Kurwürde (1451) versprechen müssen, sich nicht zu verheiraten, sodas seine Nachkommen dem rechtmäßigen Nachfolger Ludwigs IV. nichts in den Weg legen konnten. Später freilich ward er mit Zustimmung Philipps seines Versprechens erlöset und schloß mit Klara den Ehebund. Klara Dettin also ward die Seine und hielt sich ihr lebenslang treu zu ihm. Was wir von ihr wissen, läßt uns ihre Person und ihr Verhältnis zu Friedrich im besten Lichte erscheinen. Noch kennen wir ihren Garten, der sich vom Städtgarten



des Schlosses gegen Westen am Fuße des kleinen Geißberges hinzog. Aus der Verbindung Friedrichs mit „seiner Sängerin“, wie er sie gern nannte, gingen zwei Söhne hervor, von deren jüngerem die jetzt noch blühende Fürstenfamilie von Löwentstein abstammt.

Friedrich unterhielt Sänger, deren Hauptamt es war, den Gottesdienst zu verherlichen. Er hatte auf dem Schlosse eine große Kapelle gebaut und dieser reiche Zuwendungen gemacht. Aus einer Bulle Sixtus' IV. vom Jahre 1473 geht hervor, daß er in der Heidelberger Schloßkapelle Pfründen für Cantores stiften wollte. Mit einer dieser Pfründen wird wohl auch Johann von Soest bedacht worden sein.

Johanns eigene Worte lassen darauf schließen, daß er bald nach seiner Bestallung heiratete. Wie es scheint, hat er durch diese Ehe nicht nur Ruhe, sondern auch Geld und Gut gewonnen. Wahrscheinlich kam Johanns Heidelberger Besitz, die alte Münze, durch diese Ehe an ihn. Zum Jahre 1494 erwähnt Johann in seiner Lebensbeschreibung sein Haus im kalten Thal, da iz dy münz ist. Am 9. März 1501 verkaufte er dem Pfalzgrafen Philipp diese Behausung mit iren anhangenden hüßelin dem garten darhüder wie die vmbgriffen han von oben dem burgweg herab vnd den eselweg herin an die zwerchgasse vnd die selb gaß herfur bis an den zuffgraben der zuschen diesem hüße vnd hanfen schriners garten gelegen vnd ein scheidung ist bis obenuß mit aller nuzung vnd gerechtigkeit grund vnd boden sampt dem brounen vnd siner gerechtigkeit der darin entspringt vnd wie ichs beseffen han nichts vßgenommen.\*) Wie es scheint, ist Johanns Haus erkauft worden, um es als Münzraum zu benutzen, denn die Urkunde ist überschrieben Kauffbrief vber das monzhuße zu Heidelberg vmb Doctor Johansen von Soest erkauft; also nicht etwa ist an der Stelle von Johanns Haus die Münze erbaut worden.

Jeder Heidelberger kennt noch das „kalte Thal“, die jetzige Karlsstraße, die sich der östlichen Hauptstraße in Heidelberg parallel am nördlichen Fuße des Schloßhügels hinzieht. Der Eselspfad besteht noch als Sadgasse in seinem unteren Ende, von der Zwerchgasse noch der Ausang an dem steilen Burgweg, der heute noch zum Schlosse geleitet. Die Lage von Johanns Hause ist genau zu bestimmen, das Haus selbst aber entging wohl der allgemeinen Zerstörung Heidelbergs in den Jahren 1689 und 1693 nicht. Matthäus Merians großes Stadtbild von 1620 läßt vielleicht noch Johanns Haus erkennen.\*\*)

Aus der oben angezogenen Urkunde ist ferner zu ersehen, daß Johanns erste Hausfrau Margareth hieß, und daß ihrer Ehe zwei Knaben Damasus und Pallas und vier Mädchen Margareth, Philippe, Steffannia und Sebia entsprossen sind.

In der Zeit seiner ersten Ehe hatte sich aber eine große Wendung mit Johann vollzogen. Ob ihm nun seine Kunst des Gesanges an sich nicht genügte, oder auch ob der Lohn, den diese Kunst allein abwarf, ihm zu gering war, genug, Johann legte sich auf die Naturwissenschaft, er studierte Medizin und erlangte die Würde eines Doktors der Erßny. Er muß auch in dieser Zeit eine Reise nach Italien gemacht haben, wenn ihm anders zu glauben ist, denn in einer Streitsache mit seinem Kollegen in Frankfurt a. M., dem Stadtarzte Henrich Geratwol, schreibt er vom 21. November 1505 an Bürgermeister und Rat von Frankfurt: Ich hab fur dyser tijt In zwoen vniuersiteten vnd hoenschulen offizlich gelesen dy kunst der erßny Das myr dy ganz vniuersitet hott zu gehort zu pauy (Pavia) vnd zu Heydelberg.\*\*\*)

Bei Hofe blieb Johann jedoch in seiner Stellung als Sängerknecht; ich habe wenigstens nicht ermitteln können, ob er wirklich auch Hofarzt war, wie Hoffmann von Fallersleben behauptet.

\*) Abschrift der Urkunde im Kopialbuch 478 (Wälz. Kop. 19), fol. 89 auf dem Generallandesarchiv in Karlsruhe.

\*\*) Man verwechsle damit nicht die spätere Münze oben am Burgweg. Den Nachweis verdanke ich Herrn Karl Christ in Heidelberg.

\*\*\*) Original auf dem Stadtarchiv zu Frankfurt a. M. Medizinatwesen Bd. I. Bl. 85a.

In die Lücke von Johanns Lebensbeschreibung fällt auch der Tod des siegreichen Friedrich und der Regierungsantritt von dessen Neffen Philipp, den man den Aufrechtgen nannte. Dieser war ebenso alt wie Johann, wie dieser 1448 geboren, der Sohn des Kurfürsten Ludwig IV., und hatte sich 1474 mit Margaretha von Bayern vermählt. Philipp trat in glückliche Verhältnisse ein. Er fand das Land in jeder Beziehung gesichert und befestigt durch die starke Hand seines Oheims, des „bösen Frig“, und so konnte er ganz seiner Neigung zu Werken des Friedens leben. Seine Zeit ist es, in welcher in Heidelberg jener Kreis edler gelehrter Männer sich sammelt, dessen Ruhm nie erlöschen wird. Johann von Dalberg, Agricola, Celtes, Wessel, Reuchlin und Wimpfeling vor allen sind die Namen, welche die litterarische Blüte Heidelbergs im 15. Jahrhundert bedeuten. Eine neuere, freiere Geistesströmung, geleitet von dem umfassendsten Wissen und reiner Gesinnung, ging von diesem Kreise aus, der sich unter Philipps Schutze in Heidelberg zusammensand. Nicht die Universität war es, die diese Bestrebungen förderte, sondern die ganze Bewegung stand recht eigentlich im Gegensatz zu ihr, die in scholastischem Geiste erstarrt war. Wir stehn in der Zeit der Gelehrtenrichtung, der Dichtung, welche sich am Studium des klassischen Altertums gebildet.

Philipp war vielleicht der kunstsinngigste Fürst seiner Zeit. Auch er liebte die Musik. Noch ist uns die Sängerverordnung seiner Hofkapelle erhalten. Und hier treffen wir wieder auf Johann von Soest. In dieser ordnung der senger\*) lesen wir, daß der Pfalzgraf Johannes Suist zu seinem Sängervermeister angenommen. Höchst wahrscheinlich hatte Johann diese Stellung auch schon unter Friedrich I. inne. Hier nun wird ihm befohlen, die Sängernaben aufs beste zu ziehen und zu lehren, auch sie zu strafen, wenn es nötig wäre, doch so, wie es jungen Knaben angemessen ist. Er soll sie anhalten, bei allen Aemtern, die in der Kapelle gesungen werden, gegenwärtig zu sein, und dafür sorgen, daß sie ihren Part auch wohl einstudiert haben, vff das kein consuse da geschee. Die anderen Gefellen, d. h. die geübten Sänger, soll Johann ebenso anhalten; wären sie aber säumig oder fahrlässig, so soll Johann ihnen das unterzagen und, wenn sie auch dann nicht geborchen wollen, es dem Fürsten melden. Johann selbst soll sich mit ihnen in keinen Streit einlassen. Sollte er selbst fahrlässig sein, so sollen die anderen ihm das gütlich unterzagen oder schlimmsten Falls dem Fürsten melden. Kommen fremde Gäste, oder ist etwas Neues zu singen, oder soll an fremdem Orte gesungen werden, so soll vorher gut einstudiert sein. Der liebe Friede aber soll unter den Sängern walten, das gebietet der Kurfürst besonders streng. Sie sollen gute Gefellen mit einander sein und freundlich mit einander leben, vff das vnser capelle defter stetlicher und erlicher besungen werd gott zu lob vnd das wir des auch ere haben.

Ganz friedlich ist's jedoch nicht abgelaufen, und es scheint gerade unser Johann gewesen zu sein, von welchem der Unfriede ausging. Es ist uns eine Urkunde vom 23. Juli 1490 erhalten, worin Johannes von Soist sengermeister und doctor in der artzeny erklärt, daß er in seines Herrn, des Pfalzgrafen Philipp, Gesängnis zu Alzey gelegen habe, daß er auf Fürbitte seiner guten Gvner losgelassen worden sei mit dem Vorbehalt, er dürfe ohne Wissen und Willen des Pfalzgrafen keine Aenderung seines Lebens und Besitzes vornehmen, d. h. also sich nicht entfernen, daß er die Gesangschaft und was sich darin zugetragen nicht rächen, und zwar besonders nicht an Herrn Jörg Eberhart und anderen Sängern des Pfalzgrafen und allen, die heimlich oder öffentlich mit der Streitfache zusammenhingen. Johann also scheint der Schuldige gewesen zu sein. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben zu bemerken, daß er nicht der Friedfertigste war. Sein unruhiger Sinn mußte sich noch immer hier und da regen.

\*) Generallandesarchiv in Karlsruhe, Kopialbuch 473 (Pfalz. Kop. 15), fol. 223.

Am meisten ist vielleicht die Lücke in Johanns Lebensbeschreibung deshalb zu beklagen, weil der Anfang seiner dichterischen Thätigkeit in diese Zeit fällt. Bemerkungen über die Dichtkunst wären höchst willkommen gewesen, denn es gibt in der Litteraturgeschichte jener Zeit dunkler Punkte nicht wenige. Rechnen wir also mit dem, was wir haben!

Unter den 890 Handschriften, welche im Jahre 1816 aus Rom in ihre alte Heimat Heidelberg zurückkehrten, befindet sich als Nr. 87 ein umfangreicher Band, der den gereimten Roman „Die Kinder von Limburg“ in etwa 25 000 Versen enthält. Dieses große Gedicht ist Johanns von Soest Werk, und zwar die einzige Niederschrift, in welcher wir es besitzen. Am Schlusse (Bl. 416 b) heißt es: Dies Buch hat auf lebhaften Wunsch Johannes von Suist getransferyrt, ein Singermeister außertoren des Herzogs Philipp

In der hyt als man tusend halt  
Dyrhundert darzu sybenhygk  
Gehlich bereit durch als geschid  
Mit rym. mit schryfft bys off den grat  
In eller mafs wy els by stat  
Off wynacht abent vmb edt vr  
Des mothgens frw uyt arbeit for

Derult durch hulffe gotz hu eern  
Nect got, sym allerlybsten hern  
Fur obgenent in toghent vol  
Der syn da by gedencken sol  
Et sic est huius finis. sit gloria in diuinis  
Patri et dei filio. et spiritui sancto.

Hier müssen wir einen Augenblick einhalten, denn die Datierung des Gedichts kommt uns stark in die Quere. An anderer Stelle (Bl. 83a) sagt Johann, der hübscheste Fürst in ganz Deutschland habe ihn sehr ermahnt und gebeten, dies Buch aus vlämischer Sprache zu übertragen. 1470 aber war Johann noch am Hofe Ludwigs von Hessen in Kassel, man müßte also die letztgenannte Stelle auf diesen beziehen. Dann bliebe immerhin sonderbar, wenn Johann Ludwig und Philipp die große Vergierde — so drückt er sich an beiden Stellen aus — nach dem Werke zuschriebe. Zudem fand wohl Johann an Ludwigs Hofe kaum die Zeit zu so umfangreichem Werke. Wenns hoch kommt, lebte er in Kassel 2½ Jahre, und er erzählt uns selbst, daß er dort mit Saufen, Tanzen und Springen und anderen bösen Dingen seine Zeit vertrieben habe. Die Datierung muß also falsch sein. An anderer Stelle ist das Jahr 1480 genannt, in welchem Johann sein Werk dem Pfalzgrafen überreicht habe.\*) Man hat deshalb auch in den mitgeteilten Versen an Stelle von sybenhygk echgygk (80) einsehen wollen, doch sicher mit Unrecht, denn es entsteht dadurch eine unüberwindliche metrische Schwierigkeit. Wie ich glaube, ist das sybenhygk ganz richtig, aber im nächsten Verse fehlt etwas. Es wäre doch auch zu wunderbar, wenn Johann sich um ein Jahrzehnt geirrt haben sollte. Sehr möglich ist aber eine Auslassung, wenn die Bezeichnung des Jahres sich in einen zweiten Vers erstreckte. Streichen wir also Gehlich und setzen dafür ein Vnd nun (und neun), so ist die Schwierigkeit gehoben. Also wahrscheinlich ist, daß Johann am 24. Dezember 1479 sein Werk vollendet und vielleicht auf Neujahr 1480 dem Kurfürsten überreicht hat.

Ueber den Inhalt des Gedichtes brauchen wir nicht lange zu reden. Es ist kein Original, sondern Uebersetzung eines mittelniederländischen Originals des Hein van Aken, welches in den Jahren 1280 bis etwa 1317 gedichtet ward.\*\*) Johann faßt den Inhalt selbst kurz zusammen: Hy hebet an eyn buch von margrethen eyn herzogynne von lymburg. Wy sy verloren wart vnd gewonden von yrem bruder henrich. Dem menche euentur (Abenteuer) bezegnet. Als er sy sucht. Mit vil hufschen leren. Vnd hufscher euentur. Euslich hu Kezen vnd auch hu horn. Vnd

\*) So Mone; ich kann das für den Augenblick nicht nachprüfen. Vgl. übrigens das Bild im nächsten Hest.

\*\*) Ausgabe von van den Bergh, Leiden 1846, 1847. Vgl. Gerdinus, Gesch. d. deutschen Dichtung. 5. Aufl. II. 224—226. Genaue Inhaltsangabe in Mones Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. IV (1835) 164—180. Das Verhältnis des Originals zur Nachdichtung ist noch ununtersucht, wird aber von mir einer genauen Prüfung unterworfen werden.



## Vor sechzig Jahren.

Der General Noog.

### I.

E sprach die Frau Pfarrer vom Savigny seiner Zeit, wird sie kaum an die Jahre gedacht haben, da der werdende große Mensch und Jurist wöchentlich ein- bis zweimal von Marburg nach Gohfelden gelaufen, beim umgekehrten Vater-Amts-vorfahr ihres Mannes noch Griechisch zu lernen — meinte sie doch die anschließenden, zum Teil von ihr miterlebten Jahre bewegten, geistwehenden, absonderlichen Freundschaftstreibens im alten Pfarrhaus mit dem Savignymittelpunkt. So eine brave verständige Frau! Interessant war's ja gewesen „zum Savigny seiner Zeit“, das fühlte sie schon, aber gegen ihren jungen, an Leib und Seele mächtigen, durch originale Wahrheit bewältigenden, sinnvoll neckischen, fest auf dem Boden der Klassiker stehenden und doch keiner neuen und neuesten litterarischen und dichterischen, selbst nicht der äußersten romantischen Richtung unzugänglichen, stets gleichgewichtigen Eheherrn, wog ihr die ganze Gesellschaft samt dem großen Savigny — weshalb groß, ihre Sorge nicht — und sein Gefolge federleicht. Kann indessen nicht behaupten, daß sie ihren und unseren Pastor Loci wörtlich gerade mit vorstehenden Worten umschrieben.

Uns „Bernersjungen“ der zwanziger Jahre kam von besagtem Treiben wenig zu Gehör und Verständnis. Wir waren nicht so neugierig, der Pastor schweigsam und seine Sophie, die erzählte nur die allergrößten Wertwürdigkeiten.

Zum Beispiel: Ball hätten sie geschlagen, die Herren, toller wie wir Jungen thäten, nämlich der Bang selbst, der lange Savigny, die zwei Brentanos, der Heidelberger Kreuzer und „dem Bang“ sein anderer Vetter, der berühmte Menschen doktor Contradi — „wißt, der Professor in Göttingen“ — und sonst kurioser Besuch, vor dem's einem als häßl' angst und bang werden können. Ihr Mann aber und ein sicherer Herr von Postel oder von Postel, ein sehr artiger Herr, die wären eigentlich die Haupttschlager gewesen.

Auch die Grimms dabei? Kann's wirklich nicht jagen. Wie ich mir unter unserer Linde einst den Wilhelm angesehen, weil der die schönen Märchen gemacht, der wär' all dazu im stand gewesen, denk ich, hab' ich vielleicht gedacht.

Ball geschlagen, Seine schönbeleibte Hohehrwürdigkeit? Zu, zu spaßig. Wo nur? Ueber der Lahn drüben, auf der Pfingstweide? Die? Ihr Lebtag nur für die Gänse. Hier!, vor dem Pfarrhaus, auf dem Kirchhof? Auf dem wurde damals ja noch begraben. Muß vor der Lache gewesen sein.

Also wir saßen unter der Linde und wollten vespern. Siehe, da ist ein ansehnlicher Herr norddeutscher Zunge um die Ecke geschritten. Ohne Frage der Herr von Postel oder von Postel, ich weiß es aber nicht.

Wiedererkennung und stürmischer Begrüßung vorgängig, die Kaffeetassen mit den Goldrändchen herbei (fürs Oberhaus). Nun konnat's losgeben.

Habe zugehört — eine Weile. Von schrecklich alten Zeiten und Freunden, vom Ballspiel „zum Savigny seiner Zeit“, und daß es „höllisch“ wild dabei hergegangen, die Kede. Dann von den kurhessischen Aufständen in der Franzosenzeit.

Von letzteren ein einzig nebensächlich einleitendes Momentchen mir hängen geblieben. Alles hören, vorgestreckten Halses den Gesprächen der Großen lauschen, nicht lange schidlich. Und Sonntagsnachmittags hatten wir Jungen mehr zu thun. Wird einer gewesen sein.

Weiß schon: vom Zorn, der Verekelung des hessischen Bauern- und Soldatenvolkes über den Nichtgebrauch, das Nachhausegehenlassen unserer, zum größten Teil bereits zusammengezogenen immer schlagfertigen Armees hat der Herr Pastor gesprochen; vom Dieb in der Nacht, dem Marschall Wurdjo, will sagen Wortier; von der gründlich schimpflichen Entwaffnung des Landes, vom gemeinen Gerücht, das „große Tier“ von Bizakurfürst, der General Lagrange zu Kassel wolle alle kurhessischen Regimenter, selbst die Landregimenter, einberufen, alle Mann bis zu den Sechzigjährigen; der Lagrange hätte dem, seinem „Napoleomp“, 36 000 gediente Kurhesen versprochen, satt Futter für Pulver!

Was? Hinter dem Hock, d. h. Habicht, d. i. dem Adler hermarschieren? Der Heß auf französischer Seite?

Vom siebenjährigen Krieg zu reden. Alte genug da, die ihn mitgemacht. Und in den Spinnstuben? Der mutwilligste Durck ließ von Unfug, wann die Großmutter die sieben Jahre beibrachte, wo die Russen hier im Lande gehaufet wie der Türck und der Schwed, allemal so lang bis sie vom Heß und dem Braunschweiger wieder hinausgeschmissen waren.

Wie viele der in blinder Ueberflugheit ihres Landesherrn jezt wehrlos Gemachten schon in Amerika, in der Champagne, am Rhein und in den Niederlanden? Immer und immer durchs ganze Jahrhundert gegen den Franzmann und seine Freunde — ein, seines kriegerischen Wertes, ja seiner, für die kleineren Gesamtverhältnisse vor der französischen Umwälzung nicht so kleinen politischen Bedeutung sich wohl bewußtes Volk in Waffen, keine Geworbenen wie sonst überall, lauter Landesfinder, scharnhorstige, scharnhorstigere, lange vor Scharnhorst.

„Ja, wären wir dabei gewesen!“ sagte der Büreaubiener meines Vaters, der lange weißhaarige Dschmann, als welcher in Amerika „sich selbst ranzioniert“, dann in der Champagne, bei Frankfurt und Mainz mit operiert hatte.

Als Bruder Julius ihn neckte: „Ei, Dschmann, sag' einmal, Dschmann, weshalb haben denn unsere merkwürdigen Kurhesen bei Jena geschlt?“

„Ja, wären wir dabei gewesen!“

Sonst als rechter und gerechter Hessen-Kasselscher unser Dschmann riesig genügsam. Gegen so einen der derzeitige Kriegsbesessene reinster Sybarit, Lucull, der reiche Mann in der Bibel. Schwamm darüber! Nur eins! Dem Dschmann hat's dazumal in der Champagne auch nicht gefallen, allein er räsionierte nur über die österreichischen Generale, nicht über den gebräuchlichen Mangel eines Mantels, welches Monturstück beim Nachtlagern auf durchweichtem Erdreich, in Ermangelung ortsanwender Zelte, den Himmel als Dach und Dede, nach subjektiver Ansicht Dschmanns keineswegs zu verachten, indes nicht unentbehrlich sei. Er fand es nur nicht schön vom Kasselschen Kriegsdepartement, daß es, dem Beispiele Preußens folgend, dem Manne die lange rote, Bauch und Wagen prächtig wärmende Tuchweste genommen, und statt deren

einen dreieckig anzuhäkelnden roten Scheinlappen habe vorlegen lassen. „Pure Sparfamkeit!“ — jag' ich selbst, Adols Menzel mag machen was er will.

Weiter dürfte unserm Gast die starre Betäubung nicht unbekannt geblieben sein, die sich zunächst dem tüdischen Ueberfall des neutralen Landes über solches gelagert. Kein Kurfürst mehr, keine hessen-kasselschen Fahnen und Soldaten? Welt, bist du untergegangen?

Ueberall hierauf Gährung, Erhitzung, ruheloses Umtreiben brotlos entlassener, aus Garnisonsleben und die dasigen schönen Nebenverdienste gewöhnlicher alter Soldaten: hatten doch die Stämme aller Truppenteile jahraus jahrein unterm Gewehr gestanden.

Verwaltung und Polizei der neuen Machthaber vorläufig ungeschickt, brutal, im Dunkeln tappend.

Zusammenkünfte nächtlicher Weile auf Kirchhöfen, unter den Dorfkinden, auf Kreuzwegen, zuletzt offen in den Wirtshäusern. Hohn der Weibsleute: „Gib' mer ewel, Hannes, bist kaan Schuß Bolwer wert, dau, sunst hätt'ste geschosse!“ Seltner die Erscheinung eines beiläufig wiegenden Subalternoffiziers ohne „Traktament“. Die Chargen vom Hauptmann aufwärts sämtlich nach Mainz und Weß abgeführt.

Zeitungen so gut wie unersunden. Zirkulirend hingegen geheimnisvolle, wild aufregende Brandbriefe. Anschließend die Sage, die große Armee steck dahinten im Pöladenland, der Preuß hat sich wieder gesetzt und der Ruß will ihm helfen. Mit den zwei wird er so leicht nicht fertig, der „Bunnebart“.

Jetzt — wann ihm der Heß in den Rücken fiele? Zwischen zwei Feuern, der Franzos — kaput!

Hier im Land mit denen gleich kurze Funzeln! Was an Wälschen groß zurückgeblieben? Was nachgerückt? Meist frisch konstrikierte, unseren wie Kirchenuhren taftfesten Hünen verächtliche, unmilitärisch genug aussehende, zappelige „Klerkercher“, wahre „Behejungen“.\*)

Entschluß unserer Leute, einmal auf eigene Hand mit Frankreich Krieg anzufangen.

So ist die sog. Uslarische Insurrektion erwachsen, dürftig eingeleitet, gar nicht geordnet, auflodernd fast ganz von selbst in allen alt-hessischen Landesteilen, hier und da, überall, an dem oder jenem Tage des letzten Dezemberdrittels 1806, dazu verspätet im südlichen Oberhessen, bei Marburg, bis wohin Uslarischer Einfluß nicht gedungen — zusammenhangsarme, von den in Gewaltmärschen herbeieilenden Franzosen und deren holländischen und italienischen Hilfsvölkern schnell niedergeworfene Aufstandsanfänge.

Zuchtlose Haufen meist, daß ich's gestehe, diese Ausständischen, unter dem Herdentriebe des Hasses und der Geringschätzung ihres Erbfeindes stehende, geschiedene jezo von ihrer zwoten Natur: Subordination und Disziplin. Jedweder über Nacht sein eigener Offizier, ohne Respekt einer vor dem anderen, sonder rechten Appell ihren kurzer Hand gewählten „Generalen“.

Sucht wer auf die Karte und wie weit sich der Franzosenkaiser von seiner Operationsbasis, dem Rheine, entfernt, besagte Korporalstrategie so uneben nicht in weiterer Erwägung, daß in den vorerwähnten Brandbriefen sofortiger Anschluß der Hannoveraner und Braunschweiger und der 100 000 bei Jena versprengten und verlassenen Preußen ganz fest versprochen war — aber —: „Heß! Du mußt anfangen!“ — und in die Kriegskasse Geld, Geld, Haufen Geld seitens Sr. demnächst auf dem Kriegstheater zu erwartenden kömigl. Hoheit. Nur erst geschwind Sr. kömigl. Hoheit Marburger festes Schloß gestürmt und die Stadt genommen. Danu mit Gott nach Kassel und weiter!

\*) Vgl. über diesen Begriff Wilmar's Idiotikon, S. 35 und Pfisters Nachträge zu solchem S. 18 sowie meine Abhandlung über die Gohlfelder „Kirmeß“.

Es schwebte den an Kabinettskriege mit Magazinverpflegung und an Belagerungen Gewöhnten offenbar was wie ein Volkskrieg vor.

Volk de 1806? Ja — Volk!

Oesterreich, die Kaiserlichen, die den Franzosen jetzt wundervoll in die Flanke fallen könnten — auch dies in den Brandbriefen als unfehlbar vorgeesehen — lassen sich entschuldigen. Ist ihnen von wegen 1805 so übel nicht zu nehmen.

Rheinland, kerlingisches Kernland, bebalbadachte, wurmstichig gewordene Wiege deutscher Kultur, vorlängst vom eisernen Revolutionsbesen hinübergekehrt auf den blutüberströmten Gloirehansen der, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit wiehernden, zuvörderst die lieben Brüder würgenden und ausplündernden grande nation, Rheinland, du dachtest wie andere Leut':

Aut fer, aut feri, no feriare, feri!

Dann der in der Sonne von Austerlitz erblühte, durch Hetatomben kleiner und kleinster Dynasten, dito Bistümer, Abteien und Reichsstädte noch nicht ganz wunschlos abgerundete Rheinbund, torrest so viel neue Nationen als Rheinbundsouveräne! — Man spricht nicht gerne davon! —

Welfisches Volk — der jetzt stichwörtliche „Welfe“ damals dem Unterthan und der übrigen ungelehrten Welt noch unbekannte Antiquität — veradelt, englisiert. Kur-sachsen gar staatsflug. Die Kleinstaaten des Nordens und der Mitte ein Garnichts sous la loi militaire.

Gesamtdeutschland nach Abdankung des Kaisers Franz nicht einmal mehr geographischer Begriff.

Denn selbstmörderisch auf die Spitze getriebener patrimonialer Territorialismus und Föderalismus — scheinlateinisch zu reden — infl. dritter und vierter Regensburger Fundamentalsfreiheit (die größeren Reichsstände wenigstens waren so frei), nämlich Neutralitäts- und Bündnisrecht mit auswärtigen Mächten, hatten das tausendjährige heilige römische Reich deutscher Nation samt dieser deutschen Nation von innen heraus gesprengt.

Bürger- und Mittelstand? „Ach, der ist so müde, ach, der ist so matt!“ Will seine Ruhe haben. Fußtritt bleibt Fußtritt, von wannen er komme. Jetzt erlebt man doch was. Morgen, zum Beispiel, welchen neuen König, welchen neuen Großherzog oder Fürst Primas, was für Einquartierung? Oder, werden wir gleich ganz französisch? Das Unglück am Ende so groß nicht. Die verfluchte Konstriktion freilich (wir waren militärfrei, wir Städter) schlimm, sehr schlimm, indes, bei Licht besehen, paßt die toulante französische Gesetzgebung heutiger Aufklärung im ganzen nicht tausendmal besser auf den Leib, als unser feudales, hochsteif langweiliges altes Werk? Und wie das Geld drüben rouliert! Sieht man drei Stunden von hier am Darmstädtischen, und ist als Rheinbundstaat doch erst halb französisch!

So der Philister, der an seinem Munizipalgeistlichen, seinen Privilegien, sowie an den hergebrachten kirchlichen und weltlichen Schönkeln und Festivitäten, an den Sitten und Formen der Vorfahren keinen rechten Spaß mehr hat.

Der Adel zieht seine Hörner ein wie der Schneck; defontenanciert, nach Neuem ausblüend.

Poesie und Philosophie just in Blüte. Dichter und Denker hoch befriedigt, ihr Volk aus den ästhetischen Banden der Fremden befreit zu haben, gehen auf in Speculation, in allerlei Humoren, litterarischen Kämpfen, sentimentalem Leid mit ausländischem Leid, in lyrischer und dramatischer Verherrlichung fremder Großthat. Von den heimischen, unbequem unerfreulichen Zuständen wird abgesehen. Man kann das, dieweil man aus Jahrhunderten staatlicher Nichtigkeit den höheren, humanitären, den wahrhaft deutschen Standpunkt des Weltsinns erklommen hat. Von diesem herab schaut sich's so überlegen auf all die nationalen Schranken und Interessen, innerhalb welcher diese Egoisten, diese anderen Völker, zurückzubleiben fortjahren. Einige sagen: „wir das

Salz", andere, die bescheidenen: „wir der Dünger der Kulturwelt". Wolle nur unter der Fahne schöner Menschlichkeit dich individuell tüchtig machen. Lohn in sich. Erweitere, vertiefe deine Bildung. Sie unsere Ehre. Volkshere, Nationalbewußtsein, Vaterland, uns Idealisten in der Praxis unverwendbare Begriffe.

Eine rationalistisch-süße Geistlichkeit kein Element mehr; die „herrschaftlichen Diener", über die sich stoßweise entladenden Gewitter aus dem Häuschen; die jüngeren, längst von neufranzösischen Anschauungen angehauchten Kollegen, auf alle Fälle schnelles Avancement, volleren unpedantischen Lebensgenuß gewärtigend, unterdrücken in sich, ignorieren, meiden, selbst im freundschaftlichen Verkehr, jeden Gedanken, jedes Wort über die immer wieder sich heranwühlende Schmach, über die — „langweilige Politik". Entnahm diese uns Heutigen schwer begreifliche Thatsache unter anderem einer Korrespondenz solcher im übrigen höchst achtbarer junger Herren von 1803 bis 1807, einer Zeit also, in welcher eine königlich Westfälische Geheimpolizei und ihr schwarzes Kabinett noch nicht in Betracht zu ziehen waren. Mit viel Laune indessen patriotische Citate aus Schiller eingestreut und auf zarte oder sonst unerhebliche Verhältnisse transponiert und travestiert.

Wichtig — das deutsche Volk hat sich ob seiner zentrifugalen Historie vergessen. Außerhalb Gedankens der Tag, an dem es sich auf sich besinnen wird; fern die Erkenntnis, oben wie unten, daß nationale Vaterlandsliebe Voraussetzung jedes menschenwürdigen öffentlichen sowohl als privaten Daseins: war doch der einzige Stern, der im vorigen Jahrhundert in deutscher Nacht aufgegangen, seit dem Basler Frieden verdundelt, seit Jena, so schien es, untergegangen. Fast allgemein jene buldende Lebensflugheit, jenes Ahselzuden der gescheiterten Leute. Letztere eckeln sich nur an den „Patrioten". Gab es doch derer schon in Revolutions- und Reichsdeputationshauptschlußzeiten und später, die aus liberal kosmopolitischen und anderen Gründen, echt deutschfreisinnig, par exemple für die Abtretung des linken Rheinufers und was drum und dran hängt an Frankreich geschwärmt!

Solche Betrachtungen samt Hinblick auf die andererseits in Betracht zu ziehenden mehr Zukunftsfaktoren, als Schänen, Hoffen, Hoffen trotz alledem und alledem in den stummen Tiefen vieler Herzen, in den Taschen die geballten Fäuste der Geheimenthusiasten; der tröstliche Erfahrungssatz, daß noch nicht aller Tage Abend; das Philosophem, es dürfe kaum in den Intentionen der Vorsehung liegen, unser „Wesensvoll" vom „Volke des Scheines" gänzlich aus- und aufsaugen zu lassen — dies und das ging meinen Helden, der vorläufig erst Korporal ist, nichts an. Keine Hamletnatur: Gehorsam und Liebe ihm zum Draufhauen genug.

Gehorsam? Keine bessere Schule des Gehorsams als die hessen-lasselsche Grenabiergarde.

Liebe? Das deutsche Fürstentum hat sich zum wenigsten auf Stammesbewußtsein, wie dies neuerlich geheuchelt wird, sondern bei früher Bethätigung des Patrimonialprinzips, auf Amt, Lehenwesen, altgermanische Milde und Mannentreue, Schutzbedürfnis, Schutzrecht, schließlich auf tausend privatrechtliche Titel und bella principatus proferendi causa suscepta gegründet. Wo dann ein kräftiges Herrscherhaus bei einiger Achtung Rechtes und der Rechte Jahrhunderte lang wohlwollend, wo's not that mit Strenge gewaltet, — „Landgraf, werde hart!" —, Leid und Freud, vor allem kriegerische That und Ehre mit jenem Lande geteilt, da mochte sich zwischen beiden ein innig familienhafter Zustand bilden. Und weil die Geschichte dem Deutschen ein großes Vaterland mit dem Herzen darin aufzugehen, versagt hatte, der Mensch aber auch in weltlichen Dingen einige Hindenburg zum Idealen nicht entbehren kann, so nahmen Vertrauen, Dankbarkeit und Anhänglichkeit dem angestammten Fürsten und seiner Dynastie gegenüber häufig die Merkmale einer als Gewissenspflicht empfundenen Kindesliebe an.

Darum des „Herrn" Sache, gerecht oder ungerecht, des Landes, jedes einzelnen



Sache. So — bis über die Schwelle des Jahrhunderts im in sich gelehrten Hessen-volle, vorab in seinem von Zeitiden unberührt gebliebenen Bauern- und Soldatenstande: sein Fürst — sein Vaterland!

Etwas von altheßischer Tradition, altheßischem Fühlen, altheßischem Treuebedürfnis habe ich noch abbekommen, mehr vielleicht als manche der Herren, die heute thun, als ob sie das Altheßentum und das Haus Brabant in Anlehnung an das Welsentum gepachtet hätten. Brauche mich der Bewegung nicht zu schämen, die mich alten Ruaben zu fassen pflegt, komme ich auf jene verjährten Geschichten, von welchen die Geschichte, selbst die speziell heßische kaum was zu melden weiß. Paßt nicht in den Rahmen von heute. Ist doch geschwinde die gesamte französische, enger gefaßt die westfälische Zeit bei uns totgeschwiegen worden. —

Gegen Mitternacht des 27. Dezember 1806 ist's gewesen, als durch das Elisabethenthor eine Schar jener treuen Männer in die Stadt und durch den Rotegraben hinauf nach dem festen Landgrafenschloß drang. Nicht ganz unerwartet. Mein Großvater hatte sein fast burgartig isoliertes, vom Thor nicht sehr entferntes Haus verschließen und verwahren und alle Lichter löschen lassen. Er, sonst eingeleistetster Heße, Oberschultheiß, d. h. Zivil- und Kriminalrichter, auch Verwaltungsbeamter der guten Stadt Marburg und Umgebung, er blieb neutral.

Da haben zwei Schwestern meines Vaters, sich fest umschlingend, am leise geöffneten Fenster der dunkeln Stube gestanden, haben von ferne den Tumult, die Hochtöne auf den Kurfürsten und das Schießen gehört und eine dem Zug voranwirbelnde Trommel, eine altheßische: das alte, ach so wohl bekannte Stückchen. Die jüngere Schwester weint, die ältere leidenschaftliche, beugt sich über die Kleine und beißt ihr in den blühenden Nacken.

Was so eine altheßische Trommel leistet! Konnte nie was von der „gebissenen Wange“ ic. hören und lesen, ohne deiner zu denken, deiner mit dem Närbchen im Nacken, liebe Tante! Und ich habe nicht gelacht, wann der Onkel die Weiserin neckte und uns Zungen mahnte, vor ihren Zähnen ja auf der Hut zu sein.

Zur Gohlfelder Linde zurück! Der Pastor hat seinem Gast erzählt, bei dem immer wachsenden Franzosenhaß sei eine auffallende Unruhe unter die Leute gefahren.

Ausbruch vorauszusehen. Wilde, tolle Gerüchte. Er, der Pastor habe genau gewußt, was vor sei, obgleich niemand es ihm zu sagen getraut, ihm, dem Manne des Friedens, der doch bis daher sonntäglich in der Kirche für den verjagten Kurfürsten so nachdrücklich gebetet. In den letzten Tagen schon versteckt gewesene Säbel, eine Flinte, selbst eine Muskete mit Bajonnett ungeniert über die Straße! Im Dorfe alles überlaut. Am Nachmittage des 27. Dezember auf einmal Totenstille. Als es Nacht, habe er sich unbemerkt unter die Hausthüre gestellt und gehört und gesehen, wie zwei mit Riflen bewaffnete Männer den vom Unterdorf zu Kirche, Kirchhof und Pfarrhaus hinaufführenden, gepflastert abgestuften Weg langsamen, bröhnenden Schrittes heraufsteigen und an der Kirchofmauer warten. Dann in Trupps von zwei bis vier mit Flinten, Sensen, Säbeln, Heugabeln Bewaffnete, an die zwanzig, alle flüsternd. Von der anderen Seite Gohlfelder und Sarnauer, die hätte er, obgleich auch sie nur leise geredet, gleich an der Sprache erkannt.

Kreis gebildet, und einer hat eine schwere Rede gethan und die Franzosen verflucht.

Wie jetzt das Licht der Wohnstube auf die Sensen und Säbel des geordnet abmarschierenden Hausens blizt!

Dies einzige, nebensächlich einleitende Momentchen.

## II.

Verflucht? Nächtllicher Weile auf dem Kirchhof? Verflucht hätt' er die Franzosen?

So was Pathetisches unsern Leuten unbewußt. Ueber die Franzosen, auf die Franzosen wird er geflucht haben und gehöbig. Dafür garantier' ich.

Fluchen und Schmähen, bis zum Reichsdeputationshauptschluß, resp. bis inkl. 1806 deutsche, die circa 1200 Kontingente weiland der Wormser Matricel zusammenhaltende Armeesprache, Leibstudium sämlicher Kornetts und Fähnriche.

In grundstürzenden Gleichnissen, grauenhaften Wünschen, Bedräuungen und Eventualitäten sich erfindungsreich nimmer erschöpfend und leerend, überall großen Stills, poetisch angehaucht und blutdampfend, eine Armeesprache mit einem Wort, die Schatepeare unbedenklich seinen Hyrlanschen Leuten hätte in den Rachen legen dürfen.

In dieser Armeesprache erzelierten schon wieder die Hesseskasselschen, *decrescendo* allerdings seit ihrer französisch-westfälischen Zeit und den sog. Freiheitskriegen. Mittlerweile hat in unserm Bundes-, jetzt Reichsheer eine Lautverschiebung Platz gegriffen. Rämlich, geflucht wird auch da, nur nicht so laut; soll als weher thun.

So ein richtiger Kurhesse von vor 1806, der gefürchtet stramme, energisch behagliche, ergrobe, doch entfernt nicht un дипломatische General S., zeitiger Kommandant der rebellisch angesäuerten Haupt- und Residenzstadt Kassel, war, ich weiß nicht, wie's kam, einige Zeit unser Table d'hôte-Kamerad im Russischen Hof. Hier trug es sich nun zu, daß ein jungfräulich delikater Oberappellationsrat in höchst abgeschwächter Form und Farbe das schöne vaterländische Fluchen zum besten gab, mit welchem die Kriegsgurgel in Ernst Kochs „Prinz Rosa Stramin“ den Leser erfreut.

Wir wurde schwül. Unter bid zusammengerollten Brauen gudten der Herr General so gewitterchwanger seiner 1812 in Rußland erfrorenen und mißformierten dunkelblauen Nase entlang auf diesen stets lächelnden Oberappellationsrat, als ob's gleich einschlagen würde. Beiläufig, eine bedenkliche Zeitepoche damalen! Wer konnte wissen, wach' ausschlaggebende Stellung zu unserer 1850er Revolution in Schlafrock und Pantoffeln der Alte nehmen würde?

„Herr, machen Sie mir die Hintel nicht schein! Soffen unsere Kerls vielleicht Zudermasser? Hätten sich, auf Ehr' und Seligkeit, bauchbläsig gelacht über so ein verdammt's Aeolsharfengefluche, wie Sie's uns da vorgehäufelt haben. Passen Sie mal auf!“

Und nun brüllten der Herr General probeweise einen minutenlangen so echten hessentasselschen Muster-Ideal- und Kollektivfluch, daß der Obertellner Friedrich das Präsentierbrett mit dem Desert in der Alteration schief hielt, und an die fünfzehn Waktönen, das kleine Zeug ungerchnet, auf die Diele rollten.

Stürmischer Beifall, an den sich die Sorge des Oberappellationsrats hing, ob derartige an und für sich unzweifelhaft höchst interessante Allokutionen das Ehrgefühl des Mannes und seine Liebe zu den Vorgesetzten nicht einigermaßen untergraben haben dürften.

„Konträres Gegenteil, mein Vester, ganz konträres! Hätten's für die reinste Bosheit gehalten, die Höllenhunde, wenn unsereinem einmal kein Donnerwetter aus dem Hals gefahren wär', oder wir ihnen so was Jartes vorgeflucht hätten! Na — Sie sind ein Hintelenser, Herr, und das sind, Gott straf' mich, die schwernotesten Komplimentenschneider auf der Landkarte. Weinen Sie, ich hätt's nicht obervert, gerade jetzt vor 21 Jahren — ruhig, ruhig, Herr Oberappellationsrat, „Name, nenne dich nicht,“ und es muß auch alte Junggeiellen geben wie Sie und ich — wissen Sie, wie Sie sterblich in einen gewissen Engel, erste Garnitur, verschossen waren? Kann dem schönsten blinden Wanne passieren. Sind daran noch lange nicht gestorben. Und am Morgen nach dem famosen thé dansantchen bei Obergerichtsdirrektors, wissen Sie, wer hat Visite gemacht? — „Besinden sich — hoffe — sehr erfreut — gut bekommen? — wohl geschlafen? — o, die Rosen auf Ihren Wangen bürgen“ u. s. w. Akkurat so mein Hauptmann, wenn der nach dem Antreten die Kompanie furantzte! So was lebt nicht! Schaudurös, sag' ich Ihnen. Und dann hätten Sie sehen müssen, wie die Spizsbuben

geschmunzelt haben, akurat wie Ihr Engel, natürlich inwendig, sonst hätt' sie ja gleich das Donnerwetter zehntausend Klaster tief in den Erdboden hinein verschlagen sollen, die Kerls! War au fond daselbige, was Sie Ihrem Engel vorgelispelt. Der Dide hat seine Kompanie lieb gehabt, wie die Katz ihr Junges. Und für ihn mit dem gottslästerlichen Fluchen hätten sich die Kerls allmittenander lotweise vom Satan holen lassen, so wahr ich — eine blaue Nase habe."

Als in der Nacht des 31. Oktobers 1806 Marschall Mortier und der König von Holland den in landesherrlichen Sicherheitsträumen zu schlafen geruhenden Kurfürsten aus seiner Neutralität geweckt und geschreckt, sand Höchstderfelbe vor seiner Flucht über den Habichtswald noch Zeit, die Order zu unterschreiben, daß die Garnison der Residenz sowie alle auswärtigen Regimenter sofort „abzuliefern" hätten. Dann sollte sich Mann für Mann auf nächstem Wege in die Heimat begeben. Da ist in Kassel, ist in jedem Orte meines Heimatlandes, in welchem Militär lag, erlebt worden, was mit Variationen von Augenzeugen als eigentliche Sterbestunde des Hessenvolkes geschildert, uns Jungen zu erschüttern pflegte. Hier ein Einzelzug wie solchen ein damals in Kassel gestandener junger Offizier überliefert hat. „Niemand," sagt er, „wollte seinen Augen trauen. Alle wie vom Donner gerührt. Die Kompanie trat jetzt zum letztenmal unter das Gewehr. Niemals im Leben werde ich den schweren Augenblick vergessen. Mein Hauptmann, ein finsterner strenger Mann, wenn auch nicht gehaßt, doch vielleicht der am wenigsten beliebte Offizier im Regimente. Noch nie hatte ich Zeichen von Teilnahme oder Anhänglichkeit an seine Person bemerkt, nie andere als harte Worte gegen seine Soldaten ihn aussprechen hören. Auch jetzt wußte man nicht recht, war es Pflichtgefühl, Ingrimm oder verhaltener Schmerz über die Gebundenheit seiner eingewohnten Treue, was aus ihm sprach. Alles hing an seinem Munde; er sagte abgebrochen etwa folgendes: Vursche, ihr seid brave Hessen — ihr müßt — ihr werdet — gehorchen, aber, wenn es — einen Gott gibt — und gewiß gibt es einen — so wird der Tag der Wiedervergeltung kommen und dann — Kinder! dann sehen wir uns als brave Kerle wieder. Jetzt, nach dem Auseinandergehen drängten sich die Leute an ihn heran, boten und schüttelten ihm die Hände, küßten ihm Degen, Schärpe und Rockschof und riefen: Vater Benning, wir kommen wieder zu dir wann's gilt, und verlassen dich nicht, wenn du auch noch ärger wirst, als du gewesen bist! In demselben Augenblick ließen sich die ersten Trommeln der einmarschierenden Franzosen hören."

Der Hauptmann des Generals S. und Vater Benning nicht identisch: jener fluchte mit, dieser, hat er überhaupt geslucht, ohne Humor, aber beide, denk ich, sowie ihre Kompanien, waren von dem Holze, das der Generalmajor z. D. von Hagen allezeit für Ober- und Unteroffiziere und Gemeine des deutschen Reichsheeres sich wünscht.

Nach Tisch hatte ich die Ehre, den Herrn General auf die Wilhelmshöhe zu begleiten. Ihr, an Kirchditmold vorbei, in die linke Flanke gefallen. Brillanter Sommer-sonntagsnachmittagsspaziergang. Da, um eine Hede biegend, stehen wir urplötzlich vor einem sichtlich nacher Ditmold zum Tanze strebenden, trällernden Liebespäpchen. Elektrisch läßt der junge Unteroffizier, das war der Er, den Arm seiner Schönen fahnen und salutiert Front machend, bleich vor Schrecken, während die Sie — ich erhasche noch ein nettes Profilchen, ehe es hinter dem Sonnenschirm verschwindet — sich ängstlich an den Busch drückt.

Ich hatte den General S. nie als Tugendwächter groß rühmen hören, und allem Anschein nach hatten wir's mit Braut und Bräutigam zu thun, und doch grausame Eregfution?

Allmählich geht mir eine Laterne auf! Gerechter Himmel aber auch! Dieser unglückselige Unteroffizier hat — unglaublich aber buchstäblich wahr — seinen Waffenrock komplett aufgeknöpft! Da glänzen und gleißeln nun, seines Herzens Stolz und Freude, ein ordnungswidriges Weinleib von weiß englischem Leder, eine schneeige

Schulweste gleichen Stoffs von scheinlich goldner Uhrkette umgaukelt, gesteihtes und gefälfetes Chemisettchen mit Busennadel und ach, das Schrecklichste, bei weitem das Schrecklichste der Schreden: zwei kleinfingerlange Vatermörder entspringen der Halsbinde, die auch nicht so, wie sie im Buch steht. Der Infanteriefäbel elegant, wie der Husarenleutnant den Pallasch, unter dem linken Arm, Mäße auß Ohr gerückt, und was der Greuel mehr.

Unter peinlichstem Schweigen gründliche Inspektion vornen und hinten, dann zischt der Gebietiger:

„Vierte Kompanie?“

Woran er das erkennt, mir ein ewiges Rätsel.

„Und wie heißen der Herr Unteroffizier?“ fragt er mit fortgesetzt unnatürlich sanftmütiger Stimme.

Der in flagranti Betroffene haucht etwas und kann mit dem eiligst begonnenen Knöpfen nicht zurecht kommen, denn jezo ergießt der sich im Zorne steigende Inspezierende eine veritable Sintflut von — man kann sich schon denken von was — über diesen Höllenbraten von eitelm Unteroffiziersged. Ich werde doch zweifelhaft, ob ich in diesem Wetter die liebevollen Intentionen des bewußten Hauptmanns vor ange-treter Kompanie entdecken werde.

Ein: „Warte, Kerl, morgen!“ zum Abschied.

„Für den ist Spiel und Tanz vorbei,  
Das Singen ist vorüber.“

werfe ich im Weitergehen hin. „Ein ganz niedlich Unteroffizierchen übrigens, müssen Sie zugeben, Herr General. Wird sich bisher gut geführt haben; jung avanciert! Haben Sie vielleicht gemerkt, wie das arme hübsche Ding hinterm Sonnenschirmchen gezittert und gebebt hat? Im Verlauf Ihres ekstrasierenden Plaidoyers ist sein rund Hälschen bald schwanenweiß bald blutrot geworden. Und in Gegenwart der heiß Geliebten, dieser Perle ihres Geschlechtes, eine Beschämung erleben, wie der unglückselige Unteroffizier von Ihnen, dazu eine gerechte, — Herr General, lieber zu Pulver und Blei begnadigt! Wahrscheinlich schießt er sich noch heute tot, — und — morgen, Herr General, wirklich — morgen?“

„Seid umschlungen, Millionen!“ deklamirt der schillerfeste Kriegsmann, „der Kerl hat sein Fett. Wenn Sie ihn nicht melden, vor mir soll er Ruhe haben. Sie scheinen mir mehr das Rädel inspiziert zu haben. War also nicht bitter? Ein himmelsakramentscher anber kommittierter Staatsprokurator! Rühmsucht verheiratet, und guckt bei Kirchbitmold, wo ich alter lediger Mann mich im Dienst abradern muß, nach hübschen „Mädcheren!“

(Schluß folgt.)

---

Druckfehlerberichtigung des vorigen Heftes: Seite 44 Zeile 2 von unten ist nach den Worten „sachliche Vektüre“ ausgefallen: „der Alten“. — S. 46 Zeile 23 von unten lies „so leicht nicht nach“. — S. 47 Zeile 9 von oben lies 30000 Gulden statt Thaler. — S. 48 Zeile 3 von oben lies Lohn statt Bohn. — S. 51 Zeile 9 von oben lies mei statt ml. — S. 51 Zeile 8 von unten lies Schwänzen statt Schwänen.

---



## Das Jugendalter des englischen Dramas.

Von

Dr. Hugo Bährs.

Als gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts die englischen Puritaner die Oberhand in ihrem Lande gewannen und in fanatischem Wahne auch harmlose Vergnügungen und Erholungen bei den empfindlichsten Strafen untersagten, da sollte auch das Theater, welches allerdings in der letzten Zeit sehr entartet war und vielfach öffentliches Aergernis gegeben hatte, dem allgemeinen Vernichtungsturm nicht entgehen. Die Puritaner setzten im Jahre 1642 im Parlament einen Beschluß durch, nach welchem jede Theatervorstellung untersagt sein sollte, und sechs Jahre später, als ihre Macht noch größer geworden, wußten sie es sogar dahin zu bringen, daß das Parlament jenes inzwischen vielfach übertretene Verbot verschärfte und den Befehl erließ zur Schließung und Zerstörung sämtlicher Theater. Manche von denen aber, welche damals bei diesem Werke mit Hand anlegten, werden keine Ahnung davon gehabt haben, daß sie ein Institut vernichteten, welches in seinen ersten Anfängen auf die Religion, den Gottesdienst zurückführte. Und wenn in unseren Tagen dichtgedrängte Scharen aufmerksamer Zuhörer sich an den Schaustellungen erfreuen, welche allabendlich vor ihnen auf der Bühne sich abspielen, so wird es wiederum den meisten unter ihnen unbekannt sein, daß die ältesten Vorgängerinnen derselben, seien es nun ernste oder heitere Spiele, im Kultus der christlichen Kirche zu suchen sind.

Wie also in allen Ländern, so haben auch in England die ersten Versuche in der dramatischen Kunst sich enge an die Religion angeschlossen. Fast alle bis jetzt in England aufgefundenen mittelalterlichen Schauspiele sind geistlichen Inhalts. Daß sie aber dort auch wie in Frankreich, Spanien und Deutschland ursprünglich geradezu einen Teil des Gottesdienstes bildeten, das läßt sich nach den neueren Forschungen kaum annehmen. Wahrscheinlich wurden erst nach der Eroberung durch die Normannen diese geistlichen Schauspiele von Frankreich nach England gebracht; jedenfalls ward das erste derartige Stück, von dem die Chroniken berichten, nämlich das Spiel von der heil. Katharina, von einem aus der Normandie herübergekommenen Lehrer namens Geoffroy im Anfang des 12. Jahrhunderts zu St. Albans, und zwar in französischer Sprache aufgeführt.

Zum besseren Verständnis dieser altertümlichen, dem modernen Leser oft recht wunderbar erscheinenden Stücke ist es aber erforderlich, daß wir uns zunächst mit der Entstehungs- und Bildungsgegeschichte derselben etwas näher beschäftigen.

Die Franzosen, deren lebhafter, zu allerlei Schaustellungen und rhetorischen Künsten so sehr hinneigender Sinn die Entwicklung dieser geistlichen Spiele gefördert haben mochte, sind wohl, wie in so vielen anderen guten und schlechten Dingen, so auch hierin den übrigen Nationen vorangegangen, denn bereits im 11. Jahrhundert, nach anderen auch noch früher, sollen Aufführungen sogenannter Mysterien oder Wundertspiele in Frankreich stattgefunden haben. Der Keim zu denselben lag von vornherein in dem Kultus der katholischen Kirche. Wenn in den ersten Jahrhunderten der das Evangelium im Gottesdienste vorlesende Priester sich dabei einer Pergamentrolle bediente, deren der Gemeinde zugekehrte Rückseite in kunstlosen einfachen Bildern eine Darstellung des Gelesenen enthielt, so war damit der weiteren Entwicklung, welche der christliche Gottesdienst fortan nahm und zunächst auch nehmen mußte, der Weg vorgezeichnet. In einer Zeit, wo das ganze geistige Wissen auf die Kirche beschränkt war und ihren Dienern allein die Unterweisung des Volkes oblag, würden viele Mitglieder der Gemeinde schwerlich im Stande gewesen sein, den Worten des Priesters — mochte dieser nun lateinisch oder in der Volkssprache reden — ohne weitere Unterstützung zu folgen. Dazu waren die Leute viel zu wenig an geistige Thätigkeit gewöhnt; müssen doch selbst in unseren Tagen noch manche Landgeistliche die Erfahrung machen, daß es den älteren unter ihren Pfarrkindern oft außerordentlich schwer wird, selbst den einfachsten Bibeltext zu verstehen und die Gesänge in einem auch nur einigermaßen erträglichen Tempo zu singen. Um also der schwerfälligen Auffassungsgabe der Zuhörer etwas zu Hilfe zu kommen, griffen die Geistlichen zunächst zu jener bildlichen Darstellung des betreffenden Bibelabschnittes auf der Rückseite der Pergamentrolle. Dabei blieb man aber nicht stehen. Bald fing man an, die Wände der Gotteshäuser mit Bildern des Heilandes und der Mutter Maria und mit einzelnen Szenen aus der heiligen Geschichte zu schmücken; und um dem Volke noch mehr zu bieten und namentlich den neu zu Bekehrten zu zeigen, daß auch an äußerlichem Glaube der christliche Kultus dem heidnischen mit all seinen Zeremonien überträte, verband man sehr bald mit dem Gottesdienste eine Art Liturgie, welche mit ihren Wechselgesängen, Responsorien und Antiphonen demselben mehr Leben und Mannigfaltigkeit gab. Diese Liturgie, die sogenannte Mitleiturgie, machte in der altchristlichen Zeit den Hauptteil des Gottesdienstes aus und war von einer nach unseren Begriffen unglaublich großen Ausdehnung. Schon am Sonnabend, wenn die Nacht hereinbrach, pflegte man sich in der Kirche zu versammeln, um dann die ganze Nacht hindurch bis zum Sonntag mittag im Gottesdienst zu verbleiben. Während dieser Zeit wurden der Gemeinde die wichtigsten Thaten und Begebenheiten aus der biblischen Geschichte durch Vorlesen aus der heiligen Schrift, durch mündliche Erläuterung, Gesänge, sowie durch symbolische Handlungen in anschaulicher Weise vorgeführt; und es schloß der Gottesdienst, der mit einer symbolischen Hindeutung auf die Schöpfung der Welt begonnen hatte, mit der gemeinschaftlichen Kommunion.

In dieser Vollständigkeit hielt sich indessen die Sonntagsfeier nicht lange, man begnügte sich an den gewöhnlichen Sonntagen sehr bald mit der Behandlung einzelner Episoden aus der Glaubenslehre, bestrebte sich dagegen, an den kirchlichen Festtagen der schaulustigen Menge durch glänzendere Feiern mehr als bisher zu bieten. So vereinigte sich am Nachmittage des Karfreitags die Gemeinde in der Kirche; der Chor der Sänger — denn ein solcher bestand bereits in der frühesten Zeit — stellte sich am Fuße des Altars auf, und während ihre frommen Gesänge die weiten Kirchenträume durchhallten, ahmte man in einer als Grabeshöhle ausgestatteten Seitenkapelle die Grablegung Christi nach, wobei das Kreuz dort mit niedergelegt wurde — ähnlich wie solches ja auch heute noch in manchen katholischen Kirchen geschieht. In der Nacht vor dem Ostersonntag fand dann wiederum im Beisein der ganzen Gemeinde zur Nachahmung der Auferstehung der feierliche Akt der Kreuzeserhebung statt, wobei gewöhnlich ein großes Gedränge entstand, denn es hatte sich im Volke der Glaube verbreitet,

daß derjenige, welcher die Erhebung des Kreuzes mit eigenen Augen sähe, in dem Jahre vor dem Tode sicher wäre. Wenn sich dann am folgenden Morgen die Scharen der Gläubigen wieder ins Gotteshaus begaben, so sahen sie durch die geöffnete Thür jener Seitenkapelle einen Engel in weißen Kleidern auf dem Grabe sitzen. Zwei als Frauen verkleidete Priester — die galiläischen Weiber der heiligen Schrift — näherten sich dem Engel, und dann fand zwischen diesem und den Frauen etwa folgendes Zwiegespräch statt, welches ich frei nach dem lateinischen Text wiedergebe:

Der Engel: Wen suchet ihr in dem Grabe, ihr Christusverehrer?

Die Frauen: Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten, du Himmelsbewohner.

Der Engel: Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er vorhergesagt; geht, verkündiget, daß er aus dem Grabe auferstanden ist.

Die eine von den Frauen singend: Wer wird uns den Stein von des Grabes Thür wälzen, den wir das heilige Grab verschließen sehen?

Der Engel: Wen suchet ihr, ihr zaghaften Frauen, und warum weinet ihr bei diesem Grabe?

Die Frauen: Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten suchen wir.

Der Engel: Er ist nicht hier, er ist auferstanden; aber geht eilends hin und faget seinen Jüngern und Petrus, daß Jesus auferstanden ist.

Die Frauen, zusammen singend: Die Juden mögen nun sagen, wie die das Grab bewachenden Soldaten den König verloren haben trotz des Steines, und warum sie den Fels der Gerechtigkeit nicht besser bewacht haben. Entweder mögen sie den Begrabenen herausgeben oder den Auferstandenen mit uns anbeten und das Halleluja singen.

Dann kommen sie zu den Jüngern, welche hier von anderen Geistlichen dargestellt werden, und sagen zu ihnen:

Wir kamen weinend zum Grabmal und sahen den Engel des Herrn dort sitzen, der da sagte, daß Jesus auferstanden sei.

Darauf stimmt der Chor das „Te Deum laudamus“ an.

Das wäre also wirklich schon ein Stück von einem Osterfestspiele. Man sieht, es ist zwar von dramatischer Handlung in unserem Sinne hierin wie überhaupt auf mehrere Jahrhunderte hinaus in den Schauspielen noch keine Rede, aber es ist doch wenigstens der Anfang zu einer solchen gemacht. In der ersten Zeit scheint der größere Teil dieser Stücke, die nun immer mehr in Aufnahme kamen, nach der noch jetzt in manchen katholischen Kirchen bei gewissen Festlichkeiten üblichen Art in musikalischen Stabzügen recitiert worden zu sein; darauf deuten wenigstens die über den ganzen Text sich erstreckenden Notationen hin; daß außerdem auch noch eigentliche Soli, sowie auch Duette und Chöre vorkamen, sehen wir schon an der soeben gegebenen Probe. Auch Terzette wurden bald eingelegt, besonders pflegte man die Dreifaltigkeit, um ihren Charakter genau darzustellen, um Terzett sich äußern zu lassen. Später entwickelte sich dann durch Hinzuziehung von mehr Personen und durch mannigfaltigere Gestaltung des Dialogs das dramatische Element in diesen Spielen immer mehr, während das musikalische in demselben Maße zurücktrat, so namentlich bei den weniger musikkliebenden Franzosen.

Von Frankreich aus scheinen sich diese geistlichen Schauspiele dann bald auch weiter verbreitet zu haben; im 12. Jahrhundert wird bereits aus sämtlichen anderen christlichen Ländern, besonders aber aus Deutschland, Spanien und England über die Aufführung derartiger Spiele berichtet.

Nach und nach, als die Zahl der Geistlichen für die sich immer großartiger gestaltenden Spiele nicht mehr genügte, nahm man seine Zuflucht zu Laien. Die Kirchen, in welchen zuerst die anfänglich zum Gottesdienste gehörenden Spiele stattfanden, erwiesen sich nun als zu klein; man führte dieselben also zunächst vor der Kirche auf den Kirchplätzen auf. Wenn nun auch die Geistlichen immer noch den maßgebenden

Einfluß dabei ausübten, so war doch durch den Wechsel des Ortes schon der erste Schritt zur Selbständigkeit der Schauspiele gethan, und dadurch, daß nun das Laienelement unter den Spielern das vorherrschende wurde, vollzog sich auch allmählich eine Aenderung mit den Spielen selbst. Während nämlich bisher der Text derselben ganz lateinisch gewesen war, wurden von nun an mehr und mehr Sätze aus der Volkssprache eingeschaltet, und zwar so, daß zuerst die Hauptpersonen: Gott Vater, Christus und die Heiligen noch lateinisch redeten, die übrigen Personen dagegen vielfach sich der Landessprache bedienten — bis dann endlich diese ausschließlich verwandt ward.

Es ist nun wahrscheinlich, daß auch in England im 12. Jahrhundert Stücke unter hervorragender Mitwirkung der Geistlichkeit aufgeführt wurden; allein es steht fest, daß bei dem ersten bereits erwähnten Spiel von der heiligen Katharina ausschließlich Laien beteiligt waren. Von diesen älteren englischen Stücken ist aber sehr wenig erhalten, die meisten Spiele stammen erst aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert; doch datieren die Handschriften, in denen sie heute vorliegen, meistens aus noch späterer Zeit, aus dem 16. Jahrhundert. In England selbst bezeichnete man diese Schauspiele, mochten sie nun ihren Stoff der Bibel selbst oder den Heiligenlegenden entlehnen, sämtlich mit dem Namen *Miracle-Plays*, *Mirakelspiele*, während man sie in Frankreich im ersteren Falle *Mysterien*, im letzteren *Mirakelspiele* nannte. Der Zweck derselben war, nicht nur das Volk durch die plastische Veranschaulichung der heiligen Geschichte zu unterhalten, sondern bestand in erster Linie darin, daß man möglichst viele Volksschichten mit dem Inhalt der Bibel und den Heiligengeschichten überhaupt bekannt und vertraut zu machen gedachte. Die Zuschauer fühlten sich bei den Begebenheiten, die sich vor ihren Augen abspielten, zurückversetzt in die evangelische Zeit selbst, und der Einfluß, den dieselben in den Tagen, wo die Stücke noch in ihrer Reinheit gegeben wurden, auf das Volk ausübten, muß den Berichten zufolge, die darüber noch vorliegen, oft ein äußerst wohlthätiger gewesen sein. Wie gewaltig diese Schauspiele, die ja im Mittelalter neben dem Gottesdienste oft die einzige geistige Nahrung für das Volk waren, damals auf dasselbe eingewirkt haben müssen, das läßt sich noch jetzt aus dem ergreifenden Eindruck schließen, den die letzten Ausläufer derselben, die bekannten Oberammergauer *Passionsspiele* auch auf die aufgetrübtesten und kältesten Söhne des 19. Jahrhunderts zu machen pflegen. Gleichwohl haben manche Schriftsteller die Bedeutung dieser geistlichen Schauspiele nach dieser Seite hin sehr unterschätzt. Am vollständigsten sind sie in ihrem Verhältnis zur christlichen Religion in einem Buche von Alt, „*Theater und Kirche*“, gewürdigt worden, aber auch Collier in seiner berühmten Geschichte der dramatischen Poesie Englands, ferner Devrient, sowie Ulrich, Kreyzig und andere lassen ihnen auch in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren. Beim gewöhnlichen Gottesdienste in den Kirchen wurde bekanntlich nur lateinisch geredet; dadurch aber daß man in der späteren Zeit bei diesen Aufführungen sich der Landessprache bediente, wurden dieselben zu einem Bildungsmittel, ohne welches die Reformation an manchen Orten vielleicht nicht so schnell Boden gefaßt haben würde.

In der Blütezeit der *Mirakelspiele*, d. h. im 14. und 15. Jahrhundert, hatte fast jede größere Stadt in England alljährlich an einem der großen kirchlichen Feste, meistens aber um die Zeit des Fronleichnamstages, ihre *Mirakelspiele*, von denen eine große Anzahl noch handschriftlich erhalten ist. Außer einer Reihe einzelner Stücke sind besonders drei größere Sammlungen vorhanden: die der Städte *Chester*, *Coventry* und *Woodfirk* oder *Widfirk*, welche zusammen 96 Stücke enthalten. Zum Teil wurden sie, wie zum Beispiel die von *Chester*, anfangs in französischer Sprache gegeben, dann, als der normannisch-französische Dialekt in England nicht mehr verstanden wurde, ins Englische übertragen und im Laufe der Zeit noch vielfach abgeändert, teilweise auch umgedichtet, so daß bei vielen der ursprünglich kirchliche Charakter fast gänzlich verloren ging. Die Aufführung eines *Mirakelspiels* oder vielmehr einer zusammenhängenden Reihe von solchen, nahm, nur durch die für die Hauptmahlzeiten erforderlichen Pausen unter-



brochen, oft einen ganzen Tag, ja mehrere Tage in Anspruch. Doch war dies für die Aufführenden wenigstens keineswegs eine so große Anstrengung, wie es den Anschein hat. Denn seitdem das Schauspiel von der Kirche getrennt und aus den Händen der Geistlichen in die des Volkes übergegangen war, hatte man an Mitwirkenden keinen Mangel mehr und konnte sich daher die Arbeit teilen. Sämmtliche Handwerkerinnungen beteiligten sich an diesen zu bestimmten Zeiten des Jahres wiederkehrenden Aufführungen und setzten ihre Ehre darein, sich ihrer Aufgabe in möglichst würdiger und vollendeter Art zu entledigen. In Chester z. B. übernahm jede größere Innung ein Spiel, so daß auf diese Weise alle 24 Teile oder Stücke der Sammlung — die übrigens meistens längst nicht so umfangreich waren wie unsere Dramen — bequem absolviert werden konnten. Da aber der Zubrang der Fremden an den Festtagen ein ganz außerordentlich starker war, so genügte eine einmalige Aufführung nicht. Es wurden deren also verschiedene und zwar zu gleicher Zeit an mehreren Orten in der Weise veranstaltet, daß jede Innung sich auf eigene Kosten ein bewegliches auf vier Rädern rollendes Gerüst oder Bühne anschaffte und mit denselben nacheinander an mehreren vorher bestimmten Orten der Stadt ihr Spiel aufführte. So kamen denn an jedem dieser Spielorte alle 24 Stücke in richtiger Reihenfolge an drei Tagen zur Aufführung. Diese Gerüste, deren manchmal zwei, drei, auch noch mehr nebeneinander gestellt wurden, bestanden gewöhnlich in England nicht wie in Deutschland und Frankreich aus drei den Himmel, die Erde und die Hölle vorstellenden Stockwerken, sondern sie enthielten deren nur zwei, die auch wie jene über einander gebaut waren, und von denen das untere den Spielern als Garderobe diente, während im oberen gespielt wurde. Bisweilen muß aber auch ein Teil der Straße mit zur Bühne gezogen worden sein, da in einzelnen Stücken Kofz und Reiter erscheinen.

Was im übrigen die äußere Ausstattung dieser Stücke durch Dekorationen, Bühnenmaschinerien und Kostüme betrifft, so scheint man im allgemeinen, wenn es sich nicht gerade um besonders festliche Aufführungen vor dem königlichen Hof oder sonstigen Fürstlichkeiten handelte, sich nicht allzu große Mühe gegeben zu haben.

In Frankreich dagegen muß man, wie Devrient in seiner Geschichte des deutschen Schauspiels beiläufig erwähnt, um diese Zeit die Zuschauer hierin schon sehr veredelt haben. Dort sah man je nach Angabe der Bühnenweisungen bewölkte oder besternte Himmel, ferner grüne blühende Bäume des Paradieses, die balsamischen Duft auszuatmen schienen. Bei der Darstellung der Sündflut überschwenkte das Wasser die Bühne, der Mosesstab grünte plötzlich und dergleichen mehr. Ueberhaupt hat man es wohl in Frankreich mit der Nachahmung der Natur oft allzu genau genommen. So erzählt ein französischer Chronist, wie bei einem Mysterienspiele der Darsteller des Zudas bei der Nachahmung des Erhängens kaum vom Erstickungstode gerettet worden, und daß auch in Metz im Jahre 1437 der Priester, welcher den Christus gespielt hatte, wirklich an den Folgen der Kreuzigung gestorben sei. Zur Ehre der Menschheit wollen wir hoffen, daß auf diese letztere Thatache die oft wiederholte Erzählung zurückzuführen ist, welcher zufolge man einmal in einem Mysterium einen Verbrecher zu der Rolle Christi gepreßt und thatsächlich vor den Augen der Zuschauer gekrenzt haben soll. — Von dergleichen Dingen wird aus England nichts berichtet, die Aufführungen scheinen dort überhaupt in viel einfacherer Weise stattgefunden zu haben. Denn auch die Bühnenrechnungen aus späterer Zeit, von denen Collier in seiner Geschichte der dramatischen Dichtkunst und Mariott in seinen Proben englischer Mysterien Beispiele enthalten, weisen, wenn auch die Anzüge der Hauptpersonen und gewisse Bühnengeräte einige Kosten verursachten, doch noch recht bescheidene Anforderungen in dieser Beziehung auf. Anlässen, Verwandlungen und sonstige Hilfsmittel der modernen Bühne kannte man damals und bekanntlich selbst zu Shakespeares Zeit in England noch nicht. Das Publikum fand auch nicht einmal etwas Ungehöriges darin, daß die

Schauspieler vom Anfang des Stückes an in corpore neben einander vor ihren Augen da saßen, auf ihr Schwert wartend, wie die Solisten in unseren Oratorien.

Auch hinsichtlich der Sprache und der ganzen Anlage und Komposition herrschte das Naive und Kindliche in diesen Stücken vor. Meistens waren es eigentlich nur dialogisierte Erzählungen, die in der allereinfachsten Art sich aneinander reiheten, was aber das Vorkommen einzelner wirklich poetischer Stellen von ergreifender Schönheit keineswegs ausschließt. Der Charakter der Stücke ist noch ein vorwiegend epischer; alles geschieht nacheinander, wie eben die biblische Geschichte es den Verfassern an die Hand gab. Von einer wirklichen Motivierung der Handlung, von einer eigentlichen Charakterzeichnung und Herleitung der Thatsachen aus dem Charakter der handelnden Personen, von kunstgerechtem dramatischem Aufbau und fein überlegter Gruppierung, wie wir sie in einem späteren Stadium des Dramas finden, ist hier natürlich noch keine Rede. Das Subjektive, die Persönlichkeit des Menschen trat überhaupt in diesen alten Mysterien noch vollständig zurück, und konnte, so lange man sich so streng an die Bibel und die Legenden hielt, auch unabhuglich mehr hervortreten. Die Dichter sahen ihre einzige Aufgabe in einer klaren und einfachen Darstellung der betreffenden Erzählungen und in einer folgerichtigen praktischen Gruppierung derselben. Daß sie sich dabei oft, wie wir's in einer hernach zu gebenden kurzen Analyse eines Mirakelspiels sehen werden, mit einer für unsere Begriffe erstaunlichen Leichtigkeit über alle Schranken der Zeit und des Ortes hinwegsetzten, das darf uns nicht Wunder nehmen.

Ebenso ist es auch sehr natürlich, daß die Mirakelspiele, nachdem sich einmal der Uebergang von der Kirche zum Volke vollzogen hatte, nicht lange mehr ihre ursprüngliche biblische Reinheit bewahrten. In allen Ländern ging allmählich, in dem einen früher, in anderen später, diese Umwandlung vor sich; den biblischen Stoff befolgt man zwar bei, aber die Behandlung wurde eine mehr weltliche; über das Biblische drängte man fort zur Schilderung der Verhältnisse des zeitgenössischen Lebens, dessen dunkleren Seiten und Verbrechen diese Schauspiele oft den Spiegel vorhielten. Während dieselben also in früheren Zeiten vorzugsweise hatten belehren wollen, dienten sie später vom 14. Jahrhundert an und stellenweise auch wohl schon früher namentlich dem Zwecke der Volksbelustigung. Vor allen sind die englischen Mysterien, die vor den deutschen und auch vor manchen franzossischen schon den Vorzug größerer Lebendigkeit und praktischerer Disposition der dargestellten Begebenheiten haben, diesen letzteren an Volkstümlichkeit voraus. Jener realistische Zug, jener derbe, aber frohlische und harmlose Volkswitz, der lange Zeit ein Charakteristikum der englischen Bühne gewesen ist, findet sich in den drei alten Sammlungen, besonders aber in der Townely- oder Wildfist-Sammlung in reichem Maße. Wie aber noch immer viele allzu sehr an den starren Formen des Klassizismus festhaltende moderne Leser in Shakespeare z. B. sich nicht daran gewöhnen können, daß neben dem Ernste auch der Humor sein Recht beansprucht, so würden sie gewiß auch gar manche derbomische Stelle in den englischen Mysterien in hohem Grade anstößig finden, um so mehr, als hier oft auch auf Kosten von Personen der heiligen Schrift gelacht werden muß. Man darf eben auch in dieser Beziehung an diese alten naiven und einfachen Stücke nicht den Maßstab unserer Tage anlegen. Wir würden allerdings in manchem dieser Schauspiele — wenn man sie so nennen darf — eine Profanation, eine Parodie der Bibel erblicken, aber in mittelalterlichen Zeiten faßte man ohne Zweifel die Sache harmloser auf, und die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift scheint den Zuschauern durch diese gelegentlichen Scherze nicht abhanden gekommen zu sein.

Es wird mir am besten gelingen, von dem Charakter und dem Inhalt dieser Mirakelspiele einen Begriff zu geben, wenn ich eins derselben dem Gedankengange nach kurz vorführe. Ich wähle dazu eins der originellsten, das dritte Stück der Townely Plays, den Processus Noë cum filiis, den Auszug Noahs mit seinen Söhnen.

Nachdem Noah die Sündhaftigkeit der Welt beklagt hat, erscheint Gott selber auf

der Bühne. Er stimmt Noahs Klagen bei und gesteht, daß es ihn reue, die Welt geschaffen zu haben. Indem er ihm nun mittheilt, daß es sein Wille sei, die Menschheit wieder zu vernichten, ihn allein aber mit seiner Familie zu verschonen, trägt er ihm zugleich den Bau eines Schiffes auf, damit er sich bei der bevorstehenden Sündflut mit den Seinigen retten könne. Noah bemerkt jedoch gleich von vornherein, daß er wohl etwas mit seiner Gattin zu thun bekommen werde, ehe diese sich dazu entschließen würde, das Schiff zu besteigen. Doch macht er sich unverzüglich auf, um sie in möglichst schonender Weise auf das Unvermeidliche vorzubereiten. Seinen freundschaftlichen Gruß beantwortet sie ihm indessen nur mit Vorwürfen über sein langes Ausbleiben, und erklärt ihm unter Anwendung eines äußerst komischen Anachronismus ohne weiteres, daß er verdiene, in Stafford-Blau gekleidet, d. h. blau geschlagen zu werden. Der Gemahl wird nun aber allmählich etwas ungehalten über derartige Reden und gibt ihr dies auch in ziemlich deutlicher Weise mit den Worten: „Nun halt' den Mund, Weib, oder ich werde dir ihn stopfen!“ zu verstehen. In diesem Tone geht es eine Zeitlang weiter, bis Noah sich verabschiedet, um zu dem Bau des Schiffes zu schreiten, welcher auf der Bühne vor sich geht und ihn (nach der von ihm selbst bei der Arbeit gegebenen, 44 Verse umfassenden Beschreibung zu urtheilen) etwa fünf Minuten in Anspruch nehmen muß. Nach Vollendung des Baues kehrt er zu seiner Gattin zurück, um sie darauf aufmerksam zu machen, daß es nun Zeit sei, in das Schiff zu steigen. Allein sie erklärt aufs bestimmteste, sie müsse erst noch ein Stück von ihrem Spinnrocken abspinnen, und wer es versuchen sollte, sie daran zu hindern, der möge sich eines kräftigen Puffes gewärtigen. Auf Noahs Bemerkung, daß die Gewässer schon bedeutend gestiegen, hat sie nur die abweisende und spöttische Erwiderung: „Ach was, Noah, geh' hin und benutze deine Schuhe, desto besser werden sie dann halten.“ Doch nun vereinigen die Schwiegertöchter — die das Stück auch mit vorführt — ihre Bitten mit denen des Mannes; eine von ihnen macht ihr den sehr vernünftigen Vorschlag, doch lieber im Schiffe zu spinnen; aber trotz aller ihrer Vorstellungen, trotz Noahs wiederholt — unter Anrufung des heiligen Petrus — ausgesprochenen Bitten spinnt sie in aller Ruhe und Gelassenheit weiter. Erst als die Wasser ihren Sitz bereits zu umpülen beginnen, hält sie es denn doch für ratsamer, nachzugeben, und scheidet sich an, ins Schiff zu treten. Sobald aber Noah wieder irgend eine Bemerkung über das Eigentümliche ihres früheren Benehmens macht, erwacht ihr Oppositionsgeist aller Wassersnot zum Trotz von neuem, und sie erklärt ihm endlich rund heraus, daß sie auf seine Bitten keinen Schritt weiter gehen wolle. Da reißt endlich dem langmütigen Gatten die Geduld, und zu kräftigeren Mitteln greifend, droht er, sie mit der Peitsche bekannt machen zu wollen. Sie antwortet ihm darauf mit einem für die Zeit der Abfassung dieses Mysteriums offenbar sehr beleidigenden Ausdruck, welcher den Gatten veranlaßt, nunmehr energisch die Forderung zu stellen, daß sie Abbitte thue. Allein sie antwortet lakonisch: „Dazu sag' ich Nein!“, worauf Noah droht, ihr bei fortgesetzter Weigerung den Kopf zerschlagen zu wollen. Die Aussicht hierauf läßt ihr ein ferneres Zusammenleben mit ihm denn doch nicht gerade verlockend erscheinen, sie wünscht ihm daher den Tod, und zwar in einer höchst originellen Form, indem sie nämlich ihrer Sehnsucht nach der Zeit Ausdruck gibt, in der sie in Frieden ihre Witwensuppe essen könnte. Dies Maß ehelicher Liebe ist aber dem Gatten doch gar zu gering und läßt ihn in die zornigen Worte ausbrechen: „Ich will dich so stumm machen wie einen Stein, du Nichtsnutzige, ich werde dir den Rücken und die Knochen entzwei schlagen.“ Gleichzeitig scheint er auch an die Ausführung dieser Worte zu gehen, denn kurz darauf hören wir sein unglückliches Opfer ein Schmerzengeschrei ausstoßen: „O weh, weh, ich bin verloren; fort mit dir, du Muster von einem Mann!“ Aber auch sie versteht die Faust zu gebrauchen, wenigstens müssen wir dies daraus schließen, daß Noah der erste ist, der um Frieden bittet. Dieser wird gewährt, und indes beide einander gestehen, daß sie braun und blau geschlagen sind,

treten die Söhne mit Worten entschiedener Mißbilligung auf den Schauplatz des elterlichen Kampfes. Nachdem die Eltern ihren verständigen Kindern versprochen haben, sich nun nicht wieder befehlen zu wollen, begibt sich endlich auch Noahs Weib, von den immer weiter vordringenden Fluten zur größten Eile getrieben, in das Schiff.

In dem letzten Teile des Stückes, etwa noch 120 Verse, wo also die Szene auf dem Schiffe ist, wird das Steigen und Abnehmen der Gewässer, die Abseidung des Raben und der Taube u. s. w. mit einigen Ausschmückungen beschrieben. Daß dabei die an das Illusionsvermögen der Zuschauer gestellten Anforderungen sehr bedeutende sind, läßt sich denken. In Vers 425 und folgenden wird erzählt, daß man das Schiff flott macht, aber bereits vierzig Verse später teilt Noah uns mit, daß sie nun schon 350 Tage auf dem Schiffe zugebracht haben, was einen um so näheren und komischeren Eindruck machen muß, als in diesem Stücke, wie überhaupt in allen jenen Vorläufern des eigentlichen Dramas von einer Einteilung in Szenen und Akte natürlich noch keine Spur ist. Noahs Weib steht ihrem Gatten während dieser ganzen Zeit kräftig und hilfreich zur Seite; zuweilen muß sie sogar das Steuerruder führen, eine Thätigkeit, die ja, wie's nach den soeben mitgetheilten Begebenheiten scheint, ihrer ganzen Stellung im Haushalt auch vollkommen entspricht.

Jedermann wird zugeben müssen, daß in diesem Stücke ein zwar etwas derber, aber doch gefunder und fröhlicher Volkshumor steckt.

Daß aber die alten Mysteriendichter sich nicht nur auf Wiß und Scherz verstehen, sondern bisweilen auch an die zarteren Gefühle ihrer Zuhörer appellieren und am rechten Orte auch Ernst und Würde zu bewahren wissen, das beweisen ebenfalls zahlreiche Stücke, z. B. ein anderes Spiel dieser Sammlung, die Crucifixio, die Kreuzigung, welche also dem Volke an demselben Tage oder doch wenigstens in derselben Festzeit vorgeführt wurde wie die Geschichte von Noah und dem Schiff. Die Crucifixio enthält Stellen, welche ohne Zweifel zu den schönsten gehören, die das mittelalterliche Schauspiel aufzuweisen hat. Vorzugsweise beachtenswert ist u. a. die Szene, wo Maria und Johannes und andere um den am Kreuz hängenden Heiland versammelt sind, sein bitteres Los und ihr eigenes beklagend.

Die vier Tortores oder Peiniger haben mit großer Umständlichkeit und Genauigkeit ihr trauriges Werk vollendet, und Johannes versucht nun der am Fuß des Kreuzes knieenden Maria Trost einzusprechen; aber vergeblich, immer neue Klagen steigen von den Lippen der Schmerzenseichen zu dem sterbenden Sohne empor. „Ach, deine Augen,“ ruft sie aus, „die wie Kristall, wie die Sonne so hell und so lieblich anzuschauen waren, sie haben ihr Licht verloren, sie sind nun ganz erloschen, nun ganz in Dunkel gekleidet. An Schmerzen hast du keinen, der dir gleicht; o teurer Sohn, sag mir, was hast du gethan, daß man dich solche Pein erdulden läßt und dein gesegnetes Blut vergießt? — O Sohn, denk an mein Weh! Warum willst du von mir gehen? Auf Erden ist kein Mensch mehr, der mir meinen Trohsinn wiedergeben könnte.“

Zum Vergleich stelle ich neben diese Worte folgende Verse aus einem in „Rone, Schauspiele des Mittelalters“ abgedruckten deutschen Osterspiele vom Ende des 15. Jahrhunderts, welches, wie es überall in dieser Uebergangszeit geschah, die alten mundartlichen Formen mit den neueren der Schriftsprache abwechseln läßt.

Owe du liepster herro min,  
wie sind so trieb die augen din,  
wie ist blaich din angesicht  
an dinem leid ist ganzes nicht.  
das klag ich herr mit bitterkait,  
dein sterben bringt mir hertzelaid,  
zerknietet ist das hertze mein,

krasslos ist worden mein gebain  
von angsten und von grosser nou,  
die ich han gesechen in dinem tod,  
den du so gar mit grosser dult  
gelitten haust ganz unverschult;  
dar umb min hertz lyt grosse pin.  
ach gott, wer soll min trester sin?

Jene letzterwähnten Worte des englischen Stückes veranlassen Johannes nochmals wieder mit Trostesworten sich der Trauernden zu nähern, aber ohne daß der Erfolg

ein anderer wäre als vorher. Maria wendet sich nun an Gott mit der Bitte, sie doch auch nicht länger auf der Welt zu lassen, die ihr das Teuerste geraubt. Da spricht Jesus vom Kreuze herab selber zu ihr: „Meine Mutter mild, schau nicht so traurig drein, laß ab von deinem schweren Sorgen und Seufzen, es macht mir das Herz so schwer. Herb sind ja die Schmerzen, die ich hier trage, aber der Schmerz, den du um mich trägst, geliebte Mutter, der martert mich noch mehr. Doch so hat es der Wille meines Vaters bestimmt, daß ich die Menschheit von ihren Banden erlöse. Seinen Sohn will er nicht schonen, um die zu befreien, die schon des Feindes Macht gefangen hielt. Mutter, die erste Ursache meiner Ankunft hierieden war um der Menschen Sünden willen. Ihre Schmerzen gedachte ich zu heilen; so traure denn nicht mehr, da die Menschen durch meinen Tod das ewige Heil ererben.“

Es ist nicht zu bestreiten, daß diese Verse, die ich in ziemlich wörtlicher Prosa-Übersetzung wiedergegeben habe, bei aller Einfachheit und aller ihrer stellenweise fast epischen Breite eines gewissen Hauches von Poesie nicht ermangeln; und bei manchen Stellen will mir's sogar scheinen, als erinnerten sie an unser herrliches Kirchenlied: „O Haupt voll Blut und Wunden.“

Aber auf dieser im Vorstehenden charakterisierten Stufe blieb das mittelalterliche Schauspiel nicht stehen. Es hatte sich bis jetzt damit begnügt, die Begebenheiten der Heilsgeschichte dem Volke in greifbarer plastischer Form, hin und wieder untermischt mit sehr weltlichen Zuthaten, vor Augen zu führen. Nun aber machten sich gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts allmählich die Vorzeichen einer neuen Zeit bemerkbar. Die Tage des Rittertums waren gezählt; sein Glanz schwand zusehends dahin, während der Bürger in den Städten immer stolzer und trotziger sein Haupt erhob. In aller Herren Ländern wurden die Stätten der Gelehrsamkeit, die Universitäten, gegründet, und überall entstanden lateinische Schulen, in denen die lernbegierige Jugend nicht nur, wie es bisher in den Klöstern vorzugsweise geschehen war, in den geistlichen, sondern auch in den profanen Studien unterwiesen wurde. Wenn sich aber auf so vielen Gebieten des Lebens solch eine tiefgreifende Umgestaltung vorbereitete, so konnte auch das Drama davon nicht ganz unberührt bleiben. Jahrhunderte hindurch hatte das Volk an der religiösen Anschauung, wie sie ihm in den Mysterien und Mirakelspielen geboten wurde, seine Befriedigung gefunden. Als sich nun aber mehr und mehr der Gedanke in ihm zu regen begann, da verlangte es mehr Subjektivität, mehr selbständiges Handeln von den auftretenden Personen, „die Persönlichkeit, die Individualität, die Willensfreiheit des Subjekts“ sollte mehr zu ihrem Rechte kommen. Statt der bloßen Anschauung von religiösen Begebenheiten wollte man die sittliche Anwendung der Religion auf das Thun und Treiben der Menschen; und so wurde denn nach und nach das Drama auf das Gebiet der religiösen Sittlichkeit hinübergeführt.

Man hätte nun meinen sollen, daß dasselbe auf diese Weise in England sehr bald dicht an die Stufe herangebracht worden wäre, auf welche spätere Meister der dramatischen Kunst es emporhoben. Aber das geschah nicht, die rechten Männer fehlten wohl noch dazu. Es wurde zunächst ein Mittelweg eingeschlagen; man gab den Stücken zwar eine sittliche Tendenz, aber man klebte die handelnden Personen in das langnachschleppende weitbauschige Gewand der Allegorie. So entstanden die sogenannten Moralitäten, in England *Morals* oder *Moral-Plays* genannt, Stücke also, in welchen nicht Individuen, nicht wirkliche Personen, sondern Abstraktionen von Tugenden und Lastern dargestellt wurden. Schon in die späteren Mirakelspiele hatte man, um diese dem Volke anziehender zu machen, solche allegorische Charaktere aufgenommen. So traten z. B. in einem Stücke der Coventry-Sammlung unter den übrigen Personen *Veritas*, *Justitia*, *Pax* und *Misericordia* auf, und bald schritt man dann auch zur Komposition vollständig allegorischer Stücke. Auch hierin scheint wieder Frankreich den übrigen Völkern vorangegangen zu sein. Dort hatten nämlich die *Confréries de la Bazoche*, die *Advokaten* und *Prokuratoren*, welche unter ihrem sogenannten König, dem *Roi de*

la Bazoche, eine eigene Gilde bildeten, sich der dramatischen Kunst angenommen. Sie wollten es den Passionsbrüdern, welche die Mysterien aufführten, gleichthun und rangen lange Jahre hindurch mit ihnen um die Gunst des Publikums, bis endlich jene ihnen das Feld räumen mußten.

Die ersten englischen Moralspiele tragen vielfach Spuren einer Uebersetzung aus dem Französischen und lassen demnach wohl den Schluß zu, daß auch sie wie die Mysterien von Frankreich aus nach England eingeführt wurden. Hier erlangten diese Stücke, welche anfangs ziemlich ernst gehalten waren, bald aber sich noch mehr verweltlichten als ihre Vorläufer, sehr schnell eine große Popularität.

Selbst die ältesten Moralitäten, die sich teilweise nur handschriftlich erhalten haben, lassen bereits deutlich das weltliche Streben erkennen, nicht nur zu belehren, sondern auch zu belustigen. Zur Erreichung dieses Zweckes erwies sich aber die Einführung einer komischen, nicht in das allegorische Gewand gekleideten Person als notwendig. Nun ist es sehr bezeichnend für den gesunden Sinn des Volkes, daß es sich das Böse immer auch als etwas Komisches und Lächerliches vorstellt, und so dürfen wir uns denn nicht darüber wundern, daß der Teufel, der übrigens auch in manchen Mysterien schon sein Wesen getrieben hatte, eine stehende Figur in den Moralspielen wurde. Selbstverständlich stellte man ihn demgemäß auch in seinem Aeußeren nicht lediglich als ein abschreckendes, sondern auch als ein komisches Wesen dar. Die Maske mit der gewaltigen Nase, der aus zottigem enganliegendem Zeuge bestehende Anzug, der obligate Pierdesfuß und die sonstigen Attribute „des Bösen“ machten ihn zu einer äußerst häßlichen und grotesken Figur. Charakteristisch für den satirischen Zug der Engländer ist es auch, daß man den Teufel gelegentlich sein Kostüm ändern ließ und ihm statt des eben geschilderten konventionellen, um die Modetheorien der Zeit zu verhöhnern, die Kleidung eines Stuzers gab, d. h. ein feines Wams mit silbernen Nesteln, larmesinrote Trikotbeinkleider, eine Perücke von langen seidnen Locken und Schnabelschuhe von Korduan. In den ersten Moralitäten erschien der Teufel meistens als Führer der sieben Todsünden: Hochmut, Geiz, Wollust, Völlerei, Zorn, Neid und Trägheit des Herzens, welche anfangs mit den sieben Kardinaltugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung, Mäßigkeit, Weisheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit das Hauptpersonal der allegorischen Stücke ausmachten. Bei seinem Auftreten machte er sich meistens durch sein unheimliches Ho, ho, ho! — gewissermaßen das Hohngelächter der Hölle — bemerkbar, eine Eigentümlichkeit, welche den Theaterbesucher unserer Zeit an die stehenden musikalischen Figuren erinnern könnte, mit welchen das Orchester in gewissen neueren Opern — ich denke z. B. an Wagners „Zwischen Holländer“ — das Auftreten einzelner Charaktere jedesmal im voraus ankündigt.

In der Gesellschaft des Teufels befand sich fast immer das Laster, Vice, welches später auch andere Namen wie Sünde oder Begierde trug. Der Charakter des Vice war dem Namen entsprechend stets böswertig und heimtückisch; Gutes vollbrachte er nur gegen seinen Willen. Doch war sein Anzug nicht abschreckend, sondern gleich vielmehr dem des späteren Clown, als dessen Vorläufer er auch wohl zu betrachten ist. Er trug ein langes buntes Gewand sowie eine Art Karrenklappe und führte stets eine Peitsche in der Hand. Diese bekam der Teufel, der gewöhnlich der Gekerkelte war, oft genug zu fühlen, und brach dann zum Ergötzen des Publikums jedesmal in ein klägliches Gebrüll aus.

Was die Aufführung der Moralitäten anlangt, so ging diese in der ersten Zeit wenigstens mit derselben Einfachheit und an denselben Orten von statten wie die der Mirakelspiele; erst später wurde namentlich bei den Vorstellungen am königlichen Hofe und in den Palästen der Lords mehr Aufwand dabei gemacht. Am Ende des 15. Jahrhunderts, als das Schauspielwesen allmählich aus den Händen der Innungen in die der gewerbmäßigen Schauspieler überging, hatten Mitglieder des königlichen Hauses und auch wohl manche, die dem hohen Adel angehörten, bereits ihre eigenen Schauspiel-

gefellschaften. Doch genügten für die Aufführung gewöhnlicher Moralspiele meistens vier Spieler, deren dann jeder in mehreren Rollen auftrat. Von Heinrich VIII. wird es als etwas besonderes berichtet, daß er eine Truppe von acht Personen unterhielt, und daß er einmal bei einer sehr feierlichen Gelegenheit zu Ehren fremder Fürsten, die für die damalige Zeit enorme Summe von 3000 Pfund Sterling allein für Maskenauszüge, Maschinenien und dergl. verwandte. Doch ist wohl anzunehmen, daß diese Summe teilweise auch zur Deckung der Kosten für die in England schon im 14. Jahrhundert und noch bis in unsere Tage beliebten Dumb Shows oder Mummings, eine Art pantomimischer Spiele, mit verbraucht wurde. Diese durften in England sowohl wie in Frankreich, namentlich im 14. und 15. Jahrhundert, bei keinem Hoffeste fehlen und wurden stets mit großem Prunke veranstaltet. Auch in Deutschland erfreute man sich in manchen Orten an solchen Spielen, wenn sie auch hier wohl nie so beliebt waren wie bei den romanischen Völkern und in England.

In der dramatischen Behandlung ist zwischen den Mirakelspielen und den Moralitäten der späteren Zeit noch kein so bedeutender Unterschied zu erkennen, wenn auch hier und da vielleicht etwas mehr Handlung ist. Die ältesten und bekanntesten englischen Moralspiele sind *The Carle of Perseverance*, *The World and the Child* und *Everyman*, von welchem letzteren ich zur besseren Orientierung über das Wesen eines solchen kurz den Gedankengang angeben werde. Bezüglich französischer Moralitäten erinnere ich bei dieser Gelegenheit an die lebensvolle Schilderung, welche Viktor Hugo von der Aufführung einer solchen in den ersten vier Kapiteln seines berühmten Romans *Notre Dame de Paris* gegeben hat.

Acht Tage, bevor in England die Aufführung eines Schauspielts stattfand, wurde in der betreffenden Stadt und in der ganzen Umgegend durch Ausrufser auf dieses Ereignis sowie auf den Inhalt des Stückes aufmerksam gemacht. Eine Inhaltsangabe wurde überhaupt fast jedem Stücke vorgedruckt und war meistens schon in dem umfangreichen Titel enthalten. So ist auch an die Spitze des um 1531 gedruckten, aber wahrscheinlich noch vor Beginn des 16. Jahrhunderts geschriebenem Moralspiels „Jedermann“ folgender Satz gestellt: „Hier beginnt eine Handlung, wie der hohe Vater vom Himmel den Tod herabsendet, um alle Welt aufzufordern herbeizukommen und Rechenschaft abzulegen von ihrem Leben in dieser Welt, und ist in der Art eines Moralspiels.“ Sodann beginnt nach einem kurzen Prologe das Stück, in welchem Gott, der Tod, Jedermann, Freundschaft, Verwandtschaft, Reichtum, Gute Werke, Wissen, Bekenntnis, Schönheit, Stärke, Bescheidenheit, Fünf Sinne und endlich auch noch ein Engel und ein Doktor als handelnde Personen auftreten. Das Spiel ist sehr ernsten Charakters und läßt in seiner ganzen Art den Einfluß der edlen Einfachheit griechischer Tragik erkennen. Der Held desselben „Jedermann“, der vom Tode geholt werden soll, wendet sich nach einander an Freundschaft, Verwandtschaft und Reichtum mit der Bitte, ihn auf dem Wege ins Jenseits zu begleiten, erhält jedoch von allen abschlägige Antworten. Da geht er in seiner Angst zu „Gute Werke“ — d. h. seine guten Werke — die aber schwach und gefehlt daliegen und ihm daher auch nicht folgen können. Indessen gibt „Gute Werke“ ihm „Wissen“ mit auf den Weg, welches ihn dann zu „Bekenntnis“ führt. Diese beschenkt ihn mit dem Juwel „Reue“ und tröstet ihn mit der Versicherung, daß auf dem Wege zum Himmel „Gute Werke“ sich dann schon anschließen werde. Nun folgt ein etwas überschwengliches Gebet „Jedermanns“, von allerlei Buhübungen und Klageeinungen vielfach unterbrochen, worauf „Gute Werke“ erklärt, nun wieder aufstehen zu können, doch bedürfe „Jedermann“ auch noch des Beistandes von „Bescheidenheit“, „Stärke“ und „Schönheit“ sowie der durch eine Person dargestellten „Fünf Sinne“. Zuerst im Unklaren darüber, wie wohl alle diese würden zur Stelle zu schaffen sein, ruft er sie auf „Wissens“ Geheiß einfach herbei, und augenblicklich erscheinen alle auf einmal. Nachdem er nun in ihrer Gegenwart sein Testament gemacht hat, raten ihm „Wissen“ und „Fünf Sinne“ unter Lobpreisungen auf die Priesterschaft das Sakrament

zu nehmen, was dann auch hinter der Szene zur Ausführung kommt. Beim Ausblick seines Grabes aber verlassen ihn alle bis auf „Gute Werke“, und es bleibt ihm nun nichts anderes übrig, als seine Seele Gott zu empfehlen, was mit den halb englischen, halb lateinischen Worten geschieht: „In manus tuas, du Höchster, commendo auq ewig spiritum meum“. Während sodann die Seele von einem Engel in Empfang genommen wird, ergreift „Doktor“, der bisher sich völlig stumm verhalten hat, das Wort zu einem Epilog, in welchem er kurz die Moral, die das Stück predigen soll, erklärt und die Zuhörer zu frommem, gottesfürchtigem Leben auffordert.

Das Stück schließt sich in seiner naiven Einfachheit ziemlich eng an die Mysterien an; das Gesetz von den drei Einheiten, welches bekanntlich nicht nur eine einheitliche Handlung will, sondern auch verlangt, daß diese sich an einem Ort abspielt und nicht mehr als 24 Stunden umfaßt, dieses später vom französischen Klassizismus noch so streng befolgte Gesetz ist hier mit aller Genauigkeit durchgeführt. Manchemal nimmt die Einförmigkeit ein bißchen überhand; so ergreift sich „Jedermann“ nach jeder Abweisung, die er sich nacheinander von „Freundschaft“, „Verwandtschaft“ und „Reichtum“ hat gefallen lassen müssen, in einem das soeben Erlebte wiederholenden Monolog mit ziemlich er Umständen über das Bittere seines Geschicks, und nach der letzten Abweisung wird sogar auch die Unterredung mit den beiden ersten wieder relapituliert. Bei aller Weitläufigkeit läßt sich dem Stück aber doch eine gewisse Gewandtheit im Dialog nicht absprechen, wie sich's besonders in der Unterredung zwischen „Tod“ und „Jedermann“ zeigt, dessen Schreden vor dem unheimlichen Gast schon mit verhältnismäßig gutem Geschick gemalt wird. Jedenfalls wird das ernste und feierliche Stück, das man als einen speziellen Vorläufer der Tragödie bezeichnen kann, einen nachhaltigen und nutzbringenden Eindruck auf die Zuhörer nicht verfehlt haben.

Hinsichtlich der Moral haben fast alle Lokalitäten der früheren Periode eine ziemlich starke Familienähnlichkeit mit einander. Ich werde mich deshalb darauf beschränken, unter den älteren Stücken nur noch eins besonders zu erwähnen, welches ganz und gar das herkömmliche Gebiet verläßt, da es nämlich das einzige ist, in welchem der Versuch gemacht wird, Gegenstände der Wissenschaft durch dramatische Darstellung dem Volke zugänglich zu machen. Es ist dies das aus dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts stammende Moralspiel von den vier Elementen. Der volle Titel dieses merkwürdigen Schauspiels, den ich seiner Originalität wegen hier mit aufnehmen, lautet wörtlich folgendermaßen: „Die vier Elemente, ein neues Zwischenspiel und zwar ein lustiges von der Natur der vier Elemente, welches viele eigentümliche Dinge aus der Naturgeschichte und verschiedenen fremden Ländern, und unterschiedliche Wirkungen und Ursachen ausklärt; welches Zwischenspiel, wenn die ganze Geschichte gespielt wird, anderthalb Stunden dauern wird; aber wenn Ihr Lust habt, so könnt Ihr viel von den ernstesten Dingen auslassen, so die Rolle des Voten (d. h. den Prolog) und etwas von der Rolle der „Natur“ und der „Erfahrung“, und doch wird die Sache gehörigen Zusammenhang haben und dann nur  $\frac{3}{4}$  Stunden dauern. London: John Kestall 1519. Oktavband.“

In dem Prolog entschuldigt sich der Verfasser, daß er es überhaupt unternommen habe, etwas zu schreiben, aber da doch die Römer und die Griechen Bücher geschrieben hätten, so wolle er auch sein Heil versuchen und die Leute lehren, Gott aus seinen Geschöpfen zu erkennen, zu welchen doch auch, wenn auch zu den rohesten und niedrigsten, die Elemente gehörten. Damit nun aber niemand durch diese ernstesten Dinge sich abschrecken lasse, habe er in seinem „philosophischen Werke“ auch für manche lustige Einfälle gesorgt; diese mit den mancherlei Belehrungen vorzuführen seien die Schauspieler nun bereit, weshalb er sich zurückziehe.

Hauptpersonen des Stückes sind außer „dem Menschengeschlecht“, dem der „Jedermann“ des vorigen entspricht, „Natur“, „Wißbegierde“, „Sinnenlust“ und ein Wirt. Wie in dem zuerst besprochenen Moralspiel, so sind also auch in diesem die Personen



nicht mehr ausschließlich allegorisch. Das allegorische Gewand beginnt überhaupt bereits lockerer zu werden, wie auch daraus erhellt, daß hier der Wirt nicht mehr wie der Doktor im vorigen, sich bis auf den Epilog schweigend verhält, sondern bereits thätigen Anteil an der Handlung nimmt. Dem Versprechen des Verfassers gemäß ist der Charakter des Spieles bald ein ernster, bald ein heiterer, und je nachdem „Wißbegier“ oder „Sinnenlust“ einen größeren Einfluß auf den Menschen ausübt, d. h. je nachdem jene ihn in der Kosmographie und Geographie unterrichtet, oder diese ihn in mehr oder weniger ausschweifende Vergnügungen einweiht, ist entweder Ernst und schulmeisterliche Pedanterie oder Humor, und zwar zuweilen recht derber, vorherrschend. Außerdem erzeugen die Lektionen in der Erdkunde, von unserem Standpunkt aus betrachtet, gelegentlich auch einen unfreiwilligen Humor; so u. a., wenn „Wißbegierde“ mit Aufwand von außerordentlicher Gelehrsamkeit nachzuweisen sich bemüht, daß „die Erde genau mitten im Weltall hängt“, daß sie „nicht nur von Osten und Westen, sondern auch von Norden und Süden rund“ ist und daß deshalb auch das Meer „rund über derselben liegt“. Gleichwohl lassen alle diese mit großer Klarheit und Bestimmtheit vorgetragenen naturwissenschaftlichen Belehrungen den Verfasser als einen für die damalige Zeit wohl unterrichteten Mann erkennen, weshalb diese Moralität auch für die Geschichte jener Wissenschaften nicht ohne Bedeutung sein dürfte. Leider fehlen dem Stück am Schluß einige Blätter, sodaß es mitten im Satz abbricht. Seine sehr verständige praktische Moral läßt sich indessen aus dem Vorhandenen sehr wohl entnehmen; es ist die, daß der Mensch weder im Studieren noch im Vergnügen das richtige Maß überschreiten soll.

Die Reformation, welche schon lange ihre Schatten vorausgeworfen hatte und im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts sich wirklich in Deutschland Bahn brach, verbreitete sich bald auch nach England und übte dort wie überall auch auf das Schauspiel einen bedeutenden Einfluß aus. Wie in den Kunstwerken, welche diese Zeit auf dem Gebiete der Malerei entstehen sah, reformatorische Tendenzen des öfteren hervortraten, so spiegelten sich die neuen religiösen Ideen auch in den dramatischen Versuchen des Zeitalters wider. Eine der ersten englischen Moralitäten, welche deutliche Spuren von der Regung des reformatorischen Geistes tragen, hat den seltsamen aus einem englischen und einem lateinischen Worte zusammengesetzten Titel: *Lusty Juventas*. Sie stammt aus der Zeit Eduards VI., unter dessen Regierung, in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Reformation in England durchdrang. Auch dieses Stück zeigt uns den Menschen, diesmal *Iuventus* oder Jugend genannt, unter dem Einfluß bald guter, bald böser Geister. Die ersteren werden z. B. vertreten durch „Guter Rat“ und „Wissen“, die letzteren durch den Teufel und seine Tochter, „die Heuchelei“. Der Hauptnachdruck ist hier aber nicht auf die fomischen Episoden gelegt, für welche natürlich der Teufel und sein Anhang sorgen, sondern auf die Erörterung der neuen Lehren. Dieser Aufgabe hat sich „Guter Rat“ zu unterziehen, und er entledigt sich derselben zwar nicht ohne ein gut Stück Schwerfälligkeit, aber doch mit vielem Ernste und unter Verwendung eines großen Theils seiner biblischen Kenntnisse. Auf diese Weise werden die Zuhörer mit den Hauptpunkten der reformatorischen Lehre bekannt gemacht. Bezeichnend ist dabei die Klage des Teufels darüber, daß es seit der Verbreitung dieser neuen Lehre mit seiner Macht rückwärts gehe; die älteren Leute, sagt er, hielten zwar noch an seinen Sätzen fest, aber das jüngere Geschlecht wolle nichts mehr davon wissen.

Dieses Moralstück ist aber noch aus einem anderen Grunde bemerkenswert; es enthält nämlich eine der ältesten Proben englischer Lyrik, ein kleines Lied auf die Jugendzeit, welches ich hier in freier Nachbildung wiederzugeben versuche:

In einer grünen Laube, darin ich schlummernd lag,  
Da sangen lust'ge Vögelin am lichten Sommertag;  
Ich träumte süß von Spielen und lauter Fröhlichkeit;  
Wie ist sie doch so wunder schön, die frohe Jugendzeit!

Mit war's als wären wir beide im traulen, süßen Hain,  
 Ich konnt' von ihr nicht lassen, mußt' allzeit bei ihr sein.  
 Doch als ich drauf erwachte, wie war sie da so weit!  
 Wie ist sie doch so wunderschön, die frohe Jugendzeit!

Trum ist mein Sinnen und Sehnen auf andres nicht gerickt',  
 Als immerwährend zu schauen das holde Angesicht  
 Von ihr, die meine Wonne, mein Trost in jedem Leid.  
 Wie ist sie doch so wunderschön, die frohe Jugendzeit!

Man sieht also, daß selbst in diesem Liebe, mit welchem die Hauptperson Juventus die Handlung eröffnet, der allegorische Charakter des Stückes gewahrt ist.

Es ließen sich nun auch in anderen Spielen dieser Art noch manche Züge finden, welche den Charakter der Zeit sehr treffend und drastisch illustrieren; doch glaube ich es hierbei bewenden lassen zu sollen.

Zu einer Schilderung der ersten Periode des englischen Dramas darf indessen ein Mann nicht übergangen werden, der sich um die Weiterentwicklung desselben große Verdienste erworben hat. Dies ist John Heywood, der vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis in die siebziger Jahre in London lebte, zeitweise als Spinettspieler am Hofe Heinrichs VIII. Er ist nämlich der Erfinder einer neuen Art von Schauspielen, der Interludes oder Zwischenspiele. Allerdings führen einige der späteren Moralspiele und Mysterien, u. a. die vom Bischof Bale auch den Namen Zwischenspiele, aber die Interludes von John Heywood sind eine Gattung für sich und bilden einen wichtigen Fortschritt in der Geschichte des englischen Dramas. Denn während die Mysterien nur ein göttliches Thun und Wollen darstellen, welches außerhalb der Sphäre des menschlichen Willens lag, die Moralitäten aber sich mit allegorischen Abstraktionen begnügten, stellten sich die Heywoodschen Zwischenspiele mitten in das reale Leben, welches sie ohne alle Schönfärberei und ohne irgend welchen Idealismus veranschaulichten. Der große Fortschritt, den diese Stücke bedeuteten, bestand also darin, daß sie keine typischen Gestalten, keine symbolisch-allegorischen Figuren mehr hatten, sondern wirkliche lebendige, allen Volksklassen, zumal aber den unteren und mittleren entnommene Menschen vorführten. Dramatisches Leben, eine Handlung mit allerlei künstlichen und spannenden Verwickelungen darf man freilich auch von diesen Stücken noch nicht erwarten. Eigentliche Handlung haben sie überhaupt noch sehr wenig, bestehen auch oft nur aus einigen lose aneinandergesfügten Szenen; aber der Dialog ist meistens außerordentlich lebendig und geschieht geführt, und den Personen fehlt es nicht an scharfer Charakteristik, die bei den beiden anderen Arten des alten englischen Schauspiels noch fast vollständig vermißt wurde. Auch diese Schauspiele konnten in einer Zeit, wo die alte und die neue Glaubensform einander so scharf gegenüberstanden, nicht umhin, Stellung zu dem Streite zu nehmen. Obgleich nun Heywood ein eifriger Katholik war und auch gegen das Ende seines Lebens nach Mecheln überfiedelte, um dort im Schoße der katholischen Kirche sterben zu können, so nehmen doch seine Zwischenspiele keineswegs Partei für die katholische Religion, sondern zwingen uns durch ihren Inhalt sogar zu dem Schluß, daß ihr Verfasser in einer gewissen Periode seines Lebens der Sache der Reformation nicht abgeneigt gewesen sein muß. Manche Mißbräuche der katholischen Kirche, wie der Ablass- und Reliquienhandel, werden in seinen Stücken in sehr derbhatirischer Weise behandelt, so namentlich in seinem „Lustigen Spiel“ zwischen dem Ablasskrämer und dem Mönch, dem Prediger und dem Nachbar Pratte, wo der erstere den in der Kirche versammelten Volk unter anderen Wunder wirkenden Reliquien auch den Schädel des heiligen Michael als probates Mittel gegen Kopfschmerzen feilbietet, ferner den französischen Hut der Jungfrau Maria, den diese stets bei starkem Sonnenschein getragen habe, gegen irgend ein anderes Uebel empfiehlt, und endlich ungläublicherweise auch eine Behe der heiligen Dreifaltigkeit anpreist, die gegen Zahnschmerzen mit Erfolg zu verwerthen sei. Mit den Geistlichen wird überhaupt

in diesen Spielen oder Farcen, wie man sie auch nennen könnte, nicht allzu respektvoll verfahren; das eben erwähnte Stück endet z. B. mit einer regelrechten Prügelei zwischen den vier genannten Personen, von denen der einzige, der nicht geistlichen Standes ist, nämlich der Nachbar Pratte, verhältnismäßig noch am weitesten Abstand bewahrt. — Uebrigens braucht man diese Farcen, welche fast alle schon in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts gedruckt wurden, nicht geradezu als reformatorische Tendenzstücke aufzufassen; denn es ist sehr wohl möglich, daß sie vorzugsweise vor der Fastenzeit aufgeführt wurden, und in der Karren- und Karnevalszeit war, wie auch die Nürnberger Fastnachtsspiele des Meisterfängers Hans Rosenplüt und die Vorstellungen der bereits im Anfang des 15. Jahrhunderts in Paris bestehenden Truppe der Enfants Sans Souci beweisen, jeder tolle und mutwillige Streich und jede Satire auf die Geistlichen erlaubt. Mit wirklicher Polemik trat später der bereits erwähnte Bischof Bale (1495—1563) in seinen Stücken auf, wofür sich dann die Katholiken zu rächen suchten, indem sie Luther und Katharina von Bora auf die Bühne brachten.

Wir haben im Vorstehenden den Entwicklungsengang des englischen Dramas in seinen Anfängen und ersten Stadien zu schildern versucht und sind nun der Zeit, welche die erste regelmäßige Komödie entstehen sah, bereits sehr nahe gerückt. Die Heywood'schen Possenspiele forderten zu weiterer Ausbildung und Vervollkommnung des heiteren Schauspiels auf, und so entstand denn vielleicht noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts teils auf diesem Grunde, teils unter dem Einfluß der Komödien des Terenz und Plautus das im Jahre 1551 gedruckte erste englische Lustspiel, der Ralph Roister Doister von Nicolas Udall. Erst 15—16 Jahre später erblickte in England die ernstere Schwester der Komödie, das Trauerspiel, das Licht der Welt. Zwar tragen auch früher verfaßte dramatische Arbeiten den Namen Tragödie oder Komödie, doch entsprechen diese nicht ganz dem Begriff, den man später damit verband. Die erste eigentliche Tragödie war Gorboduc oder, wie sie in anderen Ausgaben betitelt ist, Ferrex und Porrex. Sie wurde am 18. Januar 1561 von den Mitgliedern des „Inneren Tempels“, der berühmten Londoner Rechtsschule, vor der Königin Elisabeth aufgeführt. Diese Tragödie bezeichnete aber noch in einer anderen Beziehung einen Wendepunkt in der Geschichte des englischen Dramas, denn sie führte den blank verse, den zehnfußigen Jambus in daselbe ein, der fortan die englische Bühne beherrschte.

So hatte denn das Drama endlich den Weg betreten, auf welchem es einer höheren Entwicklung und Vereblung fähig war. Bald wandten ihm ein Thomas Kyd und Christopher Marlowe ihre feurigen, durch das Studium der Alten und der Italiener geläuterten Talente zu. Und das Jahrhundert sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß das glückliche England bereits mit einer stattlichen Reihe unsterblicher Meisterwerke durch den Dichter beschenkt wurde, der im ernstern wie im heiteren Spiele zum vollendeten Ausdruck brachte, was das Mittelalter nur geahnt, den Dichter, dem bei seinem allzu früh erfolgten Hinscheiden ein jüngerer Zeitgenosse, Ben Jonson, in prophetischer Begeisterung nachrief, daß er nicht eines Zeitalters sei, sondern für alle Zeiten, daß vor seiner Größe dereinst Europas Bühnen sich alle neigen würden: William Shakespeare.



## Die Tripelalliance — eine Gefahr für Frankreich.

Von

Dr. Léon Wespzy.

Es liegt uns ein neues Werk des ehemaligen Leiters des „Journal de Rome“, Henri des Houz, vor, welcher vor nicht allzu langer Zeit die „Erinnerungen eines französischen Journalisten in Rom“ veröffentlicht hatte und deshalb mit den schwersten Kirchenstrafen bedroht worden war, nachdem der Papst sein Werk auf die „Liste der verbotenen Bücher“ hatte setzen lassen. Es muß uns Wunder nehmen, daß dies Des Houz begegnen konnte, diesem eifrigen Verfechter der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes, diesem kirchlichsten aller Anhänger des Grafen v. Chambord. Es ist indessen so, und in seinem neuesten Buche, dem wir den Titel\*) geben: „Die Tripelalliance — eine Gefahr für Frankreich“, lesen wir in der Vorrede, wie er reumütig seine begangenen Uebergriffe gegen die Kirche bekennt und seinen Dank für die Milde des heiligen Vaters und seiner Vertreter ausspricht.

Wir finden in dem Buche eine Unmenge von Dingen und Fragen der verschiedensten Art abgehandelt, wie dies schon in dem Titel vom Verfasser angedeutet wird. Wir erfahren Unglaubliches über das italienische Polizei- und Gefängniswesen, sowie über die Loslösung der Schule von der Kirche. Es fliegen vor unseren Augen vorüber Karnevalsbilder aus den verschiedenen Städten Italiens, wir erblicken Venedig und seine Bauwerke, Triest, Mailand und andere Städte mit ihrer Umgebung. Wir machen die Bekanntschaft einer Menge politischer Personen, welche alle im Lichte clerikal-französischer Anschauung erscheinen, von der auch alle die unzähligen politischen und litterarischen Exkurse des Buches zeugen. All dies sind für uns nur hors d'oeuvres, welche jedoch ihren Zweck, den Appetit zu reizen, völlig erfüllen, denn das Buch ist geistreich geschrieben und strotzt von scharfen Ein- und Ausfällen, Wis- und Schlagworten, sodas es nicht nur für den Politiker, sondern auch für den Unterhaltung suchenden Leser eine angenehme Lektüre ist, namentlich wenn derselbe eine gelegentliche Erregung der Galle nicht zu scheuen braucht. Wir beschränken uns darauf, einige uns Deutsche besonders interessierende Stellen ohne jede Bemerkung zu geben:

Als von dem Museum die Rede ist, welches Erinnerungen an die italienische Er-

\*) Um jede unliebsame Erinnerung zu vermeiden, hat der Verfasser den Titel des vorübergehenden Bandes, der eigentlich auch dem neuerlich erschienenen als einer Fortsetzung gebührt, beiseite gelassen und durch eine Inhaltsangabe ersetzt. Der Titel lautet: Henri des Houz: *Ma Prison. La Triple Alliance, Le Comte de Chambord, Le Comte de Paris, Jules Ferry, Capri, Paestum, La Sicile.* 4. Ed. Paris, Paul Ollendorff. 1887.

hebung erhält, werden unter den Ausstellungsgegenständen die Handschellen Urbinis, ein weißer Mantel Pius' IX., die bei Aspromonte von Kugeln durchlöcherter Hofen Garibaldis erwähnt und vom Verfasser als hinzuzufügende Stücke mit beißendem Witz genannt: Die Brille Benfis, das Fernrohr des bei Marsala kommandierenden englischen Admirals und ein Bierseidel oder eine Pfeife Bismarck's.

Vom Grafen von Chambord heißt es: „Er würde, falls er zur Regierung gekommen wäre, der Roy gewesen sein, der oberste Beschützer des Guten in der ganzen Welt, ein Schreden des Bösen. Der Graf v. Chambord gehörte nicht nur Frankreich, sondern der ganzen Christenheit an. Er war in der Politik, was der Papst für die Religion ist. Er allein hätte die Stelle Karls des Großen einnehmen können, nicht wegen der Ausdehnung seines Reiches, sondern wegen seiner geistigen Größe. Er würde die Kraft im Dienste der Wahrheit verkörpert haben, die menschliche Macht, welche der Stimme Gottes gehorcht. — Er ist nicht mehr, und niemand ist da, der seine Stelle einnehmen könnte. Er ist nicht mehr, und eine große Lücke ist in der Welt entstanden. Er ist nicht mehr, und die französische Monarchie ist mit ihm gestorben. Die Prinzen seines Geschlechtes können Anspruch auf die Krone Heinrichs V. machen, aber keiner von ihnen wird der Roy sein können.“ (Wir fügen hinzu, daß Des Houz nach dem Tode seines Idols sich der Republik zugewendet hat.)

Interessant ist, was Des Houz den ehemaligen österreichischen Minister, den Baron Fretis über die Politik seines Landes sagen läßt: „Oesterreich ist ein altes Volk, das seine Erhebung von der weisen Vorsicht und nicht von der Kühnheit zu erwarten hat. Durch die traurigsten Unglücksfälle heimgesucht, will es nichts mehr auf Spiel setzen. Irrtümer und Mißerfolge sind jungen Völkern gestattet, aber nicht greisen Nationen. Weder es an etwas anderes denkt, muß es seine Gefittung fördernde Arbeit in den Balkanstaaten vollenden.“

Daß der Verf. seine Person immer in den Vordergrund stellt, können wir ihm kaum zum Vorwurf machen, da wir es ja mit Erinnerungen und Betrachtungen zu thun haben. Ob Des Houz aber nicht zuweilen seiner Person zu viel Bedeutung zumißt, darüber wollen wir seine Leser urtheilen lassen.

Die Vaterlandsliebe des Verf. ehren wir selbstverständlich, können aber doch nicht umhin, auch hier das Vorhandensein von Uebertreibungen festzustellen. Ein Beispiel! Er spricht vom Chefredakteur des italienischen offiziellen Blattes „L'Italie“, der damals (1885) Hardouin hieß und Franzose ist. Da heißt es: „Hardouin unterhält die freundschaftlichsten Beziehungen mit der italienischen Regierung, aber er versteht es, die Pflichten seiner Stellung mit einer wahrhaft französischen Unabhängigkeit in Einklang zu bringen. Nur ein Franzose ist vielleicht im Stande, so zartfühlend zu sein, diese maßvolle Haltung zu bewahren, welche die Vaterlandsliebe mit dem Dienst einer fremden Regierung zu vereinbaren weiß.“ „Wir armen Franzosen,“ heißt es an einer anderen Stelle, „ein Volk der Leidenschaft und der Einbildungskraft, wie erscheinen wir schwach gegen jene preussischen Riesen (nämlich den Kroupprinzen)! Was vermögen wir Künstler, wir Dichter, wir, die wir dem Geiste des frühlichen Wissens ergeben sind, gegen jene furchtbaren eisernen Automaten (!)? Und doch sagt uns etwas in unserem Herzen, daß wir besser sind, und daß unsere Hinälligkeit edler ist als jene Kraft. Siegreich oder besiegt, hat unser Frankreich immer für einen hohen Gedanken, für eine Sache gekämpft, die sogar noch höher stand als das Vaterland (Mexiko?). Andere haben sich über unsere Siege gefreut und unsere Niederlagen beklagt; diese Freude und diese Thränen machen uns groß. Unser Vaterland erfreut sich des ehlen Mitgeföhls eines Teiles der Menschheit, und auch unsere Fehler tragen einen allgemeinen Charakter. So schwach wir auch geworden sind, wir bewahren den Adel unseres Volkes. Der Prinz Friedrich Wilhelm hat die Kraft eines Riesen und das Benehmen eines Eroberers, aber er sieht: ist edel aus (!).“

Nun redet sich Des Houz immer mehr in Eifer. Unseren erlauchten Kronprinzen

nennt er einen „Kämpfer der Gewalt gegen das Recht, einen neuen Attila, einen neu erstandenen Marich“. Als er in Rom der Beleuchtung des Forums und des Kolosseums beiwohnte, da strahlten seine Augen. „Als Sohn der Barbaren konnte er diesen Erscheinungen ehemaliger Zerstörungen gegenüber nicht teilnahmslos bleiben.“ Wir sehen, daß Des Houz, obgleich er die Erregtheit des Zeitungsschreibers zu geschichtlicher Ruhe zu dämpfen sucht, dennoch nicht frei ist von nationaler Voreingenommenheit, die sich auf alle Frankreich in irgend einer Weise entgegen tretenden Völker erstreckt. So heißt es am Schlusse des 9. Kapitels: „Frankreich hat einen unmittelbaren, plötzlichen (rohen?) Angriff von seiten Deutschlands wenig zu fürchten. Seinen getreuen Nachbarn, den lateinischen Völkern möge es aber mißtrauen! Sie sind demütige und willige Werkzeuge, deren sich Frankreichs deutsche Feinde stets gern bedienen werden.“

Am meisten jesseln uns die Abschnitte 6—9, deren Inhalt unsere Ueberschrift andeutet: „Die Tripelallianz — eine Gefahr für Frankreich“.

Als Ausgangspunkt für die Politik Italiens, deren Behandlung für den Verf. die Hauptache in den bezeichneten Kapiteln ist, wird der Irredentismus genannt, und es ist vielleicht erwünscht, wenn wir uns von Des Houz über das Wesen dieser politischen Richtung belehren lassen, dabei aber nicht vergessen, daß wir es zum Teil mit feindseligen Uebertreibungen zu thun haben. Wir brauchen dieselben nicht auszumergen, weil sie die Klarheit jener politischen Richtung nicht beeinträchtigen. —

Oesterreich hat sich durch Heiraten bereichert, Italien durch Geschenke, die es, mochte es siegreich oder besiegt sein, zu erbetteln oder zu erzwingen verstanden hat, indem es stets die Freundschaft der siegenden Macht für sich zu gewinnen wußte. So erhielt es von Frankreich die Lombardei, Toskana, Parma, Modena und Neapel, von Preußen Venetien, von England Sizilien, von Preußen und Oesterreich Rom. Italien gleicht dem Janus bifrons, dessen eines Gesicht deutsch, das andere französisch ist. Italien zeigt beide abwechselnd: 58—66 trug es die französische Seite zur Schau, 66—70 folgte der Kopf wie eine Wetterfahne jedem politischen Lustzuge, seit 70 ist der Kopf wie festgeschraubt und zeigt beständig das deutsche Gesicht; indessen scheint ein drittes zwischen den beiden alten zu treiben, das englische Jüge trägt. — Die Könige von Italien sind die „Thürhüter der Alpen“ und bewachen sorgfältig die beiden Zugänge, von denen der eine nach Frankreich, der andere nach Deutschland führt. Abwechselnd ließen sie den einen der beiden Zugänge offen und sperrten den anderen; niemand aber wurde mit leeren Händen hindurchgelassen. L'Appetit vient en mangeant! Das bewährt sich auch bei Italien, und die Irredentisten strengster Lehrart bezeichnen als eigentlich zu Italien gehörige, also „nicht zurückgegebene“, Länder, deren Rückerstattung sie fordern, die folgenden:

Von Frankreich: Nizza, Savoyen, Corsica; von Oesterreich: Triest und Trient; von der Schweiz: den Kanton Tessin; von England: Malta. Einige gehen noch weiter, indem sie auf ganz Nordafrika und Palästina Anspruch machen, weil ersteres eine Fortsetzung von Sizilien sei und letzteres zu Italien gehöre, da dessen Könige den Titel „Könige von Jerusalem“ führen. Von Frankreich verlangen diese krassesten Irredentisten noch die Provence und die Languedoc und von Oesterreich Syrien und Dalmatien. Dieses Lustschloß von Landkarte macht es deutlich, warum Deutschland der natürliche Bundesgenosse Italiens ist. Deutschland ist das einzige Land, von dem Italien keine Abtretungen verlangt. Nun ist aber Deutschland mit Oesterreich fest verbündet und von diesem Reiche verlangt Italien sehr viel. Da ist es denn ein Glück, daß auf dem italienischen Königsthronen ein Fürst aus dem Hause Savoyen sitzt, dem der Wiedererwerb seines Stammlandes mehr am Herzen liegt als die Eroberung eines anderen der genannten Länder. Dies macht Italien zum natürlichen Feinde Frankreichs, und die blondhaarige Königin Margarethe, eine Prinzessin deutscher Abkunft, sucht dies Verhältnis noch schärfer zu gestalten, indem sie ihren Einfluß in den Dienst Deutschlands stellt.

Wie wurde dieses Verhältnis nun zu einer Gefahr für Frankreich? Am 14. März 1883 überraschte Mancini die Welt mit der Nachricht, Italien sei in das Kaiserbündnis eingetreten. Daß die Stellung dieser Großmacht innerhalb dieses Bundes eine untergeordnete war, geht am deutlichsten daraus hervor, daß weder König Humbert, noch Mancini zu der Kaiserbegegnung eingeladen wurden, welche in jener Zeit dicht an der italienischen Grenze stattfand. Dennoch enthielt der fertige Kriegsplan für Frankreich eine große Gefahr. Oesterreich sollte durch Galizien und die Donauländer gegen Rußland ziehen. War es siegreich, so war weiteres unnütz; wurde es geschlagen, so mußte Deutschland auf Grund des geschlossenen Bündnisses eingreifen, und der Krieg entbrannte dann auch in Polen. blieb nun Frankreich ruhig, so ging mutmaßlich alles gut. Das war jedoch unmöglich, denn es wäre (so meint Des Houz) schmachvolle Feigheit gewesen, Rußland einem deutsch-österreichischen Bündnis zum Opfer fallen zu lassen, Rußland, dessen Herrscher Alexander II. Frankreich vor wahrscheinlicher Vernichtung bewahrt hatte. Frankreich mußte also eingreifen und gegen dieses sollte dann Italien ausgepielt werden, dessen Aufmerksamkeit von langer Hand her von Oesterreich ab auf Savoyen und Nizza gelenkt worden war. Indessen genügte der vorsichtigen deutschen Regierung die Gewährschaft Italiens nicht, und so suchte sie denn auch Spanien für sich zu gewinnen, was ihr dadurch erleichtert wurde, daß Sagasta in Frankreich die Förderin der Pläne Ruiz Zorillas sah und Rache für die unkluge Demonstration der Pariser gegen seinen König anstrebte. Der Gegenbesuch, den der Kronprinz in Spanien abstattete, sollte jedenfalls feste Abmachungen erzielen.

Wie wurde nun Frankreich aus dieser schrecklichen Gefahr befreit? Die Alpen gleichen einem ungeheuren Befestigungswerke, das in einem Feldzuge zwischen Frankreich und Italien ersteres begünstigt, letzteres aber in Nachteil bringt. Diese Thatsache bietet den Schlüssel für die italienische Kriegsführung in früheren Kämpfen gegen Frankreich. Immer werden dieselben von italienischer Seite durch eine Umgehung der Alpen mehr geleitet. Diese Umgehung ist seit der Abtretung von Savoyen und Nizza nicht mehr möglich; es bliebe also nur eine Verletzung der Schweizer Neutralität übrig. Dieser hat Deutschland Vorschub geleistet, indem es die Befestigung der Uebergangsgegend von Faucigny und Chablais zu hintertreiben wußte. Trotzdem würde Italien, das einzige Land, an welches die Schweiz etwas zu verlieren hat, einen schweren Stand haben, wenn es den Durchmarsch versuchte, und eine große Schwächung seiner Heere wäre der geringste der zu erwartenden Nachteile. Dies alles wußte und sah Moltke, als er unter den Augen von Europa jene berühmte Alpenreise unternahm, und es stimmte ihn gegen den Krieg. Als nun überdies „die Ruferung“ der italienischen Truppen, welche der Kronprinz bei seiner Durchreise durch Italien nach Spanien vornahm, nicht allzu günstig ausfiel, da ließ man den fertigen Kriegsplan fallen. — Die Gefahr war entstanden durch die Politik Deutschlands, welches die Feindschaft Italiens durch Heranziehung der blinden Nationalitätenpolitik Napoleons geschickt hervorzurufen und auszunutzen wußte. Sie wurde beschworen durch dieselbe Staatsklugheit Deutschlands, welche kraftbewußt stets alle Verhältnisse berücksichtigt.

Wir sehen aus alle dem, daß Des Houz ein gewandter Beobachter und geschickter Beurtheiler politischer Verhältnisse ist; freilich dürfte vom deutschen Standpunkte, ja wir glauben sogar sagen zu dürfen bei unparteiischer Betrachtung sich manches etwas anders gestalten. Gewiß ist dies der Fall bei all' den Ausführungen, wo es sich um die Versherrlichung des französischen Volkes auf Kosten der in den Staub gezogenen deutschen Nation handelt. Das sind solche Stellen, wo die Galle des deutschen Lesers in Aufregung gerät. Ein Beruhigungsmittel sügt indessen der Verfasser selbst gleich bei, indem er in reizend harmloser und geistreicher Weise Capri, Paestum und Sizilien beschreibt und bei dieser Gelegenheit ebenso großes Talent für passende Schilderungen wie für launige Abschweifungen entfaltet.



## St. Hildegund von Schönau.

Eine Legende.

Von

Bernhard Schädel.

### VII.

„Wie bist du denn aber auf deiner Fahrt gerade hierher nach Speier gekommen, nachdem ihr in Rom eure Sache so gut verrichtet hattet? Dein Kauonikus muß auch nicht mit leeren Händen gekommen sein, denn dort gilt der Satz: „Bringst du, Welter, nichts mit, schere zur Thür dich hinaus.“ — Ich habe dich in den letzten Tagen nicht weiter fragen wollen, weil dir neulich die Erzählung all deines Unglücks nicht leicht geworden ist. Leugne es nicht! Ich habe dich noch die halbe Nacht über mir auf und abgehen hören und nach Sonnenaufgang warst du schon im Garten. Viel geschlafen mußt du nicht haben. Ehe wir aber scheiden und ehe ich dir meine Lebensgeschichte beichte, wie ich dir versprochen habe, möchte ich doch wissen, was dich zu mir geführt hat in meine Klausur. Ich habe es jetzt aufgegeben, dir noch länger zuzureden, daß du bleiben sollst, denn dein Entschluß ist fest, und ich glaube bald auch, daß es so besser ist.“

Diese Worte sprach eine seltsame Frau zu Josef. An einem Tische, der mitten in einer leeren Kammer stand, lehnte sie und blickte auf Josef herab, der in der Ecke auf einem Strohsack saß und, die Hand über die Augen haltend, da das eindringende Tageslicht ihn blendete, sie ansah. Durch das offene Fenster tönte das Abendgeläute der nahen Glocken.

Die Frau war ganz in Schwarz gekleidet. Ihr Rock, einfach aber von feinem Gewebe, war ähnlich wie ein Ordensgewand zugeschnitten, wenn auch kein äußeres Abzeichen andeutete, daß seine Trägerin irgend einer geistlichen Gemeinschaft angehörte. Wenn die dunkle Farbe den Zweck haben sollte, ihre ungewöhnliche Schönheit zu verhüllen, so wurde diese Absicht nicht erfüllt. Ihre reinen Züge und die jetzt geröteten Wangen hoben sich von dem schwarzen Grunde nur um so wirkungsvoller ab. Die Fülle ihrer noch jugendlichen Gestalt schien in dem dunkeln Rahmen zurückzutreten. Ihre Bewegungen waren lebhaft, und beim Neden zeigte sie ihre glänzenden Zähne. Wie sie sprach, schob sie oft ihr Haar von der Stirne zurück. Dabei zeigte sie fleißig verarbeitete Hände, aber einen weißen, schön geformten Arm.

Josef blickte bei ihren Worten stauend zu ihr auf und antwortete langsam und



wie mit Ueberwindung: „Ja, ich muß fort, wenn ich auch den Grund meines Weggehens Euch nicht sagen kann. Wie Ihr sagt, es ist besser so. — Nach Speier kamen wir, von Rom aus geschickt durch den heiligen Vater selbst, der die Entscheidung der Sache des Kanonikus in die Hände Eures Bischofs gelegt hatte, weil dieser, wie er sagte, über die Streitfrage besser unterrichtet wäre, als er es selbst sein könnte. Da wir nun unseren Richter nicht hier fanden, und er auch zunächst von seiner Reise nicht zurückkehren wird, hat sich der Kanonikus entschlossen, sich einstweilen nach Köln zurückzugeben und mich auf meine Bitte hier zu lassen, damit ich die Leute, die ihm von Nutzen sein können, kennen lerne und die Schule besuche. Ich bin in meinem Wissen so zurückgeblieben, daß ich vor allem den Wunsch hegte, etwas Nützlicheres hier zu lernen. Nun ist es freilich nicht möglich, daß ich den Plan so ausführe, wie ich anfangs dachte. — Warum Ihr mich aber in Euer Haus genommen habt, wo eigentlich doch nur hilflose Kinder und alte Leute, die nicht mehr arbeiten können, Aufnahme finden, weiß ich nicht. Ihr müßt's besser wissen, wie ich.“

„Nun, ich konnte dich doch nicht verhungern lassen,“ antwortete lachend Mechtildis, die sich inzwischen auf den niedrigen Tisch gesetzt hatte. „Als ich hörte, daß du all das Bezahlgeld, das der Kanonikus dir dagelassen hatte, unter die kranken Pilger verteilt hattest, und gar als ich meine rheinische Heimatsprache aus deinem Munde hörte, da war's doch selbstverständlich, daß du zu mir kamst, so lang dir's gefiel. Gott sei's geslagt, daß du nicht länger wie die paar Wochen hier bleiben kannst, du ruhseloser Spultgeist! Bist du etwa der ewige Jude, oder gehörst du zu seiner Sippe? Von Jerusalem und Golgatha hast du mir so schön erzählt, daß man meinen könnte, es sei deine Geburtsstadt oder du seiest dabei gewesen, als die Juden den armen Kreuzträger verspotteten. Ich habe wenig von der Welt gesehen und begehre auch nicht mehr, aber ich kann mir wohl denken, wie du es nicht länger unter meinen armen Leuten aushalten magst und hinaus in die Welt willst.“

„In die Welt begehre ich am wenigsten. Und doch wäre ich früher lieber gestorben, als in ein Kloster gegangen. Rein, im Gegentheil, ich will jetzt aus der Welt, um meine Seele und die eines anderen zu erretten. Deshalb muß ich fort von hier. Für die Welt bin ich doch nun tot. Wem schon so oft das Liebste gestorben ist, und wer schon so oft dem Tode ins Auge geschaut hat, der soll nicht begehren, länger in der Welt zu leben. Ich habe schon so viel Todesmahnungen erhalten, daß ich taub sein müßte oder wahnsinnig, wenn ich sie nicht verstünde. — Doch erzählt mir jetzt Eure Geschichte. Wer weiß wann ich fort muß. Ich würde Euch sonst nicht kennen, oder nicht besser kennen, wie die Leute hier in der Stadt, die so viel Abenteuerliches von Euch reden.“

„Laß die Leute reden, was sie wollen. Das haben sie immer gethan, und wir beide können's ihnen nicht wehren. Um seine Seele zu retten, braucht kein Mensch ins Kloster zu gehen. Denn vor der Sünde schützt geistlicher Stand nicht. Was ich sage, weiß ich aus Erfahrung. — Doch höre meine Geschichte, und wenn du kannst, vergiß sie wieder, denn sie ist traurig genug.“

„Ich bin geboren und aufgewachsen in Boun am Rhein, wo mein Vater, Arnold mit Namen, im St. Remigiusviertel Priester war. Meine Mutter ist früh gestorben, ich habe sie nie gekannt. Da mich mein Vater überaus liebte und meine Schönheit sah — von der ich jetzt ruhig sprechen kann, denn ich denke, die Zeit und ich, wir haben ihr gründlich abgeholfen — und die Nachstellungen der jungen Bonner Kleriker bemerkte, so hütete er mich aufs ängstlichste. So oft er das Haus verließ, schloß er hinter sich zu und ich blieb allein auf dem Söller, der nach dem Nachbarhause hinüberjah. Dort wohnte niemand außer einer menschenscheuen, geizigen Witwe. Es hätte seiner Vorsicht nicht bedurft; denn durch häufige Erzählungen von der Schändlichkeit der Männer hatte er mir eine solche Furcht eingebläst, daß ich jeden jungen Mann fürchtete, wie den bösen Feind. So lebten wir ruhig und zufrieden dahin.“

„Eines Tages ward ich gewahr, daß in dem Nachbarhause eine große Veränderung vorgegangen war. Die Alte war einige Wochen vorher gestorben, ich hatte die Totenbrüder sie forttragen sehen, und ihre Erben, Leute mit blondköpfigen Kindern, waren eingezogen. Die stets geschlossenen Fenster wurden geöffnet, daß die Sonne auf den Fußboden schien, das Gras im Hof rauften die Kinder jubelnd aus, und Blumen-scherben standen auf jedem Sims. Wenn ich hinüberjah, war es, als welzte eine ganz andere Luft mich an. Das Merkwürdigste aber, was ich entdeckte und was mich anfangs mit geheimer Angst und Not, dann aber auch mit der größten Neugierde erfüllte, war ein junger Mann, den ich anfangs nur wenig zu sehen bekam, dessen freundliche Stimme ich aber um so öfter hörte, wenn er mit den Kindern spielte und lachte. Oft sang er auch, daß es in den alten Gängen laut schallte. Er mußte doch nicht so schüchtern sein, wie mein Vater immer gesagt hatte.

„Eines Tages, als er nach unserm Hause herüberjah, wich ich nicht mehr so rasch zurück, wie sonst, und er erblickte mich. Es war ein schöner, kraftvoller Jüngling. Von diesem Augenblick an war mein Schicksal besiegelt. Ich jah ihn wieder und immer wieder. Mein Vater war damals über eine Woche von Bonn fort. Außer der alten Frau, die uns morgens Holz und Wasser holte und Ausgänge besorgte, kam kein Mensch in unser stilles Haus. Drei Tage später, nachdem er mir die erste Blume hinübergeworfen hatte, war ich sein eigen. Stundenlang war er bei mir. Er hatte von dem Gemache, das unserm Söller dicht gegenüber lag, ein langes, schwanfes Brett hinübergeschoben, über das er zu mir schritt. Noch jetzt fühle ich, wenn ich die Augen schlicke, bei dem Gedanken daran, wie er über die Tiefe dahinging, ohne der Gefahr zu achten, daselbe Herzklopfen, das damals in meiner Brust pochte, als ich das Brett festhielt, damit es nicht hinabglitt. Fast täglich konnte er zu mir kommen, wenn seine Eltern und Geschwister den Mittag über in dem großen Garten waren, den sie vor dem Thore hatten. Wenn an der Thüre seines Hauses der Klopfer ertönte, so hörten wir es auf dem Söller und hatten noch Zeit genug, uns zu trennen und die lange Bohle an dem Stride, den er daran befestigt hatte, in die dick bewachsene Ephenwand des Hofes hinabzulassen, wo sie unbemerkt stand. Was soll ich dir von unserm Glücke erzählen? Wir waren Kinder und liebten uns wie Kinder.

„Oft, wenn wir uns ganz sicher wußten und niemand kommen konnte, holte er seine Laute und wir sangen zusammen. Das sollte unser Angslied werden. Seit der Zeit kann ich kein Saitenspiel hören, ohne weinen zu müssen, ich mag wollen oder nicht. Das ist einer der Gründe, warum ich mein Haus nicht mehr verlasse. Einst sang er mir ein schönes Lied von zwei Königskindern, die durch das tiefe Wasser nicht zu einander kommen konnten und sich doch so lieb hatten. Das Lied sollte unser Totensang werden. Ich war so verunken in den Wohlklang seiner Stimme, daß ich nicht unser Haus aufgehen und nicht wie sonst den Schritt ertönen hörte, wenn er über die Bretterthüre kam, die flach den Eingang zum Keller bedeckte. Mein Vater war kurze Zeit nach seinem Weggehen wieder zurückgekommen, weil er ein Buch vergessen hatte, das er haben mußte. Als er in die Thüre trat, war es mir, als müßte ich auf der Stelle sterben. Nun war alles aus. Der Vater sprach kein Wort. Sein Gesicht war fahl, und er bewegte sich langsam, wie gelähmt. Fragend und erschrocken jah er uns an, als ob er mich nicht erkannte, oder als ob er ein Gespenst gesehen hätte und sich fürchte. Er trat sogleich zurück. Als er die Thüre wieder hinter sich geschlossen hatte, umarmten wir uns noch einmal. Was werden sollte, wußten wir nicht. Es war das letzte Mal für dieses Leben.

„Am anderen Morgen brachte mich mein Vater, ohne mit mir ein Wort darüber zu sprechen, über den Rhein zu seiner Schwester, die dort auf einem Hofe verheiratet war. Am Abend bekam ich Fieber und wurde todkrank. Als nach Wochen meine Gesundheit wieder zurückkehrte, hörte ich, daß mein Vater inzwischen gestorben war. Langsam und schonend brachte man mir die Nachricht bei, die nicht zu verheimlichen

war. Es wurde mir erzählt, es sei ein Glück für ihn, daß er gestorben sei, er müsse zuletzt den Verstand verloren haben, denn er habe auf dem Totenbett gesagt, der Teufel sei bei mir auf dem Söller gewesen und habe mir Höllenkünste gewiesen. Er habe mich aus dem Hause gethan, um den Balk zu brechen und mich zu retten, da sei ihm am dritten Tage der Teufel wieder erschienen. Als er um Mitternacht bei seinen Büchern gelesen habe und das Haus verschlossen gewesen sei, habe sich lautlos die Thüre geöffnet, der Satan sei vor ihn getreten, habe ihn an der Brust gepackt und mit Grabesstimme gesagt: „Verfluchter Priester, weshalb hast du mir meine Frau gerandt? Du hast es zu deinem eigenen Schaden gethan.“ Dabei habe er ihm einen Stoß vor die Brust gegeben, daß er zu Boden gesunken sei. Man habe ihn am anderen Morgen tot in einer Blutlache am Boden gefunden. Gleichzeitig hörte ich, daß die Verwandten unserer alten, geizigen Nachbarin, die noch nicht lange das Glück ihrer Erbchaft genossen hätten, von einem schweren Unglücksfall getroffen worden seien. Am frühen Morgen habe man ihren ältesten Sohn, einen schönen, hoffnungsvollen Jüngling, im Hofe tot gefunden. Er sei von einer hohen Leiter gestürzt, die er an die Mauer angelegt hätte, offenbar um herabhängenden Ephen anzubinden. Die Leute seien ganz untröstlich.

„Ich bekam einen Rückfall meiner Krankheit und wurde weit schlimmer, als ich gewesen war. Monatelang hatte ich den Verstand verloren und wütete gegen mich selbst. Was mit mir vorging, habe ich nie erfahren. Aus Mitleid müssen sie mir's verschwiegen haben. Nur das allein weiß ich noch, daß ich gegen alles gleichgültig war. Die guten Leute meinten, ich sei behezt. Mein Vater müsse doch recht gehabt haben. Sie fingen an, sich vor mir zu fürchten. Ich entsinne mich noch dunkel, daß sie alles Mögliche mit mir angingen, um mich von dem Dämon zu befreien. Alle Teufelsbeschwörungen aber waren vergebens. Zweimal gingen sie mit mir nach Heisterbach hinaus, aber es half alles nichts. Dann ließen sie mich gehen und weil ich oft von dem Königssohn sprach, der ertrunken sei, nannten sie mich die arme Königsstochter. So lebte ich jahrelang dahin. Langsam und allmählich wich der Zauber von mir. Ich war aber fast stumpf geworden. Sechs Jahre später, als es wieder viel besser mit mir geworden war, verheirateten mich meine Verwandten an einen reichen, schon beharrten Mann, der hier in Speier begütert war. Nachdem ich noch nicht lange bei ihm war, starb er und vermachte mir das große Haus mit den vielen Grundstücken. Da ich an nichts mehr auf der Welt Freude habe, als an meinen Armen, und mein Haus nie mehr verlasse, hält mich das Volk für eine Art Heilige, eine Incluse, wenn ich auch anders bin, oder vielleicht weil ich anders bin, wie die sauren Gesichter, die sie sonst verehren. Die Priester, denen meine Art des Wohlthuns nicht immer gefällt, die aber zu klug sind etwas offen gegen mich zu thun, dulden mich als eine von Gott Gezeichnete. Beides ist mir gleichgültig. Ich thue einfach, was ich für recht halte. Es hilft mir niemand, aber es legt mir auch niemand etwas in den Weg. Sie wissen, daß ich sonst im Stande wäre, mein ganzes Vermögen nicht der Kirche zu vermachen. Das aber weiß ich, daß man zu Gott nicht auf Umwegen zu gehen braucht. Weshalb also sprichst du jetzt vom Kloster?“

Josef, der an das Fenster getreten war, von wo er über die Dächer und die Straßen hinweg, über die die Schwalben hinfliegen, in den Abendhimmel geblickt hatte, wandte sich jetzt um und sprach mit bewegter Stimme: „Frau Wechtildis, morgen früh bin ich auf dem Weg nach Kloster Schönau. Dort fliegt eine Schwalbe, die ich von Jerusalem her kenne, sie hat mir die Entscheidung gebracht. Ich habe Briefe von Berthold erhalten, daß er mich erwartet. Zögere ich länger, wer weiß, ob er seinen Entschluß ausführt. Und thut er es nicht, dann geht er zu Grunde. Ich muß ihn retten helfen, denn ich verdanke ihm das Leben. Heute abend will ich Euch auch sagen, warum ich so rasch fort muß. Um Euret- und um meinethwillen muß ich Euer Haus verlassen. Es geht nicht länger, daß sie, wie ich gehört habe, in der Stadt sagen, die

Inclufe habe einen Jüngling in ihrer Wohnung. Das kann ich nicht länger ertragen. Um aber die Verleumdung zu schanden zu machen und hier bleiben zu können, müßte ich ein heiliges Geheimnis verraten, das ich mit in den Tod nehmen muß. Dringt nicht in mich. Das Maul könnt ich Euren Feinden stopfen, aber das Herz würde mir darüber brechen. Wir beide haben Schweres genug erlebt, um nicht —"

Bei den Worten Josefs von der Verleumdung ihrer Reider war Rechtsibis erröthend aufgesprungen und hatte, indem sie mit dem Fuß auf den Boden stampfte, Josef unterbrechend, gerufen: „Die Hunde, möchten sie an ihrer Lüge ersticken!"

Als aber Josef fortfuhr und von dem Geheimnis sprach, das er nicht entdecken könnte, und an das schwere Schicksal erinnerte, das sie beide erlebt hatten, da rief Rechtsibis mit jenem jähen Wechsel des Entschlusses, wie er sich oft bei starken Frauen findet: „Du hast recht, trennen wir uns für diese Welt!" Und dann setzte sie nach einer Weile hinzu, nachdem sie ihre Hand auf die Brust gepreßt hatte und alle Farbe aus ihrem Antlitze gewichen war: „Wie gerne hätte ich dich hier behalten, denn wir verstehen uns gut, aber ich sehe ein, daß es nicht geht. Es geht auch um meinethwillen nicht. Die eben noch lügen, sollen nicht am Ende noch recht behalten. — Komme jetzt hinunter in die Halle. Das Essen wird bereitet sein, denn ich höre sie schon singen und sie warten sonst auf uns. Laß niemand merken, daß du fortgehst. Halte dich fest Wenn ich dir heute abend die Hand reiche und gute Nacht sage, so ist das für dich mein letztes Lebewohl auf dieser Welt. Morgen früh mache ich dir das Herz nicht schwer, es wird mich den Tag über niemand sehen. Drum lebe wohl, Josef!"

Rechtsibis umfaßte mit diesen Worten Josef und drückte ihn laut schluchzend an ihr starkes Herz. —

## VIII.

Drei Tage später zogen vom Rheine her zwei Wanderer dem Neckar zu. Schon lange hatten sie die langgezogene Kette des Odenwaldes vor sich gehabt, jetzt endlich befanden sie sich in dem Thale, das, vom Flusse durchströmt, mit seinen waldbedeckten Hügeln im Sonnenglanze vor ihnen lag. Sie waren in der Frühe aufgebrochen. Wenn sie vor Abend im Kloster Schönau waren, kamen sie bei Zeit an, deshalb eilten sie nicht und gönnten sich nun manche Rast, da sie weitaus den größten Teil ihres Weges hinter sich hatten. Noch zwei Stunden hätten sie nach dem Kloster, hatte ihnen ein Fischer gesagt, dessen Kahn im Schilf am Ufer lag, und der sein Mahl auf einem Steine sitzend verzehrte. Sein Weib mit dem Korb in der Hand stand neben ihm, während seine zwei Knaben, die bis an die Kniee im Wasser liefen, mit Steinen nach den Reibern hin warfen, die am Ufer fischten.

In dem Manne, der langsam und in Gedanken versunken neben Josef herschritt, würde niemand so leicht Ritter Berthold erkannt haben. Sein Gewand war schlicht und verriet seinen größeren Aufwand, als der einfache Schülerrock Josefs. Müde und gebrochen ging er dahin. Er, der früher durch seinen Stolz und Hochmut, durch seine Prachtliebe und seine Gewaltthaten daheim weit und breit bekannt war, den nichts ansocht, dem niemand etwas sagen durfte und der nach nichts fragte, selbst nicht nach seinem Gewissen, er war jetzt fertig mit dem, was hinter ihm lag, er war entschlossen, ins Kloster zu gehen und zu büßen. Diese wunderbare Veränderung in seinem Herzen hatte sich allmählich, aber unaufhaltsam vollzogen. Seine einflußreichen Verwandten hatten sich diesmal mehr Mühe gegeben, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, wie es je gekostet hatte, ihm bei einem seiner tollen Streiche den Rücken zu decken: aber alles war vergeblich gewesen. Sein kinderloser Oheim hatte geschworen, ihn zu ent-  
erben, wenn er nicht den Plan sich aus dem Kopf schläge und endlich eine reiche Ver-

wandte heiratete. Aber diese Drohung, die nun ernst gemeint war, hatte gerade so viel gehalten, wie sonst, wenn er sie gegen seinen Reffen ausgestoßen hatte bei den Beschwerden eines betrogenen Vaters, der ihm die Schande seiner Tochter klagte. Keinen Augenblick war Berthold in seinem Entschlusse wankend geworden. Er hatte nur noch mit der Ausführung gewartet, bis es ihm gelungen war, Josef, an dem allein auf Erden sein Herz noch hing, zu bestimmen, mit ihm in den Orden zu treten.

Nun zogen sie zusammen ihre Strafe dem letzten Ziele auf Erden zu. Wie sie so schweigend dahingingen, dachte Josef noch einmal an alles, was er in der letzten Zeit erlebt hatte. So oft sein Blick auf Berthold fiel, konnte er den Gedanken an das, was ihm der einst so weltgesinnte Mann in seinen Briefen geschrieben und heute morgen ausführlich erzählt hatte, nicht los werden. Es schien ihm ein Wunder Gottes, daß er gewürdigt sein sollte, dem Manne, der ihm das Leben gerettet hatte, die Seele zu retten. Immer blutiger, hatte Berthold erzählt, war ihm seine Sünde erschienen, immer kürzer die Zeit, in der er sie noch büßen konnte. Stets mußte er jener Abendstunde gedenken, in der ihm die einfachen Worte Josefs zuerst das Gewissen gerührt hatten, und es wie ein Schleier vor seinen Augen gefallen war. Speise und Trank schmeckte ihm seitdem nicht mehr, der Schlaf floh sein Lager. Von denen, die ihn so lange getöndelt hatten, wollte er jetzt niemand mehr sehen: er haßte sie alle. Nur zu Josef allein, der den Mut gehabt hatte, ihm die Wahrheit zu sagen, der ihn gerettet hatte von der Verdammnis, wie er dankbar sagte, fühlte er sich unwiderstehlich hingezogen. Seine Briefe waren immer dringender geworden, sodaß Josef sich nicht länger weigern konnte, zumal er nach Köln nicht zurückgehen mochte. Der Kanonikus hatte ihm zwar Bottschaft geschickt, daß seine Sache durch die günstige Vermittelung eines mächtigen Freundes erledigt sei und er wieder an den Rhein kommen möge, aber Josef konnte es nicht über sich gewinnen, jetzt Berthold, seinen Lebensretter, dem er unentbehrlich geworden war, zu verlassen. Er hatte seine Absicht, zu Schönau in den Orden der Cistercienser zu treten, dem Kanonikus in einem langen Schreiben mitgeteilt, ihm für all seine Güte gedankt und ihn um seinen Segen gebeten. Zugleich hatte er ihn an sein Versprechen als letzten Liebesdienst gemahnt, in der Kapelle des Ortes, wo ihr gemeinsamer Freund gestorben war, ein Auferstehungsbild, so wie es ihm einst sein Vater versprochen habe, malen zu lassen und die geflügelte Schildkröte, der er sich jetzt, als zukünftiger Klosterinwasse, oft selbst vergleiche, auf dem Bilde nicht zu vergessen.

Wie deutlich stand ihm die Abendstunde vor Augen, in der die Aenderung mit Berthold eingetreten war. Kaspar, der Gefährte seines Herrn auf all seinen Zügen, hatte einst, als sie abends im Hof vor den Ställen unter dem großen Nußbaume saßen, geprahlt mit der Herzhaftigkeit und Unererschrockenheit seines Herrn. „Ich muß mich wundern,“ hatte er gesagt, „daß er dir damals das Leben gerettet hat und gegen dich so ganz anders ist, wie gegen alle anderen. Am Morgen noch, als wir selbiges Mal ausgeritten waren, einen Jechfreund meines Herrn zu besuchen — der aber nicht daheim war, weshalb wir nachher jagten — ist uns an einer jumpfigen Stelle im Walde ein Bauer mit seinem elenden Klepper begegnet. Herr Berthold, der dieses Tags ein neues Scharlachwams trug — ich hab's wieder zurecht gekriegt, jetzt sieht man's ihm nicht mehr an — ist von den Nädern des Wagens mit Kot bespritzt worden. Da hat er, ohne ein Wort zu sagen, so zitterte er vor Mut, sein Schwert aus der Scheide gezogen und dem Bauer einen Fuß über dem Gelenk abgehauen. Ja, mein Herr ist ein Mann, der sich vor dem Teufel selber nicht fürchtet. Er hat schon manche Gewaltthat auf dem Gewissen, aber das war das erste Mal, daß Mut dabei gestossen ist. Das letzte Mal wird's wohl nicht bleiben!“

Stammend hatten damals die Zuhörenden Berthold, den sie alle fürchteten, bewundert, aber Josef war noch am nämlichen Abende spät zu ihm gegangen in sein Gemach, war vor ihn getreten, hatte in ruhigen Worten für seine Rettung und sorgsame Pflege gedankt und ihn gebeten, ihm Urlaub zu geben. Auf die verwunderte

Frage des Ritters, was ihn denn aus seinem Hause treibe, ob ihn jemand veräußt habe oder ob er, früher als erwartet, Nachricht von dem Kanonikus erhalten hätte, die ihn wegriefe, hatte Josef mit bebender Stimme geantwortet: „Nein, Herr, ich fliehe ein Haus, in dem alle, die unter seinem Dache wohnen, dem Zorne Gottes verfallen sind.“

Wie viele Stunden hatten in jener Nacht Josef und Berthold, der in der ersten Aufwallung seines Zornes nach dem Schwerte gegriffen hatte, in harten Worten mit einander gerungen, bis endlich der stolze Mann gestanden, daß er im Innersten seines Herzens sein Treiben verabscheue, daß ihn die Menschen ansehten, ja daß er sie und vor allem sich selbst haßte, daß alles Brüllen und Lärmen und Wüten nur die Stimme seines Gewissens betäuben sollte. Wie hatte Josef, als er todmüde gegen Morgen sein Lager suchte, noch Gott gedankt, daß er ihm die Kraft gegeben, den Kampf anzukämpfen.

Von da an war alles anders geworden. Bertholds Wesen hatte sich so sehr verändert, daß jetzt Josef die Aufgabe zufiel, die ungestüme Reue des von ihm Bekehrten zu mäßigen. Zuweilen erschraf er über ihn. Wohl mochte es viel sein, was Berthold zu büßen hatte, aber dieses Toben gegen sich selbst konnte Gott von keinem Leben verlangen. Josef erkannte, daß die stets gleichmäßige Zucht des Klosters das beste Heilmittel für das kranke Herz seines Freundes sein würde. Warg aber das Klosterleben für Berthold einen Trost, warum sollte er nicht mit ihm ziehen? Wenn er auch für sich selbst das Leben der Anhänger St. Benedikts jetzt vorgezogen hätte, das ihm mehr Gelegenheit zum Studium geboten haben würde, so hoffte er doch für Berthold, daß die leibliche Anstrengung und Arbeit dem an Bewegung Gewöhnten und von feinen qualenden Gedanken Abziehenden von größerem Nutzen sein würde, und so hatten sie sich für das Cistercienserkloster von Schönau entschieden, dem sie nun zuwanderten. —

Den Fluß hatten sie schon lange verlassen und waren in ein Seitenthal eingebogen, das gen Norden lag und sie auf einer breiten, wohlgepflegten Straße ihrem Ziele näher brachte. Auf sauft ansteigenden Wiesen weideten die Kühe einzelner Adershöfe, die zerstreut im Thale umherlagen. Schon waren sie nicht mehr weit von Schönau entfernt, als sie einen Mann einholten, der eine schwere Eisenstange auf der Schulter trug. Er hatte ein grobes, schwarzes Hemd an, und vom Gürtel ab bedeckte ihn ein faltiges Gewand, wie es die Mönche tragen. Josef, nur um die Stille zu unterbrechen, fragte ihn, wie weit es noch nach dem Kloster sei. Freundlich schaute sie der Gefragte aus seinen blauen Augen an, die wie die eines Kindes in Unschuld leuchteten, grüßte sie aber nicht, und seine Antwort, die er erst nach kurzem Besinnen gab, war knapp und gemessen: „Eine viertel Stunde, rasch gegangen.“

„Und wenn wir dich mit deiner Last begleiten, Freund, und sie dir tragen helfen, wie lange brauchen wir dann?“ fragte Josef lächelnd, indem er zurüdblick, da ihn der Gegenfaß zwischen dem Aussehen und zwischen den Worten des Gefragten befremdete. Immer noch unwiderstehlich freundlich ihn anblickend, gab der Mann, indem er seine Stange niederlegte, die kurze Antwort: „Ich bin Laienbruder von Schönau; es ist verboten, mit einem Fremden zu reden.“

„Nun dann guten Abend,“ sprach Josef weitergehend, „bald werden wir uns nicht mehr fremd sein.“ Sein Gruß wurde nicht erwidert. Hätte aber der Klosterschmied sprechen dürfen, so würde er schmunzelnd gesagt haben: „Und wenn wir uns noch so wenig fremd bleiben wollen, junger Herr, so sorgt Abt Gottfried schon dafür und die Klosterordnung, daß wir nicht allzuviel mit einander reden.“ Aber diesen Gedanken durfte er sich nur durch seinen ruhigen Kopf gehen lassen, ohne ihn in Worte umzusetzen, wenn er nicht zur Strafe für seinen Ungehorsam, dessen er sich in der wöchentlichen Beichte hätte selbst anschuldigen müssen, seine Speise drei Tage lang auf der Erde sitzend einnehmen wollte.

Den beiden Wanderern zeigte sich jetzt in einer Thalsenkung der ersehnte Klosterbau. Auf einer weiten Fläche, rings umgeben von einer Mauer, die zugleich einzelne Baumstüde und Gärten einschloß, standen zwanzig bis dreißig meist einstöckige, ziemlich unansehnliche Holzhäuser, aus deren Mitte sich die Kirche erhob, an diese war der Kapitelsaal angebaut. Die Kirche war als solche nur an dem größeren Dach und an dem hölzernen Dachreiter kenntlich, da nach der strengen Satzung des Ordens steinerne Türme, die der Kirche auch äußerlich ein stattliches Ansehen verliehen haben würden, nicht gebaut werden durften. So einfach aber das Ganze war und so bescheiden, so genügte doch allein schon die räumliche Ausdehnung des Ganzen, die Ordnung und Sauberkeit, der Friede, der darüber lag, um in dem Beschauer den Begriff einer gottgeweihten Stätte zu erwecken.

Eben ertönte eine Glode. Bei ihrem Schall entblöhte der Pfortner, der im Thore stand, eiligt sein Haupt und wandte sich der Vorschrift gemäß der Kirche zu, um alle Gebete mitzumurmeln, als ob er bei der Vesper mit amwesend wäre. Einige arme Kinder von den Köhlern im Walde, denen er Speisereste verteilt hatte, wie seines Amtes war, standen ehrfurchtsvoll und mit gefalteten Händen um ihn herum. Ihre Körbe und Töpfchen hatten sie neben sich auf der Erde stehen.

„Grüß Gott, Bruder Pfortner!“ sprach Josef zu ihm, als die Glode verklang.

„Zeigt zwei müden Wanderern den Weg zur Ruhe.“

„Zur ewigen Ruhe,“ verbesserte Berthold, indem er aus seiner Brusttasche ein mit dem bischöflichen Siegel verschlossenes Schreiben zog, das er ihn bat dem Herrn Abte zu übergeben. Mit gebeugtem Knie, voller Ehrfurcht, wie es die Ordnung ansehnlicheren Ankömmlingen gegenüber vorschrieb, hatte sich der Pfortner den Fremden genährt und sie gebeten, in der Zelle zu warten, bis er sie gemeldet habe.

Das Thorgemach, in das er sie geführt hatte, war von der äußersten Einfachheit: ein Tisch, ein lehnloser Stuhl, eine Strohschütte in der Ecke, eine Bank an der Wand und ein Wasserkrug.

Kaum hatten sie sich auf die Bank gesetzt, als auch schon der Pfortner wieder voller Geschäftigkeit hereinkam. „Weil ihr zur Kollation zu spät gekommen seid, müßt ihr im Gastbau allein nachessen. Noch vor der Komplet sollt ihr zum Herrn Abte geführt werden. Bis dahin laßt es euch bei mir gefallen. Ich werde euch sagen, wie ihr euch vorerst im Kloster zu verhalten habt. Wenn ich auch nicht der Bruder Pfortner selbst bin, sondern erst Unterpfortner, so versehe ich meinen Dienst nun doch auch schon zwanzig Jahre und weiß, was hier rechtens ist. Der Bruder Pfortner hat heute mittag Ader gelassen und muß jetzt der Ruhe pflegen. Er wird sich morgen schön ärgern, wenn er hört, daß ich euch eingeführt habe. — Es ist jedem eine Freude, wenn er beim Eintritt ins Kloster von vornherein Glück hat. Ihr habt's nicht schlecht getroffen, muß ich gerade sagen, ohne mich zu rühmen, er hätte euch nicht so viel gesagt. Wenn er sich auch eine Gerechtigkeit daraus macht, kein Wort zu viel zu sagen, so ist doch sein Verdienst dabei nicht groß. Er ist eben murrischer Natur und nicht im Herzen so mittheilam, wie ich. Bei ihm bleiben auch die Kinder nicht stehen und beten mit. Wenn er ihnen ihre Broden zum Schiefenster hinausgestoßen hat, dann laufen sie, was sie können. Ich kann's keinem verdenken, wenn sie sich vor ihm fürchten.“

Mit selbstgefälliger Geschwägigkeit hatte der harmlose Unterpfortner sich Lust gemacht und die Weisung, die ihm gegeben war, die Fremden zu bescheiden, zu einer gehaltvollen Selbstbetrachtung erweitert. Dann fuhr er in lehrhaftem Tone, wie wenn er eine Predigt her sagte, und in gewählterer Sprache fort:

„Will jemand, wozu Gott ihm die Gnade gebe, als Mönch in ein Kloster unseres Ordens treten, so muß er über achtzehn Jahre alt sein, ehrlicher Geburt und im Stande, an einer zweimaligen Tagesmahlzeit sich genügen zu lassen. Hat er sich gemeldet und sind die Vorbedingungen erfüllt, so wird er nach vier Tagen in das Kapitel eingeführt,

wo er um Gewährung der Probezeit bittet. Und zwar — hier schmunzelte der Unterpförtnr mit dem ganzen Gesicht und sprach die Randbemerkung in ihm geläufigeren Wendungen — besorgt die Einführung diesmal, so gern er's auch thäte, nicht der Pförtnr, was er sich aber wohl hütet den Neuen zu sagen, sondern der Bruder Kellermeister, dem das auch eher zukommt, weil ihn der Unterhalt der Mönche angeht und er allein frei heraus mit allen Leuten im Kloster sprechen darf. Er ist ja auch nach Abt und Prior die erste Person im Konvente, und nicht der Herr Pförtnr. — Steht nun der Neuling," fuhr er langsam und wieder in feierlicherem Tone fort, „vor dem Herrn Abte im Kapitel, so fragt ihn dieser, um was er bitte. Woraus die Antwort zu geben ist: „Um Gottes und Eure Barmherzigkeit.“ — Schwer zu merken ist's nicht, und doch machen's die Esel oft falsch. — Darauf legt ihm der Herr Abt die Strenge der Ordensregel dar und fragt ihn, ob er alles halten wolle. Bejaht er die Frage, so entläßt ihn der Herr Abt mit dem Wunsche: „Gott, der dies in dir begonnen hat, der wolle es auch vollbringen!“ Drei Tage hintereinander wird er — und zwar stets vom Kellermeister — ins Kapitel geführt und ihm dieselbe Frage gestellt, die er jedesmal mit denselben Worten zu beantworten hat. Während dieser Zeit wird er nur als Gast betrachtet und wohnt im Gasthause des Klosters. Erst wenn er am dritten Tage den Entschluß, sich dem Orden zu weihen, ausgesprochen hat, wird er in die Novizenzelle eingeführt, und das Probejahr beginnt. Dann seid ihr genau an die Ordnung der Brüder gebunden, nur tragt ihr noch nicht unsere Tracht. Was weiter zu thun ist, lehrt euch der Novizenmeister, dem ihr untergeben bleibt, bis euer Jahr um ist und er euch Weihwasser und Kutte bereitet. So, jetzt wißt ihr, woran ihr seid, und schlecht werdet ihr's nicht haben. Unser Abt, Herr Gottfried, ist ein milder Mann, der keinem zu viel ausläßt. Wie er vorhin das Siegel an eurem Briefe gesehen hat, hat er große Augen gemacht und mich sofort — in Ewigkeit. Amen," fuhr er schnell gefaßt und andachtsvoll fort, als plötzlich die Thüre nach dem Hofe hin aufging und ein dienender Bruder kam, um die beiden Fremden vor den Herrn Abt zu führen. Es war ja nicht nötig, daß der Hereintretende erfuhr, was der Herr Abt schnell gethan hatte, und machte sich besser, wenn er der Meinung war, der Bruder Unterpförtnr habe den Neuen etwas vorgebetet, als wenn er hörte, daß er ihnen etwas vorgeschwatzt hatte. Vorsicht schadet im Kloster keinem.

(Fortsetzung folgt.)





## Monatschau.

### Pragmatische Tabelle.

Januar.

15. Auflösung des deutschen Reichstags. Ausschreibung der Neuwahlen auf den 21. Februar.
26. Pferdeausfuhrverbot.

### Politik.

Das Schicksal der großen Militärvorlage und das Schicksal des Reichstags, der über dieselbe der Auflösung verfallen ist, haben alle anderen politischen Ereignisse in den Hintergrund gedrängt.

Da schließlich in der That die Reichstagsmehrheit unter dem zwingenden Eindruck drohender äußerer Gefahren „jeden Mann und jeden Groschen“ bewilligt hatte, und nur statt des Septennats am Triennat festhielt, so schien vielen ein Grund zu dieser äußersten Maßregel in den Verhältnissen nicht gerade vorzuliegen. Aber die Regierung hält offenbar die Stimmung im Lande ihren Plänen für so günstig, daß sie sich von dem Appell an die Wähler nicht nur das Septennat, sondern überhaupt einen gefügigeren Reichstag verspricht, eine Mehrheit, die auch ihren sozialen und finanziellen Plänen wohlwollender gegenübersteht, als die bisherige.

Wir unsererseits halten nun das Gebahren der verbündeten Fortschrittler und Katholiken für so elend wie möglich. Es fehlt darin jeder große Zug. Wenn es sich noch um ein sogenanntes „freiheitliches“ Prinzip oder um Festhalten an der gefährdeten Verfassung handelte! Aber von beiden Dingen ist nicht die Rede. Es handelt sich einfach darum, daß man drei Jahre sagt, weil die Regierung sieben Jahre vorschlug. Hätte diese zehn Jahre gefordert, so würde sie aller Wahrscheinlichkeit nach sieben Jahre bekommen haben. In dem Vergleich der Herren Windthorst und Richter mit politischen Bucherern hat der Reichsanzler unzweifelhaft recht.

Daß wir aber andererseits über alle die Auflösung begleitenden Umstände sehr glücklich wären, können wir durchaus nicht sagen. Im Gegenteil. Denn wir glauben doch zu erkennen, daß jetzt offiziös mit allen erdenklichen Mitteln auf die bekannte Mittelpartei hingearbeitet wird, auf die sogenannte „nationale Mehrheit“, die allen christ-

lichen und konservativen Grundsätzen grundsächlich Valet gibt, um einfach gouvcrnemental zu werden, und daß, insoweit diese Arbeit gelingt, die Neubildung sich wesentlich auf Kosten der konservativen Partei vollziehen wird, d. h. mindestens auf Kosten derjenigen ihrer Mitglieder, die wirklich konservativ sind und die man deshalb fortbauernb als „Extreme“ verfolgt und verlästert.

Zwischen den Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen ist bereits für die Wahlzeit ein „Kartell“ abgeschlossen worden, daß man gegenseitig den Besitzstand der Mandate respektieren wolle. Von den Konservativen wird daselbe gehalten, von den Nationalliberalen aber nur da, wo es ihnen paßt. Große Hoffnung, daß es von denen, die es nicht geschlossen, respektiert und den entfesselten Leidenschaften eines Wahlsfeldzuges gegenüber standhalten werde, haben wir niemals gehabt. Aber die cynische Unversorenheit, mit welcher z. B. die „Nat.-Ztg.“ den Bruch der Abmachung den sogenannten „Extremen“ gegenüber nicht etwa rabulistisch verteidigt, sondern einfach für selbstverständlich erklärt, hat allerdings unsere bescheidenen Ansprüche an die persönliche Anständigkeit jener Leute noch wesentlich herabstimmen müssen.

Am auffälligsten ist die Lage in Berlin. Hier räumen jetzt, wie es in dem Augenblick, da wir schreiben, scheint, diejenigen, welche 50 000 konservative Stimmen hinter sich haben, aus „nationalen“ und „patriotischen“ Gründen denen das Feld, die bei der letzten Nachwahl etwa 400 Anhänger zählten, alles zur größeren Ehre der Herren Miquel und von Bennigsen, die jetzt wieder die Führung der „nationalen“ Mehrheit in die Hand nehmen wollen.

Wir können denen, welche die Mittelpartei wünschen, die Anerkennung nicht versagen, daß sie eine gute Gelegenheit, dieselbe zu schaffen, geschickt benutzt haben. Aber da wir diese Partei nicht wünschen, so können wir unsererseits die ganze Entwicklung der Dinge nur beklagen. Wenn die Regierung alle die Jahre hindurch, welche sie nun schon die Mittelpartei anstrebt, entschieden konservative Politik verfolgt, den Kulturkampf gründlich beseitigt, die Sozialreform, die Sonntagsfrage energischer betrieben hätte, so könnte sie längst das Zentrum gesprengt und die sozialdemokratischen Stimmen, welche jetzt bei jedem Wahlgang in beängstigender Weise wachsen, zurückgebrängt haben. Und dann hätte eben ein Kampf über die Militärvorlage nicht zu entbrennen brauchen. Aber jetzt wird im Gegenteil, wenn der Schlag gelingt, die sogenannte nationale Mehrheit hergestellt werden, die ja hinsichtlich des Militärs, was sehr erfreulich, einig sein wird, an deren erspriehliche Thätigkeit auf politischem, sozialem und kirchenpolitischem Gebiet wir aber erst dann glauben werden, wenn wir sie vor Augen sehen.

Indes verzichten wir darauf, zu prophezeien. War jemals eine Lage unberechenbar, so ist es die heutige. Wer Freude an Rätseln hat, mag nicht nur nachsinnen, wie die Wahlen ausfallen werden, sondern auch darüber, was werden soll, wenn sie schlecht ausfallen.

Gewisse Konservative glauben jetzt sehr feine Wahlpolitik zu treiben, wenn sie sich von den Nationalliberalen alles gefallen lassen, dagegen maßlos über den „Freisinn“ herzichen. Wir halten das für ebenso wirkungslos, als wir es für bedenklich halten, im Augenblick der Beendigung des Kulturkampfes den Kulturkämpfer von Anfang, Herrn von Bennigsen, wieder auszugraben. Und für das bedenklichste halten wir es, wenn man gegenüber der fortschrittlichen Schreckparole: „die Regierung will Monopole“, das Gegenteil versichert. Wir halten jetzt Monopole nicht nur aus fiskalischen und finanziellen Gründen für unentbehrlich, sondern auch aus sozialen für wünschenswert. Uebrigens steht die Frage gar nicht so: Monopol oder nicht?, sondern die Frage lautet: Wer soll die faktisch bestehenden Monopole\*) in der Hand haben? Der Staat oder die Juden?

\*) In Berlin bildet sich z. B. ein privates Tabakmonopol vollständig aus. Es liegt in den Händen der beiden Juden Loeser und Wolff. Immer mehr von den besten und teuersten Erkläden fallen diesem Judenpaar in die Hände.

Für uns steht es fest, daß zwei wirklich arbeiterfreundlich verwaltete Monopole, wie Branntweinmonopol und Tabakmonopol, nicht nur zum guten Teil unsere Armee ernähren, sondern auch, wenn Zehntausende von unsicher gestellten Arbeitern zu Beamten, wenn auch von bescheidenster, doch menschlich angesehen, sicherer Kleingehaltswürden, mehr zum sozialen Frieden beitragen müßten, als alle Zwangsmaßregeln und Prozesse zusammengenommen, so nötig diese in gegenwärtiger Lage auch sein mögen. Und die soziale Frage bleibt doch die große Hauptfrage der Zukunft, die Frage, ob man dem vierten Stande einen größeren Anteil an Wohlstand und Kultur geben, oder ob er ihn sich nehmen wird. Das erstere wäre aber auch im Interesse der besitzenden Klassen unzweifelhaft besser. Denn im letzteren Falle könnten doch leicht die begehrten Erdengüter für beide Teile verloren gehen. Unser Heer wird uns gewiß noch lange schützen. Aber auch der Augenblick wird kommen, wo es sich zeigt, daß es kein Söldnerheer, sondern ein Volksheer ist.

Vor den Schicksalen des Reichstages ist die Beratung einer anderen wichtigen, zunächst allerdings rein preussischen Sache, des Antrages Hammerstein, ganz in den Hintergrund getreten. Und doch sollte derselbe um so eifriger behandelt werden, als die Regierung demselben noch frostig gegenüber steht. Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, sind es entgegen den Freunden, die er nicht nur in positiven christlichen Kreisen findet, vorzugsweise drei Arten von Gegnern, welche sich ihm entgegenstellen. Zunächst die Liberalen, vor deren erschreckten Blicken ein „evangelisches Papsttum“ emporsteigt, eine zweite geistliche Macht über die Gemüter des Volkes, welche, wenn auch in anderer Weise als der Romanismus, doch allemal dem Liberalismus entgegenwirkt. Die zweite Reihe von Gegnern ist auf der Rechten zu finden; es sind diejenigen Konservativen, welche über den Gegensatz von 1848 niemals hinausgekommen sind und den damals sehr berechtigten Standpunkt, im Kampf mit der Demokratie einfach auf Seite des Königtums zu treten, auch heute noch als einzige Richtschnur ihres politischen Verhaltens festhalten und daher jede Einschränkung des königlichen Oberbischöfensamtes für eine Schmälerung des königlichen Ansehens überhaupt halten, unbekümmert darum, daß der Antrag Hammerstein zunächst eine Schmälerung der Kronrechte gar nicht beabsichtigt, sondern nur die politischen Ratgeber des Königs durch kirchliche ersetzen möchte. Und eine dritte Gruppe endlich steht innerhalb der evangelischen Kirche, ob auch vielleicht klein an Anzahl, dem Antrag, wenn nicht gegnerisch, doch bedenklich gegenüber. Es sind die evangelischen Subjektivisten, welche in der Kirche nicht eine Anstalt, sondern nur einzelne Menschen und allenfalls freie Vereine erblicken. Wie die Liberalen in ihrer Abneigung gegen alles Kirchliche, so fürchten diese in ihrer Abneigung gegen alles Objektive, durch eine evangelische Hierarchie, deren Träger von antijektivistischer rabies theologorum besessen sein könnten, in ihren selbstgezogenen Birkeln gestört zu werden.

Wir sagen nun nicht, daß die Träger aller dieser Besorgnisse ganz im Unrecht wären. Im Gegenteil liegt in allen ein gewisser vom eigenen Standpunkt aus berechtigter Instinkt. Die Liberalen würden es bald merken, wenn endlich die kirchlichen Fragen, unbekümmert um alle Politik, rein nach kirchlichen Gesichtspunkten entschieden würden. Und die konservativen Chauvinisten könnten immer einmal für solche Fälle recht bekommen, wo etwa im Herzen eines Oberbischöfs die beiden Schwerter sich kreuzen, und eine mehr politisch als kirchlich angelegte Natur die politischen Gründe allzu sehr in den Vordergrund stellen möchte. Uns können indessen alle diese Bedenken nicht abhalten, dem Antrage dennoch unsere wärmste Teilnahme entgegen zu bringen. Gefahren hat alles in dieser unvollkommenen Welt, und wo Macht in Menschenhänden liegt, wird immer auch die Gefahr des Mißbrauchs vorhanden sein. Gegenwärtig aber ist der größte Mißstand der, daß in allen konstitutionellen Staaten Juden, Heiden und Katholiken in die evangelische Kirche hineinreden und daß dadurch ihre Wehrkraft dem Unglauben, ihre Widerstandsfähigkeit dem Aberglauben gegenüber auf das empfindlichste

geschädigt wird. Wird zunächst dieser größte Schaden abgestellt, so finden sich später gewiß auch — der Markt lehrt handeln — Garantien für die neu entstehenden Gefahren einer neuen Epoche.

\* \* \*

Die **auswärtige Lage** ist, soweit der Laie sehen kann, nicht wesentlich verschieden von der des vorigen Monats. Ueber kriegerische Rüstungen hört man von allen Seiten reden, schreiben und telegraphieren, ohne daß sich immer unterscheiden ließe, ob und wie weit Wahrheit, Börse oder Wahltaktik an den Tatarennachrichten beteiligt sind. Dagegen verlautet noch nichts Sicheres über sachliche Fortschritte, die die Lösung der bulgarischen Frage gemacht hätte.

In einigen Tagen waren namentlich die Börsen in allen Hauptstädten Europas durch die von England stammende Alarmanmeldung erschreckt, Fürst Bismarck habe in Paris um Aufklärung über die Rüstungen an der französischen Grenze gebeten. Tags darauf ist die Nachricht, es sei eine Reklamation erfolgt, dementiert worden. Aber nicht die Nachricht von den Rüstungen, welche ebenso wirklich stattzufinden scheinen, als die entprechenden deutschen Gegenmaßregeln, z. B. das bereits erfolgte Pferdeausfuhrverbot. Dabei ist natürlich wieder unberechenbar, ob nur mißtrauische Sorge vor uns oder Angriffsgelüste die Hand der Franzosen führen. Einstweilen scheint uns mehr die Furcht maßgebend. Die unzweifelhaft große Friedenspartei in Frankreich beschuldigt vor allem die Engländer, daß sie zum Krieg zwischen Deutschland und Frankreich heften. Nicht gerade sehr fördernd für das allgemeine Interesse des Friedens ist aber ferner, daß im Norden Frankreichs Belgien und im Südosten Italien gleichfalls rüsten — Rüstungen, die übrigens im spezifisch deutschen Interesse nicht weiter zu beklagen sind. Im Gegenteile hat letzteres Land so viel antifranzösische Interessen und so viel ehrgeizige Wünsche am Mittelmeer, daß wohl auch ein aktives Eingreifen seinerseits in zukünftige deutsch-französische Konflikte nicht ausgeschlossen ist.

Ist aber die auswärtige Lage nicht verschoben, so ist sie scharf beleuchtet worden durch die großen Parlamentsreden, welche Fürst Bismarck zur Militärfrage gehalten hat. Am interessantesten daran waren die Enthüllungen über unser Verhältnis zu Oesterreich. Wenn Deutschland mit Frankreich in Konflikt gerät, so hat es zunächst nichts von Oesterreich, wenn Oesterreich mit Rußland wegen des Orients Handel bekommt, so hat es zunächst von Deutschland nichts zu erwarten. Der Fall der Hilfe tritt erst ein, wenn die Großmachtsstellung des einen oder anderen Landes in Gefahr gerät. Diese Aufklärung hat anscheinend die energische Stimmung des österreicherischen Volkes Rußland gegenüber wesentlich herabgestimmt. Man hatte offenbar in nicht unterrichteten Kreisen auf ein viel früheres Eingreifen müssen der großen deutschen Militärmacht zu gunsten Oesterreichs gerechnet. Ob die bessere Erkenntnis dem Frieden dienlich sein wird, steht dahin. Graf Kaluoky, der doch auch früher schon den vollen Sachverhalt gekannt, hat sich in seinen Delegationsreden so weit vorgewagt, daß er nicht zurück kann, daß er jede rein russische Behandlung der bulgarischen Frage als Kriegsfall ansehen muß und sich nur mit europäischer Behandlung des Streitfalles einverstanden erklären darf. Ein Kongreß würde dazu die geeignete Instanz sein. Nach einer Lesart soll Rußland denselben wünschen, nach anderer ihn ablehnen — auch hier jener Streit sich widersprechender Nachrichten, an deren Entstehung oft alle möglichen unanteren Absichten, wirkliche Thatfachen aber sehr wenig beteiligt sind.

\* \* \*

In **England** sind am 27. Januar Ober- und Unterhaus mit einer Thronrede eröffnet worden, die wesentlich friedlich klingt. Es heißt in derselben, die Beziehungen

Englands zu allen Mächten seien freundliche, die Angelegenheiten im Südosten Europas zwar noch nicht geregelt, die Königin besürchte aber nicht, daß aus den noch nicht beigelegten Streiffragen eine Störung des europäischen Friedens hervorgehen werde. Sie habe, obschon sie die Ereignisse beklage, welche den Fürsten von Bulgarien nöthigt hätten, sich von der Regierung des Fürstentums zurückzuziehen, es gleichwohl für nicht angemessen erachtet, in die Wahl eines Nachfolgers eher einzugreifen, als bis ein vergleichender Eingriff nach den Bestimmungen des Berliner Vertrags erforderlich sei. Und ergänzend hat Lord Salisbury in einer Rede hinzugesagt, seine Politik gehe darauf, die christlichen Staatengebilde am Balkan zu erhalten, weil ihre Konsolidierung die beste Garantie gegen etwaiges Uebergreifen einer Militärmacht in jenem Teile Europas bildete. Die englische Regierung wolle dort weder einen Sondereinfluß ausüben, noch Rußland irgend etwas verweigern, was es rechtmäßig beanspruchen könne, im Gegentheil, sie werde unter obigen Bedingungen mit Vergnügen Rußlands legitime Wünsche erfüllt sehen. Es scheint in diesen Neußerungen bereits ein Einlenken zu gunsten der Ansichten des Lord Randolph Churchill zu liegen, der aus dem Ministerium ausgeschieden ist, und zwar deshalb ausgeschieden ist, weil er eine „Politik der Abenteuer“ nicht wollte, sondern vorsichtige Zurückhaltung, die auch ohne erhöhtes Kriegsbudget möglich sei. — Wir möchten glauben, daß es auch mit den Abenteuern, auf welche Lord Salisbury ausziehen könnte, niemals allzu schlimm geworden wäre, bez. werden wird. Altengland hat in Irland und in Bulgarien seine Energie verloren — die Namen der Minister thun wenig zur Sache.

\* \* \*

Der schwedische Reichstag ist versammelt, ohne daß vorher das Ministerium Themptander die in der Oppositionspresse mehrfach angekündigte Umgestaltung erfahren hätte. Der ermüdende Kampf, der wohl den Ministern den Rücktritt noch wünschenswerter macht, als er den Gegnern der Regierung ist, dreht sich jetzt um Freihandel und Schutzzoll. In der vorigen Session hat zwar das Ministerium über die Protectionisten gesiegt, aber nur mit Mühe und Not. Erst in dieser Session wird die endgültige Entscheidung fallen, und inzwischen ist, infolge der niedrigen Kornpreise, die Zahl derer gewachsen, die im Kornzoll die einzige Rettung für den schwedischen Bauernstand erblicken. So sehr die Landmannspartei sich für den Kornzoll begeistert, so gleichgültig ist ihr der Industriezoll, obgleich der schwedische Gewerbetreibende eines solchen in gleichem Maße bedürftig ist. Wie sehr diese mächtige Partei ausschließlich ihre eigenen Interessen wahrnimmt, davon wird, wie es scheint, bald das königliche Theater zu Stockholm einen Beweis liefern: die Bauern finden eine gewisse Befriedigung darin, dieses hervorragende Kunstinstitut, nachdem es hundert Jahre lang ehrenvoll bestanden, fallen zu lassen. Wozu, so denken sie, ein königliches Theater, das sich nicht bezahlt macht, in Zeiten, wo das Land unter dem Drucke der schlechten Zeiten seufzt! Also mag die Kunst auf eigene Hand nach Brot gehen.

\* \* \*

In Dänemark ist augenblicklich die parlamentarische Lage der unsrigen sehr ähnlich. Die Regierung hat sich genötigt gesehen, das Folketing einige Monate vor Ablauf der Wahlperiode aufzulösen, weil die Taktik der Opposition, seitdem sie abermals sich der Führung Bergs überlassen, es gar zu deutlich verriet, daß ihre scheinbar eingeschlagene Versöhnungspolitik ausschließlich auf einen Bühneneffekt hinauslief. Sie wollte hauptsächlich zum dritten und letzten Male in dieser Periode das Zustandekommen eines regelrechten Finanzgesetzes unmöglich machen. Zu dem Zweck strich sie der Re-

gierung volle 13 Millionen, und zwar besonders auf dem Gebiete der Landesverteidigung, sowie in bezug auf die von der Regierung vorläufig getroffenen Veranstaltungen zur Sicherung der Ruhe und Ordnung im Lande. Das Ministerium wartete nicht den entsprechenden Beschluß im Plenum ab, sondern handte die unverbesserlichen Reinsager plötzlich nach Hause, für die Wahlagitator nur eine Frist von wenigen Wochen lassend. Die Neuwahl am 28. Januar entscheidet nun nicht darüber, ob Estrup bleibt oder geht — seine Stellung ist vielmehr eine so gesicherte wie kaum zuvor —, sondern nur darüber, ob die Angelegenheiten Dänemarks, wie seit drei Jahren, auch ferner durch das Ministerium allein und ohne Mitwirkung der Volksvertretung geleitet werden sollen. Die Konservativen gingen, in dem berechtigten Gefühl, neuerdings eine wohlorganisierte und einmütig handelnde Partei geworden zu sein, mit großen Hoffnungen dieser Wahl entgegen. Vor allen Dingen handelte es sich dabei um die Rückeroberung von vier Wahlkreisen Kopenhagens, welche ihnen vor drei Jahren durch Demokraten und Sozialisten sind entwunden worden. Ist diesmal jene Scharte ausgeweht, dann bedeutet das eine Niederlage für die gesamte Demokratie des Landes. Der Wahlkampf in der Residenz wurde mit großem Fanatismus geführt. Um z. B. die Wahl seines Schwiegerjohnes zu hintertreiben, schenken sich die Gegner nicht einmal, den Namen des verstorbenen Bischofs Martensen zu besudeln, indem sie ihn vor der Kopenhagener Bevölkerung als „den größten Obskuranten seiner Zeit“ brandmarkten! Vielleicht bringt schon diese Wahl den schwer erkämpften Sieg des monarchischen Prinzips über den Parlamentarismus und damit endlich wieder ruhige Zeiten für das dänische Volk. Im Laufe des letzten Dezenniums soll dort der Parlamentismoloch nicht weniger als 300 Gesetzentwürfe der Regierung vertilgt haben, ohne daß irgend etwas daraus geworden. Sinkt jetzt die dänische Linke weiter in die Unbedeutendheit zurück, dann hat sie es verdient; denn sie ist gar nicht mehr eine eigentliche Volkspartei wie damals, wo sie als reine Bauerndemokratie den Kampf begann, sondern ein undefinierbares Gemisch von Strebern aller Schattierungen, die über nichts anderes sich einig sind, als daß sie die Gewalt an sich reißen möchten. Diese Leute sind es in der That nicht wert, daß um ihre Willen die Wohlfahrt des Volkes um zehn Jahre zurückbleibt.

## Wirtschaftspolitik.

In dem neuerdings wieder mit außerordentlicher Heftigkeit geführten agrarischen Kampfe in Irland erschien in den letzten Tagen ein Moment, das besondere Beachtung in Anspruch nimmt. Man bezeichnet als die am grausamsten und rücksichtslosesten durchgeführten Wächterausweisungen, die bisher in Irland vorkamen, diejenigen in Glenbeigh, wo, um die Bewohner jedenfalls und sicher zu vertreiben, die Wohnungen in Brand gesteckt wurden. Auf diese Weise sollte gegen nicht weniger als 300 Familien verfahren werden; und die Grundeigentümer, welche indes doch dem Sturm des allgemeinen Unwillens insoweit nachgegeben haben, daß sie wenigstens die Melacinde einstellten, suchten sich in den „Times“ zu rechtfertigen, indem sie sagten: es geschehe weiter nichts, als daß die Häuser dem Erdboden gleich gemacht würden. Das Beachtenswerte aber, worauf wir insbesondere und nachdrücklich aufmerksam machen wollen, liegt darin, daß nicht etwa ein Lord dieses Verfahren anordnete, sondern eine „Firma“, Darley & Roe, in London.

Wir haben schon mehrfach und immer mit so viel Nachdruck als möglich die Vertreter des Immobilienbesitzes im allgemeinen und die der Landwirtschaft im besonderen gewarnt, in ihren Schritten falsche Interessen zu fördern, wie es geschieht durch falsche

Erfassung ihrer eigenen Interessen und durch Verkennung der Thatsache, daß ein gesondertes Einzelinteresse auf sozialem Boden nicht mehr gedeihen kann und daß die einseitige Pflege solchen Sonderinteresses daselbe unfehlbar auch in seinem berechtigten Bestande erschüttern und zum Untergang führen muß. Und wir haben erst kürzlich die angeblich im sozialen Interesse hervorgetretene Tendenz, den städtischen Grundbesitz systematisch an das Aktienwesen auszuliefern, in einer besonderen Erörterung in ihrer Verderblichkeit nachgewiesen. Wir heben aus demselben Grunde auch heute wieder hervor, wachem Ende auch wir entgegenrennen, wenn nicht die Besitzverhältnisse von seiten der heutigen Vertreter des Grundbesitzes in entschieden anderer Weise als bisher behandelt werden. Auch in Deutschland bahnt sich der „Firmen“-Besitz auch auf dem Gebiete der Landwirtschaft bereits an, und es wäre ein Optimismus, der sich bitter rächen würde, wenn man glauben wollte, es würde unter der gegenwärtigen Lässigkeit in fünfzig Jahren noch von einem historischen Grundbesitz im heutigen Sinne die Rede sein. In einigen Spuren mag er dann noch vorhanden sein; aber im allgemeinen wird es nur noch landwirtschaftliche „Firmen“ und Geschäfte geben; und diesen wird es bei uns so wenig wie in Irland darauf ankommen, im Geschäftsinteresse die Wohnstätte der Bevölkerung „der Erde gleich zu machen“. Vor dem Schicksal des Unterganges kann sich aber der historische Grundbesitz nur retten durch selbstbewußte und die Voraussetzungen ihres Erfolges nie aus den Augen lassende Thätigkeit. Nichts kann gefährlicher sein, als zu meinen, daß der historische Besitz durch politische Thätigkeit oder durch politische Maßnahmen allein gerettet werden könne. Man mag den Ansprüchen des Liberalismus politisch noch so scharf und entschieden entgegenreten — er wird doch immer wieder aufreten und nach jeder Niederlage weiter vordringen, bis er auch politisch das Heft völlig in den Händen hat: so lange man nämlich den Millionen gegenüber kein anderes Urteil hat als „non olet“ und so lange man auf dem Boden der sozialen Reform ebenso unsicher ist, als in den Maßnahmen wider die Abspaltungen des Kapitals, so lange man auch in den Kreisen der Beteiligten und Betroffenen nicht dazu kommt, praktisch zu werden, anstatt sich mit ökonomischen Subtilitäten abzugeben, die gründlich zu verstehen, geschweige denn ersprießlich zu erörtern, nicht von Leuten der Praxis, welche mit allen möglichen tatsächlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, vorausgesetzt werden kann. Man sollte in den Kreisen des historischen Grundbesitzes auch seinen historischen Ursprung nicht vergessen; man sollte also, was den Großgrundbesitz, soweit er historisch ist, betrifft, sich immer erinnern, daß er aus dem Feudalismus hervorgegangen ist. Dem Feudalismus aber fiel es nie ein, seine Grundholden zu vertreiben; er suchte sie zu fesseln; und als Damm gegen den Strom des Bevölkerungszuwachses nach den Städten und nach dem Ausland ist im Laufe der Zeit Hörigkeit und Leibeigenschaft entstanden. Die Vertreibung der Bevölkerung von Grund und Boden, die kapitalistische Zusammenfassung der Bauerngüter durch „Separation“ und Güterrolle ist keine altgermanische<sup>\*)</sup>, sondern eine moderne, liberale Tendenz, an der sich nichts ändert dadurch, daß sie von konservativer Seite vertreten wird; dies beweist nur, wie tief in wirtschaftlicher Beziehung der manchesterliche und liberale Geist alle Bevölkerungsschichten durchzogen hat, und wie man unbewußt und bestissen wirtschaftlich fördert, was man politisch bekämpfen will. Das ist kein Kampf, der mit dem Siege enden kann; er kann politisch scheinbar einige Vorteile bringen, aber die Wurzellosigkeit läßt sich darüber nicht täuschen. Die Geschichte Englands von Jakob dem Ersten bis zu Jakob dem Zweiten, die Geschichte Frankreichs von 1724 bis 1789 sollten ernst und eindringlich lehren, daß es ganz unmöglich ist, Politik und Wirt-

<sup>\*)</sup> Vgl. z. B. Seebohm, *F.*, Die englische Dorfgemeinde; übersetzt von Bunsen. (Heidelberg, Winter.) Hinsichtlich der ursprünglichen Gleichartigkeit deutscher und englischer bäuerlicher Verhältnisse sind eine ganze Reihe von Mitteilungen in der „Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins“ von Roue von überraschendem Interesse.

schastlichkeit im Staatsleben dualistisch zu behandeln. Beide müssen ohne Differenz nebeneinandergehen und Ein Ziel haben. Diese Einheit des Zieles ist aber bei uns ebenso wenig vorhanden wie anderwärts. Die Machtquelle gibt die Macht, und die Wirtschaftlichkeit ist ohne Zweifel die Quelle des Einflusses und der politischen Macht. Sofern wir aber fortfahren, die Ergebnisse unserer Wirtschaftlichkeit der Nation entziehen zu lassen und sie dem Internationalismus der kapitalistischen Anonymität überlassen, nähern wir uns immer mehr einer „geschäftlichen“ Barbarei.

Selbstverständlich müssen die erwähnten gewaltsamen Vertreibungen, die übrigens, wenn auch bisher nur selten mit der Brutalität der Londoner Firma, im ganzen Vereinigten Königreich vollständig systematisch betrieben werden, die Bevölkerung mit zunehmendem Druck in den größeren Städten zusammenballen. Es vergeht daher auch keine Woche, wo man nicht in London und den übrigen großen Fabrikstädten von sozialistischen und Arbeiterumgebungen hört. Zu Hunderten und Tausenden erscheinen die beschäftigungslosen Personen vor den Behörden, um Arbeit zu verlangen. Als kürzlich einem solchen Zug von einer Londoner Armenverwaltung erwidert wurde, man habe keine Arbeit, wolle aber die Notleidenden mit Nahrungsmitteln unterstützen, wurde letzteres von den Bittstellern abgelehnt und auf dem Verlangen nach lohnender Arbeit beharrt. In Fabrikdistrikten, wo die Arbeiterbevölkerung in den Gemeindeverwaltungen Einfluß hat oder dieselbe beherrscht, zeigt sich bereits die größte Gleichgültigkeit oder selbst Feindschaft gegen den sozialen oder staatlichen Bestand. In der Fabrikstadt Oldham z. B. wurde ein Antrag, zum bevorstehenden fünfzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin Festlichkeiten zu veranstalten, im Gemeinderat abgelehnt mit der Motivierung, man wisse nicht, daß sie dem Lande etwas genützt habe.

Wir haben also in England ganz dieselben Erscheinungen wie in Belgien, wo der in Brüssel veranstaltete Arbeiterkongreß beschloß, die Kraft der Arbeiter nicht in einzelnen Kundgebungen zu zersplittern, sondern sie für große Unternehmungen und für den Zweck, die politische Macht im Lande an sich zu bringen, aufzuparen; zu diesem Zweck sollen sogar Gelder gesammelt werden, um die Ausrüstung zum Eintritt in die Bürgergarde für solche Personen, denen dazu die Mittel fehlen, zu bestreiten. Da die belgische Bürgergarde keine Einrichtung zur Landesverteidigung ist, sondern dem Zweck der inneren Sicherheit dienen soll, so ist die Absicht der Sozialisten klar genug; um so mehr als die militärische Macht Belgiens ganz unbedeutend ist und — nach den neuerlichen Beschlüssen der Kammern — auch keine größere Bedeutung erlangen wird; der Vorschlag, den allgemeinen persönlichen Heeresdienst einzuführen, wurde von der kapitalistischen Interessenvertretung, wie man das belgische Parlament bezeichnen muß, wie leicht erklärlich ist, abgelehnt. Denn der reiche und zum Teil auch der wohlhabende Teil der belgischen Bevölkerung hat nur das Interesse des augenblicklichen Wohnsitzes im Lande; ihr wirtschaftliches Interesse liegt bereits zum weitaus überwiegenden Teil außerhalb desselben und dieses Mißverhältnis nimmt täglich größeren Umfang an. Gelegentlich der Differenzen innerhalb der Leitung der Werke Cockerill zu Seraing, wo es sich darum handelte, die Verlegung des Schwerpunktes des Unternehmens aus Belgien nach Rußland anzubahnen, ist dies zu einem sehr beachtenswerten Ausdruck gekommen. Die Partei der Aktionäre, welche gegen die Verlegung dieses Schwerpunktes war, wurde geschlagen, obgleich der Graf von Flandern, der Bruder des Königs und voraussichtliche Thronfolger, als Großaktionär gegen die Verlegung war, und das große Kapital, das auf den Kredit des alten Unternehmens neu aufgenommen worden ist, wird zur Gründung eines Konkurrenzunternehmens der alten Anstalt nach Rußland wandern. Auch an verschiedenen anderen ausländischen Unternehmungen dieser Art ist das belgische Kapital sehr stark beteiligt; z. B. an der größten italienischen Lokomotivfabrik, zu deren Erweiterung in der nächsten Zeit eine Anleihe von 16 000 000 Fr. in Deutschland und Belgien aufgenommen werden sollen. An derartigen Vorgängen kann auch das blödeste Auge das Widerspruchsvolle der modernen Wirtschaftspolitik erkennen.



Man will den Export, unterstützt ihn durch Exportbonifikationen und dergleichen mehr, aber es liegt doch auf der Hand, daß durch Erweiterung der Produktionsanstalten in den Ländern, wohin der Export geht oder bisher ging, derselbe doch gehemmt werden muß, indem das, was nun in jenen Ländern selbst hergestellt wird, nicht mehr dahin exportiert werden kann. Dies ist an sich ein sehr natürlicher und selbstverständlicher Vorgang und wir können auch als Exporteure nichts dagegen haben, wenn er sich auf regelmäßigen Wege aus der inneren Kraft jener Länder selbst heraus vollzieht. Mit einem derartigen natürlichen Vorgange können sich auch die alten Exportländer ohne große Schwierigkeiten abfinden, weil er langsam von statten geht und daher Zeit läßt zur Einrichtung auf andere Verhältnisse. Allein es ist etwas anderes, wenn diese Entwidlung gewaltjam durch massenhaftes Hineinwerfen von Kapital in diese Länder aus den alten Exportgebieten bewirkt wird. Das ist doch offenbar eine Selbstschädigung der letzteren. Denn sie überstürzt jene Bewegung und muß in der Rückwirkung kritisch sein, weil sie eine plötzliche Verminderung der Exportmöglichkeit herbeiführt, während man doch die gesamte industrielle Tätigkeit noch auf den Export zuspizt.

Hier liegt auch ein Schwerpunkt der Gefahr der sorglossetzten maßlosen Emissionen für das Ausland. Das Manchesterturn behauptet, bei Beurteilung der auswärtigen Emissionen könne nur die privatkapitalistische Frage der Sicherheit in Betracht kommen. Wir bestreiten dies entschieden. Diese Frage ist erst die zweite. Die erste Frage ist der Zweck und dann auch der Umfang jener Emissionen. Und diese Frage besteht auch hinsichtlich des Exports. Emissionen, welche in ihrem Zweck auf Stärkung fremder Konkurrenzmittel hinauslaufen, während unser ganzes handelspolitisches Streben auf Steigerung des Exports hinausläuft, sind einfach widersinnig und sie sind staatsgefährlich, weil sie die Lebenshaltung und Lebensmöglichkeit der massenhaften Bevölkerungsschichten, welche nun einmal in den Dienst der Exportindustrie gestellt sind, im höchsten Grade gefährden. Sobald unsere Handelspolitik nicht mehr den Schwerpunkt der Gesamtwirtschaftlichkeit in den Export legt, werden auch auswärtige Emissionen nicht mehr so gefährlich sein, und man wird dieselben in erster Linie von der politischen Seite aus betrachten können. Allein diese Emissionen werden sich auch von selbst überaus vermindern, weil sie weit weniger Erfolg haben werden. Legen wir weniger Nachdruck auf den Export, so kommen wir von selbst dazu, mehr die Tätigkeit für unseren eigenen Vorteil zu pflegen, und wenn wir dies thun, so haben wir weniger Geld für andere übrig. Wir haben daher sehr bedauert, daß Herr v. Helldorf in der Militärdebatte zur Deckung der Mittel wieder auf das manchesterliche „Sparen“ kam und wollte, das deutsche Volk sollte sich die Mittel dazu vom Bier abzwaden, indem er die fast zur Sechschlange gewordene Milliarde, welche das deutsche Volk jährlich für Bier „bezahlt“, herbeizog. Das klingt ja grauslich: eine Milliarde. Aber zunächst sind es nur Mark, und nur eine drütel Milliarde Thaler; da aber nun das deutsche Volk gegen 47 Millionen Mitglieder zählt, so kommen auf den Kopf etwa sieben Thaler jährlich, also siebzehn Groschen, einen rheinischen Gulden monatlich. Wenn man nun bedenkt, daß unter vielen Verhältnissen jetzt schon für den Arbeiter das Bier ein sehr notwendiges Lebensbedürfnis ist, da er andere in diesen Verhältnissen nicht bestreiten kann, so wird sich da wirklich nicht viel sparen lassen. Allein dies ist doch nur die eine Seite. Es kommt doch auch die Produktion in Frage und zwar die landwirtschaftliche in erster Linie. Man nehme an, es würde für 30 Millionen Mark Bier weniger getrunken, so bedeutet dies trotz des großen Zwischenprofits doch immerhin für die Landwirtschaft eine ganz respektable Quantität unverkaufter Gerste und unverkauften Hopfens, für welche sie jetzt sicheren Absatz hat, die sie aber dann „exportieren“ könnte — wohin, ist die Frage. Uebrigens ist hier doch der Begriff des Bezahleus nur ein scheinbarer Begriff. Der einzelne greift wohl in die Tasche, wenn er ein Glas Bier trinkt. Aber im ganzen ist doch das Bier ein nationales Produkt, hergestellt durch deutsche Gesamtarbeit. Es bildet einen Teil der Erzeugnisse, welche wir aus unseren

Mitteln und für unsere eigene Notdurft herstellen. Und wenn sich auch die Exportwelt über jede Brotkrume, welche wir selbst verzehren, ärgert, über den eigenen Verbrauch ganz hinwegzukommen — das werden wir wohl nicht fertig bringen. Man kennt ja die Anekdote von dem Feltreiber, der seinem Esel das Fressen abgewöhnen wollte. Als er es ziemlich so weit hatte — da starb das Tier. Nein! Wir halten immer noch Heinrich IV. von Frankreich, der wollte, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe hätte, für einen großen Staatsmann — und gerade deshalb, weil er dies wollte. Und wir würden es auch nicht für der Uebel größtes halten, wenn jeder deutsche Arbeiter und auch jede Arbeiterfrau in Stadt und Land abends nach geschickener Arbeit behaglich ein Glas gutes Bier trinken könnte — selbstverständlich nicht „Export“. Ist es nicht ein göttliches Gebot: Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden?

Wir unsererseits legen sogar den Hauptnachdruck in wirtschaftlicher Hinsicht darauf, daß eine Vermehrung des Heeres die Konsumtion erhöhen, das Ueberangebot von Arbeitskräften vermindern muß. Und nicht aus der Verminderung des inneren Verbrauchs sollen die Mittel für das Heer genommen werden, sondern aus der Verminderung des Kapitalexports. Es gibt da viele Wege, die nach Rom führen. Allein nur nach dieser Seite hin darf sich eine Steuerpolitik, die nicht zum Ruin führen soll, richten. Auch wir sind ja leider auf dem besten Wege, uns in einer süßen Defizitwirtschaft zu verfahren, während man wohl weiß, daß die Könige von Preußen ihren Erfolg so sehr einer guten Finanzwirtschaft als einem guten Heer verdanken. Eines ergänzt das andere. Eine erfreuliche Erscheinung können wir auf diesem Gebiete anführen. Die königliche Seehandlung hat sich nach ihrem Bericht im Vorjahr nicht an ausländischen Emissionen beteiligt. Man darf vielleicht die Hoffnung aussprechen, daß dies auch in Zukunft so bleiben werde. Schon der Umstand, daß auch die preussischen Finanzen seit mehreren Jahren ein Defizit ausweisen, deutet an, daß wir mit unseren eigenen Finanzangelegenheiten so viel zu thun haben, daß wir anderen die Sorgen um die ihrigen mit vollem Zug überlassen können. Und ein ursächlicher Zusammenhang zwischen unserem eigenen Defizit und den fortgesetzten Kapitalexporten ist leicht nachzuweisen. Haben wir nicht die untersten Stufen der Klassensteuer anlassen müssen? Das sagt aber nicht mehr und nicht weniger, als daß unsere Arbeiter, um den Export zu ermöglichen, nicht mehr so viel erwerben können, daß sie den entsprechenden Beitrag zum Staatshaushalt noch leisten können. Wohin aber diese Politik führt, haben wir am Beispiel Belgiens schon hervorgehoben. Dort wollen die reichen Klassen nicht ihren Anteil an der Unabhängigkeit des Staates leisten, obgleich sie in erster Linie durch jede gewalttätige Bewegung gefährdet sind, und sie setzen dieses ihr Nichtwollen durch, weil sie die gesetzgebende Gewalt in der Hand haben. Nur für Konkurrenz hat man da noch Sinn, und damit ist der Konkurrenzneid untrennbar verbunden. Da es scheint, daß der Rhein-Maaskanal in Berlin beschlossene Sache ist, sind die belgischen Industriellen voller Besorgnis, daß ihnen dadurch die deutsche Konkurrenz näher gebracht werden könnte.

Im allgemeinen haben indes die Konkurrenzverhältnisse ein günstigeres Ansehen als seit langer Zeit. Die umfassende Thätigkeit auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens in den Vereinigten Staaten hat sich auch im neuen Jahr fortgesetzt und äußert ihre Rückwirkung in sehr bemerkbarer Weise auch auf die europäischen industriellen Verhältnisse. Die Leistungsfähigkeit der amerikanischen Industrie, insbesondere der Eisenindustrie, erscheint demnach doch nicht ganz so groß, als man in den letzten Jahren anzunehmen sich gewöhnt hatte. Viele dortige Eisenwerke sind genötigt gewesen, um die von ihnen übernommenen Lieferungen auszuführen, mit europäischen Werken Hilfsverträge abzuschließen, so daß auf den schottischen Eisenlagern sogar eine Verminderung der Vorräte eingetreten ist, was seit Jahren unerhört ist. Freilich sind im Distrikt von Glasgow auch nur 75 Hochofen angeblasen, während vor Jahresfrist 92 im Be-

triebe waren. Die günstigere Lage der Eisenindustrie erstreckt sich auch auf die festländischen Industriestaaten, so daß man nur aus Frankreich Klagen über Unzulänglichkeit der Bestellungen vernimmt. Indes hofft man, daß sich neuerdings wieder umfassendere Thätigkeit auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues entwickeln wird — wozu freilich gehört, daß sich die Kammer über einen Finanzplan schlüssig macht. Allein da ist offenbar guter Rat sehr teuer. Der neue Finanzminister möchte einen großen Posten Rente ausgeben, um sich für einige Jahre Luft zu verschaffen; allein dies entspricht offenbar nicht dem Interesse der Börse; und man wil ihm nur Schatzbons auf einige Jahre bewilligen.

Die Abhängigkeit der verschuldeten Staaten von der Börse gewährt ein immer kläglicheres Ansehen. Der mächtige Staat Rußland möchte zu guten Bedingungen eine große Anleihe machen, denn er sitzt finanziell vollkommen fest und die wirtschaftliche Lage des russischen Grundbesitzes ist im höchsten Grade gefährdet. Allein der Finanzminister mag anklopfen, wo er will — er kann zu keinem Abschluß kommen und er muß ratlos sehen, wie die Kurse seiner Anleihen jeden Tag weiter herabgesetzt werden. Noch schlimmer sieht es aus in Ungarn. Um wenigstens etwas zu thun für die dem Bankrott immer mehr verfallende Urproduktion hat man die Zollabsperrung und den Zollkrieg mit Rumänien begonnen. Der Gewinn, den man davon gehabt hat, ist minimal; aber der Herabgang der Einnahmen auf den ungarischen Eisenbahnen ist ein so erschreckender, daß wahrscheinlich dadurch eine teilweise Veränderung der Zollpolitik erzwungen werden wird. Auf den Linien der österreichisch-ungarischen Staatsbahngesellschaft verminderten sich die Einnahmen in den drei letzten Sommermonaten um 70—90 Prozent, auf den Staatsbahnen um 50—80 Prozent. Hierzu kommen die schrecklichen Verhältnisse der ungarischen Finanzen. Noch immer ist kein vollständiger Abschluß wegen der notwendigen Geldschaffung für das laufende Jahr mit der Börse zustande gekommen. Die vom Finanzminister im Parlament gemachten Mitteilungen bezeichnen nur die Grundzüge eines Uebereinkommens. Aber auch daraus erkennt man, daß man nur über die Schwierigkeiten eines Jahres hinwegkommen wird. Das ungeheure Defizit und der Rückgang der Einnahmen bleiben. Auch aus Oesterreich lauten die wirtschaftlichen Nachrichten immer ungünstiger. Von Wiederherstellung der Valuta ist keine Rede mehr. Insbesondere der Bauernstand Niederösterreichs scheint sehr verschuldet zu sein und unter dem Wucher zu leiden. Aber auch der Großgrundbesitz, besonders wo er in die Zuckerpekulation verwickelt ist, befindet sich nicht mehr in der früheren Unabhängigkeit.

## Kirche.

Die wichtigsten Ereignisse des Januar auf dem kirchlichen Gebiete bilden zwei Veröffentlichungen, welche durch die Zwecke, zu denen sie auffordern, sowie durch die Namen, durch die sie getragen sind, bezeichnend sind für die gegenwärtige Lage und auch in innerer tiefer Beziehung zu einander stehen.

Die erste ist der Aufruf zu einer größeren kirchlichen Versammlung in Berlin, um Zeugnis abzulegen für die Notwendigkeit einer Verfeinerung von größerer Selbständigkeit an die evangelische Kirche, entsprechend den im Dezember in Barmen und Breslau und im Januar in Herford abgehaltenen Konferenzen. Während die genannten Tage aber nur für beschränkte Gegenden bestimmt waren, soll die Versammlung in Berlin Teilnehmer aus allen Gegenden der preussischen Monarchie zusammen-

führen, wie denn auch die Hunderte von einladenden Namen alle Provinzen und kirchlichen Kreise (auch die westlichen) vertreten. Was der Einladung aber ein besonderes Gewicht verleiht, liegt in einem doppelten Umstande. Erstlich sind die Unterzeichner Vertreter der beiden positiven Parteien, der Partei der Konfessionellen und der positiven Union. Zum erstenmale treten diese befreundeten Gruppen gemeinsam auf zu freier kirchlicher Aktion. Ja sogar einige Vertreter des rechten Flügels der Mittelpartei haben sich angeschlossen. Diese Gemeinsamkeit ist sehr erfreulich. Es war bisher stets sehr schwierig für die Staatsregierung, sich für kirchliche Forderungen zu erwärmen. Denn mit der Erfüllung von solchen konnte sie sicher sein, eine von zwei feindlichen Parteien zu erzürnen, sei es eine mehr konfessionell oder eine mehr unionistisch gerichtete, sei es eine konsistoriale oder eine presbyteriale u. s. w. Sobald sich die verschiedenen Richtungen mit gemeinschaftlichen Forderungen, Wünschen oder Vorschlägen an die Instanz wenden, welche die Kirchengewalt in Händen hat, wird deren Stellung zur Frage eine ganz veränderte. Sie kann sich jedenfalls für ihre abwehrende Haltung nicht mehr decken mit der Unklarheit und den inneren Widersprüchen in dem, was man verlangt.

Der andere in das Gewicht fallende Umstand ist der, daß nunmehr auch die Führer der positiven Unionspartei, in bezug auf welche wir im Dezember von allerlei Bedenkllichkeiten berichten konnten, sich offen mit an die Spitze einer Bewegung für den „Hammersteinischen Antrag“ gestellt haben. Nicht nur die sämtlichen vier Hof- und Domprobierer Sr. Majestät in Berlin — von den Generalsuperintendenten haben vier, von anderen höheren Beamten noch mancher den Aufruf mit unterzeichnet. Unter den Referenten befindet sich ein Konsistorialrat und zwei Geheimräte im Dienst.

Man hat daraus schließen wollen: es wehe jetzt oben ein anderer Wind, der solchen Männern die Beteiligung gestatte an einer Bewegung, gegen welche sich noch vor kurzem das Staatsministerium so auffallend rücksichtslos gezeigt hatte durch das Verlassen der Sitzung des Herrenhauses, in der über den v. Kleist-Regow'schen Antrag verhandelt wurde. Soweit wir unterrichtet sind, liegt irgend ein Zeichen der Aenderung in dieser Haltung nicht vor. Man bleibt bei der Besorgnis vor allem „Hochkirchlichen“, in dem man eine Gefahr für die ruhige, staatliche Entwicklung erblickt. Wir bemerken in unserer Periode in den maßgebenden Kreisen eine Ueberschätzung der diplomatischen Kunst und eine Unterschätzung der Macht geistiger Richtungen und Ideen. Dieselben müssen sich auswirken, wenn sie einmal vorhanden sind. Und den Absenschrift der geschichtlichen Konsequenzen kann das Geplänkel von diplomatischen Kunststücken und Manövern nur kurze Zeit aufhalten. — Uebrigens ist die Versammlung in Folge der Wahlen zum Reichstage aufgeschoben, um erst ruhigere Zeiten abzuwarten. Gewiß mit Recht. Es fragt sich nur, ob wir solchen entgegengehen, und ob nicht die Zeit, in der die Frage nach der Selbständigkeit der evangelischen Kirche mit doppeltem Ernste ihre Lösung begehren wird, die Zeit nach einem neuen großen Kriege sein wird.

Ganz anderer Art ist die zweite Veröffentlichung, von der wir zu reden haben, das ist die Aufforderung zum Beitritt zu einem neu begründeten Evangelischen Bunde, dessen vorläufige Statuten kürzlich auch verfaßt sind. Ist es unrecht, wenn wir anstatt zuerst rein sachlich zu fragen: was besagt diese Aufforderung? was will der Evangelische Bund? — uns statt dessen die Personen ansehen und fragen: wer ladet uns ein? — Lebten wir in Zeiten, in welchen sich große Gedanken einfach ihre Bahn brechen, ohne durch die Gewalt der Worte Eintrag zu erleiden, so dürften wir auf die menschlichen Vertreter und ihre Tendenzen nicht sehen. Allein wir wissen leider zu gut, was für eine umfangreiche Erbschaft die Phrase in unserem Jahrhundert angetreten hat. Und wir sind darum nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, uns die Männer anzusehen, die eine Sache vertreten wollen. Wenn alles wirklich evangelisch wäre, was

sich heute evangelisch nennt, so müßten wir in einer herrlichen, seligen Zeit leben. Allein unser Jahrhundert ist das Zeitalter der Kunstbutter und der Nahrungsmittelverfälschungen; und so wenig ich Milch kaufe auf das Angebot hin, daß es Milch sei, sondern auf das Vertrauen hin, das ich zu der Ehrlichkeit des Verkäufers habe, so wenig nehme ich das „Evangelium“ an aus der Hand eines Bundes, der von gläubigen Christen mit den Vertretern des Protestantenvereins geschlossen wird. Die Milch ist hier stark mit Wasser versetzt, und solche können wir nicht gebrauchen.

Es ist in der That der erste charakteristische Eindruck, den wir von der Einladung zu dem Evangelischen Bunde haben, daß die Männer der Mittelpartei mit einigen Führern des Protestantenvereins sich zusammengethan und durch die Gemeinschaft mit einigen ganz vereinzelt Vertretern einer zuverlässigen positiven Richtung der Sache den Anstrich gegeben haben, als handele es sich um ein Zusammengehen aller Evangelischen ohne Unterschied gegen Rom. Die seither erfolgte Veröffentlichung einer längeren Namensliste hat diesen Eindruck lebhaft bestätigt. Wir finden unter denselben einige der besten Freunde unserer Sache; die Masse bilden die Vertreter der Mittelpartei, und wie weit sich die vielen zum erstenmal öffentlich austretenden Namen, die sich unter den 153 finden, zu den genannten oder zur Partei des Protestantenvereins zählen, der einige hervorragende Führer dazu gestellt hat, läßt sich schwer beurteilen; manche werden es wohl von sich selbst nicht wissen.

Der Bund ist gegründet „zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen“. Wir hören hier schon etwas uns ganz Fremdes heraus; warum sagt man nicht: der deutschen protestantischen Interessen? es ist das ein geographischer Begriff; aber der Bildung „deutsch-protestantisch“ liegt die Annahme zu Grunde, als gäbe es einen besonderen deutschen Protestantismus, der als kirchliches Prinzip etwas anderes wäre, als z. B. der anderer evangelischer Völker. — Der Aufruf beruft sich dann auf die Beilegung des Kulturkampfes und auf die der evangelischen Kirche von der römischen her drohenden Gefahren. „Wir fürchten den Feind nicht. Der Herr Jesus Christus, das alleinige Haupt der Kirche, sitzt im Regimente. Sein Wort der frei und selig machenden Wahrheit ist uns Schwert und Schild, und unser Glaube an ihn ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Wir wissen auch wohl: um den drohenden Gefahren zu begegnen, kommt es in erster Linie darauf an, daß jeder Bekenner des Evangeliums in seinem Kreise und nach seinem Beruf sich die Pflege und Verteidigung evangelischen Glaubens und Lebens angelegen sein läßt.“ Allein es müsse mehr geschehen. Die Zerrissenheit der Landeskirchen ist ein Uebelstand. „Noch verderblicher ist der Parteihaber, welcher die besten Kräfte verzehrt und eine gedeihliche positive Entwicklung des deutschen Protestantismus lähmt. Während wir uns über innerkirchliche Fragen entzweien, schreitet der Feind, der uns zu vernichten droht, unaufhaltsam vor.“ Es wird nun an die Bundesgenossen des Feindes im eigenen Lager erinnert: den Indifferentismus und den Materialismus u. s. w. „Solch eine Lage erheischt große Ziele und umfassende Mittel. Alle, welche ein Herz für unsere Kirche haben, alle, welche von der Uebergengung durchdrungen sind, daß allein die Treue gegen das göttliche Wort und der endliche Sieg der evangelischen Wahrheit unser Volk zur Erfüllung seines weltgeschichtlichen Berufes auch fernerhin befähigen kann, müssen sich zusammenschließen zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Kampf.“

Diese Ausgabe soll nun in folgenden einzelnen Zweigen bestehen: es sollen römische Geschichtsfälschungen, Verdächtigungen unserer Kirche, Verstümmelungen ihrer Rechte, insbesondere das Verhalten des römischen Klerus bei den Mischen, ferner jede falsche Nachgiebigkeit gegen römische Aunahme an das Licht gezogen und bekämpft werden; es soll weiter das Wesen des immer mehr dem Jesuitismus verfallenden Romanismus gekennzeichnet und auch den aufrichtigen Katholiken zum Verständnis gebracht werden. Die wichtigste Ausgabe aber sei die Mitarbeit an der Heilung der eigenen inneren

Schäden: „unser evangelisches Volk in seinem ganzen Umfange der Segnungen der Reformation wieder eingedenk zu machen, des reinen Evangeliums von Gottes Gnade in Christo, des allgemeinen Priestertums, der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der Befreiung aus den Banden des Aberglaubens“ etc. — Der Bund rechnet nicht auf sofortige große Erfolge, aber er hofft wenigstens auf allgemeines Gehör. „Wir unterschätzen nicht,“ heißt es, „was an inneren Lebensfragen den einen und anderen von Gewissenswegen noch immer verschiedene Wege führen mag. Aber der Ernst der Stunde fordert, daß wir es weit zurückstellen gegen die nächste und heiligste Pflicht, uns fest zusammenzuschließen zum Schutz und Schirm unseres Vaterlandes und der deutschen evangelischen Kirche.“

Wir können angesichts dieses Aufrufes von Herzen sagen: wir wünschen, daß die konkreten Aufgaben, die der Bund sich stellt, Fortgang haben; es könnte gewiß ganz heilsam wirken, wenn eine Zentralstätte entstünde, wo die litterarischen und rechtlichen Waffen zu beziehen wären, welche die evangelische Kirche in vielen einzelnen Fällen zur Abwehr römischer Annäherungen gebraucht, bei Trauungen, Kindererziehung, Weberdigungen, Schmähungen und Verdächtigungen und dergl. Allein daß sich weiter aus den Generalversammlungen dieses Bundes ein Kirchenkongreß entwickle, welcher „der Erörterungen von Lebensfragen der evangelischen Kirche, der persönlichen Annäherung und Verständigung der verschiedenen Standpunkte innerhalb derselben und zugleich der Anbahnung einer innigeren Verbindung der deutschen Landeskirchen dienen“ könnte — das ist unentbehrlich und auch gar nicht erwünscht. Für Männer wie D. Kawerau, Professor Witte, Konsistorialrat Niemann u. a. (welche mit unterzeichnet haben) ist es — wie für uns — die hervorragendste „Lebensfrage der evangelischen Kirche“, daß Männer wie Lipsius, Rippold, Baffermann, Thomas, Persius u. s. w. nicht ihre pantheistisch-idealistische Weltanschauung, ihre Predigt von dem toten Jesus, welcher nicht, wie Paulus das behauptet, lebe, ihre Rechtfertigung durch menschlichen Entschluß statt durch göttlichen Gnadenakt u. s. w. u. s. w., — daß sie dies alles nicht ferner als Evangelium aufpreisen dürfen und daß die evangelische Christenheit darüber aufgeklärt werde, daß hier geistliche Nahrungsmittelverfälschung vorliege. Was für „Lebensfragen der evangelischen Kirche“ sollen auf Kirchenkongressen vertreten werden, welche von so disparaten Elementen berufen sind? — Schon den Wortlaut der Einladung könnten die genannten protestanteneiniglichen Führer nicht unterschreiben, wenn sie nicht durch ihre ganze Theologie in diese innere Begriffsverwirrung hineingeraten wären, die leider von der Unwahrhaftigkeit kaum zu unterscheiden ist. Jesus Christus sitzt für sie nicht im Regimente, — wenigstens nicht anders als auch ein verstorbener Kaiser von China etwa noch fortregiert für das Bewußtsein seiner Unterthanen. Und es ist für uns doch recht betrübend zu sehen, daß sich wirkliche Bekenner des lebendigen Jesus Christus zur Behandlung von „Lebensfragen der evangelischen Kirche“ mit solchen zusammen zu thun auch nur versuchen, für die der Name Jesus nur ein Gedanke ist.

Wir können deshalb die Schlusssorderung des Aufrufs nicht erfüllen. Es heißt da: „Fragt nicht wer euch ruft. Zulezt ist es, des halten wir uns freudig versichert, kein anderer als der unsichtbare Herr der Kirche selbst, und der Gott, welcher unserem Volke seinen weltgeschichtlichen Beruf zugeteilt hat.“ — Und wir wiederholen: wir wünschen den kleineren Aufgaben, die wir kurz als die Bildung eines Zentralbüreaus für litterarische und kirchenrechtliche Abwehr römischer Uebergriffe bezeichnen, von Herzen Gedeihung, sehen aber das Zerfallen dieser großen Einheit voraus, sobald man eine gemeinsame Aktion unternehmen will, wo doch der gemeinsame Boden fehlt. Denn die Negation ist kein Boden, auf dem man festen Fuß fassen kann.

Wie viel positiver und evangelischer sind die Ziele, welche die Männer des Hammerstein'schen Antrages verfolgen. Es ist schwer begreiflich, daß D. Weyschlag sich den-

selben nicht anschließt, sondern statt dessen seinen Anschluß nach links sucht und ein Programm aufstellt, dem man zurufen möchte: Worte, Worte, Worte! — Eine evangelische Kirche, die eine größere Freiheit der Bewegung hat, ist der beste evangelische Bund.

---

## Berichtigung.

---

Herr Musik-Direktor Ludwig Meinardus ersucht uns, unsern Lesern mitzuteilen, daß in seinem Berichte auf Seite 36 f. des Januarheftes ein Irrtum enthalten ist. H. von Bülow hat in Dresden nicht — wie sonst gewissenhaft berichtende große Zeitungen erzählten — tschechische Musik aufgeführt, sondern zwei Konzerte von Beethoven. Demgemäß ist anzunehmen, daß die Zeitungs-Berichterstatter sich auch verfehrt haben, als sie aus dem, Herrn von Bülow gewidmeten „Pfeifen, Zischen, Töhlen und Schreien“ der Dresdener Patrioten heraus den Ruf nach Beethovenscher Musik zu vernehmen glaubten. —

Wir möchten dieser Berichtigung hinzufügen, daß selbstverständlich unser hochverehrter Mitarbeiter für die Zwecke der von uns erbetenen und von unsern Lesern mit so viel Anerkennung aufgenommenen vierteljährlichen musikalischen Rundschau zumeist auf Zeitungsberichte angewiesen ist, und daß also ein Irrtum wie der hier berichtigte trotz der dem Verfasser eigenen strengen Wahrheitsliebe wohl einmal mit hinübergenommen werden konnte. Am wenigsten gestehen wir aber der Bülow freundlichen Tagespresse das Recht zu, aus diesem Anlaß persönliche Verdächtigungen gegen den Verfasser in die Welt zu setzen, denn derselbe hat nie und nirgends die künstlerischen Verdienste Bülow's angetastet.

Die Redaktion.

---



## Neue Schriften.

### 1. Politik.

— Die Prostitution in Deutschland und ihre Bekämpfung. Auf Grund des vom Ausschuss der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft gesammelten Materials erörtert von Pastor F. Sturberg. (Düsseldorf, L. Böh u. Co.) 1886. Eine traurige und unerquickliche Frage, die hier behandelt wird, aber eine Frage, die bei der furchtbaren Größe des Schadens, um den es sich handelt, nicht totgeschwiegen werden darf. In der vorliegenden Schrift wird die Frage nicht in abgerundeter Weise behandelt — das hat der Verfasser in früheren Schriften gethan —, wohl aber neu gesammeltes und bisher noch völlig unbekanntes Material über die polizeiliche und ärztliche Behandlung des Lasters und seiner Folgen dargeboten — unentbehrlich für jeden, der sich gründlich mit der Frage beschäftigen will.

D. v. D.

— Der erweiterte deutsche Militärstaat in seiner sozialen Bedeutung. Von Gustav Tsch. (Leipzig, Tunder u. Humblot.) 1886. XII, 481 S. 8°.

Verfasser dieser Schrift hat sich durch Schriften volkswirtschaftlichen Inhaltes schon rühmend hervorgethan. Wir von der Armee können stolz sein auf die hohe Anerkennung, die er der moralischen und sozialen Wichtigkeit der Wehrpflicht zollt; eine Anerkennung, die den gelehrten Schriftsteller dahin bringt, das ganze soziale Leben und Wesen einer großen Nation auf die Kraut des Wehrsystems zu gründen.

Folgen wir in großen Zügen den Aufstellungen der sehr beachtenswerten Schrift. Auf einer Seite sieht sie in der Erziehung in dem deutschen Heere die gesunde Grundlage für die körperliche Entwicklung, für die Selbstüberwindung, die Gewöhnung an Strapazen und unweigerliche Erfüllung selbst der schwersten Pflichten, die Pflege idealer Gesinnung und die patriotische Begeisterung. Auf der anderen Seite erkennt das Werk auch die wirtschaftliche Bedeutung der Armee, indem es aus-

führt, daß die Arbeitslosigkeit sich bedeutend steigern würde, wenn z. B. plötzlich das ganze Heer aufgelöst und damit der Arbeitsmarkt von müßig werdenden Händen überschwemmt würde. Das weitere Ergebnis dieser Sachlage sei daher, daß man den Arbeitsmarkt auf immer günstigere Verhältnisse hinaufbringe, je mehr Individuen man demselben durch die Dienstpflicht entzöge. Verfasser glaubt daher statt eines, drei von jedem Hundert der Bevölkerung einstellen zu können, mit der Beigabe, daß neben der strengen militärischen Erziehung, unter Beibehaltung voller dreijähriger Dienstzeit, auch den Wehrpflichtigen Gelegenheit geboten würde, im Rahmen ihrer bisherigen Thätigkeit (Profession, Gewerbe u.) im Interesse des Dienstes Beschäftigung zu finden.

Und die Mittel zu dieser neuen Organisation will trotz der Entziehung von Steuerjahren, resp. Erwerbsfähigen, der Verfasser ausbringen durch Besteuern der Maschinen, welche die menschliche Kraft ersetzen, durch Luxussteuern und Verstaatlichung des Tabakhandels, des Versicherungswezens und anderer in dieser Beziehung schon in Aussicht genommener Artikel.

Man muß gestehen, der Gedanke hat bei der Verschärftheit des öffentlichen Lebens etwas Berlockendes, die Jugend, soweit sie sich in dem wehrpflichtigen Alter befindet, teilnehmen zu lassen an der selbstlosen Arbeit für einen gemeinsamen idealen Zweck, sie an Botsmäßigkeit, Ordnung, Reinlichkeit zu gewöhnen, sie körperlich durchzuarbeiten und zu fühlen, sowie unter kräftiger Kost und anstrengenden Kräftigungen zu tüchtigen Menschen heranzubilden; je mehr man sich aber mit den Einzelheiten der Ausführung dieses Planes beschäftigt, desto mehr häufen sich die Hindernisse, welche dem großartigen Plane entgegenstehen. Vollständiger Bruch mit dem Manifestum seitens der Regierung, vollständige Umwandlung der Volkstimmung, um Majoritäten für den kühnen Plan zu erhalten, wären die ersten Bedingungen zu der Grundlegung dieses Werkes. Dann würde ein Umbau des ganzen Besteuerungssystems folgen



müssen und nur erst allmählich mit der Erweiterung der Heeresabreze vorgegangen werden können. Sind selbst die Mittel geschafft, die Kasernen gebaut, denn in solchen will folgerichtigerweise auch die Wehrpflichtigen unterbringen, und die Plätze für die Übungen beschafft, so bleibt doch immer die Schwierigkeit, Disziplin in genügender Menge und von solcher Richtigkeit zu beschaffen, wie sie den dreifach gemachten Ansprüchen entsprechen. Denn das wird der Verfasser zugeben müssen, daß jede Verbreiterung von Verhältnissen auch eine Verflüchtigung derselben mit sich zu führen pflegt, und daß es kaum möglich sein wird, eine dreimal so große Armee als die jetzige in der gesunden Form zu erhalten, die ihr jetzt noch mit Gottes Hilfe zu eigen ist.

Schließlich noch eins! Wozu sollen die gar nicht in diese Schrift gehörigen Ausfälle auf den Hoiprediger Stöder dienen, und zwar von einem Manne ausgehend, der selbst bekundet, den selbstlosen, verdienten Mann noch nie gehört zu haben? Von einem so aufrichtigen Schriftsteller wie Tuch könnte man erwarten, daß er sich nicht der großen Mittelmäßigkeit der heutigen Gesellschaft darin anschließt, daß er einen Mann wie Stöder verurteilt, ohne sich auch nur die Mühe genommen zu haben, einen tieferen persönlichen Einblick in die geistliche Verhältnisse dieses begabten und hingebend fleißigen Mannes zu thun. Denn niemand kann einen Volksmann aus matten Auszügen seiner Reden kennen lernen. Wir bedauern das voreilige Urteil Tuchs um so mehr, als er wohl kaum einen wärmeren Verteidiger — nicht mit der Feder, sondern in der That — der großer moralischen Grundzüge seines Werkes wird finden können, als den Mann, den er so unmotiviert zum Gegenstande seines Angriffes macht. Das Buch ist im übrigen sesselnd und lehrreich geschrieben.

Sch . . . . r.

## 2. Kirche.

— Ueber die Begriffsbestimmung der Lüge im eigentlichen Sinne. Eine ethisch-theologische Studie von Richard Lode, lic. theol., ev. luth. Pfarrer in Schwegenitz. (Leipzig, Drecher.) 1886. 90 Pf.

Diese Schrift enthält des Anregenden viel, doch dürfte sie kaum allseitig befriedigen. „Wir gehen, um für unsere Untersuchungen ein festes Fundament zu gewinnen, von dem Satze aus: „Alle Lüge ist Sünde“, beweisen die Wahrheit dieses Satzes aus der heiligen Schrift und versuchen alsdann, das Wesen der Lüge als einer Sünde zu definieren, — freilich ein anderer Weg als der jener, die sich zuerst mühsam eine Definition des Begriffs „Lüge“ aufbauen, und dann ebenso mühsam nachzuweisen suchen, inwiefern die Lüge eine Sünde sei, welche Lügen Sünden seien, ob alle Lügen Sünden seien u. s. w.“ Auf dem Wege einer formell logischen, sachlich aus seinem sittlichen Bewußtsein geschöpften Untersuchung gelangt dann der Verf. zu der Definition: „Die Lüge ist eine subjektiv falsche Rede, verbunden mit dem Willen, vernünftige Menschen als solche zu täuschen.“ Aber das sittliche Bewußtsein, aus dem der Verf.

seine Definition entwickelt, ist nicht das aller Menschen, auch nicht aller Christen; oder werden sich viele ernste Christen finden, welche z. B. dem Satze des Verf. zustimmen: „Endlich möchten wir hier noch derjenigen Ansicht widerlegen, welche sagen, es liege eine „Kollüge“ vor, wenn jemand durch Drohungen oder Warnen gezwungen, subjektiv falsches aussage.“ — Obgleich der andere durch eine solche subjektiv falsche Rede vielleicht getäuscht wird, so ist dieselbe dennoch deshalb keine Lüge, also auch keine sog. „Kollüge“, weil in dem Bedrohten und Gekochten der Wille, dessen Lebendigkeit und Selbständigkeit zur Lüge erfordert wird, einerseits gelähmt, andererseits durch eine fremde Macht bestimmt ist.“ So etwas möchte vielleicht in eine juristische, aber nicht in eine ethisch-theologische Studie gehören. Uns scheint die vorliegende Schrift ihre Aufgabe nicht genügend gelöst zu haben. Unseres Erachtens kann die Frage um das Wesen der Lüge entsprechend nur beantwortet werden, wenn man von dem weiteren Sinne ausgeht, den das Wort *ψευδος* öfters in der Bibel hat, und daß man dann zeigt wie die Lüge (*ψευδος*) in diesem Sinne sich in mancherlei Weise kund thut auch in unmahrer, d. h. 1) dem Sachverhalt nicht entsprechender, also unrichtiger, 2) liebloser, 3) unweiser Rede — aber allerdings so, daß das Maß der Schuld in jedem besonderen Falle ein überaus verschiedenes ist, bis zu einem, man möchte sagen, fast verschwindenden Minimum herab. G. D.

— Den Armen wird das Evangelium gepredigt. Ein Jahrgang Volkspredigten über die Evangelien des Kirchenjahres von Adolf Stöder, Hof- und Domprediger in Berlin. (Berlin, Stadtmission.) 1887. 447 S. 3 M., geb. 4 M.

Stöders Predigten brauchen nur angezeigt zu werden — ihre Vorzüge sind bekannt. Durchsichtige Einteilung, klare Sprache, kurze und bündige Sätze. Und der Inhalt nicht akademische Theologie und Theorie, sondern Früchte vom grünen Baum des Lebens. Wer arbeitet, der erfährt etwas und ist dann auch im Stande aus der Erfahrung heraus die Töne zu treffen, die in jedem Menschenherzen anklängen. D. v. D.

— Bibelstunden über Evangelium Johannis Kapitel 13 — 17 von Wolfgang Friedrich Geß, D. theol. Generalsuperintendent. 3. Aufl. (Basel, C. Detloff.) 1886. 352 S. 80. 3,60 M.

Auch der Dankbare darf empfehlen, und ich gehöre zu den Dankbaren, die aus den Geßschen Bibelstunden über die Abschiedsreden des Herrn eine Fülle von Segen empfangen haben. Nach vieljährigem Gebrauche von Bessers Bibelstunden über neutestamentliche Schriften, namentlich zur Vorbereitung für Kanzelvorträge, darf ich jüngeren Amtsbrüdern versichern, daß sie hier viel unmittelbarer die Früchte des gründlichsten theologischen Studiums und zugleich die Ergebnisse reicher innerlicher Erfahrung und treuer Seelenführung einheimen können. Ich kann nur völlig zustimmen dem Urteil eines anderen, der die Geßschen Bibel-

stunden „ein Muster von zugleich belehrender und erbauender Schriftauslegung“ nennt. G. W.

### 3. Biographisches.

— Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804. Von Justinus Kerner. Zweiter unveränderter Abdruck. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 1886. 8°.

Am 18. September 1886 sind es hundert Jahre gewesen, seit Justinus Kerner, wohl nicht der größte, aber gewiß der eigenartigste und interessanteste von jenen Dichtern, die man zur sogenannten schwäbischen Schule zählt, in Ludwigsburg geboren ward, der Stadt, die unserer Wissenschaft und Dichtkunst schon so manchen hervorragenden Vertreter geschenkt hat. Man hat diesen Tag auch nicht vorüber gehen lassen, ohne ihn da und dort festlich zu begehen und in ausführlicher oder gedrängterer Weise das Leben und Wirken des Geseierten dem heutigen Geschlechte darzulegen. Es sind mancherlei Aufsätze und Schriften zu dem Jubiläum erschienen, die ihn als Dichter, Arzt und Vertreter eines weitgehenden Nützlichismus darstellen. Unter ihnen mag manches sein, das auch nach der Jubiläumzeit noch seinen Wert behält. Sicher die beste Jubiläumsgabe ist aber die neue Auflage des oben namhaft gemachten Buches. Als es zum erstenmal (1849) erschien, damals bei Fr. Vieweg in Braunschweig, war eine aufgeregte Zeit, in der die Menschen nicht Zeit noch Lust hatten, sich viel mit dem Leben eines Kneben zu befassen, das in ruhigen Verhältnissen deklauiert wenig Außergewöhnliches bieten konnte, das ein Dichter beschreiben hatte, der sich mit dem Buche an solche wendete, die der Politik müde wären, und der forderte, es mit jener Unbefangenheit zu durchlesen, in der es geschrieben wurde. So fiel dem Buche kein ganz glückliches Los und die Buchhändler wissen zu erzählen, es sei viel Angebot davon gewesen aber wenig Nachfrage. Dann aber sei es anders gekommen: in den letzten Jahren sei viel danach gefragt und gesucht worden und die Antiquare haben es gut bezahlt. So mag denn auch vom geschäftlichen Standpunkte die neue Auflage des Buches kein unglückliches Unternehmen sein. Wir wünschen es; denn es verdient die weiteste Verbreitung. Es verdient sie durch seinen Inhalt. Ein doch immerhin bedeutender Mann erzählt von den Jahren seines Heranwachsens. Sie verlaufen wohl ruhig und gewöhnlich. Aber sie fallen in eine merkwürdige Zeit und allerlei Geschehnisse spielen herein in dieses träumerische Knabenleben. Karl Eugen, der prunkliebende Herzog, regierte damals noch über Württemberg. Ludwigsburg war seine glänzende Sommerresidenz. Die Erinnerung an ihn und Franziska von Hohenheim sind Kerner im Nebel schwimmende. Aber heller im Gedächtnis ist ihm die Gestalt Schubarth's, des vom Asperg wieder Befreiten. Heller auch die „letzte Fieserung“ der an Holland verkauften, nach dem Kap bestimmten Truppen, wie sie unter Abführung von Schubarth's Kaplein („Auf, auf ihr Brüder und seid stark!“) die Schloßallee hinabziehen. Er erinnert sich des Zug's bei des Herzogs Leibes-

gänglichnis und des in diese Zeit fallenden Aufenthaltes Schillers in Ludwigsburg. Die französische Revolution beginnt ihre Einflüsse in Deutschland zu üben. Der Bruder Kerner's, Georg, dem Wohlwoll ein eigenes Buch gewidmet hat, wird in ihren Strudel hineingezogen. Dessen denkwürdiges Leben beschreibt er bis zu seinem Tode. 1795 zieht sein Vater als Oberamtmann nach Maulbronn; die abgelebene Lage dieses Ortes und das berühmte Cistercienserkloster versehen nicht, auf des Neunjährigen Phantasie zu wirken, dem alles Lernen schwer wird, bei dem immer das intellektuelle Leben vom Gemüthsleben überragt wird. Er liest nun viel. *Campe's Robinson*, *Rufäus's Volksmärchen*, „Tausend und eine Nacht“, und jene *Vollsbilder*, wie sie zu Keutlingen noch heute „gedruckt in diesem Jahr“ herauskommen, sind ihm die liebsten Bücher seiner Knabenzeit gewesen. 1799 zieht er nach dem Tode des Vaters wieder nach Ludwigsburg zurück. Nach mancherlei Versuchen und Leiden bei allerlei Handwerk wird es ihm möglich, 1804 die Universität zu Tübingen zu beziehen, um dort Medizin zu studieren. Mit der Schilderung dieser Wendung bricht leider auch die Biographie ab, die von recht vielen gelesen zu werden verdient auch wegen ihrer durchaus künstlerischen Form. Hermann Fischer nennt beim Artikel „Kerner“ in der *Allg. deutschen Biographie* das Buch „eine reizende autobiographische Schrift“; . . . „sehr anziehend und romantisch geschrieben, voll Empfindung und Humor, ist das Buch zugleich eine Fundgrube altwürttembergischer Erinnerungen.“ Dieses Urtheil kann nicht als zu hoch gegriffen bezeichnet werden. J. A.—r.

— Adolph Monod. Lebens- u. Erläuterungen und Briefe. In deutscher autorisierter Uebersetzung und Bearbeitung von Max Reichard, Konfistorialrat in Posen. Mit einem Bilde A. Monod's. (Gotha und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 1887. 854 S. 5 M.

Drei Jahrzehnte ruht der gesegnete Zeuge Christi, A. Monod, im Grabe, welcher durch die Tiefe eines Sündenbewußtseins, wie es seit Luther wenige besessen haben, sich zu der Gewißheit des Gnadensandes durchgearbeitet und daher zu einem erfahrungsmäßigen Zeugnis von Christo gelangt war. Aber wie wir immer wieder gerne zu den wundervollen Meisterstücken französischer evangel. Predigt, la Femme, St. Paul, le Fatalisme, Trostard u. s. w. greifen, so wird auch das Zeugnis seines Lebens und die wirkende Glaubenskraft, von welcher seine Reden und Briefe überströmen, nicht aufhören, ein energischer Antrieb zum Leben unter dem Kreuze Christi und zu einem: „Errettet eure Seelen“ zu werden. Und dankbar werden wir darum jede Schrift begrüßen, welche uns wie die vorliegende in das innerste Wesen Monod's einführt. Geboren zu Kopenhagen am 21. Januar 1802 als Sohn des späteren Pfarrers von Paris Jean Monod, aus dessen Ehe mit der hochbegabten und auf ihre Kinder in jeder Hinsicht einflussreichen Luise von Bonin 12 Kinder stammten, hatte Adolph in Genf die damalige rationalistische Theologie lernen gelernt, zugleich aber durch drei Freunde (Gaußin, Scholl und den

Schotten Erdline) die ersten Anregungen zum Glauben erhalten. Auf einer italienischen Reise machte er 1826 die Bekanntschaft des preussischen Postkassiers in Rom, Freiherrn von Bunsen, der ihm die dortige Gefandtschafts-Kapelle zu Gottesdiensten für die durchreisenden Fremden einräumte und ihm ein treues Andenken bewahrte. Kurze Zeit darauf wurde er zum Prediger der reformirten französischen Gemeinde in Neapel berufen, und hier war es, wo Monod in furchtbaren Seelenqualen sich von seinem Heilande durchtragen ließ zum Hohen der Gnade. „Er mußte“, wie er seiner Mutter schrieb, „den Kelch der Oede, des Zweifels, der Verbitterung, welchen Gott in seiner Güte vielleicht ihm in die Hand gegeben habe, leeren“, bis er endlich den Frieden Gottes nicht aus eigener Bemühung noch Kraft, sondern durch den heil. Geist finden sollte. Am 21. Juli 1827 auf offener Straße in Neapel trieb ihn die Verzweiflung seiner Seele zu dem Worte 1. Kor. 12, 4 (Niemand kann Jesum einen Herrn x.) und der heil. Geist führte sein Herz in die Rechtsfertigung aus dem Glauben ein, aus welcher er sein Lebenlang gepredigt und gewirkt hat. In Lyon, wohin er 1828 berufen wurde und woselbst er sich mit M<sup>rs</sup> Hannah Honnman aus Schottland verheiratete, kam der erste Reize bald in Konflikt mit den vorhandenen landeskirchlichen Zuständen. Auch der ihm freundlich gesinnte Kultusminister Baron von Cuvier konnte seine Ablehnung nicht hindern (10. April 1832). Es war die Frage nach Kirchen- und Abendmahlszucht, welche diesen Ausgang herbeiführte. Monod konnte bei der herrschenden Verwirrung schließlich das Abendmahl gemessenbar nicht mehr austheilen (— seine Kollegen weigerten sich schändlicherweise, dem Bedrängten durch ihre Ausschilfe Zeit zu weiterer Prüfung zu geben —). Aus der großen Gemeinde sammelte sich aber ein Häuflein treuer Christen um den Verstoßenen, und so wurde er 1832—36 Pastor der freien evangelischen Gemeinde in Lyon. Alle separatistische Engherzigkeit war und blieb ihm jedoch fremd. „Durch unermüdliche Geduld, Selbstverleugnung, Wachsamkeit und Milde, durch Gebet und Ermahnung gelang es ihm, den Geist evangelischer Frömmigkeit, den er ihr stets ersehnte, der Yponer freien Gemeinde aufzutragen.“ Ein reiches christliches Glaubens- und Liebes-Leben erwachte in der Gemeinde (S. 116 ff.); aber auch die Hilfe des Herrn durfte M. und seine Gemeinde reichlich erfahren. Freilich begannen jetzt auch seine Klagen und Kämpfe um die „Kirchenfragen“. Wir sehen hierüber einiges aus seinen Briefen hieher, wenn auch nur zu einem Trost für die mit gleichen Nöten in der deutschen evangelischen Kirche Beladenen. „Ach, möchte es dem Herrn gefallen, uns doch einmal von den Sorgen zu befreien, welche uns aus all diesen Kirchenfragen erwachen! Wie dankbar wüß' ich ihm dafür sein! Ach, möchte sein guter Gotteswille am Hirten und an der Herde geschehen und unser eigener Wille gebrochen, zertrümmert, vernichtet werden! . . . Unsere Plage ist die Frage betreffend die Organisation unserer Gemeinde. — Ich kenne keine Kirchenverfassung,

die mir genügen würde. Es scheint mir oft, als sei die Kirche allenthalben über diesen Punkt in eine entsetzliche Verwirrung geraten, welche schließlich mit dem Abfall der römischen Kirche vom Glauben zusammenhängt. Allerdings haben wir ja noch die heil. Schrift als Norm der Lehre . . . Was aber die Kirchenzucht anbelangt, welche meist der Tradition und Sitte überlassen geblieben ist, so hat das einmal zerrissene Band zwischen der apostolischen Gemeinde und der Kirche unserer Tage nicht wieder angeknüpft werden können. Es scheint es mir, als müßten wir uns mit dem Öberingen, was wir haben, in betreff der Leitung unserer Gemeinden begnügen, und vom Herrn erwarten, ob er und neue Ordnungen beschicken wüß. Ich bin darüber mit einem englischen Geistlichen in Unterhandlungen getreten. — Er ist der Ansicht, daß die meisten Kirchen des Festlandes nicht richtig organisiert sind, da zu einer guten Kirchenordnung drei Elemente gehörten: der Bischof, das Presbyterium und das Volk x.“ Aus selbstherrlichen Gebräuchen mit Katholiken — und viele geistlich Gewachte suchten seinen Berkehr — entstand seine Schrift „Conférence entre quelques catholiques romains et l'auteur“. Aus solchen Konferenzen bestand bald ein namhafter Teil der Yponer freien Gemeinde. Auch die Frage der katholischen Kinderverziehung bei gemischten Ehen trat an ihn heran. Seines Erachtens darf man ein Versprechen nicht halten, das zu einer dem Herrn mißfälligen That verpflichtet, und ein solches Versprechen sei es, wenn man katholische Kindererziehung verspricht. Seinen vollen Beifall hat Barret Ampouy in Havre, der einer gemischten Ehe den Segen des Amtes verweigerte, weil vor der Trauung der evangelische Gatte katholische Kindererziehung versprochen hatte. Dabei mitzuwirken sei eine Entwürdigung der evangelischen Kirche. Schon in seiner ersten Yponer Periode hatte Monod das Anrühren der Arbeiterbataillone erlebt, und niemand hat seltzer und besser diese Erscheinung erklärt: „Was bedeutet diese ganze Erschütterung anderes, als daß die Sünden des einen Standes über die des anderen prallen?“ — Wie wenig aber A. Monod aus der Freikirche eine Seligheitsfrage machen wollte: wie ganz und gar sie ihm eine Frage der kirchlichen Ordnung blieb, geht am besten aus der Art und Weise hervor, wie er 1836 dem Rufe an die theologische Fakultät zu Montauban folgte, ausdrücklich erklärend, „daß ihm diese Berufung so wichtig sei, weil sie den Weg zur Wiederherstellung seiner Thätigkeit in der Landeskirche biete.“ „Ich fühle mich glücklich, der Landeskirche wiederum in unmittelbarer Weise dienen zu dürfen und in näherem Berkehr mit Ihren Geistlichen zu treten.“ Obwohl kein zünftiger Theologe, hat M. den Beweis geliefert, daß das akademische Lehramt einen anderen Zweck hat, als Bücher zu schreiben. Sein Amt nötigte ihn, sich mit der deutschen Theologie, besonders mit Alexander, Tholud, auch Harles, bekannt zu machen. Wissenschaftliche Arbeiten verfaßte er nicht. Wohl aber entstand damals seine gegen Rom gerichtete Schrift: „Lacile ou la lecture de la Bible“ (1841). Eine Priemipische Bajectur in

Gräfenberg in Schiessen wurde M. Anlaß zu einer Reise nach Norddeutschland. Tholud, Leo, Guericke in Halle, Schelling, Noander, Hengstenberg u. in Berlin (wofelsbit er auch vom König Friedrich Wilhelm IV. zur Tafel geladen wurde und im französischen Dom predigen durfte) machten großen Eindruck auf ihn. „Inmitten all der verschiedenen Schattierungen ist es doch unendlich erfreulich, zu sehen, welsch' ein großes Gemeingut allen denjenigen als Eigentum gehört, die den Herrn Jesum Christum lieb haben.“ Darum trat er darum für die evangelische Allianz ein. Er wohnte schon ihrer ersten Hauptversammlung (1846) bei. Viehlicher als alle kirchenpolitischen Auseinandersetzungen ist dabei, was der ernste Mann von dem Besuche in einer Anstalt zur Heranbildung armer Mädchen zu Dienstboten berichtet. „Sie stimmten ein Lied an, dessen Weise mir tief ins Herz drang; vor mir stand ein seltsam kleines Ding, nicht höher als ein Zwerg, das seinen Mund weit aufthat, um ebenso laut wie die anderen zu singen. Der Schlußreim, der bei jeder Strophe wiederkehrte, lautete: „And crown Him Lord of All.“ (Kröne Ihn, Jesum, zum König über alles!) Als ich so diese lieblichen Kinder hörte, wie sie alle Geschöpfe — — aufforderten, sie möchten doch Jesum zum Herrn über alles krönen, da brach mit das Herz und ich konnte nur weinen statt weiter mitzusingen. Da wurde mir wieder so recht klar, wie doch Jesus Christus der wahre, der lebendige Gott ist, weil er die Kindlein zu sich ruft! Ja, mit dem Herzen muß man glauben, nicht mit dem Verstand! Die ganze theologische Kritik wird in meinen Augen durch dies arme kleine sechsjährige Ding aufgewogen, welches seinen Mund weit aufthat, um Engel und Menschen anzusprechen: „And crown Him Lord of All.“ — In die Zeit des Montabaurer Aufenthaltes fällt auch Monods nähere Verbindung mit dem tongenialen Alex. Vinet in Lausanne. Das Jahr 1847 rief Monod endlich nach Paris. Beim Ausbruch der Revolution fand er keine Freundigkeit in sich, als Kandidat für die Nationalversammlung auszutreten. Ihn erfüllte in dieser Verwirrung je länger je mehr die Ahnung, daß die Weissagungen der heil. Schrift die letzten, großen Heimfuchungen der Kirche als nahe bevorstehend verkündigen dürften. Dagegen war er ein eifriger Mitarbeiter der außerordentlichen Generalsynode (der ersten seit der Reformationszeit), und sein Eintreten für die Landeskirche, die ihn einst abgesetzt hatte, rettete diese. „Er wollte weber den Staub von seinen Füßen über sie schütten, denn noch durfte Gottes Wort frei von ihren Kankeln herab verkündigt werden, noch wollte er sie dem Liberalismus zur Beute überlassen, denn je länger je mehr hatte sich durch den Dienst dieser Kirche das göttliche Leben im Lande verbreitet. Sie den ungläubigen Geistlichen preisgeben, wäre ihm deshalb, angesichts der den Gläubigen gestellten Aufgaben, als eine Flammenflucht erschienen, die Gottes Wort verbietet“ (S. 223). Schmerzlich war es für ihn, daß sein ältester Bruder Friedrich mit einer Minorität aus der Landeskirche austrat. Aber in welcher Liebe blieben beide verbunden! „Wir haben

beide mit aufrichtigem Herzen danach getrachtet, Gottes Willen zu erkennen, und sind zu verschiedenen Zielen gelangt. Wohlani! Jeder von uns thue das Wert, das ihm befohlen ist, er durch seinen Austritt, ich durch mein Weiben.“ Als der jetzt vom bloßen Hissprediger an die Stelle seines Bruders Friedrich beförderte Adolph einst die zur Synode versammelten Geistlichen der Freikirche zu sich einlad, schrieb er: „Ich gebe den Brüdern zu Ehren diese Gesellschaft, trotz der Randglossen einiger engherziger Weiser in unserer Landeskirche, mit denen ich niemals mich vollkommen verständigen werde: ich brauche mehr Lust und Licht als sie.“ Daß aber Ad. M. in der Landeskirche keineswegs einer Gleichberechtigung aller Standpunkte das Wort rebete, wenn er auch vielleicht die Ueberreste von christlichen Lebensmomenten in ihr überschäpfe, beweist sein Wort gegen seinen Nessen Jean Monod, Prof. in Montabaur: „Bei Euch herrscht, Gottlob, das positive Element noch vor. Euch würde ich ganz gerne an die Stelle aller Arten Orthodoxen treten sehen, nicht aber die „Linken“, denn diese halte ich für unsäglich, überhaupt ein Amt in der Kirche zu versehen, da sie nicht im Stande sind, das apostolische Glaubensbekenntnis mit gutem Gewissen zu lesen.“ (S. 237.) — In dieser Zeit seiner Pariser Thätigkeit stand A. M. auf der Höhe seiner Entfaltung und Anziehung. Lacordaire, der große Redner der römischen Kirche, soll damals, als er ihn im Oratoire gehört hatte, ausgerufen haben: „J'ai trouvé mon maître.“ Bewunderungswürdig war dabei der glühende Eifer seiner Arbeit, der ihn verzehrte, und die ungeschwächte Demut, welche ihn erfüllte. Von ihm rührt das geflügelte Wort her, welches er einer Enthusiastin auf ihren Ruf: „Ah! que c'est beau!“ antwortete: „Le diable me l'avait dit avant vous.“ Seine gewaltigen durch ganz Europa und America bekannt gewordenen Predigten, La femme, S. Paul, Marie Madeleine, Tropicard (über das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum, wohl die erschütterndste seiner Predigten), entstanen dieser Zeit. Bald nahte der Abend. Am Pfingsten 1855 predigte er zum letztenmal im Oratoire. Ein furchtbares Nierenleiden stellte sich ein. Auch auf dem Krankenbette wartete er noch des priesterlichen Amtes, und ein Familienrat, wie er die sieben Brüder und vier Schwestern am 6. October um Adolphs Krankenbett versammelte, dürfte wohl selten sein. Durch sein auch jetzt noch geführtes Tagebuch klingt jetzt der Ton: „Ich habe oft und viel von der Nachfolge Christi unter dem Kreuze gepredigt — jetzt würde ich noch ganz anders darüber predigen.“ Er fand sogar noch Kraft, ein längeres Gedicht über die Auferstehung Christi zu verfassen. Ein lieblicher Trost war ihm ein Brief eines katholischen Piarres (Abbe Martin de Roelien), auch ein Zeugnis aus der Einen katholisch-christlichen Kirche. Am 6. April 1856 holte ihn der Herr heim. Konfessionalkrat Max Reichard, der einst vor 30 Jahren im Krimkrieg bei dem Tode eines Nessen Monods in nahe Beziehung zu ihm getreten, hat uns in der vorliegenden meisterhaften Bearbeitung des französischen Textes eine Erinnerung

an den treuen Zeugen geschenkt, die auch formell meisthaft genannt werden muß. Ein treffliches Bild Monods steht voran.

B.

F.

## 4. Philosophie.

— Logik von Dr. Friedrich Harms, weil. o. Prof. d. Philos. a. d. Universität zu Berlin. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Dr. Heinrich Biese, evang. Pfarrer zu Triebusch. (Leipzig, Th. Griebens Verlag [V. Fernau].) 1886. XII. 308 S. 8°.

Harms scheint Eklektiker gewesen zu sein. So auch erscheint es nach diesem Nachlaß. Ein bestimmtes System tritt nicht hervor. Man kann kaum sagen, daß der Verf. für eine der herrschenden Denkweisen sich vorzugsweise interessiere. Die Urteilsformen Kants werden indes, ohne genügende Gründe anzugeben, verworfen. Dies zur Charakteristik der vorliegenden Logik, welche, wie sie selbst sagt, das notwendige Komplement zu der 1884 veröffentlichten „Metaphysik“ ist.

Der Verf. geht von der Frage aus, ob Sein und Denken einander decken? Es hängt davon, wie diese Frage beantwortet wird, die weitere ab, ob Metaphysik und Logik als zwei selbständige Disziplinen zu betrachten und demnach zu behandeln sind, oder als Glieder eines Ganzen, und muß die Philosophie dies entscheiden, so führt ihn dieser Gesichtspunkt zu seiner Arbeit.

Diese verläuft in den Abschnitten: Begriff der Logik — System der Logik. Letztere hat die Unterabteilungen: Elementars- oder Prinzipienlehre — Das reale Prinzip des Denkens, die Anschauung — Die Erkenntnisart des Denkens — Die Methodenlehre.

Uebrigens eine Bemerkung. Keinen könnte man mit Verf. wegen Bestimmung des Wesens der „Wahrnehmung“. Wir halten dafür, daß sie, dem Sprachgebrauch gemäß, sinnlicher Art sei, nicht geistiger. Dies aber führt uns wieder auf das Verhältnis von Sein und Denken. Ihre Uebereinstimmung ist nach Harms: die Wahrheit. Sie ist „das Sein, welches mit dem Denken übereinstimmt, und das Denken, welches mit dem Sein korrespondiert. Sie hat Sein und Denken in sich. Beide zusammen sind ihre Elemente. Es gibt kein Denken ohne ein Sein; es gibt aber auch kein Sein ohne ein Denken.“ (S. 95.)

Damit sind wir denn wesentlich auf den Standpunkt Hegels wieder zurückgetreten, welcher die Logik zur Metaphysik macht.

Der mit den früheren Schriften des Verf. bekannt ist, etwa mit seinen „Vorgelagerten zur Philosophie“ (Braunschweig 1852) oder mit seinen „Abhandlungen“ (Berlin 1868) oder mit seiner „Philosophischen Einleitung in die Encyclopädie der Physik“ (Leipzig 1869), der wird das vorliegende Werk gern einsehen. H.

— Franz von Baaders Leben und theologische Werke als Irerbegriff christlicher Philosophie. Vollständiger wortgetreuer Auszug in geordneten Einzelfäßen durch Johan ues Claassen. Bd. 1. (Stuttgart, Steinfop.) 1886.

Das Beste zur Einführung in Baaders Philo-

sophie hat Prof. Dr. Fr. Hoffmann (in Würzburg) gethan in den zwei ersten Bänden seiner „Philosophischen Schriften“. Diese beanspruchen freilich ein gründliches Studium nicht nur ihrer selbst, sondern auch der Schriften Baaders. Bequemer sucht Claassen die Bekanntheit mit Baaders System einem größeren Publikum zu machen, indem er „wortgetreue“ Auszüge aus Baaders Schriften, in denen bekanntlich von systematischer Anordnung keine Rede ist, rubrikenweise zusammenstellt. Das ist in der That dankenswert und würde dies in weit höherem Grade sein, wenn der Herausgeber wirklich wortgetreu verfahren wäre und nicht fortwährend seine eigenen Gedanken in die Baaders eingemengt hätte. Wenn der letztere den Vorzug seiner Philosophie als einer im Dienste des Christentums stehenden vor den un- und widersprüchlichen Systemen gelegentlich mit Nachdruck und Zuversicht hervorhebt, so sieht Claassen darin einen Mangel an Demut, ja (S. 94 u. a.) einen Beweis, daß es Baaders an der „wahren Wiedergeburt“ gefehlt habe; uns aber will es den Eindruck machen, daß Baader trotz jenem scheinbaren Selbstgefühl (in Wahrheit ist es ja sein Haupttag gewesen: „ich erkenne nur insonder Zeit erkannt bin“, und niemand war ensterner, als er, dem Selbst und dem Ich ein Verdienst zuzuschreiben) doch weit demüthiger gewesen sei, als sein neuester Epitomator, der sich stets über ihn stellen und den tiefstünigsten Mann unserer Zeit schulmeistern zu dürfen meint. Daß wir damit nicht zu viel sagen, läßt sich unschwer belegen. Von tiefem Schmerz erfüllt, daß die „Wissenschaft“ damals (1824) sich in feindseligen Gegensatz zur christlichen Religion stellte, ging Baader mit dem Gedanken um, daß das hochkonservative und damals vom Einfluß der Fr. v. Ardenner berührte Rußland der geeignete Boden zur Gründung einer Akademie für christliche Wissenschaft sein möchte, und unternahm eine kostspielige und beschwerliche Reise dorthin, um diese Gründung zu betreiben. Das war an sich doch nicht so uneben oder thöricht. Nun erwiesen sich freilich die russischen Zustände schon damals verrotteter, als er dachte, und es kamen noch rein äußerliche Verwickelungen und Mißgeschick (unbegründeter polizeilicher Verdacht gegen einen, Baaders persönlich nahestehenden russischen Freund) hinzu, die das Unternehmen scheitern machten. Wir könnten das einfach in die Worte zusammenfassen: Der Feind wußte Untraut zu sein. Wie urteilt nun aber Claassen? Schon wenn Baader in seinem Reisebericht sein Unternehmen ein „reiu dem Interesse der Wissenschaft und der Religion gewidmetes“ nennt, so setzt Claassen hinter das Wort „Religion“ in Klammern ein Ausrufungszeichen. Dann sagt er S. 76: „Baaders Reisegründe waren menschlich gutgemeint wie sein ganzer religiös-wissenschaftlicher Trieb und Plan; allein jene wie diese entbehrte der göttlichen Berufung, Weisung und Leitung von Anfang bis Ende, und darum auch des göttlichen Segens. Alles war im Grunde das Werk der Eigenheit [soll wohl heißen: Selbstheit], und nicht der Geistesheiligkeit in Gottes Willen und Weisung.“ Claassen hält es für einen „Irrtum, es sei der Religion

durch Wissenschaft aufzuhelfen". Ist es vielleicht auch ein Irrtum, daß eine ungläubige Philosophie und Naturwissenschaft Hunderten von studierenden jungen Leuten zum Fortschritt geworden und sie in ihrem christlichen Glauben irre gemacht hat? Wofür hat denn H. Baaders System „eine Apologie des Christentums“ genannt und überhaupt sein Buch geschrieben, wenn es so gar thöricht ist, „der Religion durch Wissenschaft aufzuhelfen“ —? Schreibt Baader von einer „Reformation der Religionslehre und Uebung auf wissenschaftlichem Boden“, die er begründen wolle, und schreibt er, daß er bei der Herausgabe von *Zal. Böhmers* Schriften „nicht bloß mit Fleisch und Blut werde zu kämpfen haben“ — jedesmal macht Gaaßen sein Ausrufungszeichen in Klammern dazu, als ob Baader etwas Tummles geschrieben habe. Wer sich so hoch erhaben dünkt über einen der tiefsten christlichen Philosophen, der hat kein Recht, S. 128 zu sagen: „Dirbei vergessen wir nicht, daß das Genie nichts taugt, wenn es sich selbst für Genie hält und nicht demüthig ist.“ Diese Worte passen nicht auf den innerlich wahrhaft demüthigen Baader. Denn niemand hat lauter und freudiger belanut — ja es als oberstes Prinzip seiner Erkenntnislehre hingestellt —, daß er alle Erkenntnis, die er habe, empfangen habe. Bei solcher Demuth vor Gott hatte er ein völliges Recht, hohlen Köpfen gegenüber den Vorzug und Wert seines philosophischen Systems zu behaupten und zu verteidigen, während Gaaßen kein Recht hat, S. 87 von ihm zu sagen: „Baader, der so Hochbegabte, war nicht genugsam Herr seines eigenen Geistes, und solches darum nicht, weil er die Kraft des Gottesgeistes nicht genug gebrauchte“ — hier wäre man versucht, ein Ausrufungszeichen in Klammern beizusetzen — „er hielt seine Weise, seine Meinung fest und wollte auf seine Art Gottes und der Wahrheit Reich ausbreiten. Aber dies Reich der Wahrheit und der Liebe gedeiht nur bei denen, welche ihr höchstes und bestes natürliches Eigen“ — war Baaders seltsamster Christenglaube ein natürliches Eigen? — „immerdar in den Lob geben.“

Wie in der Religion, so meint H. auch in der Wissenschaft Baadern meistern zu können. Schon darin, daß er in den angeblich „wortgetreuen“ Auszügen aus Baaders Schriften hergebrachte termini technici mit deutschen Ausdrücken vertauschen zu müssen glaubt: Intelligenz mit Geistwesen, Identität mit Einheit, Konstitutiv mit begründend, abstrakt mit gelöst, kontrast mit wesenhaft u. s. w. Ungeachtet der und irreführender konnten diese Uebersetzungen nicht gemacht werden; es ist ein wahrer Vandalismus, der hier an Baaders Worten begangen wird. Sodann meint der Verf. durch unaussprechliche Einschlebel in Klammern dem Gedankengang Baaders auf die Weine helfen zu müssen. Wenn diese Einschlebel nur dazu dienen, den Leser übersichtiger zu belehren, ob ein Genitiv gen., subjecti oder objecti sei, oder eine der oft sehr gedrängten Capstruktationen Baaders durchsichtiger und wasserheller zu machen, so läßt man sie sich noch gefallen. Wenn aber in eine philosophische Definition irgend eine, sicher gar nicht dahin-

gehörige Katechismuswahrheit eingemischt wird, so muß man lachen; und wenn vollends mit einem „vielmehr“ oder sonstwie ein Gedanke Baaders sortigiert und vermeintlich verbessert werden soll, so ärgert man sich.

Mit diesen Ausstellungen soll dem Buche sein Wert nicht abgesprochen werden. Baaders Philosophie ist so tief, so reich und fruchtbar, daß diese Auszüge trotz der entstellenden Zuthaten ihren Wert behalten, und die systematische Anordnung derselben bleibt äußerst dankenswert. Wie möchten aber zum Schlusse doch den dringenden Wunsch aussprechen, daß der Verfasser wenigstens im zweiten Bande diese Auszüge wirklich „wortgetreu“ geben und des Reichtums sich enthalten möge.

## 5. Poesie.

— *Parcival*. Nittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum erstenmal übersetzt von San-Marie. (Dr. hon. phil. Albert Schulz.) 3. verb. Auflage. 2 Bde. (Halle, Max Niemeyer.) 1887. XCII, 328; XXVI, 482 S. 8°.

Die Faten allein schon der drei Vorreden, die dieser Arbeit des hochverdienten *Parcivalforschers* vorgebrucht sind, geben uns Grund genug, den Verf. von Herzen zu beglückwünschen; enthalten sie doch ein ganzes langes Menschenleben, dessen „wenige einem ernstern Lebensberufe abzumühenden Erholungsstunden mit Liebe und freudiger Ausdauer“ diesem Werke gewidmet worden sind: 1835 — 1857 — 1886. Wie wenigen Sterblichen ist es vergönnt so lange Zeit einem großen Zwecke zu leben, und was umschließt nicht alles ein solcher Zeitraum an Freud und Leid! Aber auch vor allem seiner wohlgelungenen Arbeit selbst wegen ist der Verf. zu beglückwünschen. Wenn er es nicht bloß als litterarisches, sondern auch als nationales Bedürfnis und Verdienst betrachtet, Wolfram in allgem. verständlicher, von poetischem Geiste getragener Sprache reden zu lassen und, ohne der Treue zu nahe zu treten, seiner Uebersetzung möglichst den Schein freier Dichtung zu geben, so gestehen wir gern, daß er diesem Bedürfnisse reichlich Rechnung getragen und dieses Verdienst in hohem Maße sich erworben hat.

Ein leicht abzußchöpfender Genuß wird uns in Wolframs *Parcival* allerdings nicht geboten. Diese Worte *Silmar's* werden, wie *San-Marie* bereitwillig anerkennt, auch nach dem Erscheinen seiner Verbeugung ihre Gültigkeit behalten. Der Umstand, daß *San-Marie* so eingevand und mit solcher Liebe sich in die Worte *Parcival's* vertieft hat, wie kein anderer, erklärt es uns, daß er da, wo die übrigen Leser Schwächen des Dichters erblicken, gerade besondere Vorzüge zu entdecken vermag, daß er, wo andere Ueberflüssiges und Ungehöriges tabeln, wichtige Terte des tief durchdachten Werkes preisen kann. Wir bezweifeln, bei aller Anerkennung der großen und einzigartigen Schönheiten *Parcival's*, daß je eine größere Anzahl Bewunderer des Dichters so weit in sein Verständnis eindringen, daß sie geneigt sein werden, sich dem weitgehenden Urtheile *San-Marie's* überall anzuschließen. Unseres Erachtens würde das erst recht nicht geschehen,

wenn „das Ideal der Fachgelehrten (?), daß Wolframs Werke von männiglich in der Ursprache gelesen werden“ erreicht wäre. Ebenso werden nur wenige mit San-Marie das Ganze als dichterische Darstellung eines Weltgerichts anerkennen (Einleitung E. LI). Mag man immerhin Wolfram in seinem Wollen dem großen Florentiner zur Seite stellen, des Unterschiedes in der Ausföhrung ihrer Gedanken muß man sich dabei bewußt sein. Wolfram selbst würde staunen über die von San-Marie nachgewiesene und bis ins Einzelste mit Bibelstellen ausführlich belegte Uebereinstimmung seiner Anschauungen mit der evangelisch-christlichen Lehre.

Doch nicht von den mancherlei anzuzweifelnden Ausföhrungen der Einleitung zu San-Maries Werk wollen wir reden, so wenig man sie auch mit Schweigen übergehen kann, sondern von seiner Uebersetzung selbst. Dabel haben wir mit Dank anzuerkennen, daß es dem Verf. gelungen ist, seine durchaus zu billigen Grundzüge der Uebersetzung (E. XXII.) geschmackvoll durchzuführen. Besonders zu loben ist die dezente Art, in der er Wolframs oft sehr realistische Darstellung zuweilen glücklich gemildert hat, so z. B. Buch III, 167 und Buch VIII, 406, 407 bei der Scene zwischen Garwan und Antifone. „Bornierter Materialismus, engherziges Vorurteil und blinde Einseitigkeit“, um die sich, beiläufig gesagt, der Verf. etwas allzusehr kümmert, werden ihm das freilich nicht Dank wissen.

Da San-Marie selbst seine Uebersetzung nicht für unverbesserlich hält (Einleitung XXII), glauben wir ihm und einer folgenden Auflage einen Dienst zu thun, wenn wir uns einige kleine Ausstellungen erlauben. Zu drastisch erscheint uns der Ausdruck III, 132, 2:

„Indem er tücht'ge Knollen aß  
Und lange Büge dazu trank“

„einen guten kropf er a3“ heißt es mittelhochdeutsch. „Brod“ würde es auch thun. In demselben Buche ist, trotz der in den Anmerkungen gegebenen Erläuterungen, die allerdings schwer wiederzugebende Stelle nicht recht gelungen 151, 26, an der Keze das Lachen Kinnweares straf:

Ihrem Rücken erlich er die Formel vom Eld,  
Doch formuliert er ihm andern Bescheid  
Mit einem Stoß in lausendem Schwange.

Auch könnte vielleicht eine etwas andere Wendung gewählt werden Buch VIII, 409, 10:

Und müent äne not ir lip  
Unnöthig zwiebeln ihre Leiber

und Buch X, 535, 20—24. Im zehnten Buche 458, 22—24 ist die Bedingung logisch nicht ganz richtig wiedergegeben.

Nicht stimmt die Schidlichkeit Euch bei,  
Daß Ihr dem Wirte widerstreitet,  
Sofern nicht Unart Euch verleiht.

Das würde doch heißen: sofern Unart Euch verleitet, stimmt Schidlichkeit Euch bei, und soll heißen: Euer Benehmen erlaubt Euch nicht, daß Ihr dem Wirte widersprecht, vorausgesetzt, daß Eurem Be-

nehmen unziemendes Beneh fremd ist, d. h. wenn eben Euer Benehmen das Richtige ist. Etwas profanisch ist Buch XIV, 725, 6, wo erzählt wird, daß Itonie dem Glanz ihrer lichten Augen durch Thränen getrübt hatte

Infolge, daß sie ihn geliebt.

In demselben Buche 731, 29 ist ihn wohl für ihm verdruckt. Buch XII, 590, 15 die greifige Arnide für das mittelhochdeutsche die alte. Buch XVI, 798, 3

Sit ir ab got erzürnet hât  
— ungeachtet

Ihr Gott nur Trost entgegenbrachtet.

Entgegenbringen sagt nicht genug, wenn der Dichter ausdrücken will, daß etwas durch Trost und Jörn abgenötigt worden ist. Im ersten Bande S. 118 ist 125 verdruckt für 128.

Der Widerspruch in der Beurteilung Simrods wäre besser beseitigt worden: Simrod wird in der Vorrede zur zweiten Auflage als Meister gepriesen, dem der Verf. die selbe Bezeichnung dankt, und in der dritten Auflage wird dessen „ästhetisch ungenießbare“ Uebersetzung zu den „handwerksmäßigen Verdolmetzungen“ geredet, die schon Cicero verurteilt.

Doch genug. Was wollen solche Kleinigkeiten sagen gegenüber der Fülle des in der Uebersetzung von fast 25000 Versen Geleisteten.

Zu einem „erschöpfenden und beglückenden Jungbrunnen“ ist San-Marie die Beschäftigung mit Wolfram geworden. Sollte sich allein an ihm die Kraft des Graus nicht erweisen haben, dessen Anschauen die Spuren des Alters verschwinden läßt? Wünschen wir ihm, daß er sich noch lange der stets neubelebten Kraft erfreuen möge! Sch. K.

## 6. Literaturgeschichte.

— Abriß der deutschen Literaturgeschichte. Ein Hilfsbuch für Schule und Haus, bearbeitet von Dr. Robert K ö n i g. Mit 13 Beilagen und 67 Abbildungen im Texte. (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing.) 1887. 202 S. gr. 8<sup>o</sup>. 2,50, geb. 3 M.

Vorliegender Abriß soll zunächst für die Schule bestimmt sein, dann soll er als Hilfsmittel zu häuslicher Selbstbelehrung dienen. Es ist nicht zu leugnen, daß der verdienstvolle Herausgeber einen guten Griff mit diesem Auszuge aus seinem größeren Werke gethan hat, doch muß dahingestellt bleiben, ob derselbe nicht doch vielleicht mehr bei häuslicher Selbstbelehrung seine Verwendung finden wird, als in der Schule, wenigstens in der Schule, in der unsere männliche Jugend ihre Bildung findet. Es geht eben, durch ein Allzuviel veranlaßt, eine starke Abneigung durch große Kreise gegen alle nicht unumgänglich nötige bildliche Darstellung in Schulbüchern. Wir fürchten, daß selbst die vorzüglich ausgewählten Erläuterungsstellen des Werkes von König nicht im Stande sein werden, dieses nicht unbedingte Vorurteil zu entkräften.

Der Stoff der Literaturgeschichte ist in diesem Abriß der Wichtigkeit der einzelnen Perioden nach gut verteilt: die althochdeutsche Zeit bis Seite 12,

die mittelhochdeutsche bis Seite 45, von da an die neuhochdeutsche Periode. Ein lebenswertes Streben nach Kürze und Vollständigkeit hat den Verfasser oft etwas zu sehr eingeengt, so in den §§ 16 und 18, in denen Ruspili- und Ludwigslied in einer Weise erwähnt werden, die dem Leser nicht genügend bietet. Dagegen erscheint der Auszug aus Messias auf 3 1/2 Seiten viel zu ausführlich. Er gibt, von dem Verfasser wohl nicht beabsichtigt, den richtigen Eindruck von der Langweiligkeit des Gedichts. Sehr gut gewählt sind die verschiedenen Abbildungen, bis auf wenige Ausnahmen (Müder, Schffel, Freitag, von denen die letzteren nach wenig schmelzhaften Bildern angefertigt sind), und ganz vorzüglich ausgeführt die 13 Beilagen, von denen nur die Straßburger Eide, die doch mehr philologisches Interesse bieten, in einem Abriss der Litteraturgeschichte einbezüglich gewesen wären. Ein recht glücklicher Gedanke des Verfassers war es, daß er auch die neueste Zeit wenigstens einigermaßen berücksichtigt hat, wenn auch dabei einige Ungleichmäßigkeiten nicht zu vermelden waren, sodas z. B. die „Vorgeschichten“ mehr Raum in Anspruch nehmen, als die gesamte neuere Dramatik. Angenehm vermischt haben wir die Karikatur, die in dem größeren Werke so überaus eingehend behandelt war auf drei eingedruckten Seiten. Ein zusammenfassendes Schlusswort würde dem Abriss zu besonderer Zierde gereicht haben. Er schließt mit Robertig Benedig, der manches Unbedeutende geschrieben hat, doch etwas gar stumpf.

Rüge der Verfasser durch eine übelvollende Kritik sich nicht irren machen lassen. Sie wird auch dieses „Wilderbuch“ nur als solches gelten lassen und doch kein Wert zustandbringen, was so oft mit Freuden zur Hand genommen und, was ihr am meisten zum Anstoß gereicht, das so gerne gekauft wird. Sd.-K.

— Romanik und germanische Philologie. Von Dr. Friedrich Pass in Freiburg i/B. (Sammlung von Vorträgen, herausg. von W. Frommel und Friedr. Pass. XV. 9.) (Heidelberg, G. Winter.) 1886. 60 Pf.

Dieser der Ruprecht-Karls-Universität zu Heidelberg zu ihrem Jubelfeste gewidmete Vortrag, der am 18. Februar 1886 in der Aula der Universität Freiburg gehalten worden war, gibt ein, wenn auch in sehr engen Rahmen gefaßtes, so doch recht anschauliches Bild der nicht allzu reichen Beziehungen der Romanik zur Germanistik. In kurzen Zügen wird auf die Vorbedingungen, aus denen die Romanik erwuchs, hingedeutet. Etwas eingehender wird das Wirken Perders, des jungen Goethe, der beiden Schlegel und Tieck berührt. Gut dabei hervorzuheben erscheint der Einfluß, den des letzteren Bearbeitungen der „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ auf das Studium des Altdeutschen ausübten.

Wie es sich in einer Jubiläumsschrift ziemt, ist Heidelberg, als der Ort, an dem Arnim und Brentano ihre Volkslieder sammelten und an dem Görres lehrte, in das rechte Licht gerückt. Und so ist auch unstreitig am besten gelungen die liebevolle Schilderung von dem Leben der „Liederbrüder“ im „Taulen Felz“ zu Heidelberg, dieser

poetischsten aller Dichterherbergen. Im Gegensatz hierzu wirkt die Feindschaft gegen die Romantiker von selten der Aufklärer, an ihrer Spitze der alte und der junge Böh, um so deutlicher. Von erstem ist ein Kartoffelfeld mitgeteilt, gegen welches das bekannte Glaubensbuche „Nagelspanner“ chreste Poesie ist.

Der Anknüpfungspunkt von Romanik und germanischer Philologie, der in Schlegels Einführung des Sanskrit in das Sprachstudium gegeben ist, wird gebührend gewürdigt. Weniger geboten erscheint die im Verhältnis zu anderen Teilen etwas ausführliche Darstellung der Bestrebungen der deutschen Humanisten. Die Sprache der verdienstvollen Arbeit ist fast durchaus anschaulich und schön. Sd.-K.

## 7. Kunstgeschichte.

— Der altchristliche Graberschmuck. Ein Beitrag zur christlichen Archäologie von D. Adolf Hasenclever. (Braunschweig, G. A. Schwetsche u. Sohn.) 1886. 264 S. 80.

Räthel den Inschriften gehören zu den wichtigsten Denkmälern der altchristlichen Katakomben die in denselben vorhandenen Malereien und Skulpturen. Die Auslegung derselben bietet indes große Schwierigkeiten, weil wir es nicht mit einfachen historischen, sondern fast nur mit symbolischen Darstellungen zu thun haben. Die römisch-katholischen Erklärer, die bis vor kurzem das Gebiet unbestritten beherrschten, deuten die Bildwerke einfach nach den Auslagen der Kirchengeschichter und zwar, unter Anwendung reichlicher Phantasie, so, daß die moderne römisch-katholische Lehre dabei zum Vorschein kam. So bewies man aus den Katakombenmalereien den Primat Petri, die Siebenzahl der Sakramente, die Brotwandlungslehre u. A. In der Praxis wurden diese Ergebnisse mit Vorliebe in den Dienst der Propaganda gestellt. Referent ist zuerst diesem Verfahren entgegengetreten und hat die Mannigfaltigkeit der dort vorausgesetzten symbolischen Beziehungen auf eine u Grundgedanken zurückgeführt, nämlich den Gedanken der Auferstehung und der Fortdauer im Jenseits. Viel weiter ist der Verfasser obigen Budes gegangen; seine Resultate bezeichnen einen vollständigen Bruch mit der Ueberlieferung. Er glaubt den Nachweis liefern zu können, daß die altchristlichen Katakombenbilder in ihrem Ursprung und in ihrer Ausgestaltung an antike heidnische Darstellungen anschließen, ursprünglich gar keinen symbolischen Inhalt gehabt, vielmehr denselben erst durch den Beschauer erhalten haben, der bestimmte christliche Gedanken da hineintrug. Wir halten diese Auffassung für durchaus verfehlt; sie rechnet mehr mit Voraussetzungen als mit Thatfachen und führt bei ihrer Uebertragung auf die einzelnen Darstellungen zu den größten Schwierigkeiten. Die Gebundenheit der christlichen Kunst in die Antike schließt ihre Freiheit nicht aus; man darf das eine nicht auf Kosten des anderen betonen. Dennoch wird jeder, der sich mit der christlichen Archäologie ernstlich beschäftigt, sich mit diesem Bude auseinanderzusetzen müssen, denn, abgesehen von der unserer Meinung nach irrthümlichen Gesamtaufassung des



altchristlichen Bildererfluss, enthält es eine Reihe wichtiger Beobachtungen und zeugt von eingehender, erster Beschäftigung mit dem Gegenstande.  
R. Schulze.

### 8. Heerwesen.

— Der Kriegsgedanke und die Volkserziehung. Von Bernhard Kießling, 1. b. Leutnant. (Berlin, Friedrich Luckhardt.) 1886. 65 S. 8°. 1,60 M.

Ein wohlgemeintes Wort hat der Verf. gesprochen. Allen die einfachen Grundgedanken sind so mit Citaten und Zwischengedanken des vielbesenen Verfassers durchspickt, mit so vielen Fremdwörtern durchsäuert und mit so derben Aeußerungen durchpfeffert, daß man am Ende des Lesens den Eindruck hat, als hätte man ein zu sehr gewürztes „Gulasch“ genossen, in welchem nur einige gesunde Stücke Fleisch sich befinden, die in einigen nicht gerade neuen Aussprüchen sich verkörpern, wie: Man erziehe die Jugend zu körperlicher Gesundheit und Gemüthsheit, zum Gehorsam und zum Mute, zur Ausdauer, zur Entwidlung der geistigen Fähigkeiten und zum nationalen Idealismus. Die Religion ist dem braven Verf., der sich noch ganz in den Reigen des glücklicherweise „verflohenen“ Oettheischen Nationalismus befindet, ein längst überwundener Standpunkt. Die Schrift ist in ähnlicher Weise geschrieben, wie der „Ewige Krieg“ desselben Verf. Die Leser der Monatschrift wird sie nicht sympatisch berühren, so sehr der gute Wille und die patriotische Gesinnung des Verf. anzuerkennen sind. —r.

— Die europäischen Heere der Gegenwart. Heft 1 u. 2: Die französische Kriegsmacht. Heft 3 und 4: Die Wehrkraft des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates. Von Herrmann Vogt, Oberstleutnant a. D. Mit Illustrationen von Richard Knötel. (Rathenow, Max Babenzien.) Je 36 S. 8°. je 1 Marl.

Der Verfasser, welcher den Stoff vollständig beherrscht, gibt in kurzen, klaren Sätzen einen für den Laien völlig ausreichenden Unterricht über die Stärke, Einteilung und Eigenschaften der fremden Armeen, so daß im Raume von etwa zwei Druckbogen jedes der Heere, wenn auch nur flüchtig, so doch charakteristisch dargestellt ist. Die Zeichnungen des trefflichen Malers Knötel, welche in den Text eingestreut sind, geben das äußere Bild aller Waffengattungen der betreffenden Armeen wieder. Nur eins möchten wir bemängeln. Die dargestellten Leute sind gut gezeichnet, die Uniformen richtig, allein es fehlen weber „Zunaben“ in den roten Hosen noch „Hoiters“ unter den Hüppis, sondern in allen Verleidenen befinden sich überall nur ehrlüche deutliche Gesichter. — Alle diejenigen, welche sich oberflächlich über die Heere unserer Nachbarn orientieren wollen, finden volle Belehrung in den verhältnismäßig billigen Blättern. —r.

### 9. Unterhaltungslitteratur.

— Mein Blaubuch. Von L. v. Rothschütz. (Anklam, Bugenhagenstift.) 1886. 177 S. 8°.

Trop der großen Kräfte von Jugendschriften, die alljährlich auf den Büchermarkt gebracht werden, ist es oft schwer, das Nützige zu finden, namentlich, wenn es sich um eine passende Lektüre für heranwachsende Mädchen handelt. Da geht bekanntlich der Geschmack von Eltern und Kindern oft sehr weit auseinander, und viele Bücher, die gerade für junge Mädchen geschrieben und von denselben mit Interesse gelesen werden, wirken wie Gift auf ihre jungen und leicht erregbaren Gemüther. Um so erfreulicher ist es, wenn man ein wirklich gutes Buch für junge Mädchen findet. „Mein Blaubuch“ von L. von Rothschütz wird sicherlich bei allen Verständigen auf freundliche Aufnahme rechnen dürfen. Die Geschichte, an und für sich einfach, und vielleicht in der Erzählung nicht ganz neu, ist sehr spannend erzählt. Die Heldin, in glänzenden Verhältnissen erzogen, befindet sich plötzlich durch den Tod ihres Vaters in der dürrigsten Lage, wird aber von armen Verwandten aufs herzlichste aufgenommen. Das junge, verwöhnte Mädchen hat schwere innere Kämpfe durchzumachen, bis sie sich an die täglichen Entbehrungen gewöhnt, findet aber allmählich auch die Lichtseiten ihres Schicksals heraus und zieht zuletzt, als ihr ein glänzenderes Los angeboten wird, doch ein Leben voll Entbehrung an der Seite eines geliebten Mannes allem andern vor. Das Ganze ist in Form eines Tagebuchs geschrieben, was einige Wiederholungen mit sich bringt, aber es ist ganz geschickt durchgeführt; die Erzählung ist fließend, die auftretenden Personen lebendig charakterisiert — nur eines halten wir für sehr unangemessen, die manirierte Titel des in blau gebundenen und sonst hübsch ausgestatteten Buches. R. K.—P.

— 1) Femme sans coeur par Joseph Autier. Paris 1881. Sandoz et Fischbacher. 222 S.

2) Joseph Autier. Marius Maurel. Roman provençal. Paris 1885. Aug. Ghio. 312 S.

3) Joseph Autier. Accords brisés. Six nouvelles. Lausanne 1886. B. Benda. 254 S.

„Die Lektüre unserer Töchter“ im französischen Sprachgebiet ist nach dem inhaltreichen Auffatz S. 1064 der Monatschrift von 1885 nicht leicht ausfindig zu machen. Um den wenigen S. 1073 genannten Bücher einige unbedeutlich zu empfehlende, von französischer Lieberlichkeit und Leichtfertigkeit nicht besetzte Bücher eines bis jetzt in Deutschland wenig bekannt gewordenen Schriftstellers anzureihen, haben wir die obigen drei Büchertitel angegeben. Hinter dem Pseudonym verbirgt sich ein evangelischer Autor der französischen Schweiz. — Die femme sans coeur ist eine tollete Amerikanerin, welche als junge Witwe eines Rheders in der alten Welt irgend einen Grafen oder Prinzen lapern möchte, um einen vornehmen Namen zu erhalten. Da sie reich ist, gelingt es ihr, einen gichtbrüchigen alten russischen Fürsten zu heiraten. Bisher hat sie einen jungen Maler und nach diesem einen jungen Grafen unglücklich gemacht. Zum zweitenmal Witwe geworden, denkt sie sich wiederum dem inzwischen berühmten gewordenen Maler zu nähern. Dieser aber weist sie zurück. — Wir haben es hiernach nicht mit

einer gewöhnlichen Liebesgeschichte zu thun. Ueberdies enthält das Buch Fommo sans coeur so manche treffende Schilderung des sozialen Lebens und der künstlerischen Leistungen Italiens, daß man schon um des Willen das verdiente Lob dem Erstlingswerk des Verf. nicht vorenthalten kann. Daß auch manche Fehler mit unterlaufen, wie z. B. die Unwahrscheinlichkeit, daß der Maler die nachträglichen Briefe der Frau ohne Herz ungelesen ins Feuer wirft, soll nicht verschwiegen werden.

Einen sehr großen Fortschritt in der Gestaltung nehmen wir in dem in der Provence spielenden Roman Marius Maurel wahr. Schon das Leben der südfranzösischen Land- und Seelute ist ein Gegenstand, welcher für die meisten Leser den Reiz der Neuheit hat. Die Geschichte selbst verläuft in einfachen Verhältnissen. Der Stil ist klar, anschaulich und anpruchlos, wie er für eine Novelle paßt. Daß das heiße Blut der Provenzalen zu Thaten hinreißt, die im kälteren Deutschland das größte Aufsehen erregen würden, liegt in der Natur der Sache. Es ist darum sehr begreiflich, daß der heißblütige, eifersüchtige Marius Maurel seinen vermeintlichen Gegner überfällt, unbegreiflich ist aber, daß der dabei zu Boden und in Ohnmacht gefallene Gegner ohne weitere Untersuchung für tot gehalten und dadurch zu einem nicht ausreichenden Grund der Flucht des braven Marius gemacht wird.

Die sechs Novellen *accords brisés* haben sämtlich, wie schon der Titel andeutet, einen traurigen Ausgang, sind aber mit Ausnahme des matten *L'oiseau bleu* gut geschrieben. Am besten sind die Stücke *un succès* und *mon premier amour*. — Würden diese Zeilen dazu dienen, Joseph Autiers Bücher in gebildete deutsche Familien zu bringen.

D. K.

— *Herz oder Seele?* Eine Erzählung von H. v. d. Böhlau. (Leipzig, Georg Böhme.) 1887. 297 S. 3,75 M., geb. 4,75 M.

Ohne Zweifel das Erstlingswerk einer jugendlichen Verfasserin. Dafür sprechen die häufigen Citate aus Dichtern und Operntexten, die zahllosen Frage- und Ausrufungszeichen — selbst der Titel des Buches ist mit einem Fragezeichen versehen — die Verwundung der Blumen und die Fülle von Liebespaaren. Es wimmelt von Verbenen und Umworbenen. Nicht weniger als sechs Paare kommen zusammen. Das ist des Guten ein wenig zu viel. Freilich kommen die zwei Hauptpersonen Gabriele und Fredor nicht an das Ziel ihrer heißen Wünsche, aber dieses Vergemüth wird durch den Umstand erheblich vermindert, daß Gabriels Vater der sterbenden Gattin das Versprechen abgenommen hat, niemals eine eheliche Verbindung mit der Familie Fredors gutzuheißen (S. 106), ein Versprechen, in welchem sonderbarerweise der Wille Gottes dadurch erblickt wird, weil die Mutter Gabriels nachmals kein (!) Entfagen gefordert haben würde. Man sollte weder im Leben noch beim Bücherschreiben so schnell mit dem Willen Gottes bei der Hand sein. Im vorliegenden Falle wird jeder den Willen Gottes gerade in umgekehrter Richtung folgern. Die Verf. hätte sich mit dem Versprechen des Vaters zufrieden geben

sollen. Doch hängt dieses Zehlgreifen mit der ganzen Art und Weise zusammen, wie das Christentum zur Geltung kommt. Wer die Schriften der Marie Kathusius kennt, weiß, daß in denselben der Boden des Christentums die naturnotwendige Grundlage der Erzählung ist, in der vorliegenden Erzählung wird das Christentum dem vergänglichem, erklusiv-abligen Treiben der Gesellschaft unorganisch aufgeklebt. Dadurch entsteht der Eindruck der Disharmonie. Die Verf. rückt zwar den Adelsvorurteilen, um auch noch diesen Punkt zu berühren, an einer Stelle (S. 274) energisch zu Leibe, aber sie läßt die gesamte Gesellschaft nur aus Adligen bestehen; der einzige Bürgerliche, der Harrer Halben, ist der geborne Erbberr eines Majorats, der, weil er Geistlicher werden wollte, auf Majorat und Adel verzichtet und einen obrigkeitlich genehmigten bürgerlichen Namen annehmen mußte! Trotz dieser Ausstellungen räumen wir ein, daß die Verf. ein hübsches Erzähler-talent besitzt, das, wenn sie sich im Halthalten, dem Geheimnis aller Kunst, mehr üben lernt, zu durchaus erfreulichen Büchern führen wird. Die Heldin unserer Erzählung, Gabriele, ist vortrefflich gezeichnet, für sie hat man von Anfang bis zuletzt die größte Sympathie. Wie freilich die Frage „Herz oder Seele?“ im Bild auf Gabrielen beantwortet werden muß, ist dem Ref. ein ungelöstes Rätsel geblieben.

D. K.

— Die letzten Mönche von Dybin. Eine Geschichte aus dem 16. Jahrhundert von Johannes Renatus (Verf. von *Lebenslügen* u.). (Leipzig, Georg Böhme.) 1887. VIII u. 216 S. 2,60 M., geb. 3,50 M.

Die Geschichte des nach und nach der Reformation erliegenden Cölestiner Klosters auf dem Dybin bei Rittau in den Jahren 1522 bis 1570 ist der Inhalt des vortrefflichen Buches. Der Verf. sagt von den Insassen jenes Klosters: „Hier habet ihr es mit Männern zu thun, welche den Christen — gleichviel welcher Glaubensgemeinschaft — so überaus wohlthuend empfinden lassen, daß es wohl möglich ist, was die Bibel preist: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen.“ Jene „preiswürdige Humanität“ (die vorher neben „Gleichsamkeit und Bildung, religiösem Geiste und unbedingtem Wandel“ als Firbe der Dybiner Cölestiner angegeben ist) und die nur selten gestörten gutnachbarlichen Beziehungen sind aber um so gewichtiger, als unsere Geschichte in die Zeit scharfer Gegensätze und Vereinigung, in die große Epoche der Reformation fällt und der Friede zwischen der protestantisch gewordenen Stadt Rittau mit den Dybiner Mönchen bis auf wenige Differenzen dennoch bewahrt blieb.“ — Ich erinnere mich nicht, ein Buch gelesen zu haben, das einen mit Katholiken des 16. Jahrhunderts bekannt macht, welche in wahrhaft christlicher Besinnung und ohne Weltendmachung römischer Ferkungart in dem Nahe versöhnlich und maßvoll den Evangelischen gegenübertraten, als dies aus dem Beispiel der letzten Mönche vom Dybin erhellt. — Neben dem altertümlich angehauchten Stile ist besonders der Umstand, daß der Verf. seine Geschichte nicht miß-

braucht hat, um eine Liebesgeschichte der gemeinlichlichen Sorte seinen Lesern zum besten zu geben, rühmend anzuerkennen. Wir haben es mit einer streng geschichtlichen Erzählung zu thun, in welcher das, was die Phantasie des Verf. geschaffen, sich aufs beste mit dem geschichtlich Ueberlieferten verbindet. Bücher, wie das vorliegende, sind in unserer Zeit darum besonders legendreich, weil durch sie der Sinn für die Geschichte einer in weiteren Kreisen unbekanntem Landschaft belebt und die Bewohner solcher Landschaft gelehrt werden, die Reste der Vorseit in Mauern, Urkunden und Mobiliar mit einigem Verständnis anzuschauen und in jenen Resten mehr zu erblicken als Wertwürdigkeiten.

D. K.

— Die Nilbraut. Roman von Georg Ebers. 3 Bde. 310, 288 u. 282 S. (Stuttgart und Leipzig, Teufelberg'sche Verlags-Anstalt.) 12 M., eleg. geb. 15 M.

Nach zweijähriger Pause wiederum ein ägyptischer Roman von Georg Ebers. Doch ist es nicht das alte Aegypten der Mumien, sondern das 640 n. Chr. von den Arabern eroberte Nilland, in welchem sich die zerrissenen Teile der christlichen Kirche unter den Namen Jakobiten und Melchiten trotz der täglich größer werdenden Macht der Anhänger des falschen Propheten in der abschließlichen Weise bekämpfen. Doch ist es wiederum das alte, vom Nil genährte Land, das wir in einem Jahre betreten, in welchem die Liebesverwundung so lange auf sich warten ließ, daß Seuchen unter Menschen und Tieren ausbrachen und die Pflanzennwelt gänzlich zu verfaulen schien. In den Tagen der größten Not tritt ein alter Heide auf und rät dem Senat von Memphis, dem zürnenden Nilgott mit einer reinen Jungfrau ein Opfer zu bringen. Der Bischof Johannes tritt diesem Vorschlage als einem entsetzlichen Grauel entschieden, aber ohne Erfolg entgegen. Das Opfer wird in einer Melchitin gefunden, die bisher in dem Hause des jacobitischen Statthalters — des Malakias — Georg gewohnt, mit dessen Sohne Orion sich verlobt und in Gemeinschaft mit diesem melchitische, durch eine Art „Kulturtaupf“ gefährdete Nonnen in einer Weise gerettet hat, welche dem Stellvertreter — dem Belil — des arabischen Regenten Anlaß gab, dem genannten Brautpaare den Prozeß machen und über die völlig unschuldige Frau Paula das Todesurteil verhängen zu lassen, während der nicht ganz unschuldige Orion freigesprochen wird. Paula, eine mit allen Gaben des Geistes ausgehattete schöne Jungfrau aus Damaskus, obnehin dem Tode verfallen, soll als Nilbraut im Flusse ertränkt werden. Schon sind alle Anstalten dazu gemacht, um am Serapistage dem Nilgott das Opfer zu bringen, da gibt sich eine ganz junge Jakobitin namens Katharina, welche vor Paula einige Tage lang die Vertilgerin des vielbekehrten, wunderschönen Orion gewesen und, von ihm ausgegeben, das Nilgilde an Vöshheit, Intrigen, Lug und Trug geleistet hat, um sich an Orion und Paula zu rächen, freiwillig im Flusse den Tod. Wie dieser kleine Satin Katharina aus der Höllephäre seines bisherigen Lebens auf einmal in die Dämmerluft der großen Selbstverleugnung, der

Selbstapierung gelangt, darüber schweigt der sonst in Erörterung innerer Vorgänge nicht gerade stumme Roman vollständig. Die getriebene Paula verheiratet sich mit Orion, der Malakias wird. — Das ist aber nicht die einzige Hochzeit. Ein dreibändiger Roman kann füglich mit vier Hochzeiten schließen. Vor Paula hatte der wunderschöne Orion einer schönen persischen Sklavin, Wandane genannt, seine Gunst zugewandt. Nach Kuführen dieser Gunst wurde Wandane geistestrant, durch die Bortresslichkeit der damaligen Psychiatrie Aegyptens aber wieder geheilt und freigelassen, die Frau des persischen ehemaligen Sklaven Kustem. — Während Orion sich in Konstantinopel zu seiner Ausbildung aufhalten, hat die liebende, junge, gutmütige Witwe Heliodora sich in dem Waise seiner Buneigung erteut, daß sie es als selbstverständlich ansehen konnte, dem ohne Verlobung in seine Heimat zurückgekehrten Orion nachzujahren und die Verheiratung mit ihm durchzuführen. Diesem gewöhnlichen Vorhaben stellte sich aber das Verlobnis Orions und Paulas so nachdrücklich entgegen, daß die heiratslustige Heliodora froh sein muß, einen anderen Mann zu bekommen. Ähnlich ergeht es dem Arzte Philippus. Er hatte sich in Paula verliebt und ist am Ende zufrieden, wenn er ein anderes Mädchen zu seiner Gattin machen kann. Paula, an vornehmes Leben gewöhnt, wäre vielleicht nicht so anspruchslos gewesen als Fulcheria, kurzerhand und geschmackvollerweise Pul genannt. Der verständige Arzt dachte deshalb bei sich: „Meine behagliche Pul hat nicht ihresgleichen; für Paula wären unsere Räume zu klein; aber mein Goldhaor macht sich gerade in ihnen am besten.“ Schön gesagt!

Es ist keine Frage, Ebers hätte sein Buch auch „Der Nilbräutigam“ nennen können, denn der Statthalterssohn hat einige Erfahrung im Verlieben und Verloben gesammelt, doch mag der Verfasser durch den Charakter des Orion bestimmt worden sein, den Roman nicht nach der Persönlichkeit zu nennen, welche im Mittelpunkt des Ganzen steht. Dieser Orion ist nämlich ein ganz widerwärtiger Wesen. Von seinen Anlagen zum Don Juan abgesehen, zeichnet sich dieser vornehme junge Mann, von Ebers stets „Jüngling“ genannt, durch eine ganz außerordentliche Schlechtigkeit aus. Die von ihm ausgegebene Heliodora soll ein wertvolles, sozusagen als Abfindung dienendes Geschenk ergötzen. Der alte Malakias ist im Begriffe, der Kirche einen kostbaren, mit Edelsteinen reich gezierten Teppich zu schenken: Orion bemerkt sich nicht lange und stiehlt den Haupt schmud des Teppichs, einen großen Emaragd. Diese komplette Ehrlosigkeit nennt der vornehme Lieb eine „übermütige Laune“, eine „wunderliche Liebhaberei“, einen „flüchtigen Einfall“. Sein Vater sieht den ihm kurz vor seinem Tode bekannt gewordenen Diebstahl anders an: er verflucht seinen Sohn. Dieser hat aber an einem Diebstahl nicht genug. Er beschließt auch die vorübergehend um des oben erwähnten kleinen Satans willen ausgegebene, sonst heiliggeliebte Paula, so er verleumbet diese und verleiht Katharina zum falschen Zeugnis und Meineid. Diese schwer wiegenden sittlichen Gebrechen werden später durch die

lebenshäßliche Geschlechtsliebe ausgeglichen, mit welcher sich Orion auf neue der vortrefflichen, durch und durch edeln Paula zuwendet.

Von dem Gange des sehr breit angelegten, im höchsten Grade uninteressanten Romans teilen wir nichts mit. Wir begnügen uns, noch auf einige Besonderheiten aufmerksam zu machen, die Ebers in keinem ägyptischen Romane entbehren kann. Da sind es zunächst die bald mit, bald ohne Uebersetzung und Erläuterung gebrauchten Fremdwörter, auf die unser Blick fällt: Hermeneuten, Buleuten, Erdabä, Belarium, Tablinum, Viridarium, Gno-bidium, Laureä, Pepsos, Durca, Krison, Sistrum, Garruca, Kyrios, Marthex, Hefel, Impluvium, Antidoron, Ditychon, Smeqma u. i. w. Das zuletzt genannte Wort bedeutet Eise in ungehärtetem Zustand, das was man heutzutage Schmiedeseise nennt. Bekanntlich ist die medizinische Verwendung der Schmiedeseise heutzutage keine unbedeutende Sache. Anno 643 war dies aber ebenso. Auch die Thatfache, daß Anästhetische durch die Kleider übertragen werden, war den ägyptischen Aerzten jener Zeit bekannt. Ebenfalls bekannt, ja in einer und der 19. Jahrhunderts geradegu beschämenden Weise geübt war im siebenten Jahrhundert das Institut der Taubenpost. Wie bei uns die Telegrammdrähte von einem Ort zum anderen gespannt sind, so flogen damals die Brieftauben von einer Station zur anderen. Nicht bloß das Steigen und Fallen des Nils wurde durch den Brieftaubendienst aus Oberägypten nach Unterägypten gemeldet, auch die Begnadigung Verurtheilter wurde mittels Taubenflugs verfügt, ja selbst die Ernennung eines Bischofs wurde von dem in Oberägypten weilenden Patriarchen einer Taube unter den Flügel gebunden. In anderen Dingen freilich ging der Patriarch nicht im gleichen Schritt mit seiner Zeit. Als der kirchlich-fromme Malakias Georg gestorben war, ordnete der Patriarch an, die Leiche sei ohne geistliches Geleit zu bestatten. Das Motiv zu diesem unbegreiflichen Verfahren war die Statuierung eines Exempels für alle diejenigen, welche mit den Mohammedanern in irgend einer Sache, auch der weltlichsten, gemeinschaftliche Schritte thaten! Sonst aber weiß die nichtswürdige Gesellschaft sehr gut mit der atabischen Regierung zu leben. Diese Regierung aber versteht es, sich bei den Negyptern vorzugsweise durch Handhabung einer unparteiischen Justiz in Respekt zu setzen. Nur schade, daß die von Ebers beschriebenen Gerichtsverhandlungen und Gefängnis-einrichtungen den einfachsten Grundfäden des Strafverfahrens aller Zeiten hohnsprechen. Untersuchungsgefangene empfangen täglich Besuche von Verwandten und Freunden, auch der Verkehr zwischen den einzelnen Gefangenen wird in humanster Weise erleichtert, selbst feierliche Verlobnisse dürfen die Gefangenen, wenn sie von einem menschlichen Nahren erfaßt sind, in den Gefängnissen vollziehen. Die Zellen der Gefangenen müssen in menschenfreundlicher Art eingerichtet gewesen sein, denn Orion hat am ersten Tage seiner Verhaftung ein umfangreiches Karten, Pläne und Bücher in Anspruch nehmendes Werk im Auftrag der Regierung begonnen, um die Steuerveranlagung im Interesse

der „Spitzen der arabischen Behörden“ neu zu organisieren. — Daß Ebers das bei uns im Wert gesunkene Wort „Herr“ auch in der alten Zeit mit wesentlich vermindertem Gehalt gelten läßt, ist bekannt. Auffallen muß es aber, daß er sich Bd. 1. S. 222 dieses Mißbrauchs bewußt ist, daß der arabische Feldherr Nur seinen Untergebenen mit „mein Herr Bekil“ anredet, während er ihn herunterpumpt, und daß selbst ein Hundemärrer „Herr Hundemeister“ tituliert wird. — Unschön ist der Gebrauch des Wortes „machen“ für sagen, erklären, antworten. Die Befestigung der Endung e in den Worten sollte, konnte, mußte, die Abkürzung „s ist“ für „es ist“, die Gewohnheit des Slaven Kuslem zu schwätzen, wenn er mit seinen „Mädeln“ spricht, alles das sind stilistische Gebreden, die sich andere Schriftsteller nicht zu schulden kommen lassen. Es fehlt auch jeder einigermaßen plausible Grund für solche Besonderheiten. — Uralt und ganz Modernes gehen bei Ebers friedlich und unvermittelt neben einander her. Das eine Mal spricht er von unserem süddeutschen „Samstag“, das andere Mal von einem allen Lesern total unbekanntem „Sanutiasstage“ und von der „Zeit des Pumanagers“. — Vor der Körperkraft des „Jünglings“ Orion haben wir allen gebührenden Respekt, daß der Statthalterstöhn aber da und dort im Bestimmen „eine sich baigende Menschengruppe“ wie aus dem Handgelenk beiseite geschleudert hat, rechnen wir zu denselben Unwahrscheinlichkeiten, zu denen Schillers Bericht gehört: „Und drei mit gewaltigen Streichen erlegt er, die andern entweichen.“ — Warum Ebers „die Leidenschaft“ (der Geschlechtsliebe) das „Verdriß der Gesellschaft“ nennt, ist uns unverständlich geblieben. Ebers scheint an so etwas wie Verdriß gedacht zu haben. Ein Verdriß ist ein Wahrspruch, der zu jenem Sage durchaus nicht paßt. — Noch übler ist, daß der Verj. auf S. 262 des dritten Bandes ganz vergessen hat, was auf S. 161 geschrieben steht. An dieser Stelle ist vom Tode des Bischofs Plotinus die Rede, sein mittels Taubenpost ernannter Nachfolger, der Bischof Johannes, ist längst in Amt und Würden, da taucht der tote Plotinus aus dem Weere der Vergangenheit nochmals auf und läßt sich von dem „Niltgott“ ehrenbeilig begrüßen. —

Nach unserer Beobachtung ist der Enthusiasmus für die Ebers'schen Romane seit Jahren in stetem Sinken begriffen. Daß durch die vorliegenden drei Bände „Niltbraut“ das Entzücken der weiblichen Lesewelt trotz der überreich mit matten Liebchäften und erfolgreichen Künsten ausgestatteten Dichtung nicht gesteigert werden wird, glauben wir annehmen zu dürfen. Die Hera Ebers ist vorbei!

D. R.

— Meine Frau und ich. Von Hendrik Scharling. Aus dem Dänischen übersetzt. (Köbenhavn, Hinrichsen.)

Das Buch ist gewissermaßen eine Fortsetzung des vielgelesenen „Pastorats des Robbeoe“, aber auch ohne Kenntnis des Vorgängers sehr ergötzlich zu lesen. Mit gesundem, ungekünsteltem Humor werden uns die Freuden und Leiden eines jungen Ehestandes geschildert und die Ernüchterungen,

welche das profanische Leben romantisch angelegten Gemüthern so oft bereitet. Der Grundton, der durch das Ganze hindurchklingt, ist herzlich ohne aufdringlich zu sein. Das Buch ist gute Unterhaltungslektüre.

D. v. O.

### 10. Verschiedenes.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Begründet von C. K. R. Dr. Rühlhübler und Prof. Dr. Gesslen. Fortgeführt von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und W. G. Schloffer. Bd. XI, 2—6. (Heildronn, Gebr. Henninger.)

Wir weisen wieder einmal auf diese treffliche Sammlung hin, die alle bedeutsamen Fragen, welche unser deutsches Volk bewegen, nach und nach in den Kreis ihrer gediegenen, lehrhaften Besprechung zieht. Nr. 2 gibt eine „Beurtheilung der Probetibel“ von Dr. W. Nathmann (120 M.). Ebenso sehr die hohen Verdienste der Lutherischen Bibelübersetzung anerkennend, als zur weisen Vorsicht bei der Revision mahnend: spricht die Broschüre sich doch für ein Nachstimmen der Saiten der Leier aus, auf welcher unseren Vätern das Lied der ewigen Liebe erklang. Nur müsse es mit zarter, kundiger Hand geschehen. Eine kurze Geschichte der Bibelübersetzung Luthers leitet zu der Ausführung der Revision über. Wie schwierig letztere ist, erkennt man dabei erst recht. Wir sind darum einverstanden, daß der Abschluß der Revision noch hinausgeschoben wird. Die Menge und Billigkeit von wörtlichen Uebersetzungen und Bibelklärungen macht es ohnedes heutzutage jedem Christen leicht, sich Aufschluß über das, was in seiner Lutherbibel versetzt ist, zu verschaffen.

Wir benutzen die Gelegenheit, unsere Leier noch auf zwei andere Broschüren aufmerksam zu machen, welche sich mit derselben Frage beschäftigen: D. Paulus Cassel, Kritische Sendschreiben über die Probetibel. Mit einer wissenschaftlichen Anmerkung über Hellenismen in den Psalmen. (Berlin, Schulze.) 1885. 1,50 M. — Der Verf. möchte noch viel weiter gehen in der Revision der Lutherbibel als die Probetibel; auch besonders noch viele Archaismen beseitigen. Wer in einer Großstadt lebt, weiß selten, wie innig der Teil des Volkes, der noch seine Bibel zur Erbauung liest, gerade an dem lutherischen Tone hängt. Das schließt freilich nicht aus, daß, wie das ja auch schon bei der Gantzeinigen Bibel geschah, Revision eintritt. Nur wünschen wir sie nicht ausgebehnt auf wichtige Lehrpunkte und auf Kleinigkeiten.

Eine Broschüre von gewaltigen Fleiße, welche zuerst in den theol. Studien aus Würtemberg erschien, ist: Friedrich Martin Zehle, Stadtpfarrer in Ebingen, Die Lutheranität der Probetibel. (Ludwigsburg, Neubert.) 1886. — Die Konferenz betonte einig, daß die Aenderungen möglichst aus dem Sprachschatze der Lutherbibel auf Luthers Spur zu bleiben hätten. Auf diesen Punkt hat der Verf. der Broschüre die Probetibel geprüft und beanstandet, daß das Komitee auch da, wo es

recht gut möglich gewesen, sich nicht an Luthers Sprachschatz gehalten hat. Wie schade ist es, nebenbei gesagt, gerade gegenüber dieser Seite der Revision, daß Dieses Wörterbuch zu Luther (von Wilmor so warm empfohlen) nicht vollendet worden ist — aus Mangel an Abnehmern.

Heft 3 und 4 der Zeitfragen führen uns auf einen anderen, nicht minder deutschen Boden. G. Warner, Dr. theol., Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf? Eine Berufung an das christliche deutsche Gewissen. 2 M. — Von dem Verf. rührt das geflügelte Wort: jede Gabe eine Aufgabe. Das zeigt er in dieser Broschüre, indem er den Wert der Gabe nüchtern zu würdigen lehr. (Zu Ackerdaulonien eigne sich höchstens Ostafrika. Guinea ist nach den neueren Nachrichten wohl zu gering geschätzt.) Aber auch hierbei bleibe die Gabe so wertvoll, daß sie uns die Pflicht der Mission und der Behütung des neuerrworbenen Gebietes vor verderblichen Einflüssen, besonders vor der Alkoholgefahr, an das Herz lege. Das treffliche Schriftchen, welches auch über die von uns hier schon behandelte Frage: „Die Erziehung der Neger zur Arbeit“ treffliche Winke gibt, verdient in weiten Kreisen immer wieder und wieder gelesen zu werden.

Heft 5: A. Jahn, Das evang. Schwaben. Ein kirchliches Zeitbild. 60 Pf. — Die Kenntnis des ev. Schwabenlandes (NB.: daß auch die römische Kirche dort so große Vorteile hat) ist freilich keine brennende Frage; aber da Würtemberg so vielen deutschen Ländern Lehrer sendet, mag auch das gesamte deutsche Volk Interesse haben, zu sehen, wie es in dem nicht „gemüthlichen, über gemüthlichen“ Schwabenvolk aussieht.

Endlich: Heft 6: Dr. Wilhelm Martius, Die zweite deutsche Mäßigkeitsbewegung. 1,20 M. — Freunde zu werden für die Arbeit des allgemeinen deutschen Mäßigkeitsvereins, der unter vielen Schwierigkeiten von oben und unten sich durcharbeiten muß und dabei noch von vielen darauf angesehen wird, daß er nicht absolute Entbalktheit predigt, ist der Zweck dieser Schrift. Schreiber dieses hat einst selbst in diesen Blättern die Körntrommel gegen den so fürchtbar um sich greifenden Feind, den Alkohol, gerührt. Hoffen wir, daß das Verhältniß für diese Sache, welches noch sehr fehlt, auch durch die vorliegende Broschüre gefördert wird.

B.

C.

— Der reiche Schotte, ein neuer Beitrag zu der alten Frage: „Was ist Wahrheit?“ Von H. Terlinde, Pastor in Duisburg. (Duisburg, Voigt.) 1886. 25 Pf.

Unsere Leser wissen, um was es sich handelt. Wir empfehlen die kleine Schrift des Pastors Terlinde auf das Wärmste; sie enthält die angemessene Darstellung der ganzen Kontroverse, der katholischen Herausforderungen und der evangelischen Antworten.

D. v. O.



## Die zweijährige Dienstzeit.

Son

Scheiberl, Major 3. D.

Es gibt gewisse Forderungen, welche sich von Zeit zu Zeit wiederholen und welche selbst wenn sie eine Weile geschlummert haben, wieder erwachen, um die Geister in Bewegung zu setzen. Wie es vor 40 Jahren die Preß- und andere „Freiheiten“ waren, welche die Massen erregten, so ist es heute außer dem Grauen vor jedem Monopol, d. h. vor jeder Maßregel, welche die Regierung stärken könnte, die Verkürzung der Dienstzeit, welche als Tauschobjekt für anderweitige dem Ministerium zu machende Konzeffionen ausgebaut wird. Hoffentlich haben die Demokraten mit diesem Angebot kein Glück; denn sollte wirklich einmal die Regierung so schwach werden, diese Forderung zu bewilligen, so gerät der Stein des Nachgebens unaufhaltsam ins Rollen; dann wird auch weiterhin ein Monat nach dem andern von der Dienstzeit abgehandelt werden, bis die Armee endlich ruiniert ist. Wie das Nachgeben bei dem ersten Septennat zu Konflikt über Konflikt führte, so wird auch ein Nachgeben in der Wehrfrage bald das ganze Rüstzeug des deutschen Reiches zerbrechen, wovor uns Gott bewahre!

Es gibt gewisse Dinge, von welchen jeder Laie etwas zu verstehen glaubt; wir nennen: Politik, Schule und Heerwesen. Wer in einem politischen Vereine eine leidliche Rede gehalten, in der Schule bis Sekunda gelesen und im Heere sein Jahr abgedient hat, glaubt von allen diesen Dingen ein tiefes Verständnis zu besitzen, ein Urteil fällen, ein Wort mitreden zu dürfen!

Besonders hat das Heerwesen unter dieser Last zu leiden. Allerdings ist der Erfahrung nicht zu widersprechen, daß Milizen nach 14 tägigen Drill bereits ins Feld gerückt sind und sich gegen Milizen geschlagen haben; man vergißt dabei aber zu sagen, wie solche Schlachten ausgefallen haben; man gesteht nicht, daß nach der Schlacht bei Bull Run 3. A. beide Gegner bis auf wenige Truppen davongelassen sind, nachdem sie sich gegenseitig in unnützem Gemehel nahe gekommen waren: da galt schließlich der als Sieger, der am meisten Festigkeit gezeigt hatte. Mit solchen Resultaten aber waren selbst die Milizfreunde in Amerika nicht zufrieden, sondern forderten mehr Ausbildung von der Truppe, wenn auch nach europäischen Begriffen immer noch herzlich wenig.

Zielen und Schießen, ein wenig Marschieren in Reih und Glied und das Einzelschloß kann man jedem Manne schließlich in 6—8 Wochen beibringen, wenn man nichts auf Haltung, Festigkeit, Instruktion u. s. w. gibt. In einem Jahre wird man, wie die Einjährig-Freiwilligen zeigen, sogar den Schießunterricht und die Bekehrung

hinzufigen können; und dann allerdings ebenso schlechte Frontsoldaten erziehen, wie es die Einjährigen schließlich zu sein pflegen. Von diesen sind bekanntlich nur diejenigen je zu gebrauchen, welche mit höherer Intelligenz und regerem Eifer begabt aus der Front herausgenommen und zur Führung herangebildet werden; denn eine andere Erziehung ist erforderlich, ein Feuerwehmann zu werden, als ein Kommandeur dieser Wehr, ein Polizist zu werden, als ein Polizei-Präsident, ein Führer zu werden, als ein tüchtiger Soldat. Der Chef der Artillerie, General von Podbielski, wäre wahrscheinlich in ebenso arger Verlegenheit gewesen, wenn man ihm die zweite Nummer bei einem Feldgeschütze übertragen hätte, wie General v. Brandenstein, Chef des Ingenieur-Korps, wenn man ihm zugemutet hätte, den Bau auch nur eines Rahmens in der Schurzgalerie anzugeben; und doch waren beide in Folge ihrer hohen militärischen Einsicht und Bildung recht tüchtige Männer an ihrer Stelle und hervorragende Leiter von Waffen, denen sie bisher nicht angehört hatten.

Dem Laien ist dies unverständlich und läßt bei ihm den Glauben aufkommen, daß es doch recht leicht sein möchte, Soldat zu sein, wenn nicht einmal Detailkenntnisse nötig sind, um eine große Abteilung der Heeresmaschine zu führen. Ja er erstaunt um so mehr, als jene beiden genannten Führer an der Spitze der Waffen standen, zu deren Betriebe eine Anzahl Detailkenntnisse und Studien gehören, und vor denen sonst gerade der Nichtsoldat die größte Achtung zu haben pflegt. Es gehören eben andere Vorkenntnisse dazu, ein tüchtiger Pionier und Artillerist, ein tüchtiger Kavallerist und Infanterist, als ein tüchtiger Führer zu werden. Hierin liegt wohl der Kardinalirrtum derjenigen, welche nicht böswillig, sondern aus Ueberzeugung für die kürzere Dienstzeit eintreten.

Es genügt keineswegs für einen Infanteristen die Ausbildung, welche man bei einem zukünftigen Truppenführer für hinreichend hält, sondern es ist und bleibt ein notwendiges Erfordernis, den Mann ganz, und sowohl zu einem festen Frontsoldaten als auch zu einem tüchtigen Einzelkämpfer auszubilden; in der Vereinigung dieser beiden Eigenschaften liegt der Kern der heutigen Infanterietaktik. Nun ist jedem Rekruten im Laufe des ersten Jahres Gelegenheit gegeben, fast alle Funktionen seines Waffengewerbes (bleiben wir vorläufig bei der Infanterie stehen) einmal durchzumachen. Er wird als Rekrut in der Handhabung der Waffe, im Marsche in der Front, sowie in den Details der Bewegungen in der Schützenlinie ausgebildet, so daß er seine Stelle in der Truppe einnehmen kann, ohne die Bewegungen derselben zu stören; auch erhält er in den Unterrichtsstunden die ersten Belehrungen über die Konstruktion seines Gewehrs, den Wach- und Garnisondienst, die Zusammensetzung der Armee, Kasernen- und Truppendienst u. s. f.

Dann lernt er auf den Exerzierplätzen die Kompanie- und später die Bataillons- und Regimentschule kennen und bekommt endlich in den Brigaden, Divisionsvielleicht gar Korps-Mandern einen Begriff davon, wie es im Felde ausseht. Nebenher wird sein Körper durch das Turnen gestärkt und in das Gleichgewicht gebracht, eine vollständige Schule im Schießeunterricht, vom Zielen bis zu dem Schießen auf alle Distanzen, weicht ihn in die wesentlichste Kraftäuserung der modernen Infanterie ein, während die Fortdauer des Unterrichts in verschiedenen Zweigen seines Dienstes ihn fester in der Ausübung desselben macht. Nach einem Jahre hat, wie gesagt, der junge Wehrpflichtige den ersten Laß erhalten, welcher ihn in den Augen der Laien zu einem brauchbaren Soldaten macht. Allein es ist nur der oberflächliche Schluß, den er erhalten hat, es fehlt den einjährigen Kriegern jede Festigkeit in dem zu erlernenden Penjum; ja manche wesentliche Dinge sind ihm entgangen und es ist ihm so eine Ausbildung zu teil geworden, welche bei der längeren Periode, welche er im bürgerlichen Leben oder in seiner Profession verbringt, sich ganz verwaschen würde.

Ein zweites Dienstjahr ist daher erforderlich, um die ersten Eindrücke zu festigen, das Verständnis für den Dienst zu stärken, entstandene Lücken auszufüllen,

die Schießversuche des ersten Jahres in Schießfertigkeit zu verwandeln, genug aus der „An“bildung eine „Durch“bildung zu machen. Ueberdies hat die heutige Infanterie Aufgaben, welche weit hervorragend über das, was man von den Fußtruppen in früheren Tagen, in denen beinahe ausschließlich eine längere Ausbildungszeit erforderlich schien, verlangte. Der Einzelkampf, der bei dem Schnellfeuer der heutigen Waffen mit der strengsten Feuerdisziplin verbunden sein muß, um die Truppe nicht nach dem ersten Feuergefecht patronenlos, d. h. kampfunfähig zu machen, muß in einer Weise durchgebildet werden, von der man in vergangenen Tagen keinen Begriff hatte; der Schießunterricht muß bei der außerordentlichen Tragweite, welche wiederum ein genaues Schätzen der Entfernung, eine Vertrautheit mit den Visieren und mit den einzelnen Maßen des „Abkommens“ u. s. f. erfordert, welche alte Zeiten nicht kannten, eine Vertiefung erfahren und mit einer Gründlichkeit betrieben werden, welche geraume Zeit und Kraft in Anspruch nimmt. Hindernisse, welche ehemals keine Infanterie zu überwinden wagte, sollen jetzt genommen, ja der ganze Pionierdienst, den früher die Hilfswaffen ausführten, heute von der Infanterie mit übernommen werden, zu welchem Zwecke den Bataillonen eine reiche Mitgabe von Spaten zu teil geworden ist. Die Anlage von Schützengräben, die Einrichtung von Gehöften und Dörfern zur Verteidigung, selbst die Ueberbrückung kleiner Gewässer muß in den meisten Fällen die Infanterie selbst ausführen, da die verschwindend geringe und meist Festungen gegenüber beschäftigte Pioniertruppe nicht überall sein kann. Alle diese Dinge müssen aber gelehrt, gelernt und ausgeführt werden, wozu eine längere Ausbildungsperiode gehört. Ferner bedarf die Infanterie durchgebildeter Leute, um Patrouillen zu gehen, Quartier zu machen, Ordonnanzdienste zu versehen, genug alle diejenigen Funktionen zu erfüllen, welche außerhalb des Exerzierdienstes notwendig sind, um die dem Laien gänzlich fremden Funktionen in einer so großen Menschenmasse, wie die heutigen Heere sie darstellen, zu überwinden.

Wenn auch das zweite Jahr allenfalls hinreicht, um bei dem fast aufreibenden Dienstbetriebe in der heutigen Infanterie die Leute im Front- und Felddienste zu festigen und sie in den anderen Branchen des Dienstes einigermaßen anzulernen, so wird selbst der Laie einsehen, daß überall noch Lücken bleiben müssen, ja daß eine völlige Durchwirkung des Mannes in allem, was er im Felde leisten soll, nicht möglich ist. Man frage jeden Kompanie-Chef, der seinen Dienst gewissenhaft nimmt, ob er nicht das Gefühl des fortdauernden Nichtfertigwerdens wie eine schwere Last jahraus jahrein mit sich herumträgt.

Nun sind Abkommandierungen nach Festungen, nach Strafanstalten, zu Schießschulen, Wachkommandos u. s. f. erforderlich. In den größeren Garnisonen nehmen überdies die Arbeiten für die Montierungs- und Waffendepots, für die Munitions-Anfertigung, für Transporte u. s. f. eine große Anzahl der Wehrpflichtigen in Anspruch und unterbrechen den Ausbildungskursus oft in der unangenehmsten Weise; genug, es würden Mängel in der Ausbildung von geradezu gefährlicher Anzahl und Größe entstehen, wenn nicht das dritte Dienstjahr der Truppe einen Halt und eine Stütze geben würde. Dieses letzte Jahr macht es möglich, die Zurückgebliebenen „fit“ zu machen, hier und da Kommandos abzugeben und die störenden Arbeiten ausführen zu lassen, ohne den Ausbildungsgang der Leute auf das Empfindlichste zu unterbrechen. Das dritte Dienstjahr erst gibt der Truppe Kern, Kraft und Halt.

Aber auch noch eine andere Rücksicht macht das dritte Dienstjahr zu einem notwendigen Gliede in der Kette der Heeresausbildung, das ist die auf die Kadresstärke. Wenn eine Kompanie jährlich etwa 50 Rekruten ausbildet und dann die Leute nach dem zweiten Dienstjahre entläßt, so würde ihre Friedensstärke nur 100 Mann betragen, d. h. eine solche sein, daß an ihr niemand das Bild des Ernstfalles zeigen kann. Denn mit einer Kompanie von nur 30 Uebungen kann man keine Uebungen ausführen, welche annähernd die Gefechtsgruppierung einer solchen Truppe vor Augen führt; man wäre



daher gezwungen, mehrere Kompanien zu vereinigen, um nur einigermaßen den Erfordernissen der Wirklichkeit gerecht zu werden.

Unter solchen Verhältnissen würde aber auch der innere Dienst, jener festeste Kitt, der eine Truppe zusammenhält, leiden, und schließlich die Ausbildung der Offiziere und Unteroffiziere so schwer fraken, daß niemand in der Armee, der die Kampffähigkeit derselben auf dem höchsten Stande erhalten wissen will, es mit seinem Gewissen wird vereinigen können, das dritte Jahr der Ausbildung daran geben zu wollen.

Dazu kommt, daß bei so kleinen Kadres, wie sie die zweijährige Dienstzeit erzeugen würde, der Kern der Truppe, an den sich die Reserven, Dispositionsurlauber u. s. w. im Falle einer Mobilmachung, um dieselbe auf die Kriegsstärke zu bringen, anschließen, ein zu kleiner ist. Während bei der dreijährigen Dienstzeit die Kompanie im Kriegsfalle etwa auf das Doppelte verstärkt wird, so würde bei zweijähriger Dienstzeit etwa nur ein Drittel der Truppe aus soeben ausgebildeten Mannschaften bestehen, ein Verhältnis, welches ohnehin ein beklagenswertes sein würde, aber in der That gefährlich wird, weil in dem Momente der Mobilmachung noch eine Anzahl Abkommandierungen nötig werden, welche den Truppenstamm, um den sich die Neueinberufenen scharen sollen, noch mehr zu schwächen pflegen.

Alle diese Dinge führen dahin, daß man die Dienstzeit erst dann verkürzen wird, wenn man mehr Furcht vor den inneren Feinden haben wird, als vor dem an unsere Pforten stürmenden äußeren Gegner.



## Janssens deutsche Geschichte fünfter Band.\*)

Von

Archivar Dr. G. Trmer.

Wenn irgend jemand auf dem Gebiete moderner Geschichtschreibung als Verkörperung des ultramontanen Geistes gelten kann, so ist es unzweifelhaft Johannes Janssen. In tadelloser Treue spiegelt seine Darstellung jede Ausstrahlung ultramontaner Auffassung ab, — mag sie nun in dem vollständigen Ableugnen der Daseinsberechtigung einer von dem katholischen Dogma abweichenden Glaubenslehre sich geltend machen, mag sie mehr eine politische Färbung erhalten, indem sie sich gegen die aus der Reformation herausgewachsenen protestantischen Landeshoheiten in Deutschland wendet. Gewiß kann man Janssen vom rein kritischen Standpunkte aus das Zugeständnis machen, daß die liberale Geschichtschreibung, besungen in einseitiger und engherziger politischer Gesamtanschauung, ein nicht vollkommen richtiges Bild der Entwicklungsgeschichte Deutschlands geboten hat; man mag sogar zugeben, daß eine Behandlung des Zeitalters der Reformation und des dreißigjährigen Krieges, die aus einseitig katholischer Anschauung entspringt, klärend wirken kann, und man mag endlich vom konservativen Standpunkte aus zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß vollends eine neue Darstellung der geschichtlichen Ereignisse unseres Jahrhunderts im Gegensatz zu der liberalen Lobpreisung der revolutionären, demokratischen Errungenschaften desselben wohl not thut, um jene unrichtige und tendenziöse Wiedergabe der Ereignisse nicht selbst zur Geschichte werden zu lassen; darüber kann doch kein Zweifel sein, daß jeder Historiker — mag er nun einer Partei oder religiösen Anschauung huldigen, welcher er will — unter allen Umständen kritische Befähigung und Gerechtigkeitsinn mitbringen muß; man muß an seiner Behandlung des Stoffes erkennen können, daß der Druck seiner Sonderanschauung nicht von einer solchen Stärke ist, daß derselbe sein kritisches Bewußtsein betäubt und seine Darstellung zu tendenziöser Entstellung abirren läßt. Und das ist bei Janssen, wir wollen nicht sagen immer, aber doch sehr oft der Fall; bei aller Geschicklichkeit in der Darstellung vermag derselbe nicht, den Mangel einer gründlichen kritischen Schulung zu verbergen, die es allein möglich macht, geschichtliche Ereignisse jeder Art unbesangenen zu behandeln; überall erkennt man, daß er es nicht

\*) Joh. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 5. Bd. Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit der Verkündigung der Konfessionsformel im Jahre 1580 bis zum Beginn des 30jährigen Krieges im Jahre 1618. (Freiburg i. Br., Verberische Verlagsbuchhandlung.) 1886. 7 B., geb. 8,40 M.

vermag, sich über seinen Stoff zu erheben und ein freies Urtheil zu fällen. Stimmung machen für die ultramontanen Ideen, das ist der deutliche Zweck des ganzen Buches. Seine absichtsvollen Deduktionen, sein Verschweigen von Thatsachen, die seiner Anschauung entgegenstehen, seine saft jesuitische Dialektik, mit welcher er seine Beweise häufig aus protestantischen Geschichtschreibern und außer dem Zusammenhang anführt, um bei seinen Lesern den Glauben zu erwecken, als gründe sich seine Darstellung auf die Ergebnisse gerechter Kritik, und endlich die Absichtlichkeit, mit welcher er an jeder Stelle, wo es nützlich scheint, voll Pathos seine Vaterlandsliebe und Ueberzeugungstreue zur besseren Beglaubigung seiner Darstellung herauskehrt, erinnern oft an die Kniffe Windthorst's, der gerade in den Augenblicken, wo die vaterländische Gesinnung sich von seiner Politik abwenden will, ganz besondere Anstrengungen macht, um die Zuhörer von seinem Patriotismus zu überzeugen.

Dem Vorwurfe der Kritiklosigkeit gegenüber kann sich Zanffen auch in seinem neuesten Bande nicht vollkommen reinigen. Aber auch der der Unwahrhaftigkeit ist nicht ohne Grund. Wir sind zwar nicht der schroffen Ansicht, daß seine unrichtigen Darstellungen alle aus der unlauteeren Quelle der Absichtlichkeit fließen, sondern finden ihre Erklärung mehr in kritischem Unvermögen. Es stoßen uns aber doch auch Stellen auf, die ganz dazu angethan sind, ein härteres Urtheil über den ultramontanen Geschichtschreiber herauszufordern.

Ein besonders lehrreiches Beispiel für die Voreingenommenheit, mit der Zanffen vor Prüfung der Quellen an ein Ereigniß herantritt, und wie er in der Erzählung desselben das Urtheil des Lesers zu bestechen sucht, bietet seine Darstellung des Donauwörther Streites, der als erstes Voreigniß des dreißigjährigen Krieges angesehen werden kann. Die etwas eingehendere Beschreibung wird zugleich für unser oben abgegebenes Urtheil an vielen Stellen die überzeugendsten Beweise bringen.

„Donauwörth,“ erzählt Zanffen harmlos, „gehörte zu jenen Städten, in welchen dem Augsburger Religionsfrieden gemäß beide Konfessionen ihre Rechte behalten und einander bei Religion, Glauben, Kirchengebäuden, Ordnungen und Zeremonien ruhig und friedlich bleiben lassen sollten.“ Das ist vollkommen unansehnlich; der § 27 des Religionsfriedens setzte dies in den Reichsstädten, in denen beide Konfessionen bereits eine Zeitlang nebeneinander bestanden hatten, ausdrücklich fest. Als seinen Gewährsmann führt Zanffen Stieve an, dem er jene Stelle beinahe wörtlich entnommen hat; und das nicht ohne Absicht, denn man weiß, daß der citierte verdienstvolle Forscher zwar Katholik, aber ein durchaus objektiver Geschichtschreiber ist, dem jeder protestantische Gelehrte volle Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit zumißt. Aber nun zeigt sich Zanffens raffinierte Schlaueit darin, daß er in der Folge wohlweislich das Urtheil Stieves ausläßt, sobald es für die Katholiken ungünstig ausfällt, und das geschieht sehr bald. Denn war auch der Magistrat in Donauwörth danach zweifellos im Unrecht, wenn er die bis 1567 in Übung gewesenenen katholischen Zeremonien unterdrückte und die katholischen Bürger — zwar freilich nur einmal versucht und sogleich wieder rückgängig gemacht wurde — zwang, ihre Kinder lutherisch taufen zu lassen: so war der Versuch, katholische Prozessionen einzuführen, also der Kardinalpunkt des ganzen Streites, der den Gewaltakt gegen die Stadt herbeiführte, ein ebenso großes Unrecht von seiten der Katholiken. Denn der Rat war, wie Stieve sehr richtig nachweist, da die Prozessionen erst 1573 eingeführt waren, keineswegs verpflichtet, die von den Mönchen beanspruchte größere Freiheit zu gewähren, vielmehr durchaus befugt, die Prozessionen zu unterdrücken. Von diesem Nachsage Stieves sagt natürlich Zanffen kein Wort; er verschweigt hier absichtlich, denn man kann doch nicht annehmen, daß ein so aufmerksamer Leser, wie Zanffen überall da ist, wo es gilt, eine für seinen Zweck günstige Stelle ausfindig zu machen, diese interessanten Ausführungen seines Gewährsmannes ganz übersehen hätte.

Man höre nur Zanffen, wie schändliches Unrecht man den Katholiken in Donau-

wörth angethan hat! Der protestantische Pfarrer und der Prediger in der Johannis-kirche kannten so wenig Duldung, erzählt er, daß der Rat 1560 ihnen ernstlich Mäßigung gegen die Katholiken befehlen mußte. Im Jahre 1567 ging der in seiner Mehrheit protestantische Rat darauf aus, die noch unbeschränkte öffentliche Uebung des katholischen Glaubens allmählich zu unterdrücken. 1567 beschränkte er die Ceremonien bei den katholischen Leichenfeierlichkeiten, 1568 verbot er das heilige Sakrament öffentlich zu den Sterbenden zu tragen. 1573 wurden die Prozessionen verboten mit der Begründung, „es seien viele Handwerksgejellen und Gäste aus Sachsen und anderen Orten in der Stadt, die ihr Lebttag keinen Ordensmann und solche Ceremonien gesehen, und wo sie etwa voll oder trunken wären, möchte gar leicht Schaden oder Abenteuer entstehen!“ Aus solchen Gründen, fügt Zanffens voll sittlicher Entrüstung hinzu, sollten die Katholiken auf ihr Recht öffentlicher Religionsübung verzichten. Auf der folgenden Seite ist Zanffens aber schon viel weiter, denn da heißt es: In Donaawörth unterstehe man sich sogar von Obrigkeit wegen zu verbieten, daß den schwachen und kranken Katholiken die Sakramente gereicht würden, Kinder katholischer Eltern taufe man in den Kirchen der Konfessionisten und die Toten dürften nicht nach katholischem Gebrauche mit brennenden Fadeln zur Erde bestattet werden.“ — Das ist ja ganz entsetzlich, eine Vergewaltigung der Katholiken sonder Gleichen! wird jeder Leser ausrufen. Ja, wenn es wahr wäre, aber so ist die ganze Erzählung eine Verdrehung und Verschärfung Zanffens, an der es nichts ändert, daß er als vorsichtiger Mann ein Anführungszeichen an das Ende der betreffenden Stelle setzt, ein Kniff, der natürlich nur für die Leser berechnet ist, welche Herrn Zanffens Ausführungen mit kritischem Auge folgen. Der Widerspruch zwischen dem wirklichen Verbote, die Sakramente öffentlich auszutragen, und der Behauptung, es sei nicht gestattet worden, sie überhaupt an Kranke zu reichen, springt zu sehr in die Augen, als daß wir nicht Herrn Zanffens raten müßten, doch etwas vorsichtiger zu werden. Ja man fragt sich, wenn er dasselbe Spiel, das Günstige anzuführen und alles für seinen Standpunkt Ungünstige auszulassen, immer und immer wiederholt, ob man das nur der Beschränktheit seines kritischen Urtheils oder seiner bösen Absicht zuschreiben soll.

Daß der ganze Reichshofratsprozeß eine fortlaufende Ungerechtigkeit gegen die Stadt war, und daß er es am klarsten zeigte, wie bedenklich das Urtheil dieses höchsten Reichsgerichtes war, sobald die Konfessionsverschiedenheit der streitenden Parteien ins Spiel kam, davon erfahren wir bei Zanffens kein Sterbenswörtchen. Daß die tumultuarische kaiserliche Exekution ein Vorgang ohne Gleichen war, steht nach den bisher beigebrachten Materialien so unzweifelhaft fest, daß auch Zanffens abweichende Darstellung, zumal er neue archivalische Beweise für dieselbe nicht beibringen kann, nichts daran zu ändern vermag. Jenes Mandat *sine clausula*, welches insolge der ersten Störung einer Prozession von den Katholiken erwirkt worden war, war sachlich wie formell unberechtigt. Aber damit war der Abt von Heiligentreu in Donaawörth nicht einmal zufrieden; um die Härte dieses unbegründeten Mandates noch zu verschärfen und um die Donaawörther durch die unerwartete Uebergabe desselben in Verlegenheit zu bringen, hielt derselbe es bis zwei Stunden vor einer öffentlichen katholischen Begräbnißprozession zurück. Man sieht also ganz deutlich die triebhässige Absicht der Donaawörther Katholiken; sie wollten es unter allen Umständen zum Konflikt bringen. Und doch gelang ihnen dies damals noch nicht; erst weit später, als die Erbitterung dank der Hartnäckigkeit der katholischen Priester bis zum höchsten Grade gestiegen war, kam es zu Ausschreitungen von seiten des Böbels gegen die katholischen Prozessionen, und auch dabei ist die Absichtlichkeit, mit der von katholischer Seite ein öffentlicher Skandal herbeigeführt worden ist, gar nicht wegzuleugnen; denn die Mönche hatten sogar, um die erwarteten Vorgänge gleich notariell beglaubigen zu können, vorher den kaiserlichen Notar Schroll nebst Zeugen aus Dillingen nach Donaawörth kommen lassen!

In der folgenden Erzählung der Vergewaltigung Donauwörth's durch Herzog Max von Bayern setzt Zanffen mit Konsequenz das begonnene Spiel fort. Herzog Max hatte nach seiner Schilderung „keine Hintergedanken“, und doch sehen wir ihn wenige Seiten darauf bereits an der Spitze von 6000 Mann Infanterie und 600 Reitern die Stadt angreifen. „In bezug auf Religion wurde (nach der Einnahme der Stadt durch die Katholischen) schonend verfahren,“ erzählt uns Zanffen; freilich kann er gleich hinterher die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Pfarrkirche „als ein herrenlos und verwaist gewordenes Gut von den Katholischen in Besitz genommen und den Jesuiten übergeben wurde“. „Den Evangelischen in Donauwörth stand es frei, in Berg oder Ziergesheim die Predigt zu besuchen,“ fügt er mit unübertrefflicher Raivität hinzu.

Hören wir nun aus anderen Quellen, wie es mit der von Zanffen so gerühmten Toleranz in Donauwörth stand. „Angeichts der kirchlichen Maßnahmen der Bayern,“ erzählt der wie Zanffen katholische Stieue, indem er sich streng an die gleichzeitigen Quellen hält, „und des auf dem Marktplatz errichteten Galgens, meinten die Evangelischen, man wolle alle katholisch machen und die lutherisch bleiben lassen. Viele erschienen mit Rosenkränzen, welche Prior Beck mit strohem Eifer verteilte, bei den Predigten der Jesuiten. Der Kantor Hans Geiger ließ sein Kind katholisch taufen und lud Haslang und Schöttl (die bayrischen Obersten) zu Paten. „Laß mir das Kind katholisch erziehen,“ sagte ihm dabei der Oberst, „denn komme ich wieder und finde das Gegenteil, so laß ich's in ein Geschäß und schieß' es über die Mauer hinaus!“ Das nennt Zanffen Toleranz!

Der Herzog hatte zunächst selbst, wie Zanffen mitteilt, Bedenken, ob er in Donauwörth „die katholische Religion fortpflanzen und die eingerissenen Sekten unterdrücken dürfte“. Die Räte antworteten, wie billig, verneinend. „Mit eigener Hand schrieb der Herzog den Befehl: seine Kommissare sollten dafür sorgen, daß in den religiösen Dingen keine Aenderung des Bestehenden vorgenommen werde“. Bis dahin ist alles richtig; aber man muß doch voll Erstaunen fragen: Warum erzählt denn Zanffen nicht weiter? Warum erzählt Zanffen die Thatsache nicht, daß die Räte bald darauf dieses erste Bedenken verlengueten und ihrem Herzog die entgegengesetzten Maßregeln anrieten. „Man muß,“ sagten sie, „den Besuch der evangelischen Predigten noch eine Zeitlang nachsehen, die Bürger aber allmählich zur Entrichtung der pfarrlichen Stofgebühren anhalten und sie überhaupt so behandeln, daß sie entweder katholisch werden oder aus der Stadt ziehen. Man muß keinen aus ihnen zu Aemtern nehmen, sie dagegen mit Scharwerk und anderen Lasten belegen, ihren Klagen und Gesuchen gar nicht oder sehr langsam Gehör geben, sie für das geringste Vergehen weit härter als andere strafen, den neuen Kalender (gerade gegen diesen hatten die Evangelischen eine besondere Abneigung), weil es kein Religionswerk ist, sofort einführen und nicht nur über dessen Beobachtung, sondern auch darüber mit aller Strenge wachen, daß die Bürger an den Festen des alten Kalenders ihre gewöhnlichen Arbeiten verrichten.“ Da Zanffen von alledem nichts zu wissen scheint, so wird ihm dies interessant sein zu erfahren. Auch Windthorst wußte ja natürlich bei den letzten Reichstagsverhandlungen nichts von den Abmachungen König Georgs V. von Hannover mit Kaiser Napoleon!

Nur die letzte Bestimmung wegen der Feste des alten Kalenders wurde von Herzog Max nicht ausgeführt, oder doch nur einige Wochen aufrecht erhalten, alles übrige aber wurde genau nach diesem zweiten Bedenken der Räte in Donauwörth ausgeführt; ja den Pfarrern von Berg und Ziergesheim wurde die Ausübung seelsorgerischer Thätigkeit in der Stadt verboten. Die protestantischen Bediensteten der Stadt wurden entlassen; den Bürgern, welche von der Stadt und den Zünften Geld zu Lehen hatten, wurde daselbe gekündigt, und wenn sie mit Hinweis auf das Darniederliegen des Gewerbes und auf den Mangel an Käufern für Güter und Häuser um Gnade baten, wurde ihnen mit Gefängnis gedroht, oder wenn sie um Erlaubnis zum Verkauf anhielten, ihnen bedeutet, daß all ihr Hab und Gut ohnehin als Ersatz der Exekutionskosten dem

Herzog verfallen sei; insgeheim aber raunte man ihnen zu, daß sie durch Uebertritt zum Katholizismus der Zahlung entgehen könnten. Wo sich Widerjeglichkeit zeigte, oder wo Espione meldeten, daß jemand mit den Flüchtlingen zusammengetommen sei oder von baldiger Befreiung gesprochen hatte, strafte Bemelberg, der bayrische Kommandant, mit mehrtägigem Gefängnis bei Wasser und Brot und ließ die beteiligten Weiber in der beschimpfenden Geige durch die Stadt führen. Der einzige noch übrige protestantische Schulmeister wurde, weil er gegen sein früheres Erbieten den Kindern das Gist des lutherischen Katechismus einslöße, unter dem Vorwande, daß seine Handschrift zu schlecht sei, durch einen Katholiken ersetzt; der katholische Stadtkommandant vervollständigte diese Maßregel dadurch, daß er den Bürgern befahl, ihre Kinder in die katholischen Schulen zu schicken, und den abgesetzten Lehrer mit Gefängnis strafte, als derselbe zu Hans etliche Kinder im lutherischen Katechismus unterrichtete. Ja, drei Viertel des städtischen Friedhofs wurde für die Katholiken vorbehalten, während den Protestanten nur ein nasser Winkel blieb. Von der merkwürdigen Belehrungsart, welche der Jesuitenpater Wittner bei den Spittlern anwendete, und darüber, wie das, was der Vater „schier für ein Mirakel“ gehalten wissen wollte, sich bei der Untersuchung nur als ein Erfolg seiner Drohungen entpuppte, wollen wir schweigen. Wer sich dafür näher interessiert, kann es bei Stieve „Der Ursprung des dreißigjährigen Krieges“ S. 451 ff. nachlesen. Das ist allerdings echt römische Toleranz!

Aber man muß es doch ebenfalls „schier für ein Mirakel“ halten, daß der belehene Zanffen von allen diesen Vorgängen auch kein Sterbenswürthchen weiß; vielleicht ändert er den Uebelstand in der 18. Auflage ab, denn unter 12 Auflagen that es Zanffen bereits nicht mehr.

Daß die katholische Gegenreformation einen sehr großen äußerlichen Erfolg, wenn auch nur einen solchen, hatte, darauf darf man katholischerseits mit Genugthuung hinweisen. Schon im April 1631 meldet ein Bericht dem Kurfürsten, „daß nicht allein kein unkatholischer Bürger mehr, sondern bei dem meisten Teil ein solcher Eifer und Andacht, daß dem Allerhöchsten billig darnun zu danken ist!“ Das konnte wohl als Wunder angesehen werden, aber als ein noch größeres mußte es erscheinen, daß fast die gesamte Bürgerschaft im Jahre 1632, als Gustav Adolf sich der Stadt bemächtigte, mit einem Schlage zum protestantischen Glauben zurückkehrte! Also selbst den Triumph gönnt der Kritiker Herrn Zanffen und seinen biederen Jesuiten nicht!

Wir haben den wichtigen Vorgang eingehender besprochen, weil der Leser in der Vergleichung eines bestimmten Falles eher Gelegenheit findet, die Darstellung Zanffens einer Prüfung auf ihre Wahrhaftigkeit und ihren objektiven Wert leicht unterwerfen zu können. Ganz ähnlich liegt das Verhältnis zwischen der objektiven historischen Wahrheit und Zanffens Erzählung auch bei den übrigen Ereignissen, die in dem Rahmen des letzten Bandes seiner Geschichte des deutschen Volkes liegen, doch würde es zu weit führen, darauf näher einzugehen. Nur einzelnes sei noch erwähnt, was dem Leser bei aufmerksamer Lektüre auffallen muß.

So erzählt beispielsweise Zanffen von Elisabeth von England, die ja wegen ihrer Stellung gegenüber dem Katholizismus den heftigsten Angriffen seitens der ultramontanen Geschichtschreiber und Pamphletisten niemals entgangen ist, daß sie es als „eine besondere Aufgabe erachtet habe, dem Sultan zu beweisen, daß die Engländer, weil sie verschiedene Widersacher des päpstlichen Götzeudienstes, dem mohammedanischen Glauben viel näher ständen, als dem des Kaisers und der Katholiken“. Bei einer so schweren Beschuldigung würde es jeder andere Historiker wohl für nötig gefunden haben, Beweise oder Gründe anzuführen, aber Zanffen hat das alles nicht nötig, seine einfache Behauptung muß den Lesern genügen. „Ja, wenn Gründe so häufig wie Brombeeren wären!“ sagt Falstaff zum Prinzen Heinz. Daß Zanffen die Person der Königin Elisabeth ganz besonders unsympathisch ist, kann er nirgends verhehlen; mit besonderem Wohlgefallen spricht er von dem Grafen Essex als dem „Buhlen Elisabeths“, als ob

diese Bezeichnung etwas ganz selbstverständliches wäre. Nicht besser kommt der große Dranier und König Heinrich IV. in seiner Darstellung weg. Daß Heinrichs Uebertritt zum Katholizismus nichts weiter als ein Akt der Staatsklugheit gewesen ist, wird doch niemand leugnen wollen, und es war nur natürlich, daß er die deutschen Protestanten vom rein französischen Standpunkte als beste Bundesgenossen gegen das Haus Habsburg ansehen mußte. Janssen scheint ganz zu vergessen, daß diese Politik der Begünstigung der deutschen Protestanten seit Heinrich traditionell für die französischen Könige geworden ist; und die waren samt dem Père Joseph und dem Kardinal Richelieu reichlich so katholisch wie Janssen; freilich waren sie in erster Linie Franzosen! Auf Widersprüche kommt es Janssen in seiner Darstellung überhaupt nicht so sehr an. So sagt er auf Seite 54: „Nachdem beinahe zwanzig Jahre lang alle Hebel in Bewegung gesetzt worden, das niederländische Volk dem katholischen Glauben abwendig zu machen und gegen seinen angestammten Beherrscher in die Waffen zu bringen, mußte Dranien im März 1584 in einem vertraulichen Briefe an seinen Bruder Johann eingestehen, die unendliche Mehrheit des Volkes sei dem (spanischen) Könige und seinem katholischen Glauben treu.“ Das wirkt ein sehr günstiges Licht auf die Kraft des katholischen Glaubens. Aber schon auf Seite 118 muß Janssen gerade das Entgegengesetzte erklären, „daß die spanische Macht damals auf das Tiefste erschöpft, in den Niederlanden (um 1595) der Auflösung nahe war!“ Zum mindesten geht daraus hervor, daß eben zehn Jahre der Thätigkeit Dranienis genügend waren, um das Verhältnis der „unendlichen Mehrheit“ bis zur „Auflösung“ umzukehren! Geradezu lächerlich aber wirkt es, wenn Janssen bei der Erzählung vom Sturze des Kanzlers Krell im Jahre 1592 ganz in die naive Erzählungsweise des Theatrum Europaeum verfällt und im Schreckensgeschichten erzählt, daß dem gläubigen Leser die Haare zu Berge steigen müssen. Weiber bringen Kröten und Kinder mit Knebelbärten zur Welt, sieben Fuß hohe Gespenster gehen in der Kirche in Zwidau um, ja der leibhaftige Satan erscheint in voller Livree mit Schwanz und Hörnern. Uns wurde ordentlich bange bei der ernsthaften Art und Weise, mit der Janssen solche Aberglauben berichtet; man weiß ja nicht, was einem als Kritiker eines so „frommen“ Buches, wie das Janssensche es ist, noch alles begegnen kann! —

Läßt die Anordnung des ganzen Stoffes bei Janssen schon viel zu wünschen übrig, so noch mehr die Raumeinteilung. Die wichtigsten Ereignisse und ihre Motive werden mit pragmatischer Kürze erzählt, andere Abteilungen, wie namentlich „die Einwirkung der konfessionellen Polemik auf Volk und Reich bis zum Jahre 1618“ nehmen ein ganzes Buch ein; und geradezu widerwärtig wirkt seine eingehende Behandlung der Schlußliteratur, welche konfessioneller Haß und Roheit am Ende des 16. Jahrhunderts gezeitigt haben; oder ist Janssen wirklich so naiv, zu meinen, daß er erst kommen mußte, um das gebildete Publikum davon zu überzeugen, daß Streithähne wie Oslander und Flacius — man spricht nicht umsonst von einem groben „Fläc“ — auch bei den Protestanten nicht gerade in hoher Achtung stehen können? Die Zeit war eben nicht sein, und, wie es heute bei den politischen Wahlen oft genug zu geschehen pflegt, suchte man sich auch damals für den Gegner den stärksten Stoch aus, den man finden konnte. Wir könnten mit Leichtigkeit aus den katholischen Streitschriften noch eine weit überblühende Blumenlese ziehen, als Janssen es mit auerkenntenswerthem Eifer und Geschick aus den protestantischen gethan hat; aber damit beweist man für die Sache gar nichts; nur das eine wird man finden, daß unter den Verfechtern beider Konfessionen recht unhöfliche Gesellen sich befunden haben.

Auf den eigentlichen Kernpunkt der Abneigung des deutschen Volkes gegen Rom kommt Janssen gar nicht zu sprechen, und doch führt er eine recht bezeichnende Stelle aus einem Briefe Johann Kasimirs an, die ihm die Gründe für dieselbe leicht hätte erklären können; der Pfalzgraf fordert, daß es aufhören müsse, „daß der Papst sich unterstehen dürfe, Kurfürsten abzusetzen“, mithin staatliche Unabhängigkeit von Rom,

die ihm unter den Kaisern aus dem Hause Habsburg nicht genügend gesichert schien. Es war also neben der religiösen auch eine nationale Frage geworden, für deren glückliche Durchkämpfung die protestantische Opposition eintrat und Land und Leute auf das Spiel setzte; und es beweist nichts gegen diese Auffassung, wenn man die Schutzverträge aufführt, die protestantische Fürsten mit Frankreich geschlossen, oder wenn man auf die Jahrgelalte hinweist, die sie von dorthier empfangen haben. Ein größerer Feind für Deutschlands Entwicklung konnte in der That nicht erstehen, als jener blutgierige Kaiser Ferdinand II. — die Blutbühnen von Prag und Linz wissen von seiner gerühmten „Gutmütigkeit“ furchtbare Beispiele genug zu erzählen —, der es einst auf die Hostie schwur, „in seinen Reichen die Ketzerei ausrotten zu wollen“ und lieber ein „verderbter“ als ein „verdammter“ Herr sein wollte. Allerdings beruhigte er Böhmen und Mähren durch seine Gegenreformation, aber — es war die Ruhe des Kirchhofs, die er schuf.

Wie Janssen für die historische Notwendigkeit des Eintritts der Reformation kein Verständnis hat, so verkennt er auch über die Auswüchse des Protestantismus und über die häßlichen Erzeugnisse des notwendigen Klärungsprozesses innerhalb desselben in den Folgen der Reformation den thatsächlichen Fortschritt der Weltanschauung in derselben. Für ihn ist die Kirchenreformation nichts anderes als eine vorübergehende Errungenschaft der Ketzerei, und der Zweck der Weltgeschichte wird von ihm auf die Zurückführung dieser ketzerischen Elemente zur römischen Kirche zugespielt. Es fällt ihm nicht ein, mit der protestantischen Kirche als etwas Thatsächlichem und für alle Zeiten Bestehendem zu rechnen, sondern die protestantische Weltanschauung ist für ihn nur eine augenblickliche Phase, die, obwohl sie 300 Jahre überdauert hat, über kurz oder lang von der katholischen Kirche und ihrer alleinigen Rechtgläubigkeit wieder absorbiert werden muß. Und diese historische Ansicht des Ultramontanismus fällt fast zusammen mit seiner politischen, die in einem protestantischen Kaisertum Deutschlands nimmermehr das Ziel seiner Wünsche, noch etwas Dauerndes — wurde doch jüngst erst das deutsche Reich von der ultramontanen Presse als „eine vorüberziehende, drohende Gewitterwolke“ bezeichnet! — sehen kann; ja die letztere beruht auf der ersteren, auf der vollkommen falschen Beurteilung der angeblich weltbeherrschenden Stellung der römischen Kirche. Dabei ist die größte Zahl scharfblickender Ultramontaner bereits zu der an und für sich sehr richtigen Ansicht gekommen, daß für diese Herrschaft des Papstes nichts so hinderlich gewesen ist, wie seine weltliche Herrschaft, jenes für die römische Kirche so verhängnisvoll gewordene Erbteil Petri, und die aus ihr mit Notwendigkeit folgenden politischen Verkettungen, freilich nicht aus dem naheliegenden Grunde, weil das Erbteil Petri nur ein armseliges Fischerneß und das Martyrium war.





## St. Hildegund von Schönau.

Eine Legende.

Von

Bernhard Schädel.

### IX.

Ein Jahr war vergangen. Abt Gottfried von Schönau war heute in nicht geringer Geschäftigkeit. So viel Last er auch stets auf seinen Schultern zu tragen hatte, und so sehr er auch gewohnt war, daß die Augen aller stets auf ihn sahen, so lag es doch in dem Wesen des gewissenhaften Mannes, daß jede Veränderung oder Vermehrung seiner Pflichten, daß jede Verührung mit fremden Menschen ihn in seiner Weltabgeschiedenheit immer wieder aufs neue erregte. Dann ging er rascher wie sonst und seine Stimme klang etwas heiser. Die Brüder kannten diese Zeichen ganz genau. Eben kam er von seiner Küche her und ging über den Hof auf sein Haus zu. Beide Baulichkeiten lagen getrennt für sich, dem Refektorium gegenüber. Der Abt, dem die Bewirtung fremder Gäste oblag, führte seinen eigenen Tisch, um die Brüder vor Verführung zu bewahren. Da selbst Fische, Eier und Milch in der Regel ihnen nicht gereicht werden durften, und der Abt sie nur bisweilen als etwas Außergewöhnliches bewilligte, so würde es unthunlich gewesen sein, an gewöhnlichen Tagen Gäste an ihrem Tische zu bewirten. Der Herr Abt speiste deshalb allein, wenn er sich auch nichts anderes auftragen ließ, als was die Brüder bekamen, es sei denn um seines Alters oder seiner Gesundheit willen. Heute aber sollten seltenere Bissen in der kleinen Küche bereitet werden. Da mußte er schon selbst einmal nach dem Rechten sehen. Wie er dem die Woche in der Küche dienenden Bruder die letzten Befehle erteilte, hatte sein scharfes Auge eine zerbrochene Pfanne entdeckt, deren Scherben sich hinter einen Laib Brot verschoben hatten. Mit dem Geheiß, die Stücke derselben dem Bruder Kellermeister für die monatliche Rechnungsablage zu übergeben, hatte er dem Bruder eine Buße auferlegt, die in anbetrachtt seiner Ungeschicklichkeit als geringfügig gelten konnte. Drei Tage sollte er nicht mit im Refektorium essen und seinen Trunt erst zuletzt von allen erhalten. Und wie zur Entschädigung dafür hatte der Abt das Aussehen der Speisen und die Keuschheit der Gerichte gerühmt. Die Flecken auf den Platten des Fußbodens fielen dem Küchenbruder nicht zur Last. Sie rührten von dem Bruder Schreibmeister her, der fast täglich in die Küche kam, um seine Tafeln zu glätten, Wachs zu schmelzen und Pergament zu trocknen. Bruder Benedikt, der früher in einer Herrenküche gekostet

hatte, war für die gebührende Strafe durch das gespendete Lob reichlich belohnt. Aber es war kein Wunder, daß Herr Gottfried heute besonders milde gestimmt war.

Ein alter Jugendfreund aus seinen Welttagen, der mit dem Herrn Bischof sehr befreundet war, Herr Eberhardus de Commeda, war heute mit einem Diener angekommen und wollte zwei Tage im Kloster verweilen. Morgen sollte Novizenweihe stattfinden, bei der ein Schübling Herrn Eberhardus, der gelehrte Christophorus, mit zwei anderen Novizen in die Bruderschaft eintraten. Da dieser Tag stets als Feiertag gefeiert wurde, so gab es noch an allen Ecken zu thun. Die beiden alten Herren hatten heute schon stundenlang zusammengesessen, dann waren sie durch die weitläufigen Klostergebäude geschritten, hatten den Garten gesehen und waren durch die Felder hinausgegangen bis zu einem der außenliegenden Ackerhöfe. Dort waren sie, wenn sie die Laienbrüder nicht kränken wollten, genötigt gewesen, einen kleinen Imbiß zu nehmen. Jetzt bei ihrer Rückkunft hatte sich vor der Abendmahlzeit der einzige Augenblick geboten, den der Abt benutzen konnte, um nach der Wirtschaft zu sehen. Noch ein besonderer Grund aber war es, der Herrn Gottfried bestimmte, über die Küche heute seine schützende Hand zu halten.

Herr Eberhardus, der in seiner Jugend von übertriebener Strenge gewesen war, hatte heute morgen, als man von der immer brennender werdenden Frage der Mönchserziehung gesprochen hatte, Worte geredet, die seinem erstaunten Freunde noch durch den Kopf gingen, zumal sie ihn in seiner eigenen Ansicht bestärkten. Als sie von der weit weniger strengen Lebensweise der Benediktiner sprachen, der Eberhardus das Wort redete, hatte er gesagt: „Ich kann die Weise derjenigen nicht billigen, die den Bauch mit Bohnen und das Herz mit Hochmut füllen. Auch will ich den Stab nicht über die brechen, welche fetter Fleischnspeisen essen. Als ob es nicht besser wäre, ein wenig Fett zu genießen, als sich mit grünem Gemüse bis zum Etel zu überladen.“

Wie Herr Gottfried so über den Hof ging in sein kühles, weinumraunktes Speisegemach, das ebener Erde lag, dachte er beglücklich bei sich: „Bruder Benedikt scheidet sich nicht übel als Koch, und es noch nicht schlecht in der Küche. Eberhardus wird sich freuen, wenn er sieht, daß wir nicht nur in den Fragen des Studiums, sondern auch in denen des Tisches übereinstimmen. Es thut doch gut, wenn die Wege der Alten nicht zu weit auseinandergehen.“

Mit solch angenehmen Gedanken trat er in seine Thüre. Er ging so rasch, daß er fast wider seinen Stubenvogel gerannt wäre, einen alten, flügellahmen Storch, den sie schon lange im Kloster hielten. Das Mönchstümliche im Wesen des alten Hagestolzen mußte es sein, was ihn den Brüdern so lieb machte und ihn als ihren Sänlenheiligen verehren ließ. Es war zwar ausdrücklich verboten, Hehe, Pflaun, Kraniche und andere Tiere zur Kurzweil zu halten, aber für den Klosterstorch hatte der Herr Abt selbst eine gewisse Vorliebe. Er wurde ja nur aus christlichem Mitleid gehalten und nicht zur Kurzweil, lebte auch nicht im Kloster, sondern meist in der Thorstube, ja während der jährlichen Visitation mußte er sich ganz außerhalb der Mauern umhertreiben, damit kein Mißverständnis entstehen konnte. Jetzt entfernte er sich, wie beleidigt, mit zierlich abgemessenen Schritten und beständigem Kopfschuden und Flügel schlagen und ging dem Bache zu, um seine Abendmahlzeit zu suchen. —

An einfach weißgedecktem Tische saß schon Herr Eberhard, ein Mann, dessen Haar zwar wie Silber erglänzte, dessen Haltung und Gang aber noch nicht im geringsten verrieten, daß er bald die gewöhnliche Grenze des menschlichen Alters erreicht hatte. Seinen Mund umspielte ein Zug erhabener Milde und seine Augen blickten rasch und mit noch jugendlichem Glanze. Wenn auch sein Anzug nicht prunkvoll war, was sich schon um des Ortes willen, an dem er weilte, und um der Gelegenheit willen, zu der er gekommen war, nicht geziemt hätte, so stand doch das schwarze Samtwams nicht übel zu dem Schnee seiner Haare, und die goldene Ehrenfette, die er trug, hob sich ebenfalls gut von dem dunkeln Untergrunde ab. Er hielt in der Hand ein

Messer, mit dem er Broden Brotes schnitt, die er seinem Hunde hinwarf. Schweifwedelnd wandte sich das Tier dem eintretenden Herrn Gottfried zu. Zufrieden nickte dieser seinem Gaste zu, der bei seinem Schutzbefohlenen im Sprechsaale des Klosters gewesen und gerade von da zurückgekommen war.

„Nun, wie hast du ihn gefunden?“

„Noch weit besser, als ich nach deinen Briefen schon erwarten durfte. Er ist zum Manne geworden.“

„Ja, er wird einst eine Zierde unseres Klosters werden,“ erwiderte Gottfried, „wenn der Herr ihm das Leben läßt, des bin ich sicher.“

„Nun, warum sollte er es ihm nicht lassen? Seine Farbe ist gesunder, wie sie je gewesen. Sein Schlaf ist gut. Auch schmeckt ihm sein Essen, wie er sagt. Wenn ich von mir immer dasselbe sagen könnte,“ seufzte Herr Eberhard, „wäre ich glücklich.“

Nun trat Bruder Benedikt herein und setzte die Speisen auf den Tisch, dann auch vor jeden ein Krüglein mit Wein. Wenn auch silberne Gefäße und Becher nicht auf dem Tische prangten, so waren doch die Gerichte wohlschmeckend, der Wein gut, und heute wenigstens schien Herr Eberhard glücklich, denn er konnte von sich dasselbe sagen, wie der junge Christophorus: sein Essen schmeckte ihm. Mit innigem Wohlbehagen schaute der Abt mehrmals über seinen Teller nach ihm hin. Es wurden nur wenige Worte über Tisch gewechselt, und erst als beide sich zurückgelehnt hatten, kam ein Gespräch in Fluß. Vorher waren nur gelegentliche Bemerkungen über das, was vor Augen und vor der Gabel war, und Andeutungen über gemeinsame Erlebnisse früherer Zeiten hie und da gefallen.

„Du weißt, Gottfried, unseren alten Streit wollen wir ruhen lassen, wie wir voriges Jahr um diese Zeit ausgemacht haben, als ich Christophorus herbrachte. Offen gestanden hätte ich ihn damals lieber wo anders hingethan. Jetzt bin ich froh, aufrichtig froh, daß er hier ist. Es fährt ja auch zu nichts, wenn du mir die Vorzüge deines Ordens preisest, und wenn ich dagegen die Tünder des heiligen Benedikt, mit denen ich nun einmal sogar durch Blutsbande verwandt bin, als die ersten Rönche betrachte. Ich muß aber heute gestehen, daß ich vieles bei euch gesehen habe, das mir nicht mißbehagt.“

„Vielleicht hat deine Unkenntnis unserer Einrichtungen auch dazu beigetragen, daß du manches bisher in falschem Lichte gesehen hast,“ warf Gottfried ein.

„Möglich, aber vor allem sind mir die Zänkereien der Anhänger der verschiedenen Orden, die doch alle Söhne der heiligen Kirche sein sollten, durchaus verhaßt. Bisher glaubte ich immer, daß die Streitigkeiten, die sich erhoben haben, von euch ausgingen, wenn ich auch die Benediktiner nicht von aller Gehässigkeit freisprechen will. Es ist wahr, daß ich oft schwarze Mönche gesehen habe, die einen weißen Cistercienser, der ihnen begegnete, wie ein niegesehenes Monstrum verachten und sich mit Gebärden stellten, als ob ihnen ein Centaurus oder ein fremdes Wundertier zu Gesicht gekommen sei. Haben dafür aber nicht eure Leute gepredigt, der Orden St. Benedikts sei das Babel der Offenbarung, und es müsse jetzt, wer seine Seele retten wolle, aus diesem Sündenpfuhle fliehen? Ich kann nun einmal nicht einsehen, warum man den Ader graben, den Wald roden und Mist fahren muß, wie ihr es thut, um Gott wohlgefällig zu sein. Ich wenigstens bin zu solchem Werk durchaus nicht geschickt.“

„Das glaub' ich gern,“ sprach der Abt lachend. „Auch ich weiß, was ich lieber thue, und halte die Stunden geistlicher Beschaulichkeit noch lange nicht für eitel Müßiggang. Und doch ist gerade körperliche Anstrengung das beste Mittel, den Geist frisch zu halten und den Leib nicht süppig werden zu lassen. Es ist ein ungerechter Vorwurf, daß man bei uns nicht zum Studium komme. Wer sich dazu eignet, braucht nur zur Erntezeit mit auf dem Felde zu helfen. Und wer keinen Kopf dafür hat, arbeitet mit seinen starken Knochen besser und nuzbringender auf dem Ader, als daß er es macht wie so viele, die, um die lange Zeit heranzubringen, nach Behagen von

Winkel zu Winkel mit ernstern Schritten einherwandeln, den Weggang und die Ankuft des Abtes oder des Priors pflüßig erforschen, die Aufkommenden ueugierig ausfragen über das, was es draußen Neues gibt, und die Brüder hintereinander hegen, indem sie mit verbedter Zeichensprache zwar die Zunge schweigeam erhalten, aber mit Handbewegungen ihren Gebrauch ersetzen. Und für wen ist denn ein Nachtheil, wenn wir mit Anspannung aller Kräfte durch Ackerbau und Viehzucht das für unseren Lebensunterhalt Nötige einbringen? Wo sollen wir es hernehmen, da wir keine Zehnten, keine Reuten und zinstragende Geldsummen haben? Ziehen wir in ferne Gegenden, die noch unbebaut sind, so kannst du dir denken, welche Wohlthat die Arbeitskraft von etwa dreißig Männern, die keine Bequemlichkeit suchen, von denen keiner einen Gewinn für sich erzielen will, die nicht für Weib und Kind zu sorgen und sie zu füttern haben, für ein solches Land ist. Wo wir hinkommen, da wird es licht. Auch ist dafür gesorgt, daß wir nicht durch den Drang der Feldarbeit vom Gottesdienste abgehalten werden. Unsere Laienbrüder, die Konversen, haben die Wirtschaftshöfe zu leiten, das Studium aber —

„Erzähle mir lieber von eurer Feldwirtschaft,“ unterbrach hier Eberhard den immer eitriger redenden Abt, „als von euren Studien. Daß die Studien unter deiner Leitung nicht vernachlässigt werden, das weiß ich, und es ist mir lieb für Christophorus. Wie es aber in manchen anderen von euren Klöstern damit steht, die fast ausschließlich Viehdieh ziehen und Schweinewirtschaft haben, das weiß ich auch.“

Mit gemischten Gefühlen, einerseits geschmeichelt über das seiner Wissenschaftlichkeit gependete Lob, andererseits gekränkt durch die spöttische Behauptung von der Viehzucht der Bruderklöster, schickte sich der Abt an, seinem streitbaren Freunde eine vorzüglich gemilderte Schilderung des Ackerbaues in Schönau zu geben, vorher aber rief er Bruder Benedikt, der beide Krüglein noch einmal füllte.

„Unsere Konversen, denen hauptsächlich der Ackerbau zufällt, gehören fast ausschließlich dem gewöhnlichen Volke an. Arbeitskraft und guter Wille ist die Hauptanforderung, die an sie gestellt wird. Sie machen unter dem Novizenmeister ihr Probejahr durch und werden dann ohne weitere Feierlichkeit aufgenommen. Im Kapitel entlagen sie allem Eigentum und geloben Gehorsam. Brüder können sie nie werden. Damit sie ganz besonders durch ihrer Hände Arbeit dem Kloster nützen und durch nichts davon abgezogen werden, dürfen sie allerdings keine Wissenschaft treiben. Das ist vielleicht der Grund zu dem unnützen Geschrei, als ob unser Orden ein Vaernorden sei. Nur das Vaterunser, Ave Maria, den Glauben und weniges andere müssen sie können. Und auch das sollen sie durch mündliche Uebersieferung, nicht aus einem Buche lernen. Ebenso dürfen sie nur die nötigste Zeit feiern, an kleineren Festtagen arbeiten sie. Speise und Trank, sowie Kleidung erhalten sie fast gerabe wie die Brüder.“

„Wie ist es denn aber nur möglich,“ fragte Eberhardus staunend, „daß bei euch die verschiedensten Berrichtungen, zu denen doch Auweijung erforderlich ist und die nicht einmal wie das andere Mal gethan werden können, schweigend vollbracht werden? Ich sah heute, wie die Brüder sich allerhand Zeichen machten, aber verstehen konnte ich nichts davon.“

„Das ist dadurch möglich, daß alle Fälle, die eintreten können, vorher bedacht sind und für jeden einzelnen eine Bestimmung im voraus getroffen ist. Für besonders schwierige Verhältnisse ist der Rat und die Verzeihung des Beichtvaters da.“

„Nun, wie kann denn aber nur zum Beispiel den Däsenknechten vorgeschrieben sein, wann sie sprechen dürfen?“

„Das kann nicht nur sein, sondern ist geschehen bis ins kleinste. Wenn sie je zwei und zwei anspannen, dürfen sie reden, dann schweigen sie bis zum Beginn des Pflügens. Daraus können sie wieder sprechen, außer beim Umwenden und wenn sie einem anderen Pfluge begegnen. Auf dem Heimweg müssen sie schweigen. Im Stall

haben sie einen bestimmten Platz, an dem der Hofmeister mit ihnen redet, was aber stehend geschehen muß, damit es nicht ansartete. So ist, wie du siehst, für alles gesorgt. Die Arbeit ohne Sprechen, nur mit Anstrengung, fördert mehr, als die andere mit Sprechen oder gar die ohne Anstrengung. — Freilich muß ich dir manche kleine Mißstände zugeben, die durch das Schweigen entstehen. Besonders in der Schmiede kommt viel Nachtheil daher, daß bei dem Hämmern und Klopfen die Männer ihre stummen Zeichen nicht beachten. Deshalb habe ich auch mit noch einigen andern Leuten schon wiederholt bei dem Generalkapitel darauf angetragen, weil sie ohne Mißstand nicht stets Schweigen beobachten können, solle man den Schmieden einen Ort bestimmen, wo sie reden können auch ohne besondere Erlaubnis. Haben sie doch so schon ein Vorrecht vor allen andern. Sie allein tragen bei der Arbeit Henden von grobem Zeug, weil die Kutte ihnen zu heiß und zu hinderlich sein würde bei der Esse und am Ambos. Vielleicht setzen wir es nächstes Jahr durch."

"Kannst du denn nicht deinen Schmieden eine so kleine Freiheit auf eigene Faust gestatten?"

"Sollte mir übel bekommen. Das Generalkapitel und der Abt Visitator kennen kein Ansehen der Person. Der Abt von Marienthal, um dir ein Beispiel zu erzählen, hatte den Laienbrüdern den Weingenuß erlaubt. Ein ganzes langes Jahr lang, Gott behüte und bewahre uns — damit hob der Abt sein Krüglein zum Mund — wurde ihm der Wein entzogen, eine Ausnahme durfte er nur machen bei einer Festlichkeit und wenn er krank war."

"Dein Mitleid mit dem armen Bruder verstehe ich," lachte Herr Eberhardus. "Er wird wohl aus Aerger über die Strafe das ganze Jahr über, wenn er sich nicht gerade über einen Festtag freuen konnte und Wein trinken durfte, krank gewesen sein und deshalb Wein getrunken haben. Tröste dich, an Durst ist er nicht gestorben und wird seinem Schaden schon beigekommen sein. Mir thut die armen Laienbrüder leid, die keine Aussicht auf Besserung haben und denen auch das Kranksein nichts hilft. Könntest du nicht, wie du den Schmieden einen Ort zum Sprechen verschaffen willst, den Laienbrüdern einen Ort zum Trinken anweisen? Mit Maß und Ziel, versteht sich."

"Werde mich hüten," antwortete Herr Gottfried lachend.

"Ich kann übertriebene Strenge nicht billigen," versetzte Herr Eberhardus kopfschüttelnd. "Allzu scharf schneidet nicht."

"Nun, ich denke, du kennst mich genug, um zu wissen, daß ich mich vor nichts mehr hüte als vor Uebertreibungen, die nur ins Gegenteil umschlagen. Freilich kenne ich genug Brüder, die sich aus Härte und Strenge ein Verdienst machen. Du weißt zum Beispiel, wie in unserem Orden jeder, selbst der geringste eigene Besitz, den einer haben könnte, einem Diebstahl gleich geachtet wird. Was wir haben, haben alle, was wir entbehren, entbehren alle. Wer heimlich etwas für sich zurückbehält, wird als Dieb bestraft, in ein anderes Kloster versetzt und muß dort stets der letzte in der Ordnung sein. Ein Jahr lang muß er jeden Freitag bei Wasser und Brot fasten und wird in jedem Kapitel geschühtigt. Das ist nötig, sonst wäre es bald aus mit der Eintracht und der Einfachheit, die uns stark machen. Aber mißbilligen muß ich es und beklagen, wenn man so weit geht, wie ein Abt im Westfälischen. Du wirst von der Geschichte gehört haben. Nicht? Nun, ich will dir seinen Namen nicht nennen. Sein leiblicher Bruder war in seinem Kloster als Mönch gestorben, und nach seinem Tode fand man eine einzige Goldmünze unter seiner Habe, von der er sich nicht hatte trennen können. Der Abt ließ ihn deshalb vor der Mauer des Klosters begraben, und die umstehenden Brüder riefen: „Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde!“ wie Petrus einst zu Simon gesagt hatte. Als man den Abt wegen seiner Grausamkeit tadelte, antwortete er: „Ist mein Bruder selig, so wird ihm die Schmach nichts schaden, kann er noch

selig werden, so wird sie ihm vielleicht nützen, ist er aber verdammt, so wird ihm der Kirchhof nichts helfen. Ich habe es anderen zur Abschreckung gethan."

"Ich kann mich nicht genug wundern und muß noch einmal davon aufanghen," sprach Herr Eberhardus, nachdem beide unter dem Eindruck des eben Erzählten eine Weile geschwiegen hatten, „wie der scheue und ungewandte Christophorus bei euch ein so ganz anderer Mensch in eurer Einsamkeit geworden ist. Daß der gelehrte Bruder Kantor, der eure Bibliothek übrigens in guter Ordnung hält, mir seine Studien heute morgen gerühmt hat, wundert mich nicht. War er doch von jeher der erste mit der Feder und mit dem Buche. Aber woher kommt ihm das sichere, welterfahrene Wesen, das ich an ihm bemerkte? Er ist mir ein Rätsel."

„Das Rätsel von der Aenderung unseres Christophorus kann ich dir lösen, aber dann muß ich dir von noch einem anderen Rätsel sprechen. Mit Christophorus fast zusammen, kurz nach deinem Weggang im vorigen Jahre, meldeten sich noch zwei andere Novizen zum Eintritt, von denen ich dir gerne erzähle, weil du morgen ihrer Einkehr betwohnen wirst. Der eine, ein Ritter Berthold von Dinglingen, der große, starke mit den blonden Haaren, war mir empfohlen von unserem Bischof. Er wird dir auffallen durch seine Schönheit und seinen überwogen Ernst. Unser Kloster leidet, Gott sei's gedankt, durch seinen Eintritt keinen Schaden, wenn sich auch seine Verwandten noch nicht so benehmen, wie sie es einem gethanen Schritte gegenüber klügerweise thun sollten. Besonders ein starkköpfiger Oheim macht uns zu schaffen. Der andere, Josef mit Namen, der zarte, fast mädchenhaft aussehende Jüngling mit dem gebräunten Antlitz und den schwarzen Haaren, ist sein bester Freund und der einzige, in dessen Gegenwart sich sein Wesen etwas erheitert. Die Hälfte seines ganzen Gutes hat Berthold für ihn vermacht, als ob er sein leiblicher Bruder wäre. Morgen werden die Urkunden überreicht. Unterschrieben sind sie bereits. Es geht das Gerücht, er hätte Berthold einst das Leben gerettet. Trotz seiner Jugend hat er in irdischen Dingen eine seltene Erfahrungheit; er hat die Welt gesehen, kennt Land und Leute und hat ein offenes Gemüth. Jedermann ist ihm gut. Vor allem aber ist ihm in so früher Jugend schon das Glück zu teil geworden, daß er alle Stätten des heiligen Landes hat besuchen können und in Jerusalem selbst viele Jahre gelebt hat. Auch in Rom ist er wiederholt gewesen und hat den heiligen Vater von Antlitz gesehen. Der junge Mensch hat ein Leben hinter sich, so reich an Wechseljällen aller Art, daß kein anderer im Kloster so viel erlebt hat, und man ein Buch darüber schreiben könnte. So unwissend er in vielem noch ist, so hat doch seine Kenntniß all der heiligen Dertler uns schon viel genützt. Zumal Bruder Daniel, der schon bald zwanzig Jahre an einem Werke über die Leiden des Herrn schreibt, wozu ihm das Generalkapitel die Erlaubniß gegeben hat — beiläufig gesagt glaube ich nicht, daß er überhaupt je fertig wird — dankt ihm viel, wenn sie auch oft nicht einig werden können über das Aussehen der Dertlichkeiten und über die Entfernungen. Es wäre an den beiden bei ihrem Eintritt nichts auszusetzen gewesen, falls nicht ihre Bildung, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen, so überaus vernachlässigt gewesen wäre. Der eine hatte über Reiten und Jagen und vornehmem Leben, der andere über seinen Fahrten in der Welt umher die Wissenschaften gröblich hintangesezt. Als ich beide zuerst lesen hörte und schreiben sah und merkte, daß sie im Psallieren noch nicht die Anfangsgründe inne hatten, war ich froh, daß ich ihnen Christophorus zum Lehrer geben konnte. Er hat sie in dem einen Jahre beide, die mit Liebe und Eifer lernten, so weit gefördert, daß ich hoffe, dein verwöhntes Ohr wird morgen keinen Anstoß nehmen, wenn sie ihr Ordensgelübde ablesen. Sie werden nicht nötig haben, wie leider so viele, daß der Novizenmeister, wie ja unser mildes Gesetz gestattet, es für sie thue. Aus dem täglichen Zusammensein nun mit Josef besonders, das ist die Lösung deines Rätsels, hat Christophorus reichen Nutzen gezogen. Was es aber eigentlich ist, ob die größere Weltgewandtheit Josefs, ob im Gegenteile seine Hilfsbedürftigkeit in den Wissenschaften oder was sonst,

das sie so aneinander kettet und beider Verhältnis so fruchtbar gemacht hat, das ist auch mir ein Rätsel, wie mir überhaupt Josef ein Rätsel ist. War er doch bisher stets heiter und hellen Auges, und in den letzten Wochen kommt es mir oft vor, wenn ich ihn so beobachte, als ob er mit Berthold getauscht hätte, so bekümmert und sorgenvoll blickt er in die Welt, während sein Freund nun ruhiger zu sein scheint. Ich müßte auf schlimme Gedanken kommen über Leidenschaften, die sein Herz zerreißen, so jung er noch ist, wenn ich diesen Wechsel betrachte."

"Er wird jetzt die ganze Schwere seines Schrittes plötzlich vor Augen sehen und davor zurückschrecken. Sie werden wohl beide bald ihre alten Naturen wiederfinden."

"Das gebe Gott, wenn ich auch Berthold lieber stets so sehen möchte, wie er eben ist. Glaube meiner Erfahrung: nichts ist schlimmer, als wenn ein Novize, der sein Ziel glücklich erreicht vor sich sieht, gerade ehe er eingekleidet wird sich anhaltender Trübsal überläßt, zumal wenn er vorher stets aufgeweckt und sorglos war. Das kündigt eine der Krankheiten an, die nur der Tod heilt. Im übrigen wollen wir das beste hoffen und thun, was in unseren Kräften steht. Ich hätte Lust, schon jetzt den Brüdern Fürbitte für ihn einzuschärfen, wenn es nicht bei uns Sitte wäre, das nur für einen Bruder zu thun, der sich in schwerer Schuld befindet."

"Das könnte ihn allerdings leicht irre machen an sich selbst und die anderen an ihm," sagte Eberhardus bedeulich. "Die Einrichtung aber, die ihr da habt, ist gut gemeint."

"Unser Orden ist bei Bestrafung zugleich auf Besserung bedacht," antwortete der Abt mit gerechtem Stolze, froh, seinen Orden loben zu können. "Wer in großer Schuld ist, geht nach dem Kapitel, worin ihm seine Buße auferlegt worden ist, an den ihm von mir bestimmten Ort der Einsamkeit. Damit er aber zugleich vor Verzweiflung behütet werde, wird ihm ein bejahrter, seelenkundiger Bruder beigegeben, der ihn zur rechten Zeit wieder aufrichtet und ihm Trost spendet. Der Konvent aber betet für ihn — Doch es läutet schon zu Nacht," unterbrach er sich, "und ich muß in die Complet. Du wirst müde sein, und ich sehe dich morgen früh wieder. Schlafe wohl, Eberhard!"

Damit schritt er zur Thüre hinaus und ging der dunkeln Kirche zu, um zu beten für das Wohl der ihm anvertrauten Schar. —

Nach erhaltenem Segen zogen Brüder und Novizen in langer Reihe durch den schwarzen Gang, in dem kaum noch die einzelnen zu erkennen waren, an ihm vorbei zum Schlaßsaal hinüber. Da Berthold und Josef als die letzten an ihm vorbeigingen, erhob er noch einmal die Hand, die er schon auf dem Weichfessel, den er vor sich hielt, hatte ruhen lassen, besprengte die beiden mit dem heiligen Wasser, was er sonst nur den ersten that an Stelle der ganzen Bruderschaft, und sprach leise: "Der Herr behüte euch!" —

## X.

Der Mond goß sein bleiches Licht auf das Kloster herab. Totenstille herrschte an dem Orte, dessen Ruhe am Tage zwar den Müden mit Frieden erfüllte, jetzt in der Tiefe der Nacht aber wie ein geisterhafter Baun auf allem lag und dem Herzen Furcht einflößte. Nur der Bach unten rauschte eintönig. Die Brüder hatten mit vieler Mühe ihn aus den auf der Höhe entspringenden Quellen gefaßt, ihn in einen Fischweiher geführt und dann als nie versiegenden Quell durch den Obst- und Gemüsegarten geleitet. Nun rauschte er die ganze Sommernacht hindurch, und der Mond spiegelte sein klares Aulitz in den ruhig stehenden Wellen.

In dem großen Schlaßsaale lagen die Brüder nach harter Arbeit und ruhten in tiefem Schlafe. Sie hatten heute oben an dem Bergabhang gerodet und schwere Steine weggeschafft. Dabei hatten sie sich nach Kräften angestrengt, um bis zum Abend fertig zu werden und den Prior zufrieden zu stellen, der ihnen die Arbeit zugeteilt hatte. Auch war die Entfernung ihres Arbeitsplatzes von dem Kloster, wenn auch ziemlich beträchtlich, doch nicht so groß, daß sie nicht den ganzen heißen Tag über, wenn die Glode zum Gebet geläutet hatte, jedesmal den schattenlosen Weg hätten hinunter in die Kirche eilen müssen. Dabei war für das Fest manches besondere zu bereiten gewesen, das noch außer der Tagesarbeit zu verrichten war, sodaß die Brüder ein Recht hatten auf ihre Ruhe.

Nun lagen sie da in langen Reihen auf dem harten Strohlager in ihren Kuten und schliefen fest. Die Dedden, die sie noch über sich breiten durften, hatten nur ein paar ältere Brüder über die Füße gedeckt, weil es gegen Morgen, wenn sich vor Sonnenaufgang der Thalwind erhob, schon leicht etwas frisch wurde. Die meisten hatten sie zusammengefalset auf der Erde ueben sich, so daß der schmale Zwischenraum zwischen den Lagerstätten wie mit rauhen Teppichen belegt schien. Zu Häupten der Betten hatten sie ihr Arbeitsgeräte, Sicheln und Beile, stehen, wie es zuzeiten des Erntens und des Bauens Sitte war. Die Fenster waren alle fest mit Holzläden geschlossen, denn die Nachtlust war schädlich, und einzelne Betten standen dicht vor den Maueröffnungen. Nach dem Gange zu aber war die Thüre offen, weil die Lust in dem Saale zur Sommerzeit gegen morgen oft Kopfweh verursachte. Deshalb schliefen auch manche Brüder oft so unruhig, daß ihre Nachbarn am Morgen unwillig waren und Lust trugen, sie wegen Bruch des Schweigens im Kapitel zu verklagen. Der eine warf sich herum und schlug mit der Faust, ein anderer stöhnte und wimmerte herzbrechend. Heute aber war alles ruhig. Nur ein Nachtfalter, der keinen Ausgang finden konnte, flog klopfend wider die Saaldecke, und der Ruf einer Eule, die auf der alten Erle am Bache saß, drang herein.

Es war um Witternacht, als sich eine Gestalt am Ende der äußersten Reihe nach der Außenwand hin erhob und leise bebend und gebückt an den Betten vorbeischießend, der anderen Seite zu. Bei dem leisesten Geräusch, das sie verursachte, hielt sie ein, und vorsichtig tastend suchte sie die daliegenden Dedden der Brüder, um über sie hinzutreten. Es war Josef.

Stundenlang hatte er schon auf seinem Bette gelegen, ohne daß der ersohnte Schlaf in sein Auge gekommen wäre. Und je müder sein Leib geworden war, desto geschäftiger hatte sein ruheloser Geist in ihm gearbeitet. Sein ganzes Leben war in den durchwachenden Stunden an ihm vorübergezogen. Alle die Gestalten aus der Jugendzeit, die nun so weit schon hinter ihm lag, waren ihm erschienen. Er sah wieder Vater und Mutter und die Schwester. Es war ihm, als hätte er mit ihnen gesprochen, ihnen gesagt, daß sie nun bald alle wieder zusammen sein würden. Dann war er in Jerusalem an der Zisterne im Hof, wo er so oft gefessen hatte mit Gertrud und den Nachbarskindern und der kleinen Dinah. Palmen wiegten ihre Blätter über seinem Haupte, und die Sonne schien glühend auf ihn herab — und doch fror ihn jetzt. —

Er sah dann die Gesichter wieder aus Köln und aus Speier. Wie waren sie alle erstaunt, als sie hörten, daß er, dem die Welt offen gestanden hatte, sich nun auf immer gebunden habe, daß er jetzt wirklich im Kloster begraben lag. Da tauchte plötzlich jener verhängnisvolle Baum vor ihm auf, an dem er, der jetzt noch atmete, dem Tod so nahe ins Auge geschaut hatte, wie es sonst noch keinem Sterblichen ungestraft erlaubt gewesen war. Es war ihm, als fühlte er noch den Griff des Todes, der ihn mit kalter, eiserner Faust um den Nacken gepackt hielt, ein eiskalter Wind wehte ihn an: und doch überließ es ihn jetzt siedend heiß, da er eben noch vor Frost geschauert hatte. Sein Atem leuchtete, und das Blut klopfte kochend in seinen Adern. Mit welcher übermenschlicher Kraft hatte er seinen Entschluß durchgeführt und nun



ein Jahr im Kloster unter den Mönchen gelebt. Bei seinem Eintritt hatte er dem Abte nichts verschwiegen, außer dem einen, dessen Mitteilung ihn für immer aus der Gemeinschaft würde gestoßen haben, ihn getrennt hätte von Berthold, dem er sein Leben versprochen hatte. Er rechnete sich kaum für Sünde, was er damit gethan. War es denn nicht geschehen, damit er sich Gott offen weihen konnte, daß er vor den Menschen verborgen lebte? Sollte das ein Unrecht sein? Und selbst wenn es ein Unrecht war, würde Gott es ihm nicht verzeihen? Von frühester Jugend auf hatte er als Knabe gelebt, und die Verstellung, die dazu nötig war, fiel ihm nicht mehr schwer, sie war ihm gänzlich Natur geworden. Er war sich kaum noch bewußt, etwas anderes zu sein, als die anderen. Arbeitete er nicht mit ihnen im Schweize seines Angesichts, so gut wie ein anderer? Hielt er nicht Wachen und Fasten, fastete er sich nicht wie ein Mann?

Erst wenn er darüber nachdachte, welche Ungeuerlichkeit er sich mit dem, was er that, zu schulden kommen ließ, wie furchtbar es wäre, wenn er entdeckt würde, dann betete er inbrünstig zu Gott, daß er ihn beschützen möchte. Es war ein Gedanke, der ihm die Befinnung zu rauben drohte, wie es sein würde, wenn man sein Geheimniß erfähre. Neulich hatte er noch Christophorus, der alle Geetze und Ordnungen kannte, mit gleichgültiger Miene, als ob ihm der Gedanke nur so durch den Kopf gefahren wäre, gefragt, was man mit einem Weibe thun würde, das man in Männerkleidung in der Schar der Mönche fände, ob man es verstoßen würde oder in ein Frauenkloster thun? Wie entsetzt ob solch verwegener Frage, hatte Christophorus geantwortet: „Wie kannst du solches fragen? Nie habe ich derartiges gehört. Welches Weib wäre so thöricht und so leichtsinnig, solches zu wagen? Tertullianus und Cyprianus und die anderen, die ihnen gefolgt sind, sehen es als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen an, wenn ein Mann vorgibt eine Frau zu sein oder umgekehrt. Andere wollen, daß wenn eine ehrbare und fromme Ursache dazu antreibe, es freistehe mit Gefahr des unschuldigen Lebens oder der Schamhaftigkeit den Namen und die Kleidung zu wechseln. Dem Willen Gottes freilich ist alles möglich, und wenn er aus einem Weibe einen Heiligen machen will, so kann er das auch. Denke nur an Eugenia, die sich Eugeniüs nannte, an Euphrosina, die den Namen Smaragdus hatte, und an Pelagia, die Pelagiüs hieß. Doch das sind Wunderthaten, die heutzutage niemand mehr darf versuchen wollen. Wie kommst du nur auf solch freule Gedanken?“

Von da an hatte Josef noch vorsichtiger wie sonst geschwiegen, und seine Angst vor Entdeckung war immer größer geworden. Jetzt erst machte ihm im Kloster vieles Sorge, an das er früher in der Welt gar nicht einmal gedacht hatte.

Wenn auch nie jemand sein Geschlecht entdecken würde während seines Lebens, so war er im Tode doch sicher verraten. Wie wurde dann sein Andenken bedeckt! Müßte nicht Berthold, mit dem er so vertraut gelebt, zum wenigsten als sein Mitwisser erscheinen? Dann war keine Erklärung, keine Rechtfertigung mehr möglich. Wo er hinsah, drohten ihm Gefahren.

Wenn aber selbst sein Dasein im Kloster jetzt im Leben und dereinst im Tode so ruhig verlaufen konnte, wie es bisher geschehen war, wenn ihn nichts verriet und er nicht entdeckt wurde, konnte er es aushalten und sein ganzes Leben lang im Kloster bleiben? Hatten die kahlen, kalten Mauern nicht so schon ihn fast erstickt? Anfangs, als er noch Kenes im engen Kreise der Brüder erlebt, als seine Wißbegierde noch Nahrung gefunden hatte, als er Berthold hatte ruhiger werden sehen, da war er glücklich gewesen und hatte es für möglich gehalten, in derselben Art weiter zu leben. Aber jetzt, da die Sorgen auf ihn einstürzten, da er die ganze Schwere seiner Lage fühlte, da die entschwindene Vergangenheit ihn bedrückte, die Gegenwart auf ihm lastete und die Zukunft ihn zermalnte, wie konnte er da glauben, daß er sein Leben so weiter zu führen die Kraft haben würde bis zum Grabe?

War doch der Trieb der Freiheit so mächtig in ihm. Als er neulich während der Mittagsruhe nicht mit hinabgegangen war in den Saal, wo sie im Sommer eine

Stunde ruhen durften, sondern oben am Walde das Handwerkszeug der Brüder bewachte, da sah er zwei Knaben, die sich nachjagten und mit Pfeilen nach den Vögeln schossen, während drüben auf der Wiese ihre Schwester die Kühe hütete und singend einen Kranz wand. Wie gern wäre er mit ihnen im Walde umhergestrichen und über die Berge gelaufen. Wie hatte er sie beneidet um ihre Freiheit. Sie jubelten und sangen aus voller Brust, und ihm hatten die Thränen die Stimme erstickt. Damals war ihm so recht all seine Last und Pein aufs Herz gefallen. Was auch der Prior in der Weichte gesprochen hatte von der Seligkeit des Wandersstandes, Josef hätte sie gern gepöfert für das Glück der Freiheit. Nun aber war es zu spät. —

Oder sollte es noch möglich sein, den letzten Schritt ungeschehen zu lassen? Gab es noch ein Mittel, aller Gefahr zu entgehen? Wie ein Wonnesehauer durchfloß ihn plötzlich der Gedanke an die lang vernichtete Freiheit. Er zitterte an allen Gliedern, als die Hoffnung sein Herz beschlich, daß es noch einen Ausweg geben könnte aus dem Grabe, in das er morgen lebendig und — ehrlos hinabsteigen sollte. Immer fieberhafter pochte sein Puls, immer ungestümer schlug sein Herz. Als ob ihn jemand vom Boden aufrißte, stand er plötzlich da. Mit einem Male war ihm klar, was er zu thun hatte. Wenn er Berthold überreden konnte, mit ihm zu fliehen, dann wollten sie noch diese Nacht das Kloster verlassen. Ja, das war der einzige Ausweg, weiter war keine Rettung mehr möglich. — Wenn aber Berthold sich weigerte, was dann? Wohl gab es ein Wort, ein einziges Wort, das ihnen die Befreiung hätte geben können, das sie auf immer vereinigt haben würde, aber ehe Josef dieses Wort sprach, ehe er Berthold sein Geheimnis verriet, ehe verzichtete er auf die Hilfe des Freundes und wählte den Tod. —

Leise und unhörbar tastete er sich an das Lager seines Retters, der in tiefster Ruhe lag. Er beugte sich herab und flüsterte ihm dicht ins Ohr: „Berthold, wache auf, ich bin es.“

Schlaftrunken erhob der Gersene seinen Arm und zog Josef an seine Brust: „Bist du es, Geliebte?“ stammelte er, „fort, fort, dich schickt der Teufel aus der Hölle, du bist ja längst tot.“

„Ich bin es, Josef, wache auf, Berthold, sprich leise,“ flüsterte er in höchster Angst.

Da fuhr Berthold auf, stützte sich auf einen Arm, ließ Josef los und sprach leise, indem er sich hart mit dem Aermel der Kutte über das Gesicht fuhr: „Du bist es? was soll ich denn?“

„Berthold, ich kanns nicht thun. Ich sterbe eher, als daß ich morgen Mönch werde. Laß uns fliehen, sie schlafen fest. Ich habe dir neulich schon gesagt, daß ich hier zu Grunde gehe. Heute nacht ist mir klar geworden, daß ich wieder frei werden muß oder daß sie mich bald in die Grube tragen. Du hast mir schon einmal das Leben gerettet, rette mir es jetzt zum zweitenmal! Ohne dich gehe ich nicht, lieber sterbe ich gleich. Wenn du wüßtest, wie elend ich bin!“

Erschreckt über die Worte, die er schon lange zu hören gefürchtet hatte, nahm Berthold den Fieberheißigen in seine Arme, liebte ihn wie ein im Dunkel der Nacht weinendes Kind und sprach: „Beruhige dich, Josef, es geht alles vorüber, wenn auch vielleicht erst mit dem Tode. Aber zu Ende kommt es, das ist ja auch mein Trost.“

„Nein, nein,“ schluchzte Josef, „selbst mit dem Tode nicht. Bleibe ich hier, so bin ich im Tode erst recht entehrt. Glaub mir's nur, ich bin ja unschuldig daran. Ich kann dir nicht sagen, warum es so sein muß. — Es ist mir so leid, daß ich dich von hier fortreißen will, aber ich kann nicht bleiben, es wäre mein sicherer Untergang. Glaube mir doch nur, es ist so, wie ich sage. Sonst verzweifle ich auch noch an dir, o mein Gott, mein Gott!“

„Nein, das sollst du nicht,“ sprach Berthold die großherzigen Worte. „Ich habe hier Ruhe und Frieden gefunden, aber ehe ich dich untergehen lasse, eher erfülle ich

deinen Wunsch. Auch ich kann ohne dich nicht leben, wir gehören zusammen. Bist du mir zuliebe ins Kloster gegangen, so gehe ich dir zuliebe auch wieder heraus. Gott verzeihe uns die Sünde! Dann aber laß uns nicht zögern, denn bald wird der Morgen dämmern. — Es war ein seltsames Tagelied, mit dem du mich aus dem Schlafe geweckt hast. — Wie können wir denn aber zu anderer Kleidung gelangen?"

"Das ist vorerst unmöglich. Wir müssen uns den Tag über im Walde verbergen und nur in der Nacht wandern. — Doch was hast du Hartes da an deinem Fuße?" fragte Josef verwundert. Er war mit der Hand an einen festen Ring gestoßen, der den Fuß Bertholds umschloß.

"Da du es doch gemerkt hast, will ich dir's sagen. Es ist ein Reif von Kupfer, den ich mir darum habe schmieden lassen, um ihn mein lebenslang zu tragen. An der nämlichen Stelle habe ich ihm den Fuß abgehauen. O wenn es ein Mittel gäbe, ungeschöden zu machen, was ich gethan habe! Ich kann's nicht vergessen, weder draußen in der Welt, noch hier im Kloster. Nicht eher werde ich Ruhe finden, bis ich das Zeichen Hiobs an meinem Leibe sehe, wie mir in der Heimat ein alter Mönch geweis sagt hat. Wollte Gott, es wäre bald! Doch jetzt auf!"

Josef hatte sich schon erhoben und war vorausgegangen. Die Brüder schliefen so fest, als wollten sie nie wieder erwachen. Der Saal hatte zwei Thüren, von denen die eine hinab ins Freie führte und verschlossen war, die andere, die sie benutzen wollten und die ohne Geräusch zu öffnen fast unmöglich gewesen wäre, ging in die Nebengebäude und stand im Sommer offen. Es war nicht zu befürchten, daß irgend ein unvorhergesehener Umstand ihre Flucht vereitelte. Schon war Josef am Ausgang, er ging mit vorgestreckten Händen und gebeugtem Haupte, da empfing er plötzlich einen so gewaltigen Stoß an die Stirne, daß er fast zu Boden gestürzt wäre. Im Zurücktaumeln fiel er noch wider Berthold, der ihn in seinen Armen auffing. Es war ihm, als ob ein Meer von Blut in seinem Kopfe rauschte, er glaubte, von einem Wirbel ergriffen zu sein, und hinsinkend hauchte er noch die Worte: „Das war von Gott, wir bleiben hier!" Dann schwand ihm das Bewußtsein.

Mit Anstrengung trug Berthold den halb Ohnmächtigen leise und behutsam zu seiner Lagerstätte zurück, dann holte er den Krug, der in der Mitte des Saales auf einer Bank stand, kniete vor dem wie leblos Daliegenden und besprengte ihm das Gesicht. Dabei flüsterte er ihm, um niemand zu wecken, beruhigende Worte zu und brachte ihn wieder zum Leben.

Als der Morgenschein anfang, den Saal zu erhellen, verließ Berthold das Lager des jetzt ruhig Schlafenden, neben dem er wachend gesessen hatte. Da er der Thüre näher kam, sah er nach der verhängnisvollen Stelle hin, an der Josef gefallen war: die Thüre selbst stand zwar offen, aber in die Kloben, die auf beiden Seiten der Mauer befestigt waren, um die Thüre auch im Notfall gegen gewaltthätige Angriffe von außen zu schützen, waren die Balken eingelegt worden. Der Bruder Kantor, dessen Lager am nächsten an der Thüre war, hatte, damit niemand Einsprache erhob, als die anderen schon schliefen, seine Decke leise darüber gehängt, um die Zugluft abzuhalten, gegen die er empfindlich war. Als Josef vorgeneigt und ruckweise gegangen war, hatte er mit voller Gewalt die Stirne gegen den obersten der beiden Querbalken gestoßen. So war in dem letzten Augenblicke der Verzweiflung ihm ein Hindernis zur rechten Zeit noch in den Weg gelegt. Er hätte nicht Mönch und nicht Kind seiner Zeit sein müssen, wenn er sich von einem so deutlichen Eingriff des Himmels nicht hätte zurückhalten lassen. Sein Schicksal war entschieden.

Am anderen Tag war es, als ob nichts zwischen beiden geschehen wäre, jeder ging schweigend an sein Werk. —

(Schluß folgt.)



## Johann von Soest,

Sänger, Dichter und Arzt 1448 — 1506.

Von

Dr. Friedrich Pfaff.

(Schluß.)

Johanns Werk ist mit einem Bilde geziert, welches wir hier wiedergeben. Es stellt den Dichter dar, wie er sein Werk dem Pfalzgrafen überreicht. Einband und Schnitt des Buches in der Hand des knieenden Johann sind nach dem Wappen Philipps blau und weiß gewebt; da nun noch der Schnitt des Codex Palatinus 86 auch die blauen und weißen Weben zeigt, so ist wohl gerade dies Buch es gewesen, welches Johann dem Pfalzgrafen überreichte. Der Einband ist jetzt freilich anders.

Ueber dem Bilde Johanns sehen wir ein Spruchband mit der Legende:

Laborem hunc dux accipe;  
De musice discipulo;  
Sed plus affectum suscipe;  
Johannis de suzato;

Auch im Gedichte selbst spricht Johann seine große Liebe zu Kurfürst Philipp aus. Er empfiehlt seine Kinder dessen Gnade und will weiter keinen Lohn für seine saure Arbeit.

Die Heidelberger Bibliothek enthält noch ein zweites Gedicht Johanns, einen sogenannten Beichtspiegel.<sup>\*)</sup> Was das ist, sagt die Ueberschrift klärtlich: *H̄r hebet an dy gemeyn bicht: D̄ß bewertter schryfft ku rym gesetzt: In welcher eyner syn sond mag erkennen lernen: Dar zu ordenlich bichten lernen: ku dem lob gottis.* Das Gedicht behandelt nach einander die fünf Sinne, die sieben Todsünden, die zehn Gebote, die Sünden der einzelnen Leibesglieder, die sechs Werke der Barmherzigkeit u. s. w. Als eine Beichte unseres Johann ist es nicht anzusehn. Wahrscheinlich liegt ihm eine lateinische Quelle zu Grunde. Aber mancherlei Eigenes hat Johann doch einfließen lassen. Nicht umsonst werden gewisse Sünden, wie Hoffart, Zorn, Genußsucht besonders heftig beklagt, werden manche Sünden, die gewiß nicht jeder begeht, hervorgehoben.

<sup>\*)</sup> Cod. Pal. 730. 1198 Verse. Bl. 73b nennt sich Johann als Verfasser. Mein Freund Professor Dr. Karl von Bahder in Leipzig hat dies zuerst entdeckt und gedenkt auch eine Untersuchung des Beichtspiegels zu bringen.

Wo er vom fünften Gebote handelt, erzählt Johann, wohl habe er keinen totgeschlagen, aber doch mit bloßem Messer seinen Nächsten verwundet und dessen zeitliche Hoffnung geraubt, so daß ihm Weib und Kind verderben: Des ich noch teglich werde rot. Das Gedicht ist am 27. Februar 1483 vollendet, eine Notenzeile ist darunter geschrieben. Johann zeigt hier auch schon medizinische Kenntnisse.

Ich bin geneigt, auch ein anderes Gedicht Johanns, das von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria handelt und sich handschriftlich zu Hamburg befindet,\*) in diese Zeit zu setzen. In die letzten Jahre von Johanns Heidelberger



Johann von Soest überreicht sein Werk dem Pfalzgrafen Philipp.

Aufenthalt fällt nämlich der Streit der Franziskaner und der Dominikaner über die Frage, ob Maria in der Erbsünde empfangen sei oder nicht. Es fanden große Disputationen im Franziskanerkloster zu Heidelberg statt, bei denen es heiß herging. Kurfürst und Papst mußten dreireden, damit es zu einem Waffenstillstande kam. An Streitigkeiten dieser Art beteiligte sich damals parteinehmend alle Welt. Auch Johann von Soest, der ohnehin theologische Neigungen besaß, wird nicht unberührt davon geblieben sein. Es ist demnach sehr möglich, daß sein Gedicht, das gerade diesen vielumstrittenen Stoff behandelt, mit dieser geistlichen Fehde zusammenhängt. Es wird nicht unerdienstlich sein, gelegentlich einmal zu untersuchen, wie Johann sich zu der Streitfrage stellt.

\*) Vergl. Deutsche Gedichte des Mittelalters. Herausgegeben von Büchling und von der Hagen. I, XXIIIa.

Da Johann die meiste Zeit seines sekhafsten Lebens in Heidelberg zugebracht hat, nämlich 22 oder 23 Jahre, so ist wahrscheinlich auch in Heidelberg sein Werk über die „musica subalterna“ entstanden, von welchem er eingangs eines späteren Gedichtes Nachricht gibt. Diese Abhandlung über die Musik ist uns leider nicht erhalten.

Damit sind die Nachrichten, welche die Lücke der Lebensbeschreibung ausfüllen sollen, erschöpft, und ich folge nun wieder Johanns eigenem Berichte.

Johanns Frau war gestorben und hatte ihn in herzlicher Betrübniß zurückgelassen. Nun schien ihm der Pfaffenstand der erste auf Erden, und er faßte die feste Meinung Priester zu werden. Obgleich ihm aber von verschiedenen Seiten Pfänden in Aussicht gestellt wurden, nützläng es ihm doch jedesmal. Da dachte Johann: „Vielleicht ist Gottes Wille, daß ich kein Pfaffe werde,“ und nahm sich vor, Gott alles anheim zu stellen und das erste, das sich ihm darbieten werde, zu ergreifen. Einst schlief er, da träumte ihm, er bäte eine Jungfrau um die Ehe und sie sei willfährig. Sie schien ihm hübsch und jung und hatte lichte Augen wy eyn funck. Der Traum gab ihm zu denken; aber er meinte schließlich, es sei eine leere Phantasie. Hört nun aber, was Wunders ihm an diesem Tag begegnete! Er stand zu Heidelberg auf der Brücke\*), da kam die Hechtin daher mit ihren Kindern groß und klein, dabei auch ihr Sohn Melcher und seine Hausfrau Kattryn. Sie trugen eine große Flasche voll Wein. Dabei aber war auch eine hübsche Jungfrau von etwa 18 Jahren, Melchers Schwester, hochgewachsen und schlank und züchtig von Angesicht. Als Johann die sah, kam ihm sein Traum in den Sinn, und er verwandte kein Auge von ihr. Da sprach Melcher zu ihm: „Herr Doktor, seht, geht mit uns zu Bier und Wein in einen schönen Garten, der jetzt anhebt grün zu werden.“ Johann dankte und jagte, er werde vielleicht nachkommen. Er nahm Melchers Worte wohl in acht. Sie gingen dahin. Johann ging ihnen heimlich nach und behielt sie von fern im Auge. Sein Herz schlug mit Macht. Er hätte gern die Jungfrau gesehen. Stets lag ihm sein Traum im Sinne, und er hätte sich gern die Jungfrau zu Gewinne für seinen Traum genommen. Nun näherte er sich ihnen und fand sie beisammen in ihrem Garten Tarsbach,\*\*) in der jetzigen Hirschgasse, einem engen Thälchen, von einem kleinen Wasserlaufe gebildet, der sich südlich vom Heiligenberge aus in den Neckar ergießt. Namentlich in seinem oberen Teile ist dies Thälchen ein lieblicher Ort. Von dort öffnet sich der Blick auf das gegenüberliegende mächtige Heidelberger Schloß und den sich darüber türmenden Königstuhl.

Melcher Hecht sah unsern Johann, ließ herab und hieß ihn mitkommen und eins trinken. Johann versprach, bald zu kommen, vorher aber wolle er noch ein Kräutlein brechen, das er da in der Hecke wisse. So ging er erst die Hecke entlang; bald aber kehrte er um, damit ihm die Jungfrau nicht entgehe. Er rupfte ein Kraut aus dem Grase, nicht wußte er, was es war, denn sein Sinn stand nicht danach, wohl aber nach eyner glatten haut. Als dan die iuncfraw an yr hatt. So kam er mit Rauspern und Husken zu dem Garten. Von Melcher aufs neue eingeladen trat er ein und bot der Jungfrau die Hand. Die hübsche, zarte Margreth schlug behend die Augen nieder, und diese Schamhaftigkeit gefiel dem guten Johann weiblich. Als er nun bei Speis und Trank eine Weile geseßen, wollte er aufbrechen; aber sie wolltens nicht leiden, und als er darauf bestand, entschlossen sie sich mit ihm zu gehn. Johann ging mit Melcher und sprach heimlich zu ihm: „Melcher, sag mir, ich höre deine

\*) Nicht auf der jetzigen, denn diese ward erst 1786—88 erbaut. Es war wohl die gedebte Brücke, die 1689 durch die Franzosen gesprengt ward.

\*\*\*) Der annis Dagrisbach wird bereits im Chronicon Laureashamense erwähnt, auch später öfter in Urkunden, deren Nachweise ich den Herren Rat Rays und Karl Christ in Heidelberg verdanke. Nach des letzteren Herrn Mitteilung kennen noch jetzt alle Neuenheimer Bauern die Hirschgasse unter dem alten Namen Tarsbach. Der Kuriösiäl wegen sei noch bemerkt, daß Leobius in De Heidelbergae antiquitatibus den Namen als das lateinische ad aras Baechi auslegt.

Schwester sei versprochen; wie ist's doch damit?" Welcher antwortete: „Ich will's Euch sagen; morgen soll zum letztenmal darüber verhandelt werden, doch ist noch durchaus keine Zusage gemacht: das Mädchen ist noch ganz lebzig.“ Johann: „Welcher, ich will dir einen bessern Rat geben, sofern du darüber schweigen willst.“ Welcher: „Ja, Herr, das soll ganz verschwiegen sein.“ Johann: „Willst du deine Schwester wohl beraten mit einem, der ihr zu Ehr und Nutz gerichtet, so folge mir.“ Welcher: „Wer ist er? Kennt den Mann!“ Johann: „Ich bin's und heiße Johann von Soest.“ Welcher: „Poß Angst! So etwas kann wohl geschehen.“ Johann: „Magst du mich leiden, so sag's! Deine Schwester begehre ich zur Ehe und nimmer zu Uehren.“ Welcher: „Ja, von Herzen gern.“ Johann: „So geh und höre, ob sie gutwillig ist.“ Das versprach Welcher zu thun. Johann trat zu der Jungfrau, bot ihr den Arm und sprach: „Barte Jungfrau, wenn ich da im Neckar läge ganz hilflos, und es wäre niemand, der mir helfen könnte, denn Ihr allein, würdet Ihr mich so jämmerlich ertrinken lassen?“ Sie antwortete: „Rein fürwahr! Hätte ich Macht dazu, Ihr solltet von mir Rettung haben.“ Unter solchen Gesprächen gingen sie den Neckar hinab durch Berg und Thal bis auf die Brücke. Da blieb Johann stehen, ließ die andern voraus gehn und bat Welcher, ihm noch denselben Abend Nachricht zu bringen, ob Margrethe ihn zum elchen Knaben haben wolle. Damit nahm er Abschied und ging in das kalte Thal, da später die Ränze war, in sein Haus. Er ließ ein gutes Essen bereiten aus Hechten mit Feigen, Kuchen und Rosinen und sicum Wein. Es war gerade um die Fastenzeit, da das Gras zu wachsen anhub, vor Palmdienstag (25. März) 1494. Welcher kam und brachte gute Botschaft. Johann ward froh und sagte für den nächsten Morgen um 8 Uhr seinen Besuch an. Welcher solle dafür sorgen, daß er die Schwester bei ihm finde. Damit wurden die beiden gute Freunde und ahn und tranken, daß es frachtete.

Am andern Morgen hörte der fromme Johann zuerst die Messe, dann ging er zu Welcher und fand da die Jungfrau. Er dankte ihr für ihre Gerechtigkeit und fragte, ob sie ihn zum Ehemann haben wolle. Margrethe antwortete einfach: „Ja“. Wieder fragte er: „Wollt Ihr um meinwillen allerwege lassen was mir leid und thun was mir lieb ist?“ Und wieder antwortete sie: „Ja“. Da sprach Johann: „So nehmt dies goldne Ringlein von mir und mich nehmt zur Ehe.“ Sie nahm das Ringlein fröhlich an, und so war Johanns Wunsch ganz erfüllt. Er dachte: „Nun ist mein Traum wahrhaftig aus.“ Er lud das ganze Haus zu sich. Nachmittags kamen sie alle. Johann ließ ihnen ein Bad bereiten und behielt sie bei sich bis zum Kirchgang. Vor Pfingsten (18. Mai) hatten sie Hochzeit. Der Fürst gab Wildpret und Fische und ließ ihnen Tische aus dem Harnischhaus. Sie hatten auch Malvasier und bayerisches Bier. Nur der jungen Frau Vater war zornig und wollte nicht bei dem Feste sein, denn er hätte der Tochter gern 1000 Gulden vorenthalten, die ihr Großvater ihr sterbend gegeben. Johann hielt nur einen Tag Hochzeit, denn seine erste Ehefrau war im selben Jahre erst gestorben. Des andern Tags nahm er Bettler ins Haus, gab ihnen zu essen und zu trinken, daß sie froh wurden und zu tanzen anhuben, sogar die alten Bettelweiber am Stecken.

Bald darauf kam Johann mit seinem Schwiegervater Hans Hecht in einen ärgerlichen Streit, da dieser das Geld nicht herausgeben wollte und auch nicht die Hälfte des Hauses, das er bewohnte. Als alle Ermahnungen nichts helfen wollten, zog Johann kurzer Hand zu ihm in den Kram und das Haus. Das ward allgemein ruchbar, so daß der Kurfürst unserm Johann durch seine Räte Dergoß, Rychnng und Dr. Bernhart gebieten ließ, das Haus zu räumen und ohne Gewalt Recht zu suchen. Als Johann sich weigerte, erschraf Hans Hecht gewaltig: er meinte, in Johann sei der Teufel. Unser Singermeister wich doch endlich, und als nach langem Hin- und Herreden Gericht gehalten ward, erhielt er das neue Hinterhaus und andres dabei, auch wurden seine zukünftigen Kinder mit Erbe bedacht.

Aber nicht lange sollte Johann in Ruhe leben. Der Marschall Hans von Drott (Tratt, Trait), damals oberster Rat des Kurfürsten, that ihm öffentlich bei Tafel eine Schmach an. Der Marschall scheint ein hochfahrender, gewaltthätiger Mann gewesen zu sein. Er war es, der wenige Jahre später durch sein ungerechtes Vorgehen gegen den Abt von Weisenburg den Pfalzgrafen Philipp in die Reichsfehde verwickelte, welche freilich, wesentlich durch die glänzende Verteidigung der Stadt Bretten gegen Ulrich von Württemberg, die uns Philipp Melancthon's Bruder Georg so anschaulich beschreibt,\* im ganzen zu des Pfalzgrafen gunsten ausfiel. Johann von Soest war tief beleidigt, litt viel Ungemach bei sich im Herzen und wollte um kein Gut oder Sold mehr bleiben, als ihm der Kurfürst nicht zu seinem Rechte verhalf. Endlich gewann er Urlaub und zog nach Worms. Dort ward er als Stadtarzt bestellt, aber sein Sold war da nicht schwer. Auch lebte er sonst in Ungemach, denn er konnte seine Betten nicht haben, die noch in Heidelberg waren; so war ein strohernes Bett sein Rest. Die junge Hausfrau hielt geduldig bei ihm aus. Um diese Zeit hielt Maximilian I. einen Reichstag zu Worms (August 1495), auf welchem Streitigkeiten des Kurfürsten Philipp mit Berthold von Mainz beigelegt wurden. Johann vollendete im selben Jahre am 5. Oktober ein Gedicht: Wie man wol eine Stadt regiren sol, welches er der Stadt Worms weihte.\*\*)

Am 11. Januar 1498, an einem Mittwoch gewann Margrethe ein Töchterlein, Eva, aber schon Tags darauf um 4 Uhr nachmittags fuhr es mit Freuden in der Engel Char. Johann ruft aus:

O lybes kyndlyn bytt fur mych,  
Das ich auch kum in sollichs ryck.

Aber auch in Worms blieb Johann nicht lange. Im Jahr 1499 brach in Worms der Pfaffenstreit aus. Bischof Johann III. (Dalberg) war mit der Stadt zwieträftig worden und hatte seinen Geistlichen befohlen, auszuziehen. Da verließen diese ihre Häuser. Johann wollte auch nicht länger bleiben, denn es gab wenig Recepte zu schreiben, und zog nach Oppenheim, wo er wiederum Stadtarzt ward, auch Ehr und Nutzen gewann. Aber sein Sinn war nicht, zu bleiben. Man hatte ihm geraten, nach Frankfurt zu gehen, das sei ein Ort von guter Art, wo ein Arzt Geld sammeln könne. Johann folgte diesem Wink. Der Pfalzgraf empfahl ihn dem Frankfurter Räte,\*\*\*) am 10. und 19. November 1500 ward verhandelt und Johann um 16 Gulden Lohn und Befreiung von Abgaben auf 4 Jahre als Stadtarzt angenommen. Am 9. März 1501 verkaufte er sein Haus zu Heidelberg um 300 Gulden an den Pfalzgrafen. Im Jahre 1501 verfasste Johann Eyn Spruchgedicht zu lob vnd eer der Statt Franckfort, ein Loblied auf die Mainstadt, wie es heutzutage wohl keiner mehr finden würde.†) Im selben Jahre hatte er einen Streit mit seinem Kollegen Dr. Henrich Geratwol, der zunächst beigelegt ward, aber einen andern für Johann schlimmer im Gefolge hatte.

Ende 1502 ward sein Sold auf 24 Gulden erhöht. Er hatte dem Räte vorge-  
tragen, daß er Schaden leide. Jedermann treibe jetzt die Kunst der Arznei, ihm selbst habe der Tod seiner Tochter geschadet. In diesem Briefe zum erstenmal nennt er sich Johannes Stenwert von soß. Stenwert, eine niederdeutsche Sprachform, bedeutet

\*) Vgl. Kones Quellenammlung zur badischen Landesgeschichte II.

\*\*\*) Handschriftlich erhalten in Kloster Einsiedeln. Vgl. Ang. f. Kunde d. deutschen Vorzeit, N. F. II (1865), 468, 469.

\*\*\*) Quellen sind hier meist neben Johann's dürftigen Angaben Notizen aus dem Bürgermeister- und Bürgerbuch im Frankfurter Stadtarchiv, welche mir Herr Dr. Grotensend gütigst überlieferte, ferner meine Abschriften aus dem Frankfurter handschriftlichen Mißbände „Rebignalwesen“ I.

†) Abgedruckt in Richards Frankfurterischem Archiv I (1811), 77—83.



„Steinhauer“; es scheint also, wie Richard schon mit Recht geschlossen, eine Anspielung auf das Handwerk seines Vaters in diesem Beinamen zu liegen.

Johann verlor in der ersten Zeit seines Frankfurter Aufenthalts zwei Töchter, Steffeny und Nordellyn, die eine aus der ersten, die andere aus der zweiten Ehe stammend, also noch in kindlichem Alter. Aber er hatte auch eine Freude, denn sein Sohn Ballas,\*) den er vor zehn Jahren „verloren“ hatte, wie er sagt, kam mit Stiefel und Sporen aus Welschland angeritten und brachte 400 Gulden Geldeswert mit, ein seiner Gesell von züchtigen Sitten. Nyn herz davon fast frolich wart Das ich noch eyn hat myner art, sagt Johann; also will es scheinen, als ob sein ältester Sohn Damasus auch vordem gestorben sei. 1503 kaufte Johann das Haus „zum alten Korb“ auf dem großen Kornmarkt, welches heute einen Teil des jetzigen Stadtgerichts (Nr. 12) bildet, und im selben Jahre ward er unentgeltlich unter die Bürgerschaft aufgenommen. Aus dem Jahre 1503 stammt ferner Johanns „Erklärung der Texte der Evangelien auf die meisten Sonn- und Feiertage des Jahres, in Reimen“, die Richard besaß.

1504 ward Johann als Arzt zum Landgrafen Wilhelm von Hessen gesandt und hatte scheint's später Schwierigkeiten, zu seinem Lohne zu kommen.

1504 ward ihm noch ein Söhnlein geboren und am 19. Dezember Solon getauft. In diesem Jahre hat Johann seine Lebensbeschreibung zu Ende gebracht.

1505 ward ihm die Erhöhung seines Soldes auf 30 Gulden nach Ablauf seiner Verpflichtungszeit vom Stadtrate zugesagt. So ging es ihm also recht gut. Er sagt selbst, seine Sache sei zu Frankfurt je länger je besser geworden. Wir wüßten nichts weiter von seinem Leben, wäre nicht zwischen ihm und seinem Kollegen und Nebenbühler Dr. Geratwol ein neuer Streit entbrannt, der nicht zu Johanns gunsten ausfiel. Johann hatte 1503 dem Räte ein Verzeichnis von Materialien und Arzneien eingekauft, die dem Verderben durch die Zeit besonders ausgesetzt waren. Durch Geratwol war schon früher eine Ordnung, die Apotheken zu besichtigen, aufgestellt worden, worin es heißt, wo mehrere Doctores damit beauftragt würden, solle der jüngste zuerst seine Meinung sagen, dann solle der ältere das bestätigen oder ändern, ohne Widerrede. Die Doctores sollen keine Disputationen abhalten, sondern einträchtig vor den Herrn des Rats stehen. Zu einer andern Apothekenordnung vom 20. Januar 1500 wendet sich Geratwol am Ende gegen die Winkelärzte, die eigne Arzneien verkaufen, ebenso klagte er schon am 16. Oktober 1498, ungelehrte Aerzte, Juden und andere hielten heimlich eigne Apotheken und verkauften teuer und schädlich.

Nun aber, Ende 1505, besichtigte Johann die Apotheke des Johannes Rese by der pfar. Dort fand er Geratwol, und dieser nahm nun ungefragt selbst die Besichtigung vor und fand alles gut. Johanns Meinung aber war, daß die Hälfte der Apotheke wert sei, in den Main geschüttet zu werden. Auf solches Urteil hin hoben der Apotheker, sein Knecht und Dr. Geratwol an in grimmigem Horn wider Johann zu „tanzen“, drängten und stießen ihn, so daß der die Besichtigung überwachende Ratsherr Frieden stiften mußte. Johann legt die ganze Geschichte in wohlgeordnetem Briefe dem Räte genau dar und bittet schließlich, in seinem eignen Hause, nur zur Notdurft seiner Kranken Arzneien halten und verkaufen zu dürfen. Dem Apotheker Rese aber verschloß er eine Menge Büchsen und Schachteln, die nach Johanns Ansicht verdorbene Arzneien enthielten. Der Apotheker nun klagte dagegen, hob hervor, indem er sich auf seinen Kollegen Hedman berief, daß Johann zu Hause arzneie und keine Apotheke brauche, und drohte die Stadt zu verlassen. Da ließ der Rat ein Verzeichnis der durch Johann beseitigten Materialien machen und nach Mainz zu dem Doctoribus senden, damit diese darüber entschieden. Diese nun urteilten, daß die Stoffe, wenn

\*) Nicht Ballas, wie Richard fälschlich schreibt. Ballas ist Mannsname. Man denke an Ballas Evangel.

wohl verwahrt, nicht untauglich zu achten seien. Der Rat entschied ferner, Johann solle keine eigne Arznei halten.

Etwa zur selben Zeit klagte auch Neses Kollege Johannes Hedman, Doktor Susen Meinung sei gewesen, seine Apotheke müsse auch halb in den Main geworfen werden, wie er auch in der andern Apotheke geurteilt. Der Doktor benutze die Apotheken nicht, arzneie aber doch gewiß, nämlich zu Hause hinter seinem Ofen, daher ihm wohl nützlicher sein möge, die beiden Apotheken lägen im Main.

Nach Ausweis anderer Briefe des Frankfurter Archivs hatten noch andere Aerzte im Brauch, selbst Arzneien anzufertigen und zu verkaufen; dies blieb auch früher ohne Anstand; darn aber scheint auf die Klage der Apotheker der Rat diesem Branche der Aerzte entgegengetreten zu sein.

Auch Geratwol hatte vorher einen ähnlichen Streit mit dem Apotheker Matthäus Mettlinger zu dem swan.

Die ganze Angelegenheit ist ziemlich unwichtig. Für uns ist am bemerkenswertheften, daß Johann in seiner Klageschrift erzählt, Geratwol habe ihn vorgeworfen, er wisse nichts von der Apothekerei: Wan es singhen antreff und eyn baskonter (Kontrabaß) so hett es wol mit myr statt. Wir sehen daraus, daß Johann auch als 57-jähriger Mann noch die alte liebe Kunst pflegte. Von dieser Kunst gibt auch noch sein Grabstein in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt Kunde. Auf diesem nämlich sehen wir zwei Wappenschilde. Auf dem zur Rechten die Buchstaben: I. D. S. A. T. O. (Richard vermutet: „Johannes De SusATO.“), das zur Linken ist schräg links durch einen Querbalken geteilt und enthält oben und unten eine Taube mit einem Delzweige (wie Richard meint, das Wappen von Johanns Frau). Und die Aufschrift lautet:

Hic ex susato Steinwert cubat ecce Johannes  
Cantandi et medica Doctor in arte potens.  
Obiit II. Maii 1506. requiescat in pace.

Also im 58. Lebensjahre ist Johann gestorben. Von seiner Witwe, der damals erst 29 Jahre alten Margrethe, und seinen Nachkommen weiß ich nichts Nennenswerthes zu berichten. Möglich, daß der Familienname Steinwarz (d. h. vom Steinwert, Steinwart stammend) auf Johann zurückgeht.

\* \* \*

Das Lebensbild, welches wir überblickt haben, enthält wohl keinerlei bedeutende Züge. Vieles darin ist alltäglicher Kleinram; doch ist es auch nicht ohne einen gewissen Reiz. Aus dem geschichtlichen Hintergrunde der bewegten Zeit, vor welcher sich das Leben des Sängemeisters abspielt, fallen ab und zu Schatten und Lichter herein, die unsere Aufmerksamkeit zu fesseln wohl im stande sind. Mächtige Herrscher gestalten treten an uns heran. Wir schauen in ein bewegtes Kulturleben. Und auch Johann von Soest mit seinen kleinen Erlebnissen ist einiger Beachtung wert. Selten sind wir im stande, so in die Einzelheiten eines vor 400 Jahren gelebten Lebens hineinzublicken wie gerade hier dadurch, daß Johann seine Schicksale uns selbst beschrieb.

Johann war kein bedeutender Dichter. Wohl bekundet er Gewandtheit in der Rede, doch ist auch vieles in seinen Versen Flickwerk, des Reims wegen vorgebracht, ja ein gut Teil ist überhaupt nur gereimte Prosa. Nur da, wo ihn sein Stoff trägt, wird seine Darstellung wirklich ansprechend. Die rührende Erzählung, wie seine gute Mutter ihn, den leichfertigen Ausreißer, zurückzuholen sucht, vermag uns zu fesseln. Die Geschichte seiner zweiten Heirat ist wirklich hübsch erzählt. Sie wird gut eingeleitet durch den Traum. Die Art, wie Johann sich seiner Margarethe nähert, zwingt uns ein Lächeln ab, aber sie ist äußerst lebenswahr geschildert. Er wagt zunächst nicht, sich der Hechtischen Sippe anzuschließen, er folgt von fern, auch den Garten be-

tritt er nicht auf die erste Aufforderung und verbirgt seine sehnsüchtige Scheu hinter dem Kräuterpfläuden. Wie ungeachtet und doch wie wahr ist er darin, einen Beweis der Günst Margarethens zu gewinnen! Ob sie ihn retten will, wenn er im Redar liegt! Das lautet wahrhaftig nach einer Primanerliebe. Wo Johannes Herz mitredet, da weiß er uns anzuziehen. Er ist kein ganzer Dichter, dem das ganze Leben sich zum Gedichte gestaltet; aber er hat doch sein Teil Begabung. Das erweist sich besonders darin, daß er mit Geschick die für ihn allein dichterisch darstellbaren Abschnitte seiner Lebensgeschichte ausführlich und wirklich gut erzählt, während er eine Menge Dinge, die ein milder Einsichtiger vielleicht lang und breit geschildert haben würde, nur ahnen läßt oder einfach verschweigt.

Zwiegespräche sind nicht ganz leicht ohne Verrentung in Reime zu fassen; Johann gelingt sie recht gut. Da ich in solchen Fällen oben des Dichters Worte möglichst beibehielt, kann man die Wahrheit dieses Satzes leicht beurteilen.

Aber Eins kommt unserm Johann vielfach in die Quere und stört die Wirkung der besten Stellen seiner Gedichte: seine lehrhafte Absicht.

Johanns Verse sind mit Geschick gebildet. Er gebraucht stets die Form der kurzen Reimpaare von vier Hebungen. Klingende und stumpfe Versausgänge sind nach dem Brauche der Zeit gleichwertig. In der Regel folgen sich Hebung und Senkung in gleichmäßigem Wechsel, ohne daß Senkungen fehlen.

Ob Johann, der Musikkundige, nicht auch sangbare Lieder gedichtet hat? Man sollte es annehmen; aber man weiß es nicht. Aus Johannis Gedichten läßt sich kein höherer Grad lyrischer Begabung erschließen. Das Gedicht auf die unbesleckte Empfängnis der heiligen Jungfrau scheint nicht eigentlich lyrisch zu sein. Der Weichtspiegel ist ein vielfach langweiliges Ding, doch auch hierin erhebt sich Johann oft zu höherem Schwunge. Hören wir einige Zeilen daraus in dienlicher Erneuerung. Der Dichter redet Gott an:

Aus Lieb zu mir gabst du dich dar,  
Zu hangen nackt und bloß und dar  
An solchem harten groben Holz  
Mit deinem garten Leide stolz  
Gleich einer Saite straff gespannt,  
Den Fuß durchgraben und die Hand,  
Der ganzen Welt zumal zu Spott:

Ich dieser Lieb ermahu dich, Gott,  
Und bitt dich, Herr, komm mir zu Steuer,  
Von deines heiligen Geistes Feuer  
Ein Fünklein send, daß ich betracht  
Mit wahrer Reue Tag und Nacht  
All meine Sünden groß und klein.

Das ist entschieden gut ausgedrückt. Das Bild der aufgespannten Saite verrät den Musiker.

Johanns Art besonders angemessen aber ist die Lehrdichtung. In der Lebensbeschreibung benützt er jede Gelegenheit, um gute Lehren vorzutragen, indem er sich selbst als böses Beispiel darstellt. An seine schöne Behandlung der mütterlichen Liebe knüpft er weise Lehren wie Kinder in ähnlichem Falle handeln sollen. Lassen wir ihn noch einmal selbst reden!

Betracht ich mütterliche Lieb,  
Wie sie ihr Herze zu mir trieb,  
Mein allerliebste Mutter mein,  
So werd ich voller aller Pein;  
Dah ich so gar ihr Will veracht',  
Das kränkt mich jezt schier Tag und Nacht.  
Ih tat euch Kindern insgemein,  
So hoch wie nieder, groß wie klein,  
Die Eltern sollt vor Augen haben,  
Wollt ihr vor Gott sein gute Knaben.  
Thut ihr das nicht, gedenkt an mich:  
Gott wird euch strafen ewiglich.  
Doch mit Vernunft kann man es wagen,  
Größern Gewinn davon zu tragen,

Den Eltern auch zugleich zu gut,  
Dah offen man die Wille thut:  
Mein liebe Mutter, bedenkts euch recht,  
Ihr wißt, ich bin ein armer Knecht,  
Auch könntet ihr nichts geben mir,  
Darum bitt ich euch mit Begier,  
Gebt Urlaub eine kleine Weile,  
Gewiß zu unser beider Heile!  
Das Glück ist jezo mir beschiedt,  
Wer weiß, wanns wieder zu mir fähret!  
Geduld habi, liebe Mutter mein:  
Ich bringe Gold und Silber ein  
Und komm euch später dann zu gut,  
Wenn Unglück auch viel Uebles thut,

Wenn ihr mit Krankheit seid beladen,  
 Will ich euch halten ohne Schaden.  
 Mit solchen Worten soll ein Kind  
 Zur Mutter reden sein und lind.

Das ließ ich leider alles sein,  
 Wand Tränlein weint die Mutter mein  
 Um meinewillen dazumal,  
 Darum ich jezt noch leide Qual.

Das ist so gut gemeint wie gesagt. Oft betont Johann, daß die „wilden Schwänke“, die er getrieben, ihn jezt Tag und Nacht kränken. Er fügt sogar seiner Lebensbeschreibung ein Lehrgedicht ein Von zytten (Sitten) der iugenth myt eßlichen guten lern.

An Johanns dichterischer Thätigkeit ist noch hervorzuheben, daß seine Uebersetzung der Kinder von Limburg den einzigen Fall darstellt, in welchem seit dem Reinfried von Braunschweig (Ende des 13. Jahrhunderts) die nachhöfische Epik in Deutschland zu einem Stoffe aus der byzantinisch-palästinischen Dichtung gegriffen.

Obgleich kein bedeutender, war Johann auch kein gewöhnlicher Mann. Eine Kunstbegeisterung wie die seine ist eine seltne und achtungswerte Erscheinung. Läßt er doch wiederholt um der Erweiterung seiner musikalischen Kenntnisse willen alles Wohlleben im Stich. Die Kunst ist ihm lieber als alles in der Welt. Sogar die weite, mit Gefahren verbundene Reise nach Rom will er wagen, allein um ihretwillen. Er drückt seine Lust an ihr am besten dadurch aus, daß er erzählt, wie er glaubte Engelsgesang zu hören, wie sein Herz in Freuden sprang und er vor Freuden weinte, da er die Sängler in Kleve hörte.

Auch daß Johann nach so abenteuerlichem Wanderleben es zu gebiegenen Gelehrtenkenntnissen brachte, wie sie allenthalben aus seinen Werken hervorschauen, daß er sogar noch gründlich Medizin studieren konnte, alles das zeigt uns seine Begabung im besten Lichte. Musiker von Fach und Gelehrter in einer Person, das muß uns nicht befremden: die Musik war eine ernste Wissenschaft, und Vielwisserei war ein Zeichen der Zeit. Wenn Johann musikalische, medizinische, theologische Kenntnisse vor uns entfaltet, so zeigt er sich eben als ein echtes Kind seiner Zeit.

Johanns Frömmigkeit, vielleicht durch den Einfluß der ersten Frau geweckt und genährt, kam von Herzen, das beweist schon der eine Zug, daß er es für nötig hält, vor seiner Werbung um Margreth Hechtin die Kirche zu besuchen. In diesem Sinne können wir nicht besser von ihm Abschied nehmen, als mit seinen eignen Worten aus dem Schlusse des Lobgedichtes auf die Stadt Frankfurt:

So ich in leben numer byn  
 Sprich myner armen sel zu trost  
 Nu trost dich gott Johan von Soft.



## Vor sechzig Jahren.

Der General Moog.

(Schluß.)

### III.

Was öfter der Stadt Paris, wäre anno 1850 beinahe der guten Stadt Kassel geglückt. Die stand auf dem Sprung, welthistorisch zu werden, eine zweite Helena, so ihr ethalben still vergnügt den völkermordenden Krieg sich entzünden sieht. Tompi passati: Erfurt, Bronnzell, die Strafbayern, der von den Toten sich weckende Bundestag und die neue Theorie kurfürstlichen Oberappellationsgerichts, den Legitimationspunkt anlangend.

Wir fehlte die Zeit, nach meinem immerhin etwas mythischen General Moog zu forschen, und ich saß doch an der Quelle, ich Undankbarer gegen sein und seiner heldenhaften Tochter, der Sterzhäuser Lisbeth, Angedenken. Ich hätte gleich aus seinem Kollegen S. schöpfen können, der unter angeborener, angewöhnter oder angenommener Verbtheit ein scharfes Beobachten des gesellschaftlichen und politischen Menschen und die Fülle geschichtlichen Wissens zu verstehen liebte, gelegentlich ein vortrefflicher, einigermaßen kolossaler Erzähler, er, mein stets wohlaffectionierter Gönner.

Als das Dreherchen der Zeit und Seine nach der Residenz zurückgekehrte königliche Hoheit mich Jannar 1851 nach B. versetzt hatten, drängte es mich zur Abschiedsaudienz.

Sonniger, auffallend milder Wintermorgen: einzelne Nebelwogen wallen durch die lauge, von mir zu durchschreitende stille Königstraße.

Schon an der Pforte meines russischen Hofes:

„Verblüßt gleich stand ich an der Thür,  
Als ob mir's zu vornehm wideriühr.“

präsentierte, ich sage präsentierte vor mir der Jägerposten des im gleichen Hotel einquartierten österreichischen Obersten Vehler, und so weiter und so weiter unzählige, fast spalierförmig bis zum Palais am Friedrichsplatz, die eroberte Stadt behütende österreichische und bayrische Schildwachen.

Schrie nicht um Hilfe, obgleich ich an Halluzinationen und zufällig in mir ausgebrochenen Größenwahnsinn dachte. Ich ahnte gar balde, daß diese Kette von Ehrenbezeugungen weniger meinem inneren als meinem äußeren Menschen galt — diesem erst gestern vom Schneider abgelieferten, korublumenblauen, am Kragen goldgestickten

Uniformtrac mit den gleißenden Löwenknöpfen — saß wie angegossen, — diesen blütenweißen neuen Kasimirpantalon — thaten desgleichen, — den zum erstemal in ihrem Leben angezwängten wildleberuen Handschuhen, dieser höflichen, gleichfalls in der Farbe der Unschuld prangenden Halsbinde, und, nicht zuletzt, meinem väterlichen Erbteil, dem frisch angekrachten, in Höhe und Länge fast das menschliche Maß übererschreitenden, an das Direktorium erinnernden königlich westfälischen Präsekturratsgallasthorhut mit neuer kurheffischer Niesentofarbe, sowie schließlich dem goldschimmernden Degen.

„Dem Degen, der sich fürchterlich  
An meiner Seite wieget.“

Jene Bötter kannten eine kurheffische Staatsdieneruniform nicht, witterten darin eine höchstgestellte Militärperson, wo nicht Prinzen von Geblüt.

Achuliches, eigentlich Umgekehrtes, ist mir späterhin in Thun widerfahren. Hier nämlich ist das gesamte eidgenössische, vor der Kantine auf der Almend beim Bier sitzende Artillerie- und Genieoffiziercorps vor mir, dem schlichtesten Touristen, a tempo wie aus der Kanone geschossen, aufgesprungen, ehrfurchtsvoll salutierend. Abermals insolge eines Mißverständnisses. Man hielt mich für den unter der Hand zum In-kognitobesuch angekündigten Kommandeur des vierzehnten deutschen Artilleriecorps, den schneidigen Kavalleriegeneral Virus.

Du lieber Gott, das ist das einzige Mal gewesen, daß man mich für einen schneidigen Kavalleriegeneral erkannt hat. Regelmäßiger passiere im Ausland als Schulmeister, wann's hoch kommt als Professor.

Vor dem Palais selbst standen zwei Mann von unserem Leibgarderegiment zu Fuß. Nicht rühr' an, nicht das Gewehr angezogen, viel weniger präsentiert, nicht anders, als ob zwischen ihnen hin, statt meiner ein Nebelstreifen durchs Portal schwebte, der eine guckt rechts, der andere links.

Im Wartsalon gleicher Erde traf ich Freund S., sonst niemand. Erstes, daß er mich einer gründlichen Musterung unterzog, vom scheiden trieferten Lockenkopf an, bis zu den, beiläufig bemerkt, sein, doch nicht gedehnt chauffierten Füßen. Schweigend, ernstler dienstlicher Haltung, gerade wie beim unglücklichen Kirchbitmolder Unteroffizier, ging er um mich herum, drehte mich herum, besühlte mich und brach dann mit einem tiefen Atemzug der Befriedigung in die ewig denkwürdigen Worte aus:

„Gott straf' mich, der sauberste Zivilist, den ich hier noch getroffen habe!“

Hoch erfreut über diese Anerkennung aus sachverständigem Munde will ich meinen Hut, den ich bis dahin an die linke Seite geklemmt, triumphando schwingen — da gewahrt sein Feldherrnauge das Gefäß meines vorhinigen westfälischen Mordinstruments: Perlmutter in Gold, golden der Knopf, golden das Stuchblatt, eben frisch und käuflicherisch vom Hofjuwelier Prollius, dem Russischen Hof gegenüber, gepuzt; Porteepe von echtem Gold, bei solchem Schwermütig für viel Geld gekauft. Wie das strahlte!

„In aller zehntausend Teufel Namen“ — ich beseitige den weiteren Nebeschmud — „Herr? Kappelt's Ihnen? Mit einem westfälischen Bratspieß zur Audienz? Knopf ein Adler, und so ein ausgewachsenes Vieh auf dem Stuchblatt? Kleinster Hochverrat! Sieht das unser Allergnädigster, sind Sie verlesen, und Sie wissen, er sieht alles, der hohe Herr, vorzüglich einen Löwen, der nicht da ist, den vergißt er Ihnen nie!“

Hierauf hat der Wohlgesinnte, der erkannte, daß ich jeden Augenblick gerufen werden und nicht erst lange nach einem richtigen Löwenschwert herumspringen könne, mich gerichtet und aufgerichtet und unterwiesen, wie ich vielleicht noch dem Verderben entrinne. Zart wie eine Mutter hat er mir die behandschulte Linke über das Degengefäß geordnet, dergestalt, daß sie nicht allein das Lutter auf dem Stuchblatt, sondern auch den verräterisch vorgestreckten Adlerskopf verhülle. Einigemal bezüglichen Griff eingeübt, und der Herr General bezeugt sich mit meiner ehrfurchtsvoll ungezwungenen Totalerscheinung zufrieden.

Leider fand ich nicht Gelegenheit, meinem Herrn Instruenteur Ehre zu machen. Es rollt ein Wagen über die Rampe. Einige Minuten nachher erscheint ein bestreutes Wesen.

„Erlaucht, Bundeskommissär Graf Leiningen zu Königlicher Hoheit! Allerhöchst-dieselben wünschen, die Meldungen des Herrn Generals später entgegen zu nehmen, bedauern sehr, — man wendet sich zu mir — den verehrten Herrn nicht empfangen zu können.“

Es that mir leid, meinem Landesvater ein deprimierendes Gefühl gemacht zu haben.

Beim Mittagstisch im Russischen Hof das Deprimiertwerden ganz auf meiner Seite.

Dermal nahmen der kaiserliche Jägerobrist Bessler, sowie ein gereifter bayrischer Cheveauxlegermajors mit jungem Adjutanten von hohem Adel an der Tafelrunde teil.

Bei dieser, auf die mißglückte Audienz folgenden Mahlzeit erwähnte Oberst Bessler einer an demselben Morgen stattgehabten Sitzung des Kriegsgerichts. Der Adolphtsche Fall.

Ein paar Tage nach dem Einmarsch der Exekutionstruppen hatte der Höchstkommmandierende, Fürst oder Prinz von Thurn und Taxis, mit dem Stabe und sämtlichen berittenen Offizieren, ich weiß nicht weshalb, einen Umzug durch die Stadt veranstaltet. So was uns neu. Die hellblauen Uniformen mit dem vielen Silber, die weißen wogenden Federbüsche, die schönen Männer und Pferde, machten die Kavalkade schon sehenswert. Alle Straßen und Plätze gedrängt voll, auch die Fenster der an der via triumphalis belegenen Restauration Adolph. Da der Wirt in keinem mehr Platz findet, stürzt er auf die Straße, sucht die Menschenmenge zu durchbrechen und läßt bei dieser Arbeit die Worte fahren:

„Platz! Will auch die Kerls sehen!“

Siehe da legen sich die schweren Fäuste zweier bayrischer Infanteristen auf seinen Schragen und schleppen ihn an diesem, barhäutig wie der Herr Adolph ist, zur Hauptwache. Von da ins Gefangenhäus in der Unternenstadt oder ins Kastell, unter den obwaltenden Verhältnissen — ein Schritt. Hiernächst vor's Kriegsgericht.

„Nun, Herr Oberst, hat der Adolph zu seinen drei Tagen Unterjuchungshaft noch was bekommen?“

„Acht Monat Zuchthaus.“

Totenstille. Wir Hefsen suchen jeder des andern Auge; dann legt einer geräuschlos Messer und Gabel auf den Teller. Wir thun's alle. Hierauf noch mehr Totenstille.

„Was schauen's auf einmal so blaß, Herr Rat? Waun i nit Soldat wär, thät i mich vor den Herrn fürchten. Was machen's all für sakertliche Gesichter? Raus damit!“

Und es kam „raus“. Vier heffische Juristen der drei Instanzen einem österreichischen Stegreiffkollegen gegenüber, die Partie ungleich; dialektisch genommen. In dessen, von Juristerei abgesehen, ist dann „Kerl“ eine Beleidigung, nicht vielmehr ein beliebtes Helben-, Kofe- und Bewunderungswort?

Beispiele und Beweise flossen nur so von seiten der mitspießenden Philologen.

„Ehe Sie kamen,“ erzählte dann jemand, „hatten der preußische Oberst Steinmetz als Kommandant mit Major Bentivegni und dem Hauptmann und Platzmajor von Brandenstein hier im Hause Hauptquartier. Die Unterhaltung bei Tisch immer nett und lebhaft, zuweilen sehr interessant,“ — „ganz wie jetzt,“ schaltet ein Pfiffikus ein — „und man hat unsere Gesellschaft becomplimentiert, daß wir den ersten gefährdeten Löwen und Feldmarschall in petto, den Steinmetz so prachtvoll gezähmt und zum Lachen und Erzählen gebracht hätten. War noch niemand vorgekommen. So was zog an. Da hat's der neidische Wirt im Römischen Kaiser durchgeseht, daß die Herrn hier aus- und bei ihm einquartiert würden. Am nächsten Tag ihre Stühle verwaist.

Doch am zweiten — eben wollen wir uns seufzend niederlassen — springt die Flügeltüre auf und der kleine Steinmetz kommt in den Saal marschiert und bläst mit Fingern und Mundwerk die Luerpfeife, der Major hinter ihm drein durch die hohle Hand ein Trompetengeächmetter und der Blazmajor rührt die große Trommel, Bum, Bum!

Hieraus entwickelten die Herrn dem Oberkellner Friedrich, daß sie sich hiermit gewaltfam in den Russischen Hof zurück einquartierten — rein aus Sehnsucht nach unserer Liebenswürdigkeit und weil, fügte Major Ventivegni mit verbündlichster Handbewegung hinzu, unser corps d'esprit dem Korps von commis voyageurs im Römischen Kaiser unbedingt vorzuziehen sei.

„Ja unter diesen preussischen Offizieren, die uns so lange hier heimgesucht, gab's wirklich ganz prächtige Kerls!“

Bei diesem Wort ging unsere Empörung über das ungeheuerliche Urteil des Kriegsgerichts ins erste Gelächter über.

Hiernächst greife ich selbst mit meiner Audienzgeschichte ein.

„Denken Sie sich nur, Herr Oberst, wie ich da vors Thor trete, der Verstand steht mir still, präsentiere sie vor meiner Benigtheit die Büchsen, Ihre Kerls —“

„Arretiert — Kriegsgericht — acht Monat Zuchthaus! Haben zwei brave k. k. österreichische Jäger im Dienst Kerls geheißt!“ und der Herr Oberst klatscht lachend in die Hände.

Die ganze Tischgesellschaft fählt sich erleichtert, und da wir im kurhessischen und natürlichen Recht fest standen, und so unwillkürlich schön — oder steckte der Schelm dahinter? — die „Kerls“ in einen Zusammenhang beigebracht hatten, der jeden Gedanken an eine injuriöse Bedeutung ausschloß, so wollten uns der Herr Oberst nicht länger unverhalten lassen, daß mit Rücksichtnahme auf den dahiesigen, ihm von allen anwesenden Seiten glaubhaft attestierten, allerdings seltsamen Sprachgebrauch die in Rede stehende Adolpische Rede doch wohl etwas zu hart bekrast worden sein dürfte. Wir sollten uns um den Mann nicht noch mehr graue Haare wachsen lassen; die Sache werde bei der höheren Instanz des Kriegsgerichts, bei der er selbst präsidire, noch einmal zur Verhandlung kommen.

„Ich werde das Meinige thun,“ schloß er, „aber etwas muß er noch abkriegen. Machens mir nur nicht weis, daß dieser Herr Adolph den Fürsten von Thurn und Taxis und die ganze bairische Generalität, mich nicht zu vergessen, aus purer Hochachtung — mag's gar nicht sagen, wie? geheißt hat.“

„Aber um alles in der Welt, verehrtester Herr Oberst, was versteht man denn eigentlich ob der Enns und unter der Enns und an der Isar Strande unter einem Kerl? Wilt das Wort dorten als Schimpfwort?“

„Wollens wissen, was ein Kerl ist? Schauens — wir sind ja unter uns — ein Kerl ist, wenn einer hinter einer Hecke — werden mich schon verstehen, sind ja lauter geschickte Leut', die Herru.“ —

#### IV.

In meinen Knabenjahren über die Insurrektionen von 1806 und 1809 sprechen hören — das meiste vergessen! Doch der Gegensatz mir bewußt, in welchen mein patriotischer Instinkt mit der Auffassung darüber redender Respektspersonen zu geraten pfliegte.

Sie, Zeugen jener Jahre und Ereignisse — mehr oder weniger in irgend welcher Beziehung oder Mitleidenschaft zu ihnen — äußerten sich unwillig über diese „Dummheiten“. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich die rückhaltige Kühle, mit welcher der fraglichen Geschichten aus der „französischen Zeit“ Erwähnung geschah, halb un-



bewußter Vorsicht zuschreibe. Als ob man ihrethalben jetzt noch übel angesehen werden könne. Hatte sich doch immerhin um Auflehnung gegen die bestehende Ordnung, um Störung der öffentlichen Ruhe gehandelt. Für einen „unruhigen Kopf“ aber, wenn auch nebenher oder nachträglich angesehen zu werden, verbreitete Sorge, eine besonders in Staatsdienertreuen sorglich gemiedene Gefahr. Habe das geahnt, als ich meinen Vater dem zugereisten alten Freund und hohem Staatsbeamten im tiefsten Vertrauen erzählen hörte, der Oberst Emmerich habe sich am Tage vor dem verspäteten, nicht mehr vermuteten Warburger Nachspiel des Dörnbergischen Aufstandes von 1809, anscheinend zufällig, vor dem Warföher Thor zu ihm gesellt, und an seinem gut heffisch gebliebenen Präsekturratsherzen herum getastet. Mein Vater wußte noch heute nicht, was den alten „Partirer“ berechtigt habe, in ihm einen Komplizen seiner verrückten Rebellion suchen zu wollen.

Wir Jungen sahen die Sache anders an. Uns schienen unsere Bauernsoldaten, die auf eigne Faust mit dem Napoleon Krieg anfangen, akkurat so gute Helden wie die neuen Griechen, der Schill, die Spaurier und der Andreas Hofer. Für die all' Begeisterung!

Jeden Herbst zogen damals Tiroler im Kostüm, den langen Hobel auf dem Rücken, in Deutschland herum und schnitten dem Volke Sauerkraut. O, dieses aus Beschämung und Verachtung gemischten Gefühls, als der mannliche Krautschneider, der alle Jahr ins Pfarrhaus kam, immer der nämliche, er, den ich als unzweifelhaft guten Freund und Kampfgenosse des Andresel, des Spedbacher's u. s. w. gleich hätte umhalsen mögen, auf diese meine Ideale schimpfte, was Gott verboten hat, und von nichts wissen wollte als vom Unglück, vom Unglück, was die übers Ländel gebracht.

Der Schreiner Bang zu Warburg, jüngster Bruder unseres Alten, als Bürger und Künstler in seinem Fache auch hoch geachtet, hat mir noch weher gethan. Selbiger gerade Gefelle zu Kassel, als der alte Oberst Emmerich auf dem Forst erschossen worden ist. War mit hinausgegangen. Wie erschütternd, wie erhebend, wie stolz machend auf den heldenmütigen Landsmann wußte Meister Bang den herrlichen Hergang zu schildern, ihn mit-erleben zu lassen! Dann das Widerspiel: ein Schicksalsgenosse auf dem weiten Weg vom Kastell zum Richtplatz in Todesangst geschüttelt, jammern, daß der gute König Jerome verweist sei, der hätte Gnade — Gnade! Wimmert Gnade bis zum Kommando: Feuer!

Ich weiß, daß ich weinte, vor Scham weinte, und dem Meister Bang gram war, und ihm unverschämten sagte, so was dürfe man gar nicht erzählen, und wenn man's mit seinen eigenen Augen gesehen hätte und es thäte mir leid, daß er mir's erzählt.

Selbst der Kastenmeister Dittmar von Wehrda wollte nicht so recht heraus mit der Sprache. Er ließ durchblicken, an den Händen des Generals Moog habe unnütz vergossenes Blut geklebt. Es blieb das so halb und halb im Dunkel. Vielleicht, daß er auf die von mir besungene „Sterzhäuser Lisbeth“, die im Pfarrhaus dienende Tochter Moogs, Rücksicht nahm. Im ganzen indessen sein Vortrag altheffisch in der Wolle gefärbt, voll humoristischer Hasses gegen alles Franzosenwerk.

So sehr wir an seinem Munde hingen — das thaten wir — kaum doch solchem entfloßene Einzelzüge mir lebendig geblieben. Dem Pastor gelang's schon eher, uns Geschichtsbilder auf die Seele zu ätzen, waren's auch, wo sich's um die neue Zeit, um Selbst-erlebtes handelte, mehr gelegentliche Geurenbildchen.

Da ist mir dann der General Moog eine der Aufhellung dringend bedürftige Person geblieben.

Karl Dynker, meines Wissens der einzige vaterländische Historiker, der, einleitend zu seiner nicht erschienenen Geschichte des Königreichs Westfalen, sich mit den „Insurrektionen von 1806 und 1809 gegen das Westfälische Gouvernement“ beschäftigt — schon der Titel hint, da in 1806 von solchem Gouvernement noch keine Rede — erwähnt, so viel ich mich entsinne, nicht einmal seinen Namen, thut überhaupt die besüßlichen oberheffischen Geschehnisse dürftig ab.

Will diesem Mangel hier nicht, nicht anderswo abhelfen, bin kein vaterländischer Historiker, besitze keine Quellen als mein Gedächtnis und etliche biographische Notizen, vom jetzigen Kalbern-Sterzhäuser Pastor gesendet.

Johannes Moog, geboren in 1751, gestorben 1821, vieljähriger Korporal bei den Gardegrenadieren, kleiner Bauer, großer, gewaltig starker Mann.

Seine Familie ist ausgestorben, Erinnerung an ihn und die französisch-westfälische Zeit in seinem Heimatsdorf nahezu erloschen. Nur gewiß, daß der Titel „General“ ihm bis zum Tode und darüber hinaus geliebt, verbunden mit der nachträglich von ihm bekleideten Würde eines Feld- und Waldschützen der Gemeinde Sterzhäuser, ein wegen unermüdblicher Pflichttreue und spähiger Menschlichkeit ebenso gefürchteter als beliebter Beamter, Muster eines Feld- und Waldschützen.

Wie gesagt: mit Duellen knapp bestellt. Französische und westfälische Polizei machten nicht viel Federlesens; eingeborene Zivilbeamte passiv, wollten so wenig als möglich wissen und in ihren Reposituren hegen; ein gebildetes Publikum ängstlich, schweigsam, durch die sich drängenden großen Weltereignisse zerstreut, vielfach mit den neuen Dingen zufrieden, unzufrieden jedenfalls mit solchen plausos angezeitelten Umständen; allgemein die Scheu vor Schreiben und Dokumentieren in einer Zeit, in der nicht Briefgeheimnis, sondern Haussuchung und geheime Angeberei herrschten, — nun, so ist, wie man mir auf gestellte Fragen versichert, keine Grundlage einer Spezialgeschichte der in Frage stehenden oberhessischen Ereignisse zu finden. Die Prozeßakten der Kriegsgerichte über die Verschwörer de 1806 und 1809 mit der deshalbigten amtlichen Korrespondenz unsichtbar geworden, vermutlich auf Befehl des nach der Schlacht bei Leipzig in seine Staaten zurückgekehrten Kurfürsten, der sich durch gar nichts, auch nicht durch die in Blut bezahlte Treue seiner Hessen an die Westphalica, die er seine Odiosa nannte, erinnern lassen mochte, vernichtet.

Da bringt das Gerücht zu mir, jüngst sei in einem Winkel des Wilhelmshöher Schlosses ein Wagen voll westfälischer Geheimarchivalien entdeckt worden. Auch jene Akten? Ins Marburger Landesarchiv übergeführt, sollten sie nicht Material zu einem vermehrten und verbesserten Lynker liefern?

Wer kann gegen Ideenassoziation? Drei lange Kapitel Allotria, und im vierten der Held erst gestreift!

Hätt' ich prächtige Novitäten, überraschende Aufschlüsse über ihn und seine Thaten bisher schelmisch im Sack behalten?

Heraus damit!\*)

Will nur gestehen, daß ich z. B. von der 1806er Marburger Rebellion gleich weiter gar nichts weiß, d. h. glaube, als daß es der General Moog gewesen, der, vom Sturmhausen zum General erwählt, auf dem Kirchhof zu Hofelden geflücht hat; daß sodann beim Anrücken der Schar gegen das Elisabethenthor der in prächtiger Uniform heraussprenkende Franzos alsbald vom Pferd geschossen worden ist und der Kastemeister Dittmar den Kopf geschüttelt hat, das wäre doch wohl ein Parlamentierer gewesen und die dürften nicht gleich totgeschossen werden; daß dem toten Franzos noch in derselben Nacht die goldnen Zähne vom Leibe gerissen worden, und die „Wäs“ (Wase) der Liebeth selbige bis 1809 als Trophäe am Rock getragen; diese Wäs aber diese Zähne, als Polizei und Soldaten Jeromes nach dem Unglück des letztgedachten Jahres das besonders anrühliche Sterzhäuser ausschmüßelten und stark belegten, gründlich zu verbrennen für angezeigt erachtet hat.

Außerdem mir beglaubigt, daß unsere Leute, augenblicks der gepuzte Franzose stürzte — war übrigens laut völkerrechtlicher Gebräuche gar kein Parlamentär, nur ein ledes Bürschen, das sich, wer weiß wie, bemerklich machen wollte —, durch das noch nicht wieder geschlossene Thor stürmten. Zwischen ihnen und der zurückweichenden

\*) Vid. Anhang dieses Kapitels.

Thorwache sowie einer aus der oberen Stadt herunterkommenden Rotte Franzosen entspann sich alsbald ein zerstreutes Feuergefecht. Die Hessen bleiben Herr, die Franzosen verschwinden, und nun marschirt Moog, von niemand behelligt, unter Trommelschlag auf dem in der Stadt sehr steilen, dann sich durch Gärten schlängelnden, der Rotegraben genannten Weg den vom Schlosse gekrönten Berg hinan, und ersteigt, überfällt, nimmt die alte, stolze, zuletzt noch im siebenjährigen Krieg förmlich belagerte Landgrafenfeste. Die Besatzung, die starke Schloßwache, läßt sich unbedenklich überfallen und flüchtet, als diesseits der Pallisaden weiße Gestalten auftauchten und von daher ein Schuß kracht, schreiend auf der entgegengesetzten Seite der Werke zur Stadt hinunter. Rätselhaft, daß sich diese Mannschaft den Lärm des soeben zu ihren Füßen abgepielten Nachtgefechtes nicht zu Gemüt geführt hatte, rätselhaft, daß die Offiziere in der Stadt an Sicherung des vor ihren Augen bedrohten Schlosses nicht gedacht — als ob keiner von ihnen was zu befehlen oder zu verantworten gehabt hätte.

Nur ein Schuß — von Moog selbst abgefeuert — aber er tötet den Posten, der Lärm macht.

Morgens, Schlag sieben, läßt Moog mit der großen Schloßglocke stürmen, die Bürgerschaft zur, wer weiß wem und von wem versprochenen Teilnahme am Niedermachen der in der Stadt liegenden Franzosen zu mahnen.

Die Gewehrhammer, auf deren Bestände man gerechnet, leer befunden.

Als lang fortgesetztes wildes Stürmen ohne jede Wirkung und Warburg ruhig blieb, als läg' es im Sarge; auch die schwache, ursprünglich kaum sechzig Mann zählende Mannschaft Moogs, so es unternommen, mit ihr die von mehr als zwei Bataillonen besetzte Stadt samt sturmfreier Zitabelle zu nehmen, sich durch Zugänge aus den Ortshäfen nicht im gehofften Maße verstärkt sah; den neu Zugezogenen aber fast alle Waffen fehlten; auch die Kriegserfahrenen über den Mangel an Musketen verdrießlich zu werden begannen, dann die Botschaft verlautete, eine holländisch-französische Armee habe die Aufständischen in Niederhessen geschlagen und zerstreut; endlich die in der Stadt liegenden Franzosen sich vom ersten Schreck zu erholen und zu rekognoszieren anfangen — da, bei einbrechender Dämmerung gab unser General die Order zum Abmarsch.

Vorher schon Ungehorsam, Unordnung der gelangweilt auf die Erhebung der Stadt Wartenden. In fast lustiger Aufregung wird das gefüllte Pulvermagazin erbrochen und mit unsäglichem Uebermut das in Tonnen und Säden befindliche lose Pulver ausgeschüttet, darin herumgewatet, Pulver in die Hojesfäde, Eß- und Tabaksbentel gefüllt, was nur hineingeht, und mit solchem und vorgefundenen altheftischen Kartätschenpatronen in nächster Nähe des Pulverturmes, auf den Höfen und den nach der Stadt zu gelegenen leeren Batterien zu eigenem Spiel und zum Schreck für die faulen Warburger draußlos gefeuert, was Zeug hält.

Exeunt über den Dammelsberg, bis zu solchem eine dicke Pulverlinie hinter sich lassend.

Ruhe, Stille. Die Franzosen kehren tapfer aufs Schloß zurück.

Um acht Uhr abends steht ein italienisches Infanterieregiment, in fliegender Eile auf Reitervagen von Mainz her befordert, vor dem Südthor der Stadt, dem Barfüßerthor. Dasige Beveljungenthorwache hat kein italienisch gelernt, öffnet nicht. Trotz der auf französisch wiederholten Aufforderung läßt sie das schön bleiben, fürchtend eine Kriegslist der verstärkt zurückkehrenden fürchterlichen Bauern. Schon sind zum Einschleichen des Thores die zwei mitgebrachten Kanonen vorgefahren — da löst sich das Mißverständnis und Italia zieht mit brennender Lunte und gespanntem Hahn in die tothstille Misenstadt.

So ist die Geschichte — ausgenommen der Spaß am Barfüßerthor, von dem ich erst viel später gehört — uns Jungen erzählt und wir darauf verwiesen worden, daß die völlig kopflose, geradezu feige Haltung der Besatzung auf deren komödienmäßige

Ueberraschung und die ihr von den Einwohnern mit Wort und That eingeflöhte Vorstellung von der ganz entschlossenen Stärke und Grausamkeit der wilden Hesseu zurückzuführen sei. Franzosen selbst natürlich würden Verrat annehmen.

Sonderbar freilich, daß die Befehliger zu Mainz wenigstens schon tags vorher von dem sich Vorbereitenden Kunde gehabt haben müssen, und, wohl mit Rücksicht darauf, daß unserer Darmstädter Vetteru Rheinbundskontingent bei der großen Armee, die in Kassel und im angrenzenden Paderbörnischen stehenden Truppen aber mit den Aufrührerischen an Fulda, Werra und Schwalm schon genug zu thun haben würden, von ihrem als dem nächsten militärischen Hauptplatze aus nach Marburg Hilfe zu senden, beschloffen hatten.

Sonderbarer, daß Napoleon gegen seine sonstigen Gewohnheiten den Marburger Fall ignoriert hat. Nichts da von Brand und Blut! Nicht die geringste Genehmigung für die drei getödeten Soldaten — denn noch ein dritter, der nachmittags in den Gärten am Schloß Schau haltend herumgeschlichen, war von der Südbatterie herab zur Abendung seines Fürwises totgeschossen worden.

Gewisse sich nicht ganz sauber fühlende Marburger sollen sich ein paar Tage unsichtbar gemacht haben. Geschehen aber ist ihnen und den Bauern nichts, gar nichts. Man hat nach den Schuldigen gar nicht gefragt. Den am einschlagenden Tage „der unschuldigen Kindlein“ in der Stadt gerade befindlich gewesenen Abteilungen ganz verschiedener Truppencörper, sowie den solche ablösenden Italiänern waren rasch wechselnd andere gen Nordost eilende Heeresteile gefolgt. Wer kümmerte sich noch um jenen kleinen accident, der nicht einmal äußere Spuren hinterlassen? Vom militärisch-„glorieusen“ Standpunkt betrachtet, dazu keine Ursach, und so scheint es, daß auch das Kaiserliche Gouvernement zwecks Schreckens an den Straf- und Racheacten im Niederheißischen sich habe genügen lassen.

Daß insonderheit dem General Moog von wegen „der unschuldigen Kindlein“ kein Haar gekräumt wurde, eben das hat über ihn ein gewisses Dunkel gebreitet.

Man hat fragen können: hat Moog an beiden Insurrektionen theilgenommen, nicht allein an derjenigen von 1809?

#### A n h a n g.

Nicht ganz ohne — sind doch jüngst zwei solcher prächtiger Novitäten bei mir eingelaufen!

Gebiete nunmehr incl. meiner eigenen über drei Vor- und Darstellungen des Generals Moog und seines 28. Dezembers.

Einig in Eirheit Ortes und Zeit alle drei, in allem übrigen dergestalt von einander abweichend, daß nicht ein Kanke den Versuch wagen dürfte, sie zu einem Ganzen zu gestalten.

Meine erste, schon durch Fülle anklingender Namen, Verticlichkeiten und Einzelzüge jed' Marburger Kind anmutende Novität entrollt ein erschütterndes Belagerungs- und Schlachtengemälde. Will's weiter nicht bekritteln; wer aber erkennt in den dort erzählten, von Abend zu Abend wütenden Straßenkämpfen innerhalb, wer in den Angriffs- und Rückzugsgesichten rings um die krummbogige Stadt mein geliebtes, gerade damaliger Friedsamkeit halber von eifrigeren Patrioten besoppschütteltes Marburg? Wer, unter anderm, hat schon von der Attacke vernommen, mittels welcher der junge Talleyrand-Berigord, des Bischofs von Autun und Fürsten von Benevent tapferer, zufällig mit seinen Husaren heute durchmarschierender Sohn, sofort in die Aktion eingreifend, jenen vom Lahberg herabsteigenden bäuerlichen Heerhaufen zersprengt? Kann auch die Palme nicht acceptieren, die meinem Großvater gereicht wird, weil derselbe, sich den ganzen Tag über lebensgefährlich und erfolgreich zwischen die Fehenden stürzend, seine Bürger von thätlicher Parteinahme für die Bauern abhält. Hingegen vermissen die sonst bei Schlacht-

berichten herkömmlichen beiderseitigen Verlustlisten, die bei der Hartnäckigkeit und Dauer der vorgetragenen Schreckensszenen hohe Ziffern erreicht haben müssen.

Ich für meinen Teil weiß nur von den drei bereits spezialisierten toten Franzosen, desgleichen von drei toten Kurhessen, nämlich einem beim erzählten Zusammenstoß auf der Keizerbach gebliebenen, einem zweiten vielleicht sehr harmlosen, der beim Heraussteigen der Italiäner unsern der Stadt vom Wagen aus erschossen wird — trug den weißen Kittel aller oberhessischen Bauern, das wäre die Rebellenuniform, war den Italiänern verraten worden —, sowie einem dritten, noch nach dem Einzuge der letzteren mitten in der Stadt am obern Markt aus dem gleichen Grunde erlegten, „wie man Hasen schießt“, hat mein Vater gesagt. Von dem habe ich diesen Toten.

Nur, daß der Verfasser vorwärtiger, vor fünf und zwanzig Jahren für einen Kurhessischen Kalender geschriebener Monographie über die 1806er Ereignisse bei Verarbeitung der ihm zugeflossenen, leider ins Kraut geschossenen mündlichen Ueberlieferungen sich mehr der kritischen Geschichtschreibungsmethode hätte befleißigen sollen. Nun muß ich es ihm übel nehmen, daß er z. B. schon jetzt auf den Kopf unleseres beiderseitigen Helden einen hohen Preis ausschreiben, in Folge dessen den Verfolgten zu unwirtlicher Winterszeit auf unbestimmte Dauer in einer Höhle des Wollenbergsgebirges sich verstecken und ihn, um noch einen rechten Drücker aufzuzeigen, einen berücktigten Wildschütz sein läßt.

Moog, du treuherzige, spaßhafte, in der ganzen Gegend verehrte Gardegrenadiercorporalseele, Held und guter Haushalter, wie nach der Hand durchaus bewährter Wald- und Flurwächter, auch Vater der Sterzhäuser Lisbeth, der du von 1806 bis 1809 geruhig deinen Kohl gebaut hattest und allererst durch die Ereignisse des letzteren Jahres dem Westfälischen Gouvernement interessant geworden wardest — du, ein berücktigter Wildschütz?

Und so finden sich noch mehr Thatfachen und Folgen, Lichter und Schatten des 1809er Dörnberg-Emmerichschen Aufstandes ins Jahr 1806 zurückverlegt.

Zweite „prächtige Novität“: ein 36 enggeschriebene Antiquarzeiten starkes, vom Verfasser, der 1806 Professor der Mathematik zu Marburg gewesen, dann auf niederländischen Universitäten doziert hatte, im Jahre 1835 an den Schwager Jakob Grimms, den Kurhessischen Staatsminister Hassenpflug eingesandtes „Memoire“ über seine, des Professors, Erlebnisse am Tage der ersten Empörung.

Hassenpflug hat auf die Innenseite des Maroquinumschlages mit Bleistift notiert: „Vom Verfasser mir zugesendet, damit ich ihm einen Orden erwirke.“

Dieser Verfasser — ans Pietät gegen den gleichnamigen Dichter und Landsmann bleibt er ungenannt — merkt allererst an der vom Schlosse herabdröhnenden Sturmglode, am Morgen des 28., daß „was los ist“. Sein Diensteifer als zeitiger zu Kurf. Polizeikommission deputierter Professor bewegt ihn, ungefrühstückt ans Schloß hinan zu steigen, allwo er auf die an Moog gerichtete Frage, was sie dann eigentlich wollten, Belehrung empfängt, sie wollten jetzt gleich in die Stadt hinunter und in Gesellschaft der Bürger an die elenden Begehrungen; von denen solle heute kein Knochen an ganzen Leibe ganz bleiben.

Der Professor redet hinaufwärts, der General von der Mauerzinne hernieder, wie dies in historischen Dramen geschieht.

Unser Professor, der einzige Held seines Memoires, weiß ins Innere des Schlosses zu gelangen und beschäftigt sich daselbst den lieben langen Tag von halb acht morgens bis zur eintretenden Dämmerung damit, in, irre ich nicht, neun, à la Livius und Tacitus wörtlich mitgeteilten großen und vielen anderen kleinen, schön stilisierten, politisch-gemüthlich und militärisch-strategisch angelegten Reden die im ganzen nicht unmanierlichen Leute zur Raison zu bringen. Zu gleichem Zwecke kauft er vom kleinen Wirt vor der Schloßbrücke dessen Fäßchen Branntwein, läßt es aber auslaufen, auf daß die ohnehin aufgeregten Bauern sich nicht auch noch befaufen möchten. Als die-

selben durch die längste und schönste Rede des Redners endlich zur Verzeihung gebracht, selben totzuschießen im Begriffe, zeigt er ihnen nach aufgerissener Weste die offene Brust. „Wollt ihr einen Hefen morden?“ ruft er aus, „schickt zu, hier stehe ich!“, worauf ein Verurthelter mit seiner Pike die drei schußfertig auf ihn angelegten Flinten zur Seite schlägt. Ufer Professor, ein zäher Schwabe, läßt sich's nicht verdrießen und fährt im Redehalten fort, stets bestrebt, sein Publikum vom Wahnsinn des vorhabenden Unternehmens zu überzeugen.

Als er gar wahrnimmt, daß der Pulverturm erbrochen worden und diese Menschen mit brennenden Pfeifen und nagelbeschlagenen Schuhen im Pulver herumhantieren, eilt er mit Todesverachtung zur Stelle und warnt aus technisch-wissenschaftlichen Gründen vor der drohenden Gefahr, indem das beobachtete Verfahren dazu führen werde, daß sie mit ihm und Stadt und Schloß in die Luft flögen, „worauf der lächste und wildeste der Leute, wegen mangelnder Schulbildung die Warnung nicht beachtend“, erwidert: „es werde ihnen die größte Belustigung sein, den Herrn Professor in ihrer Mitte die Lustfahrt teilen zu sehen“.

Letzterer fährt als Nutzenwendung des Memoires schließlich aus, daß sein Mut, seine Beharrlichkeit, seine Berebbarkeit Schlimmstes, das Eindringen in die Stadt abgewendet, den freiwilligen Abzug des wilden Haufens erzwengt, ferneren Zuzug ferngehalten und dergestalt Schloß, Stadt und Land gerettet habe.

Dürfe er, der Herr Professor, sich mit Menenius Agrippa vergleichen — seine, des Professors, Aufgabe sei bei weitem schwieriger und gefährlicher gewesen, als die des genannten Römers, wie auch aus der Kartätschentugel erhelle, die ihn tagsüber unterhalb des Knies getroffen, welche Wunde er jedoch im stillen mit Kommandeurbalsam und schnellmüßig sich zubereitet habender Scharpie verbunden, dergestalt er wieder habe gehen können.

Sonder Hassenpflugs Notiz blutige Satire auf Professoreneitelkeit — oder, wie schon aus den mitgetheilten bescheidenen Proben geschlossen werden könnte, unwillkürlicher, an Münchhausen erinnernder Humor — dieses Memoire. Und doch glaube ich, daß in seiner Antiqua ein paar beachtenswerte Wahrheitskörner für den künftigen verbesserten und vermehrten Dyker stecken.

## V.

Will vom politischen und strategischen Flugand absehen, auf welchem der verwegphantastische, von Franzosenhaß geirrte, vormalig vom Kriegsglück begünstigt gewesene Parteigänger, der fast achtzigjährige Oberst Emmerich zu Warburg sein Nachspiel zur durchgefallenen Dörnbergischen Tragödie in Szene gesetzt hat. Wir von diesem Nachspiel nichts lebendig, als was uns Harrer Bang gelegentlich erzählt hat.

General Moog von geheimen, seit Monaten wühlenden Emiffären, und von Emmerich selbst gedrängt, sich der in Aussicht stehenden neuen, aussichtsreicheren, weil allgemein deutsch-österreichischen Erhebung anzuschließen, in Erinnerung an den verunglückten 28. Dezember 1806 zweifelnd.

Da hat er, eines schwülen Nachmittags zu nachdenklicher Ruhe auf seiner Laibe\*) gelagert, eine Erscheinung gehabt. Am Wallen hängt seine Gardegrenadiermütze. Moog betrachtet dieselbe heute mit besonderer Schwermut, denkt seines lieben setuen Herrn und was all die nächsten Tage bringen können. Da sieht er, wie, ganz von selbst, die Gardegrenadiermütze sich herumdreht. Verwundert, denn es ist still, kein Luftzug streicht durch die offene Lule, reibt er die Augen: „hatt' ich schon geschlafen, hatt' ich

\*) Kammer im oberen Stod, Vorratskammer.

geträumt?“ Siehe, das alte Ding dreht sich zum zweitenmal! Hat's jetzt genau gesehen. Springt auf: „Mein, hätt' die Raß ihre Zungen da 'nein gemacht?“ Keine Raß, keine Zungen, und Moog legt sich wieder, scharf die Blechmütze im Auge. Und — sie dreht sich zum drittenmal!

Jetzt kennt er den Willen Gottes: „Na, wie der da oben will. Schurri!“\*)

Er gewinnt alte Kameraden. Man bewaffnet sich so gut es geht. Am angesagten Tag zunächst nach dem nahen Amtsstädtchen Wetter, Mannschaften da an sich zu ziehen. Braugend am Thorturm der französisch-westfälische Adler, der verabschiedete „Hoch“. Und hier das einzige, was sich vom persönlichen Eingreifen Moogs in den Emmerichschen Aufstand in mir verzeichnet findet.

„Weiter herbei!“ Unser General steigt hinauf, reißt das irische Wappewiech ab und mit dem Ruf:

„'rob mit dem Bug'l, he hot noch net ze Mor'u gesch . . .!“ schleudert er das Ungeheuer der jubelnden Menge vor die Füße.

Hierauf von Wetter nach Marburg gezogen und sich in der Nacht des 23. Juni im Unglücksjahre 1809 am traurigverunglückten Ueberfall der Stadt, wieder als ein Führer, beteiligt habe. Ich schließe das mehr aus den Folgen. Sein Heimatdorf Sterzhäusen andern Tags stark von Soldaten besetzt, eine Anzahl dajiger Verdächtiger verhaftet, nach Kassel zum Kriegsgericht geschleppt, einer derselben, der Bauer Martin, geschwind zum Tod verurteilt und auf dem „Forst“ erschossen.

Vor allen aber wird nach dem „General Moog“ gesucht, auf dessen Einbringung ein hoher Preis gesetzt ist. Der läßt sich so geschwind nicht fangen, hält sich eine Reihe von Wochen in der Nähe, zuweilen im Dorje selbst, hauptsächlich im Waldesbicht des Wollenbergs versteckt. Von Gemeindevolldienste verrichtenden Leuten wird ihm Nahrung gebracht.

Gleich anfangs in einer Regennacht hatte er im streng überwachten Dorje selbst, auf dem Berg\*\*) des reichen Bauers Günther Quartier gefunden. Wird verraten. Mitten in der Nacht, Samstag auf Sonntag, besetzen Soldaten den Hof. Als Moog von ferne Gewehre klirren hört, kriegt er durch ein schleunigst ausgebrochenes Gefach hinten hinaus. Zitternd vor Angst, denn er weiß den Fuchs im Bau, muß Günther der mit Stalllaternen beleuchteten Hausfuchung beizuholen, hat indeßsen Geistesgegenwart, auf die Frage des Offiziers, was es mit dem frischen Loch in der Wand für ein Bewandnis habe, gleichmüthig zu antworten, es wäre abends spät beim Neueinfahren ausgestoßen worden, hätte nicht mehr gemacht werden können.

Dem flüchtigen wird unnachlässig in der Umgebung nachgepärrt. Bei einer Aufsuchung des Wollenbergs durch Militär lauft er, harmlos auf einem Waldspfad daher schlendernd, dem die Streife kommandierenden, ein Eichhörnchen beobachtenden Hauptmann Hofmann von den Westfalen in die Arme. Der erschrickt, mehr als Moog, und ruft — er ist im Moment allein, — dem ihm von früher Wohlbekannten zu: „Um Gott, Mann, soll ich Euch den Franzosen vor die Gewehre liefern: Dort hinaus, Kerl!“

Es gelang dem Gehekten, sich bis nach der Körnernte zu verbergen. Jetzt seine stete Begleitung ein kleines braunes Dachshündchen. Sollte ihm zum Verderben reichen. Als das Getreide auf Heufeln — bleibt bei uns darauf bis weit in den Herbst — wagt er sich einft vom lang gestreckten Wollenberg herunter in die Nähe von Sterzhäusen, in so einer warmen Pyramide zu schlafen. Nun will das Unglück, daß gerade nach dieser Richtung abgesehen wird. Dicht am betreffenden Kornhaufen vorüber. Das wohl abgerichtete Hündchen mänschenstill. Als aber die Streife eine

\*) Das uralte heftige Hurra, noch zu meiner Zeit bei den Straßenkämpfen der Araber gebräuchlich.

\*\*) Zeitlicher Verstoßlag in der Scheuer neben der Tenne.

Strecke vorüber, schlägt es an und verrät damit den Versteck seines Herrn. Nach langer Jagd gefangen, wird Moog nach Kassel geschleppt.

Seltzam, daß sich das Andenken an diese kleinen Hergänge in Sterzhansen lebendig erhalten, während vom historischen Grund, von den Jahren 1806 und 1809 selbst, dort fast nichts mehr gesagt wird. Die Sach' vom General und Hauptmann übrigens — damals hieß es Kapitän — steht beglaubigt. Letzterer, ein naher Verwandter der aus Wetter stammenden Familie des erwähnten Seelenhirten von Kalbern-Sterzhansen, hat's nachher gern erzählt.

Das Latitieren Moogs hat ihm doch das Leben gerettet. Vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt, hat ihn der gutmütige König Jerome, von den vielen seitherigen Hinrichtungen mehr als gesättigt, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Gehörte im Kasseler Zuchthaus bald zu den sog. Sichern, denen gestattet war, Tags über bei Privaten um kleinen Lohn zu arbeiten. So durfte dann unser Held im Garten eines hochgestellten Hofherrn hannoverscher Abstammung sich nützlich machen. Letzterer hatte am besondernlichen Hesse'n sein Gefallen, sprach ihn öfter an, und sorgte daß er was Ordentliches zu essen bekam. Eben ist Moog mit Rasenlegen beschäftigt, als der Hochgestellte nach aufgehobener Tafel mit zahlreichen Gästen in den Garten hinabsteigt. Auf- und abwandelnd bleibt er mit einigen Damen vor der Riesengestalt des Generals stehen und erkundigt sich freundlich herablassend nach dessen Befinden.

„Im Zuchthaus? So, so, dero Gnaden! Kann nicht klagen. Aber lebenslänglich? Ein bißchen lang. Dero Gnaden. Und nun soll noch mein Güte'n verlanft werden? Ach Gott, ach Gott!“

„Nun, nun, mein lieber Mann,“ nickt der vornehme Herr, „Seine Majestät hat ihm bereits in Gnaden das Leben geschenkt, und Allerhöchstdessen unendliche Herzengüte läßt noch viel erhoffen. Seid getroßt, Alter, da nehmt das und seht ruht auch einmal: „Seine Majestät, unser allergnädigster König soll leben Hoch!“

Und unser General- und Spezialhesse steckt fürsichtig den gereichten Thaler in die Kippe,\*) räuspert sich, setzt sich in Positur, indes sich ein Kreis um die Gruppe gebildet hat und ruft mit seiner allerkräftigsten hessen-kasselschen Korporal- resp. Generalstimme:

„Seine königliche Hoheit unser allergnädigster Kurfürst soll leben Hoch!“

Ich sage weiter nichts.

Nach der Leipziger Schlacht durfte Moog schon nach Haus gehen, wann er noch eins gehabt hätte. Dagegen erhob ihn, wie bemerkt, die Gemeinde Sterzhansen zu dem, seinen Mann schon währenden Posten eines Flur- und Waldschützen. Und bis an sein Lebensende hat er den ihm allerhöchsten Ortes verwilligten Gnadengehalt von Ein Reichsthaler monatlich bezogen.

\*) Heißlich: Tasche im Unterleib.





## Ein neues Buch von Professor Wilhelm Lübke.

„Kunstwerke und Künstler“ ist dasselbe betitelt und als dritte Sammlung vermischter Aufsätze jüngst bei S. Schottländer in Breslau erschienen.

Das Publikum ist so gewöhnt an die große Fruchtbarkeit dieses Autors, daß es jede neue Gabe, die er bietet, als selbstverständlich hinnimmt, wie den reichen Segen eines Fruchtbaums. Es ist gewohnt, in kurzen Pausen neue Auflagen der mannigfachen Handbücher Lübkes zu erhalten, in welche die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Kunstgeschichte hincinverarbeitet sind.

Aber diese Handbücher, welche den Ruhm des Verfassers begründet und mit ihrer auziehenden, abgerundeten Form für sich selbst und damit auch für die Kunst und deren Studium ein so großes Publikum erobert haben, sie bilden heutzutage, zumal manchen davon eine Konkurrenz erwachsen ist, keineswegs mehr die beachtenswertesten Erzeugnisse des auf eine lange Laufbahn zurückblickenden berühmten Kunsthistorikers. Die knappen Raumverhältnisse dieser Bücher, gebieterisch bedingt durch die knapp zugemessene Zeit des so vielfältig in Anspruch genommenen Lesers und nicht minder durch buchhändlerische Erfordernisse, gestatten es nicht, von den unermehlichen Schätzen der neueren Forschung auch nur in einigermaßen eingehender Weise Kenntnis zu geben. Eine allgemeine Charakterisierung, ein kurzer Hinweis und öfter sogar eine bloße Anführung müssen genügen.

Ein Gelehrter aber, der wie Lübke ein Leben voll Arbeit hindurch auf seinen eigenen Werken wie auf Stufen zu einem hohen Standpunkte der Erkenntnis emporgestiegen ist und nun mit dem weiten Umkreis des Blickes eine seltene Einzelkenntnis verbindet, der hat mehr, hat Wichtigeres zu sagen, als was in den Rahmen eines populären Handbuchs hineingeht. Wir begrüßen daher mit besonderer Freude diese Sammlung von Aufsätzen, da sie sich dem Charakter von Monographien nähern.

Sie behandeln die verschiedensten Themata und beweisen, wie der Verfasser auf dem ganzen ungeheuren Gebiete der Kunstgeschichte, in allen Ländern und Zeitaltern heimisch ist. Zu allen den Hauptfragen und epochemachenden Entdeckungen, welche Künstler, Kunstgelehrte und Kunstfreunde in den letzten Jahrzehnten beschäftigten, hat er deshalb Stellung zu nehmen gewußt und ein gewichtiges Wort mitgesprochen.

Der größte Teil des vorliegenden Buches besteht aus Aufsätzen, die auf diese Weise entstanden sind. Es befinden sich darunter nicht wenige, welche nicht nur das Interesse des Fachgelehrten beanspruchen dürfen, sondern auch sich eignen, unter das Gemeingut der Gebildeten aufgenommen zu werden.

Die Reihe beginnt mit einer, dem Meister der Altertums-Entdecker, „Heinrich Schlicmann“ gewidmeten Schilderung. Wir lernen dessen Persönlichkeit kennen, seinen

seltsamen Lebenslauf, und erhalten eingehende, von Zeichnungen unterstützte Kunde von seinen wunderbaren Entdeckungen. Es folgt sodann ein Bericht über „Die Odysscebilder“, jene Wandgemälde, welche im Jahre 1847 am Esquilin aufgedeckt wurden, durch die wir in den Besitz eines bedeutenden Beispiels vorpompejanischer Malerei, entsprechend den Audeutungen des Vitruv, gelangt sind.

Der dritte Aufsatz betitelt sich: „Die Reliefs von Gjölbafski“ und behandelt die Aufsendung österreichischer archäologischer Expeditionen nach Karien und Lykien, welche durch die Auffindung eines Heroons mit reichem Reliefschmuck belohnt wurde. Der zuvor fast ärmlich zu nennende Bestand der Wiener Sammlungen an antiken Skulpturen erhielt dadurch einen Zuwachs von ungewöhnlichem Wert.

An vierter Stelle erscheint die Besprechung der im Jahre 1873 zu „Tanagra“ in Boiotien gemachten Funde, jener reizenden bemalten Figürchen, welche uns über die Frage der griechischen Polychromie neue erschütete Aufschlüsse gebracht haben.

Die nächste Abhandlung unseres Buches beschäftigt sich sodann mit der völlig unerwarteten, bedeutsamen Entdeckung des Grafen Melchior de Vogüé, der in „Zentral-Syrien“ auf einem Flächenraum von dreißig bis vierzig Quadratmeilen die wohlerhaltenen Ueberreste von über hundert Städten und kleineren Ortschaften antraf, welche einstens in den ersten Jahrhunderten des Christentums von Bekennern desselben erbaut wurden. Vor den fanatischen Horden der Mohammedaner flüchteten sich ihre Bewohner, um nie wiederzukehren, und, da auch jene sich nicht hehast niederließen, verödete das Land. Das massive Baumaterial aber widerstand der großen Hauptsache nach der Zerströbrungsarbeit der Zeit. So macht es den Eindruck, als durchwandle man Städte, die plötzlich versunken und dann wieder ausgegraben worden seien. Lübke gab daher auch seiner Darlegung die Ueberschrift: „Ein Pompeji der altchristlichen Zeit.“)

Der historischen Reihenfolge gemäß, die der Verfasser in seinem Buche im allgemeinen festhält, folgen nun Abhandlungen, welche das Mittelalter betreffen, oder um es genauer zu sagen, mit betreffen. Die Mehrzahl derselben befaßt sich nämlich mit jener so besonders anregenden Epoche des Uebergangs vom Mittelalter zur Renaissance.

Wir haben es hier nicht nur, wie bisher, mit trefflich zu einem Ganzen geformten Auszügen aus fremden Werken, verbunden mit klaren Kritiken zu thun; es finden sich darunter auch ganz selbständige Forschungen und Aufsätze, bei welchen die große Perspektive, über welche der Autor verfügt, zur vollen Geltung kommen konnte. Das letztere gilt namentlich für die Abhandlung „Die Künste und der Kaufmann“, in welcher er, an Schillers bekanntes Distichon:

„Euch, ihr Götter, gehöret der Kaufmann; Güter zu suchen  
Geht er, doch an sein Schiff knüpset das Gute sich an“ —

erinnernd, als Endergebnis seiner von Thatsachen gesättigten historischen Betrachtung den Satz aufstellen konnte, daß „jenes Gute auch das Schöne sei.“

Mit ansprechendem Humor erzählt uns Lübke in dem Abschnitt „Alte Kunstwerke in Tyrol“ seine Fahrten und Gänge nach alten Kunstwerken und sein Ausstreifen an die moderne Reisewelt, die sich mit einem geschwinden Abbädefern dieses an heimeligen Reizen so reichen Landes begnügt.

Mit hohem Schwung der Begeisterung behandelt er dagegen jenes Thema, dem mau, was auch immer eine kühle Reflexion und geschichtsforschender Fleiß zum Verständnis beitragen mag, nur auf diese Weise ganz gerecht werden kann: Die Betrachtung der Brüder „Hubert und Jan van Eyck“ und ihrer Kunst. Das Haupt-

\*) Der dänische Bizekonsul in Weimar, Herr Louwbed, hat in häufig wiederholten Besuchen diese Ruinen besonders eingehend studiert und auf unsere Bitte sich bereit erklärt, in der „Allgemeinen konstvervalthven Monatschrift“ darüber zu berichten. Die Redaktion.

werk derselben, der herrliche, großartige Genter Altar, gehört ja zu den Marksteinen der Kunstgeschichte.

Demnächst begegnen wir einer Darlegung der neuesten archivalischen Forschungen über „Lionardo da Vinci“. Dieselben ergänzen, indem sie dessen bisher nicht so hoch angeschlagene architektonische Thätigkeit enthüllen, das geistige Bild dieses vielseitigen Genies und schmücken es mit neuen Ruhmestranzen.

In den „Schongauer-Studien“ untersucht der Verfasser mit großer Sorgfalt die Hypothesen und Beweisführungen, welche über diesen, für die damalige deutsche Kunst so wichtigen Meister in jüngster Zeit litterarisch ausgegeben worden sind.

Die Erörterung über „Albrecht Dürers Handzeichnungen“ wurde angeregt durch jene in rascher Folge veröffentlichten Brachtwerke, welche mit Hilfe der gereiften Phototypie zum erstenmal in wirklichen Facsimiles das zeichnerische Können unseres großen Meisters dem allgemeinen Publikum vor Augen führen.

Ein „Mausoleum des Mittelalters“ ist zwar der nächste Artikel überschrieben, allein auch hier handelt es sich um Werke, bei welchen die in Auflösung begriffene Gotik zwar nochmals all ihre Reize zu entsalten sucht, die aber doch schon stark den Hauch der Renaissance verspüren lassen. Wir meinen die Monumente von Vrou, einem Vorort der kleinen Stadt Bourg le Vresse, welche zwischen Lyon und Besançon gelegen ist. Dieselben sind eine Schöpfung der durch ihr tragisches Schicksal wie durch ihre Seelengröße berühmten Tochter Margaretha des Kaisers Maximilian und der Maria von Burgund. Als Kind verlobt, als Jungfrau aus Staatsgründen verschmäht, darauf anderweitig vermählt und in wenigen Jahren zweimal Witwe geworden, widmete sie sich ungebeugt als Regentin der Verwaltung der Niederlande und der Erziehung ihres Neffen. In Vrou aber errichtete sie, in Erfüllung eines Gelübdes ihrer Schwiegermutter, der Margarethe von Bourbon, ein Kloster, um in dessen Kirche das prachtvolle Grabmal jener Fürstin, dasjenige ihres zweiten Gemahls und ihr eigenes aufzustellen.

Die nächstfolgende Betrachtung gilt den „ursprünglichen Entwürfen von St. Peter in Rom“, welche erst neuerdings durch Baron Heinrich von Seymüllers Bemühungen aus den Handzeichnungen der Offizien ans Licht gezogen und zu einer abermaligen Untersuchung über die Entstehungsgeschichte jenes gewaltigsten Werkes der Renaissance verwandt wurden.

In dem Artikel „Matthias Gerungs Apokalypse“ erhalten wir nähere Nachricht von einem bisher wenig bekannten, aber künstlerisch hervorragenden deutschen Renaissance-Meister erwähnten Namens. In Lauingen an der Donau geboren und somit Unterthan des Pfalzgrafen Otheinrich, erhielt er von diesem kunnstsinnigen Fürsten den Auftrag, eine deutsche Uebersetzung des Neuen Testaments mit Miniaturen zu illustrieren. Es ist dies jener berühmte Kodex, der allein bei der Vererbung Heidelbergs durch Tilly dem Schicksal der Romfahrt entging und jetzt in Gotha sich befindet.

Wie in dieser Arbeit, so noch mehr in dem folgenden Bericht über seine „Babische Wanderungen“ verrät sich der neue Lehr- und Wohnsitz des Verfassers: Karlsrube; Offenburg und Gengenbach haben die Ehre seines Besuchs erfahren und sich, so kleine Orte sie sind, dessen würdig gezeigt. Dem allbewanderten, scharfschauenden Kunsthistoriker lieferten sie ein von der Forschung noch unverwertetes, gar nicht unwichtiges Material.

Mit einem großen Sprung versetzt uns Lübke sodann aus dem idyllischen Gebiete deutschen Kleinbürgerthums in die klassischen Gefilde am südlichen Fuß der Alpen. Er führt uns zu einem der stolzeften, zauberhaft ausgeschmückten Sommerhüser der venetianischen Aristokratie, zu der Villa, welche die in hohen Aemtern stehenden Brüder Barbaro durch Palladio erbauen, durch P. Veronese ausmalen ließen. Dieses Juwel der Renaissance, unter dem Namen „Villa Masèr“ bekannt, war bis 1866 so gut wie verschollen. Der Verfasser unterläßt nicht, in dichterisch entzückter Sprache von

der herrlichen Natur, durch welche ihn seine Straße führte, eine Schilderung zu entwerfen.

Der Aufenthalt in jenen Gegenden gab ihm auch Veranlassung, das alte „Aquila“ aufzusuchen und eine Studie über das kunsthistorisch interessante Problem, welches dessen „Dom“ darbietet, anzustellen.

Die folgende Abhandlung versetzt uns wieder diesseits der Alpen; sie betrifft „Die reiche Kapelle in München“ und das Prachtwerk von Zettler,ENZLER und Stockbauer, das ihre köstlichen Schätze in farbiger Abbildung in ihrer ganzen Wirkung widerzuspiegeln unternimmt.

Dann geht es in die Niederlande. Zur Feier des dreihundertjährigen Geburtstages von „Peter Paul Rubens“ im Jahre 1877 entrichtete selbstverständlich auch unser Verfasser seinen Tribut. Besonderen Anlaß, sich mit dem großen Malerfürsten wieder eingehender zu beschäftigen, boten indes auch die neuen Darstellungen, die auf Grund archivalischer Quellen von Landsleuten des Rubens und von deutschen Gelehrten unternommen wurden, sowie ferner der Streit um die bekannte Berliner Erwerbung.

Natürlich hatte die Durchstöberung der Archive auch für „Rembrandt van Ryn“ eine Rekonstruktion zur Folge. Ja der letztere ist heutzutage, da die moderne Malerei eine Wahlverwandtschaft mit ihm empfindet, fast geschätzter, als der Flämänder. Auch der betreffende Aufsatz Lübkes ist mit besonderer Wärme geschrieben.

Mit dem Artikel: „Zwei deutsche Schlösser“ tritt unser Schriftsteller an die Architektur des Barockstiles und des Rokoko heran, derselben die gebührenden Verdienste nicht vorenthaltend. Es sind die großen Werke von Seibel und Dohme über die Schlösser von München und Berlin, die ja zum großen Teil dieser Periode angehören, welche seine Feder in Bewegung gesetzt haben.

Die Verkündigung und Beschreibung eines neuentdeckten Sternes am Himmel des deutschen Kunstgewerbes, des „Anton Eisenhoit aus Warburg“, beschließt die Gruppe der der Kunst vergangener Jahrhunderte gewidmeten Artikelreihe.

Wie so viele Tausende fühlte sich aber auch der Verfasser angezogen, jenen eigentümlichen künstlerischen Nachhall, welchen die frühere Zeit in den von „König Ludwig II. von Bayern“ hervorgerufenen Kunstschöpfungen gefunden hat, selbst zu vernehmen, und er hat uns seine Meinung über den unglücklichen Fürsten und seine Stellung zur Kunst mit aller Entschiedenheit dargelegt. Er beklagt die große Vernachlässigung, welche die Kunst in Bayern durch dessen Abirrungen erlitten, und betont die Notwendigkeit, Vorkehrungen zu treffen, um München seinen Rang als Kunststadt zu bewahren. Er fordert zu diesem Zweck eine größere Dotierung der Kunstsammlungen, Inventarisierung und Erhaltung der alten Denkmäler, eine weitere Professur der Kunstgeschichte an der Universität in München und die Stellung monumentaler Aufgaben von Seiten des Staates.

In den „Aphorismen“ und in dem Aufsatz: „Der Realismus und die monumentale Kunst“, womit das Buch abschließt, kommt Lübke auf die moderne Kunst im allgemeinen zu sprechen. Wehmütigen Herzens erkennt er ein Herabsinken derselben von ihrer früheren Höhe. Er beschuldigt sie des Hanges zur nackten Prosa der Wirklichkeit, zum Naturalistisch-Photographischen, ja garabazu zum Trivialen und Häßlichen. Es fällt ihm zwar nicht schwer, diese Erscheinung zu erklären, und er steht nicht an, ihr in kulturhistorischer Beziehung selbst eine gewisse Berechtigung einzuräumen, aber er verlangt zugleich auch nach Abhilfe, die er in der Förderung der monumentalen Kunst erblickt. Wir können uns in diesem Punkte mit voller Zustimmung ihm anschließen, während wir der für Bayern vorgeschlagenen viel reicheren Dotierung der Museen nicht so unbedingt beitreten möchten. Wir haben dabei allerdings bloß die für moderne Werke bestimmten Museen im Auge.

Das endlose rasche Weiterwachsen dieser letzteren hat, wir sagen es offen, für uns

etwas Bedrängendes. Eine solche dichte Zusammendrängung der verschiedenartigsten Kunstwerke, so manche Vorteile sie auch sonst bieten mag, läuft doch der eigentlichen Natur und dem Zweck der Kunst zuwider. Von einer einheitlichen Stimmung, die ein Kunstwerk im Beschauer erwecken soll, die es aber nur dann hervorbringen vermag, wenn es mit seiner Umgebung sich in Harmonie befindet, davon kann in einem solchen Museum nicht mehr die Rede sein. —

Ein großer Dienst würde auch nach unserem Ermessen der Kunst unserer Zeit geleistet werden, wenn es gelänge, die Massenproduktion einzuschränken. Wenn sich die vielen, zum Teil technisch recht geschickten Leute, die aber doch keinen wirklichen Beruf zur Kunst besitzen, aus ihren Hallen entfernen würden, so verschwände viele Prosa damit, und die Ueberbleibenden würden in der gereinigten Atmosphäre leichter, unbeirrter ihr Werk verfolgen können. Es ließe sich vielleicht in dieser Hinsicht manches erreichen, wenn die Pforten zu den Kunstbildungsanstalten und zu den Meisterateliers etwas schwieriger passierbar gemacht würden. —

Wir haben, die eben angestellte Betrachtung ausgenommen, in dem Vorstehenden nur ein Referat über den Inhalt des Lübke'schen Buches gegeben, aus dem der große Reichtum desselben ersichtlich wird; wollten wir uns auf nähere Untersuchung und kritische Beleuchtung der einzelnen Themata und der darüber geäußerten Ansichten des nähern einlassen, so müßten wir eine Broschüre schreiben.

Die Vortrefflichkeit der Darstellung brauchen wir kaum nochmals zu betonen, sie ist ja altbewährt. Wie man auf einem rasch aber ebenmäßig fließenden Strome in einem gutgebauten Rachen dahinfährt, so fühlt man sich von den wohlklingenden Perioden des Verfassers dahingetragen und merkt die schwierigen Stellen kaum, über die er uns hinauf führt. Wenn sich dabei zuweilen vielleicht die Empfindung einer gewissen Gleichförmigkeit in der Behandlung einstellt, so dürfte dies einem Ueberströmen der Bewunderung auch bei Gegenständen von bedingter Güte zuzuschreiben sein. Die Begeisterung hat da eben den Verfasser zu Ausdrücken fortgerissen, welche dann bei der Charakterisierung von Werken ersten Ranges von ihm nicht mehr entsprechend überboten werden können.

Für eine zweite Auflage des Buches hätten wir den Wunsch nach Vermehrung von Belegstellen für die vielen Hinweise und Andeutungen, welche im Texte eingestreut sind; auch die Beschaffung weiterer Illustrationen würde den Wert und Nutzen dieses schönen Wertes wesentlich erhöhen.

B. F. Krell.



## Don Metz bis Montargis.

Friedliche Erinnerungen aus der Kriegszeit.

Von

Generalmajor **W. von Sagen.**

Der 2. November 1870 war für diejenigen Truppen, welche viele Wochen lang vor Metz gestanden, d. h. zur Zernierungsarmee unter Prinz Friedrich Karl gehört hatten, ein Tag der Erlösung. Wer von uns, die wir an diesem Tage durch das südliche Thor der Festung marschierten, atmete nicht froh auf, als die Wälle, die Kathedrale und endlich auch der die ganze Umgebung beherrschende St. Lucien nach und nach unseren Blicken entschwanden!

Es war ein herrlicher Tag. Endlich schien einmal wieder die Sonne hell und klar am Himmel, nachdem sie sich wochenlang hinter Sturm und Regenwetter verborgen gehalten hatte. Fröhlich zogen wir unsere Straße den ersten Marschquartieren entgegen.

Die Augen erquicken sich daran, einmal etwas anderes zu sehen, als die zerstörten Dörfer und Meierhöfe, die baumlosen Chaussees der Nordfront. So weit meine Beobachtung reichte, schien diese Seite weit weniger von den Schrecken des Krieges mitgenommen worden zu sein, als jene, wenigstens sah ich hier keine von den Einwohnern vollständig verlassene, ausgebrannte und in Ruinen liegende Ortschaften.

Auf dem Marsche trafen wir mehrfach mit alten und jungen französischen Soldaten zusammen, die, bei der Bazainischen Armee gestanden, unnmehr als invalid nach ihrer Heimat entlassen worden waren. Ich sprach mehrere derselben an. Was sie mir sagten, war mehr oder weniger immer eine Variation desselben Themas: „Nous sommes trahis! Le maréchal et les généraux ils sont tous trahres!“ Nach alter Tradition ist eben in Frankreich jeder General, der keine Erfolge hat, ein ausgegebener, verlorener Mann. Augenscheinlich war das Vertrauen zu den Führern vollständig geschwunden.

Nach einem ziemlich beschwerlichen Marsche von 3½ Meilen — die Leute waren des anhaltenden Marschierens entwöhnt und, da je zwei Mann eine wollene Decke abwechselnd zu tragen hatten, auch schwer belastet — erreichten wir endlich unser Tagesziel, Coin sur Seille. Während der Einschließung von Metz hatte sich hier selbst eine Station der Telegraphenlinie befinden, welche bekanntlich den ganzen Zernierungsranon umspannte. Souach hatte Coin s. E. jedenfalls auf der südlichsten Grenze jenes Rayons gelegen.

Ich erhielt mein Quartier in einem stattlichen Schlosse, das viel versprach, jedoch wenig hielt. Die Besizerin desselben, eine Madame de Wendel, ein Name, der auf echt germanische Abstammung schließen ließ, schien ihren Stammesbrüdern doch nicht ganz getraut zu haben, denn bei Annäherung der Deutschen war sie über Hals und Kopf geflüchtet. Daß eine alleinstehende Dame — Madame de Wendel wurde mir als Witwe bezeichnet — dem Värm und den Gefahren des Krieges aus dem Wege geht, ist ja erklärlich. Ein solches Besitztum aber ohne alle Aussicht im Stich zu lassen, das ist denn doch mehr als unvorsichtig. Nach der mir gewordenen Versicherung war dies aber geschehen, und keinesfalls habe ich einen Vertreter der Schloßherrin ermitteln können. Um so mehr war es zu verwundern, daß das Schloß, so wüst und unordentlich es in demselben auch ansehnen mußte, doch noch in solcher Verfassung war, wie ich es vorfand. Als ich dasselbe betrat, waren alle Thüren offen und gewährten freien Zutritt zu einer Reihe höchst elegant eingerichteter Zimmer, die jedoch sämtlich den Eindruck machten, als wenn hier demnächst eine Möbelauktion stattfinden sollte. Seit langer Zeit schien sich weder ein Wesen noch ein Lichtstrahl in diese Räume verirrt zu haben. Zu den unteren, mehr zu wirtschaftlichen Zwecken bestimmten Räumen herrschte aber geradezu eine ekelhafte Schmutzerei. Hier Ordnung zu schaffen fühlte ich mich bei meinem kurzen Aufenthalt nicht berufen. So wird es meinen Vorgängern im Quartier auch ergangen sein. Da kein Vertreter, nicht einmal ein dienender Geist der Schloßherrschafft vorhanden war, so mußte sich jeder selber helfen, so gut es eben gehen wollte. Wenn unter solchen Verhältnissen die Ortseingewohnten von dem ja gewissermaßen herrrenlosen Gut gar nichts beiseite geschafft haben sollten — man konnte ja alles auf die deutsche Einquartierung schieben —, so würde solche Ehrlichkeit die höchste Anerkennung verdienen.

Die hieraus zu ziehende Lehre ist sehr einfach. Niemand verlasse im Kriege, vorausgesetzt, daß nicht plündernde und mordende Horden wie zur Hunnenzeit über das Land hereinbrechen, seine Heimstätte. Bei einigermaßen verständigen und taktvollem Verhalten der Quartiergeber wird jeder Offizier alle nur möglichen Rücksichten nehmen und doppelt rücksichtsvoll sein, wenn eine Frau im Hause ist. Ist aber jemand durch irgend welche Ursachen gezwungen, sein Besitztum zu verlassen, dann lasse er wenigstens einen zuverlässigen Vertreter zurück, der im Hause wohnt und die Interessen der Herrschafft wahrnimmt. Jedenfalls ist im Kriege immer und unter allen Umständen hinreichende Zeit vorhanden, um für einen dergleichen Fall die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Wer aber über Hals und Kopf flüchtet und sein Besitztum ohne Schutz im Stich läßt, der darf sich bei seiner Rückkehr über nichts wundern. Daß in den allermeisten Fällen das zuerst angerathene Verfahren, d. h. hübsch zu Hause zu bleiben und nicht auszureißen, das richtige ist, dafür sprechen vielfache von mir gemachte Erfahrungen.

So wenig behaglich nur der Aufenthalt in den weiten und verlassenenen Räumen des Schlosses war, so sehr erfreute ich mich an dem schönen und gutgehaltenen Parke, der, hinter den herrschaftlichen Gebäuden liegend, sich bis an die Gänge erstreckte. Zu einem längeren Aufenthalte im Freien war jedoch das schon recht herbstliche Wetter nicht einladend genug, und bei den bereits herrschenden kühlen Abenden hatte ich Vorsoige getroffen, daß bei meiner Rückkehr in meinem Zimmer ein Kaminfeuer brannte.

Am französischen Kamin, wenn das müde Auge dem Spiele der flackernden Flamme folgt, mag sich ja süß träumen lassen, für die Prosa, für das praktische Bedürfnis des Lebens ist er jedoch, sobald das Thermometer unter Null sinkt, sicher nicht geeignet. Trotzdem herrscht in Frankreich der Kamin vor, und in den meisten Häusern ist nur der Speiseaal mit einem Ofen ausgestattet. Ich möchte denselben, und namentlich den deutschen Kachelofen, als einen guten Freund bezeichnen, der allezeit gleichmäßige Wärme spendet, während die französische Cheminée einer launigen Geliebten gleicht, die ihrem Anbeter nur die Wahl läßt zwischen Glühbige und kühler Entfagung. Bei ordentlicher Kälte, wie wir sie im Dezember an der Loire hatten, ist man an französischen

Kamin nicht viel besser daran, wie am Bivakfeuer. Der demselben zugewandte Teil des Körpers röstet, wie am Spieß gebraten, während einem auf der Schattenseite wahrhaft gletscherhaft zu Mute ist.

Besser bewähren sich die französischen Betten. Sie sind so breit, daß auch ein schwer Träumender im unruhigen Schlafe sich nach allen Seiten der Windrose herumwerfen darf, ohne der Gefahr des Herausfallens ausgesetzt zu sein. Die Matten, auf Stahlbretterunterlagen ruhend, lassen meist nichts zu wünschen übrig und die Steppdecke nebst Federdecke erwärmen ausreichend, ohne in Schweiß zu versetzen. Statt des unpraktischen Keilkissens hat man am Kopfende ein rundes Polster, dem ein oder zwei Federkissen hinzugesetzt sind, und am entgegengesetzten Ende, um die ausgestreckten Füße nicht mit der Bettstelle in direkte Berührung zu bringen, befindet sich ebenfalls ein rundes Polster. Darüber wölbt sich ein Himmel, dessen Vorhänge, in vornehmen Häusern oft von kostbaren Stoffen, gleich tiefhängenden Wolken das frühe Tageslicht von dem müden Schläfer abhalten.

Als in meinem Kamin die Flammen immer kleiner wurden und gleich Irlichtern in bläulicher Färbung zu tanzen begannen, da nahm auch mich eine der beschriebenen Schlaf- und Ruhestätten an.

Am anderen Morgen ward der Marsch weiter fortgesetzt. Unser Tagesziel war Wlenod, etwas über eine Viertelstunde südlich von Pont à Mousson, am linken Ufer der Mosel gelegen. Wenn ich sage unser Ziel, so ward allerdings an diesem Tage das ganze Regiment in diesem Marschquartier vereinigt. Das gehörte jedoch zu den seltenen Ausnahmen. In der Regel hatte das Regiment mehrere Ortschaften zu belegen, ja selbst die Bataillone blieben nicht immer geschlossen beieinander, namentlich nicht das Füsilier-Bataillon. Dasselbe erhielt, wie ich hier gleich bemerken will, den wenig bedeutenswerten Auftrag, die sogenannte erste Trainstaffel — ich werde später ausführlich auf dieselbe zurückkommen und dann die nötigen Erläuterungen geben — zu geleiten und zu sichern. Da die Trainstaffel namentlich im Anfang bis auf Tagesmarschweite hinter uns zurückblieb, so verlor ich das Bataillon für eine Reihe von Tagen aus dem Gesichte und erst in der Gegend von Tonnerre trat es wiederum unter meinen direkten Befehl.

Solch ein Auseinanderlegen der Truppen geschah zunächst im eigensten Interesse derselben, um die Verpflegung durch die Wirte zu erleichtern und ihnen eine bessere Unterkunft zu gewähren. So lange wir den Feind nicht in der Nähe hatten, lag darin auch durchaus keine Gefahr. Trotz alledem hätte man allerdings die geschlossenen taktischen Körper noch mehr vereinen können, wären nicht noch anderweitige Rücksichten zu nehmen gewesen. Die Infanterie, als die selbständigste der Waffen, ist in der glücklichen Lage, in jedem Terrain, wo es auch immer sei, fechten zu können und dem entsprechend auch im Stande, sich überall selbst zu sichern. Dies ist im minderen Maße bei der Kavallerie und noch weniger bei der Artillerie der Fall, welche letztere sowohl während des Marsches, wie auch im Quartier des Zanges bedarf. In solcher Lage befinden sich selbstverständlich erst recht die Truppentrains und alle diejenigen Formationen, welche nicht zum Schlagen bestimmt sind, mögen sie nun, wie die Sanitäts-Detachements, bei der Armee verbleiben, oder, wie die verschiedenen Kolonnen, hinter derselben folgen. Was also, eines solchen Schutzes bedürftend, mit der Armee marschiert, darf weder auf dem Marsche, noch im Quartier sich selbst überlassen bleiben. Daß ein Detachement, aus gemischten Waffen bestehend, vorausgesetzt, daß das Terrain deren entsprechende Verwendung gestattet, mehr Aktionsfreiheit besitzt, als sie die Infanterie, lediglich auf sich selbst angewiesen, haben würde, ist selbstverständlich. Das ist also ebenfalls ein Moment, welches auf Kriegsmärschen, je nach der Nähe des Feindes mehr oder weniger, für die Zusammenfügung der Marschkolonnen, resp. für die Belegung der Ortschaften bestimmend sein wird.

Den vorstehenden Andeutungen entsprechend hatte sonach das Regiment, sowohl



auf dem Marsche wie in den Quartieren, stets noch Abteilungen anderer Waffen und zum Train gehörige Formationen bei sich. Es standen daher am 3. November morgens auf dem Rendezvous bei Coin s. E. an der Straße nach Pont à Mousson nicht nur die drei Bataillone des Regiments, sondern auch noch zwei Batterien, eine Pionier-Kompanie und ein Sanitäts-Detachement zum Abmarsch bereit. Bei dem zahlreichen Truppentrain entwickelte sich hieraus eine Marschkolonie, die wohl eine halbe Stunde Weges betragen mochte.

Anfangs dem vielfach gewundenen Laufe der Seille folgend, wandten wir uns dann nach Westen, um das Moselthal zu erreichen. Bei dieser veränderten Marschrichtung kam es leider vor, daß Kreuzungen mit anderen Marschkolonnen stattfanden. Wer dergleichen Stodungen während des Marsches aus Erfahrung kennt, der weiß, wie störend und ermüdend sie sind.

Als wir endlich zu unserer Linken den Mousson, einen terrassenförmig emporsteigenden, mit Nebeln besetzten Berg, auftauchen sahen, durften wir hoffen, bald am Ziele zu sein. Jener Berg, auf dessen plateauartigem Rücken ein Dorf gelegen und die Trümmer einer Burg aus feudaler Zeit noch sichtbar sind, liegt auf dem rechten Moselufer, Pont à Mousson gerade gegenüber, und beherrscht die ganze Umgebung. Hätten uns von dort feindliche Geschütze begrüßt, so würde es uns sicher schwer geworden sein, den Moselübergang zu gewinnen. So erreichten wir aber ungesährdet die alte steinerne „Moselbrüd“, welche einst Pont à Mousson den Namen gegeben hat, und damit die jenseits liegende eigentliche Stadt. Dieselbe, vielleicht 8000 Einwohner zählend, machte einen freundlichen Eindruck und war mit Stappentruppen der Landwehr besetzt. Wir gewannen nunmehr die von Metz nach Toul, resp. nach Nancy führende große Straße, und nach einem weiteren Marsche von etwa einer halben Stunde lag endlich das Tagesziel, Menod le Pont à Mousson, vor uns.

Wir ward das Glück zu teil, bei einfachen, aber liebenswürdigen Menschen Quartier zu erhalten. Mein Wirt, der Maire des Ortes, teilte mir mit, daß seit drei Monaten sein Haus nur selten von Einquartierung frei gewesen sei. Trotzdem wurde ich so freundlich aufgenommen, wie ich es im gesegneten Thüringen zur Zeit des Manövers auch nicht anders erwarten durfte. Weder Monsieur noch seine Frau, noch überhaupt irgend jemand im Hause, verstand ein Wort deutsch. Wir waren jetzt im Departement der Meurthe, zwar noch immer im alten Lothringen, das sich bis jenseits der Maas erstreckte; es dürfte jedoch dort, vielleicht abgesehen von den Städten, das deutsche Idiom wohl niemals festen Fuß gefaßt haben. Kurz, die Bevölkerung machte den Eindruck alt-französischer Abstammung.

Nach meinen auch noch in späterer Zeit gemachten Erfahrungen ist mit den Vollblut-franzosen leichter und besser fertig zu werden, als mit demjenigen Teil der Bevölkerung, welcher aus einer Mischung germanischer und gallischer Elemente besteht, eine Mischung, die auch schon in der Sprache sich kenntlich macht. Diese Erfahrung machte ich wiederum drei Jahre später, als ich, nach Aufhebung der Okkupation, von Toul nach Saarlouis durch das wieder deutsch gewordene Lothringen marschierte, und sie ward mir von den dort angestellten deutschen Beamten bestätigt. Dieselben sprachen sich über das Verhalten der Bevölkerung in den Ortschaften dicht an der Grenze, wo nur das französische Idiom herrschte, im allgemeinen sehr bescriedigt aus, während das Urtheil in den Distrikten mit gemischter Bevölkerung, wo ein ebenso schlechtes Deutsch wie Französisch gesprochen wurde, viel weniger günstig lautete. Es ist, als wenn hier die Schatten-seiten beider Rassen zur Geltung kämen.

Die Franzosen, deren Liebenswürdigkeit im Verkehr ja außer aller Frage steht, sind schon ihrem Temperamente nach und da sie niemals durch eine rechte Schule ernster Zucht hindurch gegangen, schwer zu leiten. Zum Ungehorsam geneigt, sind sie namentlich dann unregierbar, wenn irgendwo ein Beispiel des Widerstandes erfolgreich gewesen ist. Das ändert sich jedoch sofort, sobald eine Regierung, sich ihres Zieles

bewußt, die Zügel in festen Händen hält. Kurz, der Franzose ist unter Umständen ein großer Verehrer der Autorität und unterwirft sich ihr namentlich dann ohne Schwierigkeiten, wenn sie zwar fest, aber, wenigstens der äußeren Form nach, nicht brutal auftritt. Dafür spricht auch die bekannte Aeußerung Napoleons I.: „Les français doivent être gouvernés par une main de fer, couverte d'un gant de velours.“ Allerdings ist jene Verehrung der Autorität im besten Falle nur ein Resultat kühler Verstandesberechnung, sie stammt weder aus dem Gewissen, noch haben Herz und Gemüt etwas damit zu schaffen. Der Franzose unterwirft sich der Autorität gleich einem Kismet, einem Fatum, und macht im schlimmen Falle so lange gute Miene zum bösen Spiel, bis eine neue Gewalt die alte verdrängt. Paris spricht hierbei aber immer das erste und letzte Wort. Die ganze Geschichte von Frankreich seit 1789 gibt hierfür Zeugnis. Napoleon III. war durch die Pariser provisorische Regierung gestürzt, und mochte auch Gambetta als Diktator walten, in den östlichen Departements hatten vorläufig die Deutschen die Gewalt in Händen. Es blieb eben nichts anderes übrig, als sich ihr zu unterwerfen, und so machte man auch hier bonne mine à mauvais jeu.

Meinem Wirt möchte ich jedoch damit seinen Vorwurf machen. Nur hervorragende Geister können sich dem unter Umständen zerstörenden Einflusse entziehen, den die kulturhistorische, soziale und politische Entwicklung eines Volkes, kurz seine ganze Erziehung, auf jeden einzelnen ausübt. Jedenfalls gehörte der Maire von Blend zu denjenigen ländlichen Besitzern — und ihre Zahl war sicher die weit überwiegende —, welche, nach den fortgesetzten politischen Umwälzungen, eine stetige feste Regierungsgewalt wünschten, unter deren Schutz sie ungestört ihren Acker bebauen und dessen Früchte in Frieden genießen konnten.

Wenn auch sicher die Zwangslage, in welcher sich die französische Bevölkerung dem siegreichen Feinde gegenüber befand, nicht ohne allen Einfluß auf deren Verhalten gegen die deutsche Einquartierung war, so durfte man jedoch jeuen Umstand nicht als einziges Motiv für die uns zu teil gewordene, fast durchgängig gute Aufnahme ansehen. Manquer de politesse ist für ein echtes Kind der großen Nation eine schwere Unterlassungsünde, und so durfte man denn fast immer darauf rechnen, in den französischen Quartieren mindestens nicht unfreundlich aufgenommen zu werden, namentlich dann, wenn man sich selbst in den Formen französischer Politesse einführte. Allerdings beschränkte sich das freundliche und entgegenkommende Verhalten der Quartierwirte, wie ich es persönlich fast ausnahmslos erfahren habe, nur auf den engeren Kreis des Hauses und der Familie, denn der Durchschnittsfranzose ist zu abhängig von der sogenannten öffentlichen Meinung, als daß er sich nicht ängstlich scheuen sollte, den guten Ruf eines echten Patrioten und, damit im Zusammenhang auch schon damals, den eines Antiprussiers in Gefahr zu bringen. Auch unseren Leuten, die ja, abgesehen von den wenigen, schnell gelernten Brocken, natürlich nicht französisch sprechen und sich daher nicht mit artigen Phrasen einführen konnten, wurden in den Quartieren keine Schwierigkeiten gemacht. Allerdings zeichneten sich die Oldenburger durch ein bescheidenes, ruhiges und gemessenes Verhalten aus, sodaß nur in den seltensten Fällen Differenzen mit den Quartierwirten vorkamen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich übrigens daran erinnern, daß Lothringen, das alte Lotharingia Mosellana, beinahe acht Jahrhunderte lang — und davon die meiste Zeit als treues Glied des deutschen Reiches — ein selbständiges Herzogtum war. Nach Drangsalen aller Art, welche die französischen Herrscher, namentlich Ludwig XIV., über das Grenzland hatten ergehen lassen, verzichtete bekanntlich Franz Stephan, Gemahl der Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, auf sein lothringisches Erbland zu gunsten des Erbprinzen von Polen Stanislaus. Als dieser letzte Herzog 1766 starb, fiel Lothringen als Heiratsgut an seine Tochter, Gemahlin des Königs Ludwig XV., und damit an die Krone Frankreich. Die Lothringer konnten ihre frühere Unabhängigkeit lange nicht verschmerzen und wurden keineswegs sofort getreue Unterthanen der Allchrist-

lichten Könige. Erst durch die Revolution, durch die Ruhmeszeit Napoleons I., änderte sich die staatliche Gesinnung.

Wenn es nun sicher thöricht sein würde, zu glauben, daß in der Erinnerung der großen Masse des Volkes, namentlich in den Bezirken, wo die französische Sprache allein herrscht, auch nur noch eine Spur des früheren Zusammenhanges mit dem deutschen Reiche vorhanden wäre, so unterliegt es jedoch keinem Zweifel, daß die Reminiscenzen an die frühere Selbständigkeit in gewissen Kreisen noch nicht gänzlich verklungen sind. Als vor einer Reihe von Jahren der jetzige Kaiser von Oesterreich der Hauptstadt Lothringens, Nancy, einen Besuch abstattete, wurde er als Sprößling des alten Herrscherhauses in hervorragender Weise gefeiert, und die Wärme des dabei hervorbrechenden Festjubels nahm man in Paris sehr übel auf.

Die nach dem ermüdenden Tagesmarsche mir immerhin recht erwünschte Ruhe ward nicht allzu lange nach dem Eintreffen in meinem behaglichen Quartier in störender Weise unterbrochen. Ich hörte auf dem an mein Zimmer anstoßenden Flur ein in echt französischer Weise geführtes Zwiegespräch zwischen einer männlichen und einer weiblichen Stimme. Die letztere ward in ihrer Ausdrucksweise immer lebhafter und ging schließlich in eine Art von Furioso über. Infolge dessen verstand ich kein Wort und konnte nur untersehen, daß der Dialog in französischer Sprache geführt wurde, sowie daß es sich keinesfalls um ein Liebesverhältnis handelte. Bald darauf erschien der Maire, um mir Aufklärung zu geben und mich wegen der Störung höflich um Entschuldigung zu bitten. Es hatte sich bei ihm eine Frau über ihre Einquartierung bitter beschwert. Die Anklage klang allerdings nicht unbedenklich, denn nach derselben sollten Soldaten der Infanterie ihre Wohnung räuberisch überfallen und gewaltjam erbrochen haben. Obwohl der Maire, der seine Leute wohl kennen mochte, die Sache keineswegs tragisch nahm, erklärte ich mich dennoch sofort bereit, ihn nach dem fraglichen Quartier zu begleiten und an Ordnung zu stiften.

Das Haus lag ziemlich entfernt am Ende einer nach dem Felde zu führenden Seitenstraße. Wir traten ein und waren, zufolge der ländlichen lothringischen Bauart, sofort in der Küche. In der Mitte der Rückwand befand sich in einer laminartigen Nische ein Herd, der sich kaum einen Fuß hoch über den mit Backsteinen gepflasterten Fußboden erhob. Ueber dem flackernden Herdfeuer hing an einer eisernen Kette ein Kochtopf, aus dem bereits heiße Dämpfe emporstiegen. Während eine stattlich aussehende Frau in mittleren Jahren am Feuer hantierte, war einer meiner Oldenburger damit beschäftigt, Holz klein zu machen, und zwei andere schälten Kartoffeln. Diese ganze Sachlage gewährte ja den Eindruck eines durchaus friedlichen Stimmungsbildes, und da die Frau meinen Gruß freundlich erwiderte, so richtete ich meine Rede sofort an dieje: „Vous avez formé des plaintes contre les soldats! Qu'est ce qu'il y a donc?“ Die Antwort lautete kurz und bündig: „Oh les soldats sont de braves garçons!“ Damit war ja eigentlich meine Aufgabe erledigt. Ich fragte jedoch den anwesenden Gezeiten, was denn vorgefallen sei, um Madame in so große Aufregung zu versetzen. Er erzählte, daß sie — die Einquartierten — beim Eintreffen vor dem Hause dasselbe verschloffen gefunden und nach längerem Warten den Besuch gemacht hätten, die Thür zu öffnen, was ihnen, da dieselbe nur von innen zugelinkt gewesen, endlich auch ohne weitere Anwendung von Gewalt gelingen sei. Bald darauf sei die Wirtin, anscheinend von der Feldarbeit zurückkehrend, bei ihnen erschienen, habe sich jedoch nach einer nichts weniger als freundlichen Begrüßung sofort wieder entfernt. Vor vielleicht einer Stunde sei sie jedoch in einer ersichtlich friedlicheren Stimmung wiedergekommen und lasse es ihnen nunmehr an nichts fehlen.

Unzweifelhaft hatte die Frau beim Fortgange zur Arbeit von der ihr zugebachten Einquartierung noch nichts gewußt und war dann bei ihrer Rückkehr durch die Anwesenheit der ungebetenen Gäste in allerdings nicht angenehmer Weise überrascht worden. Zu der Meinung, überfallen zu sein, eilte sie sofort zum Maire, um Beschwerde bei

ihm zu führen. Von diesem, und auch wohl durch das, was sie auf der Straße sah und hörte, belehrt, beruhigte sich ihr Blut auf dem Rückwege wieder, und nach einem kurzen Gewitterstauer brach die Sonne wieder durch. Das ist echt französisch!

Bei dieser Veranlassung will ich in bezug auf die Art und Weise der Einquartierung in Feindes Land gleich bemerken, daß hierbei nicht, wie bei friedlichen Reisezügen in der Heimat, wo die Quartiermacher bereits tags zuvor in den oft schon wochenlang vorher bestimmten Quartieren eintreffen und mit den Ortsbehörden die Belegung eines jeden einzelnen Hauses regeln, verfahren werden kann. Selbst in der verhältnismäßig günstigen Lage, in welcher wir uns wenigstens vorläufig befanden — die feindlichen Armeen weit entfernt und die Bevölkerung im ganzen friedlich gesinnt, wenigstens zu einer allgemeinen Insurrektion kaum geneigt —, wäre dennoch jede Art von Vertrauensseligkeit vom Uebel gewesen. Dem entsprechend wurden weder die Ortsbehörden vorher benachrichtigt, noch die Quartiermacher einen Tagemarsch vorausgeschickt. Das erstere unterblieb, um feindselige Vorbereitungen nicht zu provozieren, und das letztere geschah nicht, da sonst die Quartiermacher bei ihrer geringen Stärke unter Umständen in eine recht bedenkliche Lage hätten kommen können. Es erfolgte daher die Absendung derselben erst während des Marsches und zwar vom letzten Rendezvous aus. Selbstverständlich können unter solchen Umständen, selbst wenn die vorausgeschickten Jouriere wie bei der Kavallerie und Artillerie beritten sind, oder bei der Infanterie auf Wagen gesetzt werden, die Vorbereitungen zur Einquartierung immer nur sehr summarisch sein. Den einzelnen Truppenteilen werden, je nach ihrer Stärke und dem vorhandenen Raum, bestimmt abgegrenzte Reviere überwiesen. Diese verteilen sie wieder auf die Unterabteilungen und schließlich ist es Sache der Kompanien zc., die Mannschaften möglichst im Korporalschaftsverbande in die einzelnen Häuser resp. Gehöfte unterzubringen. Bei solchem Ueberfall der Quartierorte kann es natürlich, und namentlich auf dem Lande, vorkommen, daß ein Teil der Einwohner nicht zu Hause ist und diese erst von ihren Feldarbeiten herbeigeholt werden müssen, was dann immer eine gewisse Aufregung erzeugt.

Auf solche Weise überraschten wir am nächsten Tage die Einwohner von Wisley St. Etienne, wohin ich am 4. November mit meinem 1. Bataillon, einer Batterie und einem Sanitäts-Detachement in Quartier kam. Das Dorf, am linken hohen Moselufer reizend gelegen, vielleicht neun Kilometer von Toul entfernt, machte einen wohlhabigen Eindruck. Der zur Regelung der Einquartierung mit den Jurieren vorausgeschickte Hauptmann hatte mich zum Curé gelegt und teilte mir bei unserem Eintreffen vor dem Orte gleich mit, daß er in meinem Quartier nur die Wirtschafterin zu Hause getroffen, diese sich aber recht widerhaarig gezeigt habe. Nun, ich hatte bereits gelernt, beim Verkehr mit französischen Frauen den richtigen Ton anzuschlagen. Als ich mit Gefolge auf dem Pfarrhose eintraf, trat mir eine resolut ansiehende alte Jungfer im kanonischen Alter entgegen. Ich ließ sie gleich von Haus aus gar nicht zu Worte kommen, begrüßte sie vielmehr sofort mit einigen angenehmen Redensarten, an denen die französische Sprache so reich ist, machte ihr ein freundliches Gesicht, und siehe da, es zeigte sich auch nicht eine Spur von Widerhaarigkeit.

Das Pfarrhaus, nahe am Rande des wohl über hundert Fuß hohen, ziemlich steil abfallenden Thalufers der Mosel gelegen, war ebenso behaglich wie komfortabel eingerichtet. Von meinem Zimmer hatte ich einen freundlichen Ausblick über das Moselthal mit seinen Wiesengründen und auf die gegenüberliegenden bewaldeten Höhen.

Unten im Thal, jenseits der Mosel, lief an dieser der Eisenbahndamm entlang. Hin und wieder hörte ich das Pfeifen einer deutschen Lokomotive. So unharmonisch einem auch sonst diese Musik in die Ohren schrillen mag, mir klang der seit vielen Wochen nicht gehörte Ton wie ein Gruß aus der Heimat. Uebrigens fuhren die Züge, welche mit der Richtung nach Westen ja thatsächlich aus Deutschland kamen, keineswegs im Kuriertempo. Höchste Vorsicht war unter allen Umständen geboten. Ueberiesel

doch am 22. Januar des nächsten Jahres eine Franktireurbande den ganz in der Nähe von Toul gelegenen Bahnhof von Fontenay und sprengte die dortige Bahnbrücke über die Mosel, wodurch eine längere Störung des Betriebes herbeigeführt wurde.

Wein Wirt, der Curé, lehrte erst einige Stunden nach unserm Eintreffen von einem Ausfluge zurück. Er war einige Jahre jünger als ich, also, wie man zu sagen pflegt, in seinen besten Jahren; ich lernte in ihm einen lebenswürdigen, feingebildeten Mann kennen. Er erwies sich als ebenso gastfrei gegen mich und meinen Adjutanten, wie fürsorglich gegen unsere Leute, und die Haushälterin machte keinesfalls ein böses Gesicht dazu, vielmehr wurde sie immer trätabel. Das Diner, wegen meines Adjutanten, der zum Befehlsempfang nach Toul geritten war, etwas über die gewöhnliche Stunde um 6 Uhr hinausgeschoben, nahmen wir gemeinschaftlich ein. Da es Freitag war, gab es Fastenspeisen, zu denen die Mosel auch ihren Beitrag geliefert hatte. Fische wollen jedoch schwimmen, und so fehlte es denn auch nicht an dem nötigen Getränk, einem recht guten vin du pays, der wenigstens den Vorzug hatte, unverfälscht zu sein.

Im Hause verstand niemand ein Wort deutsch, und sowohl ich, als mein Adjutant würden mit unserm Französisch vor dem Richterstuhle der Akademie sicher schlecht bestanden haben. Trotzdem riß aber der Faden der Unterhaltung nicht ab. Wie die Franzosen überhaupt in der Konversation mit Fremden, die ihrer Sprache nicht vollständig mächtig sind, einen ganz besonders feinen Takt beobachten, so hatte auch unser Wirt die Gabe, stets in der lebenswürdigsten Weise einzuhelfen und, auf meinen ausdrücklichen Wunsch, auch zu corrigieren. Da wir zu meiner Freude hier einen Ruhetag hatten, so war auch am nächsten Tage die Unterhaltung eine treffliche Lektion für uns. Indessen, davon ganz abgesehen, konnte es für mich nur von höchstem Interesse sein, zu erfahren, wie gerade in den Kreisen, zu denen der Curé gehörte, die augenblicklichen politischen Zustände in Frankreich beurteilt wurden.

Ein Verehrer des gesangenen Kaisers und seiner gestürzten Regierung war unser geistlicher Herr, wenn er sich auch mit Diskretion darüber aussprach, sicher nicht. Noch weniger wollte er aber von der durch Pariser Advokaten dem Laube atrophierten Republik etwas wissen. Seiner Gesinnung nach Royalist, hatte er den Wunsch, daß ein fest begründetes Königthum in Frankreich wieder Wurzel fassen möge. Paris war ihm ein zweites Babel, unter dessen dominierendem und geradezu tyrannisierendem Einflusse das ganze Land zu leiden habe, und wenn es die Deutschen einäscherten, so würde ihm das gerade recht gewesen sein. Meine Frage, warum denn die Franzosen ein solches Joch, das nun schon beinahe ein Jahrhundert auf ihnen lastet, nicht schon längst abgeschüttelt hätten, wußte er nur mit einem Achselzucken zu beantworten.

Beiläufig gesagt, schreibt sich die Zentralisation der ganzen Verwaltung und damit im Zusammenhange die Bedeutung von Paris nicht erst, wie viele meinen, von der französischen Revolution her, vielmehr reicht dieselbe weit in das alte Regime zurück. Dieselbe Rolle, welche gegenwärtig die Präfekten in den Departements spielen, war zur Zeit des alten Königthums den Intendanten in den Provinzen zugewiesen, und schon während der Herrschaft Ludwigs XIV. befand sich in Paris die leitende Centralstelle, deren Fäden bis in das kleinste Dorf hineinreichten. Paris war nicht nur das Centrum des gesamten Regierungs- und Verwaltungsapparats, sondern auch der Mittelpunkt aller Intelligenz, und man wagte kaum in der Provinz eine eigene Meinung zu haben, ehe man nicht die maßgebende in der Hauptstadt kannte. Diese Art provinzieller Unselbständigkeit im Denken und Handeln hat sich im Verlaufe der Revolution von 1789 bitter genug bestraft.

Die Franzosen sind, so hart es auch klingen mag, politisch feige. Trotz allem persönlichen Kampfesmut fehlt ihnen der Mut der Ueberzeugung. Sie haben stets die Befürchtung, mit ihren Meinungen, mögen sie auch noch so begründet sein, allein zu stehen, und schließen sich dann gegen bessere Ueberzeugung schweigend der Majorität an.

„C'est par ce besoin social de penser comme tout le monde, qu'on a pu s'expliquer, pendant la révolution, le contraste du courage à la guerre et de la pusillanimité dans la carrière civile,“ sagt Frau von Staël, um dann dies Thema im oben angeedeuteten Sinne noch weiter auszuführen. Nichts fürchtet der Franzose mehr, als sich einer öffentlichen Mißbilligung oder gar der Lächerlichkeit auszusetzen. Schon Rabelais nannte seine Landsleute „une race moutonnaire“. In der That hat auch kein Volk mehrtrieb nachzuspringen, wo irgend ein Leithammel vorgesprungen ist, als gerade die Franzosen. In Paris werden aber die Leithammel gezüchtet. Dort wird von Advokaten und Litteraten die sogenannte öffentliche Meinung gemacht, von der leicht erregbaren großstädtischen Bevölkerung bestätigt und dann von der Presse im Lande verbreitet. Vor dieser so entstandenen opinion publique beugt sich aber, auch gegen die bessere Ueberzeugung großer Kreise, die Masse des Volkes. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß sich das ganze Land widerspruchslos einer Anzahl von Leuten unterwarf, die durch einen revolutionären Staatsstreich den Kaiser und seine Regierung gestürzt und sich selbst an deren Stelle gesetzt hatte! Wie läßt es sich sonst erklären, daß schließlich das ganze Volk dem Advokaten-Diktator Gambetta blindlings Heeresfolge leistete! Aus der, wenigstens vor dem Kriege, durchaus nicht allgemeinen Unzufriedenheit mit der kaiserlichen Regierung, sowie aus dem französischen Patriotismus den verhaßten Deutschen gegenüber, lassen sich jene Thatfachen nicht allein ableiten. Vielmehr waren eben zunächst General Trochu und dann vor allen Dingen Gambetta, dessen Energie und hohen Mut ich wahrlich nicht herabsetzen möchte, diesmal die Leithammel, denen die ganze Herde nachsprang.

Auf Grund meiner Erfahrungen möchte ich bei dieser Gelegenheit die feste Ueberzeugung aussprechen, daß der Haß gegen die Deutschen in Frankreich keineswegs so verbreitet ist, wie man nach den zahlreichen Aeußerungen in Büchern und Journalen wohl anzunehmen berechtigt wäre. Dieser Haß wird zum Vertrieb für die Menge vielfach künstlich gezüchtet. Ebenso verhält es sich auch mit dem von jenseits des Rheins immer wieder zu uns herübertönenden Kriegsgeschrei und mit dem Ruf nach Hebanche. Der Durchschnittsfranzose ist ebenso friedliebend, wie der weit überwiegende Teil der Deutschen. Immerhin hat jedoch dies fortwährende Spiel mit dem Feuer, das dem doch einmal die Kriegsjadell entzünden könnte, seine gefährliche Seite, und nach den vorgemachten Anbeutungen haben wir Deutsche allen Grund, auf der Hut zu sein. Die Franzosen sind eben unberechenbar.

Unser lebenswürdiger Curé gehörte sicher nicht zu den rändigen Schafen der nachspringenden Herde, aber losstrennen konnte er sich nicht von ihr. Wenn er auch versicherte, daß die Bevölkerung der Umgegend, wenigstens der intelligentere Teil derselben, wie er denke, so blieben das immer nur Gedanken, die nicht zu Thaten werden konnten, so lange in Paris keine andere Parole ausgegeben wurde. Gerade jene Aeußerung konnte nur meine Ansicht bestätigen, die ich jedoch rücksichtsvoll genug war, nicht zum Ausdruck zu bringen.

Uebrigens möchte ich hierbei bemerken, daß ich gerade unter der französischen Geistlichkeit — ich lag wiederholt in Pfarrhäusern in Quartier — hochachtbare und feingebildete Männer kennen gelernt habe, die wenigstens in kirchlicher Beziehung den vollen Mut der Ueberzeugung hatten. Den Einfluß der französischen Geistlichkeit auf das Volk darf man auch nicht unterschätzen. Allerdings sind die Männer durchschnittlich sehr unfkirchlich gesinnt. Man braucht nur während des Gottesdienstes in eine katholische Kirche zu treten, um sich durch den Augenschein zu überzeugen. Die Andächtigen bestehen fast nur aus Frauen. Durch diese, und zwar auf Grund ihrer dominirenden Stellung, die sie unzweifelhaft in der französischen Gesellschaft und namentlich im Hause haben, ist der Einfluß der Geistlichkeit noch für lange gesichert.

Auch am Ruhetage ließen wir es uns im Pfarthause wohl sein. Das freundliche Verhalten des Curé gegen seine ungebeten Gäste bestimmte auch den weiblichen Adlatus

des Hauses, es der Einquartierung an nichts fehlen zu lassen. Am 6. November beim Grauen des Tages schieden wir, wie ich hoffe zu gegenseitiger Befriedigung.

Unser March führte uns nun unter den Wällen der Festung Toul vorüber, die wir nördlich umgingen. Die Stadt hatte unter der längeren Einschließung und in Folge des schließlichen Bombardements, das zur Uebergabe führte, manches dulden und leiden müssen. Die Nachwehen davon waren noch nicht überwunden, denn wie ich bereits von meinem Adjutanten gehört, ließ die Verpflegung der dort einquartierten Truppen manches zu wünschen übrig. Für solche Fälle war jedoch dadurch Vorsorge getroffen worden, daß jedes Bataillon einen für mehrere Tage ausreichenden Bestand an Vorräthen mit sich führte, der nur in seltenen Fällen angegriffen zu werden brauchte und dann durch Requisitionen oder aus Feldmagazinen, wie sich ein solches auch in Toul befand, wieder ergänzt wurde. Da die Gegenden, welche wir durchzogen, im ganzen wohlhabend waren und später nach dem Ueberstreiten der Maas auch vom Kriege noch wenig gelitten hatten, so ließ eine ausreichende Verpflegung der Truppen durch die Quartierwirthe oder die Gemeinden nur selten auf Schwierigkeiten. Nur an Brot fehlte es wohl mehrfach. In solchen Fällen wußten sich jedoch die Bataillone zu helfen, indem sie durch die bei denselben in genügender Anzahl vorhandenen geleerten Mäcker das von den Kommunen gelieferte Mehl selbst verbaden ließen. Dazu mußte allerdings meist die Nacht zu Hilfe genommen werden, und um die Kräfte der, der nächtlichen Ruhe beraubten Arbeiter nicht zu sehr auszunutzen, wurden sie auf requirierten Wagen in die nächsten Marchquartiere befördert.

Mein Tagesziel für heute war Colombey mit dem vielversprechenden Beinamen les Belles, und in der That entsprach auch die freundliche Lage des Ortes dieser Bezeichnung. Ebenso freundlich wurde ich bei meinen Wirten, schlichten Landleuten, aufgenommen. Ueber die schlimmen Zeiten machten sie ihren Herzen dadurch Luft, daß sie weidlich über den gestürzten Kaiser herzogen. Bei der Masse nicht nur der urtheillosen Franzosen trug er allein die Schuld an dem Unheil, das über sie gekommen war. Er war der Sündenbock, dem die Niederlagen der Armee und deren Folgen aufgelastet wurden. Ein solcher *bouc emissaire* findet sich immer, sobald es den Franzosen schlecht geht. In ihren Köpfen spukt noch nach hundert Jahren le Contrat social Jean Jacques Rousseaus, wonach das Volk an sich gut, edel, aufopferungsfähig und an allen Uebeln, die es treffen, schuldlos ist.

Am 7. November verließen wir das Departement Meurthe et Moselle und marschirten nach Rebeuville am Rousson, einem Nebenflüßchen der Maas, südlich von Neuschateau, im Departement des Vosges gelegen. Die von uns durchstreiften Gegenden waren zuweilen, namentlich bei Neuschateau, von überraschender Schönheit. Daß wir uns hier auf einer alten Kulturstätte befanden, bewiesen die noch vorhandenen Römerstraßen. Eine derselben, die von Toul nach Neuschateau führt, wurde von uns eine Straße lang benannt.

Schon auf dem Marche klagte mein Adjutant, der sichtlich siebete, über sein Befinden. In Rebeuville eingetroffen, empfahl ich ihm die höchste Schonung und ließ den Arzt rufen, der den Zustand des Kranken, wenigstens vorläufig, nicht für bedenklich hielt. Die Gattin unseres Wirtes, eines Pächters, zeigte eine echt weibliche Fürsorge für den Kranken. In dem einfach eingerichteten Haushalt herrschte die größte Sauberkeit. Auf meinem Bette, frisch und blütenweiß überzogen, fand ich zum erstenmal ein Stück nächtlicher Toilette, das die Bauern in Frankreich auch am Tage vielfach tragen, eine Zipfelmütze. So einladend dieselbe auch aussah, brauchte ich glücklicherweise bei meinem noch tadellosen Haarwuchse keinen Gebrauch davon zu machen.

Ueber Neuschateau, auf der Straße nach Chamouot, gelangten wir am 8. November nach St. Blin, wo wir Ruhetag haben sollten. Der Zustand meines Adjutanten hatte sich leider nicht gebessert. Derselbe wehrte sich jedoch mit aller Macht gegen das Kranksein und hoffte bei einiger Schonung auf Wiederherstellung, ohne die Truppe zu verlassen. Auf seinen Wunsch requirierte ich in Rebeuville einen geschlossenen Wagen,

in welchem er den Marsch nach St. Olin zurücklegte. Dort eingetroffen mußte er sich jedoch sofort wieder zu Bette legen.

Unser gemeinschaftliches Quartier erhielten wir bei einem sogenannten Proprietär, d. h. bei einem der glücklichen Sterblichen, die ein eigenes Haus besitzen und von ihren Renten leben. Diese Klasse der Staatsbürger ist ja in Frankreich sehr zahlreich vertreten, denn jeder Franzose strebt danach, sich möglichst schnell so viel zu erwerben, um sich dann in einem Alter zur Ruhe zu setzen, welches dem deutschen Familienvater noch viel Arbeit und Mühe verheißt. Es gibt ja unter diesen Proprietären recht bescheidene Existenzen; zu diesen gehörte jedoch mein Wirt nicht, denn der ganze Zuschnitt des Hauses machte den Eindruck großer Wohlhabenheit. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und nachdem ich Frau und Tochter vorgestellt war, richtete Monsieur sofort die Frage an mich, ob ich denn nicht noch einige meiner Freunde oder Kameraden zum Essen einladen wolle. Von dieser freundlichen Aufforderung machte ich nur insoweit Gebrauch, als ich dem vorläufigen Stellvertreter meines Adjutanten, Lieutenant von T., anheimstellte, mit uns zu essen und der jungen Dame des Hauses den Hof zu machen, wozu er sich auch gern bereit erklärte.

Nach französischer Sitte vereinigten wir uns um 6 Uhr an der gemeinschaftlichen Familientafel. An dem Diner, das ja sozusagen improvisiert worden war, würde ein Feinschmecker vielleicht das eine oder andere auszusetzen gehabt haben, meinen Ansprüchen nach wurde jedoch recht gut gegessen und noch besser getrunken. Zum Schluß gab es auch Champagner, den die Franzosen niemals kalt trinken, sodaß er für mich immer einen abgestandenen Geschmack hatte. Es fiel mir hier zum erstenmal die französische Sitte auf, wonach der Salat nicht zum Braten, sondern erst nach demselben als besonderes Gericht gegeben wird. Die Kartoffeln stehen hierzulande in geringer Achtung. Man kennt sie als Speise hauptsächlich nur in einer Form, als pommes de terre frites, was unseren Bratkartoffeln ziemlich entspricht. Die Franzosen sind erstaunt über die Vorliebe der Deutschen für Pellkartoffeln, pommes de terre en robe de chambre, und sehen darin vielleicht ein Zeichen zurückgebliebener Kultur. Der Kaffee wird, wenigstens nach Tisch, immer nur schwarz und aus kleinen Tassen getrunken; es scheint zur guten Sitte zu gehören, beim Einschenken stets überzugießen. Unvermeidlich ist dabei ein kleines Glas Kognak oder Likör, eine Sitte, die sich auch bei uns immer mehr eingebürgert hat.

Die Unterhaltung bei Tische, wenn auch immer nur an der Oberfläche des Lebens dahinstreifend, war lebhaft und munter. Die Franzosen sind Meister im leichten Gepöbler und verstehen es trefflich, ohne langweilig zu werden, à cause de la pluie et du beau temps. Wenn eine junge Dame bei uns aus der Pension kommt, so ist sie doch meistens in der französischen Sprache so weit gefördert, daß sie wenigstens in der Phrasologie genügende Uebung hat, um mit einem Franzosen, wenn auch keine geistreiche Unterhaltung zu führen, so sich doch wenigstens zu verständigen. Nach meinen Erfahrungen finden sich sogar die Deutschen, lernbegierig wie sie sind, fast immer bereit, und nehmen gern jede Gelegenheit wahr, ihr bißchen Französisch an den Mann zu bringen. In der Pension, aus welcher die junge Dame des Hauses erst vor kurzem ausgeslossen schien, war die deutsche Sprache keinesfalls ein obligatorischer Unterrichtsgegenstand gewesen, denn Mademoiselle verstand kein Wort davon, sonst würde ihr der Nachbar, Herr von T., sicher die deutsche Zunge gelöst haben. Daß Schüchternheit oder gar ein Ausfluß von patriotischer Opposition sie ihr Licht hätte unter den Scheffel stellen lassen, zu solcher Annahme lag keine Veranlassung vor. Madame und Monsieur waren natürlich unserer Sprache ebenso wenig mächtig.

Nach aufgehobener Tafel vereinigten wir uns, französischer Sitte entsprechend, wiederum im Salon am Kamin, dessen Wärmeausstrahlungen diesmal weiter reichten, als ich es seither gewohnt war. Anstatt des Holzes wurde Koks gebrannt, der, in einer Art von durchbrochenem eisernen Korbe zusammengehalten, seiner erwidmenden Schuldigkeit im höchsten Maße nachkam. Allzu nahe durfte man sich nicht heranwagen,



wenn man nicht geröstet sein wollte. Sonach konnte ich mich auch bei dieser Art der Feuerung, die ja sicher eine gründliche Wärme verbreitet, mit dem französischen Kamin keineswegs verfühlen. Immerhin lag jedoch in der Situation etwas Behagliches, und die Behaglichkeit wurde noch erhöht im Hinblick auf den morgenden Ruhetag, mit der Aussicht, einmal gründlich ausschlafen zu können. Kurz es überkamen einen Gedanken, die weitab vom Kriege lagen, und für Augenblicke konnte man es vergessen, in Feindes Lande zu sein, dessen Regierung gegen uns la guerre à outrance proklamiert hatte. Doch bald genug sollten wir wieder daran erinnert werden.

Es war in der Unterhaltung eine neuer Pausen eingetreten, bei welcher wir Deutschen den Flügelschlag eines Engels zu hören vermeinen, als ein Diener einen Offizier bei mir anmeldete. Gleich darauf erschien ein mir bekannter Adjutant, der von unserem General-Kommando mit Aufträgen für die 19. Division — dieselbe lag ebenfalls in St. Blin — entsandt worden war und jetzt, auf der Rückkehr begriffen, einen Augenblick bei mir vorsprach. Nach geschehener Vorstellung bei den Herren und bei den Damen des Hauses teilte mir derselbe in aller Kürze mit, daß das III. Korps — es stand rechts mit uns in Verbindung — nördlich von Chaumont an der Marne auf den Feind gestoßen sei, wir daher morgen keinen Ruhetag haben, vielmehr den Marsch auf der Straße nach Chaumont fortsetzen würden. Wenn ich auch keine näheren Details erfahren konnte, so erschien es jedoch unzweifelhaft, daß uns wenigstens vorläufig noch keine überlegenen Kräfte gegenüberstanden.\*)

Schon unter gewöhnlichen Lebensverhältnissen gibt es wohl kaum etwas Störenderes, als jede Art von Ungewißheit, die uns nicht gestattet, von heute auf morgen über uns und unsere Zeit zu verfügen. Im Kriege, wo man, wenn auch nicht immer mit unbekanntem, so doch nur zu häufig mit höchst zweifelhaften Größen zu rechnen hat, ist solche Ungewißheit fast die Regel. Um mir im vorliegenden Falle möglichst bald Gewißheit zu verschaffen, sandte ich Leutnant von T. aus, um über den etwaigen Ausbruch bei der Division Nachrichten einzuziehen. Endlich erhielt ich gegen 11 Uhr die jehulich erwartete Marschorder. Diese nächtlichen Befehle, welche auch ohne überraschende Ereignisse, wegen der zu durchlaufenden Instanzen, im Kriege nie zu umgehen sein werden, so lange nicht sämtliche Kommandobehörden durch Telegraphenleitungen verbunden werden können, sind in der That eine rechte Nachtseite des Lebens im Felde. Es handelt sich hierbei nicht etwa nur um einfache Weitergabe der Befehle, vielmehr bedarf es, namentlich bei gemischten Detachements, einer wenn auch noch so kurzen Instruktion, wo, wann und in welcher Reihenfolge sich die Truppen sammeln sollen.

Beim Erwachen am folgenden Tage (9. November) war die erste Sorge, welche sich bei mir anmeldete, das Befinden meines Adjutanten, des Leutnants St. Gebeffert hatte sich sein Zustand nicht, und wenn auch der Arzt denselben noch immer nicht für geradezu besorgniserregend ansah, so erklärte er jedoch unbedingt, daß er den Marsch nicht weiter fortsetzen dürfe. Infolgedessen mußte ich mich leider von meinem mir lieb gewordenen Adjutanten trennen und ihn nach Neuschateau, das von unserer Etappen-truppen besetzt blieb, zurücksenden. Er fand dort in einem Hospital für sorgliche Aufnahme und ward später nach Deutschland entlassen. Aus der Krankheit entwickelte sich ein bössartiger Typhus, der ihn leider während des ganzen übrigen Teiles des Krieges von der Truppe fern hielt. Seine Stelle übernahm, wenigstens für die nächste Zeit, Leutnant von T.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Es waren dies die Befehle, welche das linke Seiten-Detachement des 3. Korps unter Oberst von Conta am 6. und 7. November nördlich von Chaumont, an der Marne, gegen Mobilgarden bestand. Die Franzosen leisteten nur geringen Widerstand und gaben Chaumont auf, so daß dieser Ort am 8. November von Teilen des 3. Korps besetzt werden konnte.



# Die erste Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach Ostafrika. \*)

Tagebuchblätter

von

Joachim Graf von Pfeil, Mitglied der Expedition.

Erst nachdem wir schon zwei Tage an Bord unseres Dampfers „Titania“ sind, finde ich Zeit die Ereignisse, wie sie sich bisher gestalteten, in kurzen Zügen wieder zu geben. Wie sich die Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach ihrem Entstehen entwickelte, welche Schritte gethan wurden, um unser Unternehmen bis hierher zu fördern,

\*) Die folgenden Tagebuch-Aufzeichnungen meines Bruders, welche zunächst nur für den engsten Familienkreis bestimmt waren, übergebe ich hiermit einem größeren Leserkreise. Dies geschieht einmal auf den Wunsch zahlreicher persönlicher Freunde des Verfassers, dann aber, um allen Freunden der deutschen Kolonial-Bestrebungen wieder und immer wieder vor Augen zu führen, wie groß, wie vielfach all die Anstrengungen und Hindernisse sind, welche unsere afrikanischen Pioniere alltätlich zu überwinden haben, und wie kräftiger, allgemeiner Unterstützung sie bedürfen, um ungebeugten Mutes auf ihr großes Ziel hinarbeiten zu können. — „Allgemein“ muß diese Unterstützung für ein großes Unternehmen sein, von dem sich ein Volk nationalen Nutzen und Gewinn versprechen kann. Darum braucht nun noch niemand gleich an die Börse zu greifen; das können, das sollen nur gewisse „Auserwählte“. Auch ohne Geld kann man große Bestrebungen unterstützen, nämlich durch Teilnahme; und wenn zu solcher keine Zeit übrig bleibt, nun der kann die Sache von seinem grünen Tisch oder von seiner Werkstatte aus noch immer unterstützen. Ihm bleibt — Nachsicht zu üben mit all den Fehlern, in welche bei allen neuen Unternehmungen alle neuen Kräfte verfallen sind; das ist auch eine Unterstützung, und die kann bei einigem guten Willen jedermann leisten. So ist es denn Nachsicht, welche ich im Namen des Verfassers für die nachfolgenden Aufzeichnungen erbitte.

Dresden, im Februar 1887.

Graf Traugott Pfeil,  
Königl. Sächsischer Leutnant.

sei einer fähigeren Feder vorbehalten zu beschreiben. Meine Aufgabe sei es nur, die Ereignisse wiederzuerzählen, die sich seit dem Anfange unserer Expedition zutragen.

Alle Geldangelegenheiten waren geordnet, alle Vorbereitungen getroffen, als Dr. Peters und Dr. Sähle am 24. September 1884 Berlin verließen, um sich nach Hannover zu begeben und, dadurch die Vermutung wach zu rufen, als wären sie auf dem Wege nach England. Zugleich erschien in den Zeitungen die Nachricht, daß ich über Paris mich nach Liverpool begeben habe, um mich dort mit den beiden anderen Herren zu vereinigen. In Wirklichkeit war ich indessen noch in Berlin, um einen rückständigen Rest unserer Gelder zu empfangen und noch einige Anordnungen wegen unseres Gepäcks und noch zu erhaltender Vollmachten zu treffen.

Nie ist wohl jemand so herumgehezt als ich am letzten Tage meines Aufenthaltes in Berlin. Da waren noch Notare aufzusuchen, die nie zu Hause waren, Gänge nach der Bank, die nie die erforderliche Summe englischen Geldes und Banknoten aufstreifen konnte, und allerlei andere Besuche waren noch zu machen nötig. Bei allem half mir mein Bruder, der während der letzten Tage meines Aufenthaltes in Berlin bei mir war. Ohne seinen Beistand wäre ich schwerlich noch rechtzeitig fertig geworden.

Endlich am 25. September nachmittags waren Chronometer und Sextant noch im letzten Augenblick abgeholt, das Geld in der Tasche und ich mit meinem Bruder, der das Gepäc auf den Anhalter Bahnhof gebracht hatte, auf dem Eisenbahnperron; die Lokomotive piff. — mein Bruder, den ich innerhalb der letzten zehn Jahre vielleicht nur sechs Monate gesehen hatte, drückte mir einen letzten Abschiedsruß auf den Mund, und ich sah im Eisenbahnwagen — nun wieder ganz Geschäftsmann, der in seinem Geiste die Vorgänge der letzten Tage in Ordnung zu bringen hat. Mir gegenüber saß eine Amerikanerin mit ihrer Tochter und einem Sohne. Sie hatte den Abschied zwischen mir und meinem Bruder gesehen und sagte zu ihrer Tochter: „Es ist doch zu wunderbar, daß deutsche Männer sich immer küssen müssen, in unserem Lande ist es doch ganz anders.“ Bald darauf nahm ich ein Papier aus meiner Tasche, wickelte ein belegtes Butterbrot heraus, das mir mein Bruder eingesteckt hatte, und fing gegen 5 Uhr nachmittags an, ein kleines Frühstück einzunehmen; meine große Geschäftigkeit hatte mir im Laufe des Tages nicht erlaubt, mich anderweitig zu stärken. „Zu gemein,“ sagte nun die Amerikanerin, „Deutsche müssen immerfort füttern.“ Nun ist es zwar im allgemeinen mein Grundsatz, derartige Bemerkungen nicht zu beachten; diesmal riß mir aber die Geduld. „Ohne Zweifel haben Sie bereits diniert, Madame?“ sagte ich zu ihrer Verwunderung in ihrer eigenen Sprache; ein verlegenes „Ja“ war die Antwort; — „und gefrühstückt?“ „Ja“, — „und haben schwerlich schon eine längere Reise gemacht, als über den atlantischen Ocean? Nun, dann schließen Sie nicht aus dem Gebahren eines Mannes, der den ganzen Tag noch keinen Bissen genossen hat, auf die Gefräßigkeit einer ganzen Nation, und aus dem Abschied zweier Brüder, die sich seit vielen Jahren kaum einmal recht zu sehen bekommen haben, um sich sofort wieder auf Jahre zu trennen, auf eine zur Schau getragene nationale Sentimentalität.“ Ganz verdußt saßen die Amerikaner und sprachen kaum ein Wort bis Dresden, wo sie den Wagen verließen. — Der ganze Zug war überfüllt, und doch sollten eine Menge Menschen noch Plätze bekommen. Nach einer so angestrengten Thätigkeit aber, wie die meinige, die ganze Nacht durch bis Wien in einem Koupée zu fahren, wo man wie Böckelheringe sitzen mußte, war eine etwas starke Anforderung. Wenn ich nicht mit heftigem Kopfschmerz in Wien ankommen wollte, mußte der Platz mir gegenüber frei bleiben, damit ich mich legen konnte. Im Einverständnis mit meinen Mitpassagieren wurde also die Lampe verdunkelt, in die Ecke mir gegenüber wurde mein Handteller aufrecht gestellt, mein Mantel darum geschlagen, dann mein Ueberzieher zusammengewickelt und auf den Boden gestellt, so daß er an den Koffer hinaufreichte, hierüber eine Reisebede gebreitet, dann mein kariertes Halstuch auf den Kragen des Mantels gebaut, einen Reischut darauf und mir gegenüber saß ein so perfecter, griechenrämlicher Reisender, als je sich in einem vollgedrängten Koupée mis-

lieblich machte. Jeder, der hereinblickte, sagte unwillkürlich: „Ah, schon voll,“ und ging ein Hänschen weiter. Kaum war der Zug in Bewegung, so wanderten die einzelnen Teile des zeitweiligen Passagiers in die Neze des Wagens, und ich streckte mich behaglich aus, in dem Bewußtsein, jedoch eine Reiseschwierigkeit in Europa eben so gut überwunden zu haben wie früher in Afrika. — „Bodenbach!“ hieß es plötzlich, und alle Passagiere mußten hinaus, um ihr Gepäc auf der Grenze untersuchen zu lassen. Das war bei der Menge von Kisten, die ich und mein Begleiter, Herr Otto, bei uns führten, keine Kleinigkeit. Der Zug hatte außerdem Verspätung, und alles mußte doppelt geschwind gehen. Einer der Leute nahm meine Kiste und hob sie auf den niedrigen Kontortisch. „Der tausend,“ sagte ich, „was für Kräfte müssen Sie haben, um eine so große Kiste voll von Büchern allein heben zu können.“ Klapp — kam die Papiermarke mit der Notiz: „Bücher“ auf die eine Kiste, ohne daß sie je geöffnet wurde. Auch mit den anderen Sachen ging es gut; nur eine Kiste des Herrn Otto, in der sich eine Kleinigkeit Waren befanden, die er auf Geheiß des Dr. Peters gekauft hatte, wurde beanstandet. „Unter Zollverschluß weiter nach Wien, keine Zeit hier,“ lautete der Befehl. Glücklich, so gut abgekommen zu sein, begab ich mich in mein Koupee zurück, das nicht weiter besetzt worden war, und schließ mit gutem Gewissen, bis am nächsten Morgen der Schaffner rief: „Wien, aasstaig.“ Hier fingem unsere ersten Sorgen an. Bekanntlich sind österreichische Beamte, namentlich Zollbeamte, nicht so präzis wie deutsche, und in Folge dessen dauerte es gewiß eine gute halbe Stunde, ehe es nur möglich wurde, unsere zollpflichtige Kiste vom Bahnhof hinweg auf das Zollamt zu bekommen. Mit einem am richtigen Ort angewandten „Wachschisch“ geht das in Oesterreich, wenn auch nicht alles, so doch viel; und als wir von unserem Hotel, wo wir nur im Vorbeisliegen Zimmer genommen hatten, auf dem Zollamt angekommen waren, brauchten wir bloß etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde zu warten, bis unser Gepäc erschien. In dem nun folgenden Prozesse der Verzollung und Ausfüllung der hierzu nötigen Dokumente wurde ich lebhaft an Dickens „Circumlocution office“ erinnert; denn ein solches Hin- und Hergeschide habe ich sonst nirgends erlebt, es schien als ob jede Zahl und jeder Buchstabe von einem besondern Beamten geschrieben werden mußte. Auch bemerkte ich, daß eine Maschine, wie die Kopierpresse, in Oesterreich noch im Schoße der Zukunft liegen muß; denn jedes Duplikat, und ich glaube, von jedem Dokument werden wenigstens ein halbes Duzend Abschriften genommen, mußte mühselig geschrieben werden. Indessen gelang es uns endlich mit Hilfe sämtlicher Beamten, oder vielleicht trotz dieser, gegen 1 Uhr fertig zu werden. Da wir erst gegen  $\frac{1}{2}$  10 Uhr in Wien angekommen waren, so war es ganz erstaunlich, daß wir zur Verzollung von Gegenständen im Werte von etwa 50 Mark nur  $3\frac{1}{2}$  Stunden gebraucht hatten. Herr Otto und ich begaben uns nun in unser Hotel, wo wir einen kleinen Imbiß zu uns nahmen, und da unsere Gefährten gegen unsere Erwartung noch nicht eingetroffen waren, begab ich mich auf einen Spaziergang durch die Stadt. Wie sehr heimmelten mich die so wohl bekannten Straßen, Kirchen und Paläste an, was für Erinnerungen rief ihr Anblick wieder wach. Vor noch nicht 18 Monaten durchwanderte ich dieselben Straßen, blickte auf dasselbe Leben und Treiben, noch so elend von den Folgen des verberlichen afrikanischen Klimafiebers, daß ich fast vermeinte, ich würde überhaupt nicht viel mehr erblicken. Langsam und bedrückt schleppte ich mich damals auf denselben Wegen entlang, welche ich jetzt wieder einherschritt in voller Gesundheit, voll von dem Bewußtsein, daß ich einer Aufgabe entgegen ging, deren Lösung ich schon seit Jahren anstrebte und an der es mir nun beschieden war, thätig mitzuwirken. Unwillkürlich erhob ich mein Haupt und fühlte mich stolz in dem Gedanken, daß nun meine Erfahrungen, die ich oft wohl unter großen Mühen in Afrika gesammelt hatte, nicht allein mir, sondern dem Vaterlande zugute kommen sollten. — Wien ist so oft von besserer Feder beschrieben worden, daß ich mir eine abermalige Schilderung sparen will. Trotz aller anderen Meinungen kann ich nur bemerken, daß mir Wien immer einen erhabenen Eindruck gemacht hat,

und ich ganz verstehen kann, wenn der Oesterreicher sagt: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien.“

Gegen 4 Uhr trafen unsere Reisegefährten, Dr. Peters und Dr. Fühse, ein und die ganze Expedition war nun beisammen. Der Abend wurde so vergnügt wie möglich verlebte, wir hörten ein mittelmäßiges Konzert und am nächsten Morgen Punkt 7 Uhr reisten wir nach Triest ab. — Wer kennt nicht die herrliche Semmeringbahn mit ihren süßen Kurven, mit Tunnel an Tunnel, und vor allen den herrlichen Gebirgsformationen, die sich überall dem Auge darbieten! Kaum hat man die rauhe Gebirgswelt hinter sich, so kommt man in das lachende Gebiet des Mur mit „la belle ville de Graz an fleuve de la Mour (l'Amour)“, und man muß wohl zugestehen, daß Oesterreich ein gesegnetes Land ist. Eine Schönheit der Gegend überbietet die andere an Reiz und man ist nur im Zweifel, welcher von allen man den Vorzug geben soll. Zum Glück hatten wir noch Tageslicht, als wir an der Drau entlang fuhren und wir konnten noch das hellgrüne Wasser sowie das großartige Thal bewundern, in welchem der Zug während mehrerer Stunden entlang fährt. Einbrechende Dunkelheit machte unsern Bewunderungen ein Ende, und da wir von den körperlichen wie geistigen Anstrengungen der letzten Tage wohl alle etwas ermüdet waren, so schlossen wir noch ein paar Stunden und erwachten gerade noch rechtzeitig, um das herrliche Mittelmeer dicht an der Bahn liegen zu sehen, das heute im Vollmondschein beinahe zauberhaft glänzte. Wenige Minuten später waren wir in Triest.

Am 28. morgens begaben wir uns zum Lloyd, an welchen unsere Sachen gefandt waren, und noch in alle möglichen Läden, um die letzten nötigen Einkäufe zu machen. Es mußten noch Provisionen gekauft und Kisten umgepackt werden. Hierbei hatten wir entschieden Glück. Obwohl wir unsere Provisionen etwas reichlicher bewaßen, als wir ursprünglich beabsichtigt hatten, kosteten sie uns doch nur etwas über die Hälfte von dem, was uns in Berlin abgefordert worden war.

Der Nachmittag des 28. September wurde dem Vergnügen gewidmet; wir nahmen ein Boot und fuhren hinüber nach Miramar. Unterwegs unterhielten wir uns lebhaft und bemerkten erst spät, daß die Leute die Ruder kaum ins Meer tauchten und so die Zeit der Fahrt zu verlängern suchten, um größeren Lohn zu verdienen. Erst unsere energischen Drohungen und die Aufforderung, sofort an das Land gesetzt sein zu wollen, veranlaßte sie, wirklich zu rudern, und bald lagen wir an der Landungsstreppe des Schlosses. — Miramar! Gibt es wohl eine Feder, die es würdig beschreiben kann! Man muß es sehen, um zu empfinden, daß keine Beschreibung ihn gerecht werden kann. Es wird erzählt, Kaiser Max habe es im Traume gesehen, und wirklich, wie ein Traumgebilde steht es vor dem staunenden Blick in seiner großartigen Einfachheit. Unwillkürlich drängt Uhlands Wort sich auf die Lippe: „Hast du das Schloß gesehen, das hohe Schloß am Meer?“ Und man glaubt, das Gedicht sei in Miramar zur zauberhaften Wirklichkeit geworden. Ich durcheilte raschen Fußes die herrlichen Gärten, und wieder kam Uhland mir in den Sinn: „Und rings von düst'gen Gärten ein blütereicher Kranz.“ Ich durcheilte einige der Räume und Grotten und unwillkürlich sagte ich mit Goethe: „Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach.“ Auf Schritt und Tritt trat mir die Verwirklichung eines Gedichtes in den Weg — das Ganze eine stolze edle Poesie! Tritt man vollends auf die Galerie hinaus, so begreift man die Bedeutung des Namens, den das Schloß trägt. Die herrliche, blaue Flut, welche uns zu Füßen rollte, schien mir zuzurufen: „Bewundere mich, mira mare!“ Schwere Herzen trennten wir uns von dem herrlichen Orte.

Unsere Geschäfte führten uns am anderen Tage weit in Triest umher. Ist man an Berlin gewöhnt und verlangt, daß alles mit preussischer Genauigkeit „klappen“ soll, so kann ich wohl begreifen, daß man in Triest erboft wird über enge Straßen, teure, schlechte Ziafer und austro-italienische Bummler. Ich bin aber den Sitten gewöhnt und verlange nicht mehr, als ich erhalten kann, und so habe ich denn auch von Triest

nur sympathische Eindrücke. Die Leute sind unzuverlässig, aber äusserst höflich, und wenn ich womöglich mit beiden Ellbogen an den gegenüberliegenden Seiten der Häuser anstoße, nun so denke ich eben daran, daß ich nicht in Berlin bin und finde mich in das Unvermeidliche. Sehe ich aber dann die imposanten Berggrüden, an denen sich die blendendweissen Häuser hinaufziehen, sehe ich am Fuße dieser Berggrüden das tiefblaue Meer, über dem sich ein heiterer Himmel wölbt, dann — nun dann merke ich eben auch wieder, daß ich nicht in Berlin bin. Noch eins fiel uns auf, nämlich das herrliche Pflaster auf dem Quai und den öffentlichen Plätzen. Von 70 Zentimeter starken länglichen Fliesen, scheint es geeignet, Jahrhunderte zu überdauern. Im langen Bogen zieht sich der Quai herum, und auf einem kleinen Plage steht eine wunderbar schöne Statue des Kaisers Max, die ihm sicherlich eine dankbare und liebevolle Erinnerung gesetzt hat; und dort steht er und blickt gerade hinüber nach seinem herrlichen Miramar, das er so sehr geliebt. — Am 1. Oktober wollten wir uns an Bord begeben. Unser Gepäck war vorher an Ort und Stelle gebracht, bis auf eine Kiste, welche, obgleich sie auf rechtzeitige Ablieferung versichert war, uns nicht erreicht hatte. Da dieselbe unsere sämtliche Munition enthielt, so war unsere Lage nun eine recht unangenehme, denn wir waren gezwungen, entweder neue Munition zu kaufen, oder ohne Waffen eine Expedition in das Innere Afrikas zu machen. Zum Glück trieben wir einen Henry-Martini-Karabiner auf, der uns nun Dienste leisten muß, bis unsere Munition nachkommt. Bis zu allerlezt liefen wir noch auf dem Bahnhof umher, um zu erfragen, ob keine Kiste angekommen sei, und erst im letzten Augenblick wurde der Kauf des neuen Gewehrs abgeschlossen, so daß ich ganz außer Atem auf dem Schiff anlangte, welches einige Minuten später auch bereits begann, sich langsam zu drehen und mit gleichsam selbstbewußter Bewegung den Hafen verließ. Neben uns auf dem Quai wurden gerade einige Bataillone österreichischer Soldaten in den „Utrano“ eingeschifft, deren Kapelle während des ganzen Vorganges musizierte und uns zuletzt die österreichische Nationalhymne zum besten gab, die wir sofort in „Deutschland, Deutschland über alles“ umsetzten und als gutes Omen für unser Unternehmen begrüßten. Meine Gefährten standen neben mir und jagten lange kein Wort; sie schienen in den Anblick des schönen Hafens von Triest verjunkt, der noch einmal sich vor unseren Blicken in seiner ganzen Großartigkeit entfaltete; doch gewiß überkamen auch sie Gefühle eigener Art; wahrscheinlich wehmütige Abschiedsgefühle, zumal da es bei ihnen das erste Mal war, daß sie dem heimatlichen Erdteil lebewohl sagten — wer wußte auf wie lange! — Ich schliesse nur von mir auf sie; denn obwohl es bei mir schon das dritte Mal war, daß ich von Europa auf lange Zeit Abschied nahm, konnte ich mich eines merkwürdig bangen Gefühls doch nicht erwehren, obgleich ich ja mit allen möglichen Hoffnungen in die Zukunft blickte, und meiner, so zu sagen, zweiten Heimat entgegen eilte.

Von nun an kam neues Leben an Bord des Schiffes. Doch warum soll ich wieder beschreiben, was so oft schon beschrieben ist? Heutzutage ist eine Seereise keine Seltenheit mehr und jeder weiß ganz gut, wie es auf einem Schiffe zugeht. Demen, die doch gern wissen wollen, was wir treiben, sei gesagt, daß unsere Hauptarbeit darin besteht, die ungeheuren Frühstücks-, Mittags- und Abendmahlszeiten zu vertilgen, welche uns die österreichisch-ungarische Lloyd-Kompanie für unser Geld giebt. Die „Titania“ ist ein nagelneues Schiff, erst auf der zweiten Reise begriffen, und hat daher alle möglichen modernen Verbesserungen, wie z. B. elektrisches Licht, mit welchem abends unser Salon erleuchtet ist. Ich habe allerdings schon bequemere Schiffe gesehen, als unseres, aber so modern, wie eines sein kann, ist es gewiß. Besonders thut sich dies in der Verpflegung kund. Ich erinnere mich meiner ersten großen Seereise vor 11 Jahren, wo wir, anstatt in einem wohl erleuchteten komfortablen Salon zu sitzen, nur ein schwarzes Loch hatten, in dem abends eine Thraulampe brannte und wir Passagiere noch Portionen zu Mittag und das Trinkwasser flaschenweise zugeteilt bekamen. Dabei

war es nicht etwa ein Auswanderer-Schiff, sondern ein großer Donald-Kurier-Dampfer. Hier haben wir morgens Kaffee mit frischem Brot, um 9 Uhr ein Frühstück, das ich immer für unser Mittagessen halte — ich stehe nämlich früh auf und habe schon viel gethan, wenn es zum Frühstück läutet, daher die Verwechslung — um 12 Uhr „Lunch“ bestehend aus kaltem Fleisch und Früchten. Um 6 Uhr Diner von 3 Gängen, Dessert und Kaffee, um 9 Uhr Thee. Dabei alles vorzüglich zubereitet, reinlich und nett serviert. Bedienung gut, soweit das bei der Anzahl der Passagiere möglich ist. Das Schiff ist nämlich beinahe überfüllt. Hinten ist ein Teil der chinesischen Gesandtschaft und eine Menge Leute, die nach Indien gehen und sich Pferde mitgenommen haben, die auf dem Mitteldeck stehen und mit denen ich täglich ein halb Stündchen verplaudere; ich bin nämlich ein großer Pferdeliebhaber. Vorn ist auch alles voll und unter den Passagieren befinden sich ein Kapuziner und ein Karmeliter-Mönch, die als Missionare in Indien leben und dahin zurückgehen; auch ein protestantischer Missionar scheint darunter zu sein. Wenigstens macht er den Eindruck eines solchen. Er hat zwei Kinder, die den Ärger aller Mitreisenden wach rufen. Bei Trübsal quieken und schreien sie unaufhörlich so, daß man sich kaum unterhalten konnte; und in den Schreipausen strampeln sie auf dem Deck umher und fahren einem alle Augenblicke in die Beine. Unsere sonstige Reisegesellschaft ist eine recht gewöhnliche. Man kann das aus der Unterhaltung entnehmen, die wir zwar hören, aber nicht verstehen dürfen; wir reisen nämlich, um unsern Zweck zu verheimlichen, als Engländer, denen Herr Otto den Dolmetscher macht. Es ist dann oft ganz lustig zu hören, was die Leutchen unverständlich glauben. Einige davon schimpfen den ganzen Tag über das Essen. In ihrem Heim sind sie gewiß einen schlechteren Mittagstisch gewöhnt, es ist aber erstaunlich, wie die Ansprüche der Menschen mit deren Befriedigung wachsen.

Wir haben von Anfang an eine Deck-Passage genommen, weil wir dadurch eine große Summe für den Zweck des ganzen Unternehmens sparen und uns verhältnismäßig nur geringe Unbequemlichkeit auferlegen. An Bord gelang es uns aber, von dem Zimmermann und dem Steward zwei Kabinen zu bekommen, deren eine Dr. Peters und Rühlke, die andere Otto und ich einnehmen. Es ist dies ein geringer Kostenzuschlag und wir fahren nach Aden für die Hälfte des Preises, mit genau denselben Annehmlichkeiten, wie die Salon-Passagiere. Ich für meine Person habe noch einmal in der Kabine geschlafen. Ich bin ein Lager unter freiem Himmel noch von früher gewöhnt und schlug meine Schlafstelle gleich in der ersten Nacht auf dem Verdeck auf. Jetzt haben sich die beiden andern Herren auch entschlossen oben zu schlafen und machten gestern Nacht ihr Debut; ich glaube, sie stehen sich sehr gut dabei.

Am 4. Oktober kamen wir aus der Adria heraus in das Mittelmeer. Leider hatten wir nicht den Kurs genommen, den ich früher hier gekommen war, und bekamen deshalb von der dalmatischen Küste und den jonischen Inseln nur wenig zu sehen. Der Unterschied in der See macht sich indessen fühlbar, denn es geht eine ziemlich starke Dünung; Folge ist ein geringes Stampfen des Schiffes, Folge hiervon Balanz der meisten Plätze bei Tisch und große Nachfrage nach Bidels beim Abendessen. — Heute sahen wir zum ersten Male spielende Delphine, die seitens meiner Reisegesährten laut bewundert werden. Es ist aber auch ein belebender Anblick, wie die ungeschlachteten Tiere in großer Anzahl aus dem Wasser emporschwellen und im langen Bogensaß wieder in ihr Element zurückkehren. Und so oft ich es gesehen habe, immer wieder sehe ich das Tollen und Treiben der munteren Tiere gern mit an. Gegen Abend hatten die Seeleute ein Konzert in ihrem Logement; eine Ziehharmonika wurde von einer Blechpfeife begleitet. Da aber von beiden dieselbe Melodie und zwar von jedem Instrument in einer andern Tonart gespielt wurde, so entstand eine Musik, bei der meine alten Zahnschmerzen wieder wach wurden. Daher ging ich lieber auf das Vorderdeck. Später abends bekamen wir Caudia und noch später das Feuer von Sozo in Sicht. Leider war aber das Wetter etwas „dicht“, so daß man nicht sehr viel „Blick“

bekam. Gegen zehn Uhr begann die für diesen Tag vorausgesagte Mondfinsternis. Langsam bedeckte sich die Mondscheibe, und je geringer das Licht von oben wurde, desto intensiver begann das schöne Mittelmeer zu leuchten, bis bei vollständiger Verfinsternung ein Sprühregen von Gold und Silber um den Bug unseres Schiffes stob und die Wellen von bunten Flammen erglänzten. Etwa zwei Stunden genossen wir diesen zauberhaft schönen Anblick, da wurde die linke Seite des Mondes wieder sichtbar, vergrößerte sich zusehends und im selben Maßstabe, wie der Mond lichter wurde, nahm das Meerleuchten wieder ab, bis die ganze See wieder sanft blau im hellen Mondenschein erglänzte und statt Gold und Feuer wieder ein weißer Schaum auf den Rämmen der Wellen spielte.

Unser Leben geht gemüthlich vorwärts. Nach der anstrengenden und aufregenden Arbeit bekommt einem die Faulheit auch einmal ganz gut. Hierher paßt nämlich wirklich Schaeffels Lied: „Nach gethaner Fütterung kommt Hauptarbeit, der Schlaf“; denn kaum ist man mit einer der Mahlzeiten zu Ende, so hat man in der Regel nicht Lust etwas anderes zu thun, als sich an Deck zu strecken und zu schlafen. — Die Sonne des Südens hat uns indessen schon wieder stark mitgespielt, wir sind an Händen und Gesichtern gewaltig verbrannt; Fleisch hat indessen nur Dr. Peters angefeht; Dr. Bühlke und ich, bei denen es nicht so bemerkbar ist, spielen ihm gehörig mit. —

Heute, am 6. Oktober, macht sich ziemlich Aufregung unter den Passagieren bemerkbar. Der Leuchtturm von Damiette ist in Sicht und natürlich verheißt das baldige Landung. Alles ist in hoher Erwartung, ist es doch für die meisten der Passagiere das erste Mal, daß sie südliche Länder zu sehen bekommen sollen. Daß wir schon in recht südlichen Strichen sind, thut sich jeden Augenblick dar. Schwärme fliegende Fische tauchen ab und zu auf, und gegen Mittag kamen zwei Schweinfische hergejagt und schwammen lange Zeit vor dem Bug unseres Schiffes her, ab und zu große Säge aus dem Meer produzierend. Eine ganze Zeit begleiteten sie uns, bis einer der Matrosen mit einem Stück Kohle nach ihnen warf und sie auf diese Weise verschonte. — Am Nachmittag langten wir in Port-Said an. Was immer andere sagen mögen, ich finde den Süden, trotz seiner vielen Nachteile wunderschön. Es ist wahr, der vermohnte Nord-Europäer findet keine eleganten Restaurants, aber es ist doch viel interessanter, auf offener Straße zu sitzen, und auf die Vorübergehenden zu achten und dabei seinen Kaffee einzunehmen, wenn man auch ein wenig Staub dabei schlucken muß. Die sogenannten Cafés sind so reinlich nicht, wie z. B. Café Bauer unter den Linden, dafür wird man aber von einem Araber mit Turban und langen, weiten Pluderhosen bedient, der einen mit höflichem „salaan“ grüßt und einem den Obolus, den man ihm aus Großmut und alter Berliner Gewohnheit reicht, nicht etwa halbverächtlich wieder zurückgibt, wie das bei unseren überzivilisirten und betrachten Kellnern wohl oft genug passiert, — sondern verwundert meint, man habe zu viel bezahlt. — Dabei fällt mir ein: den Frack und Gylinderhut sind wir hier glücklich los; hier kennt man kaum den Namen dieser Instrumente; sie waren mir von je verhaßt. Auf den Straßen sieht man die Europäer in indischen Helmen aller Art und Formen einhergehen. Die Soldaten tragen ein Käppi, von welchem ein mit einer Schnur gehaltener Schleier auf den Nacken fällt, und die eingeborenen Araber tragen entweder einen Turban oder gar nichts. Jedemfalls sieht alles pittoresk und nicht modern aus. Dabei ist man doch endlich einmal über das Schwarz hinaus, und sogar die Menschen tragen die Farben des Südens. Europäer erscheinen meistens in leichten weißen oder blauen Anzügen mit rotem Shawl um den Leib. Araber tragen ihr langes blaues Gewand, und der Grieche erscheint in engem Jackett mit weiten Pluderhosen, alles ist aber Schick und gefällig. Auch wir haben uns in südliche Tracht geworfen. Am Land lauchten wir jeder einen grauleinenen Anzug mit indischem Helm und fühlten uns ganz erleichtert. Port-Said hat etwa 20 000 Einwohner, Araber und Farbige eingezählt; es ist leicht, aber nach meinem Geschmack gefällig gebaut. Die Straßen sind zwar ungepflastert, die Häuser



haben nur stellenweise Glas in den Fenstern, aber ich finde es doch schön. Hier gibt es vier Konzerthäuser, von denen zwei, „Eldorado“ und „Concordia“, ganz anständig sind. Es musizieren Damenkapellen, die meist aus Deutschböhminen zusammengesetzt sind: die Musik ist ganz leidlich. — Ein Vergnügen, das wohl jeder hier anlangende Europäer sich gönnt, und dem auch wir uns nicht entzogen, ist ein Ritt auf Eseln. An jeder Straßenecke stehen Dutzende dieser Tiere, und das Geschrei der Treiber, die einen mit Gewalt auf die Tiere ziehen wollen, ist betäubend. Unsere ganze Schiffs-gesellschaft war schon an uns vorüber geritten, als wir uns auch entschlossen, spazieren zu reiten. Die Esel waren sofort zur Stelle. Dr. Peters bestieg den einen, das ging. Dr. Peters ist ein kleiner Mann. Dr. Zühlke mußte schon seinen Steigbügel bedenklich in die Höhe ziehen. Als ich aber auch aufsteigen wollte, o weh, da war kein Esel zu finden, über den ich nicht wegschreiten konnte, ohne mich besonders anzustrengen, ich war also genötigt, meine Beine unter dem Esel in eine Art Knoten zusammenzuschlagen, und dann ritten wir los. Zunächst nach dem arabischen Viertel. Dies besteht beinahe nur aus Zelten, wenigstens können sich nur die Reichen rühmen, ein Haus zu besitzen, das aus Kistenbrettern zusammengesetzt ist. Hier greuzt allerdings der Schmutz aus Unglaubliche, und es ist wohl kein Wunder, wenn an solchen Orten die Cholera und ähnliche Krankheiten sich bleibend einnisten. Mitten im Viertel steht die Moschee, ein Gebäude aus Brettern und Balken gebaut, und allem, nur keiner Kirche ähnlich. — In einigen Straßen haben ganz besonders die arabischen Fruchthändler ihre Buden aufgeschlagen, wo man zu dieser Jahreszeit Wassermelonen, unreife Orangen, Trauben aus Syrien, Datteln und alle Gemüße bekommt. Hier ist das Gedränge und das Geschrei über alle Beschreibung fürchtbar. Alles drängt und stürzt und niemand nimmt es übel, gedrängt und getreten zu werden. Durch das dichteste Gedränge ritten wir und teilten Büsse und Stöße nach allen Seiten aus. Jedermann fand das natürlich. — In der Mitte der Stadt ist der sogenannte Garten: ein Rondel, in dessen Mitte ein kleiner Pavillon steht, der von Palmen und palmenartigen Gewächsen umgeben ist. Rings herum fließt etwas Wasser. In einer kleinen Straße fanden wir ein französisches Restaurant, das uns durch seine Reinlichkeit einlud, einzutreten. Wir bestellten und erhielten hier ein ganz passables Frühstück, bestehend aus Beefsteak, Eiern, Schinken, Frischlingen und Wein. Wir waren drei Personen, die einen gesegneten Appetit mitbrachten; trotzdem war der Preis von 8 Frank für das ganze Mahl doch nur gering. Noch mehrere Stunden trieben wir uns beobachtend umher, besahen, was zu besehen war, und verließen am Nachmittage des Tages nach unserer Ankunft Port-Said, um uns in den Kanal zu begeben. Wer die Fahrt durch den Kanal einmal gemacht hat, der hat genug davon gehabt. Die Fahrt geht äußerst langsam von statten, zu sehen ist nichts, als zu beiden Seiten der braungelbe Sand der Wüste, die hier wirklich so ist, wie man es in den Büchern liest. Unabsehbar flach, glutheiß und braun und dürr; ohne einen Tropfen Wasser, ohne ein grünes Blatt. Wunderbar aber ist sie bei Abendbeleuchtung. Das braune Land wird rot, der Horizont violett, und man kann kaum untergehen, wo die Erde aufhört, der Himmel anfängt. Dann kommen aber wieder hohe Sanddünen, die jede Fernsicht verhindern, und die Fahrt ist im ganzen sehr langweilig. Erst am Bittersee ändert sich das Bild ein wenig. Da sind einige Bäume, dann sieht man einige Baggermaschinen und dann die niedrigen Ufer des Sees. Später werden an beiden Seiten Höhenzüge sichtbar und man weiß, man nähert sich Suez. Am Morgen des 9. Oktober ließen wir vor Suez Anker fallen. Wir haben etwa 4000 Kisten hier anzuschiffen und müssen insofern wohl den ganzen Tag hier liegen. Ich benutzte die Gelegenheit, um ein paar Skizzen anzufertigen; aber ich fürchte, ohne den Pinsel eines Hildebrandt zu haben kann man den Farben und der Beleuchtung des Südens nicht gerecht werden. Gegen 2 Uhr nachmittags wurde der Anker gelichtet, und wir setzten unsere Reise nun in dem roten Meer fort. So lange wir uns noch im Busen von Suez befinden, ist an beiden

Seiten die Küste sichtbar, deren schroffe Formen und eigentümliche Farben wohl zur Bewunderung auffordern, deren schreckliche Sterilität sie aber recht wenig einladend erscheinen läßt.

Obwohl das rote Meer als einer der heißesten Himmelsstriche von jeher verrufen ist, so habe ich es dort bisher doch immer gut getroffen. Jedesmal leidliche Brise, welche die Temperatur herabsetzt, und dabei bewegte See. Die Hitze ist ja immer noch erheblich im Vergleich zu Europa; man empfindet sie aber weniger, als man dieselbe Temperatur in Europa empfinden würde. Im adriatischen Meere war unsere Temperatur durchschnittlich 23° Reaumur in der Sonne, 21° im Schatten; hier ist sie bis jetzt 30° in der Sonne, 28° im Schatten. Die Abende sind prachtvoll. Rings um uns leuchtet und glänzt das Meer, Delphine tummeln sich in Scharen und ihre Bewegungen lassen sie wie blaue Flammen in der Tiefe des Meeres erscheinen. Steht man an die Veranzugung des Schiffes gelehnt und sieht hinaus in die tiefblane Nacht und gedenkt der Heimat und zugleich der Zukunft, dann weiß man, daß diese Augenblicke zu den unvergesslichen des Lebens gehören werden.

Der 12. Oktober war ein Sonntag und einer der Priester, die wir an Bord hatten, hielt eine Messe, da ja die Bemannung des Schiffes hauptsächlich italienisch und somit katholisch ist. Leider war es unmöglich, Musik zu haben, wodurch die Handlung an Feierlichkeit verlor. Es ist aber erstaunlich, wie diese Priester mittels der geringfügigsten Gegenstände sich und ihrer Umgebung Würde und Feierlichkeit zu verleihen wissen. Als Altar diente ein Tisch mit weißem Tuch, darüber hing ein anderes Tisch Tuch als Baldachin und das war alles; trotzdem hatte man den Eindruck der Feierlichkeit.

Die nächsten Tage hatten wir einen anhaltend wehenden und äußerst heftigen Wind, der denn auch die See bald in Bewegung brachte, so daß unser Schiff bedenklich zu stampfen anfang. Natürlich machte sich sofort die Seekrankheit in hohem Grade bemerkbar.

Am 14. nachmittags fuhrn wir an der Insel Perim vorbei, über deren Erwerbung durch die Engländer man folgende lustige Anekdote erzählt. Ein französisches Kriegsschiff wurde abgesandt, um von dem herrenlosen Felsen Besitz zu ergreifen. Die Herren fuhrn indes erst nach Aden, wahrscheinlich um sich von den Strapazen der laugen Reise von Frankreich nach Arabien ein wenig zu erholen und sich überhaupt zu dem riesigen Unternehmen Mut zu trinken. In Aden angekommen fand man ein englisches Kriegsschiff, das, auf der Heimreise begriffen, zufällig hier angelegt hatte. Man lud „les bons confrères“ ein, an einem festlichen Gelage teilzunehmen, und als die Flasche erst ein wenig gekreist hatte, teilte man ihnen ganz im Vertrauen mit, daß man beabsichtige, den fahlen Felsen da draußen in der Bab-el-Mandeb Straße zu besetzen. Das schien den Engländern ganz besonderen Spaß zu machen, denn waren sie vorher lustig gewesen, so wurden sie jetzt ausgelassen und tranken ihren guten Freunden ein Glas nach dem andern auf allerbesten Erfolg zu. Am nächsten Morgen fuhrn die Franzosen voll guten Mutes nach Perim, um die französische Flagge dort aufzuziehen. Was war aber das, was da oben auf dem Felsen zu flattern schien, als die Herren sich der Insel näherten? Kaum glaublich, aber doch wahr: diese Engländer — waren ihnen wieder zuvorgekommen und hatten ein Schiff abgesandt, um Perim unter englischen Schutz zu stellen, und das noch, während die Franzosen sie gestern bei einem freundschaftlichen Gastmahl bewirteten. „Verrat, Freundschaftsbruch!“ u. s. w. schrien die Franzosen; half aber nichts — Perim ist noch heute englisch.

Hier in Aden in unserm Hotel, Hotel de l'Europe, trafen wir einen französischen Ingenieur, der einen Tag vor uns angekommen war und der sich ziemlich verlassen vorkam, da er bis zu unserer Ankunft der einzige Gast hier war. Wir waren ihm daher sehr willkommen, und er schloß sich uns bald an. Zusammen unternahmen wir nun einen Ausflug nach der arabischen Stadt „Aden“, die von dem gleichnamigen Hafen immer noch etwa

eine deutsche Meile entfernt ist. Obwohl Aden nicht zu den zivilisirtesten Städten der Erde gehört, so ist doch daselbst das Droschkewesen in hohem Grade entwickelt, und ein solches Gefährt, das sehr einer Droschke erster Klasse in Berlin ähnelt, hielt denn auch bald vor unserm Hotel, uns nach der arabischen Stadt zu fahren. Der Weg zieht sich eine Zeitlang dicht an dem Meeresufer hin; zwischen ihm und den steilen Bergen oder vielmehr Felsen, die hier beinahe senkrecht aufsteigen, führt nur ein ganz schmaler Streifen, welchen Wegebaukunst in einen vorzüglichen Weg umgewandelt hat. Man sieht hier an einigen Stellen, die breit genug waren, um die Anlegung von Lagerplätzen zu gestatten, ungeheure Kohlenhaufen, die mit großer Kunst und Mühe zu einer bedeutenden Höhe aufgestapelt sind. Etwas weiterhin kommt man an einer anderen freien Stelle zu einem Bauplatz für Boote, für sogenannte Dhows, die von den schiffahrenden Arabern der afrikanischen Küste viel gekauft werden. Dann hebt sich der Weg in einer kurzen Schlangenumwindung, und man fährt gerade auf das Felsenthor zu, das den Eingang zu der arabischen Stadt bildet. Es ist ein wahrhaft erstaunlicher Anblick, zu sehen, wie die Engländer es verstanden haben, jeben von der Natur gebotenen Vorteil dazu zu benutzen, ihren Besitz hier zu festigen. Das große Felsenthor kann mittels großer eiserner Flügelthüren ganz geschlossen werden und wird noch dazu von den Kanonen eines kleinen Forts bewacht, das wie ein Geier hoch oben auf dem Felsen thront und durch sein Artilleriefeuer die Stadt sehr wohl in Asche legen könnte. Der Felsen ist, wahrscheinlich durch vulkanische Kraft, gespalten und ein etwa 12 Fuß breiter Durchgang hat sich gebildet, durch den man in den Kessel gelangt, in welchem Aden liegt; ist man zwischen den Felsen hinaus, so hat man, da man sich höher befindet als die Stadt, einen freien Blick auf diese. Und kein Wunder, daß den Beschauer bei dem ersten Anblick Staunen ergreift. Rings um die Sohle des Kessels erheben sich beinahe senkrechte Felswände, bestehend aus vulkanischem Konglomerat und theilweise Basalt, ihre geradezu bizarren Spitzen und Formen heben sich scharf gegen den Himmel ab. Wir erblickten die Stadt, als die Sonne schon einige Minuten untergegangen und in Aden die Lichter angezündet waren, und durch die eigentümliche prachtvollle Naturbeleuchtung, durchbrochen von dem Gesümmer der Laternen und Fackeln, wurde der Reiz des Anblicks noch gehoben. Unser kleiner Pony trabte rasch bergab und nach wenigen Minuten hielten wir vor einem echt arabischen Kaffeehause. Wir verließen unser Gefährt, um einen arabischen Kaufmann aufzusuchen, welcher Agent für die Schiffe des Sultans von Zanzibar sein sollte. Langsam durchwanderten wir die Straßen, in denen sich nun ein lebendiges Bild echt arabischen Lebens vor uns entwickelte. Rechts und links bildeten die untern Teile der Häuser Bogenhallen, in denen braune Leute saßen und ihre Ware feil hielten. Vor diesen „Bazars“ standen mitten auf der Straße wieder einzelne Tische, auf denen getrocknete Datteln, türkisches Konfekt, Gebäck und andere arabische Lederbissen zum Verkauf lagen. In jedem Bazar, auf jedem Tische braunteu trübe Laternen und oder qualmende Fackeln, und jeder Laden war umringt von einer Menge fröhlich dreinschicker Schwarzer, die alle gern handeln, alle gern kaufen wollten. Traten wir irgend einem Verkäufer näher, so waren wir sofort von einer Unzahl Schwarzer groß und klein umringt, die mit ausgestreckten Händen nach „Bachschisch“ schrien. Ich folge dann dem Grundsatze, sie ruhig schreien zu lassen, sehe mir die hübschesten schwarzen oder braunen Gesichter an und bewundere den sanften, oft bei aller Lustigkeit fast melancholischen Ausdruck, der in den schönen braunen Augen liegt. Werden sie zu zudringlich, so strecke ich ebenfalls meine Hand aus und rufe mit kläglichem Tone „Bachschisch!“ — dann stieben sie gewöhnlich lachend auseinander. So traten wir an einen Tisch, an dem ein härtiger alter Araber mit ungewöhnlich langen Weinen saß, aus seinem Tschibul rauchte und Konfitüren und Gebäckes verkaufte. Vor ihm brannten zwei Fackeln, die eigentlich nur die Finsternis sichtbar machten, doch aber zur Romantik des Ganzen wesentlich beitrugen. Unser Franzose kaufte sich der Kuriosität halber etwas Konfekt. Langsam und bedächtig drehte der Alte die empfangene Kupfermünze mehrmals um, und erst nachdem er sich

überzeugt, daß es echtes Geld und nicht etwa ein breit geschlagener Hosenknoß sei, schnitt er ein Stück Konfekt ab und verabreichte es unserm Freunde mit einer Gebärde, als erteile er ihm den Orden vom goldenen Vlies. Auf uns alle machte das einen Eindruck, den wir schwerlich vergessen werden; die Gravität des ehrwürdig aussehenden Alten, die launige Schar Schwarzer um uns herum, dazwischen wir vier weißgekleidete Gestalten mit den weißen englischen Helmen, die ganze Gruppe übergossen von dem roten Lichte der Fackeln, das war Stoff zu einem Wilde für Hildebrandt. Ein junger Schwarzer bot sich uns als Führer an und unter seiner Leitung fanden wir den Weg durch enge Straßen immer im dichten Gewühl der schwarzen Menge, bis wir uns vor dem Hause Hassan Ali befanden. Im Vorzimmer warteten wir einen Augenblick, bis uns ein junger Schwarzer zu dem Herrn des Hauses führte. Dieser empfing uns in einem nach echt orientalischer Art ausgestatteten Zimmer. Dichte Teppiche bedeckten den Boden, an den Wänden und über der Thür hingen eine Art Olivenzweige, um dem Bösen den Eingang zu wehren. Ein niedriger Tisch stand in der Mitte des Zimmers und auf diesem eine Anzahl Tschibuks für Gäste; auf der Erde an den Wänden entlang eine Anzahl Polster zum Sitzen bildeten den Rest des Meublements. Auf äußerst reinlichen, blendend weißen Kissen saß Hassan Ali selbst, ein Mann im höheren Alter, der im besondern Grade die Würde und Ruhe zu besitzen schien, die den Orientalen vor allen Völkern auszeichnen. Er war in einen violetten Kaftan gekleidet, aus dessen Ärmeln die weißeste Wäsche hervor blickte. Auf dem Kopfe trug er den üblichen Fez und seine klugen Augen blickten uns durch ein Paar große Brillengläser fragend an. Bei unserm Eintritt erhob er sich, setzte sich aber sofort wieder und Dr. Peters führte durch einen Dolmetscher die Unterhaltung mit ihm. Die Antworten des Alten waren immer mit leiser Stimme gegeben, schienen aber sehr bestimmt und selbstbewußt. Die Unterhaltung dauerte nur kurze Zeit, und als sie beendet, erhob sich der Alte wieder, wandte sich jedoch sofort zu seinem Koran, der aufgeschlagen lag, und in dem er wohl bei dem Schein seiner vor ihm auf dem Erdboden stehenden Lampe gelesen, oder, nach einem zu seiner rechten Hand befindlichen Schreibzeug zu schließen, Anmerkungen gemacht hatte. Unwillkürlich kamen mir Hauffs Erzählungen in den Sinn, in denen er die türkischen und arabischen Kaufherren so treffend schildert. Was uns dort Märchen erschien, war hier wirklich, und es fehlte nur, daß sich plötzlich eine verborgene Thür aufthat und wir in sein Lager von bunten Shawls, Teppichen, Gold und Silbergerät und wohlriechenden Gewürzen und Oelen hineinblicken konnten, um uns ganz in jene Märchenwelt versetzt zu sehen. Von den Wohlgerüchen belamen wir übrigens etwas ab; denn ein sanfter, sehr angenehmer Ambraduft ging durch das ganze Zimmer. Nach unserer leider nur kurzen Unterhaltung verließen wir Hassan Ali, und auf einem andern Wege, als wir gekommen, führte ich, da ich die Stadt ja von früher kannte, meine Gefährten zu dem Café bei der Karavanjerei zurück. Neugierig, wie es in so einem Café zugehe und aus Beschreibungen ja schon damit betraut, wünschten die Herren das Lokal zu betreten und so gingen wir hinein. Auf der Straße vor dem Café stand ein weißgedeckter Tisch mit einer Anzahl von Stühlen und Bänken rings umher. Auf dem Tisch eine Laterne, eine Flasche, die eine buntaussehende Flüssigkeit enthielt, welche, wie wir später herausfanden, Sherbet war; auf den Bänken und Stühlen lagen und saßen in allen Positionen braune, gelbe und schwarze Gestalten, ganz, halb oder gar nicht bekleidet. Alle schlürften entweder aus Gefäßen aller Gattungen den bekannten schwarzen Kaffee, oder tranken eine Limonade oder Sherbet; die meisten rauchten einen Tschibuk. Einige Stufen führten in die Halle und hinter diesen befand sich noch ein Raum, der von einigen bunten Laternen erleuchtet wurde. Hier saßen in buntem Gemisch genau dieselben Figuren, die wir draußen bereits gesehen, denen man aber an ihrer meistens weißen Gewandung ihren wahrscheinlich höheren Grad oder doch größeren Wohlstand anmerkte. Zu unserm Erstaunen sahen wir die meisten, ob groß oder klein, mit Dominospielen beschäftigt. Wir setzten uns draußen in die Halle, was

uns von dienstfertigen Schwarzen sofort einige Stühle und Tische angebracht wurden. Ohne daß wir bestellten, kam für jeden eine kleine Tasse sehr süßer Kaffee, der indessen sehr stark nach Talg schmeckte, da er mit Fett gebrannt wird und von dieser Zuthat eine für den Araber unbemerkbare, für den Europäer aber empfindlich starke Dosis bekommen hatte. Wir saßen da, um uns zu unterhalten, ich muß aber gestehen, daß wir wohl recht schweigsame Gäste gewesen sind. Wir blickten hinaus auf das Menschengewühl, das in dem eigentümlichen Lichte der Tropennatur an uns vorbeiströmte: Da ging der beturbante Araber in seinem langen blauen oder weißen Gewande, da waren Somalis mit dem eigentümlichen langen und doch krausen Haar, das oft von ganz heller Farbe ist. Da waren Parfen mit ihren wunderlichen Nützen und der hellen Gesichtsfarbe und alles flutete in dichtem Gebränge an uns vorüber. Uns gegenüber war eine Karawanenrai, wo Hunderte von Kamelen lagen, und eine Schar anderer Kamele zog an uns vorüber, jedes einen kleinen Karren mit einer Tonne Wasser ziehend. Ans einem hell erleuchteten Gebäude an dem Meer, wo die Kamele lagen, klangen laute Stimmen und Gesang nebst obligater Trommelbegleitung; in der nächsten Straße konnte man wieder auf die vorhin erwähnten Bazars blicken; und ein Gesehm und Geräusch drang an unser Ohr, aus dem man auf die Lustigkeit und Sorglosigkeit der uns umgebenden Menschen schließen konnte. Unser Tisch wurde von lauter kleinen Zungen belagert, die alle nur auf die Gelegenheit warteten, etwas erbetteln zu können. Einem dieser Kleinen gab ich meinen Kaffee zu trinken, worauf er sich auf den Kopf stellte und mich durch einige andere gymnastische Künste zu unterhalten suchte. Neben uns sahen einige ältere Araber, denen Dr. Peters Zigaretten anbot. Nach wenigen Minuten gab der eine Alte mit höflicher Verbeugung ihm ebenfalls die seinigen zur Probe. Bunt gekleidete Knaben kamen und setzten sich an andere Tische, jedem wurde von einem arabischen Diener ein Tschibut gereicht, deren eine große Anzahl in einer Ecke standen. Der Diener setzte auf jeden einen ehöneren Kopf mit Tabak und einige glühende Kohlen, über den Kopf eine spitze Flechbüte, um das zu schnelle Verbrennen zu verhindern, und sog dann mit aller Gewalt an dem Mundstück, um die Pfeife anzubrennen und dem Gast das spätere Ziehen zu erleichtern. Der Gast nahm hierauf die Pfeife in Empfang und rauchte an demselben Mundstück weiter; ländlich, sittlich! Das bunte Bild wechselte so beständig und regte die Phantasie so eigenartig an, daß ich wohl verstehen kann, wie der rohe Wüstenaraber, der nie ähnliches gesehen, voll ängstlichen Staunens auf solche Szenen blickt, dann in seine Zelte zurückkehrt „und seinem Stamm von Genien und Feen erzählt am roten Meer.“ — Erst spät am Abend fuhren wir zurück.

Nach einigen Tagen Aufenthalt in „Steamer point“ machten wir abermals einen Ausflug nach dem arabischen Aben, diesmal aber am hellen Tage. Bei dem Felsen-thor, wo man den ersten Blick auf die Stadt erhält, verließ ich den Wagen, um von hier aus den Ort zu inspizieren. Ich mietete mir einen Schwarzen, der mir einen Schirm über mein Buch halten mußte, und so ging es ganz vortrefflich. Nach geringerer Arbeit marschierte ich hinab, um die anderen Herren aufzusuchen, die sich inzwischen die großen Zisternen ansahen, welche ich schon von früher kannte. Diese Zisternen sind wahre Wunderwerke. Kläfte, Sprünge und natürliche Löcher in den Felsen sind äußerst geschickt benutzt, um gewaltige Wasserreservoirs herzustellen, die in der Regenzeit große Wassermassen aufnehmen. Sie sind vollständig auszementiert, wodurch die Felsen eine glazurartige, vollkommen glatte, gelbweiße Oberfläche bekommen haben. Von den Zisternen aus hat man eine vorzügliche Aussicht auf die Stadt und auf die den Gipfel der Felsen krönenden Befestigungen. Mit Dr. Fühlke streifte ich noch ein wenig durch die Stadt und auch er gestand, daß der phantastische Eindruck, den er am ersten Abend seines Hierseins erhalten, in keiner Weise durch Wiederholung des Besuchs bei Tage geschwächt sei. Wir begaben uns wieder in das Café, wo sich daselbe Bild von neuem Abend vor unseren Augen abspielte; ich zeichnete hier einen bildhübschen

jungen Araber ab, der mit untergeschlagenen Beinen vor mir saß und seinen Turban mit großer Geschicklichkeit und nicht wenig Koketterie um sein Haupt band. Das nie-gesehene Wunderwerk einer Zeichnung lockte indessen bald viele Zuschauer herbei, so daß ich gezwungen war, anzuhören, um nicht von der Menge umgestoßen zu werden. Als wir uns auf den Heimweg begeben wollten, fuhren zwei Droschken neben uns her, deren Kutscher uns auf die Vorteile ihrer Fahrzeuge aufmerksam machten: sie ließen nicht ab, uns zu belästigen, selbst als wir energisch erklärten, daß wir beabsichtigten, zu Fuß zu gehen; erst als ich mit meinem schweren Stiefel einen wohlgemeinten „Kick“ austeilte, verließen uns die zudringlichen Kerle. Wir wanderten weiter, unseren Weg durch den Tunnel nehmend, der den einen Teil der Befestigungen mit dem anderen verbindet. Dieser ist 379 Schritt lang und etwa 20 Fuß breit und wird nachts von Dellampen erleuchtet. Ist man hindurch, so gelangt man an den Meeresstrand, an welchem entlang der Weg zu einem zweiten Tunnel führt, welcher 139 Schritt lang ist und zu dem anderen Teil der Garnison führt. Hier stehen eine Menge Häuser auf ebenem Plage, in dessen Mitte sich ein Berg erhebt; auf diesem ist abermals ein kleines Thor durchschritten hat, wendet sich der Weg scharf links und man kommt wieder in die Hauptstraße zurück, die nach „Steamer point“ hinabführt. Im Hafen Aben erlebten wir noch eine ganz interessante Szene. — Des Abends zog ein fürchterlicher Lärm unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auf unser Fragen nach der Ursache erhielten wir die Antwort, ein Araber halte Hochzeit, und was wir hörten sei die Hochzeitsmusik. Wir begaben uns an Ort und Stelle, wo von vier bis fünf Schwarzen der Hüllensärm dadurch erzeugt wurde, daß sie ohne jeden Takt und Rhythmus auf einige Trommeln losschlugen, die einen blechernen Boden besaßen; ein anderes Instrument hätte solchen Spektakel gar nicht zuwege gebracht. Dazu wurde gesungen. Man sagte uns, daß diese Musik die ganze Nacht anhielte und während fünf Nächten wiederholt würde, zur besonderen Ehre und zum Vergnügen des Bräutigams. Dieser muß allerdings ein vorzügliches Trommelsell gehabt haben, um fünf Nächte lang diesen Hüllensärm auszuhalten. Er saß in einem niedrigen Raum auf der Erde, neben ihm zwei seiner Freunde oder Verwandten, alle halb auf Kissen von allen Farben und Formen gestützt. Vor ihnen standen auf einer alten niedrigen Kiste eine Menge Talglichter, denen man durch Biegungen die bizarrsten Formen gegeben hatte. An den Wänden entlang sahen eine große Anzahl Verwandte und Angehörige des Bräutigams; ebenfalls auf Kissen und durch das ganze Zimmer zogen sich zwei Reihen Sige, sodaß die hier sitzenden denen an der Wand das Gesicht, einander selbst aber den Rücken zuekehrten. Der Bräutigam war für seine Verhältnisse reich gekleidet, er trug eine rote, mit bunter Stickerei versehene Jacke und einen braunroten Turban, seine Nägel und Augenlider waren gefärbt; ohne ein Wort zu sprechen blickte er die europäischen Eindringlinge an, ruhig an seinem prachtvollen Tschibul rauchend und die Rauchwolken vor sich hinblasend. Einer seiner Verwandten, der uns in das Zimmer geführt hatte, gab uns über alles Auskunft, zeigte uns auch Stüchchen von dem Sandelholz, dessen aromatischer Geruch den Raum füllte, und bot uns zum Lohn für seine Mühe um „Bachschisch“. Am folgenden Tage versuchte ich eine Sige von dem Ort zu machen und zwar von der See aus, von wo man allein einen guten Blick auf Steamer-point erhält. Leider ging die See zu hoch, so daß das Schaulken des Bootes jedes Zeichen unmöglich machte. Ich entschädigte mich durch ein Bad, an dem sich die anderen Herren beteiligten; ihnen wäre es indessen beinahe übel bekommen, da namentlich Dr. Peters sich eine heftige Erkältung dabei zuzog. Am Nachmittage fuhren wir zur „Bagdad“, dem Schiffe, das uns nach Zanzibar führen sollte und das inzwischen aus Bombay hier eingelaufen war. Da sich dasselbe in Quarantäne befand, so durften wir es noch nicht besteigen, sprachen aber mit einem der Offiziere, in dem ich einen alten Reisegefährten von früher erkannte. Nach 24 Stunden wurde indessen die

Quarantäne aufgehoben, da das Schiff seine neuen Passagiere und Ladung empfangen und seine Weiterreise nach Zanzibar antreten sollte. Der letzte Tag unseres Aufenthaltes in Aden wurde also benutzt, um noch einige Briefe nach Hause zu schreiben und dann Billets zu nehmen und die Sachen zu packen, denn bald mußten wir weiter. Am 22. Oktober vormittags gegen 11 Uhr luden wir unser Boot, das uns an Bord der Bagdad bringen sollte. Als wir abstoßen wollten, sprangen noch eine Menge Jungen in das Wasser, fortwährend schreiend: „have a dive, have a dive“, meinent, wir sollten ihnen ein Geldstück in das Wasser werfen, das sie dann herausholen wollten. Die Szene erinnerte mich lebhaft an Madeira, wo dieses Tauchen nach Geld ebenfalls eine Lieblingsbelustigung zwischen Eingeborenen und Passagieren zu sein schien. Bald legten wir an der Bagdad an; aber welches Chaos empfing uns da! Wir hatten Billets zweiter Klasse, und wie sah es auf dem Deck aus, auf dem wir eine Zeitlang unseren Aufenthalt nehmen sollten! Schafe drängten sich mit einer Menge Eingeborener, ebenfalls Passagiere, doch war die Keilichkeit entschieden auf Seite der ersteren, der Geruch auf Seite der letzteren. Die Kabine, in der wir wohnen sollten, konnte nur erreicht werden, wenn man sich durch eine Menge Kisten und Kasten hindurch arbeitete, zwischen denen man sich die Beine brechen und gewiß einen Schwarzen tot treten mußte, der sich dazwischen sein Lager aufgeschlagen. Völl Entsetzen dachten wir daran, auf diesem Deck unser Lager aufzuschlagen zu müssen, da zollhoher Schmutz, in welchem Schafsdünger gewiß den unschuldigsten Teil bildete, dasselbe bedeckte. Wohl oder übel sahen wir uns gezwungen, die andere Chance, den Aufenthalt in der Kabine zu versuchen. Aber was war das für ein Ort? Ein Geruch, der im günstigsten Falle von toten Ratten und Mäusen herstammte, begrüßte uns bei dem Eintritt in ein Lokal von nur etwa 10 bis 12 Quadratfuß und etwa 7 Fuß Höhe, in dem sich aber Betten für 6 Menschen befanden. Noch waren wir keine 10 Minuten in dem Raume, als wir schon eine Maus ganz vergnügt an einem Saß Reis knabbern sahen, den wir mit in die Kabine genommen und auf dem sich zu gleicher Zeit schon eine Unzahl fogen. Katerlaten von bisher ungahmter Größe eingefunden hatten. Zu meiner besonderen Freude froh gleich darauf eine an Häßlichkeit alles bisher Gesehene weit übertreffende Spinne aus einem der Betten hervor, wurde aber sogleich von Dr. Peters mittels seiner Reitpeitsche erlegt. Wir wurde klar, daß ich wieder ein Jahr lang in Zivilisation zugebracht hatte; denn ein unsagbarer Ekel ergriff mich, der sich später in noch besonders übler Weise bemerkbar machte. In diesem Lokale zu hausen und gar zu essen war unmöglich. Dr. Peters fuhr rasch ans Land, um uns Verpflegung erster Klasse zu besorgen: Durch Zuzahlung einer verhältnismäßig geringen Summe gelang dies, und wir hatten wenigstens Aussicht, überhaupt essen zu können. Als der Kapitän an Bord kam, erklärte er uns in sehr energischem Tone, daß der Aufenthalt auf dem Hinterdeck nur mittels seiner Erlaubnis gestattet sei, die wir denn sofort sehr ergebenst nachsuchten; sie wurde auch unädigst erteilt; nur schlafen dürften wir auf keinen Fall hinten, da sonst gar kein Unterschied zwischen Passagieren erster Klasse und uns sei. Jedoch schon am folgenden Abend wurde der Kapitän in eine lebenswürdige Unterhaltung verwickelt und ihm dabei die Erlaubnis hinten zu schlafen ebenfalls abgenommen, so daß wir es jetzt eigentlich recht bequem hatten, so bequem, als es eben auf der Bagdad möglich war. Noch eine Schwierigkeit stellte sich uns am ersten Tage wegen unseres Gepäcks entgegen. Es war unmöglich, dasselbe sogleich zu verfrachten; wir wurden von Stunde zu Stunde vertröstet. Wegen der Menge umherlungerner Schwarzer war es aber unthunlich, dasselbe zu verlassen, und so waren wir gezwungen, es bis in die späte Nacht zu bewachen, bis uns endlich gesagt wurde, nun wäre die Reihe an uns. Erfahrungen, die wir in Triest und Aden gemacht hatten, bestimmten mich, jedes Stück selbst verpackt zu sehen und mir seinen Platz zu merken. Außerdem hatten wir gesehen, daß mit dem Passagiergut in recht wenig schonender Weise umgegangen wurde, und so erhob ich denn energischen Protest, als unsere Gepäckstücke ebenfalls in sehr sorgloser Weise zusammengelacht und in den Raum hinabgelassen werden sollten. Der die Arbeit

überwachende Offizier mischte sich nun in den Fall und erhob seine Stimme: erst als ihm bedeutet wurde, daß die Kompanie auf dem Villet ausdrücklich jede Verantwortung ablehne, man daher wenigstens vorsichtige Behandlung des Gepäcks erwarten dürfe, gab er zu, daß wir die Verstaunung desselben selbst überwachen dürften.

Am 24. Oktober enthält mein Tagebuch nur das Wort: „Seekrank“. Dahin war all mein Stolz auf meine Befahrenheit zur See. Ich hatte viel rauhes Wetter erlebt, war bei Madeira einmal in schiffsbrüchigem Zustande angetrieben worden und doch nie seekrank gewesen. In Aden mußte sich mein Magen in irgend einer Weise derangiert haben; dann kam aber auch der krankhafte Ekel hinzu, den ich in der Kabine empfinden hatte, so daß, als wir ein wenig hohe See bekamen, ich wirklich einem Anfall von Seekrankheit unterlag. Wir passirten Kap Guarda sui, und wieder erblickte ich die Felsen, die ich vor kaum einem Jahre mit vor Fieber zitternder Hand in mein Taschenbuch gezeichnet hatte. Leider war dies alles, was wir von der Küste zu sehen bekommen sollten; denn der Kapitän hatte, wie er uns erzählte, noch nie diese Reise gemacht, und hielt deshalb fortwährend auf hoher See. Eines Tages näherten wir uns einem elenden Fahrzeuge, dessen Insassen uns mit einer roten Fahne zuwinkten, zum Zeichen, daß sie in Gefahr seien. Wir hielten an und ein elendes Boot wurde herabgelassen, das eine Anzahl Schwarzer zu uns heraufuberte; diese gaben uns zu verstehen, daß sie schon zehn Tage auf See seien und kein Wasser mehr hätten. An das Land wagten sie nicht zu segeln aus Furcht vor den hier lebenden Völkern. Mit einem Faß des gewünschten Wassers wurden sie entlassen und setzten ihre Reise fort. Ihr Schiff war ein elendes, aus Planken und Matten konstruirtes Fahrzeug, ohne Deck. Die Araber haben keine Instrumente und verstehen kaum etwas von Navigation, trotzdem unternehmen sie große Reisen mit diesen Booten, und nur selten hört man von Unglücksfällen. — Mit uns an Bord befanden sich zwei Engländer, die genau in dieselben Gegenden, welche wir besuchen wollen, auf eine Jagdpartie zu gehen beabsichtigen. Wahrscheinlich werden wir wieder mit ihnen zusammentreffen; ich bin neugierig, wie sich die Sache dann entwickeln wird. Allmählich fängt die Fahrt nun doch an langweilig zu werden, man hat nichts zu thun, das ewige Lesen wird man überdrüssig und viel Raum zum Spaziergehen ist nicht vorhanden. Das ewige Einerlei von Schlafen und Essen und Essen und Schlafen wird zu viel, und man sehnt sich, auf das Feld der Thätigkeit zu kommen. Einen wundervollen Sonnenufergang erlebten wir, der des Erzählens wert ist. Wir saßen bei Tisch, als plötzlich an dem gelbwerdenden Himmel ein blauer Streifen erschien; bald erschien noch einer und noch einer und das dazwischen gebliebene Gelb nahm einen rotgoldenen Schein an. Nach ein paar Augenblicken stand am Abendhimmel eine goldene Krone, wie wahrer Heiligenschein, der vom Tropenhimmel auf die blaue See herniederstrahlte. Wohl mag man das Nordlicht preisen, sein Glanz bleibt immer kalt, hier war es die ganze Pracht und Leuchtkraft des Himmels, die sich erwärmend vor unserem bewundernden Blick entfaltete. Langsam sank die Sonne, die Strahlen wurden kürzer, und vorher golden, wurden sie jetzt feuerrot, das Blau des Himmels nahm eine grünliche Färbung an und es war, als thäte man einen Blick in die Unendlichkeit. Dann spielte ein helles Gelb wieder dazwischen, die Sonnenglorie wurde purpurn; plötzlich fing die Strahlen an zu zucken, die Farben verloschen allmählich, und als der letzte Strahl verschwunden war, trat sofort Finsternis ein. Wolken erhoben sich am Horizont und es wetterleuchtete.

Nichts unterbricht sonst die Einförmigkeit unserer Reise. Zum hundertstenmale besprechen wir unsere Pläne und setzen Regeln für unsere Handlungsweise fest, zum hundertsteumale gehe ich die Visten unserer Effekten durch, nachdenkend und überlegend, was wohl noch anzuschaffen sei, was vergessen. Ungebuldig sehen wir in die Zukunft; indessen sie kommt nur zögernd herangezogen und keine Ungebuld beflügelt ihren Schritt. Am 28., war uns gesagt worden, sollten wir in Lamoo, einem kleinen Hafen nördlich



von Zanzibar, anlaufen. Der Kapitän hatte jedoch noch niemals diese Küste befahren, war infolgedessen besorgt vor Strömungen, die hier sehr stark laufen, und so kam der 1. November heran, ehe wir Lamoo erblickten. Zum Glück lag der „Oriental“, der Dampfer, der meine Briefe mitnehmen sollte, noch vor Anker, und alle eilten, ihre Briefe noch zu beenden oder überhaupt zu schreiben, damit die Umzigen noch vor Weihnachten von uns hörten. Die Küste in dieser Gegend ist äußerst niedrig, und auch Lamoo, das übrigens eine Insel ist, liegt nur wenig über dem Meerespiegel erhoben. Keizend war indessen der Blick, den wir bei unserer Einfahrt hatten. Zu unserer Linken lag am Fuße eines mit grünem Gesträuch bewachsenen Hügels der Vorort Schela vor uns, anscheinend eine weite Bucht, an deren entferntestem Ufer die Stadt Lamoo liegt. Kokospalmen erheben ihre Kronen über die Häuser der Eingeborenen, die in malerischer Unordnung dicht gedrängt zusammenstehen. Inmitten der Häuser ragte ein ganz imponantes Kastell, aus Kalkstein gebaut, hervor, und eine Anzahl alter Kanonen starren uns daraus entgegen. Am Ufer bewegten sich Gestalten, in die buntesten aller Gewänder gekleidet, und eine Anzahl derselben kamen in einem Boot heran, um Bekannte von unserem Schiff abzuholen, die wir von Aden mitgebracht hatten. Freundlicherweise ließ uns der Kapitän sein Boot und wir fuhren sofort ans Land, um uns eines Spazierganges auf afrikanischem Boden, dem Boden unserer zukünftigen Heimat, zu erfreuen; das that uns aus gesundheitlichen Rücksichten auch gar sehr not. Wir gingen am Strande entlang, wo wir Eingeborene beschäftigt sahen, teils „Dhows“ zu bauen, teils Boote aus großen Baumstämmen auszuhöhlen. Es ist erstaunlich, was für brauchbare Fahrzeuge die Leute mit so geringen Mitteln herstellen. Ich wurde recht erinnert an das, was ich früher in Südafrika an den Flüssen gesehen hatte, nur daß dort die Leute die Boote aus Planken sammennähen, anstatt wie hier ordentlich zu zimmern. Bald schlugen wir einen Pfad ein, der von dem Strande hinwegführt und uns bald in den von weitem bereits gesehenen Kokoswald brachte. Zwischen den Palmen wuchert hier allerlei Unterholz, unter dem ich manchen alten Bekannten wiederfand. Ein Boobofbaum, allerdings von nur sehr geringer Dimension, fiel uns ins Auge und nicht weit davon sah man die dunkelgrünen Blätter des Kautschukbaumes, eine Menge Rizinusstauden standen umher, weiterhin einige Bananen, und über allen wiegten die Palmen ihre Gipfel in der blauen Luft. Nach kurzer Zeit trafen wir einen Alten, den wir durch Zeichen und einige Vokabeln, die wir auswendig gelernt hatten, bat, uns Kokosnüsse zu pflücken. Bereitwillig zog er eine Anzahl aus einem Versteck hervor, schnitt die grüne Schale ab und wir erquidten uns an der nach meinem Geschmack vorzüglichen Milch der Kokosnuss. Einige Annas (jüdische Kupfermünzen) belohnten den Geber und wir setzten unseren Weg fort, welcher uns auf einen Sandhügel führte; von ihm aus bot sich uns ein freier Blick auf die Insel dar. Interessant ist der Blick nicht eben sehr; man sieht nur ausgedehnte Kokospalmenwälder und nicht weit von uns die Stadt, nach der wir unsere Schritte nun lenkten. Wieder gingen wir unter Palmen dahin; ich finde sie wunder schön, trotz der wissenschaftlich-ästhetischen Betrachtungen, welche ihnen die Schönheit absprechen. So malerisch die Stadt von der Ferne aussieht, so wenig Anziehendes bietet das Innere. Die Häuser stehen vollkommen unregelmäßig umher, nur durch Gänge, etwa 2 Fuß breit, von einander getrennt. Von Pfahlwerk errichtet, die Wände mit rotem Lehm dünn beschmiert und die Dächer mit Matten von Palmblättern bedeckt, können sie kaum einen Schutz gegen die Witterung bieten. Außerdem macht sich überall ein äußerst übler Geruch bemerkbar, welcher auf recht wenig Reinlichkeits Sinn seitens der Eingeborenen schließen läßt. Im ganzen mutete mich auch bis jetzt das Aeußere wenig an. Mit dem Anstrich einer quasi Zivilisation, den ihr Umgang mit Arabern ihnen gegeben hat, verbinden sie die unangenehme kriechende Weise und die schmutzigen Gewohnheiten dieser, sodaß ein Vergleich zwischen den Waswahili, wie ich sie bisher in Zanzibar und hier gesehen, und den Zulus von Südafrika durchaus zum Vorteil der letzteren ausfällt. Auf unserem Wege durch die Stadt

kamen wir auch zu dem Kastell, das uns von weitem so imposant erschienen war. In der Nähe verliert es seine Stattlichkeit. In den Wänden zeigen große ausgeflachte Löcher, daß sich das ganze Gebäude in einem äußerst vernachlässigten Zustande befindet und ebenso, daß es einem wirklichen Angriffe kaum widerstehen könnte. Der Kalkstein nämlich, aus dem es gebaut ist, ist so weich, daß eine genügende Anzahl Büchsenhüsse wohl im Stande wäre, das Fort zu vernichten. Trotzdem weht darüber die rote Flagge des Sultans, und es wohnt darin der Gouverneur des Ortes. Vor dem Kastell liegen eine Anzahl uralter Kanonen, die, glaube ich, den Eingeborenen gewaltig imponieren. Trotzdem waren sie vor kurzer Zeit nicht im Stande, den Ort zu schützen. Bei Schela sieht man noch heute eine Anzahl Schädel und Knochen, sie rühren von Arabern her, welche vor nicht allzu langer Zeit von den aufständischen Somalis und Waswahilis umgebracht wurden. Unseren Erkundigungen nach sollen die beiden Orte zusammen 5000 Einwohner haben, unter denen ein Weiser, der englische Vizekonsul, lebt. Wir verließen die Stadt, nahmen ein Boot und fuhren zurück auf unser Schiff.

Wir waren gerade gekommen, um den Gouverneur des Ortes zu sehen: er besuchte mit seinem Stab das Schiff. Die Herren Offiziere tragen breite, gerade Säbel und krumme Dolche, sehen aber eigentlich nicht sehr formidabel aus. Es kommt dazu, daß sie uns um Kleider anbettelten, und da läßt sich denn denken, daß unsere Achtung vor ihnen nicht sehr stieg. Abends fuhren wir weiter; am Tage war draußen Wind angegangen und die See war in ziemlicher Bewegung. Unser Schiff schwannte bedenklich, und da sich vor der Einfahrt zum Hafen eine Bank befindet, über welche nur zur Zeit der höchsten Flut genügend Wasser für ein großes Schiff steht, so stieß unsere Schraube mehrere Male auf den Grund, in ihren Umdrehungen Sand aufschöpfend, der das Wasser hinter uns dunkelgelb färbte. — Von hier aus zeigt sich die Küste ziemlich belebt. Überall steigen aus der dichten Waldung, die das Land bedeckt, Rauchsäulen auf und Bananenhaine, und hier und da auch Hütten, vor denen im Sande spielende Kinder und geschäftig ab und zu gehende Schwarze die Wohnbarkeit der Küste bekundeten. Oft treffen wir kleine Boote, gerudert von Eingeborenen, und dann und wann segeln Dhows an uns vorüber; wer weiß, ob sie trotz aller englischen Wachsamkeit nicht eine Ladung Ebenholz an Bord verbergen. Die Küste würde jedenfalls ganz dazu angethan sein, den Handel zu begünstigen. Lauter kleine Buchten bieten den Dhows Anlandestätten und der dichte Wald am Strande den Booten sichere Verstecke.

Am 2. nachmittags kam Mombas, der zweite Hafen, den wir anzulaufen hatten, in Sicht. Im Anfang zeigte sich nur eine Flaggenstange und dann ein paar steinerne Gebäude. Die Flagge mußte aber erst in gerader Linie mit dem weiter im Lande befindlichen Missionshause zu sehen sein, ehe eine Einfahrt möglich war. Sobald dies geschah, bog der Dampfer rechts um und lief in beinahe nördlicher Richtung in die Oeffnung des Hafens hinein. Die Einfahrt ist nur eng, der Hafen selbst aber erweitert sich innen bedeutend, und da an den flachsten Stellen immer noch 8<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Faden Wasser ist, so kann Mombas wohl als vorzüglicher Hafen bezeichnet werden. Wir gingen in der Mitte der Bucht vor Anker und sahen das lieblichste Bild, das die Phantasie vorzaubern kann, vor unseren Augen ausgebreitet. Das linke Ufer ist hoch und fällt steil ab. Auf ihm entlang ziehen sich eine Anzahl Häuser, von gewöhnlichem Kalkstein gebaut. Weiterhin sieht man Hunderte von den Hütten der Eingeborenen, die hier indessen weit besser gebaut sind als in Lamoo. Auf der gegenüberliegenden Seite erhob sich das Missionshaus, ein stattliches, weithin leuchtendes Gebäude, daneben ein anderes, sehr hübsch gebautes Landhaus, dessen rote Wände sich hell von dem dunklen Hintergrunde von Palmen und Bananen abhoben. Noch weiter hin sah man einige besonders zierlich gebaute Hütten von Eingeborenen, halb in dem Palmenhain versteckt, wahrscheinlich Hütten von getauften Missionszöglingen. Umgeben von Rajen, überschattet von Palmen und Bananen, mit der Aussicht auf das nahe Meer, erschienen sie als der

Wohnort des Friedens. Wie schön wäre es doch, wenn der Frieden des Menschen von seinem Wohnorte abhinge.

Der Kapitän stellte uns wieder sein Boot zur Verfügung und mit den beiden englischen Passagieren, dem Schiffsarzt und noch einigen anderen Herren fuhren wir ans Land; ein ganz zementierter Weg führt das steile Ufer hinauf und auf eine Plattform, auf der abermals eine Anzahl Kanonen und ein Mörser, diesmal allerdings neueren Datums, aufgestellt sind. Zu unserer Linken befindet sich das Fort, in welches indessen, wie wir hörten, kein Europäer Einlaß erhalten soll. Eine Menge schreiender und tobender Jugend begrüßte uns und diente uns auf unserem nunmehrigen Spaziergange zu Führern und Begleitern. Wie überall in arabischen Städten, waren auch hier wieder die Straßen äußerst enge und schmutzig, obwohl in letzterer Hinsicht Mombas entschieden sich besser präferiert als Lamoo. Auf unserem Wege trafen wir überall auf Ruinen von alten Kirchen und Grabenmalern, und ab und zu trafen wir Brunnen von erheblicher Tiefe, welche teilweise in Felsen gehauen zu sein scheinen. Ueberall sieht man diese Reste ehemaliger Zivilisation, und man wundert sich nur, warum diese erloschen oder verschwunden ist, da hier doch eigentlich die Grundbedingungen zu einer guten Entwicklung gegeben zu sein scheinen. Mombas soll früher gegen 28 000 Einwohner gezählt haben, während es jetzt etwa 5000 zählt. Bald brachten uns unsere lärmenden Führer auf einen viereckigen Platz, von dem uns bedeutet wurde, daß es der Marktplatz sei. Von dem Geschrei und Gedränge, das hier statt hatte, kann man sich keine Vorstellung machen. Kreischende Weiber handelten um einige Fische, die den ganzen Tag in glühender Sonne auf glühendem Sande gelegen hatten, Kinder feilschten um Früchte und Männer boten sich gegenseitig Waffen, Musikinstrumente, geschmizte Stöcke und allerlei andere Artikel an. Dabei wurde hin und her geschrien, als ob von dem Herunterhandeln eines Pies das Leben abhinge. Ueberführt nur von diesem Lärm und teilnahmslos gegen alles, was um sie her vorging, schien eine gelbweiß gefleckte Nage, die sich an Fischen vollgeressen hatte und von ihrem Lager aus mit echter Kagenruhe auf die belebte Szene blickte. Sie repräsentierte jedenfalls den philosophischen Teil der Bevölkerung. Auf unserem weiteren Spaziergange trafen wir überall auf Weiber und Mädchen, beladen mit Körben voll Früchten; zu unserm Bedauern waren diese noch nicht reif. Wir fanden Papayen, Mangoes, Zitronen, Limonen, Mangostin u. s. w., mußten aber alle an uns vorbeispazieren lassen, ohne sie genießen zu können. Wie es scheint, vertheilt die Eingeborenen diese Früchte so zubereiten, daß sie, wenn auch noch unreif, genießbar werden. — Leider durfte unser Aufenthalt an Land nur wenige Stunden dauern, und so begaben wir uns, nachdem wir noch einen Blick auf die üppige Vegetation geworfen und einige besonders schöne Bäume bewundert hatten, auf den Heimweg. Wieder zogen wir durch die engen Straßen, in denen die Hindos-Kaufleute ihre Samen, Früchte, Eisenwaren u. s. w., alles durcheinander feil hielten. Am Landungsplatz angekommen, fanden wir, daß unser Boot nach dem Schiff zurückgerudert war, und erst nach langem Schreien, Rufen und Winken mit dem Tauchentuch zogen wir die Animerksamkeit einiger Eingeborenen auf uns, welche mit ihrem Boot zu uns herandruckten, um uns an das Schiff zu bringen. Das Boot war indessen nur klein und unsere Gesellschaft bestand aus 9 Personen. Es gehen aber viele gebuldige Schafe in einen Stall, auch wohl vorsichtige Leute in ein Boot, und obwohl es bis an die Rudersplöße in das Wasser sank, fuhren wir doch getrost los, uns unter Scherzen ausmalend, wie es sein würde, wenn wir plötzlich kenterten, und wenn die Haiische wohl zuerst anbeissen würden.

Zu der hierauf folgenden Nacht erging es uns übel. Schon am Abend ballten sich Gewitterwolken zusammen und entluden sich während der Nacht, wie sie es eben nur in den Tropen können. Wie Nindfäden fiel der Regen vom Himmel, und da wir auf den Deck schliefen, war es kein Wunder, daß wir trotz des Segeldaches nicht wenig naß wurden. Unserer guten Laune unbeschadet schliefen wir indessen weiter bis zum

nächsten Morgen, wo in der abgefühlten Atmosphäre der Ort einen unvergleichlich farbeuprächtigen Anblick gewährte. Weiß mit dunklem Schatten glänzte das Fort von Kombas; dunkelviolett erschienen die Palmblattdächer der Eingeborenenhäuser, rot und grün der stellenweise mit Hängepflanzen überwucherte Fels, auf welchem der Ort sich erhebt, tiefblau das glatte Meer; darüber spannte sich ein Regenbogen im tiefdunklen Gewölk, von der anderen Seite strahlte die Morgensonne. Selten sah ich ein herrlicheres Bild.

Noch vor dem Frühstück lichteten wir Anker und verließen den Hafen. Scharen von Delfinen tummelten sich umher und einer unserer englischen Reisegefährten schoß auf die harmlosen Tiere, glücklicherweise ohne zu treffen.

Während der Nacht passierten wir bei ziemlich unruhiger See die Insel Pemba und am Morgen des 4. November hatten wir Zanzibar an Steuerbord.

(Fortsetzung folgt.)

---



## Zur Geschichte des Geschichtchens.

Eine kulturgeschichtliche Plauderei.

Daß neuerlich ein von einer Monatschrift gebrachter lehrreicher Aufsatz „Die Kunst der Konversation“ von anderen Zeitschriften mehrfacher Erwähnung gewürdigt wurde, beweist, wie das Interesse des „Volkes von Denkern“ an der geselligen Rede zunimmt. Einen Bestandteil derselben bildete das Geschichtchen, d. i. die kleine Erzählung, von jeher, jedoch nicht immer in gleichem Maße. Wirft man einen flüchtigen Blick auf die Gesprächslitteratur der Alten und Neuereu, so gewahrt man, wie dasselbe im Mittelalter ein weit größeres Element der Unterhaltung war, als im Altertum und in der Neuzeit — vergleichbar einem Flusse mit kleinen Anfängen und schmalem Ausgang, aber breitem mittleren Strombett — wie seine Entwidlung illustriert wird durch einzelne Stellen griechischer und römischer Autoren, durch verschiedene Sammlungen von erzählten Histörchen bei den fünf großen neueren Kulturvölkern. Es lohnt die Mühe, hiernach eine kleine Geschichte des Geschichtchens zusammenzustellen, wenn ein solcher Abriss auch den Charakter des Bruchstückartigen hat.

Im Altertum diente das Gespräch unter „Gentlemen“ bekanntermaßen mehr noch zur Ausbildung des Geistes, als zu bloßer Unterhaltung; sie flochten demselben in jener Beziehung geru das lehrhafte Histörchen ein und gestalteten hierzu bald Gefabeltes, bald Erlebtes. Bei den Griechen liefert ihr Schrifttum aus der Blütezeit Athens uns in dieser Hinsicht einige Beispiele. In einem von mäßigem Leben handelnden Zwiesgespräch erzählt Sokrates einem Schüler das Geschichtchen von dem am Scheidewege stehenden Herkules: wie dieser zu wählen hat, ob er der Göttin der Tugend oder derjenigen der Wollust folgen will — abstrakte Wahrheiten solcher Art wurden sonst wohl nach des Aesop Weise auch in Szenen aus dem Leben der Tiere anschaulich gemacht, in deren Thun man Vernunft und Ueberlegung zu sehen meinte. In Platos Gastmahl entwickelt Aristophanes bei seiner Lobrede auf Eros, wie die Menschen ursprünglich Doppelwesen waren, von Zeus aber gespalten und in ihren nunehrigen Zustand gebracht wurden; jene ursprüngliche Zusammengehörigkeit erkläre noch jetzt manche Aeußerungen der Liebe: bei dem Zusammentreffen zweier Hälften, welche früher ein Ganzes dargestellt hätten, rege sich in ihnen der Wunsch nach Unzertrennlichkeit. Es erinnert an die deutsche „Echelhälfte“. Als Alkibiades seine Lobrede auf Sokrates hält und dessen Tugend preist, teilt er die Erfahrungen mit, die er selbst in dieser Hinsicht mit dem Weisen gemacht.

Bei den Römern findet das lehrhafte Histörchen sich gleichfalls als Einschubsel geselliger Rede, kommt es als Fabel sogar unter Männern noch zur Zeit des Nieder-

gangs der Republik vor. Horaz schildert uns eine abendliche Tischunterhaltung auf seinem Gürtchen und beschreibt, wie ein rebeller Nachbar (zur Kennzeichnung der Sorgen eines Reichen) die schon den Griechen bekannte Fabel von der Stadtmaus und der Landmaus mit großer Ausführlichkeit vorträgt. Bei Mahlzeiten tauchte auch wohl, zumal in der Folgezeit, das lediglich unterhaltende Histörchen auf. Als bei des Nabob Trimalchio Bruntmahl gegen Ende desselben ein Freigelassener vom Wirt gebeten wird, doch etwas zu erzählen, berichtet er aus seiner Sklavenei von einem Kriegsmanne, welcher sich zeitweise in einen Wolf verwandelt habe und als solcher verfolgt und verwundet worden sei — es ist eine Art von Jagdgeschichte; der Gastgeber überbietet ihn mit einem seltsamen Vorkommnis: zauberische Nachtvögel fliegen mit einer Knabenleiche davon und lassen Stroh dafür zurück. Wir sehen, wie das Geschichtenerzählen im Altertum maßvoll gepflegt ward, wie es unter „Weisheits-Praktikanten“ vornehmlich auf Belehrung, sonst aber auf Ergötzung abzielte.

Bei den Neuern gewann es im späteren Mittelalter, wie oben angedeutet, eine große Ausdehnung. Um die Mitte desselben ließen abendländische Große sich nach dem Beispiele orientalischer Herrscher Geschichtchens erzählen. Von bloß phantastischen Histörchen ging man zu größerer Mannigfaltigkeit über, zumal eine weltgeschichtliche Entwidlung von Jahrhunderten eine überreiche Fülle von Stoffen gebracht hatte. Infolge dem „Graf Lufanor“ des Prinzen Manuel (dem ältesten Denkmal der kastilischen Sprache) läßt ein kleiner spanischer Herrscher sich Fragen der Sittenlehre oder der Politik von seinem vornehmsten Ratgeber, einem erfahrenen alten Manne, mit je einer kleinen Erzählung beantworten. Hierbei handelt es sich bald um ein Ereignis aus Spaniens Geschichte, wie in derjenigen von des heiligen Ferdinand drei Rittern bei der Belagerung Sevillas, bald ist es die Schilderung irgend eines ergreifenden Zuges der Volkssitten, wie die Geschichte Roderichs des Freimütigen und seiner drei Getreuen, bald wieder eine ritterliche Dichtung, bald aber auch ein Gleichnis, wie dasjenige vom Greise, seinem Sohne und dem Esel — es wird später von Hans Sachs und von Sellert behandelt — oder von der Krähe, die vom Fuchs zum Singen beredet wird, mutmaßlich dem Aesop entnommen. Die Erwähnung Salabins, des Kaisers Friedrich und des Königs Richard Löwenherz deutet auf die Kreuzzüge hin. Einige Erzählungen haben einen Anstrich von ritterlicher Grandezza, einige etwas von dem Liebeswerben, „das man an einem Hof, wie demjenigen des Königs Alfons XI. von Kastilien, erwarten konnte“; die Kastilianer hatten ja von den Arabern Zierlichkeit, Höflichkeit und Galanterie angenommen. Jedes Geschichtchen endet mit einigen eine kleine Lehre enthaltenden Versen, so das von einer maurischen Hochzeit (dessen Stoff im wesentlichen von Shakespeare in seiner „Zähmung der Widerspenstigen“ bearbeitet ist) mit folgenden:

Wenn du im Anfang nicht dich zeigst wie du bist,  
Kannst du es später nicht, auch wo's dein Wille ist.

Die kleinen Erzählungen tragen durchweg das jenem Zeitalter eigentümliche Gepräge ritterlicher Weltweisheit und verständiger Ehrlichkeit, enthalten eine Moral in Beispielen, wie dieselbe sich heutzutage vielleicht in Büchern „für die reifere Jugend“ wiederfindet und verbindet stets (gemäß der lehrhaften Tendenz des in den Arabern lebenden orientalischen Geistes) das Lehrende mit dem Unterhaltenden.

Bei den Italienern, bei denen das Rittertum niemals lebendig war, trieb die durch Frauen geförderte Pflege des unterhaltenden Elements die erzählte Novelle, die Tochter der Anekdote, hervor und brachte sie zur Blüte. Wenn läme hierbei nicht das von heiterem, auch wohl sittenlosem Lebensgenuß durchwehte Delameron des „lichten, vielgestaltigen, beweglichen“ Boccaccio in den Sinn? Hier wird das Fabulieren in der kleinen, vor der Pest aus Florenz geflüchteten Gesellschaft für die Zeit ihres Landaufenthaltes durch die am ersten Tage zur Königin auserkorene Pompinea eingeführt. Die Frau erscheint als Mittelpunkt und spielt eine wichtige Rolle in den Novellen;

ihr Verstand — bald Klugheit im Dienst der Sittlichkeit, bald Verklagenheit im Dienste der Unsitlichkeit — mißt sich fortwährend mit dem Verstand des Mannes und siegt nicht selten über diesen. Daß das Geschichtenerzählen bei den Italienern in gesellschaftlichen Kreisen auch unter gewöhnlichen Verhältnissen eine beliebte Unterhaltung abgab, erhellt aus den Novellenjammungen von Firenzuela, dem „Frauenlob der Renaissance“, und von Bandello, dem „Boecaccio des sechzehnten Jahrhunderts“.

Bei den Engländern ähnelt dem Geschichten-Austausch im Dekameron derjenige in den bekannten Canterbury-Erzählungen Chaucers. Hier will die größere von London nach Canterbury reisende Pilgergesellschaft sich den Weg durch kleine Erzählungen verkürzen und löst zu Anfang darüber, wer den Reigen beginnen soll — es gemahnt an die Rednerliste des modernen Parlamentarismus. Das Los trifft den edlen Ritter, der in Marokko gekämpft, mit dem Könige Peter von Lusignan Alexandria erobert, in Vorderasien gegen Osmanen, im Nordosten Europas wider heidnische Litaner gestritten hat. Dieser welterschene Herr erzählt eine romantische Geschichte vom Herzog Thejus, aus welcher nachmals Shakespeare die Farben zu seinem Sommer-nachtstraum nahm. Für den dortigen feudalen Apparat vom Herzog Thejus an bis zur ritterlichen Etikette des Turniers war ein Anhaltspunkt gegeben durch das lateinische Kaisertum und iränkische Vasallen-Herrschaften in Griechenland. Als zweiter Erzähler berichtet der angetrunkene Müller, wie ein ehrlicher Zimmermann von seiner Ehefrau und einem Studenten hinter's Licht geführt wird. Das veranlaßt den Verwalter, als früheren Zimmerer, einen Fall mitzuteilen, wo ein eitlem diebischer Müller durch zwei Scholare auf ähnliche Weise überlistet wird. Demüßigt verspotten Ordensbruder und Kirchenbüttel sich durch Erzählungen derart, daß jeder von beiden des andern Stand über einen Vertreter desselben in ein nahe's Verhältnis zu Hölle und Satan bringt, da plagen unter den kleinen Leuten die Gegensätze in leichtgeschürzten Hörtörchen auseinander: der Geschichtenaustausch nähert sich dem Streitgespräch. Die elegante Fabrikanten-Frau aus Bath gibt — nachdem sie ihre mit drei Ehemännern hintereinander gemachten Erfahrungen sehr offenherzig ausgekramt — eine phantastische Erzählung aus der Zeit des Königs Arthur zum besten und schließt mit dem eigentümlichen Wunsch: „Kürze, Jesus, die an ihren Tagen, die ihren Frauen das Regiment versagen.“ Zeus's Hörtörchen ist wie dasjenige des (über Unglück in der Ehe klagenden) Kaufmanns einem nordfranzösischen fabliau nachgebildet, während die durch den Exsorder Scholar vorgetragene Mär von der Griseldis und die oben erwähnte Erzählung des Ritters sich an italienische Dichtungen anlehnen. Das Geschichtengespräch erhält bei den „feineren“ Leuten — vielleicht infolge näherer Verührung der Völker durch Kreuzzüge, Pilgerfahrten und Handelsreisen — ein internationales Gepräge, während die schlichten in das volle Menfchenleben ihres Stammes hineingreifen. Indem der Austausch von Hörtörchen die verschiedensten Gesellschaftselemente mit einander verbindet, gewinnt er eine sozialpolitische Bedeutung.

Bei den Franzosen könnte man das von den „hundert neuen Novellen“ sagen, deren Entscheidung wir uns zu vergegenwärtigen haben. Als der — uns Deutschen durch Schillers Jungfrau von Orleans nahe gebrachte — König Karl VII von Frankreich sich durch sein Günstlings- und Maitressejeweien mit seinem Sohn (nachmaligen Ludwig XI.) verfeindete, zog dieser sich an den Hof des Herzogs Philipp von Burgund zurück und lebte mehrere Jahre hindurch auf einem romantisch gelegenen Herrrensitz zwischen Brüssel und Löwen. Wenn der junge Thronerbe vormittags gejagt hatte, unterhielt er sich nachmittags und abends oft in größerem Männerkreise mit kleinen Erzählungen, die später gesammelt wurden; es sind meist zeitgenössische Anekdoten, aber auch Entlegungen aus den alten fabliaux und den von dem geistreichen Italiener Poggio in lateinischer Sprache zusammengestellten Schnurren. Der ausgelassensten Lustigkeit gesellt sich häufig eine unnochahmliche Naivität bei, die dem mitunter freien Ton und der derben Ausdrucksweise einen gewissen Reiz verleiht. Neben Herzog und

Dauphin, sowie den zu ihnen gehörigen Herren befanden sich nun verschiedene kleine Beamte des burgundischen Hofes; Kammerdiener, Kapellenschießer, Zahlmeister und ähnliche Männer nehmen an der Geselligkeit der hohen Herren vollen Anteil, wissen allerdings ihre Hörtörchen so gut wie jene vorzutragen. Neuerer Schlich und eine gewisse Sprachgewandtheit gehen bei romanischen Völkern eben durch alle Stände und in der vor der Reformation so zahlreichen Klasse der Ungelehrten mochten die Bildungsunterschiede nicht allzugroß sein. Daß ein Geschichtengespräch jener Art auch wohl in einem Kreise von Damen und Herren geführt wurde, läßt Margarethens von Valois „Heptameron“ annehmen, nach welcher Scribe ein (zuweilen auf deutschen Bühnen dargestelltes) Drama „Die Erzählungen der Königin von Navarra“ genannt hat. Dort findet die vornehme redefertige kleine Gesellschaft stets einen leichten ungewollenen Uebergang von einem Hörtörchen zum andern.

Bei Deutschen war zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts das Geschichtengespräch im Gegensatz hierzu noch von etwas schwerfälliger Natur, nach einer Erasmus'schen Gastwirthsbesprechung zu urtheilen. Neun Schwansgenossen, mutmaßlich gleichgestellte, tauschen daselbst zuerst ungesalzene Geschichten aus dem Leben der kleinen Leute und des Mittelstandes aus. Dann tiſchen sie historische Anekdoten auf, z. B. wie der oben gestreifte König Ludwig XI. von Frankreich einen Bauern, welcher ihn als Dauphin bei Jagden gastlich aufgenommen hatte, für eine ihm dargebrachte ungeheure Rinde abfindet. Einen Abschluß der Erzählungen, die wenigstens nicht schlüpfzig (wie so viele französische) sind, macht eine einen Geistlichen herabziehende unflätige Schmutze im Stil der Dunkelmänner-Briefe. Das Geschichtengespräch solcher Art verlor nach und nach an Bedeutung infolge der Erfindung des Drucks und dessen stets steigender Verbreitung, weil viele Hörtörchen durch solchen allgemein bekannt wurden und daher in geselligen Kreisen kein Interesse mehr erregten. So drangen manche ursprünglich recht ergötliche gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts als Lesestücke der über dreißig Mal aufgelegten französischen Grammatik von Joh. Valentin Meidinger dermaßen in das große Publikum, daß sie für Erwachsene nicht mehr den Reiz der Neuheit hatten. Treffliche Erzähler wußten allerdings auch ein älteres Hörtörchen durch gewählte Darstellung noch wieder anziehend zu machen, wie das in Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewandterter“ bei einer auf einem Gute weilenden Welsſippe nicht zu verkennen ist. Der Hausfreund der verwitweten Baronin L., ein nicht mehr junger Geistlicher, teilt hier in wahrhaft künstlerischer Form zuerst des abends nach Tisch eine einer französischen Schauspielerin nachgezahlte Spukgeschichte mit, dann am folgenden Morgen die — schon in Predigtbüchern des Mittelalters umlaufende — Begebenheit mit der jungen einsamen italienischen Strohwitwe und dem tugendhaften, sie von heißem Liebesverlangen zurüchbringenden Profurator. Diese Begebenheit kommt bereits in Boccaccios Dekameron und in den hundert Novellen vor, taucht also in dem Geschichtengespräch dreier verschiedener Völker auf. Im Geiste der Zeit erzählt der Geistliche eine Familiengeschichte: wie der Sohn den Vater bestiehlt, sein Verbrechen aber bereut, durch eigene Anstrengung Erjaß erzielt und sich innerlich läutert — es stimmt zu den damals beliebten Isländischen Rührstücken.

Während das Fabulieren in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewandterter“ den übereinkömlichen Erjaß für unedliche politische Diskussionen bildet, ergibt es sich in Goethes Erzählung „Die guten Weiber“ aus Betrachtung und Besprechung kleiner Bilder, trägt hier in einer gewissen Zufälligkeit bereits einen modernen Charakter. Verschiedene Damen und Herren unterhalten sich nämlich in dem Gartenhaus ihres Klubs über eine für einen Almanach bestimmte Reihenfolge von belustigenden Darstellungen böser Weiber und erzählen sich gelegentlich mancherlei zu den einzelnen Personen passende Geschichten. Als der kleine Kreis auf das Bild einer Hundeliebhaberin stößt, berichtet ein Weltmann eine einschlagende Lebenserfahrung. Als Bräutigam habe er seiner (mit ihm zusammen erschienenen) Gattin beim Austritt einer längeren Geschäftsreise ein



Windspiel zurückgelassen und nach seiner Rückkehr nicht dasselbe, sondern ein ähnliches wiedergefunden. Da nämlich nach dem inzwischen erfolgten Tode des ersteren Tieres ein junger Mann den Platz des vierfüßigen Gesellschafters zu Hanse und auf Promenaden übernehmen wollte und dem Abwesenden gefährlich werden konnte, habe ein Freund beider Verlobten ihr durch Gestellung eines artigen Windspiels das Bild des Bräutigams wieder verlebeudigt. Dieser Hundgeschichte schließen sich zwei von anderen Herren erzählte gleich an: eine, welche mit Lösung des Verlöbnißes des Erzählers ausläuft, und eine ganz tragisch endende von zwei Freunden, einem verheirateten und einem unverheirateten — es ist der bekannte in solchen Fällen gewöhnliche Erzählungs-Wetteifer. Selbsterlebtes wechselt mit Nacherzähltem; das moderne Geschichtengespräch ist gemeinhin „menschlich-anekdotisch“, bald autobiographisch, bald biographisch.

Man könnte den Rollenwechsel, welchen das Geschichtenerzählen als Unterhaltungselement im Laufe der Zeiten durchgemacht, vielleicht durch ein Bild kennzeichnen. Bei den Alten gleicht es eingelegter Arbeit, bei den Neuern breiter behaglicher Gesellschaftsmalerei, bei den Modernen einem leichten, den Gedankenaustausch umrankenden Krabbespiel.

F. v. S.



## Monatschau.

### Pragmatische Tabelle.

Januar.

26. Ueberfall der Italiener bei Massanach durch Ras Alula.

Februar.

21. Wahlen zum deutschen Reichstag.

### Politik.

Wir haben in unserem letzten Bericht gesagt, daß die Regierung mit dem Hervorrufen der gegenwärtigen Wahlbewegung eine gute Gelegenheit, die lange angestrebte Mittelpartei zu schaffen, geschickt benutzt habe. Freilich waren wir in zweifelnder Stimmung, ob sie nicht die Stellung des Volkes zum Septennat günstiger beurteile, als es in den Verhältnissen begründet sei.

Inzwischen ist bekannt geworden, was damals niemand wußte, daß der Reichskanzler nicht nur die nationalen Parteien zusammen zu schweißen, sondern auch das Zentrum zu sprengen gewillt war, und daß er, was am meisten überraschte, in der That einen Mauerbrecher zur Verfügung hatte, stark genug, in den „unüberwindlichen Turm“ die erste Brezche zu legen.

Und dieser Mauerbrecher war wunderbarerweise niemand anders, als der Papst selbst. Es ist von Deutschland aus dem Vatikan das ländigste Versprechen hinsichtlich Revision der Raigeseße gegeben worden und dafür hat der Papst sich bereit finden lassen, dem Zentrum in einem, oder gar in zwei verschiedenen Schreiben den Wunsch auszudrücken, es möge in der Militärfrage der Regierung sich willfährig erweisen. Die Führer des Zentrums haben den Wunsch des Papstes nicht befolgt, vielmehr die Erfüllung desselben für unmöglich erklärt und dementsprechend gehandelt; und so nahm denn neuerdings der Kulturkampf die merkwürdige Wendung, daß der Papst und der deutsche Reichskanzler Arm in Arm die katholische Presse und Volksvertretung in die Schranken forderten. Diese Wandlung ist nicht ohne Folgen geblieben. Zwar hat Herr Windthorst in einer zu Köln gehaltenen Rede mit der ganzen ihm zu Gebot-

stehenden Geschicklichkeit den Beweis zu führen versucht, daß das Schreiben des Papstes im Grunde ein großer Triumph für das Zentrum sei; aber der Versuch, das Regenwetter für Sonnenschein auszugeben, hat bei allen denen, welche selbständig prüfen können, keinen Erfolg mehr gehabt. Gewiß ist im Volk bei dieser Wahl noch vielfach alles beim alten geblieben, weil ihm von seinen Führern und von seiner Presse niemals die Akten selbst, sondern immer nur das Gerede der Advokaten mitgeteilt wird; aber dennoch ist ein erster Verlust von mehreren Wahlkreisen und ein erster Abfall katholischer Wähler vom Zentrum zu verzeichnen. Eine große Anzahl angesehener, rheinischer Edelleute hat sich in öffentlicher Erklärung von der Verquickung der katholischen Sache mit den Zielen der Demokraten, Polen, Welfen und Esässer völlig losgesagt; hier und da haben selbst septennatsfreundliche Katholiken gegen septennatsfeindliche kandidiert, und man kann annehmen, daß ihnen im Herzen alle diejenigen Katholiken zustimmen, denen es wirklich um Ordnung und Autorität zu thun ist, wie etwa die Bischöfe von Baderborn und Fulda; denn es war thatsächlich dahin gekommen, daß die katholische Kirche in Deutschland nicht mehr von ihren Hirten, sondern von verbitterten Politikern und in zwanzigjährigem Kriege verwilderten Redakteuren regiert wurde.

Eine andere Frage ist die: ob der Papst im eigenen Interesse wohl daran gethan hat, seine Leute derart im Stich zu lassen, wie es geschehen ist. Es gibt zu denken, daß die Kulturkämpfer heute ihre Polemik gegen die Katholiken auf Syllabus, Encyklika und die Bulle Unam sanctam stützen, daß Herr Sigl in München von den „unmöglichen Wünschen des getäuschten und schon heute enttäuschten Papstes“ redet und den alten Pio Nono herbei holt, dem die „Ehre von Freimaurern, Heiden, Protestanten, Liberalen und Bismarcksnechten sans phrase“ verherlicht zu werden, niemals widerfahren sei. Wen will es wundern, daß ein Gefühl der Bitterkeit sich der Katholiken bemächtigt, welche die Hoffnung des Papstes, durch Deutschland für sein Entgegenkommen anderweitig entschädigt zu werden, im großen und ganzen für eine Illusion halten? welche vermuten, daß die Freundschaft Italiens uns im bevorstehenden Weltkriege unverhältnismäßig nötiger sein wird, als diejenige des Papstes, der nirgends weniger Ansehen genießt, als in den gebildeten Schichten der romanischen Völker, und welche glauben, daß alle Willfährigkeit Deutschlands gegen den Papst nie weiter gehen wird, als daß Italien nicht verletzt wird?

Wenn wir aber in dieser Hinsicht einiges Mitgefühl mit Herrn Windthorst und seinen Freunden haben, daß sie jetzt von dem gemüthlosen Italiener, dessen Pantoffel zu küssen bis dahin ihr höchstes Glück ausmachte, schlechtweg im Stich gelassen werden, so haben sie es doch im Grunde nur sich selbst zuzuschreiben, wenn jetzt nicht ihnen, sondern den Kulturkämpfern der päpstliche Segen erteilt wird. Das Zentrum hat viele Jahre hindurch eine von seinem Standpunkt aus unansehbare Politik getrieben und im Bunde mit den Konservativen bei vielen Reformen in sachlicher Weise mitgewirkt. Sein Niedergang beginnt mit dem Anfang einer persönlichen Bosheitspolitik des Herrn Windthorst gegen den Reichskanzler, beginnt mit dem Augenblick seiner offenen Hinneigung zur Demokratie. Eben jetzt hat aber in dem Wettstreit, früh aufzustehen, zuerst Bismarck offenbar einen Vorsprung, und es kann schon so kommen, daß er nun unter Zustimmung derselben Kulturkämpfer, welche die Maigesetze gemacht haben, die Maigesetze aufhebt, und damit vollends die Zerfetzung des Zentrums anbahnt, dessen Ewigkeit noch vor nicht langer Zeit von gewissen deutschen Professoren hartnäckig behauptet wurde.

Wenn von manchen Evangelischen die völlige Beseitigung des Kulturkampfes als eine Gefahr für die evangelische Kirche angesehen wird, so teilen wir diese Anschauung so schlechtweg nicht. Nicht in der Freiheit der katholischen, sondern in der Unfreiheit der evangelischen Kirche liegt die größere Gefahr und in der Kurzsichtigkeit derjenigen, welche gern den preussischen Staat als Hort der evangelischen Kirche in Deutschland ansehen lassen, aber gleichwohl jetzt mit allen erdenklichen Mitteln diejenige einzuschüchtern

suchen, die für die Verfestigung unserer Kirche kämpfen. Und doch ist jetzt gerade eine freie evangelische Kirche die einzige Macht, die über brauchbare Waffen gegen Rom verfügt, und ihre Zukunft darum auch die Zukunft Deutschlands.

Hat aber die Regierung im Wahllampf dem Zentrum gegenüber die ersten Erfolge zu verzeichnen, so ist sie dem „Fortschritt“ gegenüber noch viel glücklicher gewesen. Sie wird in der That eine doppelte Mehrheit zur Verfügung haben: eine konservativ-liberale, mit welcher sie in rein nationalen Fragen jede verständige Forderung durchsetzen kann. Und es ist ja erfreulich, daß in Zukunft nicht mehr die Gegner, sondern die Freunde des Reichs das entscheidende Wort auf diesem Gebiet sprechen werden. Das Zentrum hat kleine, und der Fortschritt große Verluste erlitten; beide werden aufhören, in Gemeinschaft mit Polen, Welsen und Franzosen das Jünglein an der Wage bei allen Entscheidungen zu bilden. Die Regierung wird aber vielleicht auch da, wo der National-liberalismus auf sozialem Gebiet versagt, eine andere, die konservativ-katholische Mehrheit zur Verfügung haben. Freilich wird sie derselben auch stark bedürfen, denn die Schwierigkeiten im Innern unseres Vaterlandes sind eben so groß, als die äußeren, und die Arbeit an der sozialen Frage ebenso drängend, als die Lösung der orientalischen. In dieser Hinsicht aber kann man nur mit äußerstem Mißtrauen auf die neue „nationale“ Mehrheit blicken. Es mag ja sein, daß sie auf dem finanziellen und fiskalischen Gebiet sich willig zeigt, die Mittel zu gewähren, welche unentbehrlich sind, und auch das ist etwas wert. Eine andere Frage ist, was sie in Sachen der eigentlichen Sozialreform thun wird. Denn diese kann niemals aus liberaler, sondern immer nur aus sozialer Weltanschauung hervorgehen. Daß aber die Herren von Bennigsen und Miquel sich derart „ungebärdigt“ haben sollten, um nun an Stelle des Kapitals die Interessen der Arbeit, an Stelle des Mandatserteilens die ständische Ordnung zu vertreten, das werden wir gerne glauben, wenn wir es sehen. Aber erst dann.

Und wenn nun auch das Zentrum versagt — was dann?

Es wird dann nichts übrig bleiben, als daß die Regierung das thut, was sie besser schon vor zehn Jahren gethan hätte, daß sie nämlich ihr Gewicht bei Neuwahlen nicht für die Liberalen in die Schale wirft, sondern für diejenigen, welche grundsätzlich bereit sind, Sozialreform zu treiben, d. h. für die sogenannten „Extremen“, welche sie bisher überall bekämpft hat. Indessen ist es ja auch möglich, daß die National-liberalen und Freikonservativen aus der Vergangenheit etwas gelernt haben und unser Mißtrauen gründlich und schnell zu schanden machen.

Ganz besonders interessant sind die Berliner Wahlen. Sie zeigen ein zweifaches: vor allem das ungemeine Anwachsen der Sozialdemokratie in allen Wahlkreisen, und dann die gleichfalls erfolgte Steigerung der „nationalen“ Stimmen — Resultate, welche als Thatsache anzuerkennen die unwiderlegbaren Zahlen jede Partei zwingen. Um so verschiedener sind aber die Urteile der Parteien über den Grund dieses Wachstums. Von rechts her wird der Fortschritt als ursächliche „Vorfrucht“ der Sozialdemokratie bezeichnet, von links her wird dem Sozialistengesetz, dem „System Puttkamer“, alle Verschuldung zugeschoben. Von den „Nationalen“, d. h. Mittelparteilern, und den Offiziösen wird jubelnd darauf hingewiesen, daß die von ihnen verdrängten Herren Stöcker und Wagner überflüssig seien, da die Zahl der Kartellstimmen gewachsen sei. Von den Christlich-Sozialen und Konservativen wird betont, daß grade Rechtsanwalt Wolff, der von Stöcker persönlich empfohlene Nachfolger, in die Stichwahl komme, während das Stimmenergebnis für den einzigen wirklich nationalliberalen Berliner Kandidaten, für Herrn Miquel, ein äußerst dürftiges sei.

Wir unsererseits glauben, daß allgemeine Schlüsse nur mit Vorsicht zu ziehen sind; daß der Fortschritt Vorfrucht für Sozialdemokratie sei, ist richtig, insofern derselbe alles kirchliche und staatliche Autoritätsgefühl untergräbt; daß er als politische Theorie dem Sozialismus die Wege ebne, ist aber durchaus nicht der Fall, da er ungefähr das Gegenteil der Bebel'schen Ideale erstrebt. Er ist eine Partei des Kapitals,

der wahre Sozialismus eine Partei der Arbeit. Und die Union, wo sie stattfindet, ist nur Personal-Union, da in beiden Parteien, die Juden regieren.

Was aber das Sozialistengesetz und die Ausweisungen als Grund der steigenden Verbitterung betrifft, so ist es eine eigene Sache damit. Wir haben gewiß nichts einzuwenden gegen stramme Ordnung. Aber Wünsche und Forderungen großer Volksschichten lassen sich mit äußeren Mitteln nur so lange zurückdrängen, als jene Schichten auf Befriedigung ihrer zum Teil berechtigten Wünsche von oben her hoffen. Wenn sie aber kaum jemals Thaten sehen, vielmehr die Ueberzeugung gewinnen, daß die meisten Versprechungen doch nur Versprechungen bleiben, so verzagen und verbittern sie. Und wer möchte ihnen zumuten, eben jetzt große sozialpolitische Hoffnung auf eine Mittelpartei zu setzen, deren Schuttpatron Herr v. Bleichröder ist?

Im preußischen Landtage ist inzwischen auch die neue kirchenpolitische Vorlage eingebracht worden, nach welcher den Bischöfen von Osnabrück und Limburg die Errichtung von Seminarien und die Rückkehr einer Anzahl von Orden gestattet wird. Selbsterständlich ist die „Germania“ auch mit diesem Zugeständnis sehr wenig zufrieden; sie erklärt den Abschluß der Revision für noch in weiter Ferne liegend, um so ferner, als „der Kampf um die Schule“ noch nicht einmal entbrannt sei.

Die auswärtige Lage scheint dieselbe zu sein, wie vor einem Monat. Ganz Europa rüstet. Und die ungelöste bulgarische Frage scheint trotz aller Botschafterkonferenzen in Konstantinopel nicht die geringste Aussicht befriedigender Beilegung zu bieten. Will man die Lage ernster auffassen, als sie vor vier Wochen erschien, so läßt sich nicht in Abrede nehmen, daß dieselbe im gewissen Sinne sich verschärft hat.

Aus Rußland kommen Nachrichten, welche erkennen lassen, daß Herr von Giers seine Stellung gegenüber der andrängenden „Moskauer Zeitung“ und ihrem Leiter, Kattoff, nicht mehr sicher fühlt, sondern es für geraten hält, Zugeständnisse zu machen. Er läßt in seinen Blättern erklären, daß Rußland im Falle eines deutschen Krieges gegen Frankreich sich sofort auf die französische Seite schlagen und niemals zulassen werde, daß Deutschland Frankreich noch mehr schwäche, als dies schon durch die Eroberung von Elsaß-Lothringen geschehen sei. Zudem weiß man zur Genüge, daß nicht Herr von Giers, sondern der Kaiser persönlich die russische Politik macht und gerade von dem Kaiser wurde bisher stets angenommen, daß er allen Abenteuern und kriegerischen Verwickelungen durchaus abgeneigt sei. Der kalte Ostwind kann also, so schnell er aufgefunden ist, sich wieder legen.

Weit mehr scheint sich die Stimmung bei unseren westlichen Nachbarn in Frankreich zu verschärfen, und zwar erscheinen uns die Dinge nicht wesentlich deshalb so, weil von Pferdeankäufen, von Barackenbauten und Melinit geschrieben und geredet wird, sondern weil unzweifelhaft die Stellung des Kriegsministers Boulanger sich befestigt hat und derselbe nicht nur bei den Radikalen volkstümlicher geworden ist, sondern offenbar schon auf eigene Hand auch auswärtige Politik treibt. Es scheint festzustehen, daß er persönliche Briefe an den Kaiser von Rußland zum mindesten hat richten wollen. Daß in Frankreich trotzdem weite Kreise des Volkes die Erhaltung des Friedens wünschen, ist gewiß; aber die politische Unselbständigkeit derselben ist viel zu groß, um bei gegebener Gelegenheit den von einigen Schreibern fort und fort erregten Leidenschaften Stand zu halten. Das zeigte sich deutlich genug bei der Bewilligung der letzten großen Anleihe für Kriegszwecke. Mit einer Beratung der bezüglichen Vorlage hat man sich nicht erst aufgehalten, sondern schweigend dem Kriegsminister sein Geld auf den Tisch gezählt.

Für die Kriegslust der Franzosen wird es endlich ins Gewicht fallen, daß in den abgetrennten Provinzen, Elsaß-Lothringen, welche sie wieder erobern wollen, kein

einziges Mandat bei der in Paris mit fieberhafter Spannung erwarteten Reichstagswahl zu gunsten Deutschlands erteilt worden ist, vielmehr der einzige, verjöhlich gesonnene Abgeordnete, der Baron Zorn von Bulach, einem Protestler hat weichen müssen.

Daß auch in Belgien die Lage der Dinge, von denen, die unterrichtet sein können, sehr ernst aufgefaßt wird, beweisen die Rüstungen, welche dieses Land zum Schutz seiner Neutralität glaubt vornehmen zu müssen. Für den Fall, daß der Krieg ausbräche, gewiß nicht ohne Grund. Denn bei der überaus starken Befestigung der deutsch-französischen Grenze liegt die Versuchung diesmal für die Kriegsführenden näher, als irgendwann früher, den Eisenring zu umgehen und unter Verletzung des neutralen Gebiets dem Gegner in die Flanke zu fallen. Wird aber Belgien erst zum Kriegsschauplatz, so könnte es leicht auch in irgend einer Weise als Kriegsentzähigung benutzt werden und Schutz davor kann ihm nichts anderes bieten, als eine so bedeutende Verstärkung seiner Wehrkraft, daß Frankreich, wie Deutschland in gleicher Weise fürchten müssen, sich dieselben zum Feinde zu machen.

Ein der Sache nach nicht bedeutendes, aber um des moralischen Eindruckes willen sehr unliebsames Mißgeschick hat die im europäischen Konflikt auf deutsch-österreichischer Seite stehende Großmacht Italien betroffen. Ein Provianttransport der Italiener ist in der Nähe von Passauah überfallen worden und einige hundert Menschen sind nach blutiger Gegenwehr niedergemetzelt. Der Führer der Ueberfallenden ist der vielgenannte Ras Klula, von dem man nicht recht weiß, ob er als Räuberhauptmann auf eigene Hand, oder als General des Königs von Abyssinien seine Schlachten schlägt. Lud noch weniger Bedeutung würde die ganze Sache haben, wenn nicht der Verdacht vorliege, daß russisches und französisches Gold den bestechlichen Orientalen zu seinem Ueberfall veranlaßt, und wenn nicht in dem gut parlamentarisch regierten Italien die Möglichkeit gegeben wäre, daß der deutschfreundliche Minister Graf Robilant durch einen Franzosenfreund ersetzt werden könnte. Indessen scheint diese Gefahr abgewendet und, wenn auch Depretis den Namen für das neue Kabinett — das alte ist in der That gestürzt — abgibt, so dürfte dennoch der Anschluß an Deutschland auch in Zukunft das Ziel der Regierungspolitik bleiben.

\* \* \*

In Schweden dürfen die Tage des Ministeriums Themptander gezählt sein. Die zweite Kammer hat in den stehenden Bewilligungsausschuß 9 Protektionisten und nur einen Freihändler gewählt, und auch die erste Kammer entsandte in diesen Ausschuß — in umgekehrtem Verhältnis gegen früher — sechs Protektionisten und vier Freihändler. Nach diesem Anfang läßt sich erwarten, daß die Landuannspartei ihrem Ziele mit unerbittlicher Konsequenz zustreben werde, unbekümmert um den Protest, der von seiten der Städter, der Industriellen und der Arbeiterbevölkerung gegen den von ihr geplanten „Hungerzoll“ erhoben wird, auch unbekümmert um die Differenzen, welche dadurch mit dem Bruderlande Norwegen zu entstehen drohen.

Dier, in Norwegen, trägt die Politik nur Früchte von der unerfreulichsten Art: überall, rechts wie links Schisma und Befehdung. Der Mann, der durch seine unbedingte Popularität die demokratischen Fraktionen zusammenhielt, hat, seitdem er Ministerpräsident ist, die Volkgunst immer mehr und mehr verloren. Seine Freunde, die ihn vor drei Jahren noch vergötterten, haben ihn sogar mit einer Anklage vor dem Reichsgericht bedroht! Die Arbeiterbevölkerung von Christiania, die ihn damals auf Händen trug, benutzt mit Vergnügen die nichtswürdigsten Veranlassungen, um ihm durch Straßendemonstrationen die Ehre, des Königs erster Ratgeber zu sein, zu verkleiden. Sic transit gloria mundi!

\* \* \*

In **Dänemark** hat die Regierung durch die Neuwahlen zum Folketing nicht den Erfolg erzielt, den sie von der, seit den letzten Wahlen stark entwickelten Organisation der Konservativen hätte erwarten können. Die Rechte hat jetzt, statt neunzehn, sechs- undzwanzig Vertreter gewonnen. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist es aber, daß sie, bis auf einen, alle Wahlkreise der Hauptstadt wieder zurückerobert hat, sobald nur noch ein Kreis von einem Sozialisten vertreten wird. Auch dieser siegte nur mit einer ganz geringen Majorität und unter recht zweifelhaften Umständen. Ueberhaupt kam in Kopenhagen auf 500 Stimmen nur eine sozialistische. Um nun den kleinen Zuwachs der Regierungsfreunde unschädlich zu machen, hat die Opposition „bis auf weiteres“ von den sieben Wahlen nur drei als gültig anerkannt, während sie bei allen zweifelhaften Wahlen ihrer Gesinnungsgenossen mit Leichtigkeit alle Bedenken überwand. Im ganzen hatten sich bei dieser Wahl die regierungsfreundlichen Stimmen um 37 Prozent vermehrt; die oppositionellen Stimmen waren nur um 19 Prozent gewachsen.

Die alsbald nach der Wahl wieder eröffneten Verhandlungen haben deutlich gezeigt, daß die Demokratie auch jetzt nicht im entferntesten daran denkt, irgendwie nachzugeben. Der Kriegsminister war so kühn, der neuen Volksvertretung vier Millionen (freilich auf fünf Jahre verteilt) zur Anschaffung von 42 000 neuen Magazingewehren nebst Munition abzuverlangen, weil die gegenwärtigen Waffen unzeitgemäß seien, wurde aber mit derbem Hohn als ein verabschueungswürdiger „Militarist“ zurückgewiesen. Die Demokratie kann sich nur für eins begeistern: für Neutralisierung des kleinen Dänemark oder besser für ein Neutralitätsbündnis der drei nordischen Staaten und perhorresziert jegliche Befestigung von Kopenhagen, in der bekanntlich die Regierung und ihre Freunde — und Freundinnen — die einzige Rettung des vermeintlich schwer bedrohten Ländchens erblicken.

Der konservative Landsting hat der Opposition seine Verächtlichkeit zu beweisen gesucht, indem er einer Aufhebung der letzterer so verhassten Landgendarmerie, die seit 1<sup>1/2</sup> Jahren erfolgreich für die Ruhe im Lande sorgt, zustimmte und an ihre Stelle nur eine längst notwendig gewordene Verstärkung der Polizeigewalt setzen wollte. Aber auch diesen ehrlich gemeinten Vorschlag zur Güte läßt die Demokratie als einen schlechten Fastnachtscherz zu Boden fallen. Diese Proben mögen genügen. So viel ist klar: Ehe nicht ein europäischer Krieg entbrennt, wird in der Bevölkerung Dänemarks kein Friede werden.

## Wirtschaftspolitik.

Auch bei uns in Deutschland zeigt sich bereits das Börrentreiben in jener Entfaltung, welche die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und wahrhaft konservativen Politiker zur ernsthaftesten Betrachtung und Gegenwirksamkeit veranlassen sollte. Dem nach dieser Richtung hin kann man gar nicht früh genug eine feste und zielklare Stellung gewinnen. Wir haben schon auf die Entwicklung des Börrentreibens in Frankreich von 1717—89 hingewiesen. Auch da wurde, abgesehen von der vorübergehenden Schließung der Börse nach dem Law'schen Krach, jener alle Freiheit gelassen, um die Spielrucht zu steigern, den Gesamtbesitz in die Bewegungen der Agiotage zu verwickeln, alle Vorgänge und Wendungen der Politik auszunutzen, um die Besitzenden zu ängstigen und zur Feilmachung des Besitzes zu veranlassen und schließlich für allen Schaden, den dieselben dadurch erlitten, den Staat und die Leiter desselben verantwortlich zu machen. Als endlich die königlichen Edikte von 1784 und 1785 erschienen — Edikte übrigens, die in ihrer Notivierung für die Börse vernichtend, in ihren praktischen An-

ordnungen aber nur ein Schlag ins Wasser waren — war es zu spät und wäre es zu spät gewesen, wenn die Maßnahmen des Staats gegen den auflösenden Schwindel mehr gewesen wären, als der Versuch, den Pudel zu waschen ohne ihn naß zu machen.

Winnen weniger als sechs Monaten sind die Beziehungen des deutschen Reichsfanzlers zum Bankier von Bleichröder in Berlin für die Zwecke der Agiotage in wirklich unverschämter Weise ausgenutzt worden. Selbst die Person des deutschen Kronprinzen ist von den Börsenblättern, also von der Börse, in der frivolsten Weise nicht nur geschäftlich, sondern auch politisch gegen die Reichspolitik ausgespielt worden, nämlich mit jener angeblichen Unterredung mit dem „Geheimrat“ Mendelssohn in Berlin, durch welche die Schuld der Kursverluste, welche durch die Kriegsgerüchte veranlaßt waren, mit denen die Agiotage für ihren Zweck, gewisse Schuldmittel — die deutschen und preussischen nicht ausgenommen — herabzusetzen, „arbeitete“, auf den Reichsfanzler zu schieben versucht wurde. Es ist notorisch, daß mit jenen berüchtigten Kriegsartikeln der „Post“ und der „Köln. Ztg.“, durch welche der Hauptsturz der Börsenwerte in den ersten Tagen des Februar motiviert wurde, ungeheure Verkäufe des durch Bleichröder vertretenen Zwidels der Rothschildgruppe Hand in Hand gingen, und daß die Folgen dieser Manipulationen in einer bisher unerhörten Weise die deutschen Anlagentitel bestrafen, während die französischen Rententitel (trotz der Beziehung jener Kriegsartikel auf Frankreich) an den deutschen Börsen unerschüttert fest blieben.

Nun ist wohl jener Kurschwindel nicht in jedem seiner Sprünge von jener umfassenden Einwirkung auf das Nationalvermögen, wie es gerade von der Börsendemagogischen Presse so gern behauptet wird. Es ist lächerlich, wenn die oppositionelle Presse, um ihre Stellung in den Wahlen vorzuschieben, behauptet, infolge des Kurssturzes vom 3. oder 4. Februar seien am 5. bereits alle Handelsgeschäfte und alle industriellen und gewerblichen Betriebe in Stockung und Arbeitslosigkeit geraten. Allein schon der Umstand, daß eine Börsenbewegung politisch in solcher Weise ausgenutzt wird, verdient die höchste Beachtung. Denn wenn wir hier auch in ruhiger Ueberlegung die Lächerlichkeit jener Folgerung einsehen, so kann dies in einer Zeit, die geistig von der Tagespresse lebt und deren Denkfähigvermögen durch die Vorstellung von der außerordentlichen Schnelligkeit der Wechselwirkungen des modernen Lebens vermüde der Eisenbahnen und Telegraphen im höchsten Grade voreingenommen ist, nicht allgemein erwartet werden. Der Bildungsphilister liest schon morgens seine Zeitung und reflektiert dieselbe, bis er sich abends niederlegt, und zwar am Abend infolge der neuen Aufziehung, welche sein Reflektierungswerk durch die Abendblätter erfährt, am Abend mit besonderer Beweglichkeit. Und da, wo die Arbeit das Zeitungslesen erst am Abend erlaubt, ist der Geist durch jene bereits viel zu sehr abgetümpelt, als daß noch die Kraft zum gründlichen Nachdenken vorhanden sein könnte. Die Kost, ob roh oder raffiniert zubereitet, wird einfach verschluckt, und dann kommt notwendig zum Vorschein, was bei allen Unverdaulichkeiten und allen Unverdaulichkeiten zum Vorschein zu kommen pflegt. Der Einfluß der Börse nach dieser Seite hin vermittelt ihrer umfassenden direkten und indirekten Beeinflussung der Presse, wird offenbar von seiten unserer Staatsmänner und konservativen Politiker noch nicht entfernt nach Gebühr gewürdigt.

Wenn dann aber auch die Wirkung der Kursbewegung auf das nationale Vermögen nicht so berechnet werden kann, wie es von der Börsenpresse geschieht, und wie bei einem Kurssturz gleich dem vom Februar von der Demagogie ausgemalt wird; wenn auch der nach dem Kursrückgang berechnete Wertverlust ebenso wie der vorangegangene Gewinn zunächst nur ein papierner Scheinverlust ist, so wird dieser Scheinverlust doch sofort zum wirklichen, sobald ein Besitzer zum Verkauf, ein Schuldner zu neuer Anleihe genötigt ist. Hieraus schöpft die Börse ihren Gewinn, der um so größer sein wird, je mehr einerseits Besitzer von Börsentiteln, als andererseits Schuldner vorhanden sind. Denn je mehr von den ersteren vorhanden sind, desto mehr wird schon der natürliche Verlauf der Dinge zu notwendigen Verkäufen von Werttiteln veranlassen,



und je mehr Schuldner vorhanden sind, desto mehr werden sie gerade durch Vermögensentwertungen gezwungen sein, neue Darlehen zu nehmen. Daß sowohl das deutsche Reich, als viele deutsche Staaten, Preußen an der Spitze, gerade in der letzten Zeit Anleihen aufgenommen haben und daß sie infolge der Kursstürze zum Teil einen geringeren Ertrag aus den Anleihen gelöst haben, zum Teil höheren Zins — wie Bayern — haben zahlen müssen, gibt einen Fingerzeig, daß die praktische Wirtschaft der Börse auch die deutschen Staatsfinanzen immer seichter zu umgarnen beginnt.

So lange freilich die offiziöse Presse, wie jüngst die „Nordd. Allg. Ztg.“, es als einen Triumph für Deutschland bezeichnen mag, wenn etwa eine der internationalen Bankfirmen, die auch in Berlin ihr Wesen treiben, eine chinesische Anleihe abgeschlossen hat, so lange werden wir aus eine staatsmännische Behandlung der Börsenfragen verzichten müssen, obgleich dieselben wieder in außerordentlichem Grade in den Vordergrund gerückt sind. Schon vor den Reichstagswahlen, am Gang der Agitation hat man erkennen können, daß die Militärfrage entschieden ist. Nun steht die Bankfrage als wichtigste aus der Tagesordnung. Wie wird man von seiten der Regierung, von seiten der konservativen Volksvertreter, an die Lösung derselben herantreten? Das ist die schwerwiegende Frage, durch welche auf lange Jahre hinaus das Schicksal der produzierenden Stände bestimmt werden wird — und damit das Schicksal unserer wirtschaftlichen Bewegung. Denn die Börse begnügt sich begreiflicherweise nicht mit einem Bankprivilegium auf ein Jahr oder sieben Jahre — sie verlangt achtzehn . . . Wo es sich um sein Geldbeutelinteresse handelt, ist es keine Gewissensfrage mehr, daß der Reichstag nur auf drei Jahre gewählt ist — also angeblich keine Verbindlichkeit über diese Zeit hinaus auf sich nehmen kann.

Ohne Zweifel wird man durch allgemeine Finanzfragen und vielleicht durch Monopolfragen die Bankfrage zu überbeden und still durchzubrüden suchen. Freilich müssen wir hinsichtlich der Finanzfragen hoffen, daß sie im Sinne der alten preußischen Wirtschaft gelöst und wir von der Defizitwirtschaft und von den Anleihen für den Verbrauch erlöst werden. Was aber die Monopolfrage betrifft, so liegt ihre Lösung in der naturgemäßen Entwicklung der Dinge. Wenn wir in diesen Tagen einen einfachen Kleingewerbetreibenden äußern hörten: „Ehe einige Jahre vergehen, wird man der Regierung die Monopole anbieten“ — so entspricht dies unserer längst gehegten Meinung. Die Frage liegt überhaupt nicht mehr so: ob Monopole oder keine, sondern ob Privat- oder Staatsmonopole.

Wenn sich die verschiedenen industriellen Betriebe in Konventionen verbinden, wie dies immer eifriger und anscheinend unter mancherlei Begünstigungen betrieben wird, so kann nichts anderes entstehen als ein Monopolismus, der seine feste und dauernde Verknüpfung sehr leicht auf dem Wege der kapitalistischen Vergesellschaftung erlangen wird. Die Gestaltung und der Einfluß, den neuerdings die Entwicklung des Aktienwesens nimmt, entspricht solcher Gestaltung schon in hohem Grade. Bei fast allen Neugründungen der jüngsten Zeit werden die Aktien den „Geschäftsfreunden“, den Urproduzenten u., ausgenötigt unter dem Zwange, Aktien mit hohem Agio zu übernehmen oder den bisherigen Absatz zu verlieren. Und ein Teil des künstlich aufgeschlagenen Aktienkapitals wird zur Steigerung der Produktion verwandt und damit zugleich zur umfänglichen Monopolisierung der Verbrauchsgebiete. Denn es ist nichts anderes, als Errichtung eines Monopols, wenn große Aktienbrauereien fünfzig und mehr Schankwirtschaften in einer einzigen Stadt besitzen oder in Pacht haben und wenn die Wirte zu ihnen in Verhältniß des Ausschänters stehen. Derartige Monopolisierung hat aber nicht nur eine ganz gewaltige wirtschaftspolitische Bedeutung, sondern sie muß bei ihrer ungehemmten Ausbreitung auch politisch den Staat unbedingt umstürzen. Es wäre aber schlimm, wenn in Deutschland der Staat nicht mehr die Kraft hätte, dieser privatmonopolistischen Bewegung bei Zeiten Grenze und Damm zu geben.

In England ist dieser Privatmonopolismus unbedingt herrschend. Wir haben in

unserer vorigen Uebersicht bereits auf die Einwirkung der Handelsfirmen auf die Landverhältnisse hingewiesen. Auf welchem kapitalistischen Hintergrunde aber diese Firmen stehen, haben die vielermwähnten Gründungen der Brauereien von Guineß in Dublin und von Alshopp in London vor Augen geführt. Das Kapital der letzteren beträgt etwa 70 000 000 Mark! Dieselbe monopolisiert aber auch den Bierverbrauch großer Distrikte in London. Die Wirte dieser Distrikte stehen in absoluter Abhängigkeit von der Brauerei und dürfen nur deren Erzeugnis verkaufen. Und derartige kapitalistische Organisationen überziehen das Land. Kann man sich aber darüber täuschen, daß das Inselreich thatächlich bereits der Anarchie unterliegt und daß die alten politischen Formen nur noch mühsam weiter geschleppt werden? Der Parlamentarismus selbst geht bereits in Trümmer. Denn das Wesen des Parlamentarismus und die Möglichkeit, durch denselben eine Staatsorganisation in Wirkfamkeit zu erhalten, beruht auf der Reibung geschlossener politischer Parteien. Von dieser Geschlossenheit zeigt der englische Parlamentarismus keine Spur mehr. Von den alten Parteien der Tories und Whigs spricht man schon gar nicht mehr. Die an ihre Stelle getretenen Begriffe der Konservativen einer-, der Liberalen andererseits entbehren der Homogenität und sind kaum mehr als Verbindungen von Frage zu Frage, aus denen keine kraftvolle und staatsmännischen Zielen zustrebende Regierung hervorgehen kann.

Mit der Auflösung der herrschenden Elemente geht aber die des sozialen und politischen Staatszusammenhanges Hand in Hand. In vielen Teilen Irlands kann man schon jetzt vom permanenten Bürgerkriege reden. Allein auch in England und Schottland regt sich der Sozialismus in einer Weise, welche die Behauptung des Manchesterturns, daß derselbe in den englischen Gewerksvereinen einen so starken Damm habe, daß er nicht auskommen könne, vollständig widerlegt. In den Werken von Abercurn in Wales kam es zu ähnlichen Vorgängen, wie sie in Stettin die Verhängung des kleinen Belagerungszustandes veranlaßten, weil eine Lohnherabsetzung angekündigt worden war, und in Schottland plünderten strifende Grubenarbeiter die Magazine der Grubengesellschaft zu Mautyra in der Grafschaft Lanark, während in der Grafschaft Clare in Irland mehr als tausend Pächter vollständig mit Gewehren bewaffnet sind, um neubeworbenen Pächteranstreibungen gewaltsam zu verhindern. Andererseits schreitet der Vermögensrückgang der Reste der alten Aristokratie fort. Die Auflösung der Gemäldegalerie des Herzogs von Malborough im Schlosse Blenheim, eines fast zweihundertjährigen Erbstückes des Stifteres der Linie, ist hierfür ein Symptom. Der Herzog „muß Geld machen“; und wie lange wird es dann noch dauern, daß er dies überhaupt kann! Und die Juden, in deren Hände die Galerie in einzelnen Stücken meist fällt, renommieren nicht nur mit den ungeheuren Preisen, die sie für einige berühmte Stücke der Galerie aufwenden — sie verhöhnen auch den bisherigen Besitzer wegen des Verlustes und suchen ihn zum Schächerer zu stempeln, indem sie bemerken, daß er verstehe, „seine Sammlung möglichst gut an den Mann zu bringen“ — als wäre dies nicht bei den Juden besonders üblich und schließlich ein Recht des Besitzers — wahrhaftig das letzte und ärmlichste für den, der seinen Besitz verlaufen muß.

Dieser Vorgang ist besonders bemerkenswert im Angesicht eines Gutachtens über die Ursachen des Notstandes in England. Danach soll diese Ursache sein: eine Ausbeutung der Industrie durch die — Grundbesitzer. Nun vergleiche man damit, daß eine der berühmtesten Familien Englands genötigt ist, ihre Erbstücke zu verlaufen, die ungeheuren Gewinne, welche bei den industriellen Gründungen gemacht wurden. Die Aktien der Brauerei von Guineß stehen zu 70 Prozent Agio. Wie ratlos man diesen Dingen gegenübersteht, beweist eine Abordnung, die vor dem Premier erschien, um ihn wegen staatlicher Unterstützung der Auswanderung anzugeben. Lord Braslow führte das Wort. Der Gedanke ist nicht neu, und Lord Salisbury erwiderte sehr richtig, daß von der Auswanderung keine Linderung der Not zu erwarten sei; er hob dabei nur

hervor, daß binnen zehn Jahren eine Million Menschen ausgewandert seien, daß aber keine Vinderung, sondern nur noch Verschärfung des Notstandes erfolgt sei.

In ähulicher Artlosigkeit befindet man sich in Frankreich; und in noch schlimmerer in anbetrachter zerrütteten Finanzen. Dabei ist hier wegen der scharfen Einflußnahme der Börse auf die Staatsverhältnisse die Stellung des Finanzministers fast unhaltbar geworden. Die Staatseinnahmen gehen dabei in erschreckender Weise zurück, entsprechend dem Rückgang der Erträge der Urproduktion. Am ärgsten aber klagt der Handel. Der Abicht die Zölle auf Cerealien zu erhöhen wird der äußerste Widerstand entgegengefezt; und der Ackerbauminister erklärte, daß er diese Zölle zwar in der Kammer verteidigen müsse, weil er es versprochen habe, daß er es aber nicht thun werde als Minister sondern als — Privatmann. . . Wie würde der „Handel“ schreien, wenn ihm ein Minister gelegentlich mit einer solchen „Privatvertretung“ abspäßen wollte. Nur dann wenn der Handel in Frage kommt, und in zweiter Linie etwa die Finanzverhältnisse des Staates, dann beginnt man den Schwierigkeiten mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, wie z. B. der Lage der französischen Zuderindustrie, in der die französische Ausfuhr einen großen Rückschlag erlitten hat. Diefelbe erreichte in den Jahren 1875—76 ihren Höhepunkt mit 372 000 Tonnen und betrug 1883—84 nur noch 184 000 Tonnen, obgleich sie seitdem schon wieder Erhöhung auswies, da sie 1880—81 nur 161 000 Tonnen betragen hatte. Uebrigens sind wir keineswegs geneigt, darin ohne weiteres ein ungünstiges Symptom für den wirtschaftlichen Stand Frankreichs zu erblicken, ebensowenig als wir in der Steigerung der deutschen Zuderausfuhr von 12 000 Tonnen im Jahr 1874—75 auf 600 000 Tonnen im Jahr 1883—84 ein günstiges Zeichen für die Wirtschaftlichkeit Deutschlands erblicken können. Wir wissen, daß die außerordentliche Höhe der französischen Ausfuhr vor zehn Jahren hervorgerufen war durch die Zahlung der französischen Kriegsschuld an Deutschland; und ebenso wissen wir, daß der ungeheure deutsche Zuderexport jetzt nur erfolgt auf Kosten des Preises, also auch des Vorteiles für uns selbst — für den Staat kommt dies zu sehr unliebsamer Erscheinung durch den benutzenden Rückgang der Zudersteuer trotz der noch immer in Zunahme befindlichen Zuderproduktion. Gleichwohl zeigen andere Erscheinungen hinsichtlich der französischen Wirtschaftlichkeit deren schwierige Lage. Ueber die Beseitigung des Defizits können die Parteien in den Kammern nicht einig werden. Bezeichnend aber ist es doch, daß in der Börsenrepublik Frankreich, wo schon jeder Betrieb, der sich zum Monopol eignete, monopolisiert ist, der Finanzminister als die leichteste Art, den Finanzen aufzuhelfen, eine Erhöhung der Steuer auf die mobilen Werte, also die Börsensteuer, erklärt hat.

Auch in Oesterreich scheint es mit der Börsensteuer ernst zu werden und in Ungarn würde man sie gern ebenfalls annehmen, wenn man nur dürfte. Allerdings ist jetzt der Finanzminister der Rothschild-Gruppe, Graf Szapary, entlassen worden, nachdem die Dinge so verfahren worden sind, daß sich die Rothschild-Gruppe selbst nicht Rats weiß, und der Ministerpräsident Tisza hat das Finanzministerium selbst übernommen. Damit ist aber weder das Defizit gedekt noch sind die Einnahmen gesteigert. Bei dem Letzteren liegt aber der Schwerpunkt; und es sind die Verhandlungen zwischen der Rothschild-Gruppe wefentlich deshalb so stark im Stocken, weil die Grundlage zur Deckung einer etwaigen neuen Anleihe fehlt. Bei der Rückgängigkeit der ungarischen Urproduktion und bei der zunehmenden Entvölkerung der dortigen landwirtschaftlichen Gebiete würde jede neue Steuerrauflage eine weitere Vertreibung der Grundbesitzer, aber sonst keinen Erfolg für die Finanzen des Staates haben.

Nur durch äußerste Anstrengungen zur Besserung der Produktions- oder richtiger der Konsumtionsverhältnisse läßt sich Ueberwindung der sozialen Schwierigkeiten erwarten. Wie wir schon bemerkt haben, ist auch die finanzielle Lage in Deutschland keineswegs mehr unbedenklich. Für das Jahr 1887—88 erhöht sich der Finanzvoranschlag für das deutsche Reich um nicht weniger als 53 554 816 Mark und steigt auf 750 946 885 Mark in den Ausgaben. Aber schon das Jahr 1885—86 ergab ein Defizit von mehr als

17 000 000 Mark. Infolge dessen muß eine Erhöhung der Matrikularbeiträge der Staaten von 139 218 399 Mark auf 172 394 940 Mark in Aussicht genommen und es muß eine Anleihe von 46 116 485 Mark gemacht werden. Eine Erhöhung der indirekten Steuern und Zölle über 392 Millionen hinaus kann nicht erwartet werden, und wie wir gesehen haben zieht daraus die Börse bereits ihre Folgerungen. Andererseits steht freilich fest, daß es an noch unerschlossenen Hilfsquellen nicht fehlt; und wenn man ernstlich eine Sozialpolitik, welche die Interessen der Nation pflegt, fortführt, wird es nicht schwer halten, die staatliche Unabhängigkeit von der Haute-finance zu wahren. Der Ertrag der Eisenbahnen in Deutschland geht im Durchschnitt weit über die Kapitalverzinsung hinaus, während in den großen Nachbarstaaten dieselben durchweg Vorschüsse erheischen. Dies ist ein großer Vorprung, und zugleich ein Hinweis, daß man sich auf dem Wege einer gesunden Staatswirtschaft nicht irre machen lasse; und auch die finanziellen Ergebnisse der sozialen Gesetzgebung sind in hohem Grade befriedigend; sie widerlegen schlagend die Behauptung, daß die Betriebe nicht imstande seien, die dadurch erwachsenden Lasten zu tragen. Man kann um so mehr die Versuche des Manchesterturns, den sozialpolitischen Fortschritt durch den Hinweis auf die „Konjunktur“ zu hemmen, mit Spott zurückweisen.

Man muß freilich mehr als bisher daran denken, anstatt mit dem „Export“ ein aussichtsloses Spiel zu spielen, sich in sich selbst unabhängiger zu machen. Dazu sollten ebensowohl die Klagen der Produktion als des Handels veranlassen. Wenn z. B. der Handel von Königsberg einen mächtigen Rückgang anzeigt, weil die russischen Verbindungen stocken, so sagt dies eigentlich nur, daß diese Stadt als Handelsplatz ihren Beruf verfehlt hat. Ihre Aufgabe ist, die deutschen Interessen zu fördern, und dafür sind breite Wurzeln in der Provinz Preußen vorhanden. Indem sie aber dies vergaß und die russischen Interessen förderte, darf man sich auch nicht wundern, wenn sie die Folgen erfährt. Denn wenn der Mohr seine Schuldigkeit gethan hat, kann er gehen. Mit der „Verfehlung des Berufs“ hängen aber auf wirtschaftlichem Gebiet Börsenspiel und fremde Emissionen eng zusammen. Diese Letzteren werden für das Jahr 1886 auf nicht weniger als 6 708 000 000 Fr. veranschlagt, worunter 3 150 000 000 Fr. Staats- und städtische Anleihen. Davon kommen auf Deutschland nur 212 600 000 Fr. — aber die ausländischen Emissionen an den deutschen Börsen sind dabei nicht inbegriffen — die letzteren betragen mehr als das sechsfache — woraus hervorgeht, in welches folgenschwere Mißverhältnis unsere Kapitalverwendung geraten ist und immer mehr zu geraten droht.

## Kirche.

Wenn darüber noch Zweifel bestanden hätten, ob die Ausnahme des Kulturkampfes politisch richtig war, so würden dieselben durch den Fortgang der Ereignisse immer mehr schwinden müssen. In den rechtlichen Beziehungen zwischen der römischen Kirche und dem Staat ist nichts geändert, die neuerdings eingebrachte kirchenpolitische Vorlage beschränkt wohl die letzten Reste der Kampfgesetze, bis auf die Ausweisung der Orden. In dem persönlichen Verhältnis der Katholiken dagegen ist eine bleibende Veränderung eingetreten, die weder durch Gesetzesvorlagen noch durch die größten Lebenswürdigkeiten gegen den Papst beseitigt werden kann. Unter der lange anhaltenden Verteidigungsstellung gegen die Regierung, welche der religiöse Glaube einnehmen zu müssen glaubte, sind alle diejenigen demokratisch-revolutionären Elemente, die von Opposition überhaupt leben, erstarrt. Dazu haben sich die Unzufriedenen, die in der Art der Aufrichtung des deutschen Reiches ihre Interessen oder ihre Ansichten nicht befriedigt sahen, der in

hohen Bogen gehenden kirchlichen Bewegung angeschlossen. Und so sind in der Partei, welche aller dieser Opposition Träger war, die verschiedensten Elemente und Interessen zu einem Weichselkopf verwachsen, der ein höchst bedrohliches Zeichen für die Gesundheit des deutschen Reiches geworden ist.

Für den Beobachter des kirchlichen Lebens ist aber diese Erscheinung nach zwei Seiten von großer Wichtigkeit. Zuerst ist es eine neue Bestätigung der alten Erfahrung, daß man gegen Geister nicht mit dem Schwerte kämpfen kann, daß sich geistige Bewegungen weder durch gesetzgeberische Machtsprüche noch durch diplomatische Kunststücke bannen lassen. Äußere Macht- und Klugheitsmittel sind machtlos gegenüber dem religiösen Glauben, mag er nun ein rechter oder ein falscher sein. Neben der Erstarkung des Katholizismus in Deutschland und dem größeren Einfluß, den seine Vertreter auf unsere öffentlichen Angelegenheiten gewonnen haben, jedoch der Papst in Rom unsere deutschen Reichstagswahlen macht, — wie dies als eine Folge des Kulturkampfes vor uns steht, — daneben sehen wir das Pflögekind des Staates, den Ultrakatholizismus, als einen greisenhaften Knaben, der nicht alt werden zu wollen scheint, und haben in ihm einen Beweis für das Wort Vincet u. dgl. in seiner früher besprochenen Schrift anführt, daß die grausamste Verfolgung der Kirche ihre Protektion durch den Staat sei. — Die andere Lehre aber, welche wir aus der Entwicklung des letzten Jahrzehntes entnehmen, bezieht sich auf die Beurteilung früherer geschichtlicher Erscheinungen. Es würde verkehrt sein, zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart einen Strich zu ziehen. Wie heute unter der Flagge religiöser Interessen die Konterbande persönlicher und Parteileidenschaften geführt wird, so wird es auch in früheren Zeiten gewesen sein. Wie wird z. B. die Beurteilung der Reformationsgeschichte, der dogmatischen Kämpfe unter den griechischen Kaisern u. dgl. erschwert durch diese Verquickung verschiedenartiger Interessen! Und umgekehrt, wie damals aus den menschlich verdoornen Wirtsalen sich doch göttliche Wahrheiten als geschichtliche Erfahrungen herauschälten, so dürfen wir auch heute nicht daran verzweifeln, daß nicht doch auch für die Kirche Christi noch etwas Gutes herauskomme aus den menschlichen Verwicklungen unserer Zeit. Was die evangelische Kirche dem Kulturkampf verdankt, liegt ja vor aller Augen. Die Erstarkung des kirchlichen Bewußtseins, die Unterscheidung zwischen kirchlichen und nichtkirchlichen Gebieten, das Bestreben nach Vervollständigung der evangelischen Kirche — verdankt den Erfahrungen seine Entstehung, die unter dem Ringen zwischen der Staatsgewalt und der Kirche gemacht sind. Und ob doch nicht auch in den besseren Kreisen der römischen Kirche in Deutschland einige Lehren gezogen werden, die allmählich auf eine Verinnerlichung des kirchlichen Lebens hinführen? Wir möchten es glauben, daß noch so viel Salzreste auf jener Seite vorhanden sind.

Die eigentlich kirchlichen Bestrebungen ruhten in der letzten Zeit gänzlich. Die geplante Versammlung in Berlin ist auch für Ende Februar noch nicht in Aussicht genommen, die politischen Wahlen verschlingen alle anderen Interessen. Einen kleinen Dämpfer auf die Begeisterung, mit welcher der Plan zu jener Versammlung umgeben wurde, hat inzwischen die Anordnung der Generalkommandos gebildet, welche den Militärgeistlichen die Beteiligung an der Agitation für dieselbe untersagte. Es ist allen Angehörigen der Armee, wozu die Militärgeistlichen gerechnet werden, verboten, an politischen Bestrebungen öffentlich teilzunehmen. Weil nun ein Punkt des für die Versammlung entworfenen Programms sich mit der Stellung des Staatsministeriums zu kirchlichen Beschlüssen beschäftigt, so wird sie als eine solche angesehen, die Politik treibt. Und insofern erscheint jene militärische Anordnung als ganz korrekt. Immerhin wird man daraus, daß sie ergangen ist, schließen dürfen, daß unsere leitenden politischen Kreise in ihrer Stellung zu dem sog. Hammersteinischen Antrage seit jenem samösen Verlassen des Herrenhaussaales durch das Ministerium keine Schwankung vollzogen haben. Uns ist aber dieser Zwischenfall ein neuer Beweis für die Notwendigkeit einer baldigen reinlicheren Sonderung von „Politik und Religion“ durch eine selbständigere

Bewegung, welche der evangelischen Kirche verschafft wird, damit es künftig nicht mehr mit Recht als eine Teilnahme an politischen Bestrebungen angesehen werden kann, wenn sich evangelische Geistliche mit wichtigen kirchlichen Organisationsfragen beschäftigen.

Durch die Verhandlungen über die Militärvorlage kam auch eine Frage an die Oberfläche, welche die evangelische Kirche sehr nahe angeht, d. i. der Militärdienst der Theologen. Und hier ereignete sich nun etwas ganz Seltsames. Während man sich in den evangelischen kirchlichen Kreisen sagen muß, daß der einjährige Dienst mit den Waffen, die der Betreffende später doch nicht führt, etwas Abnormes ist, so entstand eine Agitation für den Militärdienst der Theologen; es wurde petitioniert, daß, wenn auch die katholischen Theologen davon befreit würden, derselbe für die evangelischen festgehalten werden möchte. Es waren natürlich nicht in der Sache selbst liegende Gründe, welche diese Stellung einnehmen ließen, sondern es war eine in der gegenwärtigen Lage berechnete und erklärte politische Demonstration gegen Rom. Wir würden uns auch für eine Agitation gegen den Militärdienst nicht begeistern können. Denn es liegen in demselben einige pädagogische Elemente, welche der rein menschlichen Haltung und Gehärdung des künftigen Pastors zu gute kommen. Jene etwas auffallenden Eigenschaften, an denen man z. B. auf Reisen häufig sofort den Geistlichen erkennt, und zwar nicht immer nur an der Würde oder der weißen Halsbinde, sondern auch an der Sonderbarkeit in Gang, Haartracht und Gewandung, können durch den nivellierenden Einfluß des militärischen Dienstes mehr verschwinden. Und überhaupt: es schadet unseren jungen Theologen nicht, daß sie ein Jahr dienen müssen. Auch der Kirche schadet es nicht; es werden ihr keine Kräfte dadurch entzogen. Doch bleibt es abnorm, daß Tausende von jungen Leuten in allen Waffenkünsten eingeübt werden, um sofort nach erfolgter Ordination und Anstellung von einem Gebrauch derselben dispensiert zu werden. Nur die wenigen Theologen können dem Vaterlande diejenigen Hilfen leisten, denen der einjährige Dienst gilt, welche bei einem ausbrechenden Kriege noch Studenten sind oder sich in der kurzen Uebergangszeit zwischen dem Studium und dem Amt befinden. Dazu kommt, daß der normale Gang für den ausgebildeten Einjährigen der ist, daß er Reserveoffizier wird. Auch dieser Abschluß ist dem Theologen häufig verschlossen. Erstlich wird er für gewöhnlich wegen des Ganges seiner Vorbereitung zum Beruf nicht mehr die Zeit dazu haben. Und zweitens muß er gewärtigen, daß, wenn er einer christlichen Verbindung angehört hat, zu deren Grundsätzen die Verweigerung des studentischen Duells gehört, er von dem Offiziercorps gar nicht einmal gewählt wird. Wenn dies Verfahren bisher auch nicht ausnahmslos von den Offiziercorps geübt wird (dem Berichterstatter sind auch Wingolfiten, die Reserveoffiziere geworden sind, bekannt), so scheint es doch die Regel zu sein. Der tüchtigste junge Mann wird nicht Offizier, weil er einer Verbindung angehört hat, deren bekannte Grundsätze über Schlägereien sich mit dem Ehrbegriff des Offiziercorps nicht vertragen! — Nun, der junge Mann wird sich zu trösten wissen, da er seine Begriffe über Ehre sich weder von Leutnants noch von Obersten machen läßt. Ob aber diese Einrichtung eine gesunde, der Ehre und der Wohlfahrt des Vaterlandes dienende ist, mag dahingestellt bleiben.

Nurz erwähnen wollen wir noch aus der römisch-katholischen Kirche die steigende Aufregung der deutschen Katholiken in Böhmen wegen der stark tschechischen Agitation, welche unter der Regide von Bischöfen in den Gemeinden und besonders dem Priesterseminar in Leitmeritz getrieben wird, sodaß es jetzt schon zu einer öffentlichen Erklärung der deutschen Geistlichen der Diözese gekommen ist, die sich ziemlich unverblümt gegen ihren eigenen Bischof richtet. — Ferner geht in der reformierten Kirche Hollands die durch Dr. Kuiper begonnene Bewegung gegen die Art und Weise, wie das moderne, d. h. völlig ungläubig gerichtete Kirchenregiment die Kirche leitet, vorwärts und wird zur Bildung einer wahrscheinlich nicht erheblichen Freikirche führen. — In der Schweiz setzt noch immer die Heißarmee die Gemüter in Be-

wegung. Mit Anfang dieses Jahres sind die Salustistinnen (denn nur von Frauen und Mädchen ist die Rede) in Basel eingezogen und halten ihre Versammlungen unter dem Zulauf einer gaffenden, lachenden und höhnennden Menge. „Die Rednerinnen,“ sagt der Kirchenfreund, „haben schon in Zürich gebient und sich eine gewisse Routine angeeignet; sie zeigen dem lachenden und lärmenden Publikum gegenüber das Selbstbewußtsein von Kleinkinderlehrerinnen, welche es mit einer unartigen Schar von Un-erzogenen zu thun haben. Auch die Zuhörer scheinen sich jetzt in die entsprechende Rolle zu finden. Es ist ihnen hauptsächlich ums Lachen zu thun, und wenn sie gut unterhalten werden, so singen sie sogar etwas mit, und gehen nachher vergnügter von dannen, als man sie aus dem Theater kommen sieht.“ Und weiter heißt es gewiß mit Recht: „Aber dies Gelächter über dem Reden von Christus und dem Heil der Seelen, dieses Bravorufen und Händellatschen, wenn ein Mädchen nach dem anderen seine Belehrungsgeschichte her sagt, dieses Nachäffen forcierter Stimmen selbst beim Gebete, ist ein Schauspiel, das jeden in der Seele verwunden muß. Hier lernt das Volk sich über die heiligsten Handlungen amüsieren und am Ernste der Verkündigung des Evangeliums zweifeln. Wie demoralisierend diese Posse ist, davon macht man sich schwer eine Vorstellung. Das Theater bietet gesunde Nahrung, wenn man sie neben diese Unterhaltung stellt. Diese Heilsbotinnen sind nicht Friedenstauben, sondern Sturm- vögel: Wind wird hier gesät, Sturm wird man ernten.“

---



## Neue Schriften.

### 1. Politik.

— Kritik der deutschen Parteien. Ein volkswirtschaftlicher und politischer Essay von Dr. Karl Walder, Dozent der Staatswissenschaft a. d. Univers. Leipzig. (Leipzig, Hoesberg.) 1887. 280 S.

Rezensent kann das vorliegende Buch im großen und ganzen nur ablehnen. Der Kritik der Parteien für die Gegenwart liefern will, muß sich selbst und seine Zeit objektivieren können, muß von großen historischen Gesichtspunkten ausgehen, muß im Stande sein, über das Tagesgequäl der streitenden Parteien hinweg diejen selbst ins Herz zu sehen und das Große, Bleibende, Bedeutende scharf von dem nebenjächlichen Tageskleinrat der trivialen Zeitungspolemik zu scheiden wissen. Rezensent ist sich bewußt, daß wenn ihm großartige Unbefangene, strenge Sachlichkeit, Verzicht auf die verbrauchten und vergessenen Schlagworte entgegentreit, er sich gerne eine sachliche Kritik auch der eigenen Anschauung gefallen läßt. Von dem allen ist aber hier wenig zu merken. Im Gegenteil versinkt der Verf. bald in die größte Kleinlichkeit der Beweisführung, wenn er z. B. eine von ihm selbst als ganz unberührt und unwahrscheinlich bezeichnete Klatschgeschichte vom Kronprinzen erzählt, bald verliert er sich in die gegenstandslossten Anschuldigungen, z. B. des „Junckerturns“, das er ganz allgemein als unwissend, niederlich und verkommenberisch hinstellt. Was bedeutet überhaupt das Wort im Munde eines angeblich „wissenschaftlichen“ Mannes und in unserer Zeit, wo der „Juncker“ doch nirgends mehr auch nur den Schatten eines Sonderrechtes besitzt?

Das Unglück des Kulturkampfes erkennt Verf. nicht darin, daß man durch den wesentlich auf äußere und mechanische Nachmittel gestützten Bund von Staat und Unglauben die durch das Vatikanum tief erschlüchterte katholische Kirche Deutschlands wieder, wenn nicht in gemeinsamen Glauben, doch in gemeinsamen Körpergeit hineingerrieben hat, sondern darin, daß man dem Aikatholizismus zu wenig unterstützte! Sollte nicht eher der Aikatholizismus an der Staatshilfe gestorben sein? Und was ist

das für eine Kirche, die sich Lebenskraft erst vom Staat holen muß?

Charakteristisch für die Unparteilichkeit des Verf. ist die Aufstellung, daß zwischen dem Fürsten Bismarck und „der großen Mehrheit des deutschen Volkes“ stets „eine tiefe Kluft“ bestanden habe. Und warum? Weil Bismarck sich, nach seiner Äußerung, die Frage, ob er um seines Seelenheils willen katholisch werden müsse, ein Mal vorgelegt — freilich auch sofort verneint hat. Man soll also so blindwütig gegen Rom sein, daß man nicht einmal prüft, sondern ungeprüft verurteilt. Auch eine „Kritik der Parteien!“

Wunderbar ist uns, daß Verf. denen, die anderer Ansicht sind, als er, also dem Fürsten Bismarck, den Landwirten, den Konservativen, u. a. m. kurzweg volkswirtschaftliche „Untertunnis“ vorwirft, dann aber selbst Anschauungen an den Tag legt, die uns nicht eben von tiefer „Kenntnis“ zu zeugen scheinen. S. 31 rät er den „Junckern“ als Hilfe aus der landwirtschaftlichen Not „Einschränkung des Kornbaues, Ausdehnung der Vieh- und Geflügelzucht“, wobei besonders die angebliche Rentabilität der Geflügelzucht unter Landwirten große Heiterkeit erregen wird. Aber wenn man nun dem Rat des Verfassers folgte, was soll dann der sechs Zeilen weiter unten gegebene Rat, die „Magnetanienfunden“ zu zer schlagen? Wenn wieder an Stelle des intensiven Kornbaues die tiefere Kulturziele, die extensive Wirtschaft mit Viehzucht tritt, so bilden sich ja gerade Latifundien! Die Bauern verkaufen, laufen fort und der Magnat „arrondiert“ seine Weiden! Beiläufig sind übrigens jetzt die Viehprodukte ganz gerade so tief im Preise gedrückt, als das Korn, zumal seit frisches Fleisch in Eisverpackung über Meer eingeführt wird.

Die Einnahmen aus dem Holzoll rechnet Verf. ausschließlich den „Freikonservativen“, nämlich den „steinreichen adelichen Fürsten, Grafen und Freiherrn“ zu. Er scheint nicht zu wissen, daß der preußische Staat 50 (fünfzig!) Millionen Mark aus seinen Forsten zieht. Was verschlägt es überdies in „wissenschaftlicher“ Beweisführung, ob der Forstbesitzer „adlig“ oder „bürgerlich“ ist?



Wer so wenig über den Parteien steht, wie Verj., und so wenig im Stande ist, kalt und sachlich zu urteilen, der sollte lieber in der Publizistik, als in der Wissenschaft arbeiten. Vielleicht würde da auch allmählich sein Pessimismus den Jansen und sein Optimismus den Juden gegenüber auf eine richtige Mittelstraße geraten. T. v. O.

— Soziale Pflichten oder was die Klassen der Gesellschaft einander schuldig sind. Von William Graham Sumner, Prof. d. Staats- und Sozialwissenschaft in Yale-Kollege II. S. A. (Berlin, Elwin Staude.) 1887. 96 S. 1,60 M.

Die vorliegende Schrift bedeutet eine Reaktion gegen den Radikalismus von Henry George und den Idealismus grundsätzlicher Sozialisten und Kommunisten, die jetzt, wenn irgendetwas, in Amerika ihr Wesen treiben. Sie ist eine neue auf die Spitze getriebene Proklamation des *laissez faire*, die Verteidigung eines Staatsbegriffs, der lediglich „Nachtwächterdienst“ bedeutet und von allen andern sittlichen Verpflichtungen der Obrigkeit gegen die Unterthanen abhiet, als welche im „Recht“ liegen, d. h. wesentlich im Schutz der strengsten Selbstkräfte. Nicht „Schutz dem Schwachen“, sondern Selbsthilfe ist hier die beste Sozialreform. Übrigens ist die Schrift mit viel Geist und Witz geschrieben und enthält, soweit nicht die verkehrte Grundanschauung in Betracht kommt, manchen guten Gedanken. Unfreiwillig komisch ist die Krotyganz des Vorworts, erklärlich freilich dadurch, daß der „freisinnige“ Abg. Barth dasselbe geschrieben. Barth gibt in Berlin eine ziemlich unter Ausschluss der Öffentlichkeit erscheinende Zeitschrift, die „Nation“, heraus, aber in Verbindung mit so viel Juden, daß nur die jüdische und nicht die deutsche Nation gemeint sein kann. Tropfen behauptet er in diesem Vorwort, ebenso wie in Amerika stehe auch in Frankreich die ganze „Wissenschaft“ auf der Juden Seite. „In beiden Ländern nimmt die Wissenschaft an der Agitation für die Verbeiwahrung größerer Handelsfreiheit sehr lebhaft und in geschickter Weise teil.“ — Wertwürdige „Wissenschaft“, der so viel am Freihandel gelegen ist! T. v. O.

— Fürst Bismarck und der Vatikan. Von einem deutschen Staatsmann. (Berlin, George u. Fiedler.) 1886.

Mit den bekannten Ansichten des ehemaligen Kreiszeitungsredakteurs stimmen wir vielfach überein und leien gern, was er schreibt, auch da wo wir nicht übereinstimmen, weil Geist und Urteil fast in allem vorhanden ist. Ob Preußen sich zur Zeit des Vatikanums besser mit den deutschen Bischöfen gegen Rom, als mit dem nieberen Klerus gegen die Bischöfe verbündet hätte, um Erfolg zu erzielen, lassen wir dahingestellt; kann sein, kann auch nicht sein! Der abweisenden Kritik der bischöflichen Anabenkonvikte stimmen wir dagegen durchaus bei. — Luther und Bonola halten wir nicht für verwandt, sondern für grundverschiedene Naturen. — Daß Verj. die evangelische „Orthodoxie“ nicht gern hat, ist uns erklärlich, da er einer Sekte angehört. Wir selbst sind auch nicht weniger als orthodox, wenn die Bedeutung dieses Wortes auf sichgehaltene Verbalinspiration der h. Schrift hinausläuft. Sollen wir aber wählen, selbst zwischen der engsten

Orthodoxie und den konfusen Redensarten, die sich auf S. 35 oben finden und anscheinend in der Forderung der Simultanstule gipfeln, so greifen wir doch mit beiden Händen nach der Orthodoxie. „Nur bei Aufrechthaltung der inneren Freiheit eines jeden einzelnen behalten die staatlichen Unterthanen die ihnen sittlichen und politischen Werte“ — sagt Verj. Wir begreifen nicht recht, wie man bei Volkshütern von 8–14 Jahren überhaupt von „innerer Freiheit“ reden kann. Es handelt sich doch zunächst darum, ihnen in irgend einer Form, also dogmatisch, die Religion beizubringen, damit diese dann im Lauf des Lebens aus Erkenntnis in Erfahrung sich umsetzt. — Wir können uns kaum denken, daß die freimaurerischen Phrasen auf S. 35 vom Verfasser selbst herrühren. T. v. O.

## 2. Kirche.

— Württembergische Väter. I. Band. Von Engel bis Burt. Bilder aus dem christlichen Leben Württembergs von B. Claus. Herausgegeben vom Calmer Verlagverein. Mit 4 Porträts. (Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 1887. 326 S.

Es sind keine Fremdinge, welche uns hier vorgeführt werden. Engel, von dem A. Knapp bezugt hat: „Württemberg hat seinen besten Mann gegeben als diesen Mann Gottes“, ist gewiß gegenwärtig einer der betanuten deutschen Theologen, dessen Ornonom auf jedes Pfarrers Tisch liegen sollte. Wäher in sein Leben und Lehren hineinzutreten, ist jedoch nur denen vergönnt, die sich einigender mit ihm belassen. Da gibt denn unsere Biographie einen prächtigen Auszug des Wissenswürdigen aus Bengels Leben und Schriften. An ihn reiht sich G. A. Kieger, gest. 1743, der pietistische Prediger nach dem Herzen eines A. H. Franke, der von sich sagen konnte: „Es mögen wenige Predigten auszunehmen sein, darin ich nicht den ganzen Prozeß der Belehrung eines Menschen gebracht habe.“ Ihm folgt seine christliche Freundin, die württembergische Tabea, Beata Sturm (gest. 1730), die ans ihrer Zeit durch ein Leben der Barmherzigkeit und des reichlichsten Glaubens hervorleuchtet und dabei so ganz nüchtern und auch aller Eclateretei fern blieb. Nach den vielen und großen Lebensbildern, welche schon von J. J. Moser, dem großen Juristen und noch größeren Nat des Reiches Gottes, entworfen sind, wird man doch auch hier seine Gestalt freudig begrüßen und ihn dort am 17. Juli 1759 vor dem Herzog Karl Eugen in Ludwigsburg sein Sprüchlein: „Unverzag und ohne Grauen“ sagen hören. Wir werden dann eingeführt in die württembergischen Gemeinschaften mit ihren Originalen, in die Arbeit der Brüdergemeinde, die freilich unter den Württemberger Töpen zu viel eigentümliches Leben fand, um Voden für Gemeindefeldung zu gewinnen. Der Ragus des Südens, Dettmer mit seiner Theologie des Lebens, und sein Freund, Friedrich Christoph Steinhofer, Spezial in Weinsberg († 1761), der Liederdichter Hüler, der treue Schüler Bengels, Storr, und Bengels Schwiegersohn, Ph. D. Burt, schließen den ersten Band, lauter Namen aus der Reihe von Zeugen, welche Württemberg der ewan-

gelschen Kirche gegeben hat und die verdienen, daß wir von ihnen lernen, dem Herrn ganz dienen.

B.

— Der Römerbrief. Ein Hilfsbüchlein für Bibelleser von A. Schlatter, lic. theol., Dozent in Bern. (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 1887. 208 S.

Unsere theologischen Fakultäten sind, um mit Paulus zu reden, Schuttdorn der Kirche; sie haben unbeschadet ihres speziell wissenschaftlichen Berufes auch eine Aufgabe für die Gemeinde, und zwar vor allem die, ihr den Weg zu öffnen in die Schrift. So schreibt der Verf. in richtiger Erkenntnis, daß es für einen Professor noch ein anderes Gebiet des Wirkens gibt, als das „wissenschaftliche Probleme“. Der Name Schlatter hat im Reiche Gottes einen guten Klang: wer aber die 19 Abschnitte liest, in welchen der Verf. einfach und sinntensprechend den Inhalt des Briefes auslegt, der wird gern sprechen: Laß ich anfangs nur des Namens Schlatter willen, so lese ich jetzt um der vielfachen Handreichung willen, die uns die Erklärung zum Verständnis des gewaltigsten aller Paulusbriefe bringt. Besonders haben uns die Abschnitte „das Recht Gottes zur Verwerfung Israels“, der Unglaube bringt Israel zum Fall und Gottes Gnade über Israel“, welche die so schwierige Stelle Röm. 9—12 umfassen, angezogen. So viele Erklärungen auch zu Gottes Wort hinzutreten: jede aus dem Geist Gottes durch den Glauben geborene Erklärung bringt Segen. „Denn“, sagt Schlatter mit Recht, „wie kann die Gemeinde gegenwärtig eine feste christliche Stellung erlangen außer durch eigenen Einblick in die Schrift? Im Bewege der Gedanken und Lehren unter uns, bei den Gegensätzen innerhalb des kirchlichen Lehrstandes ist ein jeder, der nach Gott begehrt, selbst auf die Schrift gewiesen, daß er selbst das Zeugnis der Apostel vernehme und selbst sich auf dasselbe gründen lerne.“

B.

— Vom Kergernis zum Glauben. Ein Laien- Zeugnis von Harald Westergaard, a. o. Prof. der Staatswissenschaft an der Universität zu Kopenhagen. Aus dem Dänischen von P. C. Gleiß. Autorisierte deutsche Ausgabe. (Leipzig, Lehmann.) 1885.

Auf den Höhen der Wissenschaft geht gar oft der eifrige Wind, welcher alles geistliche Leben in den Tod des Unglaubens versenkt und dabei rühmt, wie wir's so herrlich weit gebracht. Um so wohlthuernder berührt ein Laien- Zeugnis, das wie das vorliegende aus dem Kreise der Wissenschaft stammt, aber ein Zeugnis ist von dem einfühligen Christentum, wie es ein Laie ablegen kann, der „mit Begeisterung geglaubt hat, durch des Gedankens Macht alles durchdringen zu können, und der dann eine Weile unter Enttäuschung, Zweifel und Angst gestanden, endlich aber Frieden in dem Glauben seiner Kindheit gefunden hat“. Warum solch' ein Zeugnis? Wenigst dem Wort des Herrn: „Wenn du dich demmeinst bekehrst, so stärke deine Brüder.“ „Es gibt gewiß viele, die gern Christen wären, und doch nicht über Zweifel hinauskommen. Ihnen will die Schrift eine Handreichung geben.“ Der Verf.,

der sich in den wissenschaftlichen Kreisen bewegt, meint sogar: „Die Wissenschaft hat ihr Haupt gebeugt. Ein Mann der Wissenschaft hat in seinem Studium nichts, was seine Begeisterung wie in früherer Zeit erwecken kann: das Studium ist nicht mehr eine strahlende Göttin; und ich irre laum, wenn ich sage, daß viele Männer der Wissenschaft sich freuen würden, wenn sie außerhalb ihrer Wissenschaft etwas finden könnten, was sie mit Begeisterung erfülle, aber nun verwirrt und unsicher dastehen und sich fürchten, sie möchten das Haupt vor dem Berückten beugen, wenn sie sich vor dem Gott der Christen demütigten. Von der Wissenschaft würde das Christentum in unserer Zeit kaum Angriffe zu erwarten haben, wenn auch in der Welt der Wissenschaft noch lange viele Menschen nicht wagen werden, sich Gott in die Arme zu werfen.“ So weit sind wir freilich in Deutschland noch lange nicht; aber selbst, wo man es sagen kann, ist damit das Kergernis an dem Evangelium noch nicht erloschen. Es hat nur seinen Schwerpunkt verlegt. In jener blumelstürmerischen Wissenschaft vor einigen Jahrzehnten, da man Gedanken auf Gedanken baute zu schwindelnder Höhe und von diesem stolzen Turm aus alles zu beherrschen und zu fassen schien, ist ein Rückschlag erfolgt. Man kümmert sich nur um die nächstliegenden Fragen, dünkt sich aber nicht mehr deßhalb zu einer harmonischen Lösung des Frage-ganges, das ein Reich aufzuweisen muß, wenn er sich eine Weltanschauung bilden will. „Damit hängt auch gewiß all die Schlawheit des Geistes und all der Lebensüberdruß zusammen, dem man in unserer Zeit überall begegnet. Derselbe ist kaum ganz und gar fingiert.“ Das ignorantia et ignorantibus Tu Pois- Heymonds führt zu dem „Was ist Wahrheit?“ des Pilatus. Das ist das Kergernis in den geistig hochstehenden Kreisen und ihrem Anhang. Und in vielen anderen Kreisen, darunter auch in den weiten Kreisen des Proletariats, der Sozialdemokratie und Anarchie, hat die Darwinische Theorie, deren genialen Grundgedanken, nämlich von dem inneren Zusammenhang des ganzen organischen Lebens und einer stetigen Entwicklung einer Tier- oder Pflanzenform zu einer anderen, auch Westergaard, wie z. B. Prof. Jöcher, in bezug auf das Wah seines Wahrheitsgehaltes noch dahingestellt sein läßt, nicht minder das Kergernis verändert. Das „eiserne Gesetz“, wonach Leiden und Hunger nur die Stufen der Entwicklung sind, lehrt die Armen und Kranken die Religion der Armen und Kranken verspotten. „Aber gewiß — sagt B. diesen Auseinandersetzungen bei — es ist ein Zeichen der Zeit, daß man in der Nationalökonomie, selbst wenn man dem Christentum fernsteht, sich die alte Zeit zurückwünscht, da der Glaube an Gott noch eine Lebensmacht des Volkes war, und wenn man dem modernen Unglauben einen großen Teil der Schuld für das gegenwärtige Elend zuschreibt.“ — Der Standpunkt, auf welchem das Fragmentarische zu einer Totalität wird, ist der Glaube an Jesus, den Heiland der Welt: so führt unser Professor der Staatswissenschaften im II. Teil aus. Bortreulich zeigt er S. 23, wie in Christo eine große Mannigfaltig-

feit der Gaben sich vereinen lassen; wie das Christentum nicht überspannte Unterwerfung, sondern ruhige Arbeit begünstigt. Aus eigener Erfahrung teilt er mit, wie nach einer Zeit des Zweifels gerade am besten wieder die kurzen Gebete, die kleinen Bibelsprüche sich melden, die man als Kind gelernt hat. Er sieht sich nicht, jene Zweifler, denen es bange wird, aufzufordern zum Gebet, besonders zum Vater Unser. Und er wiederholt die auch hier schon oft wiederholte Klage, daß für solche und ähnliche Leute unsere Kirchen nicht immer offen stehen. Gott schenke seiner Kirche viele solcher Laiengelehrten, die den göttlichen Staat über der weltlichen Staatswissenschaft nicht vergessen und heilen das Holz des Lebens pflanzen in den Wüsten dieser modernen Welt.

B.

F.

## 3. Geschichte.

— Der erste Fürst von Bulgarien. Auszeichnungen des russischen Generals und vormaligen bulgarischen Ministerpräsidenten L. D. Sobolew. Aus dem Russischen. (Leipzig, Dunder & Humblot.) 1886. XVII, 114 S. 8°. 2,40 M.

Die erhabene Gleichgültigkeit gegen Bulgarien in politischer Hinsicht, welche ein hohes Vorbild uns auferlegt, schließt tiefe menschliche Anteilnahme nicht aus, und diese neue Veröffentlichung wird überall solche finden. Sobolew, einer von den politisirenden russischen Generalen, weldem die Politik als einem Soldaten und die Soldaten als einem Politiker manches zu verzeihen pflegen, hat jetzt seine ganze Galle über Bulgarien in der „Nuschaja Starina“ ausgegühtet, nachdem er früher in Bulgarien als halb erbetener, halb aufgezwungener Ministerpräsident den Fürsten vergeblich meistern wollte. Diese hier übersehten Artikel strofen von ordinären Verdächtigungen über die Habicht (?) und Unfähigkeit des Fürsten Alexander. Immer wieder nennt Sobolew ihn und seine Anhänger (die „soq. konervative Partei“) die „Exploitatoren“ (Ausbeuter) des Landes und eine räuberische „Clique“. Sobolew mag vielleicht bei seinen samojedischen Landsleuten Glauben finden, denkende Europäer werden sich schon daran stoßen, daß er dem Fürsten „Kühnheit und Charakter“ abspricht und „Willen“. Verdient Sobolew als Diktator seinen Glauben, so noch weniger als Politiker, wenn er einen Mann wie Agata als Ministerkollegen verlangte, der das Tränenwasser nicht halten kann und flennen muß, wenn der brave General andersgeimnte „Zivilisten“ schießt.

Gewissermaßen unnötigerweise also ist die recht gewandte Uebersetzung eingeleitet durch einen wegweisenden Brief des Hofpredigers Koch (jezt Stadtpfarrer in Pflungstadt bei Tarnstadt); immerhin auch dies willkommen! Zukunftschwanger lautet Sobolew's gelegentliche Bemerkung: „noch besißt Rußland Not-Außland (L'figalzien) nicht;“ also eine neue Irredenta an Oesterreich's Ostgrenze, freilich bis jezt noch eine sehr loyale! Beachtenswert ist auch, was er an Kosten für den bulgarischen Befreiungskrieg fordert und in den Schornstein der Zukunft schreibt.

L. Sch.

## 4. Biographisches.

— Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und Wirken. Nach seinem schriftlichen Nachlaß und den Mitteilungen der Familie. Dargestellt von Friedrich Oldenberg. 2. Band. Von 1848 bis zu Wichern's Heimgange. (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.) 1887. XV u. 431 S. 7 M., geb. 8 M.

Der Inhalt dieses zweiten Bandes ist so reich, daß es hier nicht möglich ist, einen einigermaßen zufriedenstellenden Auszug zu liefern. Von den Kämpfen und Siegen des großen Gotteskämpfers kann nur einiges angedeutet werden. Die wiederholten Reisen nach der vom Hungertyphus heimgeuchten Provinz Schlesien, die Fürsorge für die zahllosen schließlichen Waisenkinder, wobei Wichern den Widerstand der römischen Priester ebenso erlahnen durfte wie das ärztlich-unbefangene Entgegenkommen des Fürstbischofs von Liebenbrock, die Arbeiten für die auf der Frankfurter Sandhof-Konferenz und in Wittenberg vorbereiteten Kirchentage, die Reisen nach England und Süddeutschland, um als Herold der inneren Mission Anregung zu empfangen und zu geben zur Förderung des Reiches Gottes, die Gefängnisreisen in Deutschland und im Anschluß hieran die Verurteilung Wichern's in den Berliner Obertribunal und in das preussische Ministerium des Innern für das Degernat des Gefängniswesens, die vielfachen Angriffe, welche sowohl von der toten lutherischen Orthodoxie wie von den Fanatikern des Unglaubens (in und außerhalb des Abgeordnetenhauses) gegen den abernuerweise als „Pie-tist“ und roherweise als „Wunder“ verführten Mann des Rauhen Hauses gerichtet worden sind, andererseits die reichgelegneten Erfolge im Gebiete der inneren Mission, wie z. B. die Gründung des Evangelischen Johannestiftes in Berlin, die Einrichtung der Feldblafonie in den Kriegen der Jahre 1864, 1866 und 1870/71, all dies bedeutet nur die hervorragendsten Ereignisse des reichen Lebens. Daß sich der unermüdete Knecht Gottes vor der Zeit auferrieben und sich ein Gehirnleiden zugezogen hat, welches während sechs Jahren seine Kraft zerstörte, kann niemand bestreiten, weder Freund noch Feind. — Der Verfasser von Wichern's Biographie, seit 1849 in der innigsten Verbindung mit seinem geistlichen Vater und benäbten Freund, ist vorzugsweise befähigt gewesen, in zwei nicht allzu starken Bänden ein Material zusammenzubringen, das kein anderer so beherricht als der Mitzeuge und Mitarbeiter Friedrich Oldenberg. Er hat mit Wichern die Hauptzeiten der Glaubens- und Liebesarbeit durchlebt, darum geht auch ein so wohlthuender warmer Ton durch sein biographisches Werk. Nirgends läßt sich der Verf. zu heftigen Anwürfen gegen die Feinde Wichern's wie D. F. v. Holtenhoff hinreißen, überall ist er maßvoll im Reden und — im Schweigen, ganz wie es sich dem Leben eines Mannes gegenüber ziemt, dem, so hoffen wir, die Palme der Gerechtigkeit im Reiche des ewigen Friedens bezeugt ist.

O. K.

— Moriz Seebod. Eine Gedächtnisrede, gehalten in der Hofe zu Jena. Mit Anmerkungen

und urkundlichen Beilagen herausgegeben von Dr. Gustav Richter. (Jena, Gustav Fischer.) 1886. 90 S. 8°.

Zeebeds edle Gehalt war, wie ich mich erinnere, vor einigen Jahren durch einen Retrospekt in der Gumnasialzeitschrift, dann durch R. Fischer in der Allgemeinen Zeitung allgemeinerer Verehrung nahegebracht worden; auch H. Euden, der treffliche Jenaer Philosoph, huldigte ihm öffentlich. Hier erhalten wir ein erweitertes Bild seines Lebens und Wirkens. Sein Vater, der Entdecker des Thermo-Magnetismus, hatte Beziehungen zu Goethe; North war Knebels Patenkind. Schon als Student der Philologie hat er in Berlin Hoffnungen erregt, da er nicht engherzigem Idealismus frönte, sondern seine Wissenschaft in jener Weite und Höhe erfaßte, die sie damals so anziehend machte. Er ist dann schon früh in hohe und verantwortungsvolle Stellungen gekommen und hat sich überall bewährt, besonders als Erzieher des tüchtigen Meiningischen Herzogs. Gleichwohl verweigerte eine Volksvertretung von bekanntem Kaliber seinen Gehalt als Oberkonsistorialrat; trotzdem ward er Gesamtvertreter der thüringischen Staaten bei den verübten Neugehaltungen Deutschlands 1848, 9, und einmal schwebte die Last eines Reichsminister-Portefeuilles drohend über seinem Haupte. Dann war er lange Jahre Kurator der Jenaer Universität. 1884 starb in ihm ein charaktervoller, reiner und frommer deutscher Mann, erwarnt in aller menschlichen Wissenschaft, und ein, wie Menschen urteilen müssen, echtes Gotteskind. Die seiner würdige Gedächtnisrede hat mehrere wertvolle Beigaben. L. Sch.

— Immanuel Tremellius. Ein Proselyten-Leben im Zeitalter der Reformation von Wilhelm Veder. (Potsdam, G. Pöhlner u. Ko.) 1887. 49 S. 8°. 60 Pf.

Motto, mit Recht, Joh. 1, 47: — Tremellius ist 1510 als Jude in Ferrara geboren, und man konnte „das Selbstzeugnis des Mannes von Iarud Apostelgesch. 22, 3 auf ihn anwenden“. Nach 30 Jahren hat er den evangelischen Glauben gelunden und merkwürdigerweise sollte Reginald Bolus, der spätere Kardinal und Mitvorsitzer im Tridenter Konzil, ihm den Uebertritt zum Calvinismus vermitteln. Die weiteren Schicksale des gelehrten und frommen Mannes als Gumnasiallehrer in Straßburg und Professor in Cambridge, dann wieder vielerorten in Deutschland und der Schweiz, übersehen wir, bis er in Heidelberg einen theologischen Katheder und damit einen längeren Ruhepunkt fand, soweit der rathlos stehige Ruhe bedurfte. Er starb 1580. — Es ist eine ehrliebe, tüchtige, selbigmachende Arbeit, der wir kein besseres Lob zu sagen wissen, als daß sie eine Art Nachtrag zu den „Vätern und Begründern der reformirten Kirche“ vorstellen mag. Insofern Kleinigkeiten hien und auf. Herr Veder glaubt an die vorübergehende Belehrung Izigans zum Evangelium auf Grund des noch vorhandenen Calvinporträts. — Nur ein Straßburger kann wissen, daß St. Nikolaus, die Kirche Calvins während zweier Jahre, nicht, wie Veder irrig annimmt, St. Nikolaus in undis ist, wo Tautler starb. L. Sch.

— August von Sachsen 1553 bis 1586. Eine Charakterstudie von Friedrich W. Ebeling. (Berlin, J. F. Henke.) 1886. 108 S. 8°.

Eine neue allseitig erfaßte Charakterstudie über August, des größeren Norths Bruder, wäre sehr dankenswerth; hier haben wir einen immerhin beachtenswerten Beitrag dazu. Der Verf. geht aber nicht ohne Vorurtheile aus Werl: steht jeder Kurfürst in der geschichtlichen Tradition ohnedien nicht maßlos da, so wendet Ebeling vollends alles zum Schlimmsten. Wie eine betante geheime Geschichte der Höle glaubt er immer nur das Uebelste von August, noch mehr von seiner Mutter, einigermaßen auch von seiner Gattin, der guten „Mutter Anna“ der Kurfürsten. Die Arbeit ist zwar durchweg aus archivalischen Quellen gearbeitet; aber das würde auch dann ihre Wahrheit längst nicht verbürgen, wenn sie lückenlos alles enthielte, was die Archive über August enthalten. In dieser wählerischen Verwendung bildet der archivalische Beweis nur eine Scheinverstärkung von Ebelings Anlagen gegen Kurfürst August, der übrigens dem Unterzeichneten wärllich auch nicht sympatisch ist wegen seiner furchtbaren inneren Kobbheit. Diese freilich hat Ebeling — auch wieder einmal! — bewiesen; Gutes läßt er nicht an ihm, als seinen „außergeräthlichen Intellekt“. L. Sch.

— Christian Friedrich Spittlers Leben. Von Johannes Kober. Mit Spittlers Porträt in Stahlstich. (Wafel, G. F. Spittler.) 1887. XIV und 356 S.

Im Jahre 1876 ist als erster Teil einer Biographie Spittlers das Buch erschienen: „G. F. Spittler im Mahnen seiner Zeit, mit einem Vorwort von Warrer E. Sorajin“. 460 S. (80 Pf.) Eine kurze Uebersicht über Spittlers Leben ist 1885 im hundertsten Bändchen der „Wafeler Sammlungen“ veröffentlicht worden. Der Mitwirkung Thierichs ist die Abfassung des vorliegenden Bandes und die Nichtforschung des erstgenannten Werkes zu verdanken. Der Stoff sollte in einem Bande vereinigt sein. Wie Thierich in der Vorrede zu Ch. F. Jellers Leben sagt, daß sein Bestreben gewesen sei, „Wahrheit zu geben; Wahrheit, keine Dichtung“, so hat auch Kober „nur Wahrheit und nichts als Wahrheit“ geben wollen. Bei einem Manne, der ein so frommes, thätiges Leben geführt hat, wie der selbige Spittler, ist dies auch nicht schwer. Dem Verf. kann man, der Eindruck ist unbeteitbar, als einem Zeugen der Wahrheit volles Vertrauen schenken. Gleichwohl ist sein Buch kein Muster einer Biographie. Der Verf. schweift zu oft und oft zu lange von seinem eigentlichen Gegenstand ab, wenn er Namen bedeutender mit Spittler in Verbindung tretender Persönlichkeiten nennt, oder wenn er auf einzelne Zeitereignisse oder auf einzelne Thaten Spittlers zu reden kommt. Beispielsweise gehört die Mitteilung über die Anstalt Lichtenstern bei Weinsberg schlechterdings nicht in das Leben Spittlers; eher in die Biographie Jellers. Sonst aber enthält das vorliegende Buch eine solche Fülle von trefflichem Material, daß wir, nachdem der Wahrheit mit diesen kleinen Ausstellungen die Ehre gegeben worden, richthaltig unsere Anerken-

nung aussprechen müssen. — C. F. Spittler, geboren am 8. April 1782 im Pfarrhaus zu Blmsheim, einer Krainischen Familie entstammend, gestorben am 8. Dezember 1867, war für die Schweiz und Süddeutschland etwa das, was Wichern für Norddeutschland war, „ein Mann, der alles, was geistliche Not und Hilfe beim Christenwohl anging, mit der zähen Kraft und weiten Ausdehnung seines christlichen Liebesgeistes erfasste“, „nicht nur beim Christenwohl, sondern ebenso sehr bei den Heiden-völkern.“ Spittler war „ein erfindertlicher Arbeiter“ in Gottes Hause, „ein Feuergeist“, rastlos arbeitend bis in sein hohes Greisenalter. Wer das Bild des ehrwürdigen Mannes in unserem Bunde ansieht und von Spittler nichts weiß, hält ihn ohne weiteres für einen alten geistlichen Herrn, dessen hohe Stirn von außerordentlichen Geisteskräften und dessen Auge und Mund von unbegrenzter Herzensgüte reden. Und doch war Spittler ein unambitioser Bureaubeamter, ein württembergischer Kameralist von Haus aus, aber freilich daneben ein lebendiger Christ, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Nach vierjähriger Lehrzeit war der junge Spittler 1800 Gehilfe auf der Stadtschreiberei Schornborf geworden. Schon im folgenden Jahre wurde er bei der „Deutschen Christentums-Gesellschaft“ in Basel Dr. Steinopfs Gehilfe. Nach Steinopfs Ueber-siedelung nach England war Spittler von 1803 bis 1807 der Gehilfe Christian Gottlieb Wumhardts. 1808 wurde er erster Sekretär der Gesellschaft. 1812 verheiratete er sich mit Susanne Göb aus Basel; die Ehe blieb kinderlos, erhielt aber durch die Pflgetochter Susette einen Erbs, der den Pflgeteltern zeitweilen eine reiche Quelle des Segens wurde. Von 1815 an gehörte Spittler dem Kollegium der neugegründeten Baseler Missions-gesellschaft an, deren erster Inspektor Wumhardt war. Im Jahre 1817 trat Spittler in das Komitee für Buggen, das eine Erziehungsanstalt für arme christliche Schullehrer und eine Rettungsherberge für arme verwahrloste Kinder werden sollte. 1820 gründete Spittler einen Verein zur Befreiung der Juden. Durch den Verein für die aus dem Vaterlande vertriebenen Griechen trat er mit de Wette in Verbindung, trotz tiefergehenden Unterchiedes in der Auffassung des christlichen Glaubens. 1831 wurde von Spittler de Valentis berufen; bei diesem fand er das meiste Verständnis für sein Pilger-streben- und Pilgermissions-Projekt, das nachmals aus St. Christophona in so erfreulicher Weise verwirklicht worden ist. 1833 half Spittler die Taubstummenanstalt in Buggen ins Leben rufen. Von 1839 an arbeitete er mit Wilhelm Hoffmann, dem nachmaligen Berliner General-Superintendenten, am Missionshaus. 1849 wurde das Äuß auf der Fingstweide und die Kleinfinderschule in Bettingen gegründet, daran schlossen sich 1852 die Gründung des Diakonissenhauses in Niehen, 1853 das Klosterli als Anner von Christophona, 1855 die freiwillige Zwangsarbeitsanstalt in Waisenbüchel für Männer alter Stände und 1858 die Baseler Wägebherberge. — Männer wie Spittler sind darum nötig, weil die offizielle Kirche bei ihrem feinen, staatlich konstruierten Organismus ihre Schuldigkeit nicht thut, aber die von Männern wie Spittler, also durch

eine mächtige Einzelperson ins Leben gerufenen Anstalten lassen andererseits die Verbindung mit dem stabilen Institut der Kirche vermissen und weisen mit der eintretenden Zerplitterung, Eifersucht und Kostspieligkeit auf die Schwachseiten des nichtkirchlichen Organismus hin. In dem Leben Spittlers haben wir hierfür einen nachdrücklichen Beleg in dem Konflikt, in welchem er mit dem Baseler Missionshaus geraten ist. Persönlich steht man in dielem — beiläufig gesagt: mit musterhafter beiderseitiger Nachgiebigkeit beigelegten — Kampfe auf Seiten Spittlers, während sachlich ohne Zweifel die Missionsanstalt im Recht war, Spittler aus das Gebiet der inneren Mission einzuschränken.

Dem Verf. haben für sein Buch fast 25 000 Briefe vorgelegen, es sind aber nur wenige Schreiben, welche er in sein Werk unverkürzt aufnehmen konnte. — Außer dem bereits genannten Wih. Hoffmann und dessen Bruder Christoph sind die Namen der hervorragendsten Freunde Spittlers: Jung Stilling, Frau von Arndener, Dr. Barth, Anna Schlatter, Meta Deuler-Schweizer, G. G. v. Schubert, Karl Weg, F. S. Treger, Josephans, Litterig, Thiersch, Kayß u. s. w. D. R.

### b. Poesie.

— Note Immortelle. Die Rose von Jericho im deutschen Land. Brandenburgisches Märchen von C. Handmann. (Hüßelborf, Bagel.) 72 S. 1,20 M.

Ein kleines Buch, dessen Verhältnisse brandenburgischer Volkspatriotismus und genaue Kenntnis der brandenburgischen Geschichte zu Hilfe kommen müssen. D. v. D.

— Ernst und frei. Gedichte von Gotthold Knapp. (Ludwigsburg, Reubert.) 1886. 387 S.

Seiner Gesinnung und Empfindung nach stehen wir dem Dichter dieses Bandes, einem Sohne Albert Knapps, mit großer Sympathie gegenüber. Aber eben darum bedauern wir, daß er nicht schärfere Kritik an manchen Gedichten, und namentlich an der Auswahl geübt, oder von einem Freunde hat üben lassen. Es sind viele Gedichte auf den 378 Seiten enthalten, die für Haus und Familie sehr nett, doch für die große Öffentlichkeit teils zu breit sind, teils zu wenig „Pointe“ haben. Andere wieder sind schön und verdienen alles Lob, z. B. „Herbstbetrachtung“. D. v. D.

— Herimann der Bestale. Eine epische Dichtung in zwölf Gesängen von Jul. Thibötte r. (Bremen, Heinsius.) 233 S. 4 M., et. geb. 5 M.

Die Dichtung ist gut erjunden. Wir begleiten den Helden, einen heldenmüthigen Germanen aus Mittelrindis Zeiten, Herimann, durch ein thatenreiches, tapferes Leben bis zur Ehe mit Gisela, der Tochter des Bayernherzogs Helmbald und bis zu der durch diese Ehe gewirkten Befreiung zum Christentum. Die Gegensätze der Zeit sind glaubhaft geschildert, besonders die Berührungen des alten Heidentums mit dem jungen Christentum. Haben wir aber — von Einzelheiten abgesehen — gegen den Inhalt im großen und ganzen nichts einzuwenden, so dürfen wir nicht verschweigen, daß die Darstellung uns nicht immer befriedigt hat. Die Form ist

doch außerordentlich oft nicht Poesie, sondern eben nur gereimte, und zwar in den betanntesten Reimen, dahinschießende Prosa. Die unepisch wirken z. B. gleich auf S. 1 die Verse, die sich an eine Schilderung des Rührthals anschließen:

Wie sriedlich war es rings umher!  
Kein Dampfproß schraubet wild daher,  
Nicht Eisenhämmer donnern laut,  
Auf die erschrockt der Wand'rer schaut,  
Und keine Feueröfen ragen  
Zum Himmel, wie in unsern Tagen — u. f. w.

Warum den Leier, der eben hineingeführt ist in die alte Zeit, durch moderne Vergleiche negativster Art sofort wieder heranzureißen aus jeder Illusion?

Betrachtungen, wie etwa die folgende:

Wo Gold und Ehrenstellen winken,  
Keim Festmahl die Vögel blinken,  
Da stellen sich beim Fürsten ein  
Zahrtreich auch der Basallen Keim'n.  
Tod sinkt seines Hauses Pracht,  
Rast plötzlich Not ihm oder Darm;  
Erliegt er seiner Feinde Macht,  
Ist bald zerstreut der bunte Schwarm — u. f. w.

Betrachtungen dieser Art, welche mehrfach vorkommen und doch nur einmal wieder alle unbestreitbare Wahrheiten feststellen, müssen wohl etwas ungewöhnlicher ausgedrückt werden, wenn sie nicht trivial wirken sollen. Eine solche Wirkung ist aber vom Dichter nicht überall vermieden worden. Jedoch Jul. Tschittler ist ein aufstrebender Dichter, den wir nach Begabung und Gesinnung nicht entmutigen, sondern ermutigen möchten. Aber er sollte es mit Darstellung und Form in unserem verwöhnten Zeitalter nicht zu leicht nehmen. Reimen in ausgedehnten Gelesen ist leicht. Vom Dichten gilt aber auch: *ἀσπίς ἰδίου τοῦ ἀπονοουδίου ἔργου*, oder nach Friz Neuter: Dichten ist eine wahre Pflanzarbeit! — oder nach Schiller:

Nur dem Feis, den keine Mühe bleichet,  
Kauscht der Wahrheit tief versterker Born,  
Nur des Neißes hetem Schlag erweichet  
Sich des Marmors sprödes Korn. —

T. v. L.

### 6. Pädagogik.

— Grundriß der evangelischen Sittenlehre für die oberste Gymnasialklasse von G. Euler, Gymnasialprofessor. (Leipzig, Vörsfling u. Franke.) 1846. 66 S. 8°. 80 Pf.

Auch durch D. theol. Gottschalks Aeußerung über den Religionsunterricht in Prima sind nicht alle Zweifler zum Schweigen gebracht, ob man auf der obersten Stufe mit einem systematischen Abschlusse im Recht sei. Wenn etwas dazu beitragen kann, solche zu entwaffnen, dann ist es Eulers kostbare Schrift, die, auf entschiedenen gläubigem Standpunkt ruhend, mit Geschick alle reifen Früchte auch anderer Lehrbücher für den Religionsunterricht genießbar macht, und darin jedem Vorgänger überlegen ist. Tagegen sucht die Christl ihre Vorbeeren allerdings nicht durch Hebelnaben auf dem Gebiet der Disposition zu verdienen, daß sie etwa

„aus dem Bewußtsein des Erlösens“ alles heraus-späme, oder aus dem „Begriff des Reiches Gottes“ und wie die geistreichen Saden alle heißen! Sondern darin alfränkisch und unter unserem Beifall haubacken führt sie den „Christen im Stande der Gnade“ durch die verschiedenen sittlichen Gemeinschaften zu dem „sittlichen Ziele in Jesu Christo“. Das Buch ruht überall auf D. Luthards, zu dem es sich dankbar bekennt. Schwerlich werden auch unsere Primaner, die schon den „Kraft und Stoff“ in Händen haben, den ihre Väter nicht verstehen, unberührt bleiben von dem Geiste, der uns aus dem Schriftchen anweht; es ist gewiß ein großes Lob, daß es in den Händen der Schüler dem Lehrer vielleicht zu wenig übrig lassen wird. V. Sch.

— Psychologische Methodik des Mädchenschulunterrichtes. Ein Versuch von Dr. Ferdinand Maria Wendt, Prof. an der k. Lehrerbildungsanstalt in Troppau. (Leipzig, Georg Böhme.) 227 S. 8°. 3.25 M.

Von pädagogischen Fragen steht augenblicklich wohl keine so im Vordergrund, als die der höheren weiblichen Bildung. Berufene und unberufene Stimmen werden auf allen Seiten laut, jeder und jede weiß etwas dazu zu sagen. Fachmännische Vereine und staatliche Behörden sind in gleicher Weise bemüht, allgemeine Grundzüge über Umfang und Art des Mädchenunterrichtes aufzustellen. Im preussischen Landtage wird regelmäßig aus den Reihen der Zentrumsfraktion eine Vorlage angesehen über irgend ein einzelnes Vorkommnis in irgend einer einzelnen Mädchenschule, mit dem selbstverständlichen oeterum cense: die katbolischen Schulschwesterinnen können allein in rechter Weise Mädchen erziehen. Von all den Vorurteilen aber, die dem höheren Mädchenschulwesen gemacht werden, wird keiner so häufig erhoben, als daß die besondere Eigentümlichkeit des Weibes dabei nicht genügend berücksichtigt werde, daß man die Knabenschulen nachahmen wolle und Mädchengymnasien schaffe. Es ist eine solche Gefahr auch gewiß nicht ganz abzuleugnen. Männer von wissenschaftlicher Bildung, die sich dem Werke der höheren weiblichen Erziehung gewidmet haben, können wohl der Versuchung unterliegen, Anschauungen, die in der eigenen Ausbildung in einem Gymnasium oder der späteren Arbeit an einem solchen gewonnen sind, auf die Mädchenschule zu übertragen. Wegen solcher Verlockung gibt es kein anderes Schutzmittel, als rechtes Verständnis für die weibliche Besonderheit. Nun wird ja jeder besonnene Erzieher, dem es nicht ganz am Uebdill in die Menschenseele fehlt, eine Summe von Erfahrungen und Thatachen gewinnen, die ihn von Irrwegen abhalten. Aber es war doch seiner schlimm, daß eben jeder America neu entdecken mußte, und daß darum jeder auch mehr oder weniger Irrfahrten machte. Es fehlte unserer sonst vielfach überreichen Erziehungslitteratur bisher noch immer an einem Buche, das die Besonderheit der weiblichen Seele und die dadurch bedingte Besonderheit des Mädchenunterrichtes darlegte. Diese Lücke ist in ihr anerkennenswerter, wenn auch gewiß noch nicht abschließender Weise durch das obige Buch zunächst ausgefüllt worden.

Der Verfasser, ein Anhänger der Herbartischen

Schule und ihrer Weiterbildung durch den verdienten Lehrer Strümpell in Leipzig, hat im ersten Teil seines Buches (150 S.) die psychologischen Grundlagen des Mädchenunterrichtes, im zweiten (55 S.) die Technik desselben besprochen. Man braucht nicht unbedingt Anhänger der Herbart'schen Lehren zu sein und kann doch anerkennen, daß er dem psychologischen Studium erst die rechten Wege gewiesen hat, indem er die Seele nach naturwissenschaftlicher Methode beobachten lehrte, die Psychologie zu einer Erfahrungswissenschaft machte. Da aber das Denken sich mit Leiblichen Mitteln vollzieht, so müssen auch die Werkzeuge, Nerven und Gehirn, mit in die Beobachtung hineingezogen werden, wie dies namentlich Prof. Wundt in seiner physiologischen Psychologie gethan hat. Auf der Grundlage sowohl dieser von anderen gemachten Erfahrungen, wie auf zahlreichen eigenen Beobachtungen und wissenschaftlichen Versuchen baut nun der Verfasser unseres Buches seine Darlegungen auf, indem er zunächst das der männlichen und weiblichen Seele Gemeinsame, dann stets in besonderen Abschnitten das der letzteren Eigentümliche bespricht. Ich weise hier nur hin auf die sehr wertvollen Untersuchungen über die Schnelligkeit des Vorstellungsablaufes bei Mädchen, über ihre Aufmerksamkeit und ihr begriffliches Denken.

Wie der erste Teil des Buches und den gründlichen Forscher, so zeigt uns der zweite Teil den erfahrenen Lehrer. Mit Recht betont er die Bedeutung des Persönlichen für die Erziehung der Mädchen, und es verdient besonders hingewiesen zu werden auf die Abschnitte „Eigenschaften einer guten Methode des Mädchenunterrichtes“ und „Der Lehrton beim Mädchenunterrichte“.

Habe ich bisher nur mit großer Anerkennung von dem vorliegenden Buche gesprochen, so wird es der Verfasser wohl auch freundlich aufnehmen, wenn ich einige Wünsche äußere. Der zweite Teil ist mir zu knapp behandelt, hier kann der Verfasser in einer späteren Auflage und gewiß noch manches Wertvolle über die Stellung der verschiedenen Arten von Mädchenschulen und über die Methode der einzelnen Fächer sagen; oder hat er vielleicht die Absicht, noch eine besondere Praxis des Mädchenunterrichtes zu schreiben?

Eine Verbiegenheit der Auffassung muß ich noch erwähnen; der Verfasser bezeichnet als Ziel des religiösen Unterrichtes: Gewissenhaftigkeit. Wird dies Wort auch in seinem höchsten Sinne genommen, so erscheint es mir doch nicht ausreichend, wie ich auch nicht in seiner Weise den Satz von der Lehrbarkeit der Tugend unterschreiben möchte. Wenn ich mich auch verpflichtet fühle, diese Punkte zu erwähnen, so bin ich doch in der Lage, das Buch allen denen zu ernststem Studium zu empfehlen, welche die Erziehung und den Unterricht der weiblichen Jugend sich zur Aufgabe gestellt haben. Auch Lehrtinnen, die auf dem Seminar wenigstens die Grundlagen der Seelenkunde sich angeeignet haben, werden in das Verständnis des klar und sichtlich gefährdeten Buches eindringen können, wenn auch im Interesse jener eine größere Sparsamkeit im Gebrauche entbehrlicher Fremdwörter gewünscht werden muß. Nicht weniger als der Lehrer wird

auch der Heißliche vieles Wertvolle für den Unterricht seiner Konfirmandinnen aus unserem Buche lernen können. Schrif.

## 7. Litteraturgeschichte.

— Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen. Band VI. I. Geschichte der griechischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die Prolegomena von Ferdinand Vöndler. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) 1887. XII und 762 S. 8<sup>o</sup>. 12 M.

Seit Otfried Müllers herrlicher griechischer Litteraturgeschichte sind einige Werke gleicher Bestimmung erschienen: in die große Welt der Gebildeten ist keines dahinsinkend gedrungen. Und das in einer Zeit, wo auch höhere Mädterschulen ihre Pflanzung mit halbverstandenen Erörterungen von Homer bis Theophrast hindurdurchsetzen pflegen. Eine lesbare und lesenswerte Arbeit ist es jetzt wirklich Bedürfnis. Melines Erachtens ist es jetzt Ereignis geworden in höherem Grad als bei C. Müller. Was dieser Pfadfinder über Homer, Aristophanes, griechischen Chor, Demosthenes und Aeschines bot, mußte umfassenderer Anschauung weichen, und seine Darstellung setzt überall den Gymnasium Gebildeten voraus. Fast gänzlich fehlte noch bei ihm die Vergleichung der Weltlitteratur und die Frage nach der Bedeutung für die Gegenwart, ohne die jede einzelne Litteraturgeschichte die Hälfte ihres Bildungswertes verliert. Das alles ist bei Vöndler in einer geist- und geschmackvollen Darstellung, worin kaum einmal ein griechisches Wort oder Einrichung ohne annütige Erläuterung begegnet. Mein allgemeines Urteil werde ich durch einen Blick auf die Darstellung, auf den Stoff und den Geist des Buches kurz begründen. Die Betrachtung der Geschichte der griechischen Poesie zeigt den mitfühlenden urteilsfähigen Dichter; mit wäblicher Hand sind die mitgeteilten Dichtungsblüten gepflückt. Klarheit und Tiefe treten in der Geschichte der Philosophie und der Historik erfreulich hervor. Nur die letzten Perioden, wo die griechische Litteratur in Alexandrinismus und Prosa erstarrt, sind zu gedrängt dargestellt, um im Verlehen auch ebenso zu gefallen. Und wirklich ist es staunenwürdig, welcher Stoff sonst in diesem Bande nicht wimmelnd sich flaut, sondern in schöner Wohlordnung allmählich unsere innere Welt mit in Schwelung versetzt: von der Zeit an, wo Homers erste Saite erbebt und Hesiod sang, wie er konnte, wo die Elegie und das Lied erwachte, dem Staate und der zärtlichen Liebe geweiht, — alle diese kräftigen und arten und spöttlichen Dichtungen — die Chorlyrik der Torer und Bindars dann folgte, bis endlich in der Tragödie der Höhepunkt griechischer Dichtung erstiegen war. Und wegmüht sieht man diese Welt des Schönen, des bloß diesseitig Schönen, verflinten, wie allmählich der Uebergang zur Kunst der Prosa und endlich zur Prosa ohne Kunst sich vollzog.

Und das ist alles nicht nur so von der Oberfläche abgedöst als ein fremd dem Leben Nützgelebtes, sondern aus dem griechischen Gesamtleben heraus entwickelt. Wie schon die Einleitung in den Spuren von Curtius geht, so sehen wir in der alexandri-

nischen und gar derbyzantinischen Periode (— 1453!) die Litteratur vertrocknen, weil im Hellenentum innen der Puls des Lebens stockte, und der Hellene nicht mehr vor sich und über sich, sondern nur mehr hinter sich und in sich schaute. Auf scharfe vorstellbare Porträts legt es der Verf. glücklich ab: man nehme seinen Archilochos oder Solon; den stolzen Aristokraten Theognis und Sappho, so rein und fein erfaßt; Pindar, billig und ohne Ueberchwang, die drei großen Tragiker u. s. w. Dies persönliche Moment ist so eine erquickende Ergänzung zu dem abstrakten ästhetischen Urtheil, das wir von dem Litteraturhistoriker erwarten und hier überall finden; das auch keine entlegene Höhe scheut und mir nur einmal dem Urtheil über ein Satyrdrama (S. 341) etwas vertieft vorkommt. Bei der Lyrik und dem tragischen Epos steht zugleich der seine Kenner der Kunst und ihrer ganzen Geschichte. Die Geringschätzung einiger Ausstellungen mag die sachliche Vollendung des Wertes mittelbar beugen. Für Theophrast's Charaktere hätte ich eine eigene Seite geopfert und den Vigenamier Kleinas scharfer behandelt. In Venders Selbständigkeit gegenüber der wissenschaftlichen Legende überhaupt anzuerkennen, so besonders, daß er bei der Poetik des Aristoteles von Leistungs allzu enger Tentung sich freigehalten hat. Aber im selben Sinne konnte er der vergleichenden Mythologie, einem der schwindelhaftesten Früher, etwas weniger Glauben entgegenbringen (S. 34). Man will da noch gar zu viel Zusammenhänge schaffen, und wenn Lichtenbergs Erbe in die Nordsee fällt, will man es im japanischen Meere spüren. Freudig begrüße ich es aber, daß der Verf. der Rattenmenschen Ansicht (S. 106 des Januarheftes der Mlg. Konf. Wtschr.) durchaus beipflichtet: Das Christentum ist ihm unser Glaube, die Wende der Geschichte, das Maß der Dinge. Das Buch ist ein trefflicher Beweis dafür, daß Schleiermachers Weissagung von dem künftigen Bund zwischen Christentum und Barbarei wenigstens dem positiven Christentum nicht gruseln machen kann. Würde diese Anzeige zu weiter Verbreitung des trefflichen, in Fachblättern überall anerkannten Wertes gleichfalls beitragen.

Es gebe, daß ein so schönes Buch mit lateinischen Lettern gesetzt ist; damit sollte man billig nur gewisse Kommissionsberichte drucken! U. Sch.

### 8. Heerwesen.

— Reglements-Studien. Ein Beitrag zur Frage eines Zukunfts-Reglements für die deutsche Infanterie von F. A. Paris, Generalmajor a. D. 2. A. (Mathenon, Babenzien.) 126 S. 8<sup>o</sup>. 2 M.

Der Dr. Verfasser, seit 1828 in der preussischen Infanterie dienend und in den letzten Jahrzehnten als geachteter Militär-Schriftsteller thätig, war berechtigt, seine Ansicht über die in Rede stehende Frage auszusprechen; als Offizier außer Dienst war es ihm undenkomen, seine Gedanken ohne Rücksicht und Rücksichtnahme öffentlich zu äußern. Das Buch bildet einen wertvollen Beitrag zu der schon ziemlich umfangreichen Litteratur über den für die Armee wichtigen Gegenstand; auf Einzelheiten desselben kritisch einzugehen, ist hier nicht der Ort, es sollen nur die Grundzüge angedeutet

werden, um die Stellung des Verfassers zur Sache klar zu machen. Er fordert kein neues Infanterie-Reglement, sondern eine Umarbeitung des bisherigen, sowohl der auf die Exerzierformen, wie der auf die Verwendung der Infanterie im Gefecht sich beziehenden Abschnitte, und fügt seinem Buche auch den Entwurf einer solchen Umarbeitung bei; er verwirft die bis jetzt gebräuchliche doppelte Aufstellung der Infanterie zu 2 und 3 Gliedern. Weides erlangt gewiß die Zustimmung fast aller Offiziere; weniger Anhang dagegen wird der Vorschlag finden, von den bisher vorgeführten Arten der Rangierung die zweigliedrige fallen zu lassen und die dreigliedrige beizubehalten, sowohl für Schul-Exerzieren und Parade, wie als Marsch-, Manöver- und Gefechtsformation. Die Mehrzahl der jetzigen Offiziere wird, der geschichtlichen Entwicklung des Reglements folgend, diesen Gedanken als Rückschritt verwerfen — ob mit Recht oder infolge von Vorurteilen, soll hier nicht entschieden werden, jedenfalls sind auch die Vorschläge des Hrn. Verfassers in dieser Beziehung sehr beachtenswert.

Diese Hinweise auf Geist und Inhalt des klar und übersichtlich geschriebenen Buches mögen genügen; es verdient die Aufmerksamkeit aller mit dem Infanterie-Reglement sich näher beschäftigenden Offiziere. Die Neu-Bewaffnung mit dem Gewehr R. 71.84 (Repetiergewehr) ist auch in der vorliegenden 2. Auflage nicht berücksichtigt. U. v. S.

— Die Kavallerie des deutschen Reichs. Bearbeitet von R. von Hader, Ft. Leutnant a. D. (Mathenon, Max Babenzien.) 1886. 195 S. 8<sup>o</sup>. 4,40 M.

Diese Arbeit stellt eine erweiterte Rangliste dar, welche jedem Kavalleristen dann recht angenehm sein möchte, wenn sie jährlich erneuert herausgegeben werden würde. Diefelbe enthält eine Anzahl Notizen über die Regimenter, deren Standarten und Uniformen; auch über die Stützverwaltungen und Kennplätze wird der Leser der gewissenhaften Zusammenstellung unternichtet.

— 11.

— Die Delegation der freiwilligen Krankenpflege in Corbeil während des deutsch-französischen Krieges. Von F. von Wardenburg, Großh. k. k. Wirt. Ob. Rat. (Zena, Gustav Fischer.) 1886. 93 S. 8<sup>o</sup>.

Diese Schrift wird alle diejenigen lebhaft interessieren, welche für diesen wichtigen, teils stiefmütterlich behandelten, teils aber hier und da durch eigene Ungeklärtheiten sich bedauernd sichtbar machenden Zweig unseres deutschen Sanitätswesens Verständnis haben. Der Verfasser derselben war am 20. August mit der Aufgabe betraut worden, einen Transport von Lazarettgegnenständen mit mehreren Ärzten und zwanzig Helfern nach dem Kriegsschauplatz zu bringen, wo er vom 4. September bis Anfang November bei Sedan und dann bis zum Schlusse des Krieges in Corbeil wirkte. In einfacher, anspruchsloser Weise wird der Leser in alle Verhältnisse einer wohlwollenden und segenspendenden Gemeinschaft eingeführt. Interessant ist die Mitteilung, daß sowohl die französischen Verwundeten wie die Schulküchener derselben Nationalität, welche mit deutschen Ärzten und Helfern gearbeitet hatten, laut jamverten, als



es hieß, daß französische Ärzte aus Sedan die deutschen Pflüger abbliden sollten, weshalb der dazu gegebene Befehl wieder zurückgenommen wurde.

Der Leser bekommt einen tieferen und wohlthuernden Eindruck von dem Leben und Treiben in einer gut geführten Pflanzstation, und rufen wir daher besonders den Wegnern der freiwilligen Krankenpflege, einen Blick in dies lehrreiche Schriftchen zu werfen; vielleicht werden sie dann ein milderes Urtheil fällen.

—r.

### 9. Unterhaltungslitteratur.

— Eine Kreuzekirche in Frankreichs Bildnis. Von der Verfasserin der „Spanischen Bräuter“. Uebersetzt von Elisabeth Klc. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.) 1886. 170 S. 8°. 4 M. geb. 5 M.

Diesem Bilde der zur Zeit der Tragonaden verfolgten protestantischen Kirche sind die eigentümlichen sesselnden Farben schlichter Wahrheit verliehen; seine gestreichte Erfindung könnte diesen Reiz erzielen, welchen hier die geschichtliche Treue gibt. Die wilden einsamen Berge und Schluchten der Geyennen bieten den unbedrückten Protestanten Schlafstümpel, um ihre Versammlungen zu halten, unter Todesgefahr feiern die Gemeinde ihre ergreifenden Gottesdienste. Trud und Verfolgung nähren die Glut der Glaubens, alle Herrlichkeiten der Welt verschwindet vor dem Blick, welches die Verfolgten im treuen Festhalten ihres Glaubens empfangen. Majal Teindas, einer der hervorragenden Vorden dieser zerstreuten Herde, bildet den Mittelpunkt der Erzählung. Seine brennende Liebe zum Herrn und zu seinen Glaubensbrüdern tringt ihn an den Todespfahl. Sein Vorbild und seine Predigt hat unter dem irenen Bergvolf Heldenseelen erweckt, die alle bereit sind, für ihren Glauben sich zu opfern. Der tiefe Ernst, den diese Verhältnisse geben, entbehrt oder nicht der lieblichen und heiteren Stellen. Liebesglück und Leid berührt auch diese Herzen, aber es ist anders, wie sonst auf der Welt, — Todesgedanken sind wie ein Freund, der sich allem stellen muß.

Die einfache Erzählungsweise der Verf. (Miß Alcock) paßt sonderbar zu den Vorgängen, die das Gemüth des Lesers tief ergreifen. Ebenso hat die Uebersetzerin es verstanden, sich so in den Geist der fremden Sprache einzulieben, daß sie uns ein deutsches Buch geben konnte, welches sich durch seinen anregenden erbanlichen Inhalt viele Freunde erwerben wird.

—n.

— Aus hohem Norden. Von Zacharias Topelius. Aus dem Schwedischen von C. Gleiß. I. Band: „Die Herzogin von Finnland.“ II. Band: „Jugendträume.“ (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1885 und 1886. 266 und 164 S. 8°. 2,40 und 1,60 M.

Zacharias Topelius, 1818 geboren, gilt ueden Runeberg für einen der besten und angesehensten Dichter Finnlands. In den hier vorliegenden geschichtlichen Erzählungen zeigt er sich weniger als erfinderschen und lunniggebildeten Dichter denn als geschichteten und verlässlichen Darsteller altweltlicher

Sitten und geschichtlicher Thatjaden. Sie sind bei ihrem Mangel an Konzentration und ihrem Ueberfluß an weit ausgehobnenen Schilderungen ein Mittelglied zwischen der historischen Novelle, wie sie Niehl meisterhaft behandelt, und zwischen einem kulturgeschichtlichen Bilde nach der Art etwa Gustav Freytags. Unterhalten wird man und lernen kann man aus den zwei Erzählungen, aber rein poetischen Genuß vermögen sie nicht zu bieten.

J. U.—r.

— Leidvoll und Freudvoll. Novellen von Ludwig Hiesien. Zweite Auflage. (Korben, Hinricus Fischer Nachfolger.) 1886. 384 S. 8°.

Wer mit nicht allzu hochgepannenen Erwartungen an die Lektüre dieses Friedrich Spielhagen gewidmeten Buches geht, wird es sicher befriedigt aus der Hand legen. Es sind zwei Novellen darin enthalten: „Eros und Anteros“ und „Ein Auf in esfigie“. Die erste ist die unterhaltendere, die zweite die künstlerisch wertvollere. Das Buch hätte wohl eine bessere Ausstattung verdient.

J. U.—r.

### 10. Verschiedenes.

— Die ratende Freundin. Mitgabe für junge Mädchen beim Eintritt ins Leben. Von Marie von Lindemann. 2. Aufl. (Köln, J. P. Bachem.) 1886. Eleg. geb. 4 M.

Die Erfahrung bietet ihren mannigfachen Rat der Unerfahrenheit, der Jugend an. Uns scheint ein derartiger Ratgeber sich vorzugsweise für solche junge Mädchen zu eignen, welche der mütterlichen Führung entbehren müssen. Mit besonderer Umsicht wird das „Fräulein“ beraten, das in einem fremden Hause lebt. Daß alle Weisung, aller Rat auf christlichem Boden steht, läßt sich schon aus dem Namen des Verlegers vermuthen. Ob aber die jungen Mädchen römisch-katholisch oder evangelisch-lutherisch sind, darauf kommt es beim Gebrauche des kleinen Buches nicht an. Das Schlußwort des Einführers könnte ebenfogat von einem „Prediger“ geschrieben sein, als es allem Anschein nach von einem „Priester“ geschrieben ist. Manche Kapitel sind etwas allgemein ausgefallen, z. B. das „Vernunft“ überschriebene. Vernunft läßt sich nicht andoxieren. Nicht selten sind die Rathschläge ganz scharf formuliert, z. B. der Rat die tägliche Lektüre nicht über eine Stunde anzudehnen. Die Befolgung solcher Mahnung läßt in der Selbstbeherrschung.

D. R.

— Der Peltamator für christliche Ber-eine. Eine Sammlung ernster und heiterer Gedichte geeignet zum Vortrag bei festlichen Gelegenheiten. Herausgegeben vom Vorstand des städtischen Jünglingsbundes. (Berlin, Stadtmission.) 1887. 1 M.

Die Sammlung, für Männer-, Jünglings- und Jungfrauenvereine berechnet, enthält religiöse Gedichte, patriotische, erzählende; ein paar dramatische Szenen für Weihnacht, Ostern und Eobanfest; endlich Humoresken. Die Auswahl ist geschickt getroffen, das Buch, zumal bei dem billigen Preise, für seinen Zweck sehr empfehlenswert.

## II. Heidelberger Jubiläumslitteratur.

Lange schon ist der Jubel verlauscht und verflungen der Sang, welcher das fünfshundertjährige Jubiläum der ältesten Hochschule in den Gauen des deutschen Reiches begleitete. Andere Fragen stehen für unser schnelllebiges Geschlecht im Vordergrund des Interesses. Aber traurig wäre es, wenn ein Erinnerungsfest, wie dasjenige, das Anfang August 1886 am Rektoratstische begangen wurde, so schnell vergessen sein sollte, wie die zahlreichen „Tage“, die alle möglichen Berufsgenossen alljährlich um die Herbstzeit festlich begeben. Freilich, wer jenem Feste beigewohnt, wer aus erlauchtetem Munde jene gewaltigen Worte vernommen, mit denen der deutsche Kaiser der Universität Heidelberg „Heil, Glück und Glückwunsch“ erwidern ließ, oder wer in fröhlichem Kreise „Der alten Fremdstadt heilig Wand“ erneuert, der wird diese Tage nicht vergessen — und solcher Festgenossen sind viele, denn nach ungefährer Schätzung betrug die Zahl der in der Festwoche zugereisten etwa 180000. Aber mit diesen erinnern sich auch viele andere, die nicht persönlich erscheinen konnten, gern jenes Festes, über dem ein ganz eigener Hauch schwebte, und das, wie selten eines gelungen war. Wir wollen an dieser Stelle den Versuch machen, unsern Lesern kurz zu berichten über diejenigen literarischen Gaben, die nach üblichem Brauche der alma mater an ihrem fünfshundertsten Geburtstag zugeeignet wurden, und somit festzuhalten suchen, was auch über den Kreis der näher Beteiligten und über die stichtigen Festgabenblicke hinaus Wert und Interesse hat.

Wir hoffen damit nicht zu spät zu kommen. Wer dies aber annimmt, für den möchten wir eine kleine Notiz voranschicken, welche beweisen wird, daß es für die Beamten der Universität nicht möglich war, diese Gaben sofort übersichtlich zu ordnen, und ebenso für den Referenten nicht möglich, früher ein Gesamtbild zu geben. Nach dem dem diesjährigen Rektoratsprogramm beigegebenen Voten hat die Heidelberger Universität, abgesehen von den etwa 200jährlichen Budgetgeschenken, von 56 verschiedenen Jubiläumsbüchergaben und von 10 Buchhändlerleistungen — größtentheils den gesamten Verlag großer Firmen enthaltend, — folgende Gaben unmittelbar zum Jubiläum erhalten: 25 verschiedene größere Geschenke, Stiftungen u., 10 Zeitschriften von Hochschulen, 12 von Vereinen u., 40 von Einzelpersonen, 71 teils sehr wertvolle Glückwunschadressen, ungerechnet poetische Festgrüße und Telegramme. Es ist aus diesen Zahlen zugleich ersichtlich, daß wir nur dasjenige anführen können, was besonders hervortragt und für weitere Kreise dauerndes Interesse zu bieten scheint.

Die gesamte Jubiläumslitteratur, in welcher naturgemäß den historischen Schriften der Löwenanteil zufällt, ist umrahmt von zwei Arbeiten des Nekstors der deutschen Geschichtswissenschaft, der wohl allen Lesern betannt ist, von Georg Weber (geb. 10. Februar 1808), welcher selbst der Universität nicht angehört. Am Vorabend der Säcularfeier ließ er seine „Heidelberger Erinnerungen“ (Stuttgart, Gotta, 310 S. 4 N.) erscheinen, die wohl zu

dem Interessantesten und Besten gehören, was überhaupt bei dieser Gelegenheit veröffentlicht ist. Obwohl nach dem eigenen Aussprüche des Verfassers nicht im Sinne strenger Geschichtsdarstellung, sondern in der Manier eines unbefangenen Beobachters verfaßt, entrollen sie doch das anschaulichste, durch zahlreiche Einzelheiten belebte Bild von der Entwicklung der Universität, und insbesondere von ihrem Leben und Treiben seit Anfang dieses Jahrhunderts. Die Schilderung der Zeit nach der Regeneration der Hochschule (1803) und hervorragender in dieser Epoche wirkender Persönlichkeiten ist teilweise meisterhaft. Derselbe Verfasser veröffentlicht im Januar- und Februarheft der „Deutschen Revue“ rückblickende Artikel unter der Ueberschrift: „Die moralische Bedeutung der Heidelberger Jubelfeier“, welche die historische Litteratur zusammenzufassen wollen. Leider zeigt er da, z. B. gegenüber der vielbesprochenen Festrede nicht das Urtheil des objektiven Historikers. Wir wollen diese Festrede von K. Fischer (Heidelberg, Winter, 2 N.) gleich an dieser Stelle kurz erwähnen; denn wir möchten nicht durch eine längere Behandlung derselben der „alten Bunde unneuenbar schmerzliches Gefühl“ erneuern: war doch diese Rede das einzig völlig Rühlgene im ganzen Feste. Unerwähnt können wir sie nicht lassen, obwohl wir dies lieber thäten. Sie war als Rede von 184 Minuten vor erlauchten Fürsten und der Elite der Gelehrten Europas — gelinde gesagt — ein „trial of patience“ (Times v. 5. August). Aber wir, die wir durchaus objektiv zu urtheilen gewohnt und stets bestrebt sind, können auch die hier und da als Entschuldigung geltend gemachte Ansicht „als Schrift sei die Rede etwas Gutes“ nicht anerkennen; wir geben vielmehr nur der Meinung aller einsichtigen und unbefangenen Männer Ausdruck, wenn wir sagen: auch so entspricht das Gebotene in keiner Weise den hohen Anforderungen, welche ein solches Fest stellte, und den Erwartungen, welche der Name des Verfassers erweckt. Es wird kein Gesamtbild der Entwicklung in großen Zügen geboten und das Wichtigste nicht vom Wichtigsten scharf getrennt. Nicht tief genug, um „wissenschaftlich“ zu sein, ist das Buch trotzdem — mit einem Worte — langweilig. Sachlich ist zu bemängeln, daß es viel zu breit die ältere Zeit behandelt und der Bedeutung der neuesten Periode seit 1803 keineswegs gerecht wird, formell, daß es reich ist an Zahlworten, Citaten und anspruchsvoll vor getragenen, geistreich sein sollenden Redensarten. Diese Umstände verbünden die einzelnen guten Gedanken, welche der erudite Leser nicht richtig zu schätzen vermag. Der Stil ist eigenförmlich. Man urtheile selbst: „Nach dem Tode König Ruprechts, der nebst seinem Vater die Universität seinem Uheim mitbegründet half — er war der dritte seines Namens unter den Kurfürsten der Pfalz, der Erste und einzige u. s. w.“ verzweigen sich die Linien des päpstlichen Hauses, die von seinen Söhnen abstammen. Begründer der ältesten regierenden Linie war Ludwig III. Sein Haus hat in sieben Wiehern regiert, 1450—1559, er selbst, seine

beiden Söhne und sein Entel . . . es folgte das Haus Zimmern, unter den jüngeren Linien, die von Stephan, dem dritten Sohne Ruprechts, abhingen, die älteste. Auch dieses Haus hat in sieben Gliedern regiert (1559—1685), Friedrich III., seine beiden Söhne und sein Entel Friedrich IV., dann folgte Friedrich V., sein Sohn und sein Entel Karl, der Sohn Karl Ludwigs" u. s. w. So fast in jedem Abschnitt. Das ist der Stil einer „Festrede“, — „die innige und schöne Vereinigung tiefen wissenschaftlichen Ernstes und hohen poetischen Schwunges!“ Also schrieb das Leiborgan eines Teiles der deutschen Volktraine, die Münchener „Allgemeine Zeitung“. Wer da weiß, wie in diesem Blatte Besprechungen gemacht werden, wird sich nicht wundern; die Gerechtigkeit erfordert übrigens hervorzuhellen, daß einige, wenn auch wenige große Blätter (Times, Köln. Zig.) durchaus unbeflucht und richtig gerichtet haben. Man vergleiche die genannten Anzeigen mit der Schrift und man wird unser Urteil bestätigen.

Abgesehen hiervon kommen zunächst mehrere für den Historiker und Bibliographen hochbedeutende Werke in Betracht. Unter diesen nennen wir zuerst den vom Papste gezeichneten Katalog der Palatinisch-Palatinischen, d. h. der ehemaligen Heidelberger Bibliothek, der aber zugleich an die trüben Zeiten der Wegführung jener Schätze im Jahre 1623 erinnert. Ein Central riesigen Fleißes ist die Herausgabe der Matritel der Universität von 1386—1662, welche ein Privatmann auf eigene Kosten unternahm (Loepte, G. die Matritel v. I. II. Heidelberg, Winter, 50 Mart). Die wertvollste Sammlung urkundlichen Materials bietet das mit Unterstützung der großherzoglichen Regierung von Dintelsmann (u. A. Koch) bearbeitete Urkundenbuch der Universität (I. Bd. Urkunden, II. Bd. Regesten. Heidelberg, Winter, 40 M.); ohne Benutzung dieses mit größter Sorgfalt gearbeiteten Werkes wird keine Geschichte aus dem Gebiete der Universitätsentwicklung mehr möglich sein.

Neben diesen Quellenansammlungen wünschte man eine zusammenhängende Darstellung: dieselbe bietet A. Thorbecke (Heidelberg, Köster, 3 M.) auf 116 S. und 94 S. Anmerkungen, jedoch nur für die älteste Zeit (bis 1449), jedoch das als unwissenschaftlich geltende Hauptkapitel durch dieses Bruchstück, so wertvoll dasselbe ist, nicht ersetzt wird.

Für manchen unsern Leser werden vielleicht zwei Arbeiten über die nähere Vergangenheit und die Gegenwart interessanter sein: die Buchhandlung von K. Groth hat eine „Zusammenstellung der Vorlesungen“ vom Sommerhalbjahr 1804—86 veranstaltet (60 Pf.) und der Bibliothekar P. Hinkelmann veröffentlicht einen äußerst reichhaltigen Almanach der Universität für 1886 (Heidelberg, Winter, 3 M. 50 Pf.). Derselbe enthält u. a. sämtliche aus die Universität bezüglichen Vorschriften, eine Frequenztabelle, ein Verzeichnis sämtlicher Rektoren seit 1386 und authentische biographische Mitteilungen über alle 3. J. dem Lehrkörper angehörigen Dozenten.

Von weiteren rein historischen Schriften erwähnen wir nunmehr solche, die einen monographischen Charakter tragen, vielfach in Zusammenfassungen zu

besonderen Festgaben erscheinend. Die bedeutendste derselben ist die Festschrift der badischen Gymnasien (132 S. 4<sup>o</sup>. Karlsruhe, Braun). Sie enthält fünf wertvolle Abhandlungen, unter denen für weitere Kreise hervorzuhebenwert: K. Danzfelder, unedirierte Briefe v. R. Agricola (an den sich übrigens noch andere Monographien beziehen) mit einer sorgfältigen Einleitung zur Geschichte des Humanismus; Keller, Schillers Besuch in Schwaben 1793—94 und das Gedicht „die Ideale“; endlich Funch, ein Vorschlag zur Errichtung einer Universität in Karlsruhe 1761; der letzte Aufsatz teilt ein im Archiv zu Karlsruhe befindliches Schriftstück mit, wonach Bessel eine Hochschule gründen und die Kosten dafür durch eine allgemeine Lotterie mit 20-Kreuzer-Loosen aufbringen wollte. — Die Festschrift der Heidelberger Realschule enthält einen aus gründlichen archivalischen Studien beruhenden Beitrag zu einer Biographie des lebens- und reiselustigen Ottheinrich von R. Salzer. (91 S. 4<sup>o</sup>). Ebenfalls, jedoch nur zum Teil historische Monographien bringt die Festschrift des historisch-philosophischen Vereins. Neben einer scharfsinnigen theologischen Erörterung des bekannten freimüthigen Professors Holzmann (jetzt in Straßburg) zur Theorie und Geschichte der Auslegung finden wir hier Erinnerungen W. Dandens, welche uns den patriotischen Einfluß einiger Heidelberger Gelehrten im Jahre 1866 schildern, eine Skizze Kirchenheims über die merkwürdigen, die heutige Post zum Teil erfindenden Universitätsbotenanstalten des Mittelalters (angezeigt Allgem. konf. Monatschr. 1886. II. S. 1355) und eine höchst poetisch geschriebene Charakteristik Ludwigs I. von Bayern, der seine Kindheit in Heidelberg's Nähe verlebte, aus der trefflichen Feder des Rehschneiders G. Lemke. — Einen interessanten Einblick in das alltägliche Leben der Professoren und Studenten gibt uns H. Hagen: Briefe von Heidelberger Professoren und Studenten verfaßt vor 300 Jahren (Festschrift der Universität Bern).

Einer etwas späteren Zeit gehört die Festgabe Zürichs an H. Steiner (Johann Heinrich Döttinger in Heidelberg 1655—1661. 61 S. 4<sup>o</sup>. Zürich, Schultheß), welche für die Kenntnis der Beziehungen von Kurpfalz zur evangelischen Schweiz in der Restaurationsepoch Karl Ludwigs von Wichtigkeit ist.

Dazu treten noch eine Reihe kleinerer Arbeiten, so z. B. Lenker die Reusstädter Hochschule: Collegium Casimirianum Neustadt a. d. Hardt, 1 M. 50 Pf.) die nach Janssen'scher Art gedruckene Schrift: Heidelberg und seine Universität von Th. Palatinus (Freiburg, Herder, 1 M. 50 Pf.), L. Palatinus: Die Scheidemauer in der Heiliggeistliche (Heidelberg, Köster, 1885. 20 Pf.) und Kupertoppits: Die Heidelberger Universitätsjubiläum der früheren Jahrhunderte (Heidelberg, Winter, 20 Pf.), beides kleinere, aber recht interessante Arbeiten. Außerdem wären in dieser Richtung die biographischen Schriften über Bangerow, Rittermaier u. K. v. Rohlf zu nennen, für welche auf die Besprechung Seite 1731 des vorigen Bandes dieser Zeitschrift verwiesen wird, sowie die Festgabe des Generalallarchivs über die Lebens-

bücher Friedrichs I. und Ludwigs V., der wir im nächsten Heft noch eine klein: Beschreibung widmen werden.

Auf ein durchaus anderes Gebiet führen und die nunmehr zu erscheinenden Büchlein. Bekanntlich heißt es im hohen Liede von Heidelberg, daß daselbst nicht nur an Weisheit schmer sei, sondern „an Weisheit schmer und Wein“ — und so hat auch diese Seite Heidelbergs, das Leben der „fröhlichen Geister“, seine nicht weniger gründliche Behandlung gefunden. Als gelegentliches Werkchen dieser Gattung dürfte gelten A. Christ: Urkundliche Geschichte der vier großen Heidelberger Fächer, I. Teil: Das Jahr Johann Casimirs. (Heidelberg, K. Groos, 36 S. 1. M. 50 Pf.). Der Verfasser gibt nicht nur eine Beschreibung des längst aus den Tugen gegangenen ersten Heidelberger Faches, sondern auch manche beachtenswerte Notizen zur Vorgeschichte des Heidelberger Schloffes, welche überdies durch fünf Illustrationen nach Originalen aus 1550 und 1620 ergänzt sind. Das Heidelberger Studenteleben in Vergangenheit und Gegenwart wird uns in einem Prachtwerke („Heidelberger Studenteleben einst und jetzt“, Heidelberg, Petters, 25 M.) vorgeführt. Die Geschichte des Körperlebens in unsem Jahrhundert ist vom S. C. verfaßt und in dessen Selbstverlag erschienen. Die Schrift enthält eine Geschichte der Körper im allgemeinen, sohan eine solche der einzelnen, auch der nicht mehr existierenden Körper. Eine echt studentische Gabe war auch die Festnummer der Akademischen Monatshefte (Stuttgart, Bohn, 80 Pf.), welche unter andern eine Abbildung sämtlicher Körpersneipen und ein Facsimile des Scheffelschen Jubiläumsliebes enthält. Als eine Studenten- und Soldatengeichte aus dem alten Heidelberg bezeichnen sich F. B. Weber „Im Pfalzgrafenschloß“ (Vahr, Schauenburg, 1 M.), eine amnuttige Novelle, in der besonders einige eingetretene Wein- und Liebeslieder anprechen. Eine sorgfältige Sammlung bekannter und vergessener Lieder aus alter und neuer Zeit hat der um die Pfälzer Geschichte hochverdiente A. Raas veranstaltet: Heidelberg gefeiert von Dichtern und Denkern seit 5 Jahrhunderten. (Heidelberg, Petters, geb. 3 M. 50 Pf.)

Die im Vorstehenden aufgeführte Litteratur hebt nur das Wichtigste und allgemein Interessante heraus. Eine eingehendere Charakterisierung aller historischen Schriften hat uns J. Wille in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N. F. 1. S. 471—91 geboten. (Diese Zeitschrift ist jetzt in dem rührigen Verlag von J. C. B. Mohr in Freiburg übergegangen. Preis des Bandes von 4 Heften 12 M.) Wille betont, wie durch das ganze Fest ein historischer Zug ging, welcher selbst weitere Kreise des Volkes ergriß, und faßt unter dem Titel „Die Pfalz und Heidelberg in der historischen Jubiläumslitteratur“ in kurzer und dankenswerter Weise alle jene Gaben zusammen, die sich auf die genannten Gebiete beziehen. Erwähnt sei an dieser Stelle noch: Pfälzische Bibliographie (Verzeichnis der Prokuratoren der Rappischen Sammlung, von der Universitätsbibliothek herausgegeben. Heidelberg, Winter, 4 M.). Für Litteraturfreunde ist auch der antiquar. Katalog Nr. 126 von Bietefeld in

Karlstraße beachtenswert; derselbe enthält 962 Nummern Pfälzer Schriften.

Werten wir noch einen Blick auf die übrige rein sachwissenschaftliche Litteratur, so kann derselbe an dieser Stelle naturgemäß nur sehr flüchtig sein. Eine stattliche Reihe hochgelehrter Werke wurden von Korporationen und einzelnen Personen auf den Geburtstag des Heidelbergs niedergelegt, von denen wir nur wenige kurz anführen, teils hier genauer würdigen können. An der Spitze erscheint der derzeitige Rektor, Immanuel Bekker, der Sohn des bekannten Philologen, und brachte die erste Lieferung eines sehr eigenartigen, vielseitig Anregung bietenden Pantheonwerks dar (System des Pandektenrechts. Weimar, Böhlau, 7 M.). Von den übrigen juristischen Schriften dürfte die Gabe der Breslauer Universität weiteres Interesse bieten, welche die Lehre von dem zusammengeworfenen Staatsverbindungen. (Prie, Lehre von den Staatenverbindungen. Stuttgart, Enke, 4 M.).

Unter den naturwissenschaftlichen Werken sei der Zeitschrift des naturwissenschaftlich-medizinischen Vereins mit Beiträgen von Arnold, Raas, Schulte, Kühne, Kehler, Pfliger, Hochmannu gedacht; auch laun auf das schon anfangs des Jubiläumjahres erschienene Werk von Kopp über die Alchemie, das zugleich kulturhistorisches Interesse gewährt, verwiesen werden. Aus der philologischen Fakultät erwähnen wir Caspari, drei Essays über Grund- und Lebensfragen der philosophischen Wissenschaft. (Heidelberg, Burov, 4 M.) Ueber J. Passis Romanik und germanische Philologie haben wir S. 219 des Februarheftes berichtet.

Verschiedene Werke, die vielleicht der eine oder andere unserer Leser in die Hand nimmt, sind der theologischen Fakultät gewidmet (so das S. 219 des Februarheftes der A. I. M. besprochene von Hasenclerger) oder rühren von Mitgliedern dieser Fakultät her, so von Gah, Geschichte der christlichen Ethik. II. Bd. 1. Abt. (Berlin) und von Hofsten, die symbolischen Evangelien. Unter diesen Schriften wird wohl am meisten unsere Leser der Band „Akademische Predigten“ jesseln, welche P. Wasser mann, der Heidelberger Universitätsprediger zum Feste erschienen ist (238 S. Stuttgart, Cotta, 4 M.). Wir müssen es uns versagen, hier näher auf den Inhalt dieses Werkes einzugehen, welches neun Predigten für Kirchenjahreszeiten und deren elf über freie Texte und Themen enthält. Wasser mann gehört zu denjenigen Heidelberger Professoren, welche sich in bewusster Weise von den Extremen des Liberalismus fernhalten; wir können auf seine theologische Richtung, die bekanntlich nicht mit der „Monatschrift“ übereinstimmt, hier unmöglich eingehen; wir dürfen aber sagen, daß man aus diesen tief durchdachten und durchweg formvollendeten und abgerundeten Reden Anregung, Belehrung und Erbauung wird schöpfen können. Wir wollen einzelne Reden nicht hervorheben: es sei nur der Theologe besonders noch auf das Vorwort aufmerksam gemacht, in welchen der Verfasser sich ausführlicher über die Notwendigkeit, die Eigenart und die Schwierigkeit der „akademischen Predigt“ ausdrückt, welche so sehr sie auch einer

seits von Wissenschaft durchdrungen sein, doch immer den Charakter der „Predigt“ behalten müsse und nicht eine unklare Mischung von akademischem Vortrag und gottesdienstlicher Rede bieten dürfe. Diese Schwierigkeiten, die der nicht akademische Prediger kaum empfindet, hat der Verfasser in ganzen wohl zu überwinden verstanden.

Nachdem wir Einzelgaben aus Poesie und Prosa, wie Belletristik und Wissenschaft kennen gelernt, schließen wir unsern Bericht mit einem Blick auf die beiden Zeitzeitschriften. Die Leipziger Illustrierte Zeitung brachte eine Festnummer, welche eine präzise Geschichte der Universität aus der Feder von Dr. Kleinschmidt und etwa 40 Illustrationen darbot. Die hauptsächlichste Erscheinung dieser Art aber war die „Ruperto Carola“, die sich als offizielle Festchronik bezeichnen und namentlich in einem stattlichen Folianten von 244 S. vor uns liegt (Heidelberg, Peters, Prachtb. 12 R.). Wir wollen diese Zeitschrift nicht kritisieren: sie hatte mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, da der Reakteur — der Herrmann Hartsch — unmittelbar nach Beginn des Erscheinens erkrankte, aber trotz aller Schwierigkeiten ist sie glücklich zu Ende geführt und darj im Ganzen als ein sehr gelungenes Werk bezeichnet werden. Freilich hätte der Scheffel-Kultus zuviel etwas eingeschränkt werden können, und wären wir auch mit weniger als 41 poetischen Ergüssen, die teilweise herzlich unbedeutend sind, zufrieden gewesen — aber das ist nebensächlich. Der ganze Band bietet uns an Illustrationen, Aufsätzen und Mitteilungen so viel des Guten, wie nur je ein modernes Prachtwerk in gleichem Umfange und zu gleichem Preise. Wir erhalten einen sehr ins einzelne gehenden, wenn auch nicht ganz zuverlässigen Festbericht mit zahlreichen Illustrationen und Beigaben; selbst die Adresse der Berliner Universität ist wortgetreu abgedruckt (S. 221); wer irgend Sinn für klassisches Latein hat, muß sich an diesem Meisterstück der Epigraphik wahrhaft erfreuen. Wir erhalten sodann neben äußerst zahlreichen Notizen, Anekdoten, literarischen Anzeigen u. s. w., etwa fünfzig größere lokalgeschichtliche und biographische Aufsätze, und man darj sagen, daß hier jedermann etwas für

seinen Geschmack finden wird. Hier begegnen uns bedeutende Artikel über die Gründung der Universität, über die Universität unter Karl Friedrich, über die Heiliggeistkirche, sowie anderseits sehr reichhaltige Mitteilungen, wie z. B. S. 210, die kurze Geschichte sämtlicher studentischen Verbindungen. Auch unter den Biographien sind einige Kabinetstücke, wie die Lebensskizzen über Ruprecht I., R. Taub, Häußer, Pusendorf. Außerdem ist die offizielle Liste sämtlicher Festteilnehmer beigelegt. Alles dies aber ist mit über hundert Bildern, Kopf- und Handzeichnungen, Initialen und Bignetten, Porträts und größeren Bildern illustriert, die zum Teil recht vorzügliche sind. So darj man sagen, daß das ganze Werk nicht nur eine schöne Erinnerung für jeden Festteilnehmer ist, sondern daß — mag es auch nicht zu jener Salonlitteratur gehören, die auf keinem Weihnachtsfest fehlen sollte — es sich dreist neben vielen der modernen Prachtwerke sehen lassen kann, und gewiß auch solchen, die am Jubelfeste nicht teilnahmen, die ja solchen, die dem akademischen Leben fernher stehen, eine Fülle von Anregung und Unterhaltung gewähren wird.

Aus unsern kurzen Andeutungen wird schon hervorgehen, welche Menge geschichtlichen Materials uns dargeboten wurde. Es darj uns nicht verwundern. Wenn irgend ein deutscher Ort mit allen Schidungen der deutschen Geschichte verknüpft ist, so ist es Heidelberg, das „nahe der ehemaligen Grenze und nahe der Gefahr“ (wie es in der erwähnten kaiserlichen Botschaft hieß) viel geluldet und gestritten hat, um endlich ehrenvolle Wunden mit dem Festlied des Sieges zu decken! Lehrreich mag es auch in diesen Tagen sein, zurückzublättern im Buch der Geschichte und einmal wieder anzuschauen (Ruperto Carola S. 107) das Abbild der Tenkmünze, welche Ludwig XIV. 1693 schlugen ließ: „Heidelberga deleta“. Wögen der Universität Heidelberg, die viel Trübsal ertrug, schwere Zeiten fürderhin erspart bleiben, möge sie bleiben — wie es ein Redner wünschte — ein großes Zentrum im kleinen Ort, die Wacht des Wissens im Zauber der Natur, ein mütterliches Herz mit dem Fußschlag der Geschichte!



*Abijah*



## Albert Wigand.

Kaum hat sich in Erlangen die Gruft über Friedrich Bässl geschlossen, so hat man in Marburg auch Albert Wigand zu Grabe getragen. Das christliche Deutschland beklagt zwei große Tote, die beiden letzten bedeutenden Vertreter christlicher Naturforschung. Der Lebenslauf beider Männer hat viel Aehnlichkeit. Wie dem einen, so sei auch dem andern hier ein Wort der Erinnerung gewidmet.

Albert Wigand wurde am 21. April 1821 zu Treysa in Kurhessen geboren. Seine Vorfahren sind in den Bergen, dem Thüringer Walde und dem Harze, groß geworden. Unter ihnen wechseln Gelehrte, vor allem Naturforscher, und Pfarrer ab. Alberts Urgroßmutter war die Frau Dr. Dorothea Ergleben in Luedlinburg, welche, nachdem sie unter Friedrich II. zu Halle a. S. ihre vom Vater erlernten medizinischen Kenntnisse in einem strengen Examen glänzend dargelegt, mit dem Degen an der Seite lateinisch disputiert hatte und auf Grund einer lateinisch verfaßten medizinischen Dissertation promoviert worden war, vormittags ihren Mann und ihre zehn Kinder versorgte und nachmittags Arzt war. Ein Onkel Wigands war der bekannte Historiker, Litterarhistoriker und Dichter Dr. Paul Wigand zu Wehlar, einer der letzten Räte am alten deutschen Reichskammergericht. Er gehörte der romantischen Schule an, stand in regster Verkehre mit den Brüdern Grimm und war Mitarbeiter an „Des Knaben Wunderhorn“. Wigands Vater war zu Treysa Apotheker, ein stiller, einfacher Mann, der aber bei seinen praktischen Berufe doch der Wissenschaft mit Ernst oblag und vom In- und Auslande wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung mit dem Dokortitel und einer goldenen Preismedaille geehrt wurde. Er hatte sieben Söhne.

Der zweite unter diesen war Julius Wilhelm Albert, ein echter Sohn seiner Väter, tief religiös gestimmt, wissenschaftlich reich beanlagen, eine fernige Natur. Vier Männer sind es gewesen, welche auf Wigand und seine Entwicklung bestimmenden Einfluß ausgeübt haben: sein Vater, Wilmar, Schubert, Schleiden. Bis zuletzt hat er diese Männer hoch verehrt. Ihre Bilder zierten die Wände seines Studierzimmers.

In den zwanziger Jahren lagerte der Nationalismus noch schwer über Kurhessen. Doch bald zerstreuten sich die Wolken. Treysa und die Grasschaft Ziegenhain ging im Kampfe um das Evangelium voran. Der alte treue Pfarrer Reismann — er ist erst vor zwei Jahren zur Ruhe gegangen — war Alberts Hauslehrer, und tief ergreifend war es, wenn Wigand schilderte, wie die Strahlen der aufgehenden Glaubenssonne in demselben Maße, wie sie des Lehrers Herz zu erleuchten und zu erwärmen begannen, von diesem durch Konfirmandenunterricht und Predigt in die Herzen seiner Schüler und Zuhörer hineingetragen wurden.

Unter dem Einflusse dieses Mannes und unter der strengen, aber liebevollen Erziehung seines Vaters und seiner von ihm so sehr geliebten Mutter verlebte Wigand in der gemüthlichen alten Kleinstadt eine frische und ungetrübte Jugendzeit.

Mit dem 15. Jahre kam er auf das Gymnasium nach dem sieben Stunden von Treysa entfernten Warburg. Kürzere Unterbrechungen ausgenommen hat er von da an bis zu seinem Tode, fünfzig Jahre lang, Warburg nicht verlassen. Direktor des Gymnasiums war damals A. Fr. Chr. Vilmar, der glaubenssterke und geistesgewaltige Mann. Sein geschichtlich begründetes und streng kirchlich gerichtetes Glaubensleben theilte er wie so vielen, besonders seiner späteren theologischen Schüler, so auch Wigand mit und hat dessen Christentum dadurch für das ganze Leben die Richtung gegeben. Aber nicht nur der allgemeine Charakter, sondern zum größten Theile auch der Inhalt seines Glaubenslebens ist Wigand durch diesen großen Zeugen in jener Zeit vermittelt worden. Dies hat ihm Wigand zeitlebens gedankt. Später entwickelte sich ein wahrhaft väterliches Verhältnis Vilmars zu dem Studenten (vor uns liegen rührende Briefe Vilmars an Wigand aus dem Jahre 1845) und, als beide in Warburg Dozenten waren, eine Freundschaft, die durch nichts getrübt worden ist. Noch in späten Jahren hat Wigand gern von Vilmar, von den Lehrstunden in der Prima mit wahrer Begeisterung geredet. Seine Primanerhefte hob er sorgfältig auf.

Aber nicht nur Vilmars Religionsunterricht wirkte bestimmend auf Wigand, sondern auch sein Unterricht in deutscher Sprache und Litteratur. Es müssen dies auch geradezu außerordentliche Stunden gewesen sein, die da der Litteraturhistoriker in der Prima erteilte. War Wigand von seinem Vater wie auch durch eine gewisse Familienherabkunft, besonders aber durch eigene Neigung zur Naturwissenschaft hingeleitet worden, so stellte sich jetzt eine entschiedene Vorliebe für deutsche Philologie daneben. Dies veranlaßte Wigand, der nach Absolvierung des Gymnasiums an nichts weniger wie an ein Protstudium und an einen bestimmten jetzt schon ins Auge zu fassenden Lebensberuf, sondern nur an Studieren und an die reine Freude an der Wissenschaft dachte, Mathematik und Naturwissenschaft und zugleich deutsche Philologie zu studieren. Ein derartiges freies Studium hat er stets befürwortet. Er verachtete Studenten, die gleich ans Examen, „den Feind aller Wissenschaft,“ und nur an den zukünftigen Beruf dachten, mochten sie auch noch so fleißig sein, und hat das Strebertum unter den heutigen Studenten tief beklagt. Erst eine gründliche allgemeine wissenschaftliche Bildung; studieren um des Studierens willen; Freude an der Wissenschaft als solcher; nachher fällt den Fleißigen ein gut bestandenes Examen wie ein reifer Apfel von selbst in den Schoß; so predigte er es seinen Söhnen und seinen Studenten. Wer Wigand gekannt, hat sich der Frucht dieser Art zu studieren an ihm zu erfreuen gehabt.

Doch noch einen Kampf hatte der ernste Student zu bestehen. Am 1. Januar 1843 schrieb er in sein Tagebuch: „Was mein Verhältnis zu Gott betrifft, so wurden mir, nachdem ich mir durch die elterliche Erziehung und den früheren Unterricht sowie durch meine natürliche Beschaffenheit im allgemeinen einen ernstern, für die höheren Angelegenheiten nicht gleichgültigen Sinn bewahrt hatte, die reinen Wahrheiten des Christentums zunächst durch den historischen Religionsunterricht und den persönlichen Einfluß Vilmars in der Prima zum systematischen Verständnis und zum Bewußtsein gebracht. Seitdem habe ich diesen Schatz, den ich mir unter Gottes Beistand aus Vilmars Unterricht und Beistand erworben hatte, mit steter Treue bewahrt und mich geübt, das Evangelium, das anfangs mehr Sache des Wissens und der Ueberzeugung gewesen war, immer mehr wirklich zu erleben und seiner Kraft inne zu werden. . . . Schon bei Beginn meiner Studien hatte ich bei bester Ueberlegung und nach dem Räte verständiger Männer, jedoch nicht ohne bedeutende eigene Kämpfe mich für das Studium der Mathematik und Naturwissenschaft sowie der deutschen Philologie entschieden; und meine Freude an diesem Fach hat im Verlauf meiner Studien vielfach Zuwachs



erhalten, und insbesondere habe ich immer mehr eingesehen, wie notwendig für mein ganzes Wesen jene seltene Kombination der heterogensten Fächer, und daß dieselbe mir von der göttlichen Weisheit eingegeben sei. Allein oft wurde mein christliches Bewußtsein durch die Ueberzeugung, wie sehr insbesondere das heutige wissenschaftliche Gebäude der Mathematik und Naturwissenschaft auf heidnischem Boden fuße, beleidigt, und ich komme dann auf den Gedanken, mich der Theologie widmen zu müssen, zu der ich ja wenigstens einen entschiedenen inneren Beruf fühle. Dann tröstet mich aber die Ueberzeugung, daß das Christentum alle Wissenschaften durchbringen müsse, und daß es einem festen Glauben möglich sei, auch dieses Gebiet des Wissens, das sich am meisten aus seinem Mittelpunkt verrückt hat, dem Herrn unterzuordnen, wie es z. B. G. H. v. Schuberts Beispiel so trefflich beweist, und ich gehe mit neuen Kräften an mein begonnenes Werk."

Dieses Wort und dieser in Gott gefaßte Voratz des Jünglings ist herrlich in Erfüllung gegangen. Wigand hat wirklich — und das ist seine Lebensaufgabe gewesen, und darin liegt seine Bedeutung — nach dem Vorbilde Schuberts die Philosophie und Naturwissenschaft dem Herrn untergeordnet und sie zu Seiner Ehre getrieben. In diesem ihm zu teil gewordenen Berufe hat er zeit lebens die höchste Befriedigung und das größte Glück gefunden, sodaß von jenem Schwanken des Studenten nie jemand etwas gemerkt hat. Seine beiden Söhne haben sich dann zur großen Freude des Vaters jene beiden so verschiedenartigen Berufe, der eine die Theologie, der andere die Naturwissenschaft, zur Lebensaufgabe gewählt.

So studierte denn Wigand in Marburg Mathematik und Naturwissenschaft nebst deutscher Philosophie und war ein munterer Korpsstudent (Leutone). Im Dezember 1843 machte er sein Gymnasiallehrerexamen und im Herbst des kommenden Jahres eine größere, für ihn sehr bedeutungsvolle Fußreise durch Süddeutschland und die Alpen über München und Wien nach Berlin. Der Hauptzweck dieser Reise war, Schubert persönlich kennen zu lernen. Er kannte diesen großen christlichen Naturforscher aus seinen Werken, die er alle bereits öfters gelesen hatte. Er wollte ihm aber auch ins Auge sehen und ihn über seine ferneren Studien befragen. Dies ist ihm auch gelungen. Sein ausführliches Reisetagebuch erzählt in geradezu schwärmerischer Begeisterung von diesem Zusammensein. Und diese jugendliche Verehrung Schuberts ist nie von ihm gewichen. Wie oft hat er seine Kinder auf dem Arm vor das Bild des „Großpapa Schubert“ getragen, damit sich ihnen sein liebevolles Gesicht einpräge, und das nicht erscheinende und doch so tief sinnige Wort unter demselben:

Wenn's im Herbst regnet und schneit,  
Ist das Christkindchen nicht mehr weit.

Gern wäre Wigand zur Fortsetzung seiner Studien in München, in der Nähe des teuren Mannes, geblieben. Aber Schubert rebete ihm selbst zu, nach Berlin zu gehen, und sagte ihm beim Abschiede: „Gehen Sie in Gottes Namen nach Berlin. Die Wissenschaft ist es doch, der Sie nachzujagen haben; ja können Sie im großen Wasser auch schwimmen lernen. Aber, um alles, ersaufen Sie nicht.“

Den Winter 1844 auf 45 brachte Wigand dann in Berlin zu und zwar ausschließlich der Förderung seiner allgemeinen Bildung, dem Besuche der Kirche und der Pflege der Freundschaft ergeben. Von anderem redet das Tagebuch aus jener Zeit nicht. In Berlin herrschte damals das regste geistige Leben. Die Universität hatte Sterne erster Größe versammelt, und Namen wie Reander und Hengstenberg, Wilhelm Grimm, Lachmann und Bopp, Ritter und Ehrenberg, Ranke und Stahl, Steffens und Schelling verliehen ihr einen niegelesenen Glanz. Bei allen diesen hospitierte Wigand eifrig, viele lernte er, der immer gern große Männer besucht hat, auch persönlich kennen. Hier hat er den Grund zu jener ausgebreiteten allgemeinen Bildung gelegt, die uns alle bei diesem Manne so überraschte und die er selbst für eine notwendige Ergänzung einer

speziellen Fachwissenschaft hielt. Sonntags lebte er nur in den Kirchen. Verlach, Gohner, Souchon predigten damals das Evangelium und haben Wigand mächtig angezogen. Bei diesem ganzen reichen wissenschaftlichen und kirchlichen Leben begleiteten ihn die beiden treuesten Freunde, die er gefunden, Albert Vorster und Ernst Kofstensch. Es war ein schönes Aleeblatt, diese drei alten Korpsbrüder, die, nachdem sie in Marburg das Studentenleben genossen, sich jetzt hier in Berlin wieder zusammengefunden hatten, ihre Wissenschaften sowie durch gemeinsames Lesen der heiligen Schrift und Anhören von Predigten Gottes Wort eifrig pflegten und sich zu Streitern Jesu Christi herausbildeten. Sie sind es alle drei geworden und geblieben. Solche Freundschaften sind jetzt selten. Diese dauerte bis zum Tode. Albert Vorster starb als Direktor einer Irrenheilanstalt in Westfalen, vier Monate vor seinem Freunde; Ernst Kofstensch lebt noch als Geistlicher an der apostolischen Gemeinde in Leipzig.

Reich war für Wigand der Berliner Aufenthalt gewesen, und wie viel wußte er noch in späten Jahren davon zu erzählen! Aber noch reicher und verhängnisvoller wurde für den jungen Kandidaten der einjährige Aufenthalt in Jena, wohin er sich jetzt begab, um bei Schleiden zu arbeiten. In Berlin legte er die Grundlage zu seiner allgemeinen Bildung, Jena hat ihn zum Botaniker gemacht.

Die Botanik war bisher zur Bedeutung einer selbständigen Wissenschaft nicht gekommen. Sie ging auf in Hegelscher Naturphilosophie und im Suchen nach dem natürlichen System. So wurde sie denn auch nur als Stiefkind angesehen, und von eigentlich wissenschaftlicher Behandlung war keine Rede. Da trat der große geistvolle Schleiden in Jena auf. Er sah die einzelne Pflanze sowohl wie ihre einzelnen Teile in ihrer Entwicklung ins Auge, zeigte die Bedeutung der Entwicklungsgeschichte für die Systematik, Physiologie und Anatomie der Pflanze, und indem er in echt induktiver Weise vorging, schuf er eine gesunde wissenschaftliche Methode auf diesem Gebiete und stellte die Botanik als neue, in sich abgerundete, selbständige Wissenschaft hin. Schleiden ist der Vater der heutigen Botanik. Er hat unvergänglichen Ruhm. In seiner Philosophie ein Schüler Fries' war er Kantianer und wußte tief sinnig über die Geheimnisse der Natur zu spekulieren.

Zu diesem Manne kam Wigand, immer noch ohne spezielles Fachstudium, offen für jeden wissenschaftlichen Einfluß. Da zeigte Schleiden seinem „tougientalen Schüler“ die Pflanze und ihre Entwicklung, wie sie Wigand bis dahin nicht gekannt, er zeigte ihm das Mikroskop und seine große Bedeutung, er lehrte ihn ergot forschen und geistreich philosophieren und zeigte ihm, was Wissenschaft ist und wie wir die Wahrheit zu erkennen vermögen. Eine neue Welt that sich vor Wigand auf. Er folgte dem Manne, der ihn unwiderstehlich anzog; er war entschlossen, die Botanik zum Lebensberufe zu erwählen. Wie Wigands ganzes religiöses und politisches Denken und Empfinden den Stempel Wilmars trägt, so verrät er durch sein ganzes wissenschaftliches Leben, ja man kann sagen, in jeder seiner Arbeiten die Schule Schleidens. Ueberall, in seiner Botanik wie in seiner Philosophie, wie insonderheit in der eigentümlichen Vereinigung beider finden wir die Spuren jenes großen Mannes, der freilich in seinen letzten Jahren Wege einschlug, auf die ihm sein Schüler nie und nimmer folgen konnte.

Noch einmal sollte Wigand vor einer ersten Entscheidung stehen. Jetzt, wo ihm sein eigentliches Feld, sein spezieller Beruf gezeigt war, schwankte er zwischen Erziehung und Wissenschaft. Sollte er Lehrer oder Akademiker werden? Für beides fühlte er Begabung, zu beidem zog ihn die Neigung. Seine Freunde, vor allem aber sein Vater, Wilmar und Schleiden, welche die wissenschaftliche Bedeutung in ihm erkannten, rieten entschieden zum Betreten der akademischen Laufbahn. Er sah in dem Räte dieser Männer und in dem inneren Triebe, sich ausschließlich der Wissenschaft zu widmen, den Wind der Vorzehung und habilitierte sich 1846 als Privatdozent der Botanik in seinem geliebten Marburg. Es ist wirklich so Gottes Wille gewesen. Er stellte ihn mitten in eine Ihm fast feindlich gewordene Wissenschaft hinein wie einen

äußersten Vorposten, damit er von Ihm und Seinen Werken einem Geschlechte, das Ihn verlassen will, zeuge und so in weitesten Kreisen Seinen Namen verherrliche.

1851 wurde Bigand außerordentlicher, 1861 ordentlicher Professor und Direktor des botanischen Gartens und des pharmakognostischen Institutes. In den letzten Jahren seines Lebens hat ihn sein König mit Orden und Rangerrhöhung geehrt.

Vorur wir uns der Betrachtung der wissenschaftlichen Thätigkeit Bigands zuwenden, müssen wir kurz die Bedeutung ins Auge fassen, welche das Studium der deutschen Philologie und vergleichenden Sprachwissenschaft, dem er so ernst obgelegten und das er von jetzt an nicht mehr verfolgen konnte, für ihn gehabt hat. Vor allem rührt wohl daher seine große Liebe und sein tiefes Verständnis für Sprache überhaupt und alles Sprachliche. Er war erfüllt von dem Wesen der Sprache, und ihr Geist und ihre Geschichte lag ihm am Herzen. Er trieb eben Philosophie der Sprache und konnte sich geradezu entrüsten, wenn man gegen sie stumpf war und den richtigen und unrichtigen Gebrauch derselben als gleichgültig betrachtete. „Sie ist ein lebendes Individuum mit Charakter und Entwicklung, mit geheimnisvollen, aber bestimmten Gesetzen, Ihr aber wollt sie brauchen wie der Schreiner seine tote Säge.“ Er war ein echter Schüler der Grimm. Von den germanistischen Studien rührt auch seine große Belesenheit in der deutschen Litteratur, besonders der alten Zeit — als echtem Romantiker ging ihm natürlich über das Nibelungenlied nichts —, daher wohl auch der glänzende Stil seiner Prosa, der in seinen Werken bewundert wird, daher vor allem seine Liebe und sein Interesse für das Volk und seine Sitten, seine Trachten, seine Märchen, Lieder, Sprüche und Dialekte. Von alle diesem legte er Sammlungen an, und diese Zeitschrift brachte, als sie noch ein junges Volksblatt war, eine Folge von jünnigen Hausprüchen, die Bigand auf seinen vielen Wanderungen von deutschen Häusern abgeschrieben hatte.



„Sagt aller Welt, daß ein gläubiger Naturforscher gestorben sei,“ jagte Bigand, als er sich auf den Tod vorbereitete. Ja, ein gläubiger Naturforscher war er! Er hat seinem Vorsatz gemäß seine Wissenschaft in den Dienst Gottes gestellt. Aber man würde irren, wenn man ihn für einen Theologen halten wollte, der darauf ausging, die biblischen Wahrheiten naturwissenschaftlich zu begründen. Auch war seine Apologetik eine ganz andere wie die Pfaffs. Sie war rein indirekt. Wie einzelne biblische Berichte mit der Naturwissenschaft in Einklang zu bringen seien, war ihm fast gleichgültig; diese Harmonie herzustellen war nicht sein Beruf. Nicht die Bibelzerreißer, sondern die Gottesleugner waren die Feinde, denen sein Kampf galt und die er bis in ihre äußersten Löcher verfolgte. Er war ein streng bibelgläubiger Christ und ein streng kritischer Naturforscher. Beides war bei ihm genau geschieden. Ebenso wenig wie sich der kritische Verstand gegenüber den göttlichen Wahrheiten im Heiligthum breitmachen durfte — da war er ein Kind —, ebenso wenig durfte das gläubige Herz im Studierzimmer reden — da war er der unerbittlichste Verstandesmensch. Und doch war er nicht zwei, hier ein anderer wie dort, sondern eine ganze Persönlichkeit, in der beide Zeiten sich gegenseitig ergänzten, ja stützten und zu einem harmonischen Ganzen zusammengefaßt hatten.

Daß seine christliche Weltanschauung der Impuls zu seinen Untersuchungen, Resultaten und Kämpfen geworden, wie es ihm die Feinde noch heute vorwerfen, hat er stets mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Rein, ganz unabhängig von allem Glaubensleben — und darauf legte er immer den größten Wert — trieb er durchaus exalt seine Wissenschaft! In seinem Kampfe mit Darwin hat er nicht die Wahrheiten der Bibel, sondern die wahre Naturforschung retten wollen. Daß die Resultate derselben aber der christlichen Lehre entsprachen und sie bestätigten, das war seine Herzensstunde, sein

steter Triumph über die Gegner des Christentums. Er hatte wohl schon früher die Einheit zwischen Wissen und Glauben geahnt, in vierzigjährigem Forschen ist ihm diese Ahnung aber zur festesten Ueberzeugung geworden. „Wie könnte es auch anders sein, da Glaube wie Vernunft beides die Gaben desselben Gottes sind?“ Er erfuhr immer mehr die Wahrheit des Satzwortes: „Je gründlicher die Wissenschaft, desto mehr führt sie zu Gott hin; je oberflächlicher die Wissenschaft, desto mehr führt sie von Gott ab.“ Und daß er dies durch sein ganzes wissenschaftliches Wirken, in Wort und Schrift dargelegt, darin liegt Wigands apologetische Bedeutung. Er war der große wissenschaftliche Vertreter und Verteidiger des ersten Glaubensartikels.

Zwei schon im Jahre 1843 von Wigand, dem Zweiundzwanzigjährigen, ausgesprochene Worte mögen hier folgen: „Gott hat die Natur geschaffen, damit der Mensch durch sie zu Ihm gelangen und Ihn preisen könne. Sollen wir nun die Natur benutzen, um durch wissenschaftliche Erforschung derselben zur Erkenntnis und zum Preise Gottes zu gelangen, oder sollen wir Gott in der Natur nur durch unmittelbare Anschauung, dadurch, daß wir die Gegenstände, so wie sie eben erscheinen, in ihrer Herrlichkeit auf unser Herz einwirken lassen, erkennen? Unstreitig der eine auf diese, der andere auf jene Weise, je nach seinem Beruf. Aber kann nicht beides verbunden werden? Ist es nicht möglich, jetzt durch gelehrte Untersuchung der Größe der Weltkörper, der überraschend weissen Geseze, nach welchen sie sich seit Anfang der Welt in ewiger Ordnung bewegen, die Gottheit zu schauen und anzubeten; und dann mit einfältig kindlichem Sinn unter den gestirnten Himmel zu treten und in jenen Sternen nur Sternlein, nur Neuglein der Engel zu erblicken und auf die Weise Gott mehr unmittelbar anzuschauen? Diese Vereinigung soll meine Aufgabe sein. Schubert soll diese Vereinigung herrlich repräsentieren.“ Und Wigand war sie ebenfalls trefflich gelungen. Er betete Gott an, mochte er vor dem Mikroskope sitzen oder auf der Spitze des Sántiss stehen.

Das andere Wort lautet: „Wie die Form und das Leben der Pflanze nicht das notwendige Resultat der wirkenden chemischen und physikalischen Kräfte, sondern das Werk einer frei und lebendig waltenden, sich jener Kräfte nur als Mittel und Weg bedienenden Seele ist, so ist auch die ganze Natur als ein großer Organismus, in dem die mannigfaltigen Kräfte zwar nach bestimmten Gesezen, aber unter dem freien lebendigen Einwirken des Geistes Gottes wirken, zu betrachten. Wie es die Aufgabe der Botanik sein soll, die Art des Wirkens der Pflanzenseele auf jenem natürlichen Wege zu verfolgen und nachzuweisen, so ist es die höchste Aufgabe aller Naturwissenschaft, von den ihr zunächst sich ergebenden Naturgesezen zu höheren Gesezen aufzusteigen, diese wieder als Thatsachen und Gründe für Geseze immer höherer Ordnung zu benutzen und so endlich zur Anschauung der Wege zu gelangen, auf denen das Walten des göttlichen Geistes in der Natur stattfindet.“

Was obige Vorstellungsweise über die Wunder betrifft, so findet sie z. B. auf das Wunder vom Stillstand der Sonne etwa so ihre Anwendung: Nach den Gesezen, die sich aus den bisher gemachten Beobachtungen der Weltkörper ergeben haben, muß allerdings jener Stillstand als etwas Widernatürliches erscheinen. Allein wer bürgt denn dafür, daß unsere bisherigen Beobachtungen hinreichend waren, um daraus die kosmischen Geseze in ihrem vollen Umfange zu abstrahieren? Es ist vielmehr anzunehmen, daß wir damit nur gleichsam ein kleines Stück einer großen und vielfach gestalteten Kurve berührt haben. Außer der uns bekannten Periodizität der kosmischen Bewegung kann ja noch eine höhere stattfinden, die wir aus Mangel an Daten noch nicht haben finden können und deren Erscheinung uns nur deshalb als ein Wunder erscheint, weil wir jene Regel noch nicht erkannt haben.“

Wie Wigand die Einheit von Wissen und Glauben klar geschaut hatte und betonte, so war der zweite große Grundsatz, welcher so zu sagen den Inbegriff seines ganzen wissenschaftlichen Denkens bildete: Es herrscht Einheit auf dem Gebiete des Wissens;

weder in der Natur noch im Reiche des Geistes existieren Widersprüche; es gibt nur eine Wahrheit, aber die eine Wahrheit gibt es auch.

Zweimal habe ich Albert Wigand fast in Verzweiflung gesehen; es war, als gründliche botanische Beobachtungen anderen von ihm angestellten Untersuchungen dauernd zu widersprechen schienen. Es war nicht das unliebame Aufgeben einer nun ins Wanken gebrachten Erkenntnis, welches da das Herz dieses Mannes bis in den tiefsten Grund hinein erbeben machte. Nein, es war der Gedanke an die Möglichkeit eines Zweifelpales innerhalb der Natur, der ihn zu einem Widerspruche im Wesen Gottes führen mußte und das Bild seines Gottes zu verdunkeln drohte. Ebenso wenig wie Vernunft und Glaube sich jemals zu widersprechen vermögen, ebenso wenig kann Gott einen Widerspruch in der von Ihm geschaffenen Natur zulassen. So dachte er, und ein berechtigter Zweifel daran konnte ihn bis in sein innerstes Glaubensleben hinein erschüttern. Das waren dann schwere Stunden für seine Umgebung. Aber er forschte immer weiter in festem Vertrauen auf die endliche siegreiche Lösung des Problems, die sich ihm in ähnlichen Fällen ja doch schon so oft gezeigt hatte. Und die Sonne der Wahrheit hat ihm dann auch jedesmal geleuchtet und die düsteren Wolken eines scheinbaren Widerspruches, bei dem der Unglaube so gern stehen bleibt, zerstreut. Eine solche Erfahrung stärkte ihn dann wieder für neue Untersuchungen bei seinem Kampfe für die Einheit in der Natur.

Der dritte große Grundsatz seiner Naturforschung war: Es gibt Grenzen des Naturerkennens. Es hat wohl wenig Naturforscher gegeben, die so philosophisch durchgebildet waren und so gern und mit so viel Glück philosophierten, wie Wigand. Trotzdem haben aber nur wenige die Grenze zwischen exakter Naturforschung und Philosophie so scharf gezogen wie er. Mit Eiferucht wachte er über dieser Grenze und protestierte gegen jede Ueberschreitung derselben. Ihm war die Naturwissenschaft die Erkenntnis des Wirklichen, und so lange sie auf diesem Boden, auf Erfahrung, auf Thatsachen fußt, ist sie im Recht, hat sie absolute Wahrheit. Jede philosophische Folgerung und Hypothese aber hat nur insofern Wahrheit, als sie mit der Erfahrung in vollem Einklange steht. Fußt sie aber nicht auf den Thatsachen, sondern nur in den Gedanken, wenn auch den geistreichsten, so hat sie nicht den mindesten wissenschaftlichen Wert. Die Erfahrung ist die Grenze des Naturerkennens.

Diese drei Wahrheiten hatte Wigand immer mehr erfahren, er war sich derselben stolz bewußt und hörte nicht auf, sie bei jeder Gelegenheit zu verkündigen. Sie bilden sein wissenschaftliches Programm. Ihnen begegnet man bei ihm auf Schritt und Tritt. Sie sind es gewesen, die ihm mit der ganzen weiten Fülle ihres Inhaltes die Waffen in die Hand gaben in seinem großen Kampfe gegen Atheismus, Skeptizismus, Materialismus und die falsche Philosophie des Darwinismus.

Wigands wissenschaftliches Leben ist im großen und ganzen ein Leben des Kampfes gewesen. Dies deutet er schon gewissermaßen prophetisch in seiner allerersten Publikation, in seiner Dissertation an, wenn er im Vorworte sagt: „Vor der Besorgnis, daß man es mir verargen werde, häufig Männer der Wissenschaft von hohem Ruhme rüchichtslos, und wo mir offene Feindschaft gegen die Wahrheit entgegenzutreten schien, selbst mit Unwillen beurteilt zu haben, schäht mich das Bewußtsein eigener Anschauung, gesunden Verstandes und ernstest Wahrheitsliebe.“ Diese drei Punkte könnten wir das Formalprinzip seines Kampfes nennen. Er war nicht ein Mann neuer Ideen und hat nicht epochemachend in die Geschichte der Wissenschaft eingegriffen. Seine wissenschaftliche Bedeutung liegt hauptsächlich in seiner Kritik. Und die bedeutet Kampf. Man hat sich oft gewundert, daß ein Mann, dessen innerstes Wesen nur Liebe war, beständig in wissenschaftlichen Fehden liegen und ein so unerschrodener wigand d. i. Kämpfe sein konnte. Es war eben seine Liebe zur Wahrheit und zum Recht, die ihm über alles ging und die ihn, nicht allein auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern überall, wo er Unwahrheit und Unrecht sah, zu einem Streiftbaren machte und ihn einer unerbittlichen Logik wahrhaft fanatisch sich ergeben

lieb. Und doch geht durch sein wissenschaftliches Kämpfen ein merkwürdig irenischer Zug. Er vertrug keine Kompromisse zwischen Wahrheit und Unwahrheit; er hatte aber die Gabe, die Wahrheitsmomente innerhalb jeder der streitenden Parteien zu erkennen und sie verführend hervorzuheben. Er war ein Friedensstifter bei all seinem Kämpfen. Aber indem er gegen die Unwahrheit jeder einzelnen Richtung stritt, hatte er beide Teile zu Feinden. Dies hat er schwer empfunden. „Er sagte wohl z. B. von seiner Stellung in der Bakterienfrage: „Ich kann mich auf keine der beiden Seiten stellen. In jeder ist Wahrheit und Irrtum vertreten. Würde ich die eine Partei verdammen, so würde die andere mich selig preisen; würde ich beide verdammen und sagen, wir können überhaupt nichts wissen, so wäre die Feindschaft auch nicht so groß. Wo ich aber in beiden Stüde der Wahrheit erkenne und sie zu vereinigen suche, so kennt Feindschaft und Spott von beiden Seiten keine Grenzen. Man will alles, nur keine positiven Wahrheiten.“ Dies Erkalten der Liebe zur Wahrheit in unserer Zeit hat ihn sehr tief geschmerzt. Er ist immer gegen den Strom geschwommen, in wissenschaftlicher, wie kirchlicher und politischer Beziehung. Er fühlte sich oft sehr, sehr einsam und war in früheren Jahren wohl geneigt, sich gegen die Menschen zu verbittern. An der Naturforscherversammlung, die er einst sehr gern und regelmäßig besucht, nahm er in den letzten Jahren nicht mehr teil. Er hatte, offen gestanden, keinen rechten Respekt mehr vor ihr, seitdem das moderne Dogma alle gesunde Naturforschung eines Newton und Cuvier unterdrückt zu haben schien. In früheren Zeiten hatte es anders gestanden, als die botanische Sektion einer Naturforscherversammlung 1858 jene denkwürdige Adresse an A. Braun senden konnte, „der Sie ebenso den Geist in der Natur erkennend wie Gott über der Natur bekennend durch Ihre tiefen und umfassenden Forschungen uns als anregendes Vorbild voranleuchten“.

Hierher gehört Bigands geistvoller Aufsatz „Das Gehirn Deutschlands“ in der „Allg. Zeitung“ 1879.

Er hat bei seinen Arbeiten von den Mitlebenden wenig Beifall gefunden. Aber ihm war es genug, und es befriedigte ihn im höchsten Grade, selbst die Wahrheit erkannt und dies und jenes gefunden zu haben, und er wußte, daß einst der Wahrheit doch der Sieg sein wird.

Aber, fand er auch im Geschrei der Parteien oft nicht Gehör und Glauben, so hat er doch in hohem Maße die persönliche Achtung seiner Freunde und Feinde genossen. Seine reiche wissenschaftliche Begabung und die Fülle von Geist, vor allem aber der sittliche Ernst, die strenge Wahrheitsliebe, die Gründlichkeit und der Mut, der sich in Bigands ganzer Thätigkeit offenbart, hat niemals verfehlt, großen Eindruck zu machen. Der Nekrolog von der Hand eines Gelehrten, der in wichtigen Punkten Bigands Gegner ist, schließt mit den Worten: „Sein Bild als Forscher steht noch nicht fest — es gehört noch nicht der Geschichte an, und es schwankt noch von der Parteien Gunst und Haß verwirrt. Das eine wissen wir aber schon jetzt, daß er ein seltener Mann, ein ganzer Charakter und ein bis ans Ende in rastlosem Eifer unermüdblich thätiger Forscher war, dem die naturwissenschaftliche Begründung der Wahrheit Bedürfnis und philosophische Geistesarbeit Lebensaufgabe geworden war, ein Mann, der auch dort, wo er nach unseren Begriffen irrte, noch Nutzen schaffte, und der in dem Bewußtsein gestorben ist, den gewaltigsten Zwiespalt der Welt, den zwischen Religion und Naturwissenschaft, der ihm kein Zwiespalt war — in sich veröhnt zu haben, der in einem tragischen Konflikte einen großen Teil seiner Kraft verzehrt, der aber in der mutigsten Weise sein ganzes Leben über gerungen hat und nun, nachdem er auch mit dem Tode gerungen hat, mit dem Schwerte in der Hand gefallen ist. Sein Name wird unvergessen bleiben!“

„Mein ganzes Leben hat sich um Gerbstoff, Darwin und Bakterien gedreht.“ Mit diesen Worten bezeichnet Wigand kurz den Hauptinhalt seiner litterarischen Thätigkeit und deutet damit zugleich ihre drei Epochen an.

Aus der ersten Zeit besitzen wir nur rein wissenschaftliche botanische Arbeiten von ihm. Er beobachtet außerordentlich scharf, knüpft aber sofort Gedanken an das, was er sieht, und gestaltet sie durch weitere Beobachtungen zu originellen Speculationen. Das ist etwas von gesunder Naturphilosophie. Seine erste Arbeit ist „Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanzen“. Was er bei Schleiden von Entwicklungs-geschichte gelernt, legt er hier nieder, und da dies Feld das Hauptgebiet seiner Untersuchungen blieb, kann man diese Erstlingsarbeit das Programm seines Lebens nennen. Eine spätere detartige Arbeit ist die Untersuchung der Umwandlung von Pflanzenzelle u. a. in Harz und Gummi, auch sein größeres, leider unvollendetes Werk über die Bedeutung des Gerbstoffes für die Pflanze. In diese Zeit fällt auch das Erscheinen der „Flora von Kurhessen“ (3. Aufl. 1879) und das „Lehrbuch der Pharmakognosie“ (4. Aufl. 1887), zwei Lehrbücher der Botanik und Heilmittellunde, welche durch die Gründlichkeit, vor allem aber durch die praktische Art ihrer Behandlung die weiteste Verbreitung gefunden haben. Durch alle diese Arbeiten wurde Wigand bald ein geachteter Botaniker, sodaß „selbst durch seinen Kampf gegen den Darwinismus der Glanz seines Namens nicht verbleichen konnte.“

Die zweite Periode bildet eben dieser Kampf gegen den Darwinismus. Wigand wußte, was er unternahm. Er hat es erst mit seinem Gott beredet und erußt mit seinen Freunden überlegt. Die Aufnahme dieses Kampfes erschien ihm schließlich eine heilige Gewissenssache. Zehn Jahre lang dauerten die Vorbereitungen für diese Angiarsarbeit, wie er sie wohl auch nannte. Da erschien nach einigen Vorläuferbroschüren in den Jahren 1874—77 das dreibändige Werk: „Der Darwinismus und die Naturforschung Newtons und Cuviers“ mit seinem Motto: „Da steht, was aus dem Verstande werden kann, wenn er auf verbotenen Wegen schleicht“ (Shakespeare). Der erste Band enthält die spezielle oder naturhistorische, der zweite die allgemeine oder methodologische Kritik des Darwinismus, der dritte die Beleuchtung der Darwinianer. Wigand greift als Botaniker und als Philosoph den Feind auf der ganzen Linie an, er sucht seine Wurzeln auf, er zieht seine Konsequenzen auf allen Gebieten und weist nach, daß er im Widerspruch steht mit allen Gesetzen wahrer Naturwissenschaft, wie sie von Newton, der Säule der exakten, und Cuvier, der Säule der beschreibenden Naturwissenschaft auf- und ein für allemal festgestellt worden sind. Aber zugleich mit dieser negativen Arbeit, mit der Richtigstellung der Deszendenz- und vollständigen Verwerfung der Selektionslehre, mit der geradezu verächtlichen Kritik des Materialismus und aller derer, die mit ihm liebäugeln, stellt Wigand besonders in dem zweiten Bande des Werkes die Grundsätze aller Naturforschung positiv dar und fährt den großartigen in sich festgefühten Bau seiner streng christlichen Weltanschauung und Naturphilosophie vor unsere Augen auf. Am kranken Organismus hat er den gesunden studiert und erkannt. Dadurch ist diesem Buche auch eine große allgemein philosophische Bedeutung eigen. Wigand ist ganz Kantianer. Die Anregung hierzu war von Schleiden gekommen; aber, merkwürdig, in dem weiteren Ausbau und der Begründung seiner Ideen, in denen er sich wesentlich mit Kant berührt, ging er durchaus selbständig zu Werke. Als er erst in den siebziger Jahren Kant gründlicher zu studieren begann, war es ihm eine große Freude und Genugthuung, daß er zu seiner Ueberraschung Kants Philosophie, was die Erkenntnistheorie anlangt, so ganz mit der seinen im Einklange fand.

Bis dahin hatte die Darwinische Hypothese fast ungeflört um sich gegriffen; die Angriffe gegen dieselbe waren nicht von Bedeutung. Da kam Wigands Werk. Es ist die umfassendste und bedeutendste Bekämpfung, die der Darwinismus erfahren hat; es war, wie E. v. Hartmann es aussprach, ein Markstein für denselben. In wie weit

die gegenwärtige Stille, ja vielleicht auch Umkehr als die Frucht dieser größten literarischen Leistung Wigands anzusehen ist, läßt sich noch nicht feststellen. Thatsache ist, daß die Theologen und Philosophen das Werk mit dem größten Jubel begrüßten und daß es die Naturforscher im großen Ganzen — ignoriert haben. Das wußte Wigand im voraus, daß dem, welchem der Darwinismus ein Dogma ist, weder naturwissenschaftliche noch philosophische Gründe davon helfen können. Wohl gab man zu, daß Wigand manche „Schwächen“ der Hypothese aufgedeckt habe; wohl hat Jäger in Stuttgart seinem Horn in einer fast nur persönlich gehaltenen Streitschrift gegen Wigand Luft gemacht: aber im großen und ganzen wird Huber recht behalten, wenn er über dies Werk in der „Allgemeinen Zeitung“ schrieb: Zu seinem Verständnis bedarfs eines Schwimmers von Delos. Erst spätere Generationen werden es verstehen und würdigen lernen, vielleicht, wenn erst das Ausland uns auf diesen unsern Besitz aufmerksam gemacht haben wird.

Jedenfalls hat Deutschland den Ruhm, jener falschen, verderblichen und schließlich auch dem Christentum feindseligen Naturphilosophie in Wigands Werk den bedeutendsten Gegner entgegengestellt zu haben.

Aus den andern Streitschriften Wigands in diesem Kampfe wollen wir nur noch zwei mehr populär geschriebene erwähnen, die den Lesern dieser Zeitschrift bekannt sind oder doch bekannt sein sollten: „Die Auflösung der Arten“ (1872), eine anonyme Satire, in der in geistvoller Weise nachgewiesen wird, wie man mit Darwins Gründen ebenso gut eine Rückwirkung der Arten zum Anfang, also schließlich das Werden des Menschen zum Affen u. s. w. beweisen könne; und „Der Darwinismus ein Zeichen der Zeit“ in den Zeitfragen des christlichen Volkslebens (1878).

Die literarische Thätigkeit der letzten Jahre Wigands war fast ausschließlich der heute so brennenden Bakterienfrage gewidmet. Sein großes Werk hierüber mit den erschöpfenden auf unzählige eigene Untersuchungen gestützten Beweisen seiner neuen Ideen über diesen Gegenstand und über die innerste Natur der Substanz konnte er nicht mehr vollenden. Es wird wohl in kurzem von anderer Hand herausgegeben werden. In einer „Vorläufigen Mitteilung“ „Entstehung und Fermentwirkung der Bakterie“ veröffentlichte er aber bereits 1884 kurz die Resultate seiner Untersuchungen, die, weil sie den gegenwärtig herrschenden Anschauungen direkt widersprechen, in weitesten Kreisen das größte Aufsehen erregten und natürlich mit großer Spannung das größere Werk erwarten lassen.

Wigand hatte den großen Fehler, zu viel auf einmal zu unternehmen und vor dem Abschlusse der einen Arbeit sich in eine neue vollständig zu vertiefen. Daher kommt es, daß sein Nachlaß eine große Anzahl mehr oder weniger vollendeter Arbeiten in Manuskript enthält, zu deren Veröffentlichung Wigand nicht mehr gekommen ist. Um so mehr ist es zu verwundern und nur seiner Energie und dem Fleiße, der ihn jede Nacht bis 1,3 Uhr studieren ließ, zuzuschreiben, daß wir dem fruchtbaren Schriftsteller mehr als dreißig selbständige Werke verbanen, neben welche sich eine größere Anzahl wissenschaftlicher und populärer Aufsätze in Zeitschriften stellen.

Aber nicht die Schriftstellerei, sondern sein Beruf als akademischer Lehrer erschien Wigand als seine Hauptlebensaufgabe. In ihm hat er die vollste Befriedigung gefunden. Er war aber auch eine seltene Verbindung von Lehrer und Gelehrtem. Das haben seine vielen Schüler erfahren, und gar mancher hat in Wigand geradezu das Ideal eines Professors zu sehen geglaubt.

Wigand war Lehrer mit Leib und Seele, und er hat als solcher an der Universität Marburg eine bedeutende Wirksamkeit entfaltet. Freilich mangelte ihm der gute Vortrag; aber seine ganze Persönlichkeit ließ dies kaum fühlbar werden. Von strengem Ernste und doch gewinnendster Freundlichkeit, mit großer Lehrbegabung ausgestattet, mit viel Geduld gegen seine Schüler und der Gabe, etwas klar zu machen, war er trotz seiner Streuung und Gefürchtetheit im Examen ein vielgeliebter und hoch-



gefeierter Lehrer. Sein eigener Fleiß war den Schülern Vorbild, und des „alten Wigand“ Studierlampe hat manchem um zwei Uhr von der Kneipe heimkehrenden Studenten eine stumme Lektion gegeben. Er hatte großes Interesse für seine Schüler, auch für den einzelnen und seine persönlichen Verhältnisse. Er diente den Zuhörern, nicht sich und konnte es streng tabeln, wenn Professoren ohne Rücksicht auf die vor ihnen sitzenden Studenten lediglich ihre Spezialfragen im Kolleg behandeln und in den Hauptvorlesungen nicht eine abgerundete Wissenschaft vortragen. Er wurde immer mit seinem Pensum „fertig“. Seine Weise, durchaus dem Fassungsvermögen der Zuhörer angepaßt, mochte wohl auch etwas Schulmeisterliches haben; aber es wurde viel bei ihm gelernt, und dies bei seinen Zuhörern im Examen wahrzunehmen, machte ihm die größte Freude.

Vor allem aber — und das ist bei dem akademischen Lehrer eine Hauptsache — blieb Wigand durch den steten Verkehr mit der Jugend selbst jugendlich und trug zu rechter Zeit den alten Studenten gern zur Schau. Ein ausgeprochener Feind alles Philister- und Kameltums, begünstigte er das Verbindungs- und Kneipenleben sehr, nahm an Kommerzen gern als Gast teil und sah auch gern in seinem Hause Studenten verkehren. Besonders war er auf den im Sommer wöchentlichen Exkursionen, wenn er mit etwa 80 Studenten zum Botanisieren durch die herrliche Umgegend Warburgs streifte, nicht nur der ernste Lehrer, sondern auch der liebevolle Freund des einzelnen, und abends, wenn der Ausflug mit gemeinsamen Trunke und fröhlichen Liedern schloß, der liebenswürdigste und heiterste Genosse seiner Schüler. Sein außerordentlich entwickelter Sinn für Humor — dieser und eine Sammlung ausgezeichneten Anekdoten ein Erbeil seines Vaters — kam ihm hier sehr zu statten; er machte selbst gern mit jedem, besonders der Jugend Scherz, und ein hübscher Witz war ihm eine wirkliche Freude. Dieser Freund der Studenten war denn auch, was wohl selten vorkommen mag, Mitglied dreier Studentenverbindungen, des Korps Teutonia als alter Herr und des Wingolfs und der Pharmazia als Ehrenmitglied.

So ist es denn gekommen, daß er manchem seiner Schüler, von denen einige hervorragende botanische Lehrstühle an deutschen Universitäten einnehmen, nicht nur der Führer durch die Wissenschaft und durch das Studentenleben, sondern auch ein ernster Ratgeber für eine andere höhere Wissenschaft und der Wegweiser für jenes Leben geworden ist.

In seinen Vorlesungen umspannte er das ganze Gebiet der Botanik und Pharmakognosie, indem er sowohl Systematik wie Pflanzenphysiologie, Anatomie, Morphologie und die Kryptogamen behandelte und das mikroskopische Studium eifrig förderte. Er las wöchentlich an 20 Stunden Kolleg. Für uns Nichtnaturforscher waren seine geistreichen philosophischen Publika über die Theorie des Naturerkennens, naturwissenschaftliche Logik und Methodenlehre und über den Individualismus in der Natur ein wahrer Genuß. Hier trug er vor wenig Auserwählten eine Philosophie vor, welche an der Hand naturwissenschaftlicher Thatsachen die ewigen Gesetze der Natur und des Geistes anschaulich und dadurch lebensvoll darlegte und eine wertvolle Ergänzung der mehr abstrakt gehaltenen Behandlung derselben Fragen von Seiten der Fachphilosophen bildete. In diesen Vorlesungen zeigte sich Wigand eigentlich auf seinem Höhepunkt, indem er hier die Resultate seiner exakten Naturforschung mit seinen philosophischen Ideen zu dem großen Ganzen einer tiefsinnigen Naturphilosophie verwebte und omnia ad maiorem dei gloriam den begeistertsten Zuhörern vortrug. Er beabsichtigte, diese Vorlesungen in einem größeren Werke „Grundsätze aller Naturwissenschaft“ als Gegengift gegen die frühere Naturphilosophie, die sich nicht auf den Thatsachen aufbaut, herauszugeben und hat sich zu diesem Zwecke in die aller schwierigsten philosophischen, besonders logischen Studien vertieft. Leider sind nur die ersten Bogen gedruckt und auch veröffentlicht worden. Die Vollendung des Ganzen legte der Sterbende dem Schreiber dieses ans Herz.

Wigands großer Lehrbegabung verdankt auch der botanische Garten zu Marburg, sein Liebling, seine jetzige Gestalt. Nicht nur, daß der Schönheitszinn seines Direktors während 25 Jahren diesen Garten zu einer landschaftlichen Zierde ersten Ranges in der Universitätsstadt gemacht, nicht nur, daß ein neues Gewächshaus, Aquarium und ein in edelster Gestalt aufgeführtes botanisches Museum dieser Zeit ihren Ursprung verdanken, nein, vor allem wurde der Garten durch einen höchst praktischen und originellen Gedanken Wigands zu einem eigentlichen Lehrmittel gemacht, indem die Verwandtschaft der einzelnen Pflanzenfamilien an den Familien selbst, die nach dem Grade ihrer Verwandtschaft geordnet sind, zur Anschauung gebracht wird. Hierin hat der Marburger botanische Garten manchem anderen zum Vorbilde gebient.

Den ausgesprochenen Sinn für Pharmazie hatte Wigand von seinem Vater. Er vereinigte in sich die botanische und die pharmazeutische Professur, erweiterte die pharmakognostische Sammlung seines Vaters durch rastlose Bemühungen zu einer Sammlung jetzigen Umfanges, welche dann in dem botanischen Museum die geeignete Aufstellung fand, und erwarb sich besonders um die wissenschaftliche Ausbildung des Apothekerstandes, der ihm von jeher sehr am Herzen lag und von dessen Bedeutung er eine hohe Meinung hatte, große Verdienste, wie dies auch in weitesten Kreisen stets anerkannt wurde (vergl. den Nekrolog in der „Pharmazeut. Zeitung“ 1886 Nr. 88—89).

So sehen wir Wigand, den Gelehrten und den Lehrer, im Dienste der Wissenschaft und seiner Schüler in steten Schaffensströben unermüdet thätig. Er wurde von der Höhe seiner Wirksamkeit aberufen, während noch große Pläne ihn beschäftigten. Es ist ihm das Leid erpart worden, das für ihn ganz besonders schwer gewesen wäre, alt zu werden und mit den erlahmenden Kräften sich zu unfreiwilliger Ruhe gezwungen zu sehen.

Wigand hat seine akademische Thätigkeit als einen Gottesdienst aufgefaßt, in welchem er mit den ihm verliehenen Gaben seinem Herrn dienen sollte.<sup>\*)</sup> Aber dies war nicht, wie es wohl mancher denken könnte, sein einziger Gottesdienst. Noch über die Anbetung Gottes in der Natur ging ihm die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Wir erwähnten schon, welchen Einfluß Vilmar auf die ganze religiöse und kirchliche Richtung Wigands gehabt. Wigand war nachher einer der Schüler Vilmars, die durch Anregung Thierschs, mit dem er später freundschaftlich und endlich auch verwandtschaftlich aufs engste verbunden war, sich den apostolischen Gemeinden anschlossen. Er bekannte sich seit 1847 zu diesem Werke, ohne ein kirchliches Amt darin zu bekleiden, und hat da bis zuletzt die Erfüllung seiner kirchlichen Wünsche und Hoffnungen erblidt.

Hat er so auf kirchlichem Gebiete einen verhältnismäßig einsamen Standpunkt eingenommen, obgleich er den Umgang mit christlichen Freunden aller Richtungen bis zuletzt sehr rege pflegte, so stand er auch in politischer Beziehung mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch. Die Vorgänge des Jahres 1866 haben sein Herz aufs tiefste verwundet, und wenn er auch nie an eine Wiederherstellung Hessens geglaubt hat, so hat er doch seinem von ihm um seiner Treue und Standhaftigkeit willen hochverehrten Fürsten bis zum Tode die Treue gehalten. Der Tag, an welchem er Friedrich

<sup>\*)</sup> „Eine der eigenen nahe, verwandte Seele steht mir in der Pflanze gegenüber, eine Seele, die selbst bewußtlos sich nur dem selbstbewußten Geiste des Menschen offenbart. Sie trägt die Spuren deselben Geistes in sich, der auch die Alpenpfeife erhoben hat, und woher es denn auch kommt, daß das Hinwegschauen von der sinnenden Betrachtung des kleinsten Gewächses hinaus nach den riesigen Bergen mit den zackigen Gipfeln durchaus nicht das Gefühl eines Sprunges und Gegensatzes hervorruft. Sondern es ist alles eine Sprache, was Donner und Regenbogen, was Berge und Wasserfälle, Sterne und Blumen reden, sie singen allesamt: Der Herr ist nahe, halleluja!

Dieses Halleluja je mehr und mehr durch alle Ercheinungen der Natur in der eigenen Brust erklingen zu lassen und bereinigt auch in anderen Seelen anzuregen, das ist der Lebensberuf, den ich mir von Tag zu Tag bestimmter als den meinen wohl bewußt mache, und zu dem mir Gott helfen möge.“

(Reisetagebuch von 1844.)

Wilhelm I. von Hessen in Kassel zu Grabe geleitete, ist einer der großen Trauertage in Wigands Leben gewesen. Der Untergang seines Vaterlandes und die centralistische Gestaltung des neuen deutschen Reiches haben ihn, der stets mit aller Entschiedenheit für den alldentschen föderativen Gedanken eintrat und sich durch so vieles des Geschehenen in seinem Rechtsgeföhle schwer verletzt glaubte, sich nicht mit der neueren Entwicklung der Dinge ausöhnen lassen.

Zwei Faktoren müssen in diesem Lebensbilde noch erwähnt werden, sie haben in Wigands Leben eine zu wichtige Rolle gespielt: seine Familie und seine Reisen. Sie haben ihm sein sonst so ernstes und schweres Leben erheitert, ihm vieles erleichtert und, wie er oft sagte, es zu einer wirklichen Harmonie gestaltet.

Wigand war mit Emma Vorster, der Schwester seines Freundes, einer Rheinländerin, deren Mutter der französischen Schweiz entstammt war, in fünfunddreißigjähriger sehr glücklicher Ehe verbunden. Am 2. Oktober 1851 hatte er als außerordentlicher Professor seine Braut heimgeführt. Es gibt wohl wenig Eheleute, die bei tiefster Uebereinstimmung des Herzens doch so verschieden geartet sind und sich dadurch so richtig ergänzen, wie diese beiden. In seiner Gattin sah Wigand die größte Gabe, die ihm sein Gott gegeben. Gerade einer solchen Gehilfin bedurfte er, einer Frau, an die er sich in schwachen Stunden etwas anlehnen konnte, die ihn so zu trösten und zu erheitern, in allem ihn so zu verstehen, alles mit ihm so zu tragen vermochte, wie sie es gethan hat. „Ruhe aus,“ sang er seinem Weibe einst am Weihnachtsabend:

Ruhe aus nun, Mutterherz,  
Freieru laß die treuen Hände!  
Deine Trängal, Müß' und Schmerz  
Heute sich zum Frieden wende.

In des Vatten Dank und Freude,  
In der Kinder Lust dich sonne,  
Wiß', in ihnen weckst du heute  
Vorschmad von des Himmels Wonne.

Welcher Mühe Lohn ist dein:  
In der Mutter süßen Armen  
Verst das Kind den Widerscheit  
Von dem göttlichen Erbarmen.

Ruhe aus, gleich wie die müden  
Glieder ruhen nachts im Schlummer.  
Also birg in Jesu Frieden  
Alle Sorgen, Angst und Kummer.

Wie sein krankes Schaf der Hirte  
Vor der Krippe legte nieder,<sup>\*)</sup>  
So wirf ab auch deine Bürde  
Vor dem Heiland, deinem Hüter.

Ruhe aus durch Stillesein  
In dem Herrn wie jene Magd,  
Welche sprach: Herr, ich bin dein,  
Mir geschick', wie du gesagt.

Schau Marias kleinen Willen,  
Schau Marias Kiefenlauben,  
Schau Marias Herz, das stille,  
Sanft und rein wie eine Taube.

Schau der Jungfrau beudeit,  
O, wie hoch bist du geebret,  
Da der Sohn der Herrlichkeit  
Selber in dir eingelehret!

Stolzer Zweifel wird zu nichte,  
Hoch erhöh die Niedrigkeit,  
Nur was hungrig, arm und schlichte,  
Wird gefüllt mit Trost und Freud.

So auch du in Sturm und Braus,  
In der Not und Sorgen Nacht,  
Mutterherz, dann ruhe aus,  
Sprich: Ich bin des Herrn Magd.

Und wie hing er an ihr! Wie einsam fühlte er sich ohne sie, auch wenn fremdige Veranlassung die Großmutter zuweilen von seiner Seite rief, wenn ihm „die Siströche nur so um den Kopf schwirren“, wie er das nannte. Dies war ihm Himmelsmusik; denn an seinen Enkeln — er hatte zehn — zeigte er unbeschreibliche Freude, und das

<sup>\*)</sup> In der Oberammergauer „Krippe“, welche Wigand jedes Jahr eigenhändig künstlerisch unter dem Christbaum aufbaute, und welche stets den Mittelpunkt der Familienbesprechung bildete, legt ein das Christkind anbetender Hirte ein krankes Schäflein an der Krippe nieder.

strahlende Großvatergeſicht hat manchem dieſer Kleinen ſchon bei der Taufe das erſte Lächeln entlockt.

Er hatte neun Kinder. Drei entſchliefen im Kindesalter, eins in Abweſenheit des Vaters. Zwei Töchter ſind verheiratet, auch wieder mit einem Pfarrer und einem Apotheker; zwei leben mit der verwitweten Mutter. Wie hat er jedes ſeiner Kinder auf liebevollem Herzen getragen, wie fürſorglich ſeine Erziehung und Ausbildung überwacht, wie ein jedes einzelne in ſeiner Eigenart und ſeinen ſpeziellen Interieſſen verſtanden! Er war ſeiner beiden Söhne beſter Freund und Vertrauter. Im Kreiſe ſeiner Familie fühlte Wigand ſich am wohlſten, hier trat ein Grundzug ſeines Weſens, ſeine Gemütlichkeit, recht hervor; hier vergaß er leicht und ſchnell alles Schwere, woran ſein Leben nicht arm war. Es war aber auch ein gar ſchönes Familienleben, getragen von einem Familiensinn, der dem Vater in hohem Maße eigen war, und den er allen ſeinen Kindern eingimpft hatte. Im Haus am Steinweg, in dem die Familie 33 Jahre lang gewohnt hat, und in dem ſchönen, vor 16 Jahren erworbenen Berggarten hinter dem Hauſe, wo man ſich im Sommer allabendlich verjammelte, bewegte ſich das muntere Leben, reich an Muſik und Geſang, reich an Scherz und gemeinſamer Lektüre, reich beſonders an Gäſten, die ſtets willkommen waren. Freuden außer dem Hauſe kannte Wigand gar nicht. Er ging nur einmal wöchentlich abends in ſeinen „Waſſerklub“, einen kleinen Kreis heſſiſcher Freunde.

Unter den lebenden fünf Brüdern war er der älteſte und galt als das Haupt der Familie. Einer der Brüder ſchreibt mir: „Ich meine in einem Lebensbilde Albert Wigands müſſe auch ſeiner ſtets gleichen, rührenden und beſchämenden Liebe zu uns, die ſich oft nicht nur in Rat, ſondern auch in That zeigte, Erwähnung geſchehen und deſſen, was wir ihm in jeder Hinſicht danken. Er iſt mir mehrfach, beſonders auch in kirchlichen Fragen, geweſen, was Andreas ſeinem Bruder Simon, was Philippus dem Nathanael war. Aber ſein Familiensinn erſtreckte ſich nicht nur auf die nächſten Angehörigen. Ein Hauptzug ſeines Weſens iſt ſeine Verwandtenliebe in weiteſtem Sinne. Er iſt nicht nur der Sammler von allem, was für die Wigandsche Familie von Intereſſe iſt — ihrer Geſchichte, Dokumente, aller möglicher Gedenkſtücke — der Begründer eines eigentlichen Familienarchives, ſondern auch der warme, eiſrige Pfleger der verwandtschaftlichen Bande, ſo daß ſein Haus zu aller Zeit ein Sammelpunkt aller möglichen Vettern und Waſen bis in die entlegenſten Glieder der Familie geweſen iſt. Dankerfüllt blicken wir ihm in dieſer Hinſicht nach und wiſſen, daß es ihm Gott an den Seinigen vergelten wird.“

Wigand hatte die Paſſion zu reiſen. 1844 ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Es iſt ein eigentümlicher Zug in dem Weſen des deutſchen Volkes, der ſich ſowohl in der Geſchichte jedes einzelnen als in der des geſamten Volkes ausſpricht, nämlich, daß jene treue Anhänglichkeit an den Boden des Vaterlandes, jenes tiefe Heimatsgefühl, das den übrigen Nationen fremd iſt, gepaart iſt mit einer friſchen Wanderluſt, die, weit verſchieden von einem ungeſtümen Drang ins Weite, in neue und immer neue Sphären, vielmehr vorgebildet iſt in dem Inſtinkt der ziehenden Schwalbe. Wie dieſe von einem tief gegründeten Naturtrieb zu der jährlich wiederkehrenden Zeit über das Meer zu fernern Gegenden geführt wird und nach demſelben Naturgeſetze der heimatiichen Wohnung zueilt, ſo iſt einſt das deutſche Volk, von höherem Geiſte getrieben, in den Kreuzzügen hinausgetreten in eine unbekante Ferne und hat, nachdem es dort ſein Werk vollendet und den alten Boden treu zurückgekehrt iſt, mit genügsamer Beſchränkung zur Stärkung des heimatiichen Lebens die im fremden Lande geſammelte Bereicherung der Anſchauung genoſſen; — ſo fühlt auch noch heute der Deutſche, am meiſten in der Jünglingszeit oder, wo eine ewige Jugend ſtattfindet, auch in ſpäten Lebensjahren, zuweilen einen unwiſterſteblichen Drang, ſich den beengenden Verhältniſſen des täglichen Lebens zu entreißen und ſelbſt mit frühlingsfriſchem Sinne geräſtet, den Stab hinüber zu ſetzen über die blauen Berge; er ſchaut drüben neue Berge und Flüſſe und lehrt ge-

stärkt und bereichert zurück, um seiner Heimat mit erneuter Liebe anzuhängen.“ Dieser Philosophie des Wanderns, wie sie den Jüngling damals besetzte, ist der Mann bis in sein Greisenalter hinein treu geblieben. Diese Wanderlust haben alle seine Kinder von ihm geerbt. Sobald die Vögel wiederkehrten, fingen die Reisepläne an. Die verständige Mutter senzte oft darüber, den Vater freute es in tiefster Seele. Zu Reisen, auch anderer, hatte er immer Geld. Er war eben eine der glücklichen Naturen, die immer jung bleiben. So ruhte er denn auch nicht, bis er, der trotz seiner sonst oft unpraktischen Art doch das Reisen sehr gut verstand, ganz Deutschland, die Schweiz und Oesterreich bis hinein nach Italien auf großen botanischen Reisen durchwandert und vor allem seine Kinder das Reisen gelehrt hatte. Erst ließ er sie auf regelmäßig mit ihnen unternommenen sehr anstrengenden, aber durch sein offenes Auge für Natur, Kunst und alles, was das Menschenleben angeht, höchst genuss- und lehrreichen Fußreisen durch das Hessenland, das engere Vaterland kennen lernen. Dann hat er jedes, wenigstens einmal, seine Gattin aber öfters in die Alpen gebracht, für die er in ganz besonderem Maße begeistert war. Natürlich war er auch Mitglied des Alpenklubs. Nach Lappland, Norwegen und den Pyrenäen, wohin sein Sinn stand, ist er nicht gekommen. In den letzten zwölf Jahren aber ging er jeden Herbst 8—10 Wochen in sein geliebtes Oberstdorf im Allgäu, wo er, endlich auch in einer eigenen kleinen, von ihm aufgeführten Klause, angezogen der Sechstausend-Füßler mit ihrer ganzen Alpenpracht an seinen Bakterien und logischen Schlüssen arbeitete. Oberstdorf ist Wigands zweite Heimat geworden. Wer einmal Mitte Oktober den „Herrn Professor“ als den letzten Gast aus Oberstdorf hat scheiden sehen, wie dem alten rüstigen Herrn, der gegen jeden immer so freundlich ist und für manchen Traurigen dort ein teilnehmendes Herz und eine hilfreiche Hand zeigt, hier und dort aus den Fenstern das letzte Lebewohl zugerufen und ihm am Postwagen von manchem guten Freunde noch einmal die Hand gedrückt wird, der weiß, daß da mehr als ein Gast, daß da ein Freund scheidet, aber immer aufs Wiedersehen im nächsten Jahr. 1885 hat Wigand seinen geliebten Bergen unten im Thale zum letztenmal den Hut zum Abschiede entgegengeschwenkt. Zur selben Zeit im folgenden Jahre sah man auf Wigands Grab einen Kranz von Alpenrosen, Edelweiß und Enzian. Das war der Gegenruf von Oberstdorf! —



Ueber dem Eingange zu dem botanischen Museum im botanischen Garten zu Marburg stehen in goldenen Lettern die Worte: In minimis Deus maximus (Im Kleinsten ist Gott am größten). Dieses Wort ist der Inbegriff seiner ganzen Lebenserfahrung. Sein Forschungsgebiet war nicht die unendliche Sternenwelt und nicht die weite Erde, es war die kleine unscheinbare Pflanze. Aber gerade hier, bei der mikroskopischen Betrachtung ihrer Wunder, z. B. der fast unsichtbaren Diatomeen, erschien ihm der Schöpfer aller dieser Dinge am größten. Nicht die europäische Großmacht, sondern das kleine, engbegrenzte Vaterland, wo aber Kunst und Wissenschaft gedeihen, war diesem Partikularisten vom reinsten Wasser, nicht die Welt, sondern die Kleinstadt war diesem Kleinstädter, nicht das große Konzert, sondern das einfache Volkslied war diesem Anspruchslosen das Sympathische. Nicht der selbstbewußte Mann, sondern das unschuldige Kind war diesem großen Kinde der liebste Gefährte. Das kleinste Kind war ihm immer das liebste, die Kindergeschichte die bevorzugte Anekdote. „Außer in Gottes Wort und in der Natur können wir nur im Umgang mit Kindern Leid undummer vergessen.“ Allorts erschien ihm in minimis Deus maximus.

Wie in jedem originalen Geiste, so begegneten sich auch in Wigand gewisse Gegensätze. Und er war wirklich ein originaler Mann, der feind allem Schablonenhaften und allem Uniformen selbst das Originelle liebte, sich nicht fürchtete, überall gegen den

Strom zu schwimmen und durch barocke und paradoxe Aeußerungen zuweilen mißverstanden oder in seinen manchmal etwas altfränkischen Ansichten belächelt zu werden. Streng auf die Form sehend und Freund auch einer äußeren Etifette band er sich doch nie an die Zeit und liebte über alles die zwanglose Gemüthlichkeit. Er hatte ein Herz voll Liebe gegen jedermann, seine Dienstboten und Gartenarbeiter wuchsen ihm leicht ans Herz, er war der überall Verfühnende und oft blind gegen die Fehler der Menschen und sah in seinem Idealismus gern überall Ideale. Und doch konnten bei Gelegenheit Liebe und Logik in ihm miteinander in Streit geraten und er dann wohl lieblos erscheinen. Er sagte dann wohl, daß erst das Gold der Wahrheit, dann aber das Silber der Liebe komme. Bittere Erfahrungen an Menschen, und die wurden ihm nicht erspart, schmerzten ihn, den Arglosen, doppelt, ja sie konnten ihn eine Zeitlang geradezu verstimmen. Eine Trübung des Ideals kam für ihn einer Zertrümmerung desselben gleich. Dadurch hat er sich unendlich viel Weh bereitet. Die tiefsten Schmerzen seines Lebens liegen auf diesem Gebiete. So start er in seinen Gefühlen der Liebe war, so stark war auch der Unwille des stets heikempfindenden Mannes, wenn er dem Unverstand, dem Leichtsin und Unrecht besonders in der Amtsführung begegnete. Dagegen trat er immer sehr streng auf. Aber schließlich siegte doch seine Milde, und sein glückliches Temperament ließ ihn bald vergessen, was ihm vor kurzem noch unerträglich und unvergänglich schien. Er nahm alles so schwer und so gründlich und konnte doch so leicht überwinden und freudig dreinschauen. Er war eben durch und durch Sanguiniker.

Wigand war von gesundester Konstitution. Er hätte sonst die großen und fast ununterbrochenen Arbeitsanstrengungen nicht so lange durchsetzen können. Als guter Professor legte er seine Krankheiten meist in die Osterferien. Aus Oberstorf kam er immer ganz vergügelt wieder. Allein sein Ende sollte näher sein, als es jemand, vor allem näher, als es Wigand selbst geahnt hatte.

Eine gastrische Verstimmung machte ihm im Frühling vorigen Jahres viel zu thun. Als er sich endlich erholte und seine Vorlesungen begann, war dies ein Freudentag für seine 150 Zuhörer, die den gefeierten Lehrer beim Eintritt ins Auditorium in akademischer Weise begrüßten und ihre Freude über seine Genesung stürmisch zu erkennen gaben. Dies war der letzte akademische Gruß, den Wigand empfangen hat, den anderen brachte man ihm über seinem Grabe. Acht Tage lag er. Da wurde er von einem ersten Anfall von Gehirnkrämpfen jäh daniedergerworfen. Ein Schreden und die Angst um das Leben des teuren Mannes ergriff die weitesten Kreise. Er erholte sich jedesmal langsam, bis sich dann wieder ein neuer Anfall einstellte. So ging es auf und ab bis zum Oktober.

Wigand trug sein schweres, aber meist schmerz- und angstloses Leiden mit Geduld und Ergebung; er sah seinen Tod voraus und bereitete sich. In den Zwischenzeiten seiner Erholung sah er gern Freunde und Schüler im Hause und im Garten, wohin man ihn fuhr — in den botanischen Garten ist er nie wieder gekommen —, versammelte noch einmal alle seine Kinder um sich und sprach viel von Tod und Ewigkeit, aber auch viel und ganz klar von den philosophischen Gedanken, die ihn stets beschäftigt hatten; auch konnte er noch heiter scherzen. Der Tod hatte für ihn keinen Stachel. Wie schwer auch für seine Umgebung die Stunden jener heimtückischen Anfälle waren, so ist doch der glücklich zu nennen, der die letzten Monate bei diesem Manne zubringen und ihn hören durfte. Beim Erwachen aus einer längeren Besinnungslosigkeit nahm er Abschied von seiner Gattin, ohne die er keine Minute mehr sein wollte, und seinen Kindern. Er segnete sie und seine Enkel und pries Gott mit lauter Stimme für alles, was Er ihm in seinem reichen Leben geschenkt an Seele und Leib, in Beruf und Familie, und wie alles, alles Harmonie gewesen. Ein andermal klagte er laut über den Streit in Kirche und Welt und sagte: „Ich weiß mich eins mit allen Gläubigen aller Gemeinschaften.“ — „In der Nacht der Gemeinschaft erstürmen wir Ihn.“ — „Was ist die Liebe für eine Nacht.“ — „Wie fühle ich die Kraft der Fürbitte in dieser Zeit.“

Als er sein Ende ganz nahe glaubte, rief er: „Wir haben Ihn bekant und bezeugt. Er wird sich auch zu uns bekennen und bezeugen.“ — „Gott, der mich erlöset hat, den ergreife ich und nach dem dürstet meine Seele.“ — Und wer kann die Worte der Liebe und väterlichen Fürsorge wiederholen, die er in solchen Stunden zu seinen Kindern und Freunden sprach!

Es war Herbst geworden. Im botanischen Garten fielen die Blätter; er schiedte sich zur Ruhe an. Da hat sich auch sein Direktor zur Ruhe begeben. Es war ein stiller Freitag, am 22. Oktober, da ist Albert Wigand früh 9 Uhr im Beisein seiner Frau und vier seiner Kinder sanft entschlafen. Aus der letzten mehrwöchentlichen Betäubung war er nicht wieder erwacht; den allerletzten Abschied hatte ihm sein gnädiger Gott erspart.

Und dann hat ihn der botanische Garten mit seinem letzten Schmuck umgeben. Da lag er unter unzähligen Palmen und Blumen, denen sein ganzes Leben gehört hatte, und die ferne und nahe Freunde und Gärten gesandt.

Die Nachricht von Wigands Tode verbreitete sich schnell, und die vielen Nekrologe reden von der Trauer und Teilnahme, welche die Wissenschaft, das christliche Deutschland, sein engeres Vaterland und vor allem der große Kreis seiner Schüler und Freunde empfunden. Ja, seine Liebesfaat war reich ausgegangen und hatte eine große Liebesernte gebracht. Das konnte man besonders in jener Zeit empfinden. Wigand hat viele Gegner, aber keinen Feind gehabt.

Sonntag, den 24. Oktober, nachmittags fand eine Trauerfeier von seiten der apostolischen Gemeinde im Hause statt; dann wurde Wigand von den Pfarrern der evangelischen Landeskirche begraben. So hatte er es in einem Vermächtnisse, welches er gerade ein Jahr vor seinem Tode seinem ältesten Sohne unter den Bäumen von Wilhelmshöhe übergab, bestimmt. Hierdurch, sowie daß die Geistlichen aller christlichen Gemeinschaften Marburgs seinen Sarg begleiten sollten, wollte er auch noch im Tode seine wahrhaft „katholische“ Gesinnung und die Liebe, die ihn mit allen christlichen Brüdern gleichmäßig bis zuletzt erfüllt hat, bekunden. Unter den wiederholten Klängen des dem Entschlafenen so teuren und von ihm gewünschten Siegesliedes „Jesus meine Zuversicht“ hat die Universität ihren treuen Kollegen, die Studentenschaft mit allen studentischen Ehren ihren geliebten Kommilitonen und Lehrer, die Bürgerschaft Marburgs ihren hochachteten und langjährigen Mitbürger begraben.

Eine Lobrede am Grabe sollte nicht gehalten werden. Aber außer der üblichen akademischen Rede eines Dozenten wurde mit den in jenem Vermächtnisse niedergelegten Worten von dem Geistlichen in Wigands Namen laut und öffentlich das letzte große Zeugnis dieses christlichen Naturforschers abgelegt. Es lautet: „Ich wünsche, daß an meinem Grabe das apostolische Glaubensbekenntnis gesprochen und in meinem Namen Zeugnis abgelegt werde, daß ich mit Gottes Hilfe alle Artikel desselben geglaubt habe, daß ich, obgleich mit einem kritischen Sinn ausgestattet, doch stets mit offenen Augen durch das Leben weber in meiner ganzen Lebensführung noch von seiten der Wissenschaft durch Zweifel an einem Stück dieser vollen christlichen Wahrheit angefochten worden bin, und daß ich in diesem Glauben allein eine Lösung aller Rätsel des Daseins und volle Befriedigung gefunden habe. Zwei Artikel aber sind mir besonders kern- und Brennpunkte meines inneren Lebens geworden. 1. „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.“ Ich glaube es nicht nur, sondern ich weiß es. Es ist das sicherste und wichtigste Resultat meines ernstlichen Forschens, nicht nur, daß ich überall in der Natur die Spuren Gottes, sondern daß ich auf Schritt und Tritt den Beweis des persönlichen Schöpfers gefunden habe (Röm. 1, 19—20). 2. „Ich glaube an eine heilige christliche Kirche.“ Die Einheit der Kirche beruht in der einen Taufe, durch welche alle Christen zu Kindern Gottes gemacht und zu einer Familie verbunden worden sind. . . . In dieser Gestalt (gereinigt von allem Menschlichen, gereinigt in allem Göttlichen) entspricht die Kirche dann dem göttlichen Ideale als die

Braut, welche die Verheißung hat, dem Bräutigam entgegenzugehen und seiner zu warten mit dem Sehnsuchtsrufe: Ja, komm Herr Jesu. — So entsprechen die beiden Glaubensartikel, welche vorzugsweise im Vordergrunde meines inneren Lebens stehen, gleichsam als die beiden Angelpunkte, um welche sich mein ganzes Forschen und meine innere Erfahrung bewegt, dem Anfangswort der hl. Schrift: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde; und dem Schlußwort: Und die Braut spricht: „Komm Herr Jesu!“

Auf seinem Grabe aber wird sich seinem Wunsche gemäß das Siegestreuz erheben mit den Schlußworten des Ambrosianischen Lobgesanges, welche den Inhalt des festen freundigen Christenglaubens Wigands aussprechen: „Auf Dich, Herr, habe ich gehofft, zu schauen werde ich nicht in Ewigkeit!“

P. W.





## Albrecht Dürer und die Reformation.

Von

Prof. D. G. Kolbe in Erlangen.

Noch bis vor einem Jahrzehnt etwa war es ziemlich unbestritten, daß der große Nürnberger Meister Albrecht Dürer, der aus leicht begreiflichen Gründen heute wie kaum jemals früher in aller Munde ist, ein eifriger Freund der Reformation gewesen sei. Da waren es die von Görres gegründeten historisch-politischen Blätter, die zuerst den Mut hatten, den geachtetsten deutschen Maler des Reformationszeitalters für die römische Kirche zu reklamieren. Es half nichts, daß sein trefflicher Biograph, Thausing, an der Hand der Quellen mit liebevoller Verfenkung in den Ideengang des Meisters seine religiöse und kirchliche Haltung klarstellte. Nachdem A. Reichensperger in seiner Schrift: „Ueber deutsche Kunst mit besonderer Beziehung auf Dürer“ (Köln 1876) für den Katholizismus Dürers eingetreten war, durfte Leop. Kaufmann „Zur Pflege der katholischen Wissenschaft im katholischen Deutschland“ in einer kleinen sonst sehr trefflichen Biographie (Köln 1881. 2. Aufl. Freiburg 1886) Albrecht Dürer als treuen Katholiken darstellen, der nur kurze Zeit von dem allgemeinen Strudel fortgerissen, sich alsbald eines besseren besann.

Man darf sich darüber nicht wundern. Wer den Gang der Dinge in den letzten fünfzehn Jahren verfolgt hat, weiß, daß in der nicht vereinzelt zu beobachtenden Katholisierung hervorragender Männer der Vergangenheit Methode liegt. Die Sucht, Profelhten zu machen, liegt dem modernen Katholizismus so sehr im Blute, daß er selbst die Toten zu bekehren bestrebt ist. Und dieses Bestreben ist nur die Rehrseite der nicht minder beklagenswerten Reigung, alles das, was nicht mit einem Schein des Rechts für den Katholizismus reklamiert werden kann, in den Staub zu ziehen, und was sich je und je an Verderblichem in Staat und Kirche und Volksleben gezeigt, auf Rechnung des Protestantismus zu setzen. —

Ohne Zweifel wird Dürer, der Maler, dadurch nicht größer oder kleiner, ob er nun im Papsttum verharrt oder sich Luther angeschlossen hat, auch hängt der Ruhm und die Ehre der evangelischen Kirche nicht davon ab, ob ein großer Meister mehr oder weniger dazu gehört hat. Aber es ist doch sicher von allgemeinem Interesse, zu wissen, wie ein Mann von der Größe Dürers sich zu jenen Fragen gestellt hat, zu denen eben jeder Stellung nehmen mußte, und die nicht ohne Einfluß auf sein künstlerisches Schaffen bleiben konnten.

Vediglich dies festzustellen und die Wahrheit über die vielumsuchtene Frage an den Tag zu bringen, ist das Ziel eines Schriftchens über „Dürers Stellung zur Reformation“, welches den Hüter der kleinen aber wertvollen Erlanger Kunstsammlung und ihrer Kupferstiche und Handzeichnungen, den Universitätsbibliothekar Dr. W. Zuder, zum Verfasser hat.\*) Mit großer Sorgfalt, umfassender Gelehrsamkeit und einer Kenntnis des einschlägigen Materials, wie sie nur eben jemand haben kann, der jahrelang in selbständiger Weise über Dürer geforscht hat, werden die Zeugnisse für Dürers religiöse Stellung in einer Vollständigkeit vorgeführt, daß, falls man nicht bisher Unbekanntes entdeckt, kaum noch etwas hinzuzufügen sein dürfte. Dr. Zuders Bestreben ist es, dadurch, daß er die Quellenberichte ausführlich mitteilt, den Leser selbst zu einem Urtheil zu befähigen. Es ist zu hoffen, daß die überzeugende Beweisführung alle diejenigen, die sich offene Augen erhalten haben, auch wirklich überzeugen wird. Da das Schriftchen aber seiner ganzen gelehrten Anlage nach doch mehr auf die Aufmerksamkeit der Kunstgelehrten als auf diejenige des größeren Publikums rechnen kann, wird es nicht unangebracht sein, im Anschluß daran, wenn auch in einem größeren, Nürnbergs Stellung zur Reformation überhaupt umspannenden Rahmen, den kirchlichen und religiösen Entwicklungsgang des Meisters auf den folgenden Blättern zu skizzieren.

\* \* \*

Nürnberg's Bedeutung am Ausgang des Mittelalters ist zu sehr bekannt, als daß sie eines besonderen Nachweises bedürfte. Noch heute erinnern seine gewaltigen Mauern und Zinnen mit ihren teils trotzigen, teils zierlichen Türmen, seine Prachtbauten und Höfe, die wie Wahrzeichen alter Herrlichkeit in unser modernes Leben hineintragen, an die gewaltige Macht, wie an den Reichtum und die friedsame Pflege der Kunst in der alten Reichsstadt. Da war kein Zweifel, die kleine wohlregierte Republik mit ihrem stolzen, selbstbewußten Bürgertum war mindestens im Binnenlande die erste Stadt im Reiche. Das wußte man überall, wohin ihr weitgefeierter Name drang. Und wer aus fernem Lande, etwa aus Italien, in ihre Thore kam, der staunte ob des gebiegenen Wohlstandes ihrer Bürger, der Weisheit ihres Rates, der Trefflichkeit der städtischen Einrichtungen und wußte die Zucht und Ordnung in ihren Mauern zu räumen. Und wo legte man größeren Wert auf die bürgerliche Wohlehrbarkeit und die gute Sitte? Und wo gab es eine Stadt in deutschen Landen, die größere Künstler beherbergte; wo empfand man größere Freude an der Kunst und am Schönen als in Nürnberg? Nicht minder war es bekannt, welche Förderung die Mathematik und Astronomie Nürnberger Gelehrten verdankte, und Ulrich von Hutten rühmte ihr nach, daß zuerst unter den deutschen Städten in ihr die humanistischen Studien gepflegt worden seien.

Aber auch der Mann der Kirche konnte sich ihrer freuen.

Reich war die Stadt an Kirchen und Kapellen, welche die Frömmigkeit und die Milde ihrer Bewoher erkennen ließen. Ueber dem wunderthätigen Grabe des heiligen Sebald wölbte sich die Sebalduskirche. Größer noch und stattlicher war am anderen Ufer der Pegnitz die dem heil. Laurentius gewidmete, an deren herrlichem Portal kaum einer ohne staunende Bewunderung vorübergehen kann. Auf dem Markte erhob sich die von Karl IV. gestiftete Frauenkirche mit ihren wunderlichen Formen und reichen Figuren, und nicht fern davon die Spitalkirche zum heiligen Geist, die in köstlichem Schrein die Reichskleinodien barg, etwas weiter am Spittlerthore die wohl auch in Nürnberg zunächst für die Pilger bestimmte Jakobskirche, und noch manche andere kleinere oder größere Gotteshäuser.

Wichtiger waren noch die klösterlichen Niederlassungen, deren sich die fromme Stadt erfreute. Es gab wenige, die eine gleiche Anzahl besaßen. Neben dem alten Orden

\*) Dr. W. Zuder, Dürers Stellung zur Reformation. Erlangen 1886.

der Benediktiner im Schottenkloster zu St. Egidien finden wir die Karmeliter und die strengen Kartäuser. Und während sich sonst jede Stadt mit einem Bettelkloster begnügte und höchstens deren zwei aufzuweisen hatte, hatten sich in Nürnberg alle drei Bettelorden, die Franziskaner, Dominikaner und die Augustiner-Eremiten nieder gelassen, und zu ihnen gesellten sich als weibliche Zweige derselben Richtung die Klarissinnen und die Bewohnerinnen des Katharinenklosters.

So war für die verschiedenen Richtungen des religiösen Geschmacks Sorge getragen, und wer sich überzeugen will, wie falsch die vielfach gelegte Meinung ist, als ob das kirchliche und religiöse Leben am Ausgang des Mittelalters in Auflösung begriffen gewesen sei, der braucht nur einen Blick in das Leben Nürnbergs in jener Zeit zu werfen. Freilich heimliche Gegner des Papsttums und Verächter seiner Segnungen waren wie aller Orten, zumal in Franken, auch in Nürnberg vorgekommen. Im Jahre 1332 hatte man nicht weniger als 90 Personen den Kegerprozeß gemacht, darunter dreien aus der schon damals angesehenen Familie der Tucher. Ähnliches, wenn schon in kleinerem Umfange, läßt sich auch in späterer Zeit nachweisen. Es war im Reiche nicht unbeachtet geblieben, und Johann Huf hatte es selbst gerühmt, welche Aufnahme er bei seiner Reise nach Konstanz in Nürnberg erfahren. Aber damals war er noch nicht der verurteilte Keger. Es geschah wohl in erster Linie aus Handelsinteresse, wenn die Nürnberger, was große Entrüstung hervorrief, den bösen Hussiten Pulver und Kriegsmaterial verkauften. Auffallender könnte schon sein, daß aus denselben Druckerien, welche ein gut Teil von Deutschland mit viel gerühmten kirchlichen Andachtsbüchern versorgten, unbeanstandet am Ausgange des Jahrhunderts auch waldensische Traktate hervorgingen. Auch hier wird das Interesse am Gewinn, verbunden mit einer naiven Unkenntnis seitens der geistlichen Behörden die annehmbarste Erklärung geben. Doch wäre es auch denkbar, daß bei den vielen Beziehungen zu dem nahen Böhmen hier und da auch böhmische Gedanken sich festgesetzt hatten, nur glaube man nicht, daß sie von irgend welchem Einfluß gewesen. Die Stadt war so gut römisch wie irgend eine andere. In den hergebrachten Formen bewegt sich ihr religiöses Leben. Was irgend die Eigenart desselben im ausgehenden Mittelalter bezeichnet, hat auch in Nürnberg reiche Entfaltung gefunden. Auch seine Bewohner ergriff die allgemeine Neigung der Zeit zur Wallfahrt, die fast krankhafte Sucht, in die Ferne zu ziehen, nach Jerusalem, oder zum Grabe des heiligen Jakobus nach Compostella in Spanien, nach Aachen, nach Rom. Wußte man doch, daß man dort dem Himmel näher war als sonst, daß dort Gnaden zu erwarten waren, wie sie die Heimat nimmermehr zu gewähren schien, obwohl die Nürnberger Kirchen über so vielen Ablass verfügten, daß wer ihn ganz erwarb, für Tausende von Jahren versehen war. Man rühmte die „wohlgezogene Priesterchaft“ der Stadt, aber wie anderwärts hatten auch hier die strengen Bettelmönche alsbald die eigentliche Seelsorge an sich gerissen. Da stand die eine Familie mit diesem, die andere Familie mit jenem Kloster in engster Verbindung. Und bei den frommen Vätern ging man zur Beichte, bei ihnen holte man sich Rat und sicherte sich durch Teilnahme an den von ihnen geleiteten Bruderschaften und durch fromme Stiftungen das Heil in Zeit und Ewigkeit. Und nicht wenige der wackeren Ratsherren zogen am Abend des Lebens die rauhe Kutte des Mönches an, um unter dem schützenden Gewande ein seliges Ende zu erwarten. Die neuen Heiligen, hervorgerufen durch die Not der Zeit und das wachsende religiöse Ungenügen, durch die Angst vor dem Zorn der Gottheit, den die neuen Seuchen und Plagen zu offenbaren schienen, sie wurden auch in Nürnberg mit frommer Verehrung begrüßt. Gegenüber dem zunehmenden Aberglauben, der Macht der Hexen und Dämonen hätte man ihrer gern noch mehr gehabt. Und die eigentliche Modeheilige, die neunentdeckte heilige Anna, die sich seit dem Jahre 1477 die Herzen der Gläubigen wie im Sturm eroberte, fand hier alsbald warme Verehrer und kunstreiche Hände, die ihren Kultus wie den der Maria durch Wort und Bild in den Massen verbreiteten. Und wenn es auch wahr ist,

daß die italienische Himmelskönigin unter der Hand der deutschen Maler sich mehr in das Gewand der deutschen Hausfrau und Mutter kleidet und selbst mit der Krone auf dem Haupte noch immer etwas an ihre bürgerliche Herkunft erinnert, so wurde sie dadurch doch nur menschlicher und erbarmungsreicher. Und worauf beruht in letzter Linie der Zauber, den zur Trauer jedes evangelischen Herzens der Kultus der Heiligen noch immer auf so viele deutsche nach Frieden und Erlösung ringende Gemüther ausübt? Es ist das Hineintragen der Heiligen in die Menschlichkeit und die sich darauf gründende Hoffnung, daß die Bitten der von Furcht gemarterten Seele sie leichter erreichen, daß sie milder und erbarmungsreicher seien, als der in unendlicher Ferne auf den Wolken des Himmels als König und Richter thronende Gott. Und wer durfte hoffen, ohne die Fürsprache Mariä Gnade zu finden? Ein interessantes Beispiel davon, wie man sich auch in gebildeteren Kreisen die Mitwirkung der Maria dachte, liefert ein wohl kaum in weiteren Kreisen bekanntes Bild des älteren Holbein, Epitaph eines Bürgermeisters Schwarz, jetzt im Besitz des Herrn Friz von Stetten in Augsburg, welches im letzten Sommer auf der Industrie- und Kunstausstellung in Augsburg zu sehen war. Es zeigt oben in der Mitte Gott Vater in der Gestalt eines alten Mannes, der mit sauerfüßer Miene sein Schwert in die Scheide steckt. Sein Verhalten erklären die beiden etwas weiter unten links und rechts sich erhebenden Figuren Christi und Mariä. Links sieht man Christus, aus dessen Munde die Worte hervorgehen:

„Vater, sieh an mein wunden rot,  
Hilf den Menschen aus aller Noth  
Durch meinen bittern Tod.“

Rechts die Maria, die mit einem fast trohig zu nennenden Gesicht aufschaut, auf ihre entblöhte Brust weist und sagt:

„Hier thue ein dein Schwert,  
Das du hast erzogen  
Und sieh an die Brust,  
Die dein Sohn hat gefolgen.“ —

Im Hause frommer Eltern wurde Albrecht Dürer erzogen. Gegenüber ihrer Wohnung lag das Kloster der Augustiner-Eremiten. Es konnte nicht anders sein, als daß seine ersten Eindrücke religiöse waren. Von seiner Mutter erzählt er: „Ihr häufigster Brauch war, viel in die Kirche zu gehen, und sie tadelte mich immer fleißig, wenn ich nicht gut handelte, und immer hatte sie für mich und meine Brüder große Beforgnis vor Sünde. Und ich mochte ein- oder ausgehen, so war stets ihr Sprichwort: Geh im Namen Christi! Sie gab uns beständig mit hohem Eifer heilige Ermahnungen und hatte fortwährend große Sorge um unser Seelenheil.“ — Es ist uns wenig darüber berichtet, aber es kann kaum ein Zweifel sein — was seine Zeit in religiöser Beziehung bewegte, hat auch Dürer ergriffen. Befäßen wir alle seine Aufzeichnungen, würde uns manches davon Kunde geben. Immerhin bleibt es interessant, daß auch er unter dem Banne jener großen Wunderepidemie gestanden, welche ganz Deutschland drei Jahre lang in Aufregung erhielt und die unter dem Namen der Kreuzwunder bekannt ist.

Nicht der am wenigsten hervorsteckende Zug der großen religiösen Erregung, die sich unseres Volkes um das Jahr 1500 bemächtigte, als unter den Schrecknissen der Pest und anderer Seuchen die Gnaden des römischen Jubiläums gepredigt wurden, war der, daß man an einzelnen Orten, wie ja zeitweilig auch noch heutzutage, an besonders begnadigten Personen die Wundmale Christi eingeprägt sehen wollte. Es war dies sicher nur die Folge der so beliebten Franziskanischen Devotion, vor dem Bilde des Erlösers sich so tief in das Leiden und Sterben des Gekreuzigten zu versenken, daß man sein selbst vergessend nichts mehr sah als die heiligen bluttriefenden fünf Wunden.

Aber man erfuhr noch mehr. Um Ostern 1501 verbreitete sich von Maastricht aus die Kunde, daß das Kreuz und die Marterwerkzeuge sich auf den Kleidern abzeichneten, ja man sprach sogar von einem wahren Kreuzregen, und ein gleichzeitiger Holzschnitt läßt die Kreuze und Sternchen, Geißeln und Leitern wie in einem wahren Schneegestöber herunterfallen. Was die einen gesehen, sahen, weil sie es wünschten oder fürchteten, in gläubiger Verzückung auch die anderen. Wir wissen nicht mehr, was es gewesen. Jedensfalls verbreitete sich das Kreuzwunder mit ungläublicher Schnelligkeit vom Rhein bis nach Polen, von Tirol bis zur dänischen Küste. Auch nach Nürnberg kam das Wunder, und Dürer gehörte zu den Gläubigen, denen es vergönnt war, das große Wunder auch mit eigenen Augen anzusehen. Auf einem zufällig erhaltenen Blatt seiner Aufzeichnungen, das sich im Berliner Kupferstichkabinett befindet, erzählt er: „Das größte Wunderwerk, das ich all mein Tag gesehen, ist im Jahre 1503 geschehen, als auf viele Leute Kreuze gefallen sind, sonderlich mehr auf die Kinder, denn auf andere Leute. Unter den allen habe ich eines gesehen in der Gestalt, wie ichs hernach gemacht habe; es war gefallen auf Eirers Magd, der in Birtheimers Hinterhaus wohnt, ins Hemd, ins Leinentuch. Und sie war so betrübt darüber, daß sie weinte und sehr klagte, denn sie meinte, sie müßte daran sterben.“ Und weiter unten auf demselben Blatte hat er dargestellt, was er gläubigen Sinnes gesehen, — nicht nur ein Kreuz, sondern, wenn auch etwas verschwommen, eine ganze Kreuzigungsgruppe, den Erlöser am Kreuz mit Maria und Johannes zur Seite!

Das erste größere Werk, das wir von Dürer besitzen, sind seine Darstellungen zur Offenbarung Johannis. Das war nicht zufällig. Nicht als ob, wie Theusing hauptsächlich daraus gesehen, antipäpstliche Gedanken darin sich fänden — daß auch Päpste zur Hölle fahren können, auch schon vielfach zur Hölle gefahren seien, hat man zu aller Zeit auch in gut römischen Kreisen geglaubt —, aber sie sind ein Zeichen der Stimmung der Zeit. Es ist eine merkwürdige Beobachtung, daß man allenthalben in religiös und sonstig erregten Zeiten in den Kreisen der Frommen wie der Gebüdeten zu diesem Buche griff, vielleicht deshalb, weil man, je weniger man davon verstand, um so leichter seine Hoffnungen und Wünsche hineinbringen konnte. Die dunklen Bilder der Apokalypse und sonstige Weissagungen, wie sie z. B. unter dem Namen des Methodius umliefen, die da von dem nahen Hereinbrechen großer Plagen erzählten, von einer vollständigen Umkehr aller sozialen Verhältnisse und fürchtbarer Rache an den Uebelthätern in allen Ständen, worauf dann eine neue herrliche Zeit folgen werde, waren so vollständig wie nur möglich. Der Maler konnte auf den Beifall des Publikums rechnen, wenn er sich dahinein vertiefte, um mit kühnem Griffel in gewaltigen Kompositionen der Phantasie des Beschauers neue Nahrung zu geben; und wie sehr sie ihn selbst beschäftigt hat, zeigen die Anspielungen auf Stellen in der Offenbarung in seinem Tagebuche. Ganz im Sinne der Zeit, die, wie schon erwähnt, so gern und zwar möglichst sinnlich in das Leiden des Erlösers sich vertiefte, waren auch seine Passionsbilder, noch mehr freilich, um nur dies noch zu erwähnen, sein Marienleben, deren erste und vielleicht schönste Blätter der Legende der heiligen Anna gewidmet sind und so gewiß auch ihrerseits beigetragen haben, ihren Kultus zu verbreiten. Kurz, nach allem, was wir wissen, war Albrecht Dürer so gut kirchlich wie irgend einer; auch der Besuch von Italien, wo damals so mancher Deutsche die Scheu vor dem Heiligen der Kirche verlor, hatte daran nichts geändert. Erst was von Wittenberg aus auch zu ihm drang, hat seinem religiösen Denken eine andere Richtung gegeben.

Unter allen Klöstern Nürnbergs erfreute sich gegen das Ende des 15. Jahrhunderts keines größerer Verehrung, besonders unter den Gebildeteren und Vornehmen, als das der Augustiner-Eremiten. Es war noch nicht lange her, seit sie sich, nicht ohne Mit-

wirkung des Rats, reformiert hatten, d. h. zur alten Ordensstrenge, wie sie die Regel und die Satzungen des Ordens vorschrieben, zurückgekehrt waren. Damals schlossen sie sich auch der sächsischen Kongregation an, die seit dem Jahre 1503 unter dem Generalvikar Joh. v. Staupitz stand, der jedermann als Freund und Berater Luthers bekannt ist. Mit Eifersucht achtete der Rat darauf, daß die Klosterreformation erhalten blieb. Aber die schwarzen Brüder sorgten schon selbst dafür. Der Nürnberger Chronist Sigmund Meisterlein sagt von ihnen: „Ein großer Konvent abgechiedener, andächtiger und ruhiger Väter, die man gar selten auf der Gassen sieht; sie warten ihres Gebets.“ Man hat vielfach geglaubt, daß Luthers Ordensgenossen schon deshalb, weil sie sich nach dem heiligen Augustin nannten, eine evangelischere Richtung verfolgt hätten. Eher könnte man das Gegenteil behaupten. Die Augustiner-Eremiten waren die eifrigsten Verfechter päpstlicher Allgewalt, die mutigsten Verkünder der päpstlichsten Ablassé. Wie bei den Franziskanern gipfelt ihr Kultus in einer glühenden Verehrung der heiligen Jungfrau. Ihr Bildnis mußte im Kapitelsaale eines jeden Klosters sich finden. Wurde ein Novize eingeleidet, so wurde ihm bedeutet, daß er das weiße Untergewand zu Ehren der allerreinsten Jungfrau zu tragen habe. Im Kampfe um die viel umstrittene Lehre von der unbesleckten Empfängnis Mariens, die erst Pius IX. zu dogmatifizieren gewagt hat, sowie um die neue Andacht zur heiligen Anna standen sie unter den Vordenkern. Mit dem Rufe: „Hilf, liebe St. Anna, ich will ein Mönch werden“, hat Luther den Mönchsstand gelobt. Allenthalben schätzte man die Augustiner als Seelsorger, als Pfleger der Bruderschaften zur Verehrung der Heiligen, die in jener Zeit einen neuen Aufschwung nahmen, nicht minder als Prediger. Man darf sagen, gegen Ende des Jahrhunderts waren sie in verschiedenen Städten die gefeiertsten Prediger, in Nürnberg zuzeiten die Prediger überhaupt. Darauf legte der Orden selbst Wert und sorgte dafür, daß immer tüchtige Predigtkräfte vorhanden waren. Keiner aber war beliebter als der Ordensvikar selbst, Johann von Staupitz, der seine, fromme und doch auch weltgewandte Mann, der überall den rechten Ton zu finden wußte, in der Zelle des rohen, ungebildeten Mönches wie bei den humanistisch gebildeten Patriziern. Mit seiner Predigtweise, die, ohne gerade gegen die herkömmlichen Andachtsübungen zu kämpfen, doch die Frömmigkeit seiner Zuhörer zu verinnerlichen, sie zu „einer rechten wahren Reu und Buß“ und zum Verzweifeln an den eigenen Werken zu bringen suchte, hatte er es den Nürnbergern geradezu angethan. So berichtet wenigstens sein früherer Kollege, Christoph Scheurl, der damalige Ratskonsulent der Stadt. Wenn er predigte, wollte man von einem anderen Prediger nichts wissen, und es zeugt gewiß von einem tiefgehenden Heilsbedürfnisse, wenn Staupitz' Predigten über einen Lehrpunkt, der niemals weder früher noch später populär geworden ist, über die Lehre von der Prädestination, die er in der Adventszeit des Jahres 1517 in den strengsten Formeln Augustins zum Vortrag brachte, solchen Anklang fanden, daß die Freunde sich versankt fanden, ihren Vortragsgehalt alsbald in lateinischer und deutscher Sprache herauszugeben. Und seine ganze Persönlichkeit, seine tiefinnige, gerade damals an der mittelalterlichen Mystik sich erwärmende Frömmigkeit, die sich in seinem Traktat „von der Nachsolgung des willigen Sterbens Christi“, und noch schöner in dem Büchlein „von der Liebe Gottes“ ausdrückt, muß in der That einen eigenartigen Zauber ausgeübt haben. Was irgend Rang und Namen hatte, drängte sich an ihn heran, wollte um ihn sein und seinen Gesprächen lauschen, die man sogar des Nachschreibens für wert hielt. Keinem, schreibt Scheurl, sei, so lange er in Nürnberg weile, so viel Ehre von der ganzen Stadt zum Ruhme des gesamten Ordens zu teil geworden als ihm. Darin weitesterten die Lucher, die Ebner, Kugel, Hieronymus Holzschuher, dessen markige Züge in dem weltbekanntesten, jetzt in Berlin befindlichen Gemälde Dürer der Nachwelt überlieferte, Lazarus Spengler und endlich Albrecht Dürer selbst, der deutsche Apelles. Von früh auf mochte er, wie schon bemerkt, Beziehung zu den schwarzen Mönchen haben, die Verehrung für Staupitz war ein neues Band, das ihn mit jenen Männern verknüpfte. Und irren

wir nicht, so hat Dürer ganz besondere Neigung für ihn gehabt. Staupitz hatte Scheurl gebeten, ihn über die öffentlichen Verhältnisse Nürnbergs, seine Verwaltung u. s. w. zu belehren. In einer daraufhin geschriebenen Darstellung der städtischen Verfassung, die noch heute eine wichtige Quelle ist, spricht Scheurl die Hoffnung aus, Staupitz werde die „ungeschliffene“, in zehn Stunden hingeworfene Arbeit nicht verächtlich, wenn sie sich auch freilich nicht mit den Geschenken eines Albrecht Dürer vergleichen ließe, wie er sie ihm „teglich auf das rainist und zirlischt aufgezupft überantwortet“.

Man sprach in Nürnberg gerabezu von einer „Staupitzgesellschaft“ (sodalitas Staupiciana), die auch, als der Ordensvitar wieder fortgezogen und Wenzeslaus Vink in seinem Sinne predigte, zusammenhielt.

Wie vielgestaltig das geistige Leben in Nürnberg war, wie viele neue Zeitung gerade dort eintief, um von da aus ins Reich getragen zu werden, und den Gemütern immer neue Anregung gab, so will es doch scheinen, als ob das religiöse Interesse schon damals im Vordergrunde gestanden hätte. Bei den nahen Beziehungen des Klosters zur Wittenberger Hochschule, der freundschaftlichen Verbindung des Staupitz und Vink mit Luther, war auch des letzteren Name schon früh in aller Munde. Und Dürer scheint einer der ersten gewesen zu sein, der ihm seine Verehrung ausdrückte. Schon am 5. März 1518 läßt Luther „dem ausgezeichneten Manne Albrecht Dürer“ seinen wärmsten Dank für ein ihm übersandtes Geschenk, wahrscheinlich Holzschnitte oder Kupferstiche, aussprechen. Und ein Jahr später, am 10. April 1519, schreibt Scheurl in einem Briefe an Nikolas von Amsdorf, daß besonders Dürer jenen bitten ließe, womöglich Luthers Schrift „von der Buße“ ins Deutsche zu übersetzen.

Aber auch schon ehe Luthers Abkathesen ausgegangen waren, wußte man in Nürnberg, daß er die Briefe „des Mannes von Tarsus“ in wunderbarer Weise anlege, und in diesen Kreisen sprach man zuerst von Staupitz und Luthers Bestrebungen als von einer Wiederherstellung „der Theologie Christi“, und regte schon die Frage an, ob es wohl auch erlaubt sein werde, ohne Aristoteles und Plato ein Theologe zu sein. Betonte man hiernach zunächst noch mehr das Neue der Methode, so währte es doch nicht lange, bis man tiefer sah. Im Jahre 1519 schrieb der treffliche Lazarus Spengler seine „Schutzbred und christliche Antwort eines ehrbaren Liebhabers christlicher Wahrheit“ und erklärte es darin als seine Ueberzeugung, daß der allmächtige Gott „Doktor Luther als einen Daniel im Volk erweckt habe, uns die Augen unserer Blindheit zu eröffnen, die Eckrupel und unruhigen Gewissen, die auf ihre Werke mehr denn auf die Gnade bauen, durch die heilige Schrift zu verschrecken und den rechten, ordentlichen Weg zu Christo als der Grundfeste alles unseres Heils zu verweisen“. Und ebenso dachte Dürer. Wenige Wochen nach dem Erscheinen jenes Schriftchens, das einen reizenden Absatz fand, schickte ihm Friedrich der Weise durch seinen Geheimsekretär, den bekannten Freund Luthers, Georg Spalatin, mehrere „püchlein Luteri“. Hoherfrent darüber bittet er in seinem Danhschreiben an Spalatin, „Ew. Erwidr wollt seiner kurfürstlichen Gnaden meine unterthänige Dankbarkeit nach dem höchsten anzeigen und seine kurfürstliche Gnaden in aller Unterthänigkeit bitten, daß er ihm den löblichen Doktor Martin Luther befohlen laß sein, um christlicher Wahrheit wegen, daran uns mehr liegt, denn an allem Reichthum und Gewalt dieser Welt, das dann alles mit der Zeit vergeht, allein die Wahrheit bleibt ewig, und hilft mir Gott, daß ich zu Doktor Martinus Luther komme, so will ich ihn mit Fleiß konterseyen und in Kupfer stechen, zu einem langen Gedächtnis des christlichen Mannes, der mir aus großen Kengiten geholfen hat, und ich bitt Ew. W., wo Doktor Martinus etwas Neues macht, das deutsch ist, wollt mirs um mein Geld zusenden.“

Hiernach hatten die Nürnberger Freunde alle Berechtigung, sich gute Martinianer zu nennen, und es ist ein thörichtes Unterfangen, die Bedeutung jener doch wahrhaftig klaren Auslassungen dadurch abschwächen zu wollen, daß sich nachweisen läßt, daß Dürer in der ersten Hälfte des Jahres 1520 sich noch an einer Wallfahrt nach Bierzehn-

heiligen beteiligte. Wer zog damals schon unter denen, die Luthers Predigt zujubelten, alle Konsequenzen? Wenn man bedenkt, daß Luther sicher damals noch die römische Messe gelehen hat, wird man sich über Dürers Ehm nicht wundern.

Im Juni 1520 trat Dürer seine große Reise nach den Niederlanden an. Ihn begleitete wohl das kleine Schriftchen, das ihm Lazarus Spengler kurz vorher gewidmet hatte: „Ermahnung und Unterweisung zu einem tugendhaften Wandel“, wo sich auf dem ersten Blatt der Vers findet:

„Lied Gott, denn er dein Schöpfer ist,  
Und er ewig, du tödlich bist.  
Bei dem wilst gott, der im vertraut,  
Und der in seine werdt nit pauet.“

Wie viel Neues und Beachtenswertes ihm auch auf der langen Reise entgegentrat, die große Frage der Zeit ging ihm nicht aus dem Kopf. Mehrfach notiert er den Aukauf von Schriften Luthers oder über ihn, die er auch selbst wieder verschenkt. Bei der falschen Kunde, die ihn in Antwerpen erreichte, daß man Luther verräterisch gefangen genommen, ja wahrscheinlich getötet habe, gerät er in die größte Aufregung, und während sein Tagebuch sonst nur trockne Notizen aufweist, bricht er hier in eine rührende Totenklage über Luther aus, die zugleich den ganzen Mannesmut gegenüber seinen Verfolgern erkennen läßt: „Lebt er noch oder haben sie ihn gemordet, das ich nicht weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen, und um das er gestraft hat das unchristliche Papsttum, das da strebt wider Christi Freilassung mit seiner großen Beschwerung der menschlichen Geseze, und anch darun, daß wir unseres Bluts und Schweiß also beraubt und ausgezogen werden und dasselbe so schändlich von müßig gehenden Volk lästerlich verzehret wird, und die durstigen tranken Menschen darun Hungers sterben. Und sonderlich ist mir noch das Schwerste, daß uns Gott vielleicht noch unter ihrer falschen, blinden Lehre will lassen bleiben, die doch die Menschen, die sie Väter nennen, erdichtet und aufgesetzt haben, dadurch uns das köstlich Wort an viel Enden fälschlich ausgelegt oder für gar nichts gehalten. Ach Gott im Himmel, erbarme dich unser. O Herr Jesu Christe, bitt für dein Volk, erlöse uns zur rechten Zeit, behalte uns in dem rechten wahren christlichen Glauben, versammle deine weitzerrenten Schafe durch deine Stimme, in der Schrift dein göttlich Wort genannt, hilf uns, daß wir dieselbe deine Stimme kennen und keinem andern Schwiegel (= Klönton, Loctru), der Menschen Bahn, nachfolgen, auf daß wir, Herr Jesu Christe, nicht von dir weichen, rufe den Schafeu deiner Weide, derer noch ein Teil in der römischen Kirche erkunden werden, mit samt den Indianern, Moskowitern, Russen, Griechen wieder zusammen, die durch Beschwerung und Weiz der Päpste, durch heiligen falschen Schein getrennt sind worden. Ach Gott, erlös dein armes Volk, das da durch große Strafen und Gebote gezwungen wird, deren es keines gerne thut, darans es stetig sündigen muß in seinem Gewissen, wenn es sie übertritt. O Gott, nun hast du mit Menschengejetzen nie ein Volk also gräßlich beschwert, als uns arme nuter dem römischen Stuhl, die wir täglich durch dein Blut erlöste freie Christen sein sollen. O höchster himmlischer Vater, geuß in unser Herz durch deinen Sohn Jesum Christum ein solch Licht, dabei wir erkennen, zu welchen Voten wir zu halten geboten sind, auf daß wir die andern Beschwernisse mit gutem Gewissen fahren lassen, und dir ewiger himmlischer Vater, mit freudigem, fröhlichem Herzen dienen mögen. Und so wie diesen Mann, der da klarer geschrieben hat, als wie einer in 140 Jahren gelebt, dem du einen solchen evangelischen Geist gegeben hast, bitten wir dich, o himmlischer Vater, daß du deinen heiligen Geist gebest einem, der da deine heilige christliche Kirche allenthalben wieder versammle, auf daß wir allein und christlich wieder leben, daß aus unseren guten Werken alle Ungläubige, als Türken, Heiden, Calacanten (Hindus) zu uns selbst begehren und christlichen Glauben annehmen. Aber Herr, du willst, ehe du richtest, wie dein Sohn Jesus Christus von den Priestern sterben mußte und vom Tod erstehen und danach gen Himmel fahren, daß es auch also gleich-



förmig ergeht deinem Nachfolger Martino Luther, den der Papst mit seinem Geld ver-  
räterisch wider Gott um sein Leben bringt, den wirst du erquiden. Und wie du da-  
nach, mein Herr, verhängst, daß Jerusalem darum zerstört ward, also wirst du auch  
diese eigne angenommene Gewalt des römischen Stuhls zerstören. Ach Herr, gib uns  
danach das neu gezierte Jerusalem, das vom Himmel herabsteigt, davon die Offenbarung  
schreibt, das heiligste Evangelium, das da mit menschlicher Lehr verdunkelt sei. Darum  
sehe ein Zeglicher, der da Martin Luthers Bücher liest, wie seine Lehre so klar durch-  
sichtig ist, so er dies heilig Evangelium fährt, darum sind sie in großen Ehren zu  
halten, und nicht zu verbrennen, es wäre denn, daß man sein Widerpart, die allezeit  
die Wahrheit niedersechten, ins Feuer werfe mit allen ihren Opinionsen, die da  
aus Menschen Götter machen wollen, aber doch daß man wieder lutherische  
Bücher gedruckt hätte. O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfort das heilige Evan-  
gelium so klar vortragen, ach Gott, was hätte er uns noch in 10 oder 20 Jahren  
schreiben mögen. O ihr alle fromme Christenmenschen, helft mir fleißig bitten und  
beweinen diesen gottgeistigen Menschen und ihn bitten, daß er uns einen anderen  
erleuchteten Mann sende." Und hieran knüpft Dürer eine Aufforderung an Erasmus,  
hervorzutreten, sich hören zu lassen, „so werden der Hölles Pforten, der römische  
Stuhl, wie Christus sagt, nichts wider dich vermögen“, und schließt endlich, indem  
er schreibt: „O ihr Christenmenschen, bittet Gott um Hilfe, denn sein Urteil naht  
und seine Gerechtigkeit wird offenbar, dann werden wir sehen das unschuldige  
Blut, das der Papst, die Pfaffen und die Mönche vergossen, gerichtet und  
verdammte haben. Apokal. (6, 9—11): Das sind die Erschlagenen, unter dem Altar  
Gottes liegend, und schreuen um Rache, darauf die Stimme Gottes antwortet, erwartet  
die vollkommene Zahl der unschuldigen Erschlagenen, dann will ich richten.“

Ueberieht man diese fertigen Äußerungen, die in dieser Ausführlichkeit mitge-  
teilt werden mußten, so muß man erstaunt sein, wie weit Dürer in seinem evangelischen  
Standpunkt gekommen. Das sind keine Allerechtsphrasen, wie sie etwa bei der Unzu-  
friedenheit über die römische Mißwirtschaft mit allem ihrem Gefolge auch anderwärts  
unter dem frischen freien Aufschwunge der letzten Jahre auch bei solchen zu finden  
waren, die dem religiösen und kirchlichen Leben innerlich fern standen. Vergleicht man  
diese Tagebuchstelle mit Luthers Schriften aus den letzten Jahren, so ist man über-  
rascht, wie tief sich der Nürnberger Meister in Luthers Ideengang hineingelehrt hat,  
fast bis zur Identifizierung des Papsttums mit dem Antichrist; wenigstens stellt er den  
„römischen“ Stuhl schon den Pforten der Hölle gleich und erwartet seine Zerstörung.  
Er kennt den letzten Grund all des vorhandenen Unheils, die Verkehrung und Ver-  
fälschung des Evangeliums durch Menschenlehre und die Knechtung der durch Christi  
Freilassung Befreiten unter die, welche allezeit wider die Freiheit sechten und „die dann  
aus Menschen Götter machen wollen“. Er durchschaut die Unrechtmäßigkeit des Papst-  
tums, das Heidenische der Heiligenverehrung und hat mit den Heiligen, als Vermitt-  
lern des Heils, derartig gebrochen, wie vielleicht damals noch wenige. Aber  
noch mehr: in so spezielle Gedanken Luthers, daß man sich um die Griechen  
kummern müsse, daß auch für sie die Kirche Christi sei, hat er sich vertieft und spinnt  
den Gedanken weiter aus und wird zum unbewußten und leider auch unverstandenen  
Proppheten einer missionierenden Zeit, indem er die Hoffnung ausspricht, daß „aus  
unseren guten Werken alle Ungläubige zu uns selbst begehren und christlichen Glauben  
annehmen“. Dem gegenüber nimmt es sich freilich höchst wunderbar an, wenn man  
aus der Erwähnung der „guten Werke“ noch Dürers gut katholischen Standpunkt retten  
will, während es doch keines Beweises bedarf, daß Dürer bei der ganzen Stelle  
1. Petr. 2, 12 in Gedanken hat: „Und führet einen guten Wandel unter den Heiden,  
auf daß die, so von euch aßerreden als von Uebelthätern, eure guten Werke sehen und  
Gott preisen, wenn es nun an den Tag kommen wird.“ —

Als Dürer nach langer Abwesenheit wieder in seine Vaterstadt kam, hatte sich

dajelbst manches geändert. Die Stürme des Jahres 1520 hatten auch in seinem Freundeskreise manche Verwirrung angerichtet. Seine besten Freunde, Wilibald Pirtheimer und Lazarus Spengler, hatte zugleich mit Luther der päpstliche Bannstrahl getroffen. Das war das Werk Johann Eds von Ingolstadt, der sich die günstige Gelegenheit nicht hatte entgehen lassen, auf diese Weise an den Gegnern, deren Satire ihm freilich übel mitgespielt hatte, Rache zu nehmen. Die Sache stellte sich mit ihren zu erwartenden Folgen doch eruster dar, als man sie anfangs nehmen wollte. Es gab lange Verhandlungen, die endlich dazu führten, daß beide sich beugten, wenigstens äußerlich. Und Lazarus Spengler, der als Gesandter des Nürnberger Rats auf dem Reichstag zu Worms gewesen, dort seinen Frieden mit dem päpstlichen Legaten gemacht, aber auch Luthers glaubensfrendiges Auftreten in die Heimat berichtet hatte, kam wohl noch als besserer Lutheraner zurück, als er fortgegangen. Fortan wurde er je länger je mehr der eifrigste Förderer der evangelischen Bewegung im Räte der Stadt.

Sie war nicht mehr anzuhalten, auch wenn der Rat eine schärfere Bekämpfung derselben versucht hätte, als er unter dem Drucke der öffentlichen Meinung für gut fand. Das Wormser Edikt, das Luther und seine Anhänger in die Acht erklärte und seine Bücher dem Feuer preisgab, fand hier ebenso wenig wirkliche Beachtung, wie anderswo; zwar hatte es der Rat im Oktober 1521 anschlagten lassen, aber niemand kümmerte sich darum. War schon von je das geistige Leben in der Stadt in besonderem Maße entwickelt gewesen, so hatte es unter dem Einfluß der Lutherischen Frage in den letzten Jahren noch einen neuen Aufschwung genommen. Kaum dürfte es eine andere Stadt in Deutschland gegeben haben, wo ein empfänglicherer Boden für die neu erwachsende Litteratur war, als Nürnberg. Hier fanden die Lutherischen Büchlein, wie die in fast unüberschaubarer Menge hervorsprühenden Flugschriften schnellen Absatz. Hier wurde auch nach der Sitte der Zeit fleißig nachgedruckt. Indessen auch selbständig behandelte man die schwebenden Fragen; auch Laien, Männer aus dem Volk, wie der Tuchmacher Apel, der Maler Greiffenberg, und vor allem Hans Sachs der Schuhmacher griffen zur Feder, um für das Evangelium und das Recht der christlichen Freiheit einzutreten. Einer nach dem andern unter den Geistlichen der Stadt wandte sich dem Evangelium zu. Die Predigt desselben, in der sich besonders Andreas Pfander, seit Frühjahr 1522 Prediger an der Lorenzkirche, hervorthat, war nicht mehr zu unterdrücken. Der Bischof von Bamberg war machtlos, der Rat mußte sich darauf beschränken, größeren Exzessen zu wehren, zu denen wie begreiflich auch hier einzelne unter den ausgetretenen Mönchen im Hochgefühl der neu gewonnenen Freiheit sich hinreißen ließen. Aber die dem Kloster Entflohenen etwa mit Gewalt wieder zurückzuführen, welches Ansuchen man hie und da an die weltliche Obrigkeit stellte, dazu gab man sich doch nicht mehr her. „Man könne keinen Nutzen davon sehen, sondern vielmehr Nachteil,“ war die Antwort.

Die Anwesenheit des Reichsregiments, dann des Reichstags, der im Frühjahr und erst recht im Herbst 1522 so viele Gegner Luthers in die Stadt führte, sogar einen päpstlichen Legaten, Chierogaten, und Ferdinand, den Bruder des Kaisers, machte die Lage zuzeiten bedrohlich. Die Rücksicht auf den letzteren veranlaßte den Rat am 29. Oktober 1522, „aus beweglichen Ursachen“ den Verkauf aller Bilder und Bücher Luthers zu verbieten. Aber obwohl drei Knechte den Auftrag erhielten, allwöchentlich einmal in den Buchläden nachzuspüren, war der Erfolg nicht eben groß. Am 11. Dezember nahm Ferdinand von neuem Anlaß, sich darüber zu beschweren, daß in dieser Stadt die lutherischen Bücher „zu übermäßig gehegt, auch wissentlich feilgehabt und verkauft würden, päpstlicher Heiligkeit und römischer kaiserlicher Majestät zu Schmach und Verachtung ihrer ausgegangenen Mandate“. Von neuem wurden darauf strenge Befehle an die Buchführer erlassen. Das war das Höchste, was der Rat zu thun vermochte, denn schon gährte es in der Stadt. Die Bewegung wuchs, als der Legat unflug genug am 3. Januar 1523 an den Rat das Ansuchen stellte, vier Prediger,

darunter Osiander, wegen ihrer antipäpstlichen Predigt gefangen zu setzen und nach Rom zur Verantwortung zu schicken. Indessen der Rat wußte, wie weit er gehen durfte. Er war überzeugt, daß eine Verhaftung jener Prediger sicher zum Ansehru in der Gemeinde führen würde, und beschloß, im Falle einer der Fürsten es wagen sollte, sie gefangen zu nehmen, dann mit seinen Anrechten ihre Befreiung zu erzwingen. Er müsse, so begründete er seinen Entschluß, mit seinen Unterthanen und Bürgern haushalten, während die Fürsten bald davon gingen. Und die Kunde von dem Vorgefallenen erhöhte natürlich die Unruhe in der Stadt, zumal jene Prediger sich gemüßigt sahen, nun erst recht gegen die päpstliche Tyrannei zu predigen. „Es ist ein groß Murren in der Stadt, will nicht raten, daß man einen gefänglich annehme,“ schrieb der sächsische Gesandte an Kurfürst Friedrich. Und Wilsbald Pirkeimer berichtete an Erasmus, daß der Legat sich solche Verachtung zugezogen, daß er kaum wagen dürfte, sich auf der Straße zu zeigen, und der Rat die Wachen habe verstärken müssen. Unter diesen Eindrücken war es, daß Ferdinand an seinen kaiserlichen Bruder schrieb: „Die Lehre Luthers ist im ganzen Reiche so eingewurzelt, daß unter tausend Personen heute nicht eine davon ganz frei ist.“

Ohne daß den mutigen Predigern ein Haar gekrümmt worden wäre, ging der Reichstag auseinander. Indem man in der Hauptsache auf ein Konzil verwies, als auf den einzig möglichen Ausweg zur Beilegung der Irrungen, und im übrigen verfügte, daß nur das heilige Evangelium und bewährte Schrift nach echtem christlichen Verstand gelehrt werden sollte, gewährte man den Evangelischen sicher mehr, als man beabsichtigt hatte. Das zeigte sich auch sogleich in Nürnberg. Es war zunächst nur aus Sorge um Aufrechterhaltung der Ruhe, wenn der Rat gebot, gewisse Zeremonien, die durch die evangelische Predigt schon allzu sehr in Verachtung gekommen waren und deren Vornahme leicht zur öffentlichen Verspottung hätte führen können, einstweilen zu unterlassen. Damit waren sie thatächlich abgeschafft. Anderes folgte bald nach. Auf die Bitte der beiden Bröpste zu Sebald und Lorenz, mit Genehmigung des Rates das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilen zu dürfen, hatte der Rat die Rücksicht auf das Reichsregiment vorgezogen. Da that der Augustinerprior Volprecht ohne Erlaubnis, was ihm recht dünkte, und begann im kleinen Kreise das Abendmahl nach Christi Einsetzung zu feiern.

Doch ist es nicht dieses Ortes, die Einzelheiten zu verfolgen. Auch die Anwesenheit eines zweiten päpstlichen Legaten, Lorenz Campeggi, auf dem zweiten Nürnberger Reichstage und seine bittere Klage über ihren Abfall vermochte nicht die Stadt von ihrer evangelischen Gesinnung abzubringen. Noch während er in der Stadt war, schritt jetzt in der Karwoche 1524 der Augustinerprior Volprecht dazu, öffentlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszuteilen, und wie groß das Verlangen danach war, ergibt die Nachricht, daß 3—4000 Menschen daran teilgenommen hätten. Damit war das Größte geschehen, unwiderstlich fiel die römische Messe. Anderes ergab sich dann wie von selbst, und noch ehe man in Wittenberg so weit gekommen war, verfaßte man eine (vor kurzem wieder aufgefundenene) Gottesdienstordnung, nach der der Gottesdienst das erste Mal am 5. Juni 1524 abgehalten wurde. Wie viele Kämpfe hiernach auch noch folgten, besonders auch hinsichtlich der Klöster, an deren Bestehen so manche Familie hing, thatächlich war hierdurch die Reformation eingeführt, wenn auch der Rat selber sich erst ein Jahr später offen dazu bekannte.

Welchen Anteil nun Dürer etwa an den erzählten Vorgängen hatte, oder wenigstens nahm, ist uns leider nicht berichtet. Gerade aus jener Zeit sind uns aus dem Nürnberger Kreise verhältnismäßig wenig briefliche Nachrichten erhalten, doch immer genug, um einen Schluß auf Dürers Stellung zu gestatten. Wenn der Meister am 5. Dezember 1523 in einem Briefe nach Zürich ausdrücklich Ulrich Zwingli grüßen läßt und neben Lazarus Spengler und den evangelischen Predigern Osiander und Thomas Venetorius am 9. September 1524 von Capito, dem Straßburger Reformator, einen

Gruß empfängt, wenn ferner ein in Antwerpen gewonnener Freund, der dortige Rathschreiber Cornelius Grapheus, ihm von der in Antwerpen sich täglich erneuernden Verfolgung des Evangeliums schreibt und auf seine Teilnahme rechnet, so wird kein Einsichtiger meinen, daß er auf Seite der Ungläubigen gestanden habe.

Und daß er die früher beobachtete Schärfe gegen die, „welche die Menschen zu Göttern machen“, nicht aufgegeben, zeigt eine drastische Aeußerung aus dem Jahre 1523, auf die Dr. Zuder mit Recht großes Gewicht legt. Sie steht in Beziehung zu gewissen Vorgängen in Regensburg, die viel von sich reden machten.

Dort hatte die seit lange gegen die zahlreiche Judenschaft erbitterte Bürgerschaft unter Führung des Rates und der Priester die Zeit nach dem Tode Kaiser Maximilians, der bisher seine schützende Hand über seine „Kammerknechte“ gehalten, dazu benutzt, die ganze Judengemeinde aus der Stadt zu treiben. Um ihre Wiederkehr nach Möglichkeit zu hindern, beschloß man, die Judenstadt und ihre Synagoge niederzureißen und möglichst schnell an Stelle der letzteren zur Sicherung des entweihten Platzes „der schönen Maria“ eine Kapelle zu bauen. Im Fanatismus verfuhr man beim Abreißen, an dem sich alle Stände auch Frauen und Jungfrauen beteiligten, so hitzig, daß ein Steinmetzmeister unter dem einstürzenden Gewölbe verschüttet und wie tot hinweg getragen wurde. Am nächsten Morgen erschien er jedoch wieder bei der heiligen Arbeit und erklärte seine Rettung damit, daß er im Fallen die schöne Maria angerufen habe, die auch erschienen sei und ihn in ihre Arme aufgenommen habe. Das war der Anfang einer Reihe von Wundern, die ungezählte Mengen von Gläubigen in die Stadt und zur Wunderstelle führten. Und ihre Zahl wuchs, als man in allerkürzester Frist eine hölzerne Kapelle erbaute, eine Säule mit dem Bilde der schönen Maria darin aufstellte, und die Regensburger Volksdichtung in einer Reihe uns noch erhaltener Lieder die Unthaten der Juden und die Wunder der Maria besang. Da heißt es u. a.:

Ein gotshans well wir pawen  
Wol auf den Judenplan,  
Groß wunder duet man schawen,  
Kind, weib und auch die man,  
Die habens wol vernommen,  
Blind, lamen und die trummen  
Wie sie all daher kummen,  
Grüßen Maria rein,  
Iz liebes kindelein.

Groß gnad ist uns herkummen,  
Das ist uns wol beseant,  
Ein plinter hats vernommen  
So wail in fremdden land,  
Gen Regensburg deil er ziehen  
Zu der schönen Maria stiehen  
Er gieng auf seinen Inhen  
Um die capell so schön,  
Das sach manlicher man.

Treimal er das verprachte  
Mit großer andacht sein,  
Bald er sich aufmachte,  
Gheng in die capell ein;  
Maria deil er grüßen  
Mit schönen worten süßen,  
Got tieß sein gnad herstiehen  
Wol zu derselben stund,  
Dah er gesehen kund u. s. w.

Nach zuverlässigen Berichten umlagerten die Gläubigen zu Tausenden die Bildsäule und die kleine Kapelle. Und da die Pilger überreiche Opfer brachten, keine der umliegenden Gemeinden in die Stadt kam, ohne zum wenigsten eine „viertelzentnerschwere Wandelkerze der schönen Maria darzubringen“, — sie waren zum Teil so groß, daß laut Rechnung eine Leiter von 12 Stufen angeschafft werden mußte, um sie nur anzünden zu können, — so wurde das Unwesen von Rat und Priesterschaft nur zu gern gesehen, und stieg die abgöttische Verehrung zu selten dagewesener Höhe. Wie im Lied feierte man dieselbe auch im Bild. Ein Holzschnitt, der Altdorffer zugeschrieben wird, zeigt uns die kleine hölzerne Kapelle und vor ihr die Mariensäule. „An der Thüre des Kirchleins drängen sich die Gläubigen in dichter Menge, während

eine äußerst zahlreiche Prozession von Landleuten (mit einer Knieferze) eben um die Kirche einen Umgang hält. Andere haben sich in der Nähe der Statue niedergeworfen und umfassen den runden Sockel derselben, indem sie die Maria in geradezu fanatischer Weise um Hilfe anflehen.“

Ein solcher Holzschnitt kam nun auch in Dürers Hände, und der Meister konnte nicht umhin, seinem Absehen vor dem darauf dargestellten Marienkultus dadurch Ausdruck zu geben, daß er darunter schrieb:

„1523. Dies Gespenst hat sich wider die heilige Schrift erhoben zu Regensburg und ist vom Bischof verhängt worden, zeitlichen Nutzes halben nicht abgestellt worden. Gott helf uns, daß wir seine werthe Mutter nicht also unehren, sondern (sie ehren) in Christo Jesu. Amen.“

Diese Aeußerung dürfte deutlich genug sein, und es hat sehr viel für sich, was Dr. Zuder vermutet, daß nämlich die letzte Bemerkung — Gott helf uns, daß wir seine Mutter nicht also unehren, sondern (sie ehren) in Christo Jesu — ein Nachklang aus einer im Sommer 1523 erschienenen Schrift Zwinglis (Usslegen und Gründ der Schlußreden) ist, von der nicht weniger als 300 Exemplare nach Nürnberg geschickt wurden.

(Schluß folgt.)



## Massaua.

Von

Karl von Bruch.

Als Italien sich am 5. Februar 1885 in überraschender Weise in Massaua, einem kleinen Inselort an der Ostküste des Roten Meeres, festsetzte, schenkte man dem in Europa nicht allzu viel Beachtung. Man fragte wohl, durch welche Gründe es zu diesem Schritte geführt sein könnte.

Damals war noch die Möglichkeit eines gemeinsamen Vorgehens mit England gegen den Sudan vorhanden, wozu Massaua einen recht brauchbaren Stützpunkt gebildet hätte. Von Massaua aus gelangt man auf einer besseren und kürzeren Straße nach Kassala, als von Suakin aus; außerdem waren die von den ägyptischen Truppen bei Massaua angelegten Erdwerke nicht ohne Wert bei Kriegszügen in das Innere. Als aber England nach dem Fall von Kartum seine Truppen aus dem Sudan zog, war es mit der Aussicht auf gemeinsame Unternehmungen vorbei, und nun mußte man einen anderen Grund für die Besetzung des glühenden Sandlochs am Roten Meere haben. Die Regierung — damals leitete noch Mancini die äußere Politik Italiens — gab in der Kammer die Erklärung ab:

„Wir sind nach dem Roten Meere gegangen, um uns von der afrikanischen Küste nicht ausschließen zu lassen und um einige Punkte zu gewinnen, nach denen wir später den Handel aus dem Innern ziehen können; wir wollen ferner unsere Landsleute schützen, die aus wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Gründen, wie auch im Interesse der Zivilisation, nützliche Forschungsreisen in jene weiten Gebiete unternommen haben.“

Mit einem Worte: Die „Großmacht“ Italien wollte an den Kolonialbestrebungen der europäischen Staaten teilnehmen. Eine Ergänzung hierzu bildet eine feurige Rede des Kriegsministers, General Ricotti, der unter dem Beifall der Kammer in bezug auf die afrikanische Unternehmung sagte: Das Heer brenne vor Durst nach Ruhm; es habe ein unabweisbares Bedürfnis nach Lorbeeren!

Ruhm und Lorbeeren! — Erst die traurige Niedermeglung dreier Kompanien bei Dogali (26. Januar) hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wiederum auf Massaua gelenkt. Wie es die Italiener verstanden haben, den beklagenswerten Vorgang zu „Ruhm“ umzumünzen: wir werden es weiter unten sehen.

Um die Bedeutung Massauas als Kolonie zu würdigen, haben wir nur einen Blick auf die eigentümliche Lage Abessinien's zu werfen. Die Größe dieses Reiches wird auf etwa 7700 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl auf 3—4 Millionen geschätzt. Diesem Lande ist nach Osten von der italienischen Kolonie Assab (durch Geseß vom 5. Juli 1882 in Besitz genommen) bis Massaua ein unwegbarer, von räuberischen Stämmen (hauptsächlich den Danakil) spärlich bevölkerter Küstenstrich vorgelagert, aber nicht parallel, sondern so, daß die etwa 450 Kilom. lange abessinische Grenze sich gegenüber Assab auf etwa 250, bei Massaua aber auf etwa 60 Kilom. dem Meere nähert. Sowohl von der Südostseite wie von der Nordostseite Abessinien's führen Handelsstraßen zur Küste. Die von der Südostseite durchschneiden bei bedeutender Länge das selbständige Reich von Schoa sowie das Gebiet der Hausa und münden bei Assab und hauptsächlich Zeila (südlich der Straße Bab el Mandeb). Es ist übrigens bemerkenswert, daß Italien sich auch auf dieser Straße Einfluß zu sichern versucht, indem es mit dem „Könige“ Menelik von Schoa einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen hat. Will es den Handel Abessinien's auf beiden Seiten unterbinden?

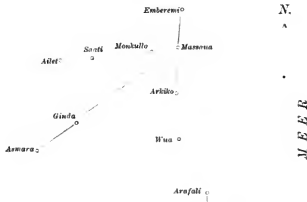
Naturgemäß muß der Hauptverkehr Abessinien's auf dem nördlichen Wege — d. i. über Massaua und Umgegend — das Meer zu erreichen suchen. Ist nun Abessinien ein, wenn auch barbarisches, so doch lebenskräftiges, entwicklungsfähiges Land — und es hat den Anschein, als wolle es sich nicht ohne weiteres auf den Altenteil setzen lassen —, so wird ihm die direkte Verbindung mit dem Meere zu einem zwingenden Lebensbedürfnis. Angesichts der zerbröckelnden ägyptischen Macht schien es nur noch eine Frage der Zeit zu sein, wann die Küste bei Massaua dem Regus zufallen würde: da kamen die Italiener. Ihre Kosten für die Behauptung der Kolonien waren nicht unbedeutend: im ersten Jahre gegen 9, für das folgende etwa 5 Millionen Lire mit der Ansicht, später alljährlich mindestens dieselbe Summe ausgeben zu müssen. Sollten sich diese Beträge im Laufe der Jahre auch nur annähernd verzinsen, so mußte sich Italien zum Herrn des Durchgangshandels aus Abessinien und dem Sudan machen. Gewinn, den es aus der Ausbeutung seiner händlerlich günstigen Lage zog, mußte von diesen Ländern getragen werden. Es ist somit vollständig begreiflich, daß der Regus, dem es an Ratgebern von allerlei Nationen nicht fehlt, die Italiener in Massaua von vornherein nicht mit günstigem Auge ansah. Schon Ende 1885 beklagte er sich in einem Briefe an die Königin von England, daß die Italiener bei Massaua dem Warenverkehr, statt ihn zu befördern, nur geschadet hätten.

Ein paar Worte über Land und Leute. Die Küstenstrecke bei Massaua besteht bis zur Erhebung des abessinischen Hochlandes aus Sand und Steingeröll und hat feinere Vegetation aufzuweisen. Ein arabisches Sprichwort sagt: „Djedda ist ein Ofen, Aden ein Schmelztiegel, Massaua eine Hölle.“ Die Wärme erreicht bisweilen 55 Grad im Schatten. Massaua zählt, abgerechnet von der Garnison, 5000 Einwohner, wovon gegen 110 Europäer (45 Italiener), 235 Abessinier, 275 Aethiopier u. s. w. sind; die Stadt liegt auf einer Insel, welche mit der Insel Taulud durch einen Damm (500 Meter) verbunden ist; von hier führt wiederum ein Damm von etwa 1200 Meter Länge, ganz bestrichen von den Kanonen des Forts Taulud, zum Festlande.

Das abessinische Hochland zeigt ein weit gemäßigteres, stellenweise sogar kaltes Klima. Vielfach zerklüftet trägt es üppigen Graswuchs, ist aber baumlos. Eine Anzahl von Flußbetten durchschneidet das Land: sie sind aber mit Ausnahme der Regenzeit trocken. Der abessinische Menschenschlag ist — vom rötlichen Braun bis ins Tiefschwarze spielend — kräftig, gewandt und für das Kriegshandwerk wohlgeeignet. Eigenartig ist das „Christentum“ der Abessinier, das sie sich seit drei Jahrhunderten zurecht gemacht haben: sie haben es mit der Beschneidung und der Vielweiberei verbrämt! —

Der ersten italienischen Expedition, die im Einverständnis mit England am 5. Februar das italienische Banner neben dem ägyptischen aufhobte, folgten allmählich weitere

Nachschübe. Daß Ägypten — und als sein Suzerän auch die hohe Pforte — formell Einspruch erhob, blieb in Italien wie außerhalb ganz unbeachtet. Bis zum Oktober 1885 blieben noch ägyptische Truppen in Massaua; am 26. Oktober landete der zum Oberbefehlshaber der afrikanischen Truppen ernannte General Genè und nahm endgültig von Massaua und Umgegend für Italien Besitz. Die ägyptische Besatzung zog mit ihrer Fahne ab; das gleiche Schicksal widerfuhr einer kleinen Abteilung in Krafali. Sie fuhr auf demselben Dampfer nach Suez, der die italienische Kompanie nach Krafali gebracht hatte. Weiterhin besetzten und besetzten die Italiener die Küstenpunkte Embereimi nördlich und Arkiko südlich von Massaua; ebenso wie Krafali mögliche Zielpunkte von Karawanen aus dem Innern. Landeinwärts wurde noch Otumlo (zwischen Massaua und Montullo) sowie Montullo besetzt. Die folgende — mit einigen Zuthaten dem „Popolo Romano“ entnommene — Skizze gibt die Lage der Ortschaften zu einander sowie die hauptsächlichsten Entfernungen an.



Entfernungen: Von Saati bis Montullo 27 Kilometer, von Saati bis Ginda 27 Kil., von Massaua bis Montullo 9 Kil., von Massaua bis Ginda 60 Kil., von Massaua bis Wua 40 Kil., von Massaua bis Krafali 80 Kil.

Hierzu sei noch bemerkt, daß die Straße über Kiler nach Keren und Kassala, also in den ägyptischen Sudan, führt, während die Haupt-Karawanen-Straße von Gondar, dem Zentralpunkt Abessinien's, über Asmara nach Massaua geht. Von einer Beschreibung der italienischen Einrichtungen und Befestigungsanlagen an den besetzten Punkten glauben wir Abstand nehmen zu dürfen, da sie vor der Hand ein besonderes Interesse nicht zu beanspruchen vermögen.

Für das Wohlbefinden der Truppen sorgte die italienische Kriegsverwaltung in jeder Weise: man gab ihnen eine dem Klima entsprechende Kleidung, eine angemessene und reichliche Nahrung und brachte sie in geräumigen Holzbaracken unter. Die Brunnen zu Otumlo und Montullo wurden, wie auch die Wasserleitung von Montullo nach Massaua, verbessert; in Montullo, dem wasserreichsten Punkte der dortigen Gegend, wurde auch eine Bade- und eine Waschanstalt eingerichtet. Schließlich sorgen noch neben den Zisternen große Filtrier-Apparate zu Massaua und auf einem dort stationierten Schiff für den Wasserbedarf.

Die Bemühungen der Italiener sind von gutem Erfolg gekrönt gewesen: trotz des für Europäer so ungünstigen Klimas sind die Krankheits- und Sterblichkeits-Prozente bei den afrikanischen Truppen nicht wesentlich höher gewesen, als in den Garnisonen



des Mutterlandes. Dies fällt um so mehr auf, als die nach Afrika entsendeten Kompanien nicht aus besonders für diesen Zweck ausgewählten Leuten bestehen, sondern sich, in Gemäßheit des italienischen Rekrutierungs-Systems, gleichzeitig aus allen Gebieten des Reiches ergänzen. Man nahm einzelnen Truppenteilen nach der Entscheidung durch das Los je eine Kompanie: ein Ausweg, in dem wir eine schwere Schädigung des Heeres erblicken müssen. Da die entstandene Lücke nicht wieder ausgefüllt wurde, sondern die betreffende Kompanie im Etat ihres Truppenteils verblieb, so war die unausbleibliche Folge nicht nur die Zerreißung der bestehenden Verbände, die sich bei der Ausbildung der Truppen in schädigender Weise bemerkbar machen mußte, sondern auch eine große Schwierigkeit in der Verwaltung. Letzterem Uebelstande suchte man dadurch abzuwehren, daß am 1. Juli 1886 zu Neapel ein „Zentraldepot für die afrikanischen Truppen“ ins Leben gerufen wurde, welches den ganzen Verkehr zwischen den in Afrika stehenden Einheiten und ihren Stammtruppenteilen, sowie den Distrikts-Kommandos (unseren Bezirks-Kommandos ähnlich) vermittelt. Nicht ganz mit Unrecht warf vor einiger Zeit eine italienische Militär-Zeitung die Frage auf, ob die Entsendung von Kompanien nach Afrika eine Ehre oder eine Belastung für die Regimenter darstelle. Sei sie Ehre, so hätten alle anderen Regimenter das Recht, derselben teilhaftig zu werden; wenn aber eine Last, dann sei sie auf sämtliche Regimenter zu verteilen.

Offiziere wie Mannschaften bleiben nur je ein Jahr in Afrika und werden dann abgelöst. Die ursprünglich nach Afrika geschickten Kompanien sind aber dieselben geblieben. Am 1. Januar 1887 standen in und um Raffaia: 1 Bataillon Verfalliger zu 4 Kompanien, 2<sup>1/2</sup> Bataillon Linien-Infanterie zu 4 Kompanien, 1 Festungs-Artillerie-Kompanie, 2 Genie-Kompanien, 1 Sanitäts-Sektion, 1 Kommissariats-Sektion. Ein Kavalleriezug wurde im Sommer 1886 auf den Antrag des Generals Gené nach Italien zurückgenommen. Wie sehr sich diese Maßregel — unseres Erachtens — später gerächt hat, werden wir weiter unten sehen.

Ob Italien es auf die Dauer wird vermeiden können, eine besondere Kolonial-Truppe aufzustellen? Jeder, der einige Einsicht in den Gang einer Mobilmachung und die erforderlichen Vorarbeiten hierzu hat, wird dem Ausspruch des italienischen Kriegsministers, daß die Heranreißung der afrikanischen Kompanien aus ihren Verbänden die Mobilmachung nicht im geringsten erschwere — mit Zweifel begegnen.

Den Anfang zu einer Art von Kolonial-Truppe haben die Italiener übrigens gemacht. Sie haben gegen 1000 Baschi-Bozuzs angeworben, die zum größten Teil bereits in ägyptischem Solde standen. Diese Truppe, unter einheimischen Führern stehend, wurde hauptsächlich zu solchen Dienstleistungen verwandt, welche den Körper des Europäers zu sehr angreifen, z. B. die Sicherung von Karawanen, Kundschafterdienst, Botengänge durch unwirtliche Gegenden u. s. w. Die Katastrophe von Dogali hat gezeigt, wie unzuverlässig die Baschi-Bozuzs sind.

Schon bald nach der Besetzung Massauas hatten die Italiener mit dem Ras Alula zu thun, der sich stets als ein etwas zweifelhafter „Freund“ Italiens erwies. Man hat wohl den Zweifel ausgesprochen, ob Ras Alula wirklich ein Bedienter des Negus von Abessinien oder ein auf eigene Faust vorgehender Räuberhauptmann im großen Stile sei. „Ras“ bedeutet einfach „Statthalter“ und es trägt auch beispielsweise der Thronerbe des Negus, Ras Trea, als Verwalter eines Teiles des Reiches, denselben Titel. Zieht man dann auch den neuerlichen, stets im Namen des Herrschers von Abessinien geführten Schriftwechsel Ras Alulas in Betracht, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er wirklich ein Werkzeug desselben ist. Freilich hat schon mancher abessinische Ras im Laufe der Jahrhunderte es verstanden, unter schwachen Herrschern selbständige Pfade zu gehen.

Aber Ras Alula kurzweg einen „Räuber“ nennen wollen, dürfte nicht den Thatfachen entsprechen. Ebenso scheint es eine eigene Bewandnis mit den „Räuberbanden“

zu haben, mit denen die Italiener im Laufe der Jahre 1885 und 1886 mehrfach in blutigen Scharmützeln (mit einer Ausnahme, wo es sich um Bafchi-Bozufs handelte) siegreich zusammenstießen. Diese Banden werden „abessinisch“ genannt, und ihr gefährlichster Anführer Dabal wird in einer Korrespondenz von Massaua als Verwandter des Regus bezeichnet.

Im Januar 1886 rüstete Italien eine außerordentliche Gesandtschaft an den Regus Johannes aus, unter Führung des Generals Bozzolini. Sie traf auch glücklich in Massaua ein, wurde aber im März unverrichteter Dinge wieder zurückberufen. Es hieß, der Regus habe sie nicht empfangen wollen. Diesem Gerücht gegenüber wurde mehrere Monate später in Italien offiziös bekannt gegeben: man habe im Gegenteile den Regus, der sich im Rotenverehr mit Italien nicht nur übermütig, sondern geradezu unverschämmt gezeigt habe, durch die Rückberufung der Gesandtschaft strafen wollen. Gleichzeitig beklagte man, daß dem Könige Johannes durch Agenten anderer Länder in der unwürdigsten Weise geschmeichelt werde und daß man ihn gegen Italien aufhebe.

Seitdem wuchs die Spannung zwischen Abessinien und Italien.

Ende November 1886 schob General Gené eine Abteilung nach Wuä vor. Da Italien mit Ausnahme von Dumlö und Monkullo (des Wassers wegen sowie als Vorwerke zum Schutze Massauas erforderlich) bis dahin nur Küstenpunkte besetzt hatte und beispielsweise die Verbindung zwischen Massaua und Arafali auf dem Seewege stattfand, so bedeutet die Besetzung von Wuä eine Ausdehnung der italienischen Machtsphäre in das Innere des Landes: ein wichtiger Schritt, den General Gené ohne Gutheißung seiner Regierung nicht wohl gethan haben kann. General Gené betonte in einer Mitteilung an Ras Alula, daß er Wuä nur besetzt habe, um die Handelskarawanen zur Küste besser gegen die Räuberbanden sichern zu können: mit anderen Worten, um eine wirksamere Kontrolle der von Asmara nach Arafali und Arkifo sowie dem zwischen beiden an der Küste liegenden Zula (Ausgangspunkt des englischen Feldzuges 1867—68) ziehenden Karawanen auszuüben.

Ras Alula ließ, wie General Gené am 22. Januar 1887 seiner Regierung dienstlich berichtete, zunächst durch Boten sein Bedauern über die Besetzung von Wuä ausdrücken. Wir begegnen hier einer Verschiedenheit in der Auffassung der Italiener und Ras Alulas über die abessinische Grenze. Während die Italiener behaupten, daß die ehemalige ägyptische Grenze zwischen Asmara und Ginda laufe, nimmt Ras Alula selbst das Gebiet um Wuä für seinen Herrn in Anspruch.

Am 10. Januar forderte er schriftlich die Räumung Wuäs. Da dem Verlangen nicht entsprochen wurde, die Italiener vielmehr bei Wuä Verschanzungen anlegten, wiederholte er am 19. seine Forderung mit dem Zusätze: andernfalls werde die Sache nicht zum Vorteil der Italiener ausschlagen. Die Antwort lautete wieder ablehnend, und gleichzeitig wurde eine Truppenabteilung über Monkullo nach Saati vorgeschoben, die sich westlich des Ortes Verschanzte. Am 26. Januar sandte denn auch — wie wir hier gleich einschalten — der Regus einen Brief aus Matalle: „Zuerst habt ihr Massaua genommen; jetzt seid ihr auch nach Saati gekommen, um dort eine Festung anzulegen. Welchen Zweck habt ihr? Gehört das Land nicht mir? Räumt mein Land; wenn ihr in guten Absichten kommt, wozu baut ihr Festungen? Warum bringt ihr Kanonen, Gewehre und Soldaten mit?“

Die Einwohner der Landstriche zwischen Ginda und Massaua wurden von großer Besorgnis erfaßt und flohen scharenweise mit Saak und Pad nach Massaua. Das italienische Oberkommando ließ sich von den Gerüchten über die gewaltigen Streitmassen Ras Alulas nicht einschüchtern, teilte aber doch an die Einwohner von Monkullo, Emberemi und Arkifo Gewehre aus. Außerdem erbat sich General Gené durch Depesche vom 22. Januar (ab Aden den 25. Januar, da die Italiener verabsäumt hatten, Massaua mit dem englischen Kabel zu verbinden) eine Verstärkung von 600 Mann. Dem Kriegsminister feindlich gesinnte Blätter behaupteten und behaupten heute noch,

daß die Zahl 6000 geheißen habe. Es wurde der Nachschub eines Bataillons vorbereitet.

Am 1. Februar langte in Rom die folgende Depesche Genes an:

„Massaua, 29. Januar.

31. Januar.

Am 24. verließ Ras Alula Ginda und lagerte südöstlich Saati, welches er am 25. angriff. Er wurde aber nach dreistündigem Gefecht zurückgeschlagen. Unsere Verluste: 4 Verwundete und 5 Tote. Verluste der Abessinier unbekannt.

Am 26. wurden drei Kompanien und 50 Irreguläre, die von Montullo ausgerückt waren, um Saati zu verproviantieren, auf halbem Wege angegriffen. Nach mehrstündigem Gefecht wurde die Kolonne vernichtet (distratta); 90 Verwundete sind schon in das Lazarett zu Massaua aufgenommen. Ich behalte mir vor, genauere Einzelheiten über die Verluste zu senden.

Wegen der übermäßigen Ausdehnung unserer Linie habe ich die Abteilungen aus Saati, Wuä und Arasali zurückgezogen. Ras Alula scheint wegen zahlreicher Verwundeter nach Ginda zurückgegangen zu sein; vielleicht auch, um die Ankunft des Regus zu erwarten, der, wie es heißt, auf dem Marsche ist.“

Vom gleichen Tage ist ein ausführlicherer Bericht Genes datiert, dem die Originalberichte des Kommandanten von Saati, sowie des Chefs einer am 26. von Montullo aus gegen Saati vorgeschickten Kompanie angeschlossen sind. Aus diesen Berichten — den einzigen Dokumenten über die Vorgänge, da von abessinischer Seite selbstverständlich irgend welche Veröffentlichungen nicht zu erwarten sind — geht hervor: Am 25. Januar erschienen gegen 11 Uhr vormittags etwa 5—6000 Abessinier im Rücken der italienischen Verschanzung bei Saati, welche von zwei Kompanien und einem Zuge Gebirgs-Artillerie unter dem Major Boretti besetzt war. Mit Granatsener beschossen und von einer halben Kompanie rekonnoziert versuchten die Abessinier den Ansturm. Sie kamen in dichten Haufen bis auf 300 Meter an die italienische Stellung, wichen dann aber dem wohlgezielten Feuer. Um 4 Uhr Rückzug, um 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> allgemeine Flucht der Abessinier. Sie waren mit Remington- und Henry-Martini-Gewehren versehen, schossen aber durchweg zu hoch. Die Verluste der Italiener beliefen sich auf: 3 Tote, 5 Verwundete (von denen 2 bald darauf starben) und 5 Vermißte (nur Baschi-Bozufs); die Abessinier sollen ganz bedeutende Verluste erlitten haben.

Major Boretti ersuchte den Garnison-Aeltesten von Montullo während des Gefechtes wie auch nachher um Nachsendung von Munition und wo möglich um Verstärkung. Infolgedessen ging am 26. früh 5<sup>20</sup> unter dem Oberstleutnant de Christoforis eine Abteilung von Montullo nach Saati ab, bestehend aus 3 Infanterie-Kompanien (und zwar je eine vom 15., 20. und 41. Infanterie-Regiment) nebst kleinen Abteilungen vom 6. und 7. Regiment, die am 24. erst behufs Verstärkung der bezüglichen Kompanien bei Massaua ausgeschifft waren, und einer Mitrailleur-Sektion vom 17. Artillerie-Regiment. Wir entnehmen dem dienstlichen Bericht folgendes:

„Zwischen 10<sup>45</sup> und 11<sup>00</sup> vormittags erhielt der Kommandant des Forts von Montullo vom Oberstleutnant de Christoforis zwei Meldarten; die eine datiert von 8<sup>20</sup> vormittags, worin gesagt war, daß bei Dogali (ein Ort, der seinen Namen von einem Wasserlauf erhalten hat und etwas über halbwegs zwischen Montullo und Saati, näher an Saati, liegt) angekommen, das Feuer eröffnet wurde, daß der Feind sehr stark sei und die Mitrailleur-Sektion verpagten.

Die andere Meldeart war um 9<sup>20</sup> von derselben Stelle abgegangen und besagte, daß es ohne Unterstützung von Truppen und Geschütz unmöglich sei, von der Stelle zu kommen (muoversi), und daß man sofort eine Mitrailleur-Sektion senden möge.“

Von Montullo wurde sofort eine Kompanie unter dem Hauptmann Fanturi in Marsch gesetzt. Eingeborene erzählten ihm unterwegs von der Katastrophe, ohne

Glauben zu finden. Die mitgenommenen Baschi-Bozaks — ein Führer derselben in Montullo hatte einfach den Befehl zum Ausmarsch unbeachtet gelassen — erwiesen sich als höchst unzuverlässig und verschwanden beim Austausch einiger abessinischer Reiter. Bei Dogali fand Hauptmann Tanturi frische Erdbaufwürfe: wie er bald darauf erfuhr, die Gräber der gefallenen Abessinier; dann traf er auf einem Hügel niedergekauert einen verwundeten italienischen Soldaten, der meldete: Die anderen seien alle tot.

„Ich glaubte der traurigen Nachricht nicht und begab mich eilends mit meiner Kompanie in der von ihm bezeichneten Richtung vorwärts. Jenseits des höchsten Hügelgels sah ich dann die ungeheure Katastrophe. Alle lagen in Reih und Glied und wie ausgerichtet! Sofort ließ ich nachsehen, ob Verwundete darunter waren. Ich stellte den Tod aller unserer Offiziere und fast aller Soldaten fest.“

Ein trauriges Bild ohnegleichen! Und noch trauriger wird es durch die ergänzenden Berichte aus Privatbriefen der geretteten Verwundeten. Sie geben die Dauer des in den steinigten Schluchten bei Dogali seitens der Italiener mit dem Mute der Verzweiflung und bis zum Verbrauch der letzten Patrone geführten Gefechtes auf fünf Stunden an. Die Verluste der auf etwa 15—2500 Mann geschätzten Abessinier sind völlig unbekannt. Die Italiener beklagen an Toten 23 Offiziere (einschließlich 2 Aerzte) und 407 Mann; an Verwundeten 1 Offizier und 81 Mann. Letztere konnten sich nur dadurch retten, daß sie sich tot stellten und die grausamen Versuche des blutgierigen Feindes, ob noch Leben in ihnen sei — einem Verwundeten war die Hand zum Teil verbrannt — lautlos über sich ergehen ließen. Daß auch jeder Menschlichkeit hohnsprechende Verstümmelungen (Exirationen) mehrfach vorgekommen sind, ist nach den Berichten der Augenzeugen eine unbestreitbare Thatsache. Die meisten Leichen waren bis zur Nachtzeit ausgeplündert; den Oberstleutnant de Christoforis, welcher nach Angaben überlebender Verwundeter erst ganz zuletzt fiel, konnte man nur an seinem grauen Haar und den an den Händen verbliebenen Handschuhen wieder erkennen.

Der Artillerie-Hauptmann Michelini di S. Martino, der die Mitrailleusen-Section führte, traf, nachdem er zwei Tage lang mit seinem Burschen, beide schwer verwundet, umhergeirrt war, glücklich in Montullo ein. Ihu scheint der Umstand vor dem Tode beschützt zu haben, daß er zufällig einen Waffengürtel ohne Gradabzeichen trug. Offiziere, Unteroffiziere und Hoboisten fielen als erste Opfer der abessinischen Schützen.

Einige Bemerkungen über diese traurige Abschlachtungen tapierer italienischer Soldaten vom militärischen Standpunkt aus werden wir uns weiter unten erlauben. Zunächst bleiben wir noch bei den Ereignissen und wenden uns nach Rom.

Hier war man Ende Januar noch ganz ohne Besorgnis hinsichtlich der drohenden abessinischen Wetterwolke. Graf Robilant, der sympathische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sprach noch — als schon die italienischen Soldaten bei Dogali ihr Blut gelassen hatten — in der Kammer von den „vier abessinischen Räubern“, um die man so viel Aufhebens mache; man solle lieber seine Aufmerksamkeit den wichtigeren Vorgängen in Europa schenken — Worte, die er ein paar Tage später freimütig als „unglückliche“ bezeichnete. Und die zur Regierung in guten Beziehungen stehende Zeitung „Il Popolo Romano“ schrieb noch am 27. Januar: Die von den italienischen Truppen bei Massaua besetzten Dertlichkeiten seien in voller Sicherheit; man brauche sich in keiner Weise aufzuregen; „wenn der abessinische General, was abzuwarten bleibt, sich entschließen wird, auf unser Gebiet zu rücken, so wird er dort den Empfang finden, den er verdient.“

Um so empfindlicher traf die Nachricht vom 26. die leicht beweglichen Herzen des italienischen Volkes. In Rom öffentliche Unruhen, die das Militär zum Einschreiten zwangen; zum Mißbehagen der alten Parlamentarier eine militärische Wache zum Schutze der Deputiertenkammer; in dieser stürmische Angriffe auf die Regierung, aufgeregte Reden u. s. w. — alles das Ansdrücke, die uns die Frage nahe legen: Haben wir da ein großes, starkes und zielbewußtes Volk vor uns? Das Blut der bei Dogali abge-

schlachteten Italiener schreit zum Himmel und jedes soldatisch fühlende Herz zuckt zusammen bei dem Gedanken an das grausame Ende dieser Tapferen. Darf aber eine Nation von 29 Millionen Seelen um eines Opfers von 500 willen sich selbst verzeihen? Ein großer Teil der übermäßigen Aufregung ist auf Kosten des italienischen Volkscharakters zu setzen. In bitterer Selbstverpötlung verdrehte ein Blatt den bekannten Opernvers und schrieb:

*L'Italia è mobile:  
Qual piuma al vento  
Mata d'accento  
E di pensier!*

Dazu kam tage- und wochenlang ein Gefühl der Ungewißheit, veranlaßt durch die unzulängliche Depesche des Generals Genè. Wie viel Worte und wie lächerhaft im Inhalt! Nicht einmal die Nummern der vernichteten Kompanien sind genannt, sodasß allen Ernstes italienische Blätter etwa acht Tage nach der Katastrophe noch die Hoffnung aussprachen, es könne sich um drei nicht italienische Kompanien gehandelt haben! Statt der drei Kompanie-Nummern der langatmige Satz: „Ich behalte mir vor, genauere Einzelheiten über die Verluste zu senden.“ Das verstand sich doch wohl von selbst, wo Hunderte von Familien in Sorge um ihre Söhne schwebten! Trotzdem mußte General Genè, wenn die Mitteilungen der Tagespresse richtig sind, am 9. Februar telegraphisch an die Einfindung der Verlustlisten erinnert werden. Warum sandte er ferner seine erste Depesche nicht vor dem 29. Januar ab? Nach Angabe des Marineministers Briu konnten von Massaua alle 30 Stunden Depeschen nach Perim gesandt werden, und das Gesecht bei Dogali (einen Tagemarsch von Massaua, dazu sind Monkullo und Massaua telegraphisch verbunden) fand am 26. vormittags statt!

Eine der gegenwärtigen Regierung und besonders dem Kriegsminister General Nicotti feindlich gesinnte Presse that alles mögliche, um die öffentliche Meinung aufzuregen. Man hatte einen Sündenbock nötig, und für die einen war es der General Nicotti, für die anderen der General Genè. Den ersteren beschuldigte man der Unterschlagung von Depeschen. Ob je volles Licht auf die Vorgänge fallen wird?

Gleich nach Bekanntwerden der schlimmen Nachricht brachte die Regierung einen Gesetzentwurf betreffend die Bewilligung eines Extrakredits von 5 Millionen ein. Die Kammer bewilligte ihn am 4. mit 317 gegen 12 Stimmen, der Senat stimmte am 5. zu. Die Kammer billigte bei dieser Gelegenheit die Politik des Kabinetts Depretis mit 215 gegen 181 Stimmen. Die Mehrheit von 34 Stimmen befriedigte aber den Grafen Robilant nicht, sodasß er seine Entlassung gab. Ihm folgte das ganze Kabinet, um, wie bekannt, Mitte März in unveränderter Zusammensetzung die Regierung wieder zu übernehmen.

Inzwischen sandte der Kriegsminister zu wiederholten Malen Verstärkungen nach Afrika.

In der Zeit vom 2. Februar bis einschließlich 10. März gingen in vier Transporten dahin ab: 3 Infanteriebataillone zu 4 Kompanien, 1 Alpenbataillon zu 3 Kompanien, 1 Kompanie Festungsartillerie, 2 Büge Gebirgsartillerie, 1 Genie-Kompanie, 1 Abteilung Sanitätsstruppen, 1 Abteilung Verpflegungsstruppen, 1 Abteilung Karabinieri Reali — alles in allem etwa 2500 Streitbare; dazu zahlreiches Artilleriematerial und Mitrailseisen. Die italienische Gesellschaft vom Roten Kreuz benutzte die Transporte zur Mitgabe von Medikamenten und Erfrischungen — wie Weine, Biskuit, kondensierte Milch, Melonen, Apfelsinen — an die afrikanischen Truppen. Gleich beim Eintreffen der Unglücksbotschaft hatte sie 50 000 Lire zur Verfügung gestellt.

Am 10. Februar genehmigte die Kammer noch einen Gesetzentwurf, wonach Massaua und Assab unter einander und dann mit dem englischen Roten-Weer-Kabel telegraphisch verbunden werden sollen. An die englische Kabelgesellschaft (Eastern telegraph) zahlt Italien für die Mitbenutzung ihrer Linie jährlich 15 000 Lire, an die italienische

Firma Pirelli, welche die Legung des Anstichstabels unverzüglich in Angriff genommen hat, 240 000 Lire jährlich.

In Stalien vollzog sich inzwischen eine Art Umschwung in der Auffassung des Blutbades von Dogali. War man zuerst darüber in einer Weise niedergeschlagen und aufgeregt, die uns, wie oben schon bemerkt, der Würde einer großen Nation nicht zu entsprechen scheint, so verfiel man jetzt darauf, das traurige Los der 500 hingeschlachteten Italiener als militärische Ruhmesthat zu feiern!

Wir wissen, daß man jenseits der Alpen mit einem gewissen Mißtrauen und dem Gefühl der Gereiztheit die Äußerungen der ausländischen Presse über die Vorgänge der italienischen Politik verfolgt, und daß man in vielen Kreisen namentlich der deutschen Presse ungerechterweise die Absicht zutraut, Italien etwas am Zeuge zu fällen, wo immer möglich. Das kann uns jedoch nicht abhalten, unsere Ansicht dahin auszusprechen, daß diese Art der Verherrlichung unserem Gefühle ganz und gar widerspricht. Ganz gewiß wollen wir den bei Dogali gefallenen Italienern hohen Mut und echt soldatische Tugend nicht absprechen, aber der Vorgang ist und bleibt eine „Niederlage“ der italienischen Waffen. Die Kammer „applaudiert“ am 9. Februar den tapferen Soldaten in Afrika. Die Kommunalverwaltungen der größeren Städte ahmen ihr in geringerer oder schwächerer Aufschwungung der Ereignisse nach. Jede Gesellschaft von einiger Bedeutung widmet den Helden von Dogali schwungvolle Worte. Die Presse vergleicht sie mit den 300 Thermopylen-Kämpfern und bringt die Lebensbeschreibung eines jeden gefallenen Leutnants. Der Erzbischof von Palermo liest unter freiem Himmel in Gegenwart der ganzen Garnison eine feierliche Totenmesse für die Gefallenen; fast jedes Blatt eröffnet eine Subskription für die Hinterbliebenen, zur Errichtung eines Nationaldenkmals u. s. w. Würdevoll gehalten ist der Tagesbefehl des Königs vom 16. Februar, der unter Anerkennung der Tapferkeit der Truppen sagt: „Die Erinnerung an Dogali wird in der Kriegsgeschichte unvergänglich sein.“ Der Name Dogali wurde auf der Fahnenstange der Regimenter 15, 20 und 41 verewigt. Was soll man aber zu einem Tagesbefehl des Kriegsministers sagen, der die Affairen von Saati am 25. und Dogali am 26. Januar „zwei glorreiche Gefechte“ nennt? Was zu dem Vorschlag des Marineministers, einen neuen, eben in England gekauften und dort in der Ausrüstung begriffenen Kreuzer zur Erinnerung an den glorreichen 26. Januar „Dogali“ zu taufen!

Dann könnten die Italiener ebenso gut Custozza als Ruhmestag ihrer Waffen feiern, denn 1848 wie 1866 haben die dort ins Gefecht gekommenen italienischen Truppen es an persönlichem, aufopferungsvoller Tapferkeit wahrlich nicht fehlen lassen!

Besonders hoch gingen die Wogen nationaler Begeisterung, als am 25. Februar der Gotthard mit 45 Verwundeten in Neapel eintraf. Bezeichnenderweise sind von diesen nur 10 durch Kugeln verletzt, alle übrigen durch die blanke Waffe: Lanze, Säbel und Messer.

Bestreben muß uns auch, wenn wir unsere Gebräuche als Maßstab anlegen, daß den sämtlichen Gefallenen nachträglich noch Orden und Tapferkeits-Medaillen verliehen wurden. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, die Namen von Toten als mit Auszeichnungen bedacht in den Listen zu finden! — Allem setzte aber die Krone auf die Bemerkung eines für den vielfach — und gewiß oft ungerechterweise — angegriffenen Kriegsminister warm eintretenden Blattes: man schulde ihm in gewisser Weise sogar Dank, da seine Verwaltung den ruhmreichen Tag von Dogali herbeigeführt habe! Dem entgegen bemerkt ein anderes Blatt: — der Ruhm — den tapferen Soldaten; die Schuld — dem Kriegsminister.

In dem eben erwähnten Tagesbefehl des Kriegsministers ist u. a. ausdrücklich gesagt: dem Oberleutnant de Christoforis habe der Rückzug auf Monticello völlig freigestanden. Dies veranlaßt uns zu ein paar militärischen Bemerkungen.

Zu den vorbessentlichten Depeschen und Mitteilungen aus Afrika haben wir

nach einer Bestätigung für diese Art der Darstellung vergeblich gesucht. Anfänglich las man in der italienischen Presse allgemein nur von „Ueberfall“, „Umzingelung“ u. s. w. und die aus Afrika anlauenden Privatbriefe sprechen sich in demselben Sinne aus. Allmählich wurde dann die Behauptung aufgestellt, Oberstleutnant de Christoforis habe aus freiem Entschlusse und ohne überrascht zu sein das Gefecht mit den zahlreichen Scharen der Abessinier aufgenommen, wie die „Times“ meint, um seinem Auftrage, Saati zu verproviantieren, gerecht zu werden. Dem entgegen betonen die Privat-Nachrichten aus Afrika, daß die zur Auflösung verwandten Baschi-Bozufs beim Treffen auf die Abessinier zum Teil das Weite gesucht hätten, und daß die Kolonne überrascht worden sei. Nun will man aus dem Umstande, daß es dem Oberstleutnant de Christoforis gelang, um 8<sup>30</sup> und um 9<sup>30</sup> eine Meldung nach Monfallo zu senden, schließen: ihm habe der Rückzug ebenfalls freigestanden. Es ist aber etwas ganz anderes, einzelne Leute durchzubringen, als mit einem Bataillon den Rückzug auszuführen. Dann schreibt Oberstleutnant de Christoforis um 9<sup>30</sup> selbst, er könne nicht von der Stelle. Was heißt das anders, als daß er umzingelt ist? Wenn es möglich gewesen wäre, hätte er außerdem gewiß nach 9<sup>1/2</sup> Uhr noch weitere Boten abgefaßt. Hauptmann Tanturi fand die hingemordete italienische Kolonne in einer Thalschlucht liegen: eine nach freiem Entschlusse bestehende Truppe wird sich aber stets auf einer Höhe aufstellen. — Vor allen Dingen aber eine Frage: verdient ein Truppenführer, der ein ausichtsloses Gefecht aus freiem Entschlusse bis zum Verlust des letzten Mannes führt, eine Ruhmeskrone, oder ist er vor ein Kriegsgericht zu stellen? Wir stehen keinen Augenblick an, die letzte Frage zu bejahen. Und eine zweite Frage: ist die beste Truppe im Stande, sich bei der Möglichkeit des Rückzuges bis zum letzten Mann zu schlagen? Trotz Thermoplatten beantworten wir die Frage entschieden mit „nein“. Die Kriegsgeschichte lehrt, daß auch die allerbeste Truppe — und hierzu rechnen wir die bei Dogali Geliebenern — den inneren Halt verliert, wenn die Verluste einen gewissen Prozentsatz erreichen. Uns steht es, so lange nicht andere Beweismittel beigebracht werden, fest, daß Oberstleutnant de Christoforis schon in den ersten Phasen des Gefechts völlig umzingelt war, daß also die Darstellung des Generals Nicotti den Thatfachen nicht entspricht. Sie würde unseres Erachtens den Oberstleutnant de Christoforis nicht einmal ehren. —

Noch ein paar Bemerkungen. Die Baschi-Bozufs haben, wie berichtet, nicht nur an den verschiedensten Stellen völlig versagt, als es zum ernsthaften Zusammenstoß mit den Abessiniern kam, sondern es liegt der gegründete Verdacht vor, daß sie zum Teil eine Verräterrolle gespielt haben. Zwei ihrer Führer sind nachträglich in Haft genommen. Ueberlebende Verwundete berichten, daß von abessinischer Seite einzelne der gefallenen italienischen Offiziere bei Namen genannt bzw. bezeichnet wurden. Es bestand sich also gut unterrichtete Leute unter den Abessiniern. Die italienische Kriegsverwaltung wird in ernste Erwägung ziehen müssen, in wie weit sie diese unsicheren Elemente für die Folge noch benutzen will.

Eine Bemerkung drängt sich uns unwillkürlich auf: wenn Oberstleutnant de Christoforis Kavallerie-Patrouillen zur Hand gehabt hätte, wäre er nicht rechtzeitig gewarnt worden? Wenn er um 8<sup>1/2</sup> Uhr früh Meldereiter mit der Bitte um Verstärkung nach Monfallo gesandt hätte, wäre es nicht vielleicht möglich gewesen, daß bei nur 15 Kilometer Entfernung noch rechtzeitig Hilfe herangekommen wäre? Der gänzliche Mangel an Kavallerie rächte sich bitter. Der englische General Brown tadelt in einem Aufsatz der Nuova Antologia die italienische Regierung, weil sie in Afrika den politischen Kundschaftdienst aus Sparankheitsrücksichten ganz vernachlässigt habe und überhaupt zu bürokratisch engherzig vorgegangen sei. Der Oberbefehlshaber in Afrika bedürfe unbedingt eines geheimen Fonds, aus dem er Kundschafter bezahlen könne.

Zu denken gibt auch die Meldung des unglücklichen Kolonnenführers: daß die

Mitrailleusen nicht funktionierten. Nach Angabe von Augenzeugen sollen sie nach 1 1/2 stündiger Thätigkeit durch Verschleimung unbrauchbar geworden sein.

Die italienischen Mitteilungen erkennen die barbarische Tapferkeit der Abessinier durchweg an; der Tag von Saati beweist aber, was auch Gerhard Koblitz in einem Briefe bestätigt, daß ihre Angriffskraft gegen Schanzen, selbst von mangelhafter Anlage, sehr gering ist.

Wenden wir noch einmal den Blick nach Afrika. Die vorgeschobenen Abteilungen von Wua und Saati gelangten glücklich — letztere durch einen in der Nacht vom 27. zum 28. ohne Befehl ausgeführten Nachtmarsch — nach Massaua zurück. Zu einer neuen Versendung gegen Saati mangelte es an Truppen: man zahlte jedem Eingeborenen, der einen italienischen Verwundeten herabrachte 3 Maria-Theresia-Thaler, die auch in diesen Gegenden die einzige gangbare Münze sind. General Genè, um 1/4 seiner Infanterie reduziert, erwartete die weiteren Angriffe Ras Alula's. Es erfolgte aber nichts dergleichen. Der Feind war mit seiner ganzen Streitmacht auf Asmara zurückgegangen und es ist sehr wahrscheinlich, daß ihn stark, im Gefecht bei Dogali erlittene Verluste zum Teil mit hierzu bewegen haben. Am 30. Januar erließ General Genè einen Tagesbefehl, worin er der tapferen Haltung des Oberleutnants de Christoforis Anerkennung zollt. „Seine heroische Aufopferung hat Folgen nach sich gezogen, deren Bedeutung von Tag zu Tag wächst, so daß schon heute feststeht, daß, wenn unsere Verluste auch groß waren, die des Feindes im Verein mit dem Mißerfolg von Saati ihn zum Rückzug veranlaßt haben.“

Zwischen Ras Alula und dem General Genè entwickelte sich nun ein ganz eigenartiger Verkehr. Der unbarbarische Abschlächter von 500 italienischen Soldaten zeigt sich entgegenkommend und friedliebend. Der harmlose Mann ist von schlechten Leuten aufgereizt worden, über die Italiener herzufallen, z. B. von einem gewissen Mohamed Bey in Massaua, und verlangt deshalb die Auslieferung dieses gefährlichen Menschen, damit er an ihm Rache nehmen kann. Thatsächlich wird erwiesen, daß Mohamed Bey nicht ohne Schuld ist: man verhaftet ihn, ohne ihn indes an Ras Alula auszuliefern.

Zum sehr regen Briefwechsel mit dem italienischen Oberbefehlshaber bennyt Ras Alula die Mitglieder einer italienischen Expedition, die Anfang Januar dieses Jahres auf eigene Hand einen Erkundungszug nach Abessinien unternahm: es sind der Graf Salimbeni, der Major a. D. Piano mit seinem zwölfjährigen Sohne und der Leutnant a. D. Savoiraux. Anfänglich hatte Ras Alula diese Expedition freundlich behandelt, aber gleichzeitig mit dem Drohbrieve vom 14. Januar ließ er sie festnehmen und in Ketten legen. Zweimal wurden die Armen auf den Richtplatz geschleppt unter Erwartung der sofortigen Hinrichtung. Nun dienen sie Ras Alula als wertvolle Geiseln, und es scheint, als ob er nicht gesonnen sei, sie sich mit Geld ablaufen zu lassen. Vielleicht hofft er unter Ausnutzung ihrer Lage zu einem veröhnlichen Frieden zu kommen. (Siehe die Nachschrift.)

Als charakteristisches Beispiel aus dem Briefwechsel zwischen Ras Alula und General Genè setzen wir die Botschaft des ersteren vom 16. Februar hierher:

„Nicht ich trage die Schuld, sondern Ihr. Ihr habt Wua und Saati, die mir gehören, besezt. Die Ungläubigen (insedeli) unter Euch haben den Bruch herbeigeführt. Man muß die schlechten Ratgeber hassen. Und jetzt laßt uns gute Freunde sein, wie vorher, indem jeder auf seinem Gebiete bleibt. Was geschehen ist, ist geschehen. Um Frieden zu schließen, schide ich diesen Brief und einen Boten mit mündlichem Antrag.“

General Genè erwiderte in würdiger Weise:

„Bevor ich mich auf Verhandlungen irgend welcher Art einlassen kann, setzt Salimbeni, Piano und die übrigen in Freiheit. Geschieht das nicht, so betrachte ich sie von jetzt ab als tot, wie die Kämpfer von Saati tot sind, und ich gedenke sie zu rächen.“

Nichts desto weniger nahmen die Verhandlungen ihren Fortgang, und mit der



Rache scheint es noch gute Wege zu haben. Entnimmt doch der „Diritto“ einem Privatbriefe die Nachricht: General Genè habe zwei Maulthiere mit Medicamenten für die verwundeten Abessinier als Geschenk an Ras Alula gesandt!

Italien hat sich über sein ferneres Verhalten am roten Meere schlüssig zu machen. Kann es noch zurück von dort? — Vor Jahr und Tag wäre der Rückzug noch möglich gewesen, freilich nicht, ohne auf den Gesichtern europäischer Politiker ein leichtes Lächeln über diesen Mißerfolg italienischer Kolonisations- und Pestrebungen hervorzurufen. Seitdem aber General Robilant Anfang 1886 in der Kammer feierlich verkündete: „Das einmal entfaltete Banner Italiens kann nicht wieder entfernt werden“ — und seitdem vor allen Dingen das Blut der Kämpfer von Dogali ungerächt gen Himmel schreit, ist an Rückzug nicht mehr zu denken.

Wollen sich die Italiener auf die Behauptung von Bua und Saati beschränken? Dann glimmt die Kriegsgefahr unter der Asche weiter fort. Ras Alula wünscht in dem eben mitgetheilten Briefe den Frieden, aber unter der Bedingung, daß „jeder auf seinem Gebiete bleibt“. Daß er Bua als dem Regus gehörig betrachtet, hat er wiederholt kundgegeben. Die Gefahr eines neuen Krieges mit Abessinien würde um so größer sein, wenn diesem Lande nicht eine exemplarische Züchtigung für die That von Dogali zu teil wird. Die Engländer unternahmen im Winter 1867 unter gewaltigen Kosten mit etwa 11 000 Mann den Zug nach Magdala, um ein paar gefangene Offiziere zu retten, und Italien wollte die Hinmordung von 500 tapferen Söhnen ungerächt lassen? Dann wäre es mit seinem Einfluß am roten Meere vorbei.

Es ist übrigens nicht ohne Interesse, zu sehen, wie die öffentliche Meinung Italiens auch hinsichtlich der gegen Abessinien zu ergreifenden Maßnahmen eine Schwenkung durchgemacht hat. Anfangs Rachegehrrei auf der ganzen Linie, ähnlich wie es erscholl, als Ende 1884 die Ermordung des Afrikareisenden Bianchi durch die Somalis, oder im Frühjahr 1886 die des Grafen Borro durch den Emir von Harrar bekannt wurde. Am 4. März jedoch schreibt der „Diritto“ bereits:

„Die Bedingungen Italiens dürfen keine anderen sein, als die Wiederbesetzung unserer früheren Stellungen unter Hinzunahme von Nilet und die Anerkennung der italienischen Herrschaft in diesem Gebiet von seiten Abessiniens.“

Das bedeutet eine fortdauernde Belassung von 5—6000 Mann italienischer Truppen bei Massaua mit der unveränderten Aufsicht auf weitere kriegerische Entwicklungen, eine Schädigung des Heeres und eine nicht unerhebliche Vermehrung der ziemlich unproduktiven Kosten für Afrika.

Nach unserem Dafürhalten wird Italien — wenn es weiteren Rückschlägen für die Folge vorbeugen will — eine kräftig geführte Unternehmung in das Innere von Abessinien nicht vermeiden können. Das Blutbad von Dogali erweist sich hierfür als ein geradezu günstiges Ereignis, da es der italienischen Regierung die Möglichkeit gibt, den zur Wahrung der nationalen Würde unternommenen Zug auch für seine Handelsinteressen energisch auszubenten. Der Tag von Dogali hat den Italienern eine Art Rechtstitel gegen den Regus gegeben.

Daß die italienische Nation im Stande ist, eine Expedition in das Innere von Abessinien mit Erfolg durchzuführen, bedarf nicht der Versicherung. Das erforderliche Geld muß sich in einem Falle, wie dem vorliegenden, wo es sich um die Ehre der Nation handelt, finden. Am unrechten Orte sparen, kostet beinahe ausschließlich am Ende nur mehr.

Freilich treten einer italienischen Unternehmung in das abessinische Hochland größere Schwierigkeiten entgegen, als der englischen im Jahre 1867/68. England verfügte über die zu solchem Zweck ungleich geeigneteren indischen Truppen und fand die Abessinier weniger geeint als heute, minder gut im Kriegshandwerk geübt und schlechter bewaffnet. Hat doch erst im vergangenen Jahre die italienische Douane zu Massaua 13 000 Remington-Gewehre, die von England kamen, nach Abessinien passieren lassen müssen.

Jedenfalls aber wird Italien mit Rücksicht darauf, daß die heiße Jahreszeit —

und damit der Wassermangel — am Roten Meere im April beginnt, nicht vor dem Oktober an eine Unternehmung im größeren Stil denken können. Bis dahin dürfte also bei Massaua Ruhe herrschen, falls die bevorstehende Wiederbesetzung von Arasali, Bua und wohl auch Saati nicht neue Zusammenstöße im Gefolge hat.

Eröffnet Italien aber einen Feldzug gegen Aethiopien, so wird seine militärische Leistungsfähigkeit dadurch in einem Maße in Mitleidenschaft gezogen, daß seine Bedeutung als Verbündeter in einem europäischen Kriege für einige Zeit sehr erheblich herabgemindert wird. Hierin liegt hauptsächlich die politische Bedeutung der Vorgänge bei Massaua. Italienische Blätter haben denn auch sofort den feindseligen Einfluß fremder Mächte bei dem gewalthätigen Vorgehen des Negus wittern wollen — es werden Frankreich und Rußland genannt —, und es muß zugegeben werden, daß die hämischen Bemerkungen der Presse dieser Länder über den Unfall von Dogali einen solchen Verdacht bestärken. Tatsächlich ist der französische Konsul in Massaua, Saumagne, aus „Gesundheitsrücksichten“ bereits abberufen worden.

Man darf auf die weitere Entwicklung der Verhältnisse am Roten Meere gespannt sein.

Nachschrift der Redaktion. Seit der Drucklegung des Vorstehenden ist es dem General Genè gelungen, die Expedition Salimbeni durch weiteres Entgegenkommen gegen Ras Alala zu befreien. Aus der hier gegebenen unparteiischen Beurteilung der Sachlage ergibt sich von selbst die Erklärung dafür, daß Genè trotzdem aus Massaua abberufen werden mußte. Seine letzten Maßnahmen ließen es gar zu deutlich erkennen, daß Italien wirklich als zeitweilig besiegte Macht mit dem Gegner unterhandelte, und das stand mit der nationalen Sagenbildung in greifbarem Widerspruch.



## St. Hildegund von Schönau.

Eine Legende.

Von

Bernhard Schädel.

(Schluß.)

### XI.

Die größte Glocke des Klosters, die nur bei feierlichen Anlässen geläutet wurde, ertönte heute, langsam und feierlich, in mächtigen Schlägen. Wie gern hätte der eifrige Bruder Sakristan und seine beiden Gehilfen auch die anderen Glocken gezogen, aber durch einen erst neuerdings ergangenen Bescheid des Generalkapitels war, um der auch in den kleinsten Dingen zu erstrebenden Einfachheit willen, verboten worden, zwei derselben zu gleicher Zeit zu läuten. Und wie schön und erbanlich hatte es in früheren Tagen doch geklungen, wenn ein mächtiges Meer von Tönen über das Thal flutete und Feststimmung in jedes Herz brachte. Plötzlich legten sich dann die Wogen, und nur noch die Gebetglocke rief mit ehernem Munde die Gläubigen auf, während die letzten Wellen des Zusammenläutens an den fernern Baumwipfeln verzitterten. Aber es sollte nun nicht mehr sein. Schweigen und Gehorchen war da die einzige Pflicht. Selbst Bedauern, wie viel mehr Beklagen, wenn es auch nur im stillen Herzen geschah, schien verwerflich und sündhaft. Das war auch der Grund, warum man gar nicht einmal daran dachte und noch viel weniger davon sprach, was doch früher so gut wie bestimmt war, daß die Türme jezt, da das Kloster täglich reicher wurde, höher gebaut werden sollten. Derselbe Tag, der dem Zusammenläuten ein Ende gemacht, hatte auch den Bauhoffnungen ein Ziel gesetzt: es war damals in Citeaux beschloffen worden, daß keine hohen steinernen Türme an die Klosterkirchen gebaut werden sollten und daß selbst der Glockenbau nicht von unmäßiger Höhe sein dürfte. Und wie einfach und schmucklos mußte gar die Kirche selbst sein. Die Kirchenthüren, aus roh behauenen Holze gearbeitet, waren weiß angestrichen. Schnitzwerke und Bilder waren nicht gestattet, nur ein einziges Bild des Gekreuzigten durfte in der Kirche hängen. Glasmalereien und kunstvolle Fußböden waren verboten. Die Kreuze durften nur von Holz und nicht mit Gold verziert sein. Kurz überall, selbst in der Feier des Gottesdienstes und seinem Schmucke, die größte Einfachheit. Aber trotz dieses Zurückdrängens alles dessen, was durch sein bloßes Dasein schon veredelnd wirkt, wie erhebend waren die

Feste des Klosters für alle Teilnehmer, wie wuchs der Einfluß des Ordens in allen Ländern! — An Festen wenigstens war auch äußerlich in der Kirche die Feier bemerkbar, freilich nur einem gestübten Mönchsauge, dem auch die kleinste Veränderung in der täglich gleichen Umgebung auffiel: das Altarkreuz und der Reliquienschrein wurden bei der Messe der Verehrung ausgesetzt. Das war aber auch das Äußerste, was an Prachtentfaltung erlaubt war. Alle Versuchungen, die der Sakristan wachend und in seinen Träumen hatte, in denen Kelch und Weinlauge von Gold blinkten, in denen er den Abt bei der Feier der Messe auf einem farbenprächtigen Teppiche stehen sah und mächtiges Glodengeläute von riesigen Türmen herab erschallte, mußte er redlich widerkämpfen. Es war ihm freilich, wenn er mit bereiteter Zunge und in schwärmerischen Ausdrücken, wie sie ihm sein Herz eingab, dem Prior die geschaute Pracht beichtete, die er selbst längst als sündig erkannt hatte, als ob der strenge Mann nicht so gar unwillig darenin schaute, ja als ob er die Schilderung des Gesehenen nicht ungern hörte. Und gar wenn er vor einem hohen Feste überschwängliche Gesichte gehabt hatte, die selbst in seinem Benediktinerkloster ihre Verwirklichung hätten finden können, dann lächelte der Prior und tröstete ihn noch mit den Worten: „Bruder, Sünde ist's freilich, aber Gott wird dir vergeben, was du um seinetwillen thun willst.“ Seiner Schuld entladen, wenn auch nicht getröstet, denn er wußte, die Versuchung lehrte doppelt stärker wieder, ging er dann hin und zündete die zwei elenden Lichter an, die an den Hauptfesttagen brennen durften, und hing dem Altar die einfarbige Decke um, er, der in der Nacht von einem ganzen Meere von großen, starken Wachskerzen auf goldenen Leuchtern geträumt und Dedes gesehen hatte, die in dem Scheine der Lichter wie Purpur glühten und von Edelsteinen glänzten.

Waren aber auch die äußeren Zurüstungen zu den Festlichkeiten nur gering, so reichte doch allein schon der Umstand hin, daß die von der Arbeit der vergangenen Tage ermüdeten Brüder heute feiern durften, um sie in freudige Stimmung zu versetzen. Sie bewegten sich nur langsam und wie mit Anstrengung, auch nahmen sie sich Zeit zu allem, was sie thaten. Nahevoll gingen sie jetzt über den Hof hin und reiheten sich zum Zuge, um nach der Kirche zu gehen. Sie kamen aus dem Kapitel, wo die drei Novizen, die heute Brüder werden sollten, endgültig über ihren Besitz verfügt hatten. Das Kloster hatte heute in aller Augen einen Schritt vorwärts gethan. Es war aber auch erstaunlich, wie eifrig die neuen Brüder waren. Nicht nur, daß sie dem Kloster so reiches Gut zubrachten, wie es seit den Tagen des Bischofs Buggo von Worms, seines Stifters, nicht mehr erhalten hatte, sie schonten sich auch selbst in keiner Weise. Hatten sie sich nicht gegenseitig heute morgen geheißen, daß der Herr Abt selbst ihnen topfschüttelnd Einhalt geboten hatte?

Es war nach der Prim gewesen, als der Konvent sich zum Kapitel versammelt hatte. Nachdem der Abt eingetreten war und sich alle vor ihm verneigt hatten, war der Vektor an den Lettner gegangen und hatte erst eine fromme Betrachtung und dann ein Stück aus der Ordensregel vorgelesen. Darauf hatte er eine Schreidtafel genommen und die Namen derjenigen genannt, die etwas zu verbüßen und Abbitte zu thun hatten. Es waren nur kleine Vergehen, deren sich ein paar jüngere Brüder schuldig gemacht hatten, und eine am Festtage doppelt peinliche Bücktigkeit war heute glücklicherweise nicht nötig gewesen. Darauf hatte er die in früheren Jahren an demselben Tage verstorbenen Brüder verlesen, worauf der Abt gesagt hatte: „Sie ruhen in Frieden!“ Die ganze Versammlung hatte diesen Wunsch mit: „Amen“ bekräftigt, der Zeit gedenkend, in der er auch für jeden von ihnen gesprochen würde. Darauf hatte der Abt die Klosterdisziplin gehalten, die er mit den Worten eröffnete: „Lasset uns nun reden von unserem Orden.“ Die Novizen waren alsdannorgetreten und hatten die Urkunden über ihre Besitzverfügung dem Abt mit gebeugtem Knie überreicht. Schweigend waren sie an ihren Platz zurückgekehrt. Von nun an hatten sie kein Eigentum mehr. Dann hatte der Abt noch gefragt, ob jemand, von seinem Gewissen getrieben, sich selbst zu

einer Kasteiung verurteilt habe. Da war das Merkwürdige geschehen. Zu aller Erstaunen war Berthold vorgetreten und Josef hatte ihn gezeißelt. Für alle Brüder, die doch schon so oft Bestrafungen beigeohnt hatten, war es ein seltsamer Anblick gewesen, die hohe Gestalt Bertholds auf den Boden knien und ihn seine kraftvollen Glieder den unbarmherzigen Schlägen seines Freundes darbieten zu sehen. Wie mußte dieser sich in der Gewalt haben, um so, ohne auch mit den Augen zu zucken, hart und gefühllos die Strafe anzuküßen. Aber noch größer wurde das Erstaunen, als nun Berthold die Geißel ergriff. Josef war niederkniet, hatte sich dabei vornüber gebengt, als ob er sein Antlitz verbergen wollte, und Berthold war hinzutreten und hatte die Strafe an ihm vollzogen. Es war schmerzlich gewesen zu sehen, wie beide, als ob sie sich gegenseitig eurführen wollten, die Geißel geschwungen hatten. „Es ist meine Schuld, ich will mich bessern,“ riefen Beide, der den Büßern allein gestattet war, hatte man beide stöhnen hören. Die ganze Bußvollstreckung war so rasch geschehen, als ob sie verabredet gewesen wäre. Der Abt, ergriffen von dem Eifer der neuen Brüder, hatte früher wie gewöhnlich das Zeichen zum Aufhören der Bestrafung gegeben. Darauf hatte der ganze Konvent sich gen Osten verneigt und ans dem Saale entfernt. Die Brüder waren noch ganz erschüttert und sahen sich fragend einander an. Nun zogen sie unter Glockengeläute in langem, feierlichem Zuge der Kirche zu, wo die Weiße statthaben sollte.

Am erregtesten über das geschehene Schauspiel war Christophorus. Er ging wie im Traume. War er, der gelehrteste von allen, durch sein Wissen so aufgebläht, daß er es nicht gemerkt hatte, wie andere an Eifer und Frömmigkeit ihn überragten? Hätte er nicht auch durch ein besonderes Werk, durch Fasten oder Kasteien, einen guten Eintritt in die Bruderschaft haben und seinem Pfliegerater Ehre machen können? Freilich wußte er, daß Herr Eberhardus keinen besonderen Gefallen an Geißelungen fand, aber stolz würde er doch gewiß gewesen sein, wenn der Herr Abt ihm seinen Eifer und Mut gerühmt hätte. Warum hatten auch die beiden Konnovizen ihm nichts von ihrer Absicht vorhergesagt? In der letzten Zeit waren sie überhaupt nicht zu begreifen. —

Nun standen die Brüder im Halbkreis um den Altar herum, hinter ihnen der Novizenmeister. Ein leiser Gesang ertönte, Kantor und Sakristan traten vor mit Scheren in der Hand, die Novizen knieten nieder und ihr Scheitelhaar fiel unter scharfen Schnitten zur Erde. Dem Alter nach, Berthold zuerst, dann Christophorus, darauf Josef, traten sie nun vor den Prior hin und thaten Profeß, indem sie mit laut erhobener Stimme das Ordensgelübde von einem Blatte ablasen. Herr Gottfried hatte gestern recht gehabt: alle drei lasen mit solcher Leichtigkeit und solchem Verständnis, daß es schwer war, Lehrer und Schüler zu unterscheiden. Dann traten sie zum Altar hin, an dem der Abt stand, und überreichten ihm das Pergament, auf dem sie mit eigener Hand ihr Gelübde niedergeschrieben hatten. Nachdem der Abt gebetet und die Bruderschaft kunstreiche Wechselgesänge gesungen hatte, verneigten sich die Novizen gegen den Abt, den Prior und die Brüder und knieten zur Einsegnung vor den Stufen des Altars nieder. Der Abt, mit seinem Stabe in der Hand, reichte jedem die Rechte und richtete sie auf. Darauf weichte er die Kutte, die der Novizenmeister bereit hielt, half ihnen das Novizenkleid ausziehen und legte ihnen das Mönchsgewand an. Jede Handlung wurde mit einer passenden Bibelstelle begleitet.

Soweit war die Feier wie alljährlich verlaufen und nahte sich bereits ihrem Ende, als eine Unterbrechung eintrat, deren die Brüder noch lange gedachten. Schon hatte Josef, der in der Zerfurchung seines Herzens wieder zu Boden gesunken war und die Arme reuig über der Brust gekreuzt hatte, als letzter die Kutte an, als er bei den Worten des Abtes: „Der Herr ziehe dir den alten Menschen aus mit seinen Werken“ am ganzen Leibe zu zittern begann, das Blut vollständig aus seinen ohnehin schon bleichen Wangen wich und er wie leblos zu Boden fiel. Berthold wollte ihn noch aufhalten, aber der Körper sank an ihm hinab. Der Novizenmeister, der bei der Einkleidung behilflich war,

hatte ihm nur mit Mühe die Kutte vollständig anlegen können. Es war ihm gewesen, als wenn Josef, ehe er ohnmächtig geworden war, sich gegen seine Berührung gesträubt hatte. Zum Glück aber war er damit zu Ende gekommen, und so war kein Zweifel, daß Josef als Mönch eingekleidet war und die Weihe empfangen hatte. Nun lag er wie tot vor dem Altar.

Der Sichenmeister nahm eine der Matten, die auf dem Boden lagen, schob Josefs Körper mit Hilfe einiger Mönche darauf und so trug man ihn abseits in den Chor, wo man ihn einstweilen niederlegte, um den Schluß der heiligen Handlung nicht zu lange hinauszuschieben. Dann ging die Feier, als alle wieder an ihrem Platze waren, ruhig zu Ende.

Wie staunten aber die Brüder, als sie darauf, um nach Josef zu sehen, zu ihm hintraten, und er, immer noch unbeweglich ruhend, die Augen geschlossen, mystische Worte leise in lateinischer Sprache redete. Niemand verstand, was er sprach. Er redete mit den Engeln. Endlich vernahm man einzelne Worte: „Angelus locutus est in altitudine laetitiae. Der Engel spricht. Hört ihr ihn? Euch versucht der Teufel auch alle, Tag und Nacht. Seid ruhig, wir besiegen ihn. — Wieviel Tausende blicken mich an. Ihr müßt fort von hier. Baut ein neues Kloster, ihr seid bald mehr als sechzig. Dort ziehen die zwölf Brüder und der neue Abt. Vergesst nicht die Bücher mitzunehmen: psalter hymnarium, collectaneum, antiphonarium — graduale — missale — und die Regel.“ Die letzten Worte hatte Josef immer leiser und langsamer mit Anstrengung gesagt, als ob er die Namen der von dem Abte eines Mutterklosters bei einer Neugründung mitzubehaltenden Bücher im Novizenunterrichte herjagen müßte. Es hatte wahrhaft unheimlich geklungen. Darauf schwiug er und lag totenstarr da.

Der Abt, der mit Staunen die Aussendung eines Tochterklosters, an die er selbst im Innersten seines Herzens schon zuweilen gedacht hatte, vor der ganzen Kongregation öffentlich hatte verkündigen hören, wußte nicht, was er von dieser Prophezeiung denken sollte. Die Brüder sahen sich verwundert an.

Da Josef nicht wieder erwachte, gab der Abt den Befehl, ihn in das Krankenhaus zu tragen und mit Sorgfalt seiner zu warten. —

Gegen Mittag des andern Tages ward der Sichenmeister Wyrnich zum Abte beschieden. Heute morgen nach der Messe hatte Herr Gottfried von seinem Freunde Abschied genommen. Lange hatten sie gestern abend noch zusammen gefessen und von der Konsekration, von ihren Schülern und den merkwürdigen Worten Josefs gesprochen und manchen Krug guten Würzburgers dabei geleert. Herr Eberhardus hatte dem Abte versprochen, von Josefs Verkündigung mit dem Bischofe zu reden. Sie hatten sich gefreut, daß sie diesmal, mehr wie jemals zuvor, in ihren Ansichten übereinstimmten und waren in Herzlichkeit von einander geschieden. Der Gedanke, Vaterabt eines neuen Klosters zu werden, ging Herrn Gottfried immer wieder durch den Kopf. Jetzt wollte er Bericht hören von dem Befinden Josefs.

Die schlürfenden Tritte des Sichenmeisters, der einen Fluß in den Beinen hatte, kamen schon über den Hausflur näher. Der Abt, der müde von den Anstrengungen des vergangenen Tages, langsamgestreckt auf der Wandbank gelegen hatte, setzte sich in Würde aufrecht. Nach einigen gleichgültigen Worten der Begrüßung und nachdem er, um nicht unziemliche Neugierde zu verraten, sich nach dem Befinden aller seiner Pflegebefohlenen erkundigt hatte, fragte er nach Josef. Nun aber waren die Schleusen geöffnet.

„Herr Abt“, antwortete der alte Mann erregt, „es geschehen Wunder und Zeichen. Gott sucht uns heim. Nein, daß das gerade bei uns sein muß, wo so etwas noch nie war. Es ist vielleicht eine Gnade vom Himmel, Gott sei's gedankt! Ich habe viel gehört und viel gesehen, aber so etwas noch mein Leben nicht. Drei oder vier Stunden lag er wie tot. Ich hielt ihm eine Feder vor den Mund, aber von Atem war nichts mehr zu spüren. Gegen Abend aber fing er noch einmal an zu reden und uns zu ermahnen und zu warnen. Es war gerade, als ob er nur wiederholte, was ihm einer

vorsagte. Seine Stimme hatte einen so merkwürdigen Klang, wie wenn sie weit her käme. Die Augen hatte er geschlossen und regte keinen Finger. So lag er den ganzen Tag und die ganze Nacht, ohne Speise und Trank. Heute morgen, als ich nach ihm sehen wollte, war er aufgestanden, sprach als wenn nichts gewesen wäre, sah aber aus, als wenn er aus dem Grabe heranskäme. So weit wars gut. — Aber wie ich gerade nach meiner Küche gehe, um einen Trunk für Bruder Gottschalk zu holen — ich weiß nicht, was es mit dem werden soll, er ist immer noch nicht besser — höre ich im Hof Josef mit lauter Stimme sprechen und beten und Gott danken. Ich dachte erst, er hätte den Verstand verloren. Als ich hinging, standen schon einige Brüder um ihn herum und andere eilten herbei, als sie den ungewohnten Lärm hörten. Wie verzückt stand Josef hochauferichtet in ihrer Mitte. Die Hände hatte er über der Brust gefaltet, seine schwarzen Augen waren weit aufgerissen und er sprach so laut, wie der Vektor im Kapitel. Wie er in der Krankenküche vor seiner Suppe am Fenster gefessen hätte in der Sonne, jagte er, habe plötzlich von Norden her eine zweite Sonne, so hell und noch viel heller wie die wirkliche, die Küche und das ganze Krankenhaus und alle Klostergebäude durchschienen. Dem Lichte, das er früher nie in seinem Leben gesehen habe, sei er nachgegangen und an den Altar in der Kirche gelangt, von dem all der Glanz ausstrahlte. Dort hat heute der alte Wolfram die Messe celebriert. Von seiner Stirne, behauptete Josef, sei Licht und Feuer in Gestalt von zwei Hörnern ausgestrahlt. Um den Altar aber seien eine solche Menge Engel geschwebt, wie er noch nie zuvor gesehen hätte. Das sagte er alles mit schönen, frommen Worten, so daß man sehen konnte, daß er's glaube. Mit Mühe konnte ich ihn beruhigen und wieder ins Haus zurückführen. Er wurde nicht müde, sowie er neue Brüder sah, die ihn umstanden, zu erzählen, was er gesehen hatte. Nun sitzt er glücklich wieder in der Küche und iszt seine Morgensuppe. — Was sagt Ihr nun dazu, Herr Abt? Ist so etwas je hier vorgekommen? Wolfram und alle anderen haben nichts gesehen und nichts gehört. Was soll man nun mit ihm machen? Er ist noch so jung, es ist schade für ihn. Aber ich glaube, weiß Gott, daß er nicht lange bei uns bleibt, weil er schon gestern mit den Engeln gesprochen hat."

"Ehe ich etwas bestimme," sprach Herr Gottfried nachdenklich, "will ich noch mit dem Prior reden. Einzwischen wird es gut sein, wenn du ihm sechs Blutegel an den Kopf legst, bis er ruhiger wird und schläft."

"Herr Abt," antwortete Bruder Hyrich zögernd, "wenn ich meine Meinung sagen soll — Ihr müßt's ja besser wissen — so glaube ich mit Erlaubnis, daß sein Kranksein von übertriebener Kasteiung und zu laugen Fasten herkommt. Er sieht ganz danach aus. Ruhe und gute Pflege, meine ich, müßten ihm mehr helfen. Meiner Erfahrung nach sehen immer die Brüder, die am wenigsten Blut im Leib haben, die meisten Geister. Sechs Eier, schätz' ich, müßten ihm besser helfen, wie sechs Blutegel. Aber ganz wie Ihr meint."

"In vielen Fällen," antwortete der Abt überlegen lächelnd, "hast du gewiß recht, aber bei Josef ist die Sache anders. Deine Eier wird er nicht mögen. Er muß vor allem Ruhe haben, denn sein langer Schlaf hat ihn eher erschöpft wie erquickt. Verlaß dich darauf. Heute abend vor der Komplet komme ich noch einmal wieder."

Als Bruder Hyrich die Thüre hinter sich geschlossen hatte, streckte sich Herr Gottfried wieder auf die Bank. In tiefe Betrachtungen versunken lag er lange da, von den Fliegen umsummt. Durchaus angenehme Gedanken durchzogen sein müdes Haupt. Sollen die Erscheinungen, denen Josef gewürdigt wurde, wirklich die Aussendung des Tochterklosters ermöglichen helfen? War es nicht mit Gewißheit zu erwarten, daß die Kunde von dem Geschehenen überall bekannt werden würde? Noch keinem Kloster hatte es geschadet, wenn Gott wunderbare Ereignisse darin hatte stattfinden lassen. Wie bald war die Zahl der Brüder zu groß für das Kloster, wenn nur einigermaßen sich Novizen meldeten. Dann mußte Platz geschafft werden. — Und war

es nicht möglich, daß Bruder Josef noch mehr erlebte? Wer hätte das dem munteren Knaben früher angesehen! Ja, es ist wunderbar, wie mancher sich im Kloster ändert. — Was soll da kräftige Kost? Wahr ist's ja, rote Backen und feste Glieder sind vor Erscheinungen sicher. Bluteigel aber schaden auf keinen Fall. Wenn Gott ihn noch mehr will schauen lassen zur Ehre unseres Klosters, so muß er nicht aussehen wie ein mehlbäuchiger Bauernlummel.

Mit diesem endgültigen Beschlusse seiner Betrachtungen entschlummerte Herr Gottfried sanft.

## XII.

In den nächsten Wochen nahm Josef rasch ab. Seine Kraft schwand immer mehr, und oft klagte er über unerträgliche Schmerzen. Die Bluteigel hatten ihm nicht geholfen. Er sprach selbst dann nicht mehr, wenn es ihm erlaubt war, und nur auf die dringendsten Fragen gab er Antwort. Er hatte sich zwar wieder erhoben, aber wie verwandelt schlich er an der Mauer in der Sonne umher. Alle Brüder bemitleideten ihn. Wyrich wußte nicht genug seine Geduld zu rühmen. Der Abt hatte ihm von aller Arbeit Dispens erteilt. Um Beschäftigung zu haben, übte er sich unter der Anleitung des Bruders Schreibmeister mit drei anderen Brüdern, die eben an einem neuen Meßbuch abschrieben, auf dessen Vollendung der Herr Abt drängte. Das alte bestimmte er im Geiste schon für das Tochterkloster. Josef zog Linien in das Pergament und untermalte die Initialen. Jeden Sonntag-Abend holten sie sich noch Tinte und Federn und die Handschrift, an der sie arbeiteten, beim Kantor, der zugleich die wenig umfangreiche Bibliothek unter sich hatte, und am Montag früh gingen sie schweigend an ihr Werk.

Seine Konnovizen sah Josef jetzt seltener, da die Ernte nahte und es vorher noch viel im Garten zu thun gab. Schon seit Wochen aß und schlief er im Krankenhaus und nur in der Kirche noch, wo er auf dem Krankenplatze saß, und manchmal im Kapitel sah er die beiden. Christophorus, der ruhig und sicher seinen vorgezeichneten Weg ging, verstand ihn nicht mehr recht. Schweigend drückte er ihnen die Hand, und in altem Glanze feuchtete sich sein Auge, wenn er Berthold sah. Nie aber sprach er mit ihm allein.

Als Berthold einst, von Sorgen um Josef gequält, an die Thüre des Sprechhauses geklopft hatte und ihm der Prior erlaubte, mit Josef zu reden, und ihn ruhen ließ, da hatte Josef, in Vorahnung der nahen Trennung, Abschied von ihm genommen. „Bald bin ich am Ziele. Verzeihe mir, daß ich dir mein Geheimnis nicht entdecken kann, du würdest sonst alles begreifen. Wenn ich begraben werde, wird an mir erscheinen, daß alle staunen werden und der göttlichen Gnade Dank sagen. Lebe wohl, ich weiß nicht, ob ich dich noch einmal sehe. Dort oben aber sehen wir uns wieder, wo sie — weder freien noch gefreit werden. Wie gerne würde ich dir alles vergolten haben! Harre aus und vollende deinen Lauf. Sprich jetzt nichts mehr. Geliebter, ich bin zu müde. Lebe wohl!“

Mit diesen Worten hatte er sich an Bertholds Brust geworfen und war dann schluchzend in das Krankenhaus zurückgewandt. Bertholds Geist aber war tagelang unter dem Eindruck von Josefs Leiden wieder mehr umdüstert, wie je zuvor. —

Von da an hatte Josef allabendlich Fieber. Erst nach seinem Tode erfuhr man, was einzelne Brüder zu jener Zeit zufällig von den Seelenkämpfen Josefs und seinem männlichen Ringen mit angesehen hatten. Bruder Gottschalk, der schon so lange krank war, hatte eines Abends gehört, wie Josef, der auf der Schwelle des Krankensaales ausgestreckt mit dem Gesicht auf der Erde lag und leise betete, plötzlich ausgerufen hatte: „Wenn du mich nicht an den Füßen hinausziehest, Satan, so gehe ich nicht!“



Lebendig bekommst du mich nicht hinaus! Schauernd hatte Gottschalk das Gehörte einem anderen Mönche, Bruder Goswin, mitgeteilt, der ein gewisses Ansehen im Kloster hatte, weil er die Gabe der Vorausagung besaß.

Bald darauf sah Goswin im Hofe Josef sitzen und sagte zu dem ihn begleitenden Prior, indem er auf Josef deutete: „Den sucht der Teufel an feuriger Kette aus dem Kloster zu ziehen. Wenn Gottes Hilfe sich nicht seiner erbarmt, kann er unmöglich bleiben.“ Als Josef vom Prior erfuhr, was der heilige Mann von ihm gesehen und gesagt hatte, erschral er, verlor die Farbe, und da er sein Geheimnis verraten glaubte, fragte er: „Hat er dir nichts anderes noch gesagt?“

„Nichts weiter.“

Da lächelte Josef unmerklich und sagte: „Ei, dein Prophet hat keine Augen, um zu sehen, was jetzt noch verborgen ist. Mein Geheimnis kann er nicht durchschauen.“

Trotz dieses Spottes nahm Goswins Ansehen zu. Es kam aber eine Zeit, in der man auch Josefs Worte verstand. —

Zweimal noch war er in der Nacht an das Klosterthor gegangen. Das eine Mal war er von einem Kranken gehört worden, und der Sichenmeister hatte ihn zurückgeholt. Das zweite Mal fand man ihn am frühen Morgen feucht und erstarrt im Grafe, er mußte bereits mehrere Stunden da gelegen haben. Er konnte nicht mehr gehen und mußte ins Krankenhaus getragen werden. Als er erwachte, waren seine Züge verzerrt und er klagte über unerträgliche Schmerzen. Gegen Abend ward er ruhiger und verlangte nach Christophorus, dem er sagte, daß er sterben würde, und verlangte zu beichten. „Wie wirst du scheiden?“

„Gut und ruhig, denn meine Schuld ist von Gott getilgt.“

„Wem willst du beichten?“

„Dir.“

„Mir doch nicht, dem Abt oder dem Prior. Hüte dich, daß du nichts verheimlicht. Wer seine Sünde verbirgt, wird nicht rein.“

„Ich will nichts mehr verheimlichen und“ — setzte er matt hinzu — „alles thun, was du willst.“

Christophorus eilte hin und rief den Prior. Als dieser die Beichte hörte und bei der üblichen Aufzählung die Frage stellte: „Hast du nie mit einem Weibe gesündigt?“, antwortete Josef fest und bestimmt: „Nie, weder mit einem Weibe noch mit einem Manne.“ Der Prior verstand das Wort nicht, da ihm aber Christophorus mitgeteilt hatte, daß Bruder Josef offenbar schon nicht mehr genau alles unterscheiden könnte, denn er habe ausfangs ihm beichten wollen, so hielt er den überflüssigen Zusatz für ein Zeichen vorübergehenden Irreseins, absolvierte den Kranken, reichte ihm den Leib des Herrn und salbte ihn mit dem heiligen Oele. Hierauf wurde Josef immer schwächer, und eine andauernde Bewußtlosigkeit kündigte den nahen Tod an. Sie hielt die ganze Nacht über an. Als Josef schon im Todeskampfe lag, als er anfang mit den Händen zu arbeiten und zu röheln, machte er sich noch einmal verständlich und ließ wiederum Christophorus rufen. Es war zu spät. Er erkannte den neben ihm Knieenden nicht mehr und vermochte auch nicht mehr zu sprechen. Sie vermuteten später, er habe vorgehabt, ihm für Berthold, dem er seinen jammervollen Anblick habe sparen wollen, einen Auftrag zu geben. Es wurde immer schlimmer mit ihm. Bruder Wynrich schüttelte bedenklich das Haupt: „Diesmal ist's aus.“ Weinend und klagend eilte Christophorus zum Abt. Der Todeskampf währte bis Mittag.

Indessen war nach der Klosterfütte eine Matte mitten im Krankensaale auf dem Boden ausgebreitet und der Sterbende darauf gelegt worden. Nachdem die Mittagsmahlzeit vorüber war, wurde die Tafel geschlagen und die Kongregation zusammengerufen. Es war Brauch, daß, wenn ein Bruder im Sterben lag, der ganze Konvent, um ihm den Glauben vorzubeten, sich um sein Lager scharte, und daß er nicht wie

sonst durch den Ton der Glocke versammelt wurde, sondern durch den Schall starker Schläge, die wider ein großes, hölzernes Brett gegeben wurden. Alle Brüder waren eiligst gekommen, nur Berthold fehlte. Der Kantor brachte nun dem Abte das Buch, der Sakristan Stab und Stola, während dienende Brüder Kreuz, Licht, Weihrauchfass und Weihwasser herbeiholten. Der Abt war bereit, die Einsegnung zu vollziehen. Erst ertönte eine Sterbepsalmodie, darauf eine Vitaei. Als man an der Stelle war, wo es heißt: „Befiehl, daß der Geist deines Knechtes in Abrahams Schoß hinaufgetragen werde“, hörte man ein mattes Achzen. Eisfalt durchlief es die Reihen der Brüder. Noch einmal zuckte der Sterbende zusammen, und die Zunächststehenden sahen, daß Josef ausgesitten hatte. — —

Während der Tod dies eine Opfer verschlang, wurde ein anderes für ihn hergerichtet. Berthold lag seit gestern im Siechenhaus in Bruder Wynrichs Pfllege. Als Josef bei der Feier seiner Mönchsweihe zusammengesunken war, hatte er ihn, da er sein Zittern bemerkt hatte, nicht aus den Augen gelassen, ihn unter den Armen gefaßt und mit Anstrengung aller Kräfte so lange gehalten, bis er die Kutte hatte und damit die Weihe vollzogen war. Es war nur ein Augenblick lang gewesen, aber er selbst war so matt und so erschöpft durch die Aufregung der vergangenen Nacht, daß er zuletzt Josef sinken lassen mußte. Hart und schwer glitt der Körper an ihm hinab, und da er ihn nicht aus den Armen ließ, drückte die Last des Sinkenden den scharfkantigen Metallring, den Berthold um den Fuß geschmiebet trug, tief in das Fleisch, so daß er die unter dem Ringe ohnehin dünne Haut stark abschürfte. Anfangs hatte er die kleine, unbedeutende Wunde, die ihm keinen Schmerz verursachte, gar nicht beachtet und war damit umhergegangen. Die Salbe, die er dann darauf gethan hatte, mußte nicht die rechte gewesen sein. Der Fuß war jetzt geschwollen, brannte ihn an der Stelle, wo der Ring lag, und hing ihm wie ein Gewicht am Körper. Heute morgen konnte er schon nicht mehr darauf treten und mußte ruhig liegen. Selbst die Kräuterbäder und Umschläge des Siechenmeisters waren wirkungslos. Dieser hatte, als er die Wunde untersuchte, den Ring, den er zu seinem Erstaunen fand, durchseilen wollen. Berthold aber hatte ihm mit Entschiedenheit erklärt, daß er einen heiligen Eid geschworen habe, den Ring mit ins Grab zu nehmen, und daß er lieber sterben würde, als seinem Gelübde untreu werden. Die sinnreiche Auskunft Wynrichs, der ihm vorschlug, den abgeheilten Ring seinerzeit mit ins Grab zu nehmen, wies er lächelnd zurück. Wynrich hatte darauf sein ärztliches Gewissen damit beruhigt, daß der Ring die Anschwellung abhalte, das ganze Bein zu ergreifen. „Unter dem Ringe eitert es,“ sagte er zu dem dienenden Bruder, „und das leitet das Gift ab. Wenn das nicht wäre,“ sagte er in Erinnerung an das erprobte Mittel seines Abtes hinzu, „würde ich sechs Blutegel setzen. Gegen drei Sachen freilich hilft kein Kraut, gegen den Eid, gegen das Herz und gegen den Tod, und bei der vierten ist alles vergebens,“ dabei deutete er auf seine gichtgeplagten Füße und stampfte der Küche zu. Er wußte nicht, was er von seinem neuen Kranken halten sollte. Er hatte von ihm gehört, wenn auch nur im allgemeinen, darum aber gerade nur in um so übertriebener Weise, daß Berthold einst draußen in der Welt Ehren in Fülle genossen hatte. Das Leben im Kloster kannte er aus eigener Erfahrung genugsam, um zu erkennen, was Berthold aufgegeben hatte. Das Fleisch muß eben getödtet werden, wenn es ihm auch jetzt, wo er Siechenmeister war, Gott sei Dank, viel besser ging. Nun sah er Bertholds Krankheit immer zunehmen, kam es ihm doch sogar vor, als habe er schon Fieber, und trotz alledem war Berthold, dessen düstere, stolze Miene früher alle zurückgeschreckt, und vor der er sich gefürchtet hatte, nun, da er auf ein Lager geworfen war, wo schon die Besten seine Geduld auf die Probe gestellt hatten, der angenehmste, ruhigste, ja heiterste Kranke, den er sich wünschen konnte. Vom Sterben sprach er, als ob es sich darum handelte, hinüber ins Refektorium zu gehen, und von Josefs Tod, den er vor einer Stunde ihm mitgeteilt hatte, als ob er ihn nicht mehr lange zu beneiden brauche. Dankbar und freundlich war er überaus und

rühmte Wyrichs Kunst. Er war wie ein Mensch, dem eine große Gnade widerfahren ist. Schoneud hatte Wyrich von Josefs schmerzlosem Tode gesprochen, denn er hatte ein weiches Herz. Berthold aber hatte nach allem geforscht, war vollständig ruhig geblieben, hatte keine Thräne vergossen und lag nun mit friedlich verklärten Zügen da. Wyrich konnte ihn jetzt beruhigt verlassen und seines Amtes an dem Toten warten.

Berthold lag allein. Ein Gefühl seliger Gewißheit durchströmte sein Herz. Alle Angst und aller Zweifel waren nun geschwunden. Gott hatte ihm verziehen und ihn noch vor seinem Tode eines sichtbaren Zeichens seiner Vergebung gewürdigt. Was konnte er auf Erden mehr wünschen? Er hatte im Kloster gefunden, was er darin gesucht hatte. Und wie gut war es, daß er Josef so bald folgen durfte, hatte doch sein Leben jetzt keinen Zweck mehr. War es nicht die Berührung seines sterbenden Freundes, die ihm das Leben gab, indem sie ihn tötete?

So lag er lange in verworrenen Gedanken, bis ihn ein leichter Schlummer befiel, aus dem ihn aber bald ein in der Klosterstille ungewohntes rasches Hin- und Hergehen, ein erstauntes Sprechen, ja sogar laute Ausrufe des Zweifels erweckten. Es war ihm, als ob er den Bruder Kellermeister und Wyrich eifrig unten mit einander reden hörte. Immer lebhafter wurde es auf dem Hofe, es mußte etwas Außerordentliches geschehen sein. Er richtete sich auf seinem Lager auf. Da wurde die Thüre aufgerissen. Atemlos und schwerfällig, als trügen ihn seine Beine nicht mehr, schleppte sich Bruder Wyrich zu seinem Armstuhle, ließ sich schwer darauf fallen und leuchtete die entsetzten Worte: „Nicht möglich, nicht möglich! Mit meinen eigenen Augen gesehen! Nein, was man erlebt!“

„So spricht doch,“ fragte Berthold, „was ist denn?“

„Es glaubt's kein Mensch, kein Mensch. Es ist ja auch unmöglich. Und doch ist's wahr, hab's selbst gesehen -- Josef war ein Mädchen!“

„Ein Mädchen, Josef ein Mädchen? Bist du von Sinnen?“

„Möglich, — wer da seinen Verstand nicht verliert, der hat nichts zu verlieren! — Ich will dir erzählen, wie's war. Wie ich ihn waschen will und die Kutte aufmache, finde ich über der Brust her eine Binde fest gewunden. Ich sage dir, ich traue meinen eigenen Augen nicht, als ich sie mit Mühe aufgebunden hatte, und eile schnell zum Abte und erzähle ihm die Geschichte. Der Mann wurde blaß wie der Tod und wollte mir's nicht glauben. Endlich rief er den Prior und hieß ihn, mit den vier ältesten Brüdern mir als Zeugen in dieser Sache zu dienen. Wir gehen hin: der Tote war ein Weib, wie ich gesagt hatte, und kein Mann. Als wir's dem Abte berichteten, weinte er Thränen vor Ergriffenheit und sagte, es sei ein unerhörtes Wunder geschehen. — Kein Mensch hat je das Geringste geahnt. — Ja, ja, ich komme schon,“ antwortete Wyrich jetzt in den Hof hinab, wo sein Name mehrmals gerufen wurde.

Mit leuchtenden Augen hatte Berthold die Lösung des Rätsels vernommen, von dem ihm Josef gesprochen und das sein ganzes Wesen geheimnisvoll verhält hat. Nun war ihm alles klar. Nun erkannte er auch sein eigenes Herz, das gesprochen hatte, ohne von ihm selbst verstanden zu werden. Deshalb also war ihm Josef teurer geworden, als alle anderen Menschen. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. — Warum war es nicht möglich gewesen, daß sie hier auf Erden einander angehört? Doch was war die kleine Zeit, die sie getrennt gelebt hatten? Waren sie jetzt nicht für immer unauf löslich vereint da, wo sie weder freien noch gefreit werden? Jetzt verstand er Josefs Wort. Nun konnte der Tod jede Stunde kommen, er hatte noch kein Opfer gehabt, das ihn mehr erschnit hätte.

Gedröstet lag er lange Stunden in dem öden Saale, die Hände gefaltet.

Die Leiche wurde mittlerweile auf eine Bahre gelegt und in die Kirche getragen, wo das Totenamt gefeiert ward. Duster und ernst, aufrichtige Trauer im Herzen um den Bruder, den sie alle geliebt hatten, stand der Konvent um den Toten. Diejenigen, die das Geheimnis Josefs bereits gehört hatten, waren sich bewußt, einer Feier beizu-

wohnen, wie sie noch in keinem Kloster stattgefunden hatte. Durfte doch überhaupt kein Weib das Kloster je betreten oder nur auf einem Ackerhofe weilen. Und heute standen sie hier vor der Leiche eines jungen Mädchens, mit dem sie stets zusammen gewesen waren, das ihr Leben geteilt, mit ihnen gearbeitet und gebetet hatte und das ihr Bruder gewesen war.

Nachdem die Kom mendationen beendet waren, erzählte der Abt, was sich ereignet hatte der versammelten Schar, die zum größten Teil noch nicht wußte, was die ungewöhnliche Erregung ihrer Oberen zu bedeuten hatte: „Ihr seht, Brüder, diese Leiche, die hier vor euch liegt,“ sprach er. „Es ist nicht der Körper eines Mannes, wie wir glaubten, sondern der eines Weibes. Der allmächtige Gott hat gewollt, daß ein Mensch in unserer Mitte lebte, der bis zu dieser Stunde uns gänzlich unbekannt war. Seine Seele haben nun die heiligen Engel erhoben und ohne Zweifel zu dieser Stunde zu den Freuden des ewigen Lebens geführt. Sagen wir ihm also Dank, ihm, der uns diesen so erwünschten Schatz hinterließ, und der gewollt hat, daß wir einen solchen Fürsprecher im Himmel haben sollten.“

Bei diesen Worten weinten alle und waren nicht im stande zu respondieren. Der Abt mußte sie wiederholt ermahnen. Nachdem die Feierlichkeit mühsam zu Ende geführt war, stimmte der Kantor das Responsorium an: „Libera me domine“ und wieder mußte der Abt mit Winken und Zeichen die Mönche auffordern, ihren Schmerz nicht ausbrechen zu lassen und mit männlicher Festigkeit zu singen. Die Leiche wurde nun aufgehoben, in den Chor getragen und daselbst niedergelegt. Abwechselnd hielten mehrere Mönche in stillem Gebete Wache. Der Bruder Sakristan hatte es beim Abte durchgesetzt, daß ausnahmsweise die doppelte Anzahl Kerzen die Nacht über dabei gebrannt wurden. Der Konvent las Totenmessen. Zum Begräbnis ward die Leiche nochmals eingeseget und von vier Mönchen in feierlicher Prozession, den Abt an der Spitze, zu Grabe getragen. Als sie eingesenkt war, warf der Abt, stumm und schmerzergrißen, eine Handvoll Erde in die Grube. Der Konvent kehrte in die Kirche zurück, um das Requiem zu singen. —

Nachdem die Trauerfeierlichkeiten vollzogen waren, wurden, wie es die Ordenssitte erheischte, Briefe an die verschiedenen Klöster der Ordensverwandtschaft geschrieben, damit allerorten der in Christo Verschiedenen im Gebete gedacht würde. Da man ihren Namen nicht kannte, wurde in den Schreiben nur von der Magd Christi geredet, die zu Schönau verstorben sei. Der mit der Ueberbringung beauftragte Bote war angewiesen, besonders in den rheinischen Klöstern Nachforschungen anzustellen über das Vorleben der Jungfrau. Der Abt schrieb außerdem an verschiedene seiner Ordensbrüder in den Klöstern am Rhein vertrauliche Briefe, um zu erfahren, wer Josef war. Niemand konnte ihm eine Mittheilung darüber machen, die ihn auf sichere Spur geleitet hätte.

Der Bote aber brachte von der Aebtissin zu Neuß einen Brief, in dem von Hildegundens Eltern, von ihrer vor einem Jahre verstorbenen Schwester und von ihren eigenen merkwürdigen Schicksalen erzählt war, was man in Neuß davon wußte. Außerdem aber berichtete der Bote noch, daß die Aebtissin, eine gute alte Frau, die unaufhörlich gemeint habe und der er nicht genug von Josefs seligem Tode hätte mittheilen können, ihm das Schicksal eines früheren Dieners von Josefs Vater erzählt hätte. Dieser Diener, namens Wernher, der früher als Knecht in ihrem Kloster geholfen habe, müsse, wie man aus seinen halb wahnwitzigen Aeußerungen schließen könne, Josefs Vater im heiligen Lande bestohlen haben und geflohen sein. Von Josef selbst habe er nichts gewußt oder trotz alles Zuredens nichts sagen wollen. Er habe behauptet, Vater und Sohn seien an der Pest gestorben. Von seinem Gewissen geplagt, sei er übertrieben streng gegen sich gewesen, zur Ruhezeit habe er gearbeitet, zur Schlafenszeit gewacht und zur Essenszeit gefastet. In einer Nacht, ehe der Konvent zur Matutin in die Kirche gekommen sei, wäre er auf den Chor gegangen, habe den

Glockenstrang, der da herabhing, um seinen Hals gelegt und sei so in die Kirche hinabgesprungen. Auf das Geläute hin sei der Sakristan zur Kirche geeilt und habe ihn noch lebend losgebunden. In seiner Todesangst habe er sich nämlich mit einer Hand wieder an Stricke festgehalten. Von dieser Zeit an lebe er nur noch stumpfsinnig dahin; ob er esse oder nicht, schlafe oder nicht, sei ihm gleichgültig, gegen Hitze oder Kälte sei er unempfindlich. Offenbar plage ihn der Gedanke, Josef umgebracht zu haben, denn von Zeit zu Zeit sage er Worte, die man nur auf einen begangenen Mord deuten könne.

Drei Tage nach Josefs Beerdigung wurde auch Berthold begraben. Das Wundgift war ihm ins Gehirn gestiegen, wie Bruder Wynrich sagte. Er hatte nur noch wenig gesprochen, war aber glücklich und zufrieden gestorben. Seine Wunde und das Anwachsen der Krankheit hatte er wie ein Siegeszeichen betrachtet. Triumphierend wiederholte er, als schon das stärkste Fieber in seinen Adern brannte: „Jetzt habe ich die Zeichen Hiobs an meinem Leibe, nun weiß ich, daß mir verziehen ist. Wie gut, wie glücklich!“ Als dann später in seiner Gegenwart, da man ihn für teilnahmslos hielt, von Josef gesprochen wurde, hatte er sich aufgerichtet und verkündete nach den Wolken schauend, mit deutlicher Stimme die Klageworte Davids um Jonathan gesagt, die sie einst zusammen gelernt hatten: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan, ich habe große Freude und Bönne an dir gehabt. Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist. Wie sind die Helben gefallen und die Streibaren umgekommen!“ Darauf war er erschöpft auf sein Kissen zurückgeunken und war tot. —

Der Abt, dem man diese letzten Worte Bertholds erzählt hatte, rebete bei der Totenfeier über die Worte der Bibel: „David und Jonathan, holdselig und lieblich in ihrem Leben, sind auch im Tode nicht geschieden.“

Auf dem Kirchhofe ruhen unter dem langen Grafe Josef und Berthold Seite an Seite. —

Das Gerücht von dem seltsamen Leben und Sterben der Jungfrau im Männerkloster zu Schönau erscholl weit umher. Ueberall erzählte man stauend, daß unter den Mönchen ein Mädchen gelebt habe.

Als das neue Oratorium des Klosters eingeweiht wurde und die Menge weither zusammenströmte bis aus dem Kölner Lande, besuchte man in Scharen St. Hildegunds Grabhügel und lobte Gott ob der an ihr und dem Orden erwiesenen Wunder.

Die bei dieser Gelegenheit dargebrachten reichen Geschenke ermöglichten die Ausführung eines lange gehegten Wunsches. Zwei Jahre später ging die kühnste Hoffnung der Cistercienser, wurde von Schönau aus gegründet. Christophorus zog mit dem neuen Konvente, und in dankbarem Herzen trug er Sorge, daß die wunderbaren Lebensereignisse seines Konnovizen und Schülers der Nachwelt erhalten blieben. —

Man hat nie rechtliche Untersuchungen angestellt, um die Kanonisation Hildegunds vornehmen zu können; der heilige Stuhl hat ihren Kultus nie autorisiert. Trotzdem erwähnen die Cistercienser und Benediktiner, ebenso wie die Martyrologien deutscher und niederländischer Kirchen Hildegund mit der Bezeichnung der Heiligen.

Wenn nur ein in allen Stücken nachahmenswerter Wandel den Namen einer Heiligen zu verleihen vermag, dann gibt es auf Erden überhaupt keine Heiligen und gab nie welche, und dann verdient Hildegund, die als Mann unter Männern lebte, schon ihres Klosterlebens wegen, diese Bezeichnung nicht. Wenn aber das Ringen nach Frieden mit Gott ein müdes und gequältes Herz zu heiligen vermag, dann war auch, trotz ihres Klosterlebens, Hildegund eine Heilige, und dann gibt es manche, die auch ohne Klosterleben heute noch diesen Namen verdienen.

Vor einigen Jahren entdeckte man bei den Erneuerungsarbeiten in der Kapelle eines rheinischen Landstädtchens, als man den Bewurf einer der Seitenwände abschlug, ein leider nicht mehr zu erhaltendes Wandgemälde von hohem Alter. Trotz ehemals greller Farben und überaus harter Zeichnung konnte man kaum noch den Gegenstand der Darstellung, eine Auferstehung, erkennen. Die Figuren waren fast gänzlich zerstört. Nur ein wunderbares Tier, das wie eine phantastisch gemalte Schildkröte ausah, aber Flügel hatte, und das nach dem leeren Grabe seinen dürren Hals hinabreckte, war verhältnismäßig wohlkennbar. Sie lag zu Füßen eines Mönches, der vor dem Auferstandenen auf einem Muschelhute kniete und dessen Füße merkwürdigerweise, wie es sonst im Mittelalter nur bei der Darstellung von Frauen üblich gewesen ist, von den Falten seines Gewandes gänzlich bedeckt waren. Zu seiner Seite stand ein zweiter Pilger in weltlichem Gewande. Herzustellen und zum Schmucke der Kirche zu verwenden war die Malerei, trotz aller aufgewandten Sorgfalt, nicht mehr; man ließ die Ueberreste abzeichnen und bemalte die Wand von neuem.

Zwischen dem Geistlichen des Ortes, einem Manne vielseitiger Bildung, und einem Kunstgelehrten der Residenz, der sich eine Durchzeichnung des Bildes verschafft hatte, entspann sich ein längerer Briefwechsel über den am Orte besonders verehrten Heiligen, die Gründer der Kapelle, die Stifter der Altäre und die mutmaßliche Entstehung des Bildes, der aber zu beider Bedauern zu einem bestimmten Resultate nicht führte. Selbst über die Bedeutung der Schildkröte, die der Geistliche als Sinnbild der unsterblichen Seele faßte, die sich, nachdem sie lange im Staube der Erde gekrochen ist, auf ihren Flügeln durch das Grab Christi hindurch gen Himmel aufschwingen will, und die der andere nur als Ausgeburt mittelalterlicher Phantasie, wenn nicht gar als Zeichen zoologischer Unkenntnis aufgefaßt sehen wollte, konnte man sich nicht einigen. —

Der Leser dieser Blätter aber weiß, in welcher Weise der Kanonikus sein Versprechen erfüllt und seine Freunde im Tode geehrt hat, und auch was die Schildkröte bedeutet.



# Die erste Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach Ostafrika.

Tagbuchblätter

von

Joachim Graf von Pfeil, Mitglied der Expedition.

(Fortsetzung.)

Gegen 10 Uhr am 4. November gingen wir gegenüber dem Sultanspalast von Zanzibar vor Anker und sofort kamen alle möglichen Agenten, Schwarze und Andersfarbige an Bord, so daß das Deck bald dicht gedrängt voll war. Der Umstand, daß in Aken unser Gepäck zuletzt verstaut worden war, erwies sich jetzt als ein sehr günstiger, denn es wurde zuerst ausgeladen. Von den unzähligen Booten, die um uns her lagen, wurde bald eins requiriert, und durch unser Gepäck bis zum Rande ins Wasser gedrückt, mühsam ruderten wir es an das Land, wo wir auf den Schultern von Schwarzen auf das Trockene gebracht wurden. Dr. Peters und ich gingen sofort zu dem Hotel, welches den vollklingenden Namen „Grand Hotel Afrique Central“ führt. Hier bestellten wir Bohnung und gingen zurück an das Boot, von welchem wir unser Gepäck durch Träger zu dem Zollamt befördern ließen. Hier drohten uns Unannehmlichkeiten der langweiligsten Art, indem man uns fünf Prozent des Wertes unserer Sachen als Zollabgabe abverlangte. Wir hätten also sämtliche Kisten öffnen und deren Inhalt der gaffenden Menge darlegen müssen. Ein etwas energischer Protest und Drohungen mit der Wacht des deutschen Reichskonsuls genügten jedoch, um uns unbehelligt weiter ziehen zu lassen. Eine Menge Träger, welche gleich zur Hand waren, brachten in langem Zuge unsere Sachen in den Gasthof, wo wir uns häuslich niederließen.

Endlich waren wir also auf dem Felde unserer Thätigkeit.

Nach der langen Ruhe am Bord des Schiffes war es ordentlich wohlthuend, sich einer Thätigkeit wieder hingeben zu können, und das Vergnügen, mit welchem wir unserer Arbeit oblagen, trug auch wohl dazu bei, die Sorgen zu unterdrücken, die uns doch manchmal beschleichen wollten, wenn wir an die Wichtigkeit unserer Aufgabe dachten und erwogen, ob unsere Kräfte hinreichen würden, sie zu erfüllen. Arbeit gab es wahrlich genug. Viele Artikel für unseren eigenen Gebrauch, sowie Geschenke für Häuptlinge, mußten noch gelauft und verpackt, Sachen abgewogen und in Lasten verteilt, Träger gemietet und eine Dhow engagiert werden, welche uns und unsere Hab-

seligkeiten nach Saadani überfeste. Saadani nämlich, und nicht Bagamoyo, wie wir früher dachten, sollte der Ausgangspunkt unserer Reise werden. Man sagte uns, daß von hier aus unser Reiseziel Ujagara in kürzerer Zeit zu erreichen sei; auch sollten sich auf der südlicheren Straße räuberische Massai umhertreiben. Alles dieses stellte sich später als unrichtig heraus, wie es denn überhaupt auffallend ist wie wenig die in Zanzibar ansässigen Europäer über die wirklichen Zustände auf dem Festlande unterrichtet sind.

Am Freitag den 7. November befanden sich Dr. Peters und ich gerade auf einem Geschäftsgange unterwegs, als uns die Garde des Sultans begegnete. Voran kam, ganz wie bei uns, eine Kapelle, die Musiker Belutschen, die Instrumente europäisch, die Musik für die Verhältnisse vorzüglich. Dann kamen 3—400 Mann Soldaten. Alles Zanzibariten, angethan mit einem Leinwandanzuge nach portugiesischem Schnitt, kleine rote Käppis, Studentenmützen ähnlich, auf dem Kopfe, mit Hinterladergewehren bewaffnet. Die vordersten sahen ganz gut aus, weiter hinten hatten die Uniformen Löcher und die Leute keine Schuhe. Die Offiziere, ebenfalls Schwarze, trugen schwarze Tuchjaden mit roten Aufschlägen und viel Goldstickerei. Der Höchstkommandierende war ein etwas stark beleibter Engländer, früherer Marineoffizier. Das Ganze machte indessen einen ganz leidlichen Eindruck, auch wurde in ganz gutem Tritt marschirt. Die Truppen gingen auf dem Plage vor dem Palais des Sultans durch mehrere Evolutions, dann wurden Salven gefeuert, die ganz überraschend pünktlich ausfielen, hierauf folgte langsames Schützenfeuer, dann Schnellfeuer. Die Leistungen waren entschieden sehr befriedigend. Ein vornehmer Araber erschien und lud Dr. Peters und mich ein, von der Veranda des Sultanapalastes aus dem Manöver zuzusehen. Als das Feuern begann, ersuchte man uns, in die Vorhalle des Palastes einzutreten, damit umherfliegende Patronenteile uns nicht verletzten. Man muß wohl die Beschaffenheit der zur Verwendung kommenden Patronen gekannt haben, daß man uns diese Vorsichtsmaßregel anriet. Die Spiegel der Patronen flogen bei jedem Schuß mit heraus, so daß wir von einem Regen derselben überschüttet wurden, die Entfernung verhinberte indessen Verletzungen. Am dem Abend eines anderen Tages gingen abermals Dr. Peters und ich an dem Quai entlang und erblickten bald auf dem Plage vor dem Palast des Sultans, auf welchem am Freitag das Manöver stattgefunden hatte, eine dichte Menschenmenge. Ein Seiltänzer zeigte bei bengalischer Beleuchtung seine Künste. Auf dem Balkon seines Palastes, umgeben von seinen Großen, saß Segid Bargasch und geruhte höchstselbst die Leistungen des Künstlers in Augenschein zu nehmen. Dieser war ein junger Araber, der sich wie ein Mädchen ausstaffiert hatte und erst am schwingenden Red, später an Schwingringen herumturnte. Seine Leistungen waren äußerst gering; das auffallendste an der Sache waren ein Paar ungeheure Stiefeln mit Gummizügen, welche der junge Kerl anhatte. Viel zu groß für ihn, gaben sie ihm ein unbeholfenes Aussehen, außerdem waren sie so abgetragen, daß ihr Zusammenhalten wie ein Wunder erschien. Um den Künstler herum vagabundierte ein bunt gekleideter Schwarzer, der auf Kiswaheli seine uns unverständlichen Wiße riß. Waren auch die Leistungen des Arabers kaum der Beachtung wert, so bot doch die ganze Szene einen eines Malers würdigen Anblick. Von dem Turme neben dem Sultanspalast strahlte elektrisches Licht hernieder, unten wurden bengalische Flammen abgebrannt, welche die buntfarbige Menschenmenge mit ihren noch bunteren Kostümen in den grellsten Farben erscheinen ließen. Auf und ab wogte die Menge, braune Araber, schwarze Wangwama, gelbe Banianen und hier und da ein Soldat Segid Bargaschs, der mit dem Gewehre auf der Schulter auf und ab ging und einem wohl glauben zu machen suchte, er sei zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe da. Als der Sultan sich die Sache lange genug angesehen, erhob er sich, sofort rief alles anwesende Volk etwas, was wir nicht verstanden, was wohl aber ein Hoch auf seine Hoheit war, und ließ dann auseinander. Wir sprachen noch mit einem Hindoo, dessen Belantschaft wir



gemacht hatten und der uns die Leistungen des Turners als etwas in ihrer Art ganz Hervorragendes pries.

Es war dies unser letzter Abend in Zanzibar gewesen. Am nächsten Morgen sollte die Reise auf das Festland angetreten werden. Unsere bisher angeworbenen schwarzen Diener hatten Befehl, am nächsten Morgen um 3 Uhr anzutreten. Die meisten derselben schienen ganz gute Zungen zu sein und mehrere hatten gute Empfehlungen gebracht. Osman hatte lange in dem Hause Hansing & Comp. gebient und konnte arabisch lesen und schreiben. Ramasan, ein aufgeweckter, etwa achtzehnjähriger Bengel, wurde als Dolmetscher gemietet, da er auf Reisen nach Bombay, Kapstadt, Djebba u. s. w. Englisch gelernt hatte. Besondere Erwähnung verdient indessen Ali, unser Koch, Ali Cambier, wie er sich mit Stolz nannte. Er behauptete, früher Koch bei dem französischen Reisenden Major Cambier gewesen zu sein, und begleitete uns nun in derselben Eigenschaft. Ali hatten die feinen, zuvorkommenden Formen der Franzosen gefallen und bei jeder Gelegenheit suchte er zu zeigen, in wie weit er von seinem früheren Herrn profitiert hatte, er war immer der vollendete Dandy in seinem Auftreten. In das erste Gericht, das Ali kochte, hatte er eine Handvoll Zwiebeln geschnitten, welche Dr. Peters nicht essen kann. Dieser hatte kaum gesagt, daß er Zwiebeln nicht liebe, und noch keine Zeit gehabt, den Wunsch auszusprechen, in Zukunft dieses Gemüse von unserem Tische verboten zu sehen, als Ali schon mit tiefer Verbeugung und erhobenen Händen, was wohl Abwehr und dabei vollkommene Uebereinstimmung ausdrücken sollte, sein „C'est fini Master“ anbrachte, was er später zu unserer Belustigung alle Augenblicke wiederholte. Dieses und „Midi“ waren, glaube ich, der ganze Inhalt seines französischen Sprachschatzes. Mit Ausnahme eines, hatten sich alle Leute am Morgen eingestellt, aber die Dhow fehlte. Die Flut hatte noch nicht die genügende Höhe erreicht, und anstatt um 3 Uhr abzufahren, mußten wir bis kurz nach 9 Uhr warten. Wenn man indessen bedenkt, daß andere Reisende wegen ähnlicher kleiner Vorkommnisse wochen-, ja monatelang ihre Abreise aufschoben mußten, so konnten wir wohl behaupten, sehr vom Glück begünstigt zu sein, als es uns gelang, kurz nach 9 Uhr mit nur einem Manne weniger, als wir gemietet hatten, von Zanzibar abzufahren.

Ein guter Wind füllte unsere Segel, und obwohl gewöhnlich 10 Stunden nötig sein sollen, Saadani zu erreichen, so warfen wir doch schon um 4 Uhr daselbst Anker. Als wir auf dem Verdeck der Dhow saßen, kam mir Stanleys Beschreibung derselben Situation („Off towards the Dark Continent“) in den Sinn. Auch für uns war es ein dunkler Weltteil, in welchen wir uns begaben. Wer konnte wissen, was uns daselbst noch bevorstand. Wird es uns gelingen, das Licht der Kultur und Zivilisation darin zu verbreiten oder wird die Dunkelheit stärker sein als wir und uns für immer in ihren Schoß aufnehmen? Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten uns während der Uebersahrt; ähnlich den Empfindungen, welche Stanley in seinem Buche so meisterhaft schildert. —

Wie der Steuermann unseres Fahrzeuges es macht, seinen Hafen zu finden, ist mir ein dunkles Rätsel. Ohne Kompaß, ohne Land sehen zu können, bei jedem Winde und ziemlich starker Strömung steuert er direkt auf seinen Hafen los. Dabei ist die Küste so flach, daß, wenn sie endlich in Sicht kommt, nicht einmal eine Landmarke zu erblicken ist. Jedenfalls kamen wir nach bequemer Uebersahrt wohlbehalten an. Allerdings war gerade Ebbe und wir mußten in ziemlicher Entfernung vor Anker gehen. Es wäre unserer Geduld zu viel zugemutet gewesen, hätten wir das Land erst bei dem Eintritt der nächsten Flut betreten sollen. Dr. Peters bestieg daher einen Schwarzen und ritt ihn an das Land, ich aber, der ich in dieser Methode einst ein Haar gesunden hatte, watete höchsteigenen Fußes durch die hier nur geringe Brandung. Vor uns lag dichtes Gebüsch. Hoch darüber wiegten sich einige Palmenkronen, und aus dem Grün blickte hier und da der Giebel eines Strohdaches hervor. Mit dem Dolmetscher begaben Dr. Peters und ich uns sofort zu dem Hause des sogenannten Gouverneurs,

um ihm einen Brief des Sultans zu überbringen, nach welchem wir innerhalb des Gebietes seiner Hoheit unter seinem Schutze standen und der Gouverneur angewiesen war, uns in allen Dingen behilflich zu sein. Der „Palast“ des Gouverneurs bestand aus einer niedrigen, mit Gras bedeckten Hütte. Seine Exzellenz war indessen nicht zu Hause, und wir wurden von seinem Sohne, einem intelligent aussehenden jungen Araber im Freien empfangen. Mit diesem wurden zwar nur wenige Worte gewechselt, desto eifriger aber Hände geschüttelt. Als die Begrüßung vorüber war, begaben wir uns in das Haus eines indischen Kaufmanns, eines Hindoos, mit welchem wir einen Vertrag über die Stellung von Trägern und landesübliche Verpackung unserer Tauschwaren geschlossen hatten.

Diese Hindoos und Araber sind für Afrika, was bei uns, im schlimmen Sinne verstanden, die Juden sind. Wo ein ehrlicher Mensch verhungern würde, werden diese Leute steinreich. Sie betrügen und übervorteilen, wo sie können, äußerlich wenigstens sind sie aber sehr gastfrei.

Während unseres Aufenthaltes in Saadani wohnten wir auf seine Einladung in dem Hause des Hindoos, wodurch uns die Mühe erspart war, unser Zelt aufzuschlagen zu müssen. Außerdem erhielten wir eine Menge Lebensmittel, als Bataten, Reis, Milch, Eier, Hühner etc., ohne daß wir etwas dafür bezahlen durften. Ich stelle mir vor, daß wir keinen Pfennig Wert geschenkt erhielten, auf der Rechnung, die uns der Hindoo für seine sonstigen Arbeiten einreichte, standen aber die Lebensmittel nicht. Nachdem Dr. Peters und ich uns bei dem Hindoo an Milch und sehr viel Esherbet erquickt hatten, gingen wir am Strande auf und nieder, wo wir zusehen mußten, wie unsere Dhow mit unseren Gefährten an Bord fortwährend vom Wasser gehoben und dann mit solcher Gewalt auf den Boden gestochen wurde, daß ein gewöhnliches Fahrzeug aus allen Fugen gegangen wäre. Diese Dhow's indessen, obwohl ganz roh und kunstlos gebaut, scheinen in Bezug auf schlechte Behandlung weit mehr aushalten zu können, als jedes zivilisierte Fahrzeug. Wie unseren Gefährten das Aufstampfen der Dhow bekommen, darüber frage man sie selbst; ihre Aeußerungen am nächsten Morgen waren mehr kräftig als elegant. Unser Hindoo hatte für Dr. Peters und mich Betten zurecht machen lassen, und was für Betten, noch dazu in der „Veletage“ seines Hauses! Kein anderes Haus in Saadani hat eine Etage; mit dem „bel“ haperte es. Die Häuser sind einfachster Konstruktion. Vier Pfähle werden in die Erde gesteckt und bilden die Ecken des Hauses. Zwischen diesen werden dünne Stangen aufgerichtet, mit ungefähr je einem Fuß Abstand, und nun in wagerechter Lage dünner Bambus eingeflochten, um die Wand zu bilden. In der Höhe der Fenster wird an der Stelle, welche diese einnehmen sollen, das Einflechten unterlassen, selbstverständlich auch bei der Thür. Hat diese geflochtene Wand genügende Höhe erreicht, so wird ein kunstloses Dach darauf gesetzt und mit Gras bedeckt. Hierauf wird die Hauswand mit Lehm beworfen, nach dessen Trocknen das Haus fertig ist. In dem Hause des Hindoos war indessen noch eine Decke aus Pfählen über das noch ohne Giebel stehende Haus gelegt worden und dann erst das Dach darauf gesetzt. Unter diesem und über den Wohnräumen zu ebener Erde befand sich so noch ein Raum, der sonst zu Warenlagerungen verwandt, uns aber heute als Wohnung angewiesen wurde. Um unseren Aufenthalt so bequem als möglich zu gestalten, hatte der Hindoo unsere rohen Bettstellen mit rotem Zeug belegen lassen, welches, da es ganz neu war, uns wenigstens ein reinliches Lager erwarten ließ. Eine Hühnerstiege führte von unten in dieses unser Schlafgemach. Aus einem wohlthunenden Schlummer, dem ersten auf dem Festlande, weckte mich gegen  $\frac{1}{2}$  4 Uhr morgens Herr Otto. Er war mit der Dhow und der Flut inzwischen herangekommen und wir mußten unser Gepäck an Land bringen.

Die Veranda vor dem Hause des Hindoos glich diese Tage hindurch einem orientalischen Bazar. Hier wurden Kontrakte abgeschlossen, Waren verpackt, Bündel geschnürt und Säcke genäht, hier wurde beraten, gegessen und getrunken. Die Verpackung der

Waren besorgten die Leute des Hindoo. Die Verpackung der Trägerlasten geschah folgendermaßen: ein ganzes, 38 Ellen langes Stück weißen Zeug, „Merikani“, wurde zu Grunde gelegt, auf dieses 4—6 Stück blaues Zeug „Kauifi“ zu je 8 Ellen, dann wieder Merikani und sofort, bis eine Last von etwa 50 Pfund zusammengelegt war. Hierauf wird eine Schnur aus Kokosfaser um das Ganze gewunden und angezogen, wobei ein anderer Mann mit einem Knüttel auf das Bündel schlägt, um es in so kleinen Umfang als möglich zusammenzupressen, zugleich wird die Schnur immer fester gezogen. Ist dieses Verfahren beendet, so wird das nun steinharte Bündel in einen geflochtenen Sack von Palmblatt geschoben. Solche Säcke werden zu diesem Zweck von den Eingeborenen in großen Mengen verfertigt. Sie sollen die Zeuge vor Staub und äußerer Beschädigung bewahren und halten außerdem auch noch einen leichten Regenschauer aus, ohne das Wasser durchbringen zu lassen. Um den Sack wird abermals Schnur aus Kokosfaser gewickelt und nun das Bündel endlich in die Gabelung eines langen Stodes oder gespaltenen Bambusrohres gespannt und darin festgebunden. Dieser Stod bildet nun eine bequeme Handhabe für das Bündel, welches auch niemals auf feuchten Boden gelegt zu werden braucht, sondern aufrecht hingestellt wird, indem der Stod auf der Erde steht, das Bündel aber gegen einen Baum oder irgend einen festen Gegenstand anlehnt.

War der Tag mit Arbeiten und Vorbereitungen aller Art hingebracht, so nahm ich am Abend wohl Gelegenheit, mir den Ort näher zu betrachten. Im ganzen finden wir vielleicht 100 der vorher beschriebenen Häuser. Dieselben sind einander so nahe gebaut, daß man kaum Raum findet, sich hindurch zu zwängen. Dabei kommen die Dächer so weit herab, daß man, wenn man nicht ein sehr kurzer Mann ist, fortwährend mit dem Kopfe anstößt und Gefahr läuft, daß einem von den aus den Dächern hervorragenden Palmblattrippen, Stangen oder harten Grashalmen, die Augen ausgefloschen werden. Unter der Veranda, die jedes dieser Dächer vor dem Hause bildet, sitzen auf einer, aus gestampfter Erde hergestellten Erhöhung die Hindoos oder deren Frauen und halten ihre Waren feil. Sie haben alles, absolut alles zum Verkauf, und ein bunteres Gemisch von Waren in regellosem Durcheinander kann man sich kaum vorstellen. Betelnäpfe und Pulverhörner, getrocknete Fische und Glasperlen, Zündhütchen und bunte Kattune und die tausenderlei anderen Kleinigkeiten, welche das Herz des Regers erfreuen, finden sich vor und in den Häusern dieser Kaufleute aufgestapelt. Die Umgebung des Dorfes war in jeder Hinsicht eine fast kümmerliche zu nennen. Außer einigen angepflanzten Palmen fanden sich kaum noch Gewächse, die wegen ihrer Schönheit oder Nützlichkeit des Bemerkens wert gewesen wären. An vielen Stellen des südlichen Afrika hatte ich reichere Vegetation zu bemerken Gelegenheit gehabt. Auch landschaftlich bot die Gegend nichts Anziehendes. Der Strand ist flach, und selbst der schöne indische Ozean präsentiert sich hier unvorteilhaft, da er auf große Entfernung vom Strande noch ganz feicht ist. Im ganzen erinnerte mich die Gegend an den Zuyder See in Holland.

Zur Erfrischung nahm ich ein Bad und bemerkte zu meinem Schrecken, daß mein ganzer Körper blutrot angelaufen war. Irgend eine Krankheit des angeblich so vererblichen Klimas hatte mich also schon erfaßt. In Wasser und Seife fand ich indessen ein radikales Mittel für die Krankheit, und es stellte sich heraus, daß die roten Zeuge, mit welchen der Hindoo unsere Lager hatte belegen lassen, die Ursache der anfänglich so bedrückenden Erscheinung gewesen waren.

Während meines Aufenthaltes in Saabani machte ich noch eine Erwerbung, zu der ich mir Glück wünschte. Ein Mann namens „Marabu“, welcher Stanley auf seiner großen Durchquerungsreise begleitet hatte, bot sich an und wurde sofort gemietet. Er erwies sich äußerst anständig und zeigte, daß das Beispiel seines Herrn an ihm nicht verloren gegangen war. Für mich war es ein Glück, ihn zu besitzen. Obwohl ich schon seit einer Woche Kiswaheli studierte, war es mir doch nur gelungen, einige kurze Redensarten auswendig zu lernen, vom Verstehen davon, was die Leute mir sagten, war na-

zürlich noch keine Rede. Marabu nun ging mir ordentlich zur Hand. Seine Erfahrung im Reiten und im Umgang mit Europäern ließ ihn bald erkennen, was ich in jedem Fall beabsichtigte, und oft that er das Nichtigte ungeheißer von selbst.

Auch bei dem am 12. November nachmittags um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr erfolgenden Ausbruch erwies Marabu sich als sehr nützlich. Dr. Peters und Dr. Jähle marschierten mit dem leichten Gepäck voraus, während ich zurückblieb, um das schwere Gepäck zu überwachen und noch einige faumfelige Träger und Diener anzufeuern. Kaufmann Otto, dem auch schon koloniale Erfahrung zur Seite stand, war mir dabei behilflich. Das Ausbrechen war indessen so leicht nicht, als man glauben sollte. Die Träger mit den Lasten ließen alle möglichen Wege, nur den nicht, den man uns als den unsrigen bezeichnet hatte. Marabu und ich galoppierten förmlich umher, sammelnd und ordnend. Nach großen Anstrengungen gelang es endlich, die Leute auf den Weg zu bekommen, und es ging vorwärts. Vor uns schien die untergehende Sonne durch das immergrüne Laubwerk des afrikanischen Busches, unseren Weg, einen schmalen Fußpfad, beleuchtend. Mit einem innerlichen „Glück auf“ marschierte ich los, am Ende der Trägerkolonne, welche von einem sogenannten Kirangozi angeführt wurde.

Jetzt war es Wirklichkeit geworden, was ich lange gewünscht und gehofft hatte: ich befand mich auf dem Wege nach Zentral-Afrika, um für meine Nation Länder in Besitz zu nehmen, auf welche ich mich schon lange vergeblich bemüht hatte das Augenmerk des deutschen Volkes hinzulenken. Ungewißheit, gespannte Erwartungen, Zweifel, alles lag nun hinter mir, wir befanden uns auf dem Wege zu unserem Ziele und der Erfolg hing nun von der gewissenhaften Erfüllung unserer Pflicht ab. Also noch einmal Glück auf und vorwärts!

Mein Marsch führte mich zunächst durch uninteressante sanft ansteigende Gegend, dicht mit Busch bewachsen und mit hin und wieder austretenden Lichtungen. Kurz nach Beginn des Marsches ging die Sonne unter und die eintretende Dunkelheit gestattete nur noch gerade den schmalen Pfad zu erkennen, während die weitere Umgebung für den Beobachter unsichtbar wurde. Nach kurzer Zeit fanden wir die Träger einer großen Kiste, welche wir mit uns führten, ermüdet am Wege liegen. Für die schwächlichen Leute war dieselbe zu schwer und sie waren nicht im Stande, mit deren Last weiter zu kommen. Marabu und mein Diener Sururu, ein stämmiger Zanzibarite, saßen indessen an, und so gelang es nach Verlauf von zwei und einer halben Stunde, unser erstes Nachtlager „Ndumi“ zu erreichen, wo die beiden anderen Herren mit dem leichten Gepäck schon dreiviertel Stunden früher eingetroffen waren. Nach einem frugalen Nachtmahl begaben wir uns zur Ruhe und schliefen nach vollbrachtem ersten Marsche unserer Expedition den Schlaf des Gerechten.

Der Vorfall mit der Kiste hatte uns doch ein Mißtrauen gegen die Kräfte unserer Träger eingesößt, und um ähnlichen Vorfällen nicht wieder ausgesetzt zu sein, wurde beschlossen, den folgenden Tag zu rasten und so viel neue Träger nachkommen zu lassen, als erforderlich waren, um unser Gepäck ohne derartige lästige Zwischenfälle zu befördern.

Träger werden entweder gemietet, indem man jeden, der Lust hat, anwirbt und wo möglich dann eine sorgfältige Auswahl trifft; oder man schließt mit irgend einem Kaufmann ab, welcher für einen bestimmten Lohnsatz Träger bis zu einem beliebigen Punkte beschafft, dabei aber die Garantie übernimmt, daß die Träger unterwegs nicht ausreizen, noch Teile ihrer Last veruntreuen, — Dinge, welche sonst eben nicht zu ungewöhnlich sind. Daß der Lohnsatz bei diesem Verfahren ein viel höherer ist, versteht sich von selbst. Wir hatten den letzteren Weg gewählt, und zwar aus Gründen der in Zanzibar anjässigen Kaufleute. Da wir indessen mit den Verhältnissen und Lohnsätzen noch unbekannt waren, so zahlten wir, das erjahren wir später, viel zu viel.

Von „Ndumi“ aus also sandten wir den Kirangozi zurück, um von dem Hindoo, mit welchem wir Kontrakt hatten, neue Träger zu holen.

Wie ganz anders hatte ich mir doch diese Leute vorgestellt, welche die Trägerdienste in Ostafrika verrichten, die Leute, welche Stanley durch den „dunklen Kontinent“ begleitet und bei dieser Reise solche Ausdauer, Zuverlässigkeit und andere Tugenden gezeigt hatten! Ich war von Südafrika her die physisch so bevorzugten Zulus und andere Stämme gewöhnt und blickte mit jenen auf einen „Tonga“ als den Answurf der Menschheit herab. Unwillkürlich hatte ich mir unter den „Getreuen“ Stanleys einen den Zulus ähnlichen Volksstamm vorgestellt und wie wurde ich enttäuscht! Unsere Träger, äußerlich den früher von mir so mißachteten „Tongas“ sehr ähnlich, standen in bezug auf Gewohnheiten und Sitten noch weit unter jenen. Dünne, schwächliche Menschen mit tierischen Gesichtern, schlecht genährt und mit ekelhaften Krankheiten behaftet, bildeten sie ein Gefolge, zu dem es mir beim besten Willen nicht möglich war, irgend welche Zuneigung zu gewinnen. Kein Wunder, daß diese Leute unter einer schweren Last zusammenbrachen. Es war erstaunlich, daß sie es überhaupt vermochten, ein Bündel von 60 Pfund auch nur einen Marsch weit zu tragen, ohne unterwegs liegen zu bleiben. Aus solchen Leuten konnte Stanleys Karawane umöglichst bestanden haben. Ich kam daher auf die Vermutung, daß sie wohl dem Volksstamme angehören mußten, durch dessen Land wir gerade zogen.\*) Außerlich war die Ähnlichkeit wenigstens vorhanden. Ueber die Ähnlichkeit der Sprache konnte ich nicht entscheiden.

Auf einige Entfernung von der Küste wurde die Gegend bevölkert und die Vegetation üppiger. Oft sahen wir die Einwohner auf ihren Feldern mit deren Aufbau beschäftigt. Männer und Frauen arbeiteten zugleich auf demselben Felde, was bei den Zulus nicht Mode ist. Es wurden hauptsächlich angebaut Reis, Mais, eine Art Korn, hier „Mtama“ genannt, und Bataten. Dabei fiel mir auf, daß der Mais hier in der Qualität weit geringer als in Südafrika, das „Mtama“ indessen, dort „Mabele“ genannt, entsprechend besser war. Während die Leute auf den Feldern eine ziemliche Thätigkeit entfalteten, schienen sie in anderer Hinsicht wieder einer großen Faulheit zu unterliegen. Obwohl man durch gewiß nicht zu tiefes Graben sicherlich Wasser, und zwar brauchbares Wasser erhalten kann, so schöpften die Leute ihr Koch- und Trinkwasser doch aus Lachen, in denen wir uns kaum zu waschen getrauten. Die Dörfer der Eingeborenen lagen ziemlich zerstreut und fielen durch die eigentümliche Art ihrer Befestigung auf, welche gewiß noch aus der Zeit stammt, in welcher Slavenjagden an der Tagesordnung und Befestigungen der Wohnsitze geboten waren. Mitten im undurchdringlichen Dickicht war gewöhnlich ein freier Platz ausgehauen. Um diesen zog sich ein Palissadenzaun, außerhalb dieses Zaunes begann das Dickicht und bildete einen etwa 40—50 Meter breiten Gürtel um den Ort. Hierauf kam abermals ein Palissadenzaun und dann abermals das natürliche Dickicht. Durch diese für Menschen und größere Tiere absolut undurchdringliche Verschanzung führte ein enger Gang, welcher an den Stellen, wo er die Palissaden durchbrach, durch starke Balken verrammelt werden konnte, was gewöhnlich nachts geschah. Aus dem freien Platz im Innern war gewöhnlich ein großer Baum stehen gelassen, um welchen herum sich die Häuser in beliebiger Ordnung grupperten. Die Häuser sind rund mit konischem Dach. Die Wände aus gespaltenen, aufrecht nebeneinander gestellten Baumstämmen errichtet und dann mit Lehm beworfen. Die Dächer aus Gras und fast bis auf die Erde herabreichend.

Unsere Reise ging sehr langsam vor sich. Von Entbehrungen hatten wir eigentlich gar nicht zu leiden. Ueberall waren wir im Stande, für unsere Kattune Hühner, Ziegen, Reis und andere Vorräthe zu erhalten. Nur mit Wasser waren wir im Anfang schlecht versehen, doch gestaltete sich dies in der Nähe der Berge besser. Auch die

\*) Obiges wurde geschrieben, als ich mit zentralafrikanischen Verhältnissen noch unbekannt war. Seither weiß ich, daß wir damals nur Sklaven des Hindoo hatten, dem Stamm der elenden „Wadoc“ angehörig, und daß diese von dem hohen Lohn, welchen der Hindoo gefordert hatte, nicht einen Heller erbieten. Auch die Stanleyschen Leute lernte ich kennen.

Qualität des Wassers nahm zu, sobald wir aus den Bergen näherten. Auffallend war für mich der Mangel an Tierleben. Sei es nun, daß in der Nähe der Karawanenstraße das Wild verschwindet, sei es, daß dasselbe schon ausgerottet ist, — hauptsächlich gelang es mir nicht, auch nur ein einziges Stück Wild zu Gesicht zu bekommen. Selbst die Vogelwelt war nur gering vertreten. Nur selten sahen wir Perlhühner und nur einmal gelang es mir, ein solches zu erlegen. Ich fühlte den Gegensatz zu Südafrika, wo ich oft Trupps von hunderten Stücken Wild und unzählige Perlhühner in Gegenden ganz ähnlichen Charakters gesehen hatte.

Unsere Marschordnung war auf der ganzen Reise die nämliche. In der Spitze der Karawane marschierten Dr. Peters und Dr. Kühste, an dem Ende ich selbst und Kaufmann Otto. Es ist zwar ein ehrenvoller, aber auch schwieriger Posten, den ich innehabe. Jeder ermüdete Träger muß aufgefangen und ermutigt, Säumige ange-trieben, Ungebuldige besänftigt werden. So kommt es denn, daß ich gewöhnlich 1 bis 1½ Stunde länger zu marschieren habe, als die anderen Herren und um so viel später in dem Lager ankomme. Im ganzen sind unsere Märsche indessen nur kurz; fünf Stunden sind das Höchste, das wir je leisteten, ein Mehr wäre bei unseren schwächlichen Trägern kaum möglich. Obwohl die Sonne es ganz gut meinte, so war die Temperatur doch erträglich und lange nicht so warm, als ich erwartet hatte. Der Morgen, namentlich der frühe Morgen ist äußerst angenehm und wir legen daher unsere Marschzeit hauptsächlich auf den Morgen. Gegen ½6 Uhr wird gewöhnlich aufgebrochen. Zum Frühstück wird entweder kalter Ueberrest der letzten Abendmahlzeit oder ein hartes Ei oder hie und da ein Tropfen Milch genommen. Unterwegs trinken wir dann und wann einen Schluß kalten Kaffee, den ein Diener in einer Flasche trägt. Kommen wir in das Lager, so bereitet Ali ein Mittagessen, bestehend aus Hühner- oder Ziegenfleisch und irgend welchen Gemüsen, wie Bataten, oder Cerealien, wie Mtama, welches, nach Art der Eingeborenen gekocht, ein ganz manierliches Gericht liefert. Unsere große Kiste wird mit einem Stück Kaliko bedeckt und dient als Tisch; rings umher werden Stampfböcke der Eingeborenen auf die Erde gelegt und dienen als Sessel; in dieser Weise verzehren wir unser frugales Mahl, welches der durch den Marsch hervorgerufene Appetit kräftig würzt.

Unsere Träger verproviantieren sich auf andere Weise. Jeder derselben erhält wöchentlich ein „Doti“ Zeug, d. h. 4 Ellen Kattun. Diese reichen hin, ihn eine Woche lang zu unterhalten. Nach beendeter Marsche gehen dann die Leute in die Umgegend und kaufen ein, was sie bedürfen; sie bezahlen mit Stücken Kattun, welche von den in einem Stück ausgezahlten vier Ellen abgechnitten werden. Außerdem sammeln sie allerhand Kräuter und Früchte, welche sie verzehren. Alle Augenblicke sieht man sie große Haufen grünes Zeug herbeischleppen, von welchem ein spinatartiges Gericht zubereitet und ohne Salz genossen wird. Auch die Frucht einer Palmenart essen die Leute. Diese ist rot und hat ein trodenes, hartes, zähfaseriges Fleisch, welches im Geschmack unbestimmt an Pfefferkuchen erinnert.

Diese Lederbissen, so lange sie im Bereich der Botanik bleiben, pflege ich der Kuriosität halber zu kosten, kommt aber zur Abwechslung einmal irgend ein zoologisches Gericht hinzu, etwa ein leckerer Käser oder Raupe, namentlich die letzteren von großer Länge und ansehnlicher Beleibung, so ist mein Forschungsdrang doch nicht kräftig genug, mich auf derartige gastronomische Abwege zu führen. Wilde Früchte finden sich äußerst wenig, es mag gerade nicht die richtige Jahreszeit für solche sein, denn es wäre doch auffallend, wenn hier in den Tropen Früchte gänzlich fehlen sollten, welche ich in so großen Mengen an den Strömen Südafrikas fand.

Einen so wenig günstigen Eindruck das Land in der Nähe der Küste gemacht hatte, einen so vorzüglichen gewann man von demselben, wenn man den dürren Küsten-saum erst hinter sich hatte. Kleine Bäche durchrieselten die Gegend, überall die Möglichkeit der Bewässerung bietend, der Boden wird unbeschreiblich fett und fruchtbar,

man glaubt große Felder reiner Garten-, sogenannter Kompost-Erde vor sich zu haben. Die Felder machen einen äußerst günstigen Eindruck, das Korn wächst hoch und dicht und wildes Zuderrrohr findet sich in großen Mengen. Wir verfehlten nicht, diese Dinge genau zu beobachten, und wenn wir abends in unserem Lager waren, bildeten diese Verhältnisse oft den Gegenstand des Gesprächs. Auch gelesen wurde wohl einmal, auch Gesang kam vor, im ganzen jedoch herrschte noch eine gewisse Spannung, welche irgend welchen Gegenstand außer dem Zweck unserer Reise als Gesprächsstoff ausschloß. Von jedem anderen Thema kam man bald wieder ab, um sich immer wieder in Beratungen zu ergeben über das „Wie es anfangen“, um unsere Aufgabe zu erfüllen.

Am 20. November erblickten wir zu unserer Rechten einen Höhenzug. Scharfe Zaden ragten an gen Himmel, und nach nur kurzen Marsche befanden wir uns am Fuße eines Hügel, welcher wohl zu den Ausläufern jenes Höhenzuges gehören mochte. Ein Bach durchfließt das Dickicht, welches die Gegenden bekleidet, und an dem jenfeitigen Ufer, am Fuße des erwähnten Hügel liegt ein Dorf, welches anstatt mit der gewöhnlichen Umzäunung aus Palisaden und Dickicht nur mit einem an vielen Stellen schabhaften Zaun von Pfählen unregelmäßiger Länge umgeben ist. Der Ort heißt „Mbusini“, was man wohl auf Deutsch mit „unter den Ziegen“ übersetzen kann.

Hier wohnt ein „Sultan“, wie sich die Eigentümer eines oder mehrerer Dörfer in Zentralfrika nennen, und da der hiesige einen großen Distrikt Landes mit vielen Dörfern zu besitzen vorgab, beschloßen wir ihn zu veranlassen, seinen Besitz an uns abzutreten. Wie eifrig drückte man ihm die Hand und wie bereitwillig gab man ihm zum Geschenk, worauf sein sultanliches Auge nur zu fallen geruhte und was sein Herz sonst als Wunsch in seinen entferntesten Gegenden barg. Wie sehr pries man ihm den Reichtum der Europäer, welche ihm Dinge zu geben im stande seien, im Vergleich zu welchen alles, was er eben erhalten, nur eine des Kennens kaum werthe Gabe sei. Solche Reichtümer solle er aber erhalten, wenn er seine Einwilligung zu einer eventuellen Ansiedelung gebe, auf welche man, so weit war die Freundschaft schon gegeben, jetzt schon ruhig anspielen konnte. War es doch nicht zu erwarten, daß eine Karawane alle Reichtümer Europas mit sich führe, wäre man dagegen angefahren, so wäre es ja eine Kleinigkeit, die schönsten Zeuge, buntesten Glasperlen, Tücher und Kastaue in Menge herbeikommen zu lassen. Die Verhandlungen wurden wirklich auf die subtilste Weise geführt und zuletzt sogar eine sanfte Anspielung auf die allbekannten „Maffais“ gemacht, von deren verheerenden Raubzügen auch unser Freund genügend zu leiden gehabt hatte. Als ihm plötzlich der Gedanke kam, daß durch das Herbeiziehen von Europäern ihm vielleicht ein Schutzwall gegen diese Banden entstünde, daß man ihm behilflich sein würde, sich gegen deren Angriffe zu verteidigen, da fielen alle Schranken der Reserve und freudig und willig erklärte er sich und die Seinen als Untertanen der Weißen und übergab sein Land in deren Besitz. Ja er stieg selbst mit uns auf den Hügel neben dem Dorfe, um uns von da aus den für eine Ansiedelung geeigneten Ort anzudeuten.

War es möglich, daß ein Teil unserer Aufgabe gelöst war, wir uns wirklich im Besitz eines günstigen und wertvollen Landstriches befanden? Es war fast zu viel, es zu glauben. Immer und immer wieder mußte unser Dolmetscher unsere Absichten darlegen und immer wieder erhielten wir die zustimmende Antwort des Häuptlings. Das ganze Land, welches wir durchwandert, mit seinen Bächen, seinen reichen Feldern und Wäldern war unser, konnte dereinst das Heim deutscher Ansiedler werden!

Nun mußte aber auch formell Besitz ergriffen werden. Auf dem Hügel, welchen wir unter Führung des Häuptlings ersteigen hatten, hielt Dr. Peters eine kleine Ansprache, in welcher er uns, obwohl auf afrikanischen Boden, so doch in deutschem Lande willkommen hieß. Dann wurde die aus Deutschland mitgebrachte deutsche Flagge aufgezogen und zwar unter einem kräftigen Hochrufe im neuen Lande auf den Herrn des alten. Bei jedem Hochrufe auf unseren erhabenen Kaiser wurde die Fahne

geschwenkt und Salven abgefeuert. Lustig riefen und schossen die Schwarzen mit, ganz besonders der in bester Laune und in einer Umlauf sich befindende Sultan.

So kurz die Feier war, so erhebend wirkte sie auf uns. Mit Stolz durften wir behaupten, unsere Aufgabe wenigstens zum Teil gelöst zu haben, die gespannte Stimmung unserer Gemüter war beseitigt, und froh gaben wir uns dem Eindruck hin, den die Feier in uns nach gerufen hatte. Nicht wenig trug unsere Umgebung dazu bei, diesen Eindruck zu einem freundigen zu gestalten. Von unserem Hügel aus hatten wir freie Aussicht auf die Umgegend. Von Nordwesten leuchteten blau durch die klare Luft die grotesken Faden der vorher erwähnten Berge zu uns herüber, um uns her gruppierten sich malerisch die verschiedensten tiefgrünen Büsche und Sträucher in part-artiger Anordnung, hier und da von schlanken Palmen überragt, deren zierliche Wedel sich sonnüberstrahlt in sanfter Lufthauche wiegten. Ueber allem wölbte sich der Himmel zum tiefblauen Dome, und die Sonne ergoß ihren klaren Schein, alle Kreatur mit ihrem Lichte und Glanze zu erfreuen. Was hätte in diesem Augenblicke unsere Stimmung trüben können?

\*  
\*  
\*

Mit der glücklichen Erwerbung von Mbuzini war indessen unsere Aufgabe nicht gelöst, und noch immer war „Vorwärts“ unser Wahlspruch. Unter kräftigem Händeschütteln und Versicherungen aufrichtigster Freundschaft trennten wir uns von dem Sultan von Mbuzini, um unsere Weiterreise anzutreten. Waren uns bisher schon hier und da Gegenden wegen ihrer auffallenden Fruchtbarkeit ausgefallen, so staunten wir wirklich über das Land, welches sich, nachdem wir Mbuzini verlassen, vor unseren Augen aufthut. Begreiflicherweise hatten sich die Eingeborenen dies zu Nutze gemacht. Dieser Teil des Landes wenigstens erschien ungemein bevölkert und Gärten reiheten sich an Gärten, jeder derselben üppige Ernte versprechend, wo er sich nicht gerade im Zustande der Verfallung befand. Die Eingeborenen wurden weniger abschreckend häßlich und vor allem zutraulicher; sie beantworteten an sie gerichtete Fragen. Ihr Hauptnahrungsmittel schien Reis zu sein, den sie in ungeheuren Quantitäten pflanzten. Außerdem wird viel Mais, Bataten und Mtama gepflanzt. Von den verschiedenen Maisarten, welche andere Länder produzieren, war übrigens hier keine Rede. Nur der kleine weiße Mais fand sich vor. Ich erklärte mir dies dahin, daß für die kräftigeren Maisarten, wie z. B. Goldoru oder Pferdezahne, das Klima schon zu heiß sei, ein Umstand, der gerade das Wachstum der kleinen weißen Art befördert. An den trockenen Flußbetten, die wir jetzt häufig überschritten, fanden wir die ausgedehntesten Palmenwälder, welche uns stets neue Bewunderung abrangen. In ihrer Nähe fand sich stets der vortrefflichste Boden und auch an Wasser fehlte es nicht mehr, wenigstens wäre es mit leichter Mühe überall hinzuleiten möglich gewesen. Ist es erst einmal so weit, daß europäische Farmer sich hier niederlassen können, so wird es ihnen bei umsichtiger Arbeit an reichen Ernten nicht fehlen.

Nach kurzen Märchen durch angenehme wellenförmiges und für das Auge interessante Land gelangten wir nach „Mtunge“. Von hier aus sollte nach Aussage der Eingeborenen der „Wami“-Fluß bequem zu erreichen sein, und von meinem nichtsnutzigen Diener „Lururu“ begleitet, begab ich mich auf den Weg, in der Hoffnung, in der Nähe des Flusses etwas Wild erjagen zu können. Zwei Wegstunden brachten uns an den Fluß, den ich hier nur etwa 30—40 Schritt breit fand, dabei leider untief und seßig, also zur Schifffahrt ungeeignet. Dagegen waren seine Ufer umsäumt von den prachtvollsten schlanken Nußholzbäumen und in seiner Nähe wuchsen Gras und Korn von einer sabelhaften Höhe, woraus abermals hervorging, daß, wo sich in Afrika nur die genügende Feuchtigkeit findet, der Boden mit seiner Fruchtbarkeit nicht geizt. Das Wasser zur Berieselung könnte hier mit leichter Mühe aus dem „Wami“ entnommen



werden. Mit der Jagd war es aber wieder nichts. Wild schien überhaupt nicht da zu sein. Zur Entschädigung wanderte ich langsam flussabwärts, im Geiste seine Ufer mit Plautagen und Farnen belebend und jeden Ort, jede kleine Erhebung auf ihre Tauglichkeit für die Anlage eines Hauses prüfend. Die Sonne war im Untergehen begriffen, eine Mauer dichter Vegetation, ein Gewirr von Ranken, Sträuchern und Blättern entzog ihre Strahlen schon meinen Blicken. Die Verbundung des Flusses begann sich bemerklich zu machen, und während im ganzen die Atmosphäre noch warm und brütend auf der Landschaft lag, zog doch hin und wieder ein schwacher, lästender Hauch, vom Flusse her, durch die Gegend. Zwischen den Stämmen der Bäume und im dichten Gerank der Vegetation wurde das Licht schon ein ungewisses und nur die oberen Zweige erreichten sich noch des Lichtes, welches das sinkende Tagesgestirn ihnen spendete. Das Gezwitscher der Vögel verstummte, sie suchten ihre nächtlichen Ruheplätze auf und vom Fluß her tönte das Geräusch des fließenden Wassers, wie es seinen Weg zwischen den mächtigen Felsblöden suchte, welche hier das Flussbett besäen. Ein einjames Perlhuhn, unzufrieden mit dem Sitz, den es auf einem belaubten Zweige gefunden, flog über den Fluß, einem anderen Baume zu. Fast scheute ich mich, die Stille der Natur durch den Knall eines Gewehres zu unterbrechen. Aber es ist einmal des Menschen Los, wenn er auch oft erhaltend auftritt, so doch ebenjo oft zu stören und zu zerstören. Hier that ich beides. Der Knall des Gewehres rief das bekannte Echo des abendlichen Waldes wach; Vögel und Affen, in ihrer Ruhe gestört, gaben einige Minuten lang laut ihren Unwillen kund, und das Perlhuhn fiel ins Wasser. Es war meine einzige Jagdbeute bisher und sollte zum Abendessen dienen. Nur mit großem Widerwillen unterzog sich mein Diener der Arbeit, das Perlhuhn aus dem Flusse zu holen. Er fürchtete Krokodile, wie er vorgab, ich vermutete indessen, daß ihm ein Bad noch unangenehmer war als ein Krokodil, und da ich Grund hatte zu glauben, daß von letzteren keine vorhanden waren, ein Bad aber dem Jungen nichts schaden konnte, so bestand ich darauf, das Huhn zu besitzen, und mit unwilligem Gebahren bequeme ich „Lururu“ zuletzt, es ans Land zu ziehen.

Mittlerweile war es dunkel geworden, nur eine kleine Mondsichel glänzte am Himmel. Froh im Besitze der ersten Jagdbeute marschierte ich hinter meinem Diener her, um das etwa zwei Stunden entfernte Lager zu erreichen. Nach meiner Rechnung lag das Lager rechts von uns, wir mußten also so marschieren, daß wir die Mondsichel zur Linken hielten; nach kurzem Marsch bemerkte ich jedoch, daß wir gerade auf den Mond zu gingen, ja ihn zuweilen sogar etwas rechts hatten. Ein Verirren im Busch ist unter keinen Umständen etwas Angenehmes, und mir stand gleich ein derartiges Abenteuer, welches ich vor langen Jahren in Südafrika erlebt hatte, so lebhaft vor der Seele, daß ich beschloß, alles zur Vermeidung eines ähnlichen Erlebnisjes zu thun. Ich ergriß also die Führung, bog nach rechts ab und hatte schon nach einer halben Stunde die Freude, den Pfad vor mir zu sehen, welcher uns am Nachmittag zum Fluß gebracht hatte. Eine Stunde später waren wir im Lager. Es ist dies der einzige Fall, der mir vorgekommen, wo ein Schwarzer keinen Ortsinn bewiesen hatte. Im allgemeinen zeichnen sich alle Schwarzen durch hervorragenden Ortsinn aus und sind den Europäern in dieser Hinsicht weit überlegen.

Da wir bisher nicht übermäßig stark marschiert waren, so wurde für den nächsten Tag beschlossen, zu „terekeza“, d. h. einen Gewaltmarsch zu machen. Ganz besonders, da wir hörten, daß gutes Wasser weit sei. Dieses ist in Afrika von fast größerer Wichtigkeit als das Essen, und es ist daher die Hauptaufgabe des Karavanenführers, seine Lager in der Nähe von gutem, am möglich fließendem Wasser aufzuschlagen. Ist dies unmöglich, so brechen unter den mit allerhand Krankheiten behafteten Trägern Epidemien aus, wodurch viele von ihnen sterben. Wir brachen früh <sup>3</sup>/<sub>1,5</sub> Uhr auf und laugten <sup>2</sup>/<sub>1</sub> Uhr im Lager an. In Afrika sind also acht Stunden ein Gewaltmarsch, wird man lächelnd sagen. Der Europäer versuche indessen nur einmal, acht Stunden unter

afrikanischer Sonne zu marschieren und dabei auch nur den kleinsten Tornister oder sonstige Last zu tragen, er wird erstaunt sein, wie unsere Schwarzen es möglich machen, bei dieser Temperatur eine Last von 60—80 Pfund zu tragen, ohne am Ende des Marsches übermäßig ermattet zu sein. Wenn man noch die schlechte Nahrung der Leute sowie ihre elende Körperbeschaffenheit in Betracht zieht, so ist es allerdings eine bedeutende Leistung.

Bisher waren wir im allgemeinen in westlicher Richtung gezogen, bogen indessen nun nach Süden ab, unseren Weg am Fuße eines Höhenzuges entlang nehmend. Palmen werden jetzt die vorherrschende Baumart, und da diese kein dichtes Unterholz zu leiden scheinen, so bot sich ein weiter Blick zwischen den schlanken Bäumen hindurch, bis einzelne Gegenstände in dem violetten Hintergrund verschwammen. Ueberhaupt trug jetzt die Gegend einen viel tropischeren Charakter, als dies irgendwo bisher, sogar an der Küste, der Fall gewesen war. In dieser Gegend erblickte ich auch das erste große Bild auf unserem Marsche. Einwohner finden sich hier nur spärlich durch das Land zerstreut, und so hat das Bild mehr Gelegenheit, ungestört seiner Nahrung nachzugehen. Eine mächtige Antilope lief plötzlich über den Weg und verschwand im Stangenholz. Obwohl Jagd während des Marsches sehr unbequem, ja unter Umständen ein erheblicher Fehler ist, so ließ ich mich doch von dem Jagdbeifer hinreißen, und auf der Spur des Wildes eilte ich ihm nach.

Nach einigen Minuten erblickte ich vor mir eine weite Lichtung, auf welcher ruhig eine Anzahl verschiedener Antilopen weideten. Mit Leichtigkeit hätte ich jetzt eines dieser herrlichen Tiere erlegen können, wenn ich es eben nur „getount“ hätte; allein mich verfolgte auf dieser Reise ein seltenes Mißgeschick. Während ich früher auf den weiten Ebenen in Transvaal und Orange Freistaat nie daran dachte, auf 4—500 Schritt mein Bild zu stellen, und oft mit den holländischen Boers vom Pferd herab um die Wette schoß, so fehlte ich jetzt auf 20 Schritt den Vogel im Baum. So auch bei dieser Gelegenheit — ich schoß und mußte sehen, wie sich das Bild ruhig in das Holz zurückzog, so ruhig, daß es mich ordentlich zu verhöhnen schien. Wüthend mußte ich meine Jagd aufgeben und im Sturmschritt meiner Karawane nachhaken, welche mir ein gutes Stück vorausgegangen war.

Ich erreichte sie an einer lieblichen Stelle. Im dichten Busch floß ein Bach dahin, über welchen von den Eingeborenen eine Brücke gebaut war. Ein am Ufer stehender Baum war umgehauen worden und so gefallen, daß er, den Bach überbrückend, beide Ufer miteinander verband. Seine Zweige waren alle abgehauen und nur eine starke Gabel lag fest in die Erde gebettet. Schlingpflanzen, die massenhaft am Ufer wuchsen, waren herbeigezerrt, ohne sie abzubrechen, und von Ufer zu Ufer gespannt, sodaß sie ein sicheres und zuverlässiges, wenn auch schwankendes Geländer zur Brücke bildeten. Da nur immer ein Mann mit seiner Last über eine solche Brücke gehen darf, unter doppelter Last wäre Gefahr des Zusammenbruchs vorhanden, so nimmt es begreiflicherweise lange Zeit in Anspruch, ehe eine Karawane hinüberkommt. Unser heutiger Marsch brachte uns denn auch nicht weit, denn kaum hatten wir den Bach passiert, als wir vor einem Fluß standen, in welchen der Bach sich ein paar tausend Schritt weiter hin ergoß. Auch hier befand sich eine Brücke, welche indessen schon eine komplizirtere Konstruktion verriet. Große Felsen im Flußbett waren durch darauf gelegte lange Bäume verbunden, doch machte das Ganze einen sehr wackeligen Eindruck, sodaß bei Hochwasser die Benutzung dieses „Gestelles“ wohl noch gefährlicher sein mag, als ein Durchschwimmen des Flusses. Das Delta zwischen den beiden Gewässern schien wie gemacht zur Anlage von Kaffee- oder Zuckerplantagen; wenn nur der Fluß schiffbar und wenn nur nicht der feuchten Atmosphäre und der üppigen Vegetation halber in solchen Gegenden das Fieber ein so schlimmer und doch so häufiger Gast wäre.

Während eines kurz nach unserem Brückenübergange eintretenden Ruhetages nahm ich Gelegenheit, die Einwohner der Gegend bei ihren häuslichen Beschäftigungen zu

beobachten. Im allgemeinen saub ich sie den südafrikanischen Tongas sehr ähnlich, welche ich früher an dem Comati- und Ingwenga-Fluß, nördlich von Delagoa-Bai, besucht hatte. Sie kochen ähnliche Gerichte und bereiten sich, wie jene, ihr Salz selbst. Gewisse Gräser, unter andern ein langes Schilf, werden in Haufen gelegt und verbrannt, die zurückbleibende Asche wird ausgelaugt, und nachdem das Wasser abgegossen, bildet der auf dem Boden des Gefäßes gebliebene Rückstand, an der Sonne gut getrocknet, ein graues, schmutziges, aber doch brauchbares Kochsalz. Aehnlich den Tongas stampfen die hiesigen Eingeborenen ihren Mais und Utama in großen hölzernen Mörtern und zwar verwenden sie große Stampfeulen von Ebenholz, welche durch die Arbeit eine solche Politur annehmen, daß sie spiegelhell erglänzen. Das Stampfen hat nur den Zweck, die Hülsen von dem Korn zu entiern. Dieses selbst wird nur wenig gebrochen und muß hinterher erst gemahlen werden, wenn es nicht, wie viel geschieht, ganz gefocht wird. Das Stampfen, eine Arbeit, welche nur von Weibern verrichtet wird, geht folgendermaßen vor sich. Eine verhältnismäßig kleine, nur für eine Mahlzeit ausreichende Quantität Mais oder Utama wird in den Stampfblock geschüttet und mit Wasser leicht angefeuchtet. Hierauf stellen sich zwei bis vier Weiber um den Stampfblock und stampfen mit ihren etwa 1½ Meter langen und etwa 5 Zentimeter dicken Stampfeulen in das Korn hinein, dabei einen gleichmäßigen Takt, etwa wie unsere Drescher in der Tenne, inne haltend. Ab und zu wird mehr Wasser zugegossen, da das Korn dasselbe bald aufsaugt und trocknet. Mit der Zeit, nach etwa einer Viertelstunde, lösen sich die Hülsen, was man an dem Tone des Stampfens, sowie an dem durch die Stampfeule in der Hand verursachten Gefühle wahrnehmen kann. Alsdann wird das Korn ausgeschüttet und gewaschen, jedoch nur der Kern zurückbleibt. Dieser kann nun gleich gefocht oder rasch getrocknet werden, hält sich aber nicht lange. Dieses gestampfte Korn ist außerordentlich nahrhaft und wohlschmeckend und in Südafrika ein sehr beliebtes Gericht. Gleich den Tongas sind die hiesigen Eingeborenen tüchtigen Landwirte, und ihre Gärten haben große Ausdehnung. Männer und Weiber arbeiten gemeinschaftlich darin, es scheinen sogar die Männer die schwerere Arbeit zu übernehmen. Die Leute kleiden sich gern. Ein weißes Stück Leinen wird um die Schultern, ein Stück Tuch mit bunten Bändern um die Hüften geschlungen. Obwohl die Art des Tragens ähnlich der der Tongas ist, so fehlt doch die anmutige Art des Trägers und der malerische Faltemwurf. Namentlich ist dies bei dem weiblichen Teil der Bevölkerung zu bemerken. Ganz besonders widerwärtig ist der überall herrschende Schmutz. Dieser stellt sich wohl deshalb hauptsächlich in so hohem Grade ein, weil die Leute stets mit ihrem Vieh zusammenleben.

Die Häuser ähneln ebenfalls jenen der Tongas. Zwei kreisrunde und konzentrische Mauern werden gebaut; die innere ist etwas höher als die äußere und über beide erhebt sich ein kegelförmiges Dach, welches außen fast auf die Erde herabreicht. Diese äußere Veranda ist für gewöhnlich der Aufenthalt der Leute. Hier werden „Schauris“ abgehalten, hier sitzt man und erholt sich von der Feldarbeit. Alte Leute, welche an dieser nicht mehr teilnehmen können, sitzen hier und flechten Körbe etc., während neben ihnen Ziegen, Schafe oder daun und wann sogar einmal ein Ochselein in vertraulicher Nachbarschaft ihren Mittagesschlaf halten. Hier stampfen die Weiber Korn und liegt Jung-Afrika auf dem Bauche und übt sich im Nichtsthun. Der erste Ring im Innern des Hauses dient den Frauen zum Aufenthalt. Hier wird gefocht und geschlafen und während der Regenzeit oder schlechtem Wetter ist hier der Wohnraum der Familie. Im innersten Ringe wohnt das Vieh. Da nun die Eingänge zum äußeren und inneren Kreise sich nicht gegenüber liegen, so muß das Vieh immer einen Teil des Wohnraumes durchlaufen, ehe es in seine Behausung kommen kann. Natürlich trägt dies unter keinen Umständen viel zur Reinlichkeit der letzteren bei, ist es aber Regenwetter, so befindet sich der Wohnraum in einem Zustande, der aller Beschreibung spottet, und es ist nur zu verwundern, daß dann menschliche Wesen hier

überhaupt leben können. Da das Vieh jede Nacht in dem inneren Ringe zubringt, so ist die Lust in den noch dazu ziemlich stark gebauten Häusern eine entsetzliche, und man glaubt, man müsse sich mit Hade und Spaten hindurcharbeiten.

Die Zahl der Häuser übersteigt selten 15 bis 20 in einem Dorfe. Die Häuser des Dorfeigentümers zeichnen sich in keiner Weise von denen der übrigen Eingebornen aus, höchstens sind sie, da mehr Leute täglich aus und eingehen, noch schmutziger als die anderen. Ihren Häuptlingen erweisen die Leute nicht die geringste Achtung oder Ehrenbezeugung. Ganz erstaunt hören sie zu, wenn man ihnen von anderen schwarzen Völkern erzählt, welche ihre Häuptlinge schon auf weite Entfernung grüßen, sich vor ihnen verneigen oder ihnen mit erhobener Hand einen Gruß zursen. Von allen schwarzen Völkern, welche ich bis jetzt gesehen habe, steht nach meiner Ansicht der Zulu doch am höchsten; er ist entschieden der Aristokrat unter den Schwarzen.

Ungleich den Völkern in Südafrika schließen die Leute hier auf Bettstellen, „Kitanda“ genannt. Inbessen ist ein behagliches Strecken auf denselben nicht möglich. Sie sind alle zu kurz und trotzdem schlafen oft mehrere Personen, gewöhnlich Kinder in den wunderbarsten Stellungen und Lagen, darauf. Oft gesellt sich ein munteres Zidlein oder zwei zu der übrigen Gesellschaft, die ihnen dann ruhig einen Platz einräumt. Die Häuser sowie sämtliche Gerätschaften der Eingebornen starren von Ungeziefer. Ihre Geschirre brennen die Leute, grade wie in Südafrika, selbst oder schnitzen sie aus weichem Holz, wie z. B. die Stampfböcke, welche oft einen Meter hoch sind. Waffen sieht man hier nur wenige, gewöhnlich Pfeil und Bogen, seltener einen Speer. Ihre Gärten bestellen sie mit breiten eisernen Hacken, welche durchziehende Araberfarawanen ihnen zum Verkauf bringen. Auch ihre Tücher zur Kleidung erhalten sie auf diese Weise. Sie geben dafür Nahrungsmittel zum Unterhalt für die Träger der Araberfarawanen.

Unser Weg führte uns nun ost durch Schilbidicht, in denen eine reine schwarze Gartenerde, wohl aus den während langer Zeiträume verwesten Abfällen des Schilfes bestehend, den Boden bedeckte. Der schmale Pfad war so tief ausgetreten und ausgewaschen, daß man nur mit Mühe in der Begrinne einen Fuß vor den andern setzen konnte ohne zu fallen. Das Schilf war so hoch und so dicht, daß es sich stellenweise über dem Pfad wölbte und man gleichsam durch einen Tunnel zu kriechen hatte, welcher oft nur sehr wenig Tageslicht empfing. Nur mit großer Anstrengung konnten sich die Träger vortwärts bewegen und namentlich unsere großen Kisten zu je zwei Trägern blieben oft stecken.

Für den Anbau von Zuckerrohr habe ich nie ähnlich gutes Land gesehen. Hoffentlich ist der Zeitpunkt nicht fern, wo es zu diesem Zwecke dienstbar gemacht wird. Wir erreichten „Mangubungubu“ und befanden uns hier zum erstenmal auf dem Boden von Ujagara, dem Lande, welchem unsere Reise hauptsächlich galt.

(Fortsetzung folgt.)



## Von Metz bis Montargis.

Friedliche Erinnerungen aus der Kriegszeit.

Von

Generalmajor **W. von Sagen.**

(Fortsetzung.)

Der größte Teil der Brigade — von meinem Regiment lag das zweite Bataillon beinahe eine Meile weiter vorwärts in Rimaucourt, an der Straße nach Chaumont, — sammelte sich am 9. November bei St. Blin, und um 8 Uhr traten wir, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, unseren Marsch an. Schon unterwegs ging uns die Nachricht zu, daß Teile des III. Korps nach einem glücklichen Gefechte den Feind zurückgeworfen und Chaumont bereits besetzt hätten. Da gleichzeitig hinzugefügt wurde, der Verlust der deutschen Truppen bestehe nur aus wenigen Verwundeten, so durften wir annehmen, daß der Widerstand der Franzosen kein allzu nachhaltiger gewesen sei.

Nach dem, was wir im Laufe des Tages von den Einwohnern hörten, war die Gegend, welche wir jetzt durchzogen, noch am 7. von Mobilgarden besetzt gewesen. In Andelot, wo etwa 600 Mann gestanden, hatten sie den Versuch gemacht, nicht nur die Brücke über den Rognon, einen Zufluß der Marne, abzubringen, sondern auch die Häuser zur Verteidigung herzurichten. Angeklich waren es die Einwohner selbst gewesen, welche diese Arbeiten verhindert hatten. Daß es nicht an der guten Absicht gefehlt hatte, uns Schwierigkeiten zu bereiten, dafür gaben verschiedene anderweitige Besetzungs-Arbeiten, auf die wir während des Marsches stießen, unwiderleglich Zeugnis. Gleich hinter Rimaucourt, wo uns das 2. Bataillon erwartete, um sich in die Marschkolonnen einzureihen, trafen wir auf einen durch Schützengräben verstärkten Abschnitt, und auf dem weiteren Marsche, namentlich vor und hinter Andelot, fanden wir die Straße durchgraben, sowie auch Bäume zu beiden Seiten derselben gefällt. Alle diese Hindernisse waren aus dem Wege geräumt und die Gräben entweder ausgefüllt oder mit Notbrücken versehen, so daß alle jene Beraustaltungen uns nicht einmal einen Aufenthalt von irgend welcher Bedeutung verursachten. Da wir, wenigstens meines Wissens, die ersten deutschen Truppen waren, die hier marschierten, so konnte die Wegräumung jener Hindernisse doch nur von den Einwohnern, und zwar aus eigenem Antriebe bewerkstelligt worden sein.

Waren auch diese Besetzungs-Anlagen an und für sich sauber und mit einer gewissen Sachkenntnis hergestellt, so konnte man die Wahl der Stellen, wo sie angebracht

waren, nicht immer eine glückliche nennen, so daß wohl eine einsichtige militärische Anweisung und Leitung hierbei gefehlt haben mochte. Gerade in dieser wenig übersichtlichen Gegend, wo die von uns benutzte große Straße bergauf, bergab, mehrfach durch defileeartige Einschnitte führt, wo kleine Wasserläufe vortreffliche Abschnitte bilden, machten sich die zu beachtenden taktischen Gesichtspunkte eigentlich schon von selber geltend. Jedenfalls hätte selbst ein kleineres, jedoch mit den Verhältnissen des Geländes genau vertrautes und von der Bevölkerung, wenn auch nur mittelbar, unterstütztes Detachement uns mancherlei Schwierigkeiten bereiten und unseren Vormarsch verzögern können. Seit sich jedoch Chaumont in deutschen Händen befand, und sonach den Gegnern, nachdem der direkte Rückzug verlegt war, nur noch ein seitliches Ausweichen auf Langres übrig blieb, ließ sich von einem solchen Unternehmen kaum noch ein dem Einsatze entsprechender Erfolg erwarten.

Nach einem nicht allzu aufstrengenden Marsche von 2 $\frac{1}{2}$  Meilen kam ich, wiederum mit meinem 1. Bataillon, einer Batterie und einem Sanitäts-Detachement, nach Marcille, links seitwärts von der Straße nach Chaumont gelegen, ins Quartier. Bekanntlich wird mit der zunehmenden Länge einer Marschkolonne, sofern eine strenge Marschordnung festgehalten werden soll, die Schnelligkeit des Vorwärtstommens sehr beeinträchtigt. Jede kleine Stockung infolge irgend eines Zwischenfalles, die ein Bataillon leicht überwindet, teilt sich bei einer vielleicht stundenlangen Marschkolonne mit vielem Fuhrwerk allen Teilen derselben nach und nach mit, und der dadurch entstandene Zeitverlust wächst nach rückwärts progressiv, sofern nicht bis auf die Fahrer hinab die höchste Aufmerksamkeit beobachtet wird. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, wenn wir meist erst zwischen zwei und drei Uhr nachmittags in die Quartiere kamen. Auch in Marcille fanden wir, und namentlich ich bei einem wohlhabenden aber einfachen ländlichen Besitzer, die freundlichste Aufnahme. Es wollte mir scheinen, als wenn die Aussicht auf einen Zusammenstoß der Mobilgarden mit den Deutschen wie ein Alp auf den Einwohnern gelastet habe, und daß die Befreiung von dieser Sorge, so wie das tadellose Verhalten unserer Truppen für den Augenblick eine wohlwollende Stimmung gegen uns erzeugten.

Trotz aller uns von seiten der Einwohner kundgegebenen friedfertigen Gesinnung ließen wir uns jedoch weder täuschen noch einschläfern. Welche Aufnahme uns in hiesiger Gegend eigentlich hatte zu teil werden sollen, war uns vor Augen gestellt worden. Da wir wenigstens auf eine Belästigung durch herumzuschwärmende Fraukitireubanden immer gefaßt sein mußten, so ward namentlich des Nachts ein strenger Wachdienst gehandhabt. An allen Ausgängen standen mindestens Doppelposten, und nichts wurde verabsäumt, um uns gegen einen Ueberfall zu sichern. Um für den Eintritt solcher Zwischenfälle der thätigen Unterstützung von seiten der Einwohner vorzubehugen, wurden in den von uns belegten Ortschaften keine Waffen gebudelt und die Ablieferung derselben an den Maire sofort nach unserem Einrücken, unter Androhung harter Ahndung im Falle einer Verheimlichung, verfügt. In St. Blin wurden über hundert Bajonettgewehre, die schon seit längerer Zeit, ich weiß nicht mehr zu welchem Zweck, in der Mairie aufgestapelt waren, mit Beschlag belegt und, da wir sie nicht mit uns führen konnten, durch Abschlagen der Kolben unbrauchbar gemacht.

Für den 10. November war mir in Aussicht gestellt worden, nach dem kaum eine Meile entfernten Chaumont (Hauptort des Departements de la Haute Marne) ins Quartier zu kommen und dort mein Füsilier-Bataillon, von dem ich seit einer Reihe von Tagen nichts gesehen und gehört hatte, wieder an mich heranziehen zu dürfen. Es sollte jedoch anders kommen. Noch ehe ich Chaumont erreicht hatte, ging mir der Befehl zu, vor letzterem Orte die Straße nach Langres einzuschlagen und an derselben mit meinen beiden Bataillonen in Verbieste und Luson Quartier zu nehmen. Das Füsilier-Bataillon verblieb auch fernerehin, behufs Begleitung der Trainstaffel, sich selbst überlassen. Zuerst glaubte ich, es sei eine Unternehmung gegen Langres geplant.

Mein Auftrag lautete jedoch nur dahin, die Straße nach jener Festung festzuhalten und das in der Umgebung von Chaumont stehende X. Korps gegen Unternehmungen von dorthier zu sichern.

Von Chaumont, bei welcher Stadt sich die Straße nach Langres in südlicher Richtung abzweigt, bekamen wir, bis auf den herrlichen Viadukt, nur wenig zu sehen. Es ist dies ein großartiger Bau von 600 Meter Länge, mit drei übereinander gesetzten Bogengewölbungen; mittels desselben überschreitet die Bahn von Troyes nach Langres — ein Teil des großen Schienenweges, welcher Paris mit Basel verbindet — das Thal der Saône, eines linken Zuflusses der Marne.

Chaumont lag längst hinter uns, die Mittagszeit war bereits vorüber, und wir sehnten uns nach dem Ende unserer Tagesfahrt. Da sah ich, an der Spitze des Regiments reitend, zunächst einen auf der linken Seite der Straße liegenden eingegitterten, anscheinend gut gehaltenen Park, und bald darauf tauchten auch zwischen mächtigen Baumgruppen die Türme und Zinnen eines schloßartigen Gebäudes auf. Ich glaubte einen der feudalen Herrensitze vor mir zu haben, auf die man in Frankreich, trotz aller Zerstörungen während der ersten Revolution, doch immer noch recht häufig stößt; gegen den neben mir reitenden Adjutanten bemerkte ich scherzend, wie ich recht gern einmal wieder, nachdem wir häufig genug bei reichen Bauern eingelehrt, in einem Schlosse wohnen würde, dieses hier scheine jedoch zu abgelegen, als daß es für den Regimentsstab allein ganz geeignet in demselben sein möchte. Während dessen näherten wir uns dem Parkthor, und aus demselben kam uns in eiligen Schritten der Jourier für den Regimentsstab entgegen, mit der Meldung, daß für denselben, so wie für eine halbe Kompanie des 1. Bataillons hiersebst Quartier gemacht sei. Das Schloß, auf meiner Karte nicht einmal verzeichnet, hieß mit seinem ganzen Namen Chateau du Val des écoles und gehörte zu der noch nicht eine halbe Stunde entfernt liegenden Gemeinde Verbiesle, woselbst das 1. Bataillon, abgesehen von der bei mir zurückbleibenden halben Kompanie, Quartier erhielt. Das 2. Bataillon kam nach dem etwa 20 Minuten südlich davon gelegenen Vusly.

Nachdem ich bis zur Trennung der beiden Bataillone Major von K. das Kommando über das marschierende Detachement übertragen, schwenkte ich nebst Geolge in das Parkthor ein und binnen wenig Minuten gelangten wir nach dem Schloß. Vor demselben empfing mich der Besitzer, ein Marquis, dessen Name mir leider entfallen ist, und im Hintergrunde sah ich auch Madame, der ich mich sofort vorstellen ließ. Beide waren augenscheinlich sehr erregt und natürlich auch wenig erfreut über den unerwarteten und so zahlreichen Besuch. Allerdings war er zahlreich genug, denn außer mir und meinem Adjutanten lagen noch zwei Offiziere hier, und die Zahl der einquartierenden Mannschaften, nebst der Regimentsmusik, mochte doch immerhin 140 bis 150 Mann betragen; endlich war auch noch eine Anzahl von Pferden unterzubringen. Der Marquis schien etwas den Kopf verloren zu haben und wußte nicht ein noch aus. Ich suchte ihn mit der Versicherung zu beruhigen, daß wir jede mögliche Rücksicht nehmen würden, und daß zunächst um Ueberweisung der Räume, welche für Offiziere und Mannschaften zur Verfügung gestellt werden könnten. Ein weiblicher Diensthote, anscheinend das Faktotum des Hauses, öffnete mir die freien Zimmer, über die ich sofort verfügte, und binnen einer halben Stunde war alles bis auf den letzten Trainjoldaten untergebracht.

Der Marquis, über die schnelle und geräuschlose Erledigung dieser Vorbereitungen höchst erfreut, stellte für uns Offiziere noch den Speisesaal und den daneben liegenden Salon zur Benutzung anheim, bat jedoch, die übrigen von uns nicht belegten Räume lediglich für sich und seine Familie benutzen zu dürfen. Ich erklärte ihm darauf, daß wir vollauf Raum hätten und, um die Familie nicht unnötigerweise zu beschränken, von dem Salon keinesfalls Gebrauch machen würden. Aus alle dem, was der Marquis mir und meinem Adjutanten bisher gesagt hatte, klang so etwas hindurch, als wenn er

im Interesse des Friedens jede Berührung mit uns vermeiden und eine Art von Waffenstillstandsvertrag mit uns schließen wolle. Da er im übrigen echt französische Artigkeit obwalten ließ, so fügte ich jener Aeußerung bezüglich des Salons noch hinzu, wie es bei preussischen Offizieren Sitte wäre, es nie zu verabsäumen, der Dame des Hauses, in dem sie einquartiert seien, ihre Aufwartung zu machen, daß wir jedoch nach seinen Aeußerungen und um seine Gefühle nicht zu verletzen im vorliegenden Falle von solcher Sitte Abstand nehmen zu müssen glaubten. Monsieur überflutete mich darauf mit einer Menge von Nebenarten und entschuldigte seine Frau, die durch die überaus traurigen Zeiten, sowie durch den infolge des Krieges herbeigeführten Verlust mehrerer Verwandten im höchsten Grade angegriffen sei. Uebrigens war Madame, wenn auch über die erste Blüte der Jugend hinaus, eine überaus stattliche Erscheinung und machte durchaus nicht den Eindruck, als wenn sie sich durch des Schicksals Mächte so leicht niederschmettern ließe.

Am späten Nachmittage traf ich das Ehepaar, Arm in Arm, nochmals auf dem Schloßhofs. Wir begrüßten uns freundlich, und Monsieur sprach sich sehr anerkennend über das Verhalten unserer Leute aus. Ich fragte ihn bei dieser Gelegenheit, ob etwa Franktireure, oder von Langres ausgesandte Streifdetachements die Gegend unsicher machten, und fügte, halb in Ernst, halb scherzend, gleich hinzu, wie ich mir die Umgebung des Schloßes schon angesehen und meine Anordnungen für den Fall eines feindlichen Ueberraschungsverfuches bereits getroffen habe, ich hege jedoch in seinem eigensten Interesse den Wunsch, keinen Gebrauch davon machen zu müssen.

In der That mußte man bei der Nähe von Langres, das noch nicht drei Meilen entfernt lag und eine starke Besatzung haben sollte, auf irgend ein Unternehmen von dorthier gefaßt sein. Monsieur erklärte jedoch mit aller Entschiedenheit, daß wir keinen Ueberfall, überhaupt keine Störung irgend welcher Art zu fürchten hätten, und schien seiner Sache sehr sicher zu sein.

Abends gleich nach 6 Uhr versammelten wir Offiziere uns im Speisesaale zum Mittagmahl, und weder die Speisen noch der Wein ließen irgend etwas zu wünschen übrig. Nach dem Essen stellte uns der aufwartende Bediente das nebenan liegende Gesellschaftszimmer zur Verfügung, und als ich die Benutzung desselben ablehnte, fügte er ermunternd hinzu, Madame und Monsieur hätten sich bereits zurückgezogen. Wie ich darüber mein Bedauern aussprach und dabei bemerkte, ich hätte ja Monsieur ausdrücklich erklärt, wir würden von dem Salon keinesfalls Gebrauch machen, sah mich der Diener höchst erstaunt an. — Da man im Kriege nie auch nur mit einiger Zuversicht auf eine ungestörte Nacht rechnen darf, wenigstens nicht in solcher Nähe des Feindes, so blieben wir nicht mehr lange beisammen, sondern gingen zeitig zur Ruhe.

Die Nacht verlief ohne Störung, und beim Erwachen freute ich mich ordentlich darauf, den Kaffee wieder einmal in aller Ruhe und Beaglichkeit trinken zu können. Derselbe wurde mir gebracht, als ich meine Toilette noch nicht ganz beendet hatte. Zu meiner Freude war er ganz in deutscher Weise aufgetragen, Kaffeekanne, Milchkanne, Zuckerdose und Tasse standen auf einem Präsentierteller, und Weißbrot nebst Butter hatten des Anschnittes. Da ich einen, wenn auch nur kleinen Vorrat von Zigarren hatte — sie waren jetzt wieder eine sehr geachtete Ware —, so stand mir auch dieser von mir nur schmerzlich entbehre Genuß in Aussicht.

Als ich mir die erste Tasse einschenken wollte, fand ich das Kaffeegeschirr in einem Zustande, der der übrigen hocheleganten Ausstattung und Einrichtung des ganzen Hauses in keiner Weise entsprach. An der Kaffeekanne war die Tülle halb abgebrochen, an der Tasse fehlte der Henkel, kurz das ganze Geschirr machte den Eindruck, als sei es auf dem Trödel zusammengekauft. Mir stieg sofort der Gedanke auf, es könne hierbei eine Absicht vorliegen, nicht von seiten der Herrschaft, wohl aber lag die Vermutung nicht ganz fern, daß der Herr Küchenmeister oder wer sonst die Kaffee-Angelegenheiten verwaltete, eine, wenn auch noch so lächerliche antideutsche Demonstration



hatte ins Werk setzen wollen. Ich ließ daher sofort meine Bekannte vom gestrigen Tage, anscheinend *la bonne de la maison*, kommen und fragte sie, auf das Geschirr deutend, ob denn die Soldaten schon alles zerfchlagen hätten? Da man mir den Kaffee in solcher Weise auftrage, müsse doch irgend etwas dergleichen vorgefallen sein; wäre dem anders, dann glaubte ich allerdings diejenigen Rücksichten beanspruchen zu müssen, die man in Deutschland auch in dem bescheidensten Quartier gegen jeden Offizier nehme. Als ich dann noch hinzufügte, wie ich im Interesse des Hauses nicht wünsche, daß man damit eine Demonstration beabsichtigt habe, sand ich beim gleichzeitigen Anschneiden des Frühstücksbrotes eine Nadel in demselben. Das war Wasser auf meine Mühle, und Mademoiselle die Nadel zeigend, fragte ich sie — allerdings konnte ich mir das Lachen dabei kaum verbeißen —, ob die Franzosen auch mit solchen verborgenen Waffen *la guerre à outrance* führten. Die Bonne, anscheinend eine verständige, umgängliche Person, nahm meine Vorwürfe keinesfalls von der leichten Seite auf, zeigte sich vielmehr im höchsten Grade betreten. Mit einem Schwall von Redensarten versicherte sie hoch und teuer, es läge sicher keine böse Absicht vor, die Leute im Hause hätten vielmehr bei der plötzlichen und so zahlreichen Einquartierung gänzlich den Kopf verloren.

Nun, die von mir gemachten Vorwürfe erfüllten vollkommen ihren Zweck. Zunächst erschien Monsieur persönlich, um mich wegen der Maladresse seiner Leute tausendmal um Entschuldigung zu bitten. Auch er wiederholte, seine Dienerschaft habe gänzlich den Kopf verloren. Da er den größten Theil des Jahres in Paris verlebte, so wäre auch vielleicht das nötige Geschirr nicht gleich zur Hand gewesen. Jedenfalls könne er die Versicherung geben, daß eine Absicht nicht vorgelegen habe, und ich daher das ja sicher grobe Versehen entschuldigen möge. Meinerseits gab ich darauf die Versicherung, daß die preussischen Offiziere auch in Feindes Land es sich jederzeit angelegen sein ließen, gegen ihre Quartierwirte alle nur möglichen Rücksichten zu nehmen, allerdings müsse das auf Gegenseitigkeit beruhen. Der Herr Marquis möge jedoch erwägen, ob es im vorliegenden Falle für mich nicht nahe gelegen hätte, eine absichtliche Vernachlässigung zu vermuten. Selbstverständlich könne sich im Hause eines französischen Edelmannes eine solche Vermutung nur auf die Dienerschaft beziehen. Uebrigens wäre nach seinen freundlichen Entschuldigungen die Sache für mich vollkommen erledigt.

Damit war jedoch die für mich ja sicher notwendige Genugthuung noch keineswegs abgeschlossen. Bald nach Weggang des Marquis erschien abermals die Zofe, um mir mitzutheilen, wie es Madame zur ganz besonderen Freude gereichen würde, mich und die übrigen Herren zu empfangen, und zwar zu jeder Zeit, wenn es uns genehm sein würde. Natürlich gab ich hierauf einen ebenso artigen Bescheid, sagte jedoch hinzu, daß wir uns ganz nach der Sitte des Hauses zu richten wünschten, Madame möge daher nur befehlen, ob wir vor oder nach dem Frühstück unsere Aufwartung machen dürften.

Später spielte die Regimentsmusik vor dem Schlosse, auf der Parkseite desselben, einige Stücke, und wenn sich auch keine französischen Zuhörer dabei sammelten — das wäre gegen den patriotischen Konvent gewesen —, so lauschten sicher alle Schloßbewohner den ungewohnten Klängen. Um 11 Uhr meldete der Bediente, das Frühstück sei aufgetragen. Dasselbe bestand aus vier warmen Gängen, denen noch ein ausgefuchter Nachtisch folgte. Auch gab es heute zweierlei Weine, die nichts zu wünschen übrig ließen. Schon während des Essens sagte mir der Bediente, daß uns Madame nach dem Frühstück im anstoßenden Salon empfangen werde. Nach Aufhebung der Tafel wurden die Flügelthüren geöffnet und wir von dem Herrn und der Herrin des Schlosses aufs freundlichste begrüßt. Nachdem ich meine Begleiter einzeln vorgestellt, forderte mich Madame auf, ihr gegenüber am Kamin Platz zu nehmen. Es wurden einige Redensarten gewechselt, der Vorfall am Morgen, trotzdem daß er ja unzweifelhaft die Veranlassung zu diesem Empfang war, blieb unberührt. Nur gelegentlich bemerkte Madame, daß sie und ihr Mann — Kinder schienen nicht vorhanden zu sein —

Chateau du val lediglich als Sommeraufenthalt benutzten und ich daher etwaige Mängel entschuldigen möge. Abgesehen von der Erfahrung, die ich persönlich gemacht, wäre eine solche Entschuldigunng kaum nötig gewesen, denn die ganze Einrichtung des Schlosses, die Ausstattung der Tafel entsprachen allen Anforderungen höchsten Komforts. Namentlich fiel mir eine wahre Mustersammlung von Pendulen auf, von denen in jedem Zimmer mindestens eine stand. Bekanntlich ist das eine Besonderheit französischer Zimmereinrichtung.

Von Monsieur, der sich bald in unsere Unterhaltung mischte, hörte ich einige für mich sehr interessante, die französischen Anschauungen kennzeichnende Aeußerungen. Zunächst, an das Verhalten unserer Leute anknüpfend, sprach er sich im höchsten Grade anerkennend über die Mannszucht der preussischen Truppen aus. Meine Freude über solch' ein Urtheil ausdrückend, konnte ich es nicht lassen noch hinzuzufügen, wie ich die Befürchtung hege, daß im Falle eines französischen Einbruchs wenigstens die Turcos und Zuaven sich schwerlich einen so guten Ruf bei den Deutschen erworben haben würden. Hastig erwiderte er darauf: „Mais Monsieur, la magnifique discipline de vos troupes c'est le plus grand malheur pour nous“, denn, meinte er, wenn wir sengend und plündernd das Land überschwemmt hätten, dann würde sich das ganze Volk erhoben haben und wir wären sicher nicht so schnell bis zur Marne vorgebrungen. Nun etwas Wahres lag sicher in dieser Aeußerung. Der Umstand, daß in den von uns in den letzten acht Tagen durchzogenen Gegenden, die ja vom Kriege noch wenig gelitten, sämtliche Bewohner in ihren Besitzungen geblieben waren, sowie die fast durchgängig freundliche Aufnahme bei denselben ließen darauf schließen, daß uns ein guter Ruf vorausgegangen sein mußte, was wiederum auf das ja im ganzen friedfertige Verhalten der Bevölkerung sicher nicht ohne Einfluß gewesen war.

So wenig der Marquis auch für die neue Republik begeistert zu sein schien, so war er, und zwar trotz meines Einwurfes, daß es in Frankreich jetzt gar keine berechtigte Regierung gebe, dennoch der Ansicht, daß wir nur mit den gegenwärtigen Gewalthabern unterhandeln könnten. Selbst eine einzuberufende Versammlung, die, so lange der Feind noch im Lande sei, doch immer nur unter einem gewissen Druce gewählt werden könne, würde niemals als eine ordnungsmäßige Vertretung Frankreichs anerkannt werden. Uebrigens sei er der Ueberzeugung, daß keine französische Regierung, sie möge einen Ursprung und einen Namen haben, welchen sie wolle, jemals in die Abtretung von Elsaß und Lothringen willigen würde. Der Besitz dieser Grenzlande würde Deutschland nie zum Segen gereichen, im Gegentheil für dasselbe ein Unglück sein, denn trotz des Vorkherrschens der deutschen Sprache wären die dortigen Bewohner durch und durch Franzosen und würden sich nie an die deutsche Herrschaft gewöhnen, sich vielmehr innerlich immer mit Frankreich vereint fühlen. Mit einer gewissen Feierlichkeit fügte er dann noch hinzu: Es wäre ja möglich, daß wir noch ganz Frankreich bis zu den Pyrenäen durchzögen, trotzdem würden wir aber Elsaß und Lothringen niemals in unseren dauernden Besitz bekommen. Das Jamais, jamais! womit er seinen patriotischen Erguß schloß, klingt mir noch heute in den Ohren.

Auf einen logischen Gebanengang und dem entsprechenden Schlußfolgerungen mußte ich, wie ich bald bemerken sollte, bei meinem Widerpart schlechterdings verzichten. Als Antwort auf jene Auslassungen gab ich zu bedenken, daß Elsaß und Lothringen jahrhundertlang zum deutschen Reich gehört und nur durch Umtriebe aller Art, allerdings in Verbindung mit unserer eigenen damaligen Zerissenheit und Schwäche, von demselben losgerissen worden sei, wir also doch ein Recht hätten, es nach einem uns aufgedrungenen Kampfe als Siegespreis zurückzufordern. Wenn man uns jetzt ein solches Recht bestreite, wie reime es sich dann zusammen, daß der Kaiser Napoleon III., und zwar mit Zustimmung von ganz Frankreich, die Rheingrenze beansprucht habe? Daß dieser und die Franzosen, bei glücklichen Waffenertolgen, sich an den Widerspruch einer urdeutschen Bevölkerung sicher nicht gekehrt haben würden, darüber könne wohl

kaum ein Zweifel sein. Die Erwiderung des Marquis auf solche Einwürfe erinnerte mich an den bekannten Ausspruch: Ja Bauer, das ist etwas anderes. „Alle Staaten, namentlich Preußen, hätten ihre Grenzen erweitert, und da dürfe Frankreich keinesfalls zurückbleiben. Außerdem habe der Rhein schon zu Cäsars Zeiten das alte Gallien von Deutschland geschieden, und dieser Fluß bilde auch heute noch die natürliche Grenze von Frankreich.“

Man darf nicht etwa glauben, daß dergleichen Anschauungen nur in den Köpfen einzelner annexionslustiger Franzosen gespult hätten. Nein, weite Kreise, von denen man ihrem sonstigen Bildungsstande nach wohl etwas mehr historische und staatsmännische Einsicht hätte erwarten dürfen, wurden davon beherrscht. Der Marquis war wenigstens nicht in dem thörichtesten Glauben befangen, die Franzosen würden in den deutschen Grenzlanden mit offenen Armen empfangen werden, was immerhin schon eine gewisse Einsicht und Bescheidenheit bewies. Die echt gallische Halbbitbung ist fest davon überzeugt, daß da, wo durch die französische Sprache, durch französische Moden, französische Bonnen und französische Kellner bereits ein gewisses Verständnis für die französischen Vorzüge erwachsen sei, man sich nach einer Verbindung mit der großen Nation sehne. „Outre la France est peu de chose,“ das ist echt französische Anschauung. Wie es jenseits der Grenze aussieht, was dort geschieht, wie man dort denkt, darum bekümmert sich der Durchschnittsfranzose blutwenig. Daher die thörichte, ich möchte sagen kindliche Ueberschätzung ihrer Ueberlegenheit in jeglicher Beziehung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine solche Unterhaltung, wie ich sie mit meinem unfreiwilligen Wirt geführt, da sie nur zu leicht alle Faseru des patriotischen Empfindens in Mitleidenschaft zieht, unter damaligen Umständen etwas Bedenkliches haben konnte. Von mir wurden politische Gespräche, die sich auf den gegenwärtigen Kampf der beiden Nationen bezogen, niemals angeregt. Wohl aber geschah dies mehrfach von der anderen Seite, sodas ich gewissermaßen gezwungen wurde, zu Schutz und Trutz auf den Wortkampf einzugehen. Das war für mich nicht immer leicht. Hatte sich mein Ohr auch bereits soweit an die französische Sprache gewöhnt, um dem Gedankengange meiner Gegner, namentlich wenn sie nicht zu schnell sprachen, ohne große Schwierigkeiten folgen zu können, so befand ich mich doch bei persönlicher Teilnahme an dem Wortgefecht in einer gewissen Zwangslage. Wer eine fremde Sprache vollständig beherrschen will, der muß in derselben nicht nur sprechen, sondern auch denken können. So weit war ich jedoch noch keineswegs. Sich die französische Umgangssprache, falls nicht in der Jugend bereits ein fester Grund dazu gelegt ist, noch in späteren Jahren anzueignen, hat sicher seine Schwierigkeiten. Selbst das Verständnis auch der schwierigsten Schriftsteller gibt noch lange keine Amvortschaft auf nur einige Gewandtheit in der französischen Unterhaltung. Vielleicht mochte indessen gerade der Umstand, daß ich meine deutschen Gedanken gewissermaßen erst in die fremde Sprache übersezen mußte, dazu beitragen, mir im Redestrom Raum und Zügel anzulegen, sodas ich auch mit Worten niemals über die Stränge schlug. Uebrigens muß ich den Franzosen, die ja entschieden Meister der Form sind und diese auch im Sprechen vollkommen beherrschen, das unumwundene Zeugnis erteilen, daß selbst im höchsten Affekt ihre Rede niemals etwas Verleedendes enthielt.

Vielleicht ist auch der vielfache Gebrauch der in die Rede eingestochtenen Worte „Monsieur“ und „Madame“ ganz geeignet, um selbst in der lebhaftesten Unterhaltung nicht vom Maße der Höflichkeit abzuweichen zu lassen und etwaigen trotzdem gefallenen scharfen Bemerkungen die Spitzen abzubrechen.

Die französische Nation ist eben die höflichste von der Welt, und es gibt wohl auch keine, die so gefellig ist, oder die, wenn ich so sagen darf, in solchem Maße den Gesellschaftsinstinkt besitzt. Daher liebt der Franzose die Konversation, sie ist sein Lebens-element, in ihr bewegt er sich, wie ein Fisch im Wasser. Allen Felsen und Klippen ausweichend, verrenkt er sich allerdings auch nicht gern in die Tiefe, verbleibt vielmehr lieber

an der sonnigen Oberfläche. Solcher Neigung entsprechend hat sich das Französische auch hauptsächlich zur Konversationssprache herausgebildet, es ist entschieden mehr zum mündlichen Verkehr, als für den schriftlichen, sich vertiefenden Gedankenaustausch geeignet. Der Gegensatz zwischen norddeutscher phlegmatischer Wortkargheit und französischer Redelust fiel mir recht auf, als ich einst von meinem Fenster aus beobachtete, wie ein Saubottenträger in Bluse und Zippelmüge mit wahrem Feuereifer und nicht ohne theatrale Klären in einen vor dem Hause stehenden Musketier meines Regiments hinein sprach. Der letztere hörte ohne eine Miene zu verziehen minutenlang ruhig zu, bis er endlich den Redestrom mit den Worten staute: *Nix comprend!* Der so unterbrochene Parteur wandte enttäuscht den Rücken.

Den obigen Andeutungen entsprechend nahm unsere zuweilen recht lebhaft geführte Unterhaltung einen durchaus friedlichen Verlauf, denn schließlich kamen wir auch auf das Wetter zu sprechen. Es fiel nämlich während der Unterhaltung der erste Schnee. Das bedeutete selbst für das Departement der Haute Marne einen sehr frühen Eintritt des Winters, der, als er sich später in ungewöhnlicher Strenge entwickelte, unser treuer Verbündeter wurde.

Zu Unternehmungen gegen uns von seiten des Feindes, auf die wir uns gefaßt gemacht hatten, war das Wetter keinesfalls verlockend. In Verbieste hatte das erste Bataillon einen Franzosen, der geradezu aus Langres kam und sich durch lose Redensarten unnütz gemacht hatte, festgenommen und mir zugesandt. Seine Angaben erschienen wenig glaubwürdig. So war unter anderen die Behauptung, daß 100 000 Mann, allerdings meist Mobilgarden, zur Verteidigung der Festung bereit ständen, weit übertrieben. Daß jedoch die Straße nach Langres durch Einschnitte und anderweitige Wegehindernisse vielfach unterbrochen worden sei, bestätigten die von unserer Seite vorgehenden Patrouillen.

Meine Befürchtung, mit dem Regiment, wenn auch nicht mit diesem allein, gegen Langres verwendet zu werden, traf nicht ein. In der Nacht ging mir der Befehl zu, am anderen Morgen jenseits Chaumont an der Straße nach Chatillon zu stehen. Die Besatzung von Chateau du Val — beiläufig gesagt kein alter Feudalsitz, vielmehr ein früheres Kloster, das jedenfalls infolge der großen Sturmflut von 1789 mit hinweggeschwemmt worden war — mußte sich schon frühzeitig zum Ausbruch rüsten. Um sich mit uns zu vereinigen brach das 2. Bataillon bereits um 5 Uhr morgens von Lucy auf. Dann marschierten wir wieder nach Chaumont zurück, um die Straße nach Chatillon zu erreichen. Trotzdem wurden die Beziehungen zu Langres noch nicht aufgegeben, denn ich sollte auch an diesem Tage die Division gegen jene Festung in der linken Flanke sichern. Auf dem großen Rendezvous eingetroffen, erhielt ich den Befehl, mit meinem Detachement links ab nach Arc en Barrois zu marschieren und dort, sowie in einem nahe dabei liegenden Orte, Cour l'Evêque, Quartier zu nehmen.

Die Witterung war recht unfreundlich. Bei einem kalten Nordwest fiel fast unangeseht Schnee, der jedoch nicht liegen blieb, vielmehr die Straße in ein lotiges Rinnsal verwandelte. Trotzdem entschloß ich mich, lange Strecken zu Fuße zu gehen, was bei dem langsamen Schrittreiten und bei der Kälte, die in alle Poren eindrang, immerhin noch als eine angenehme und erwärmende Abwechslung anzusehen war. Das wenig überflüssige Gelände, vielfach mit Wald bestanden, erweckte eine vernehnte Aufmerksamkeit und Vorsicht. Während des Marsches näherten wir uns wiederum Langres, das von den zu erreichenden Quartieren in östlicher Richtung etwa  $2\frac{1}{2}$  Meilen entfernt lag und mit diesen durch eine gute Straße verbunden war. Infolge dieser Umstände entschloß ich mich auch, die Quartiermacher später, als es seither geschehen, und in verstärkter Anzahl vorzuschicken. Ich selbst folgte mit meinem Adjutanten bald nach, um mich beim Maire persönlich über die Zustände und Verhältnisse, namentlich insoweit sie sich auf die feindliche Armee bezogen, zu erkundigen. Wenn ich auch sicher niemals erwartete und erwarten durfte, von einem Maire irgend etwas zu

erfahren, was den eigenen Truppen Schaden und Nachtheil hätte bringen können, so durfte ich doch annehmen, daß die Einwohner sich vor nichts mehr fürchteten, als vor einem Kampfe, der auch sie in Mitleidenschaft gezogen haben würde. Beim Ausfragen irgend eines derselben konnte man aus seinen Aeußerungen, ja schon aus seinem ganzen Verhalten entnehmen, ob wenigstens nach seiner Auffassung Gefahr im Verzuge war oder nicht. Erhielt man nun, wie es hier der Fall war, vom Maire die bestimmte Versicherung, daß keine Truppen in der Nähe seien, so durfte man sich, wenigstens nach den von mir gemachten Erfahrungen, mit einiger Zuversicht auf die Wahrheit solcher Angaben verlassen. Troßdem wäre es sicher vom Uebel gewesen, auch nur eine der Vorsichtsmaßregeln zu vernachlässigen, die unter allen Umständen geboten waren; andererseits lag mir jedoch ebenfalls die Pflicht ob, die Leute nicht unnötigerweise zu ermüden und deren Kräfte nicht mehr in Anspruch zu nehmen, als es die Sicherheit des Quartiers und die Erfüllung des mir gewordenen Auftrages unbedingt erheischte.

Der Maire von Arc en Barrois, einem kleinen Städtchen am Anjou (Zufluß der Aube) gelegen, machte mir den Eindruck eines artigen, intelligenten Mannes, wie ich denn überhaupt in dieser Stellung selbst in den kleinsten Orten Leute, von feinsten Bildung kennen gelernt habe. Zu den ehrenamtlichen Stellungen gehörig, werden diese Aemter vielfach von den größeren Grundbesitzern mit alten aristokratischen Namen eingenommen. Nachdem das Geschäftliche zwischen uns erledigt war, erbot sich der Maire sofort, mich und noch zwei Offiziere in sein Quartier aufzunehmen. Uebrigens war mir seine Versicherung, daß zwischen hier und Langres keine Truppen ständen, sich auch Frankreurs bis jetzt in der Gegend nicht gezeigt hätten, um so angenehmer, als meine Leute erst mit eintretender Dämmerung, und das für Cour l'Evêque bestimmte 1. Bataillon sogar noch später, in die Quartiere kamen, wie sich denken läßt, recht ermüdet.

Obgleich unsere Quartiermacher nur kurze Frist vor den übrigen Truppen eingetroffen waren, schien man auf die ungebetenen Gäste doch nicht ganz unvorbereitet gewesen zu sein. Bald nach sechs Uhr sahen wir Offiziere bereits an der Tafel unseres lebenswürdigen Wirtes, der mich gebeten hatte, auch seinen Adjoint zum Diner einladen zu dürfen. Speis und Trank ließen nichts zu wünschen übrig. Ebenso war auch die Unterhaltung zwischen Freund und Feind eine anregende und in der Hauptsache durchaus ungezwungen. Mich interessierte namentlich der Adjoint, ein gewandter junger Mann von feinen Formen, dessen reine, klugvolle Sprache mir sofort auffiel. Natürlich wurde das alte Thema vom Unglück Frankreichs und von den wunderbaren Erfolgen der deutschen Waffen wiederum berührt. Den Adjoint, der mir gegenüber saß und dem ich die innere Erregung anfang, bat ich, die Sache doch rein akademisch-historisch und ohne Erseuerung zu behandeln. Mit einem feinen Lächeln erwiderte er darauf, wie das für einen Franzosen denn doch keine so ganz leichte Aufgabe sei. In der Hauptsache hörte ich dieselben Tiraden, wie ich sie bereits in Chateau du Val vernommen hatte. Sie gipfelten in der Behauptung, daß keine französische Regierung, möge sie nun republikanisch, königlich oder kaiserlich sein, in die Abtretung von Elsaß und Lothringen willigen könne und willigen werde. Diese Anschauung, wohl der in Paris und Tours ausgegebenen Parole entsprechend, war damals eine weit verbreitete, vielleicht die herrschende. Wer anders urtheilte, hütete sich wohl es auszusprechen, um nicht als Landesverräter gekennzeichnet zu werden. In den Köpfen der Franzosen spukte noch immer die legendarisch gewordene Uebersehätzung der Waffenerhebung zur Zeit der ersten Revolution. Unter gänzlich anderen Verhältnissen erwartete man von ihr im Jahre 1870 dieselben Erfolge, die sie trotz aller militärischen Ungünstigkeit allerdings in den Kriegen von 1793 und 94 errungen hatte. Wenn nun auch genug Anzeichen bereits darauf hindeuteten, daß der patriotische Optimismus der Franzosen aufs härteste enttäuscht werden würde, so stand doch für mich so viel

fezt, daß von einem baldigen Frieden nicht die Rede sein konnte, wir vielmehr einem ernststen Winterfeldzuge entgegen gingen.

Nach einer ungestörten Nacht setzten wir am 13. November unseren Marsch weiter fort, um die Straße von Chaumont nach Chatillon wieder zu erreichen. Die Gegend zwischen Arc en Barrois und Chatillon ist von vielen Thälern, vom Plateau von Langres herkommenden, tief eingeschnittenen und zum Gebiet der Seine gehörigen Wasserläufen durchzogen. Zunächst erreichten wir die Aube, deren Thal wir abwärts eine Strecke verfolgten. Wir näherten uns dadurch dem Bereich jener Gegend, wo im Januar und Februar 1814 die verbündeten Armeen kämpften und wo durch die beiden größeren Gefechte bei Bar sur Aube die endliche und völlige Niederlage Napoleons vorbereitet wurde.

Nachmittags erreichte ich mit dem 2. Bataillon unser Marschquartier Bissef la Cote. Die Deckung der Division gegen Langres war nunmehr nicht mehr von nöthen. Obgleich der nur kleine Ort nicht einmal an der großen Heerstraße gelegen ist — er lag nördlich der direkten Verbindung zwischen Chaumont und Chatillon — fand ich im Café desselben, was unserer Dorfkneipe entspricht, eine recht gute Unterkunft. Die Verpflegung war durchaus zufriedenstellend und das Bette, bei dem nicht einmal das feidene Oberbett fehlte, ohne Tadel. Auch die freundliche, sogar entgegenkommende Aufnahme ließ nichts zu wünschen übrig.

Hatte ich im Anzuge des Krieges in den Lothringischen Grenzgebieten an den Quartieren, namentlich betreffs der Sauberkeit und Ordnung, mancherlei (und wie ich glaube mit vollem Recht) auszusprechen, so mußte ich mein danach gebildetes Urtheil über französische Zustände wesentlich berichtigen. Seit unserem Abbrücken von Metz hatte ich fast immer in Dörfern gelegen, und wenn ich hierbei auch stets eins der besseren oder auch besten Quartiere erhielt, so lernte ich doch auch viele andere kennen. Fast durchgängig fand ich, wenigstens bei den wohlhabenden Bauern, häusliche Einrichtungen, die einem soliden, den Verhältnissen angemessenen Komfort entsprachen. Den Vorzug der französischen Betten habe ich schon mehrfach hervorgehoben. Fast niemals habe ich an ihnen weder betreffs der Bequemlichkeit, noch in bezug auf die Sauberkeit, etwas auszusprechen gefunden, was ich von den bäuerlichen Lagerstätten, wie ich sie in verschiedenen Gegenden Deutschlands zuweilen habe erdulden müssen, nicht ohne Vorbehalt behaupten möchte. Weniger befreunden konnte ich mich allerdings mit den mangelhaften Heizvorrichtungen, wie sie nun einmal der Landesitte und der Gewohnheit entsprechen. Wenn auch der Quartiermacher des Regimentesstabes Anweisung erhielt, dafür zu sorgen, daß ich mein Zimmer etwas durchwärmt vorfände, so war dies doch eigentlich nie der Fall. Es lag dies durchaus nicht am bösen Willen der Quartiergeber, sondern einfach an den Kaminen, deren Wärme größtenteils durch den Schornstein entweicht und nicht dem Zimmer zu gute kommt. Als die Kälte strenger wurde, konnte man es nur in warmer Bekleidung und mit angezogenem Mantel in seinen vier Wänden aushalten. Die Franzosen, trotz ihrer Kamine gegen die Strenge des Winters noch viel weniger abgehärtet als wir Deutsche, sichern sich gegen die Unbehaglichkeit der Temperatur in ihren Wohnräumen in ähnlicher Weise, wie wir es zu thun gezwungen waren. Zuweilen machte es den Eindruck, als wenn sie den ganzen Inhalt ihres Kleiderschranks an dem Leibe trügen.

Die Häuser, auch auf dem Lande von seitem Steinmaterial solide gebaut, gewährten an sich vollkommen Schutz gegen alle Unbilden des Wetters. Architectonisch machten sie jedoch keinen erfreulichen Eindruck. Da in der Gegend um Chatillon die Dächer anstatt mit Ziegeln mit dünnen Steinplatten eingedeckt sind, so sehen die Dörfer von weitem wie große Steinhäuser aus. Den farbenfreundlichen und anheimelnden Eindruck unserer thüringischen Dörfer mit ihren Fachwerkhäusern, deren Balkenlagen zuweilen in den verschiedensten Farben prangen, während die Zwischenfelder mit weißem Kalk beworfen sind, deren rote Dächer schon von weitem aus grünem

Landwerk heranzulagen, — solchen Eindruck machen die Ortschaften des mittleren Frankreichs nicht. Hier erscheint alles grau in grau. Solcher Farbenmischung entsprach infolge der Jahreszeit und des Wetters auch die ganze Natur. Grau die Erde, grau der Himmel. Die Wolken entluden sich nicht mehr in weißen Flocken, dagegen regnete es häufig und die Temperatur war nur wenig milder geworden. Wir befanden uns eben in der Mitte des Wintermonats, der sich im mittleren Deutschland nicht besser und nicht schlechter anläßt.

Als wir daher am 14. November unsern Marsch gegen Westen weiter fortsetzten, hatten wir mit dem Schmutz der sonst vortrefflich gehaltenen französischen Kunststraßen zu kämpfen. Der Charakter der Gegend war derselbe, wie wir ihn tags zuvor kennen gelernt hatten. Zunächst durchschritten wir das tief eingeschnittene Thal der Durce, an dessen Schönheit ich mich wenige Monate später in friedlicheren Zeiten erfreuen durfte. Im Frühjahr 1871 launigte ich mit meinem Regiment beinahe sechs Wochen in dieser Gegend und hatte die Ortschaften an jenem Fluße auf eine Länge von drei Meilen belegt. Wir befanden uns jetzt in dem weinreichen Departement der Côte d'Or. Die Seine wurde bei Chatillon überschritten. Von der Stadt mit ihren reizenden Umgebungen sahen wir für dies Mal nur wenig. Nach einem weiteren Marsche von etwa zwei Stunden traf ich endlich in Yarray und zwar recht durchfroren ein. Der kleine Ort von vielleicht 500 Einwohnern, meist Weinbauern, liegt seitwärts der großen Straße nach Tonnarre.

Auch diesmal war mir das Glück hold. Ich und mein Adjutant wurden bei einer liebenswürdigen alten Dame, einer Witwe, einquartiert. Wenn auch anscheinend von patriotischem Feuerfeuer erfüllt, erwiderte sie dennoch unser artiges, rücksichtsvolles Benehmen mit echt französischer Liebenswürdigkeit und ließ es uns an nichts fehlen. Unter diesen Umständen durften wir uns umjowehr auf den uns hier erwartenden Ruhetag freuen.

Madame, eine echte Französin, entwickelte eine für ihre Jahre ganz ungewöhnliche Lebhaftigkeit, die in ihrem ganzen Wesen und namentlich auch in der Unterhaltung zum Ausdruck kam. Sie sprach nicht nur sehr schnell, sondern auch so unendlich, daß ich in der Unterhaltung nicht immer folgen konnte und manches erraten mußte. Trotzdem verständigten wir uns ganz leidlich. Aus ihrem ganzen Verhalten gegen uns ging hervor, daß sie weiter nichts an uns anzusehen fand, als den Umstand, daß wir nicht der großen Nation angehörten. Allerdings mußte schon dies allein, und ganz abgesehen davon, daß wir als Feinde kamen, in den Augen einer echten Französin als ein durch nichts gut zu machender Mangel erscheinen. Außer mir und meinem Adjutanten nahm an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten noch ein Dragoneroffizier teil, der behnß Entlastung des Maires, bei dem er einquartiert war, von unserer glückigen Wirtin ein für allemal eingeladen worden war. Als eine Spezialität der immer reich besetzten Tafel erinnere ich mich noch an die köstlichen Weintrauben und das herrliche Obst, wie ich es kaum je wieder, selbst nicht in Frankreich, angetroffen habe.

Da mir daran lag, mich über die Stimmung des Volkes zu unterrichten und Land und Leute kennen zu lernen, so benutzte ich jede Gelegenheit, um mit den verschiedensten Ständen in Berührung zu kommen. War Zeit vorhanden, und diese fand sich namentlich an den Ruhetagen, so besuchte ich diesen oder jenen Offizier, inspizierte auch einzelne Quartiere der Leute und trat dadurch in Verbindung mit den betreffenden Wirten, häufig auch mit deren Angehörigen.

Aus Aeußerungen, die ich bei dergleichen Gelegenheiten vernahm, glaubte ich den Schluß ziehen zu dürfen, daß die zeitige Regierung durchaus nicht die allgemeine Sympathie der Bevölkerung besaß. Zog man über dieselbe, und namentlich über Gambetta, auch noch nicht in der Weise her, wie es später ganz rücksichtslos geschah, so war man doch schon damals von dem diktatorischen Regiment in der Allgemeinheit keineswegs erbaut. Man duldete es, man ertrug die neue Regierung, wie man schon

manche andere vor ihr ertragen hatte, und weil eben keine andere da war. Hörte ich doch mehrfach Aeußerungen des Bedauerns darüber, daß wir nicht einige Tage früher gekommen wären, dann hätten die zuletzt einberufenen Mobilgardisten der Erde nicht Folge leisten können. Behauptete nun auch unsere liebenswürdige Wirtin, jene Mobilgardisten wären sehr gern und freudig zur Armee abgegangen, so konnte ich dem, wenn ich auch ihrem patriotischen Herzen durch direkten Widerspruch nicht wehe thun wollte, durchaus nicht beistimmen. Sicher blieben in den von uns besetzten Landesteilen eine ganz erkleckliche Anzahl der zur Armee Einberufenen zu Hause, ja es wurde mir sogar versichert, daß viele derselben noch vor Erreichung ihres Truppenteils wieder zurückgekehrt wären. Zur Erklärung solcher ja nichts weniger als patriotischen Handlungsweise möchte ich noch in der Kürze eine Eigentümlichkeit gallischen Denkens und Empfindens dem Staate gegenüber hervorheben.

Bei aller Anerkennung vielfacher hochschätzenswerter Charakter- und Herzeigenschaften, welche das französische Volk kennzeichnen, muß man doch scharf unterscheiden sein Verhalten im privaten Verkehr und seine Stellung den großen öffentlichen Angelegenheiten gegenüber. Der Franzose ist im Durchschnitt ein fleißiger Arbeiter, ein sparsamer Hausvater, ein zuverlässiger Geschäftsmann, aber dem Vaterland gegenüber wenig geneigt, seine eigenen Interessen zurückzustellen. Mag auch zu Zeiten politischer Erregung der Wellenschlag der öffentlichen Meinung noch so hoch gehen, und sich anscheinend das ganze Volk an der Idee eines opferfreudigen Patriotismus berauschen, so schwindet solche phrasenhafte Begeisterung nur zu leicht, sobald die Forderungen an Vermögen, Blut und Leben jedes einzelnen herantreten, und zwar schwindet sie um so schneller, je weniger solche Forderungen durch bereits errungene Erfolge unterstügt werden. Trotz der hochtönenden Worte la patrie et la gloire, bei deren Anruf ein jeder echte Franzose in einen gewissen Champagnerrausch verfällt, wird dennoch in Frankreich alles vom Individualismus und vom Privatinteresse beherrscht.\*) Dem seit jeher bis zur äußersten Grenze zentralisierten Staate gegenüber, der viel mehr einem Mechanismus mit wechselnder Signatur gleicht, als einem lebendigen Organismus nationalen Lebens, verhält sich die Masse des Volkes vollkommen gleichgültig. Es ist dies bei der Beanlagung der Franzosen um so weniger zu verwundern, als seit beinahe hundert Jahren immer eine Regierungsform die andere abgelöst hat und schließlich der Staat vollständig zum Spielball der Parteien geworden ist. Infolge der sogenannten glorreichen Revolution von 1789 und deren noch heute fortwirkenden Errungenschaften ist ganz Frankreich so durchwühlt, daß fast alle Wurzeln eines echten, auf historischem Boden gewachsenen Patriotismus zerschnitten und herausgerissen worden sind. Es ist kaum noch etwas Stetiges vorhanden, an dem sich etwa übrig gebliebene Reste wieder kräftig entwickeln und aufraufen könnten.

Unter solchen Umständen läßt es sich wenigstens erklären, daß es den einberufenen Mobilgarden näher lag, in den von Feinde besetzten Landesteilen ihren eigenen Familien, ihrem Haus und Hof Schutz zu gewähren, als dem Rufe einer Regierung zu folgen, die sich selbst eingesetzt und im Grunde genommen gar kein Verfügungsrecht über sie hatte.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Ich kann mich hierbei auf hervorragende französische Schriftsteller berufen, an deren Patriotismus wohl auch kein ernüchternder Franzose zweifeln wird, sie haben jedoch den immerhin anerkennenswerten Mut, ihren Landsleuten die Wahrheit zu sagen. So weist unter anderen Tocqueville darauf hin, daß in der durch und durch demokratisierten französischen Gesellschaft, in welcher jegliche Korporations- und Zusammenschüßigkeiten zerfallen, alles Standesbewußtsein unterdrückt worden und ein jeder so zu sagen auf sich selbst gestellt ist und nur seine eigenen Interessen verfolgt, ein Individualismus erwacht, durch den alle öffentlichen Tugenden erstickt werden. Geldbesitz ist das einzige Merkmal, welches die Menschen unterscheidet und alles leidenschaftliche Streben zielt darauf hin, sich zu bereichern.





## Monatsschau.

### Pragmatische Tabelle.

März.

3. und 4. Militäraufstände in Silistria und Rußschuk gegen die Regierung von Bulgarien.
6. Hinrichtung der Aufständischen in Rußschuk.
9. Annahme des Septennats und der Heeresvorlage im deutschen Reichstag.
13. Attentat gegen den Zaren in Petersburg vereitelt.

### Politik.

Der neue Reichstag ist zusammengekommen und hat schnell bewiesen, daß er ein anderer ist, als der alte. Er hat umgehend das ganze Wehrgesetz mit 227 gegen 31 Stimmen angenommen. Die kleine Minorität, welche sich widersetzte, bestand aus Fortschritt, Sozialdemokraten, Polen, Welsen, Elßassern; die Majorität aus den „Kartellbrüdern“; das Zentrum enthielt sich (mit Ausnahme von sieben Freunden des Septennats) der Stimmabgabe.

Das Ergebnis ist interessant. Es beweist nicht nur, daß nunmehr in nationalen Fragen die Opposition völlig fast gestellt, sondern es verrät, daß innerhalb des Zentrums der längst bestandene Zwiespalt unheilbar geworden ist. Bestätigt wird diese Unheilbarkeit durch die äußerst gewundene Erklärung, welche Herr von Frankenstein im Namen seiner Fraktionsgenossen abgab, durch Worte, welche im Grunde nur eine Kette von Widersprüchen bilden; bestätigt wird sie weiter durch andere bedeutende Anzeichen, über die wir uns schon früher geäußert, und endlich neuerdings auch durch ein kleines, wenn schon nicht ganz bedeutungsloses Ereignis, daß nämlich der ehemalige Reichstagsabgeordnete Majunke den Augenblick für gekommen hält, an seinem alten Feinde Windthorst Rache zu nehmen. Majunke, ein rücksichtsloser Draufgänger, aber eine ziemlich ehrliche Natur, war Herrn Windthorst während der ganzen Zeit ihrer gemeinsamen parlamentarischen Wirksamkeit, durch seine vielfachen Raivitäten, namentlich durch gelegentliches Hervorkehren des konsequenten Katholizismus, der sonst im evan-

gelichen Lande besser versteckt wird, äußerst unbequem und wurde daher von dem einflussreichen Führer aus dem Reichstag hinaus und in ein einträchtliches Pfarramt hineingelobt. Da er eine politische Korrespondenz herausgab und sehr viel lieber Politiker in Berlin als Pfarrer in schlesischen Dörfern war, ging er nur ungeru und zähmetrisch fort, hat aber gleichwohl bisher geschwiegen. Wenn er jetzt den Augenblick für gekommen hält, dem Zentrum seine Sünden vorzuhalten und Herrn Windthorst als die Quelle alles Uebels zu denunzieren, so ist das, wenn auch kein großes, doch immerhin ein kleines Zeichen der Zeit. Denn sein Angriff hat nicht nur als solcher, sondern auch durch den Ort, an dem er erscheint — die „Historisch-politischen Blätter“ — Bedeutung, und ferner durch die Vernunft auf den Papst. Er wäre wohl ungeschrieben geblieben, wenn nicht der Papst zur Wahlzeit dem Zentrum in den Rücken gefallen wäre.

Uebrigens war trotz der vatikanischen Hilfsleistung auf die kirchenpolitische Frühlingsherrlichkeit wieder einiger Reiz gefallen. Wenn es auch seit lange hieß: „der Runtius kommt“, dem deutschen Kaiser päpstliche Glückwünsche zu bringen, erdönte doch in der offiziellen Presse sehr pessimistische Stimmen, pessimistisch in bezug auf den Wert der Freundschaft mit dem Vatikan. Herr Windthorst ging unter die Schriftsteller und Herr Kopp unter die Antragsteller. Was sie aber Gutes an der neuen kirchenpolitischen Vorlage für Preußen, welche wir schon in letztem Berichte besprochen, übrig ließen, war wenig, was sie darüber hinaus forderten, viel. So viel, daß die „Abluische Zeitung“ gegenüber dem allen bereits auf den gescheiterten Gedanken kam, daß man, da „die Unterschriften der Falschen Gesetze bereits länger geworden, als ihr Inhalt,“ am besten thun würde, sie ganz aufzuheben und ein einziges neues Gesetz zu machen, welches die Beziehungen des Staates zu den Religionsgesellschaften ordnete, ein Vorschlag, den bekanntlich diese unsere Zeitschrift in Gestalt eines von bernfener Feder formulierten Gesetzesentwurfs bereits vor sieben oder acht Jahren gemacht hat. Schließlich ist aber dennoch, allem Nachwinter zum Trotz, die Wärsjonne durchgebrochen. Zunächst im Herrenhause haben sich Regierung, Papst und maßgebende Parteien über Anzeigepflicht und Priesterseminare einigt und, soviel an ihnen war, auf das alte Kleid der Majgesetze den neuen Lappen gesetzt. Ob die Sache im Abgeordnetenhause, wo sowohl das schwer verletzte Zentrum, als die kulturkämpferischen Liberalen sich der Novelle widersetzen könnten, ebenso glatt gehen wird, steht dahin. Zeit steht freilich auch, daß der Reichskanzler seinen ganzen Einfluß anbietet, die Vorlage Gesetz werden zu lassen; hat Herr von Puttkamer von den Anfängen der Revision gehofft, daß sie das Zentrum „verdutzen“ lassen würden, so hat jetzt Fürst Bismarck als Folge der Fortsetzung das „Austrocknen“ dieser Partei in Aussicht gestellt.

Den Wunsch teilen wir. Hinsichtlich der römischen Kirche sind wir freilich weniger optimistisch. Und vor allem betrachten wir es als das Defizit der gegenwärtigen Lage, daß die beiden großen christlichen Konfessionen nicht mit gleichem Maße gemessen werden. Denn wenn wir auch nichts dagegen einzuwenden haben, daß der katholischen Kirche so viel Freiheit gegeben werde, wie sie braucht, so müssen wir um so dringender wünschen, daß der Staat nicht länger mit einer, den Katholiken freundlichen Politik ein auch den allerbescheidensten Ansprüchen der evangelischen Kirche abgeneigtes Verfahren verbünde. Das aber geschieht fort und fort. Zwar hat man gesehen, daß mit bloßer Einschüchterung die Bewegung auf Selbstständigkeit unserer Kirche sich nicht totmachen läßt, aber man ist weit entfernt ihr Berechtigung zuzugestehen und sucht wenigstens durch Verschleppung Zeit zu gewinnen. Bei der Beratung des Antrags Kleist im preussischen Herrenhause, hat offenbar im Einverständnis mit der Regierung, Graf Udo Stolberg einen Antrag gestellt, der in Hinsicht staatlicher Zusagen an die Kirche an Unbestimmtheit nichts zu wünschen übrig läßt. Das Herrenhaus hat aber den Antrag Kleist-Regow in eine Kommission genommen, ein Beschluß, der indes mit Vegräbnis noch keineswegs gleichbedeutend ist.

Ist aber der „unüberwindliche Turm“ etwas „wacklig“ geworden, so ist andererseits die „Kartellbrüderschaft“ auch nicht eben viel solider, als das bekannte Glashaus, aus dem man nicht mit Steinen werfen soll. Unmittelbar nach den ersten gemeinsamen Beschlüssen ist es bereits zwischen Konservativen und Nationalliberalen zu Auseinandersetzungen aller Art gekommen, welche die gegenseitige Abneigung nur zu deutlich verrieten, besonders auf die, in den Zeitungen mit immer größerer Bestimmtheit auftretende Nachricht hin, daß zwischen den Herren Miquel und v. Bennigsen einerseits und dem Reichszkanzler andererseits ein vollständiger Vertrag über die Teilung der Welt geschlossen sei. Die nationalliberalen Führer hätten hinsichtlich der Steuer- und Sozialreform gewisse Zusagen gegeben, freilich auch den Anschluß aller Monopole durchgesetzt, der Reichszkanzler aber hätte die Tugend durch Zusage von Ministerstellen belohnt. Ob und wie weit diese Nachrichten begründet sind, läßt sich umöglich auch nur durch Vermutung entscheiden, da alle die, welche Auskunft geben könnten, ein lebhaftes Interesse haben, über das Vorgegangene zu schweigen. Innerlich unwahrscheinlich sind die Gerüchte keineswegs, wenn sie auch vielleicht — ein vorausgeworfener Schatten — nicht vergangene, sondern zukünftige Thatsachen melden. Einstweilen freilich halten wir das Auftauchen derselben in der Presse für Versuchsbällons, die man regierungsseitig hat aufsteigen lassen, um den Eindruck zu ermitteln, den die Nachricht auf konservativer Seite machen würde. Das Resultat scheint nicht befriedigt zu haben, denn es erschien in der offiziellen Wiener „Polit. Korrespondenz“ nicht nur eine Ablehnung, sondern eine solche Ablehnung, welche für Herrn von Bennigsen äußerst verlegend war. Zu der That scheint daher die Absicht zu bestehen, „bis auf weiteres“ die Herren v. Puttkamer und v. Scholz in Amt und Würden zu lassen und zunächst auszuprobieren, wie weit die Ministeraspiranten im parlamentarischen Leben sich als zuverlässige Stützen der Regierung erweisen oder nicht.

Diese Zuverlässigkeit der Liberalen wird aber schon bald nach Ostern auf empfindliche Proben gestellt werden, und es muß sich dann herausstellen, ob die Erweiterung der Arbeiterversicherung, die Verstärkung des Arbeiterschutzes, die Reform der Fabrikgesetz, die Ausdehnung der Zünftsbestimmnisse, die Verschärfung der Sonntagsgesetze im christlichen Sinne, ob alle diese Dinge bei den liberalen Opportunisten Gnade finden oder nicht. Bis dahin ist auch für die Konservativen kaum eine andere Stellung zu den „Brüdern“ möglich, als die des vorsichtigen Abwartens.

Hat aber das Kartell von den Konservativen im allgemeinen, wenigstens von dem besseren Teile derselben, viel Entfugung verlangt und legt es fort und fort der Presse noch viele unliebame Rücksichten auf, so hat doch auch ein Teil der Rechten sich bereits davon losgesagt: die Berliner Bewegung. Freilich hat diese am meisten darunter gelitten und es ist auch nirgends von seiten der Disziplinären der Grundzug einer weitgehenden Volkstimmung so sehr verkannt worden, als gerade in Berlin. Der Grundzug der Berliner Bewegung ist der Antisemitismus und gerade in der Reichshauptstadt ist das Kartell den Juden ausgeliefert worden. Wenn diese sich geweigert haben, daselbe auszunutzen, wenigstens ihrer großen Mehrzahl nach, so liegt das eben an ihnen und nicht an uns. Ein paar jüdische Professoren, Goldschmidt und Lazarus, haben gethan, was sie konnten, um dem Gelde des Herrn v. Bleichröder die guten Worte hinzuzufügen, um so durch Geld und gute Worte die heiß ersehnte Bundesgenossenschaft der Regierung gegen den bösen Antisemitismus zu erringen. Aber fast wie Ein Mann hat sich die ganze Judenchaft gegen sie erhoben und so den Beweis geliefert, daß ihr Fortschritt und Sozialdemokratie viel lieber sind, als der ganze Nationalliberalismus, selbst, wenn er in dem Kampf mit dem Drachen des Antisemitismus den Ritter St. Jürgen darstellen wollte. Wir unsererseits haben es ebenso wenig für gute innere Politik gehalten, wenn man Professor Goldschmidt, obschon er niemand hinter sich hat, für ein paar unermesslich lange Leitartikel als Großmacht behandelte, als wenn man Hofprediger Stöcker, der Zehntausende hinter sich hat und noch einmal so viel

haben würde, wenn die Regierung ihn unterstützte, zum Rücktritt zwang. Und wir vermögen nicht einzusehen, warum gerade Stöcker und Wagner aus „Patriotismus“ zurücktreten mußten, wo es doch viel naturgemäßer gewesen sein würde, daß Goldschmidt und Lazarus einmal, auch aus „Patriotismus“, mit den Christlich-Sozialen gegangen wären. Vollends verfehlt aber scheint es uns, wenn selbst die „konservative Korrespondenz“ heute noch einen anderen Kampf gegen die Sozialdemokraten für möglich hält, als den durch Thaten der sozialen Reform. Man kann geru angeben, daß es zweierlei ist, Forderungen aufstellen und gesetzliche Maßregeln durchführen und daß „im Raume“ sich „die Sachen“ stoßen, die als Gedanken nahe bei einander liegen. Um so weniger sollte man aber die ohnehin entstandene Verzögerung noch verlangsamten, aus irgend welchen, wenn auch noch so wohlgemeinten Rücksichten, vielmehr jeden Dränger auf Sozialreform als guten Bundesgenossen freudig willkommen heißen.

Am meisten gelitten haben bei den letzten Reichstagswahlen, wie schon gesagt, die Parteien der äußersten Linken, der Fortschritt und die Sozialdemokratie. Von den bekannten Führern der letzteren ist nicht ein einziger in den Reichstag gekommen, Nebel sitzt im Gefängnis, v. Vollmar, Kaiser und Liebknecht sind durchgefallen, diejenigen aber, welche jetzt das Heft in Händen haben, sind politisch bedeutungslos; auch Herr Singer zeichnet sich weniger durch seinen großen Geist, als durch seinen großen Geldbeutel aus. Dazwischen wird man gut thun, die Abnahme der Mandate nicht einer Abnahme der sozialdemokratischen Gesinnung im Volke gleichzusetzen, denn die Zahl der Stimmen hat sich um 225 000 vermehrt. Man kann daher ganz sicher sein, daß bei einer nächsten Wahl, wo die bürgerlichen Parteien nicht in gleicher Weise, wie diesmal, durch ein tiefes patriotisches Interesse zur Wahl geweckt werden, die Zahl auch der Mandate sich nicht vermindern, sondern vermehren wird. Uebrigens ist etwas Bejammung z. B. im Züricher „Sozialdemokrat“ eingekehrt. Derselbe gibt zu, daß an eine friedliche Eroberung der Staatsgewalt mit Hilfe des allgemeinen Stimmrechts bis auf weiteres denn doch noch nicht gedacht werden könne.

Weniger in sein Schicksal ergeben hat sich der Fortschritt. Das völlige Fiasko seiner Politik, auch vom demokratischen Standpunkt aus, hindert Herrn Richter nicht, sie „unentwegt“ festzuhalten und fortzusetzen und, ohnmächtig etwas zu thun oder zu schaffen, wenigstens in Scheltworten das gebrückte Herz zu erleichtern.

Längere Nachwirkung, als in Altdeutschland, werden unzweifelhaft die sonst bedeutigsten Wahlen im Reichslande Elsaß-Lothringen haben. Wir berichteten schon, daß dort ausschließlich Protestkandidaten durchgekommen sind, ja, daß der einzige gemäßigtere Abgeordnete der vorigen Sitzung, Freiherr Jörn von Bulach, seinen Sitz einem ausgesprochenen Reichsfeind hat abtreten müssen. Es sind nun, je weniger man ein so trauriges Ergebnis nach dem, stellenweise begeisterten Empfang des Kaisers bei dem letzten Manöver erwartet hatte, um so mehr Vorschläge der verschiedensten Art von allen Seiten gemacht worden, wie es anzufangen sein möchte, die moralische Eroberung der gut deutschen Gebiete zu beschleunigen und zu vollenden. Und zum Teil sind die Pläne auch schon zur Wirklichkeit geworden. Die Regierung scheint die feste Absicht zu haben, in mancher Hinsicht andere Saiten aufzuziehen, z. B. die Vereine, welche bisher vielfach Tummelplätze der französischen Agitationen waren, strenger im Zaum zu halten. Und gewiß kann man gegen diese und andere Maßregeln nichts einwenden, da im ganzen und großen die Welt sich unverhältnismäßig besser dazu eignet, mit der Peitsche, als mit Zuckerbrot regiert zu werden. Immerhin muß man sich darüber klar sein, daß die Polizei, so notwendig sie ist, nicht gerade ein geeignetes Organ ausmacht, um Herzen zu gewinnen, vielmehr dürften die Dinge wohl so liegen, daß es schnellwirkende Mittel zur Veröhnung überhaupt nicht gibt, daß vielmehr ein altes Geschlecht erst aussterben und ein neues heranwachsen muß, unter dem Waken einer unparteiischen deutschen Rechtspflege und einer Verwaltung, welche nicht auf französische „Notable“, sondern auf die gut deutschen Elemente sich stützt. Von anderen, rein

äußeren Mitteln, wie etwa Annexion an Preußen ist unseres Erachtens nicht der geringste Vorteil zu erwarten, ganz abgesehen davon, daß Elsaß-Lothringen nicht vom preussischen, sondern vom deutschen Heere erobert worden ist, und daß die deutschen Bundesstaaten wenig Neigung haben werden, die kaum befestigte politische Verfassung Deutschlands ohne zwingenden Grund tiefgreifenden Veränderungen zu unterziehen. Ueberdies kann es vielleicht für zukünftige Fälle sehr nützlich werden, daß wir den politisch erprobten Begriff des „Reichsstandes“ schon als Präzedenzzustand besitzen.

Die erste Aufgabe des Reichstages nach Ablauf der Osterferien wird nun die sein, Geldmittel zu schaffen, um das alte Defizit und die neuen Militärausgaben zu decken. Die von der Fortschrittspartei aufs Tapet gebrachte Reichseinkommensteuer darf als bejeitigt angesehen werden, denn auch der Führer der Nationalliberalen, Herr Miquel, hat sich in längerer opportunistischer Rede grundsätzlich dafür, aber praktisch dagegen ausgesprochen. Dagegen werden wohl Branntwein und Tabak, freilich unter Ausschluß aller Monopole, die Hauptlast tragen müssen, vorausgesetzt, daß der in kirchenpolitischen und sozialen Fragen unvermeidliche Gegensatz der „Kartellbrüder“ nicht schon bei der Steuerreform ausbricht. Wir können unsererseits die höhere Besteuerung des Branntweins nur dringend wünschen, freilich ebenso sehr aus sittlichen, als aus fiskalischen Gründen; und wir würden die Einführung der Monopole ebenso dringend wünschen, wenn der Staat seine Aufgabe auf sozialpolitischem Gebiet innerhalb der großen, ihm unterstellten Betriebe mit etwas mehr Verständnis anfaßte, als bisher. Einstweilen wirtschaftet er leider rein kapitalistisch, und noch nicht einmal durchweg als wohlwollender Kapitalist. Auf dem großen Eisenbahngelände in Preußen gibt es leider Beamte und Arbeiter, welche der größten sozialistischen Maßregel unserer Zeit, der Bahnverstaatlichung, nicht froh werden, sondern im Gegenteil die Zeit der Privatbahnen als goldenes Zeitalter zurückschauen.

\* \* \*

Die auswärtige Lage ist im wesentlichen immer dieselbe. Neu an derselben ist seit unserem letzten Bericht etwa nur der Umstand, daß das Verhältnis zwischen Deutschland, Oesterreich und Italien ein noch besseres geworden zu sein scheint, als früher, **Rußland** dagegen treibt im Orient seine alte Politik. Es glaubt, daß dem deutschen Reichskanzler nichts angenehmer sein könnte, als wenn es mit seiner Armee in Bulgarien und Umgegend beschäftigt und damit fair play für Deutschland, Frankreich gegenüber geschaffen würde. Eben darnun einerseits die fortwährenden offiziellen Versicherungen, daß Rußland gar keine Interessen in Bulgarien und genug Opfer für dasselbe gebracht habe; und andererseits die immer erneuten und offenbar mit ungeheuren Kosten verknüpften Versuche, den „friedlichen Weg“ zu beschreiten, d. h. eine Revolution nach der anderen anzuzetteln.

Eine dergleichen mit russischen Rubeln bezahlte Revolution hat auch im abgelaufenen Monat wieder stattgefunden, und zwar in Kustschuk und Silistria gleichzeitig und offen, während an anderen Orten die Verschwörung im Keime erstickt worden ist. Aber auch da, wo Blutvergießen stattfand, ist die Regentschaft der Bewegung schnell Herr geworden und hat die Absicht der Russen, auf diesem Wege zum Ziele zu kommen, jetzt um so gründlicher zu nichte gemacht, als sie mit prompter Energie die Hauptführer hat niederschießen lassen.

Es wirft ein bedeutames Licht auf die Lage, daß Deutschland im vorigen Jahre die Erschießung von derartigen Anführern hinderte, um den Frieden zu erhalten, daß aber jetzt die Verhinderung nicht geglückt oder auch, was viel wahrscheinlicher, gar nicht versucht worden ist.

Im übrigen kennzeichnet sich die Stimmung in Rußland dadurch, daß der Kurs

des Rubels mit jedem Tage tiefer sinkt. Er steht so tief, wie noch nie. Was dagegen immer wieder aus dem Boden emporsteigt, sind Verchwörungen und Attentate in allen Gesellschaftskreisen. Es sind deren in jüngster Zeit zwei oder drei entdedt worden, in der Armee sowohl, wie unter den Studenten; und wunderbar wäre nur, wenn es anders wäre. So lange die Regierung mit allen ihren Beamten eine so tief unsittliche ist, so lange dieselbe gegen ihre zuverlässigsten Unterthanen, die Deutschen in den Ostprovinzen, mit sinnlosen Bedrückungsmaßregeln vorgeht, in Bulgarien aber ganz offen Verchwörung und Revolution befördert und bezahlt, so lange kann auch dem Wind, der gefät wird, die Sturmernte nicht fehlen.

In Frankreich ringen gegenwärtig offenbar zwei starke Strömungen miteinander; auf der einen Seite diejenigen, welche keine Abenteuer wollen, damit die Rente nicht sinkt, und zu ihnen stehend einige Politiker, welche Esch-Lothringen zwar nicht offiziell aufgeben, aber doch zunächst als Frankreichs wichtigere auswärtige Aufgabe, England aus Aegypten vertreiben möchten; auf der anderen Seite die Radikalen, an ihrer Spitze der Kriegsminister Boulanger, der lieber heute als morgen gegen Deutschland loszuschlagen will. In schärfsten Widerspruch gegen einander gerieten nun im abgelaufenen Monat diese beiden Richtungen gelegentlich eines Besuchs, den der bekannte Graf Lesseps dem französischen Botschafter in Berlin gemacht hat. Lesseps ist in Deutschland sehr gut aufgenommen und viel gefeiert worden, und man darf schon annehmen, daß er, dem nichts so sehr am Herzen liegt, als den Suezkanal, das große Werk seines Lebens, für Frankreich zu erhalten, in seinen politischen Gesprächen mit dem deutschen Reichskanzler gegen das feindliche England intrigiert haben wird. Ob sein Besuch in dieser Hinsicht von Erfolg gekrönt, eine leichte Wendung der deutschen Politik bedeutet, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls scheint der Reisende nicht ohne Hoffnung in seine Heimat zurückgekehrt, da er dort mit einem Mut, den bisher seit 1870 wohl noch kein Franzose bewiesen, Deutschland für den natürlichen Freund Frankreichs erklärt hat. Wie gesagt hat diese Äußerung viel Widerspruch erfahren, aber bezeichnenderweise eigentlich nur in den radikalen und sozialistischen Blättern, welche dem Kriegsminister nahestehen. Es ist offensichtlich, daß die beiden Strömungen auch innerhalb des Ministeriums in die Erscheinung treten, daß der Kriegsminister Beziehungen zu Petersburg sucht, die Mehrheit der Minister aber, allen Abenteurern feindlich, sie ablehnt. Gleichwohl wird man sagen müssen, daß trotz der vorhandenen vielfachen Gegnerschaft gegen Boulanger, dennoch die politische Gesamtlage wenig tröstlich ist; denn zur Aufrichtung eines Säbelregiments in Frankreich fehlt eigentlich nichts mehr, als der Staatsstreich. Der Mann aber, der ihn machen will, ist schon da; die Armee, die er braucht, scheint er hinreichend in der Hand zu haben; und somit ist das einzige, was noch fehlt, der „psychologische Augenblick“. Der aber kann kommen, wenn nicht der angeblich jetzt geplante Versuch, durch Zusammenschluß der Konservativen und Opportunisten den Friedensstörer zu beseitigen, wirklich gelingt.

In Italien ist die Kabinettskrisis beseitigt, aber im Grunde nicht gehoben. Der alte Intrigant Crispi spinnst immer neue Ränke, so lange er nicht selbst am Ruder. Er beantragte ein Misstrauensvotum in aller Form gegen Depretis. Dasselbe ist aber mit 214 gegen 194 Stimmen abgelehnt worden — freilich einer sehr sehr geringen Mehrheit. In Erwägung, daß unter solchen Umständen ein Zusammenarbeiten von Regierung und Kammer nicht sonderlich ersprießlich werden kann, hat denn der König die letztere nach Hause geschickt. Und der gleiche Stillstand, wie im Innern, macht sich auch nach außen geltend. General Gendè ist von Massana abberufen worden und soll einen Nachfolger bekommen, ohne daß ersichtlich wäre, warum und wozu. Das Beste an der italienischen Politik bleibt, daß sie bestrebt ist, Anschluß an das deutsch-österreichische Bündnis zu finden. Und sie hat Grund genug dazu. Denn Savoyen, Nizza und Tunis winken dem Quirinal als gute Beute für den Fall

einer Frankreich tötenden deutsch-französischen Abrechnung; und für uns Deutsche ist ein Bundesgenosse, der eine Million Soldaten aufbringen kann, wahrlich auch nicht zu verachten.



In Schweden ist der Sieg, den die Landmannspartei über das Ministerium gewonnen, indem sie einen auf Einführung des Kornzolles zielenden Reichstags-Beschluß herbeiführte, durch die alsbald erfolgte Auflösung der zweiten Kammer vorläufig illusorisch gemacht worden. Es ist dies seit Einführung der neuen Reichsverfassung von 1866 das erste Mal, daß der König von seinem Recht, den Reichstag aufzulösen, Gebrauch gemacht hat. Da der Neuwahl die durch die jüngste Volkszählung ermittelte höhere Bevölkerungsanzahl zu Grunde gelegt wird, läßt sich der mutmaßliche Ausfall der Wahl schwer berechnen. Um einen Begriff von dem Eifer zu geben, mit welchem im Reichstage über diese brennende Frage ist gekämpft worden, sei nur die Tatsache angeführt, daß die Zahl der Redner, welche für und wider gesprochen, sich auf 150 belief. Den Fanatismus der Schutzzöllner beleuchtet das Kuriosum, daß ein schwedischer Bauer seine jüngstgeborene Tochter mit dem Namen „Protektionista“ bedacht hat.



Aus Dänemark ist insofern eine kleine Schwankung in der Taktik der Opposition zu verzeichnen, als die Linke so ziemlich alle Regierungsvorlagen flott behandelt und mit Bewilligungen nicht lacht. Da sie jedoch allen auf den Fortbestand der vom Ministerium auf provisorischem Wege getroffenen Veranstellungen sowie allen auf die Landesbefestigung bezüglichen Forderungen ein unbedingtes „Nein“ entgegenstellt, wird jedoch auch diesmal ein Finanzgesetz nicht zustandekommen. Das Ganze ist nur Scheinverhandlung, durch welche die Volksvertreter sich die Günt ihrer Wähler ferner zu erhalten gedenken. Die Gegenjäger der beiden Parteien sind jetzt wieder so scharf wie je. Auf beiden Seiten wird nichts unterlassen, was geeignet ist, die Gegner zu reizen. Man kann daher nur sagen, daß die politische Demoralisation wächst.

## Wirtschaftspolitik.

Die schutzzöllnerische Bewegung, in der wir hoffentlich die Anfänge einer neuen auf sich selbst zurückgreifenden und ihr Interesse mit Bewußtsein und Klarheit wahren nationalen Wirtschaftspolitik sehen dürfen, hat einen weiteren, bemerkenswerten Fortschritt gemacht durch die Annahme der Getreidezollvorlagen im französischen Parlamente, obgleich alle möglichen Mittel gegen dieselben in Bewegung gesetzt wurden und obgleich in der Frage das Kabinett gespalten war und die Verteidigung der Vorlagen durch den Ackerbauminister wenig Wärme zeigte. Allerdings könnte man annehmen, daß dieses Ergebnis wesentlich als Resultat der finanziellen Notlage des Landes zu betrachten sei, weshalb auch der Finanzminister, obgleich sonst der Haute-Finance völlig unterthan, nicht gegen die Zollerhöhung aufgetreten sei. Allein in diesem Falle war doch weniger die finanzielle Lage ausschlaggebend als der von seiten der Landwirtschaft geübte Druck und die Notwendigkeit, auch diese einmal zu berücksichtigen, nachdem man dem „Geschäft“ alle möglichen Opfer gebracht hat und jetzt wieder dabei

ist, zu seinem Vorteil die Revolutions-Ausstellung zu riskieren. Freilich sucht auf der anderen Seite der Finanzminister wie ein wahrer Diogenes nach Geld und Hilfsquellen. Die ersten zwei Monate des laufenden Jahres hatten bereits eine Minder-einnahme von 12 Millionen Fr. gegen den Voranschlag uns es fragt sich nun, ob der vom Minister für das Jahr 1888 vorgelegte Finanzentwurf in ein besseres Jahr eintritt und die erhebliche Erhöhung der Staatseinnahmen, welche vorgesehen wurde, wahr macht. Es soll nach diesem Voranschlag die Umgestaltung der Steuer auf das bewegliche Eigentum 30 Millionen, die Alkoholsteuer 70 Millionen, die Zuckersteuer 22 Millionen und die Erhöhung des Korn- und Mehlzolles 14 Millionen Fr. mehr als bisher einbringen. An diese 136 Millionen knüpft der Finanzminister sehr große Erwartungen, er will sogar die Schuldenentilgung wieder regelmäßig aufnehmen. Doch glaubt er daran wahrscheinlich selbst nicht. Unter dem Titel der öffentlichen Schuld betragen für das Jahr 1887 die Ausgaben 1294 Millionen Fr. nach der Aufstellung des Budgets; in Wirklichkeit betragen dieselben jedoch erheblich mehr; die Rückstände des Staats bei den Eisenbahnen auf das Konto der Zinsengarantien betragen jetzt nicht weniger als 267 000 000 Fr. und das Defizit betrug im Jahr 1885 nicht weniger als 213 500 000 Fr. Das ist ohne Zweifel eine Finanzwirtschaft, bei der sich über das kommende Jahr nicht früher etwas sagen läßt, als bis es zu Ende ist. Das einzige Glück bei diesem Zustand ist, daß die Gläubiger des Landes im Lande selbst wohnen. Die Besorgnis für ihr Gesamtguthaben muß in diesem Fall hier und da zu Nachsichtigkeit veranlassen und daraus ist denn auch die Berücksichtigung der landwirtschaftlichen Notlage unverkennbar hervorgegangen.

In England hat man solche Rücksichten nicht zu nehmen. Dort steht nach wie vor das Interesse des Handels als dasjenige, welches einzig und ausschließlich Rücksicht beansprucht und erlangt. In diesem Lande der „Enqueten“ setzt man keine Kommissionen mehr nieder zur Untersuchung des allgemeinen Notstandes, sondern nur noch zur Untersuchung des „Niederganges des Handels“. Und wenn diese Kommissionen auch keine einzige Thatsache, woraus sich ein solcher Niedergang erkennen läßt, entdecken, so steht derselbe für sie doch so sicher, daß sie gleichwohl einen solchen annehmen. Das ist in der That die neueste Leistung der englischen Enquetefucht! Die betreffende königliche Kommission konstatiert, daß die verschiedenen Handelsvertretungen gar keinen Handelsrückgang wahrgenommen haben. Dagegen kommt jene selbst zu dem Schluß, daß an dem Handelsniedergange, der also gar nicht vorhanden ist, die fremde Konkurrenz schuld sei. Damit aber sind die echten Heißsporne des Raucherstertums gar nicht zufrieden. Dieselben behaupten, die Schuld wäre, daß die Geschäftsleute nicht genug — Profit hätten. Das nimmt sich ohne Zweifel sehr wahrscheinlich aus neben den von uns im vorigen Bericht erwähnten Gründen, wo für eine Brauerei 70 000 000 Mark im Ru und mit ungeheurem Agio aufgebracht und eine neue indische Eisenbahnleihe von mehr als 120 000 000 Mark dreimal überzeichnet wurden. Woher kommen denn diese Beträge, wenn nicht von den „Profiten“? Dabei ist das beste, daß die Verantwortung für das Ungenügen der Profite der Landwirtschaft in die Schuhe geschoben wird, also einem Faktor, der in England gar nicht mehr existiert, der dort völlig zu Grunde gerichtet und sozusagen bankrott ist. Daß bei solcher Weisheit eine Verbesserung der wirtschaftlichen Zustände mehr und mehr unmöglich wird, ergibt sich leicht. Nachdem zu Beginn des Jahres und noch einige Wochen in dasselbe hinein, die industriellen Verhältnisse in etwas besserem Ansehen waren, mehrten sich die Klagen seitdem fortwährend. Trotzdem im vorigen Jahr eine größere Anzahl von Hochöfen ausgeblasen worden waren, hatten sich doch die Eisenvorräte nur um eine Kleinigkeit gemindert, da trotz gebesserten Abfases die Produktion diesem doch immer vorausging, indem man durch Intensität des Betriebes die verminderten Betriebsquellen ausglich. Seit Neujahr hat man aber auch wieder mehr Hochöfen angeblasen, während der Werterschwindel die Wertverhältnisse so in Verwirrung gebracht hat, daß man trotz starker



Verschiffungen nach Süden und Osten die erwartete Preisbesserung wieder in weite Ferne gerückt sieht. Am stärksten leidet übrigens die Kohlenförderung, da die Ausfuhr englischer Kohlen thatsächlich vor der Konkurrenz; immer mehr zurückgeht. Die Arbeiter dort dringen selbst auf veränderte Förderung und ein Streik der Kohlenarbeiter von Newcastle gelangte nicht zum Abschluß, weil die Arbeiter nur elstägige Förderung in zwei Wochen zulassen wollten, um das Kohlengebot zu mäßigen. Freilich läßt der Reichtum und die verhältnismäßige Offenheit der englischen Kohlen- und Erz-lager die Dinge jenseits des Kanals immer noch günstiger erscheinen als in Belgien, wo die soziale Bewegung immer mehr das Ansehen des Bürgerkrieges gewinnt. Dort müssen selbst die entschiedensten Anhänger des Manchesterstems zugestehen, daß der Erwerb nicht mehr zum Leben der einzelnen und Familien anreicht; aber es läßt sich auch gar nicht mehr absehen, wie eine Verbesserung der Verhältnisse ohne vollständige Ummwälzung herbeigeführt werden soll. Die belgische Industrie arbeitet nur für den Export und ist ganz für diesen, also auch für die äußerste Billigkeit eingerichtet. Es ist daher kein Wunder, daß die ohnehin schon bis aufs äußerste ausgebeuteten Kohlenwerke nicht nur unter äußerster Herabsetzung der Arbeitslöhne, sondern auch unter ärgster Betriebsläufigkeit noch eine Ausbeute für die Besitzer und die Aktionäre gewähren. Das furchtbare Grubenunglück zu Cuaregnon bei Mons vom 5. März läßt hierauf ein düsteres Licht fallen — wie überhaupt auf die gesamten belgischen Industrieverhältnisse. Dieses Grubenunglück wurde nur dadurch herbeigeführt, daß die notwendigen Einrichtungen zur Sicherung der Gruben fehlten, und in dieser Hinsicht steht diese Grube nicht vereinzelt da; die meisten befinden sich in ähnlichem Zustande und jeder Tag kann neue derartige Unglücksfälle bringen. Unter den 122 Toten, welche jenes Unglück brachte — man behauptet sogar, daß diese Angabe zu niedrig sei — befanden sich Kinder von 12 bis 16 Jahren, darunter mehrere weiblichen Geschlechts; unter den mehr als 20 jungen Leuten von 16 bis 20 Jahren waren fast die Hälfte Mädchen. Die Hinterbliebenen der verheirateten Arbeiter werden nun der öffentlichen Wohlthätigkeit überlassen, im übrigen aber wird lustig fortexportiert und die billigsten Produktionskosten müssen dienen, trotz der sinkenden Konkurrenzpreise noch ausgiebige „Profite“ zu sichern.

Das ist eine cruste Lehre für die Staaten und Nationen, welche nicht wie Belgien von der Gnade der Nachbarn bestehen wollen und können. Man muß daher auch tief bedauern, daß sich die deutsche Reichsregierung der Arbeiterschutzgesetzgebung und der Arbeitsregelung, die doch ein notwendiges Glied eines umfassenden sozialen Systems in einem industriellen Lande, das seine Bevölkerung nicht dem Massenpauperismus verfallen lassen will, bildet, nicht mehr annimmt. Die Herstellung eines industriellen Normalarbeitstages, sowie die Beseitigung der eingerissenen Sonntagsarbeit nebst strengem Verbot der industriellen Beschäftigung von Kindern und verheirateten Frauen, endlich die Ausschließung der Frauennarbeit von gewissen Arbeitsgebieten (z. B. Bergbau) dürfen nicht vom manchesterlich-kapitalistischen Standpunkte, vom Standpunkte der Konkurrenz und des Exports betrachtet, sondern müssen von wahrhaft konservativem Standpunkte der Erhaltung und Entwicklung der nationalen Kraft beurteilt werden. Wie wenig das Manchesterstern dieser Frage gegenüber noch Halt hat, beweisen die Vertreter des Manchesterstandpunktes, zu denen leider auch der Vertreter der Regierung gehörte. Der Abgeordnete Puhl wußte gegen das Verbot der Sonntagsarbeit nichts vorzubringen, als daß es die — Arbeitsgelegenheit vermindern würde — wies, darüber schwebte er freilich weislich. Der andere Vertreter des Manchestersterns, der freisinnige Abgeordnete Baumbach, wußte weiter nichts als die alte manchesterliche Tirade, daß der Normalarbeitstag ein Eingriff in die persönliche Freiheit sein und daß ein dahingehendes Gesetz nur „auf dem Papier“ stehen würde —: ein seltsames Geständnis für den herzoglich Meiningschen Landrat zu Sonneberg. Wir fürchten nicht, wenn das deutsche Reich in die hier fragliche Gesetzgebung eintreten würde, daß diese „nur auf dem Papiere“

stehen würde — selbst nicht im Kreise Sonneberg. Aber leider scheint, wie bemerkt, für solche Gesetzgebung wenig Aussicht zu sein. Denn der Regierungsvertreter erklärte hinsichtlich der Enquete über die eingerissene Sonntagsarbeit, daß die Regierung nicht in Aussicht gestellt habe, dieselbe zum Ausgang gesetzgeberischer Maßnahmen zu machen — wonach zwecklose Enqueten wie in England auch bei uns für nützlich gehalten zu werden scheinen.

Inzwischen dürfte doch die gegenwärtige Reichstagsperiode wirtschaftlich eine erhöhte Bedeutung schon deshalb erlangen, weil die Steuerfragen, die des erhöhten Reichsbedürfnisses wegen zur Entscheidung kommen müssen, von einschneidender Wirkung sein werden. In dem angeblichen Reichseinkommensteuerprojekt der freisinnigen Partei lag selbstverständlich nur ein Wahlmanöver. Wäre es diesen Leuten mit dergleichen wirklich ernst, so könnten sie da, wo sie Einfluß haben, vor allem für richtige Einschätzung sorgen; nicht daß, wie gegenwärtig, die ungemessenen mobilen Kapitalvermögen eigentlich steuerfrei sind. Will man aber das indirekte Steuersystem weiter entwickeln, so muß man notwendig dafür sorgen, daß auch die Konsumtionskraft des Volkes erhalten bleibt; denn jene Steuern haben doch nur in der Konsumtionskraft des Volkes ihre Quelle.

Leider ist man nach dieser Seite hin in vielen auch praktischen Kreisen noch in starken Irrtümern befangen. Einen solchen Irrtum hinsichtlich des Bierverbrauchs haben wir in einer früheren Uebersicht schon hervorgehoben. Aber auch in den jüngsten landwirtschaftlichen Versammlungen in Berlin zeigten sich wieder viele solcher Irrtümer. Man meinte, man könne den Getreidebau durch Schutzzölle so steigern, daß auch Deutschland dahin kommen könne, wieder Getreide im großen zu exportieren. Also immer der — Export. Wenn die Erfahrungen, welche man doch landwirtschaftlicherseits mit Ex- und Import in ausgiebigster Weise gemacht hat, nur zu solchen Doctrinen führen konnten, dann muß man freilich die Hoffnung auf Befiegung des Manchestertums sehr mäßigen; nicht müder gegenüber den Vorschlägen, wonach man den Spiritusexport so itzen solle, daß man aufstakt des unlohnenden Kartoffelbaues lohenden Getreidebau treiben könne. Das ist das Manchestertum in schönster Form. Die Landwirtschaft hat den höchsten Anspruch auf Unterstützung, um sie fähig zu erhalten, die selbständige Ernährung des Volkes zu sichern. Allein den Anspruch auf Staatsunterstützung zum Zweck, eine Exportindustrie auf ihrem Boden zu etablieren, muß man ablehnen. Das ist einfach ein selbstwiderlicherer Anspruch und seine Gewährung könnte nichts nützen. Zu den Hauptursachen der geringen Wirksamkeit der Schutzzölle gehören die Exportbonifikationen. Mit den Summen, welche wir dem internationalen Zwischengeschäft in der Gestalt der Exportbonifikationen zahlen (ob bar oder in Gestalt billigeren Zuckers oder Spiritus, ist einerlei), zahlt dieses unsere Schutzzölle, kann also nur denselben Betrag, als die Zuder- und Spiritusexportbonifikationen ausmachen, an geschützten landwirtschaftlichen Erzeugnissen einführen. Uebrigens werden alle sozialpolitischen Maßnahmen in Hinsicht auf den Gesamtwohlstand wirkungslos bleiben, so lange nicht durch gesetzliche Regelung der Konsumtionspreise von Brot und Fleisch dem Wucher entgegengetreten wird. Wir begegnen oft auch in konservativen Blättern der Behauptung, die Zölle hätten auf die Preise keinen Einfluß gehabt. Das ist aber ein großer Irrtum. Die Produktionspreise sind dadurch — in Zusammenwirkung mit den Exportbonifikationen — gedrückt, die Konsumtionspreise sind aber wohl und zwar öfter weit höher, als der Zoll ausmacht, gesteigert worden. Dies kann doch jedermann greifen — zu was es also befreiten, anstatt der Ursache auf den Grund zu gehen und dieselbe zu beseitigen. Durch Ablenken schafft man keine Thatsache aus der Welt.

In letzter Zeit ist auch die etwas zurückgedrängt gewesene russische Getreideeinfuhr nach Deutschland wieder sehr erheblich gestiegen. Dies wird noch zunehmen bis zu dem Zeitpunkt, wo es die Haute-Finance für gut finden wird, der russischen Regierung wieder eine Anleihe zu gewähren. Denn das kürzliche starke Sinken des Rubelkurses in Berlin beweist, daß die Guthaben der russischen Regierung im Auslande erschöpft sind und

daß die Haute-Finance in der Lage war, außerordentlich hohe Beträge von Besheln auf Rußland zum Ausbebot zu bringen. Daß hierdurch die Lage des neuen russischen Finanzministers nicht beneidenswerter geworden ist, als diejenige seines Vorgängers war, läßt sich wohl begreifen. Aber die Haute-Finance hat große Pläne. Und man merkt, daß sie das Eigen schmieden will, so lange es heiß ist. Sie läßt alle Versuche der russischen Finanzverwaltung, eine Anleihe zuzubringen, scheitern, während das russische Defizit unaufhaltsam wächst, da die produzierenden Stände, insbesondere die Landwirtschaft, auf der die Hauptlast der Steuern ruht, diese ebenso wenig mehr anbringen kann, wie ihre Schulden und Steuern mußten. Hier erscheint die Leistungsfähigkeit aufs tiefste angegriffen: und von einer anderen Leistungsfähigkeit kann nicht die Rede sein. Denn die russische Industrie sucht im Gegenteil noch Unterstützung bei der Regierung, und die neugeplanten Industriezölle werden schwerlich das Zolleinkommen stark erhöhen, da sie so hoch sind, daß sie für die Einfuhr der meisten Artikel unerträglich werden, und nach Absicht der russischen Industriellen auch die Ausschließung der fremden Konkurrenz bewirken sollen. Es bleibt daher für Rußland, wenn es seine finanzielle Ehre erhalten und nicht zur nackten Zinscrabsetzung oder Zinsverweigerung übergehen will, nichts übrig, als zum Monopolismus überzugehen, und in der That scheint die Einführung des Tabakmonopols beschlossene Sache zu sein. Aber man kann sich in den Erwartungen auf den Ertrag einer solchen Einrichtung in einem so weiten und dünn bevölkerten Lande sehr täuschen, wie das türkische Tabakmonopol noch immer beweist. Aber die Finanznot in Petersburg ist dringend. Man ist daher nach den jüngsten politischen Vorgängen, die man auf eine „konstitutionelle“ Verschönerung zurückführen will, um so mehr auf die weitere Entwicklung gespannt, als man weiß, daß die „Konstitution“ das Ideal und Ziel der Haute-Finance ist. Da läßt sich daselbe Treiben, das an der Börse finanziell herrscht, ins Politische übertragen und verwerten. Allein man darf doch bezweifeln, daß es dem „Konstitutionalismus“ gleich im ersten Anlauf gelingen werde, die festeste Burg des Selbstherrschertums zu nehmen. Jedenfalls befinden sich jetzt die deutschen Gläubiger Rußlands in einer bedenklichen Lage, und unsere Kapitalisten sollten daraus die Lehre ziehen, von jenem leichtfertigen Verborgen ihres Kapitals in das Ausland, wodurch allein die heutige schiefe Lage des deutschen Kapitals Rußland gegenüber entstanden ist, endlich abzukommen und im Inneren selbst Verwendung für dasselbe zu suchen. Durch das internationale Borghysten wird die Abhängigkeit der Staaten und Völker von der Börse eine doppelte. Die borgenden Staaten kommen in ein demütiges Verhältnis zu einer namenlosen Institution und deren anmaßenden Vertretern und die borgenden Völker sehen ihr wohlverworbenes Vermögen fortwährend auf Schrauben gestellt. Man vergegenwärtige sich nur die Börsenmanipulationen während der letzten zwölf Jahre in Beziehung auf russische Schuldtitel: einmal sorgfältige Reklamen, um zum Ankauf zu veranlassen, und dann wieder Benurhigungen aller Art, um zum Verkauf anzuregen.

Für die Abhängigkeit der verschuldeten Staaten von der Börse und deren Kläglichkeit bietet aber nun schon seit Monaten Ungarn ein fast noch kläglicheres Schauspiel als Rußland. Man kann wohl sagen, daß die Regierung dieses Landes von den verschiedenen Finanzgruppen, die seine Ausbeutung betreiben, geradezu amarrenseil gezogen wird. Auch dem Ministerpräsidenten selbst scheint es, nachdem er das Finanzministerium übernommen hat, nicht zu gelingen, von der Rothschild-Gruppe eine irgend annehmbare Bewilligung zur Deckung des Defizits, das inzwischen immer mehr anschwillt, zu erhalten. Dies ist aber noch das Wenigste. Am ärgsten ist es, daß das Land fortwährend hin und hergezogen wird und daß infolgedessen auch die Inhaber ungarischer Werttitel durch allerlei Spiegelschereien, falsche Nachrichten in der Presse hin und hergezogen werden und hinsichtlich der Sicherheit ihres Besitzes allen-Halt

verlieren. Daß aber Ungarn wesentlich durch die engen Beziehungen seiner Minister, insbesondere des vorigen Finanzministers, in die jetzige Abhängigkeit von der Rothschildgruppe geraten ist, ist bekannt.

Bedenklicher haben sich auch die finanziellen Verhältnisse in Italien gestaltet. Nachdem erst vor einigen Jahren die große Goldanleihe zur Wiederherstellung der Metallwährung gemacht worden ist, zeigt sich jetzt, daß das Land unter der gegenwärtigen Bankwirtschaft kaum im Stande sein wird, dieselbe zu halten. Es kamen bereits Differenzen vor zwischen dem Publikum und den Notenbanken. Allein auch der Börsenschwindel reizt tiefe Furchen. Im vorigen Jahre suchte die Regierung dem Seidenbau aufzuhelfen, indem sie eine Seidenschwänze unterstützte. Selbstverständlich schlug die Sache in das Gegenteil um. Dann hat das gesamte spekulative Treiben während des ganzen Jahres ein kriselndes Ansehen gehabt. In mehreren Börsenstädten, insbesondere in Mailand gab es mehrfach „Panik“ und größere und kleinere Bankrotte in großer Anzahl. Jetzt droht dem kleinen Wohlstand auf dem Lande Gefahr durch die Sparfassen und landwirtschaftlichen Banken. Durch den gleichzeitigen Zusammenbruch zweier derartiger Anstalten in Cagliari ist die ganze Insel Sardinien in Aufregung versetzt worden, und es scheint sogar zu einer Art revolutionärer gekommen Bewegung zu sein. Nur infolge scharfen Eingreifens der Regierung wurde die Bank von Neapel, welche die Verbindung der beiden gestürzten Anstalten mit der Börse vermittelt hatte, veranlaßt, einzugreifen und wenigstens die in Mitleidenschaft gezogenen Firmen der Insel zu stützen.

Nicht minder meldete man aus verschiedenen Gegenden Spaniens unerfreuliche Vorgänge auf spekulativem Gebiete. Die internationale Börsenspekulation wird aber in stärkere Aufregung versetzt durch die Absicht der spanischen Regierung, eine Kuponsteuer aufzuerlegen. Also auch im verschuldeten Spanien eine, wenn auch noch verkappte Börsensteuer. Es bleibt eben keinem Lande, wenn die Not an den Mann geht, etwas übrig, als dahin zu gehen, wo etwas zu finden ist. In Spanien scheint man dabei allerdings ziemlich rücksichtslos vorzugehen. In Oesterreich, wo man ebenfalls sich mit Einführung einer Börsensteuer beschäftigt, ist man rücksichtsvoller. Man stellte sogar Nachfrage bei den Kultiviers an, wie ihnen die Steuer gefallen würde, was nun freilich kaum für den Ernst der Absicht spricht. Welchen Grund in Deutschland die Börse hat, sich wieder stärker vor Erhöhung der Börsensteuer zu fürchten, ist nicht recht klar, indes zeigt sich solche Furcht, trotz der Befriedigung, mit der Reichsbank, die zwar weniger Dividende verteilt, wie im Vorjahre, die aber dafür der Börsenjobberei fast das ganze Jahr hindurch ihre Arbitragewechsel um 1 Prozent niedriger abgekauft hat, als sie diejenigen des regelmäßigen Handels und der Industrie diskontierte.

## Kirche.

Mit der Heilsarmee haben wir den vorigen Bericht geschlossen und wir können den gegenwärtigen mit ihr beginnen. Denn es ist nun die früher viel besprochene Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden, die Salutisten haben auch in Deutschland einzurücken versucht. Ein Herr Schaaff hat in Stuttgart Versammlungen gehalten, von denen man zuerst nicht wußte, ob sie wirklich zu dem Feldzuge der Heilsarmee gehörten oder ob sie nur nach ihrer Art und Weise eingerichtet wären. Der Leiter derselben hat sich aber schließlich als Offizier der Armee entpuppt und ist in Uniform aufgetreten. Es steht abzuwarten, ob der Versuch gemacht werden wird, in Württemberg festen Fuß zu fassen, oder ob es nur eine Rekognoszierung bedeutet. Schwaben scheint uns übrigens für derartige Versuche den ungeeignetsten Boden zu bieten.

Charakteristisch für die Wirksamkeit dieser Methodisten ist wieder der Bericht des General Booth, den er vor seiner Rückreise aus Amerika nach England in New-York in einer zahlreich besuchten Nachtversammlung erstattet hat, wonach er bereits 2500 Seelen gerettet haben will. Gewiß eine recht aner kennenswerte Leistung. Nur dürfte sich wohl die Frage erheben, woher er das eigentlich weiß? Denn was für eine armselige „Rettung“ muß es sein, die aus der Aufregung eines Abends kenntlich wird, während der weiter reisende General über die Nachhaltigkeit oder die Folgen dieser Eindrücke gar keine Erfahrungen mehr sammeln kann. — Die Tochter des Generals, die Marschallin Booth, ist inzwischen in den Ehestand getreten und ist die Gattin des Obersten Sibbourn geworden. Die Zeremonie machte natürlich großes Aufsehen in London. An 6000 Personen waren Zeugen. Die Brautleute erklärten, sie würden beständig treue Kriegskameraden sein; die Braut versicherte in ihrer Rede, wiewohl sie sonst im allgemeinen nicht für das Heiraten begeistert sei, so glaube sie doch, daß es in diesem Falle für gegenseitige Unterstützung im gemeinamen Werke nützlich sein werde. Sie sang dann in einem Solo ihren künftigen Gatten an: „Laß uns kämpfen ohne Paß, mein Kamerad etc.“ — Der Eifer unter diesen Leuten hat wirklich etwas Begeistertes. Wenn nur nicht das liebe Ich und die Rache überall unangenehm hervorträten. So wies die Marschallin-Braut Steine vor, die ihr vom französischen Pöbel nachgeworfen worden seien, und erklärte, dieselben bildeten einen Gedächtnisaltar, ähnlich demjenigen Josuas beim Ueberschreiten des Jordans. — Aus Vigan in Südfrankreich wird folgende Veröffentlichung der Heilsarmee mitgeteilt: „Der sechsjährige Prophet Eli wird ein Solo singen; die neunjährige Prophetin Lea wird ihr Lied aufstimmen. Die Prophetin Emma, die 12 Jahre alt ist, wird prophezeien“.

Aus England sei eine eigentümliche kirchliche Notlage erwähnt, welche an den Zudertrach in der Provinz Sachsen und seine kirchlichen Folgen erinnert. Durch den Zurückgang der englischen Landwirtschaft sind viele Pächter in eine Lage gekommen, daß sie den Zehnten nicht mehr zahlen können. So sind die Einnahmen „mittelmäßig“ ausgestatteter Pfarren von ca. 10 000 M. auf ca. 1800 zurückgegangen. Das bedeutet eine völlige Umgestaltung vieler englischer Pfarrhäuser, in denen für gewöhnlich ein gewisser Luxus heimisch ist. Vielfach sind Pferde und Wagen verkauft, die Söhne von auswärtigen Schulen geholt, die Erzieherinnen entlassen und die eigenen Töchter als Lehrerinnen in Stellung gegeben. Die Geistlichen sind aber grade in bezug auf den Zehnten, dessen Zahlung sie ja gerichtlich einklagen könnten, sehr gebunden, weil derselbe nicht nur überhaupt beim Volke unbeliebt ist, sondern insbesondere in den Augen der Dissenter eine schreiende Ungerechtigkeit darstellt und Zwistigkeiten zwischen Pfarrern und Pächtern über diese Sache würden ihnen erwünschte Gelegenheit geben, um ihrem Ruf nach disestablishment d. h. Entstaatlichung der Kirche weiteren Nachdruck zu geben. Ein vor kurzem herausgekommenes Schriftchen, betitelt „die Leiden der Geistlichkeit“, beschäftigt sich mit dieser Frage.

Erwähnt wurde sehr flüchtig im vorigen Bericht die Weiterentwicklung des Amsterdamer Kirchenstreites, worüber wir heute noch einiges nachholen. Wir berichteten früher, daß unter Führung des streng calvinistisch gläubigen Dr. Kuyper, der zugleich Führer der holländischen anti-revolutionären Partei ist, sich der Vorstand einer Kirchengemeinde in Amsterdam in scharfe Konflikte mit den oberen Behörden eingelassen habe, die ihren letzten Anlaß in der Frage nach der Konfirmation „modern“ gesinnter Kinder hatte; der eigentliche Gegenstand des Streites aber ist die Rücksichtslosigkeit, mit der die auf einer Synodalverfassung beruhende ungläubige herrschende Partei vorgeht. Im Januar (11. bis 14.) hat Dr. Kuyper in Amsterdam einen kirchlichen Kongreß seiner Anhänger gehalten, der von ungefähr 1500 Personen besucht war. Die Lossagung von der Staatskirche hat sich auch schon in die Provinzen fortgesetzt. Auch in Rotterdam hat der Gemeindevorstand der General Synode den Gehorsam gekündigt, die Klassikalbehörde aber hat die 51 Mitglieder, welche für den betref-

senden Antrag der Calvinisten gestimmt haben, ihres Amtes entsetzt. Bezeichnend für die Anschauung der Kreise, welche in die Separation eingehen, ist die in Amsterdam angenommene Resolution, worin es heißt, „daß die synodale Hierarchie, im Jahre 1816 unseren Kirchen auferlegt, sich als unvereinbar erwiesen hat mit der Anerkennung Jesu Christi als Haupt und König der Kirche; daß diese Hierarchie nach dem ihr innewohnenden Prinzip zu einer ganz wilden Vermischung mit unwiderstehlicher Kraft hintritt. Daß die Autorität des göttlichen Wortes durch die Willkür und Autorität menschlicher Institutionen ersetzt wird, und daß das königliche Regiment des Gottes Sohnes durch eine hiermit unvereinbare Tyrannei verdrängt wird . . . Das synodale Joch muß von allen Kirchen unseres Landes abgeschüttelt werden, die Synode muß fort.“

Wir können uns denken, daß diese energischen Worte auch auf manche unserer Freunde nicht ohne Eindruck bleiben und den Gedanken erwecken: wer weiß, ob wir nicht bei uns einmal zu ähnlicher Erkenntnis gelangen? — Dem gegenüber möchten wir gleich daran erinnern, daß das Falsche in jenen Aeußerungen der holländischen Calvinisten nur in der Voraussetzung liegt, es gäbe kirchenregimentliche Formen und kirchliche Verfassungen, welche sich mit dem königlichen Regiment des Gottes Sohnes nicht in Widerspruch setzen könnten. Und wir wollen uns doch durch solche doktrinären Erwägungen nicht darin irre machen lassen, daß für uns gegemoärtig der gewiesene Weg der ist: auf Grund der synodalen Verfassung zu einer größeren Freiheit und Selbständigkeit der Kirche zu gelangen. Bauen wir damit ein Haus, welches später in einer Weise bewohnt wird, daß der Herr Christus ausziehen muß, so ziehen wir mit ihm. Wir wollen uns aber nicht einbilden, es könnte irgend ein Hausplan erdacht werden, dem der heilige Geist gleichsam mit eingemauert werden könnte. Das ist der römische Irrtum, — sei es in päpstlicher, sei es in calvinischer Form.

Die mit den letzten Worten gestreifte Bewegung in unserer preussischen Landeskirche wird durch die nunmehr endgültig auf den 26. April festgesetzte große Versammlung in Berlin einen neuen hoffentlich gesegneten Anstoß erfahren. Bis dahin wird man wohl auch über die Stellung der Regierung zu den jetzt im Herrenhause eingebrachten Anträgen ganz im Klaren sein. Der Bericht über die Berliner Versammlung wird uns Veranlassung geben auf diese Bewegung zurückzukommen.



## Neue Schriften.

### 1. Politik.

— Das Recht auf Arbeit und das Sittliche in der Volkswirtschaft von Dr. Wilhelm Neurath, Dozent der Nationalökonomie an der k. k. technischen Hochschule in Wien. (Wien, Ranzsche Hofverlags- und Universitätsbuchhandlung.) 1886. 41 S. gr. 8<sup>o</sup>. 1 M.

Es werden in dieser Schrift zwei Vorträge geboten, welche im Wiener kaufmännischen Vereine gehalten worden sind. Mit dieser, der Arbeit vorgebrachten Mitteilung hat der Verfasser angezeigt, welchem Zweck seine Ausführungen ursprünglich gebient haben und wie er dieselben beurteilt wissen will. Ein gedruckter Vortrag wird nie dieselbe Wirkung erzielen, wie ein gesprochenes, und während die beiden Vorträge, durch das lebendige Wort ergänzt und vervollständigt, bei dem Hörerkreise vielleicht die Erkenntnis des schwierigen Problems des „Rechtes auf Arbeit“ gefördert haben, so können wir von der Schrift nur behaupten, daß sie zum Nachdenken über das „Recht auf Arbeit“ wohl anregt, dem Leser aber zu keinem befriedigenden Abschluß verhilft. Die Abhandlung gibt erst einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die verschiedenen Versuche früherer Jahrhunderte, dem Einzelmenschen die Möglichkeit zur angemessenen Verwertung seiner Arbeitskraft zu verschaffen. Nachdem darauf hingewiesen ist, daß sämtliche Versuche schlagelagen und alle über dieses Problem aufgestellten Theorien durch die Wirklichkeit als irrig dargehen worden sind, geht der Verfasser auf Seite 12 dazu über, die Widersprüche, welche sich bei der Theorie des Malthus ergeben, auf ihren Grund hin zu prüfen und zu erklären. Dieser Teil der Abhandlung erscheint uns zu flüchtig. Der Vortragende hat vor demselben Hörerkreise gerade über diesen Punkt schon einmal einen Vortrag gehalten und konnte also nicht noch einmal diese Frage ausführlich behandeln. Was aber für den Vortrag selbst angemessen, ja sogar geboten war, muß dem Leser als Versäumnis erscheinen. Trotzdem glauben wir, daß die Ausführungen recht geeignet sind, zum Nachdenken über die wichtige

soziale Frage des Rechtes auf Arbeit anzuregen und damit können sie fördernd wirken als langatmige Abhandlungen, die höchstens Fachleute durchlesen. Der zweite Vortrag: „Das Sittliche in der Volkswirtschaft“ hat dieselbe Anordnung wie der erste. Es wird uns ein kurzer Ueberblick gegeben, wie sich frühere Zeiten zu dem Gegenstande gestellt haben. Wenn in diesem Ueberblick S. 26 gesagt wird: „Aber das Hörigkeitswesen artete so aus, daß auch in den Hörigen die Menschwürde zunehmend verlegt und geschändet wurde“ — so mag diese Entstellung dem Hörerkreise wohl ein stilles Gruseln über die finstere Vorgzeit bereitet haben; wer dagegen ländliche Verhältnisse kennt und sich einigermaßen auf die Natur des Menschen versteht, dem kann eine solche Bemerkung nur ein Lächeln abgewinnen. S. 29 heißt es: „Wir haben nun den Vorgang betrachtet, durch welchen der Geist der fortschreitenden Gesellschaft dazu getrieben wurde, in der Vereinnung des Individuums und des Weltlichen in der scharfen Scheidung zwischen Religiös und Moral, zwischen Moral und Recht, sowie in der Beschränkung des Staates auf die Rolle eines bestellenden Wächters der Sicherheit alles Heil zu finden.“ Wir haben diesen Vorgang nur ausbeutet gefunden. Dajur entschädigt aber der Vortrag am Schluß durch seine gesunden Anschauungen, die darin gipfeln, daß die freie Konkurrenz niemals dazu geführt hat, auch nicht dahin führen kann, nur die besten als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen zu lassen, daß vielmehr der Sieger bleibt, der in seinen Kampfmitteln am wenigsten wählerisch ist. Dies ist die stärkste Beurteilung der Theorie vom Gedenklaffen und steht auf gleicher Stufe mit der Bemerkung S. 39: „die Rechtsordnung vollen Sinnes kann also nicht, wie ein Smith oder Kant glaubte, eine solche Ordnung sein, die es ermöglicht, daß die freie Willkür des Einen neben der freien Willkür des Andern nach einer allgemeinen Regel bestehen kann, oder daß die ein einen, wie Konjunkte im Taufwerkzeuge, miteinander und nebeneinander leben können. Sie ist vielmehr eine Ordnung, welche es dem sozialen Ganzen und dessen Gliedern ermöglicht, in vollem

Maße die sittliche Aufgabe zu lösen, die Pflichten zu erfüllen. Diese Aufgabe besteht aber darin, ein Reich des Geistes und der Liebe fortschreitend zu verwirklichen und die Erde mehr und mehr in ein dienendes Werkzeug des Geistigen zu verwandeln. Fassen wir das Leben etwas tiefer, so setzen wir für „Reich des Geistes und der Liebe“ „Reich Gottes“, und ebenso für „Werkzeug des Geistigen“ „Werkzeug Gottes“, dann können wir dem Resultat voll zustimmen.

D. H.

— Aus bulgarischer Sturmzeit. Eine authentische Darstellung des Handtreibens von Sofia und seiner Folgen. Von R. v. Huhn. (Leipzig, Dunder & Humblot.) 1886. 302 S. 8°. 5,60 M.

Den Wert der Offenbarungen dieses wohlengeweihten Augenzeugen über die bulgarische Krise kennt man allgemein. Zwar ist das was hier zusammengeliefert ist, für die künftigen Generationen wertvoller als für uns, die wir es noch in der köstlichen Zeitung im wesentlichen ebenso lesen konnten; aber das Buch hat doch auch augenblicklichen Wert.

Aus der schmalen Spanne Zeit vom Bursagor Komplotz (Mai 1886) bis zu den Sobranjewahlen (10. Okt.) ist doch noch manches sonst Unbekannte zu ersehen gewesen. So besonders was über die Hauptverschwörer mitgeteilt wird; über die Handgriffe, mit denen das Kriegsministerium die Unthat vom 21. Aug. vorbereitete, wie die Regimentskommandeure einzeln sich zu der fürstentreuen Bewegung stellten u. a. m. Am bemerkenswerthesten ist aber, was über Karaweloff zweideutige Haltung offenbart wird und daß er schon vor der Aufhebung des Fürsten vom Komplotz gewußt habe. Aber gerade dabei zeigt sich der Verfasser meines Erachtens doreingeommen. Gar zu sicher nimmt Herr v. Huhn bei allen Verschwörern Befehlshaber als Leitmotiv an. Aber alle Verehrung eines heldenmütigen deutschen Fürsten darf und darüber nicht verblenden, daß die Bulgaren wirklich ohne Rußland heute noch unter dem Großfürsten ständen und den Russen der erste Laub gebührt. Man muß sich auch erinnern, daß die bulgarischen Verschwörer den Lord Salisbury wegen seiner Guiltballrede auf Verleumdung belangen wollen, da er sie der Befehlshaber bezichtigt hat. Die Erzählungsweise ist klar, lebhaft, manchmal geistreich und bei der Geschichte von den geprägten Schafpelzen sehr humoristisch. Um so ernster berührt die Tragik von Fürst Alexanders letztem (?) Abschied. Der Stil ist bis auf den fatalen grammatischen Fehler der Ueberschrift (ohne Artikel!) vortrefflich.

L. Sch.

— Ueber die Notwendigkeit des Zusammenwirkens der kirchlichen und staatlichen Faktoren auf dem ethisch-sozialen Gebiet. Vortrag von Heinrich Freiherr von Frelesen-Rötha. (Leipzig, B. G. Teubner.) 1886. 22 S. 8°.

Eine sehr feine, aber etwas akademisch ausgefallene Darlegung! Das erklärt sich aber auch der zurückhaltenden Bescheidung, mit welcher der Verf. sich nicht berufen glaubte, „denen Rathschläge zu erteilen, in deren Hände die obere Leitung unserer kirchlichen und staatlichen Angelegenheiten gelegt ist“. Vom Boden des lutherischen Be-

kenntnisses aus wird die Notwendigkeit freundschaftlichen Zusammenwirkens zwischen Kirche und Staat dargestellt. Zuerst wird aus grauer heidnischer Zeit her die Geschichte dieses Verhältnisses durch die Reformationszeit hindurch („deren Genesiß auf dem sittlichen Gebiete gelegen“ habe) und durch die philosophisch-heidnische Aufklärungsperiode herabgeführt bis heute, wo im Gegenjag zur falschen Aufklärung der echte Grundgedanke der Reformation sich reiner abgeklärt hat. „Denn die einzig wahre und ungetrübte Quelle aller sittlichen Anschauung ist das Evangelium“. Die praktische Schlussfolgerung empfiehlt den Kirchenvorständen treues Eintreten für Sonntagsfeier, Armen- und Krankenpflege und als Ideal wird bezeichnet, daß dadurch die Werke der inneren Mission an die öffentlichen kirchlichen Organe übergingen. Dieser höchst beachtenswerte Vorschlag wird aber angefügt der schlechten Wirklichkeit die freimüthig dienende Liebe sobald nicht entbehrenlich machen. Lg.

— Zur inneren Kolonisation in Deutschland. Erfahrungen und Vorschläge, herausgegeben im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik. (Leipzig, Dunder & Humblot.) 1886. 229 S. 8°. 5,40 M.

Wir verkennen nicht die Wichtigkeit äußerer Kolonisation. Der Beruf des deutschen Volkes ist nicht durch die Grenzen seines politischen Vaterlandes abgeschlossen, sondern er erstreckt sich auf das ganze Menschengeschlecht, und es kann demselben nur dadurch gerecht werden, daß es Ableger seines Volkstums in fremden Weltteilen bildet, welche stark genug sind, die Eigenart deutschen Wesens und Denkens ihrer Umgebung gegenüber zu wahren und weiter zu entwickeln. Aber den Schwerpunkt und nationalen Mittelpunkt für diese Ableger wird allezeit das Mutterland bilden; ja es werden dieselben ihre Aufgabe fremdem Volkstum gegenüber um so besser erfüllen, je volkskräftiger das Mutterland dasteht, an welches sie sich anlehnen. Deutschland würde darum nicht wohlthun, wenn es alle thätkräftige und unternehmungslustige Elemente, denen ihre gegenwärtige Lage nicht genügt, auf die Auswanderung verweisen wollte, so lange noch Kulturaufgaben im Innern unseres Volksgebietes zu lösen sind. Es wird im Gegentheil wohl thun, tüchtige, anderwärts überschüssige Kräfte auf solche noch unbaute Kulturgebiete hinzutunken. In dieser Richtung eröffnet sich ein weites Feld für fruchtbarere Thätigkeit zur Verstärkung und gesunden Veredlung unseres Volkstums in Gegenden, welche dessen noch dringend bedürfen. Raum für die Bevölkerung eines Königreichs ist noch vorhanden, es handelt sich nur darum, diese Bevölkerung für denselben herbeizuführen. — Zu dieser Angelegenheit bietet vorliegende Schrift die wertvollsten Beiträge. Dieselbe besteht aus vier Abteilungen von verschiedenen Verfassern und in verschiedener Form, die aber doch einen festen inneren Zusammenhang haben. Im ersten Abschnitt gibt Schmöller eine Darstellung der preussischen Kolonisation des 17. und 18. Jahrhunderts, worin er den allgemeinen Charakter derselben, sowie Umfang der Einwanderung, Heimat und Art der Kolonien, Beschaffung des Grund-



und Bodens für dieselben, sowie endlich die Bedingungen und die Art der Ansetzung derselben schildert. Bekanntlich waren es vorzugsweise, aber keineswegs ausschließlich, der große Kurfürst und Friedrich II., welche das Kolonisationswerk betrieben. Es wurden dabei wohl manche Mißgriffe und Fehler begangen, aber doch erstaunliche Erfolge erzielt. Bemerkenswert sind die für die jeweiligen Zeiten außerordentlich hohen Summen, welche auf Herbeiziehung und Ansiedelung von Kolonisten verwendet wurden. Man gewinnt aus dem Dargelegten den Eindruck, daß ein beträchtlicher Teil des altpreussischen Gebietes durch Entsumpfung und Besiedlung von einzelnen preussischen Herrschern erst eigentlich geschaffen worden ist. — Die zweite Abteilung enthält die Verhandlungen der letzten Jahre über innere Kolonisation und ihr förderliche Rechtsformen im preussischen Landtage, dem königl. preussischen Landesökonomie-Kollegium und der Central-Moorkommission, auszüglich zusammengestellt von Geh. Ober-Regierungsrat Dr. D. Thiel. Dieselben beziehen sich zunächst auf die Parzellierung einiger Domänenvorwerke im Reg.-Bezirk Stralsund und beginnen mit 1873. Sie beschäftigen sich im Beginn mit Erörterung und Empfehlung der in Aussicht genommenen Maßregel und nach deren Ausführung mit Kritik derselben. Der Erfolg derselben war auch tatsächlich kein günstiger, indem ein Teil der veräußerten Grundstücke zu Spekulationszwecken erworben wurden, die Erwerber anderer tadel der Verschuldung anheim fielen. Der Abgeordnete Sombart durfte am 26. Jan. 1877 sagen, die königl. Regierung sei nach Art der Güterschlichter verfahren. — Infolge dieser Verhandlungen wurde 1878 im Landesökonomikollegium die Frage erhoben, ob es nicht geeigneter wäre, Grundbesitz unter Erbpacht auszugeben. Auf Grund der Verhandlungen über diese Frage nahm auch die Centralmoorkommission die Angelegenheit in Behandlung, deren Ergebnis eine Denkschrift war, welche feste Gesichtspunkte für die Schaffung von Rentengütern aus Domänengrundstücken aufstellt und nebst Begründungen vorliegender Schrift einverleibt ist. Nunmehr gelangte die Frage wieder an das Abgeordnetenhaus und es kam hier das bekannte Besch. zustande, welches der Regierung 100 Millionen Mark zur Ansetzung deutscher Bauern in Westpreußen und Posen zur Verfügung stellt und außerdem dem Landserwerb gegen Rent eine feste gesetzliche Grundlage gibt. — Der dritte Abschnitt von D. Kimpfer gibt zunächst eine übersichtliche Darstellung der preussischen Kolonisationsversuche seit der ältesten Zeit, verbreitet sich aber dann mit größerer Ausführlichkeit über die Kolonisationen des 19. Jahrhunderts, besonders der letzten Jahrzehnte. Besonders eingehend werden die bereits erwähnten, im allgemeinen mißlungenen Parzellierungen in Neudorpmern behandelt, welche vielfach von den Gegnern der Sache als abschreckendes Beispiel hingestellt werden, und gezeigt, daß dieselben bei der Art, wie sie vorgenommen wurden, überhaupt nicht gelingen konnten. Den Schluß der Schrift bildet ein Vorschlag zu praktischer Verwirklichung. Es ist ein von Sombart-

Ernstleben vorgelegter Verteilungsplan für das Rittergut Stensow in der Priegnitz. Derselben sind allgemeine Grundzüge vorangeschickt, welche für die Uebertragung von Grund und Boden an Kolonisten zu beachten sind, und sodann das Verfahren, nach welchem er seinen Verteilungsplan hergestelt hat, geschildert und begründet. Herr Sombart möchte damit ein praktisches Beispiel gegeben haben, welches zeigt, wie die Regierung bei ihren früheren Berührungen hätte verfahren sollen, bezw. in künftigen Fällen verfahren müßte. Als Abtragungsweise für die Kaufsumme legt Sombart teilweise Barzahlung, für das übrige 56jährige Amortisation fest. Tabellen und Karten vervollständigen den Zeitungsplan. Wir können nur sagen, daß uns derselbe recht praktisch und nachahmenswert erscheint. — Um uns den Eindruck, den die Schrift im ganzen auf uns machte, noch einmal zu vergegenwärtigen, müssen wir sagen, daß sie in der ruhigen Sachlichkeit gehalten ist, durch welche sich die Veröffentlichungen des Vereins für Sozialpolitik kennzeichnen, und ein überaus reiches Material zur besprochenen Frage bietet. Für Anregung in weiteren Kreisen dürfte wohl eine andere Behandlung des Dargelegten zweckmäßiger sein. Für gründliche Belehrung aber und Vertiefung in den Gegenstand wird die Schrift die trefflichsten Dienste leisten. J. R.

## 2. Geschichte.

— Ueber die Lehenbücher der Kurfürsten und Pfalzgrafen Friedrich I. und Ludwig V. (Zur 500jährigen Jubelfeier der Universität Heidelberg, überreicht v. Hr. General-Landesarchiv und der badischen historischen Kommission.) 21 S. Fol. 3 Tafeln. (Frankfurt a. M., B. Kommel.) 4,50 M.

Vorliegende Schrift — schon S. 355 oben erwähnt — gewährt uns einen Einblick in einige der wertvollsten Schätze des badischen General-Landesarchivs. In denselben befinden sich zwei Lehenbücher von Friedrich I. (1449—75) und Ludwig V. (1508—1544), welche genaueste Mitteilungen über die Lehen des Kurfürstentums der Pfalz, Lehenbriefe, Reversen u. enthalten und ganz besonders schön ausgestaltet sind. In vorliegender Schrift wird nun, wie sich aus dem Umfang (21 S.) schon ergibt, nicht eine Verarbeitung des reichen, in jenen Urkundenansammlungen vorhandenen Materials, sondern lediglich eine äußere Beschreibung derselben geboten. Letztere ist sehr genau und rührt aus der Feder des Archivdirektors von Wech her: sie gibt uns vor allem die Namen sämtlicher Vasallen an, welche Lehenrevoree ausgeübt haben. Wenn der Text vorzüglich für den Historiker wichtig ist, so dürften die drei beigelegten Tafeln für weitere Kreise und insbesondere für alle Wappensfreunde interessant sein. Das Titelbild zeigt uns die Eideidenschaft eines Vasallen, eine höchst altertümliche, steife Zeichnung; die Tafeln am Ende geben die Wappen der pfälzischen Familien Rodenstein, Cronenberg, Kämmerer v. Worms, gen. von Talberg, Sidingen, Helmstatt, Gemmingen, Benningen (links- und rechtsrheinisch) in kunstvollstem Farbendruck, und erregen in uns den Wunsch, es

müßten weitere Veröffentlichungen von Bapen aus jenen Lebenbüchern erfolgen. Noch wichtiger freilich wäre für Orts-, Rechts- und Kulturgeschichte die am Schlusse der Schrift angebotene Verwertung des in den Lehrverfen enthaltenen Materials und die Beschreibung der Lehnobjekte, eine Arbeit, die wir wohl später erhoffen dürfen. \*

### 3. Länder und Völker.

— *Mes vacances en Allemagne. De Paris à Berlin.* Par Victor Tissot. (Paris, Morot Frères & Chuit.) 1886. III et 269 p. 8°. 1,25 fr.

Tissot tritt uns in seinem neuen Werke als durchaus sachlicher Beurteiler deutscher Verhältnisse entgegen, der die Dinge sehen will, wie sie sind, und nicht davor zurückschrickt, seinen Landsleuten auch Gutes über Teutland zu erzählen. Wenn wir unter diesen Verhältnissen Herrn Tissot die goldene Rückzugsbürde, die er sich baut, indem er sagt, daß seine Angaben sich lediglich insolge der veränderten sachlichen Verhältnisse anders gestaltet hätten. Der Verfasser wird es nicht übel deuten, wenn wir in folgenden Zeilen unter Wahrung der Objektivität, sein Werk etwas näher ins Auge fassen.

Schon in Köln auf dem Bahnhof erkennt Tissot den Deutschen an seinem weltbekanntem Turm, den er mit ungegähntem „bocks“ stillt, während der dazwischen stehende Franzose sich an einem Gläschen Wein und einer Tasse Fleischbrühe genügen läßt. Ein Bild der „Wespen“, das Tissot im Wartesaal zu sehen bekommt, und das sich auf das französische Wort „Avant la Bataille“ bezieht, legt ihm Zeugnis ab von der andauernden Kriegslust der Deutschen, die nur durch den greifen Kaiser im Zaume gehalten werde. Es sei gleich hier erwähnt, daß der Verf. sich ganz von Vereeren fernhält, und daß nur ganz zart gelegentlich auf einen „möglichen“ künftigen Krieg hingedeutet wird, den Tissot keineswegs als wünschenswert bezeichnet. Der Schriftsteller nimmt zuerst Köln in Augenschein und macht alsdann eine Reise durch den Rheingau. Am gespanntesten sind wir naturgemäß darauf, was über das Niederwalddenkmal gesagt wird, und sind erstaunt über die Mäßigung und Sachlichkeit, die uns auch hier entgegentritt. Tissot übt einfaeh Kritik und richtet einen fast rein künstlerischen Tadel gegen den Widerspruch, in dem die kriegerische Tracht und Bedeutung des Frauenbildes mit dem zarten Kopfe desselben stehe. „Hat der Bildhauer diesen Gegensatz beabsichtigt? Hat er für den Frieden wirken wollen, während er ein Kriegsdenkmal errichtete?“ — Das Niederwalddenkmal wird von seinen Anfängen bis zur Hinrichtung der Verbrecher verfolgt, und zum Schluß heißt es: „So empfing das Niederwalddenkmal die Wuttaupe; ist es dazu bestimmt, mit seinen ehernen Augen unzählige Schlachten und zukünftige Kriege zu sehen?“

In Düsseldorf besucht Tissot das Haus Heines, „des französischen Deutschen“. Wir müssen diese Bezeichnung gelten lassen, können aber doch nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß wir die Franzosen um diesen Reiz nicht zu beneiden brauchen.

— Tissot scheint, obgleich er stark die Strodtmannsche Bearbeitung von Heines Leben benutzt hat, nicht gewöhnt zu haben, daß Heines Geburtshaus längst niedergefallen worden ist, und daß die seit 1867 angeordnete Gedentafel nur dem Orte, nicht dem Hause gilt. Herr Schlachtermeister Ring, den Tissot als jetzigen Besitzer nennt, hat eine gründliche Prüfung über seine Vaterlandsliebe zu bestehen, die völlig zu seinen und Deutschlands Gunsten ausfällt.

Wir finden nun Tissot in Berlin, dessen Wachstum und Verschönerung ihm Bewunderung absongt. Die Gasthäuser genügen dem verwöhnten Pariser, die Verkehrsmittel stellt er in gewisser Beziehung, auch abgesehen von der Stadtbahn, über die seiner Vaterstadt. Die Wiener Cafés gefallen ihm zwar sehr, er beklagt jedoch, daß sie der Reizung der Berliner nur Nachschwürmen noch mehr Vorschub leisten, als dies die bisherigen Einrichtungen thaten. Der gesellschaftliche Ton der Hauptstadt hat sich nach Tissots Meinung merklich gehoben, besonders in Berlin-West, obgleich immer noch viel zu wünschen bliebe. An Vergnügungsgütsicht sei der begüterte Berliner dem Pariser überlegen, so heißt es, aber die Grundlage der Geselligkeit sei nach wie vor Kastengeist und Steifheit.

Das militärische Leben findet selbstverständlich größte Beachtung. Prächtig wird eine „Machtparade“ beschrieben, lebendvoll eine Truppenchau auf dem Tempelhofer Felde. In der Beurteilung des deutschen Offiziers ist Tissot weniger glücklich, da er zur Kennzeichnung seiner Stellung sich auf die Spitze der „fliegenden Blätter“ und auf Bühnenerwerke wie „Krieg im Frieden“ bezieht. Zum Schluß dieses Kapitels spricht Tissot ausführlich von „Vater Wrangel“, vom Prinzen Friedrich Karl, dem Kaiser Bazaines, und von dem Kronprinzen. Eine Verglebung der französischen Uniformierung mit der deutschen und eine Besprechung des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes beschließen diesen Abschnitt.

Die Wohlhabenheit einer gewissen Schicht der arbeitenden Bevölkerung, sowie der Aufschwung der deutschen Gewerbetätigkeit im allgemeinen wird, wie dies in Frankreich althergebrach ist, dem Frankfurter Frieden zugeschrieben. Es heißt an dieser Stelle wörtlich: „Das deutsche Gewerbe, welches sich, dank der französischen Milliarden, endlich hatte ausstatten und seitigen können, erreichte in den Jahren 1872—73 seine höchste Blüte. Damals begann in der ganzen Welt jene Ueberschwennung mit deutschen Waren aller Art, jeder Güte und aller Preislagen. Frankreich verteidigte sich einige Jahre lang tapfer und siegreich hiergegen, bis unsere Fabrikanten, gewöhnt ihre Arbeiter anständig und reichlich zu bezahlen, sich in der Falle fingen, welche jene Klauen des Frankfurter Friedens ihnen gestellt hatte, die Deutschland „das Recht der meistbegünstigten Nation“ zubilligte. . . . In Frankreich hatte man gegen dieselbe kein Arg gehabt, . . . in Deutschland aber hatte man vorausgesehen, daß dieser einfache Satz eines Tages die französische Konkurrenz tot machen würde.“ Es nimmt uns Wunder, daß der einseitige Verfasser sich nicht zu einer unbelangerenen

Beurteilung erheben kann. Die französischen Fabrikanten sind nicht irtgebigler als die deutschen; erheere ziehen vielmehr, wenn ihnen die Wahl freisteht, selbstverhändler den billigen und gleich guten Arbeiter dem teuren vor. Das beweist die Anzahl deutscher Arbeiter, welche, trotz der hiergegen betriebenen Agitation, in französischen Fabriken beschäftigt sind. Die Bedürfnislosigkeit des deutschen Arbeiters ist der schlimmste Feind der französischen Industrie. Der französische Arbeiter muß hohen Lohn beanspruchen, um seine Bedürfnisse an Wein, Tabak, Theater u. dergleichen zu können. Dies gilt in erhöhtem Maße vom Pariser Arbeiter. So steht der französische Arbeiterland gewissermaßen sich höher wie der unsere, muß letzterem aber naturgemäß auf dem Weltmarkt weichen. — Das Elend vieler Arbeiterfamilien Berlins, besonders die Wohnungsnot, schildert Tissot sehr drastisch. Es ist das düstere Bild, das uns alle Verhältnisse darbieten, denn den Anspruch, welchen der Verf. später thut, daß Berlin sittlich weit unter Paris liege, müssen wir als unhaltbar den Behauptungen zuweisen, bei deren Verfechtung Tissot noch dem parteiischen Subjektivismus huldigt. Eine Versammlung der Berliner Mähterinnen im Apollsaal, ein Wodbiertfest in Spandau läßt Tissot in anspendend harmloser Weise, freilich nicht ohne manchen Seitenhieb auf unsere „schönen Turt“, an unserm geistigen Auge vorübergleiten.

Wenig gelungen ist der Abschnitt über Theater und Litteratur, obgleich gerade hier Tissot bemüht gewesen zu sein scheint, sich durch Sehen und Lesen ein eigenes Urteil zu bilden. Die zahlreichen orthographischen und grammatischen Fehler weisen darauf hin, daß der Verfasser des Deutschen nicht genügend mächtig war, um seiner Aufgabe gerecht werden zu können. Die Verbreitung der französischen realistischen Litteratur der Neuzeit überhäuft Tissot. Derselbe hat ja ein ständiges Publikum auch in Deutschland gefunden, das selbe ist aber, wenn wir von den Fachleuten absehen, meist derart beschaffen, daß an ihm nicht mehr viel zu verdienen ist, so daß es ein geeignetes Objekt für die Verrücktheit der „Realisten“ abgibt.

Die Berliner Verbrecherwelt, der Wolfenmarkt, der Mühlenbamm, das Verhältnis zwischen Polizei und Verbrechern, die Vereinigungen der letzteren zu organisierten Bänden scheint Tissot recht anheimlich auf Grund deutscher Darstellungen, die er ausgiebig benutzt hat. Eine Anzahl von Berliner Klatschgeschichten sowie der genaue Bericht über einige berühmte Prozesse sollen das an sich schon pitante Kapitel noch mehr würzen und zugleich den internationalen Charakter, den die Verbrechergeellschaft trägt, etwas nationaler gestalten.

Die Umgebung von Berlin hat Tissot sehr gut gefallen, und er tritt entschieden der auch in Deutschland noch verbreiteten irtümlichen Ansicht entgegen, daß Berlins Umgebung keine landschaftlichen Reize besitze. Die Wanderungen des Verf. geben ihm zu mancherlei geschichtlichen Erinnerungen Veranlassung, die fast durchweg sachlich und wohlwollend und überall ansprechend sind. Wir wollen aus diesem Grunde darauf verzichten, ein-

zelne Stellen herauszugreifen, welche unsern Widerspruch heranzufordern würden.

Im letzten Abschnitt finden wir Tissot in Leipzig. Er widmet zunächst dem Aufschwung des deutschen Buchhandels einige Worte, dann aber wendet er seine Aufmerksamkeit der Universität zu. „Diese alten Universitäten, so heißt es, haben etwas Ehrwürdiges, und doch sind es, wie die Deutschen selbst sagen, „geistige Katakomben“. Die Jugend erhält dabeist ihre Erziehung zu Volksbegeisterten und Vaterlandsliebenden. Hier lehrt man dieselbe dencisch denken, d. h. alle Dinge mit deutschen Augen sehen und beurteilen. Es sind Schulen des geschichtlichen Hasses gegen alle Völker, welche den Germanen jemals entgegengetreten sind, welche sie belächelt und angegriffen haben. Man spricht dabeist von Barbarossa, als ob er noch lebe, und als ob der alte Kaiser Wilhelm (von dem Tissot übrigens stets mit großer Ehrerbietung, ja mit einer Art treuherziger Pietät spricht) die Verkörperung jenes germanischen Buddha sei. — In Frankreich ist der Unterricht menschlich, allgemein; in Deutschland ist er persönlich, eigennützig, bündürftig. — Dies ist der Grund, warum ein deutscher Jüngling des Jahres 1886 immer bereit ist, Konrad von Hohenstaufen zu rächen, der 1370 (so!) von den Franzosen hingerichtet worden ist.“

Eine Schilderung der Schiacht bei Leipzig schließt das Buch. Auch hier wie an anderen Stellen des vorliegenden Werkes geben falsche Namen (wie Marktkerberg, Braunstaedter Steinweg) mehr oder weniger leicht zu erratende geographische Räthsel. Die Angabe der Aufschrift auf dem Denkmal des Napoleonsfriedens verrät in fast komischer Weise, daß der Verf. Franzose ist: bei dem Worte „Heer“ ist das f weggelassen und statt „am 18. Okt.“ heißt es „in 18 Okt.“

Fassen wir nun noch einmal den Eindruck des Buches zusammen. Tissot hat versucht, unparteiisch zu urteilen und das ist ihm im ganzen recht gut gelungen. Er hat eifrig selbstständig studiert und viele gründliche deutsche Werke benutzt. Trotzdem ist er namentlich bez. des Militärwesens, des Theaters und der Litteratur in Irrtümern verfallen, die den Ausländer deutlich erkennen lassen. Für den Deutschen ist das Buch besonders interessant, weil es von Tissot ist, obgleich manche Abschnitte auch unabhängig von diesem Umstände lesenswert sind. Jedenfalls steht das Buch weit — weit über dem Subelwerke jenes durch sein schmähdliches Verhalten in Deutschland und rüchmlich bekannten Pariser Juden Armand Rosenthal, der sich schmachvollerweise den Namen Saint-Cere (sino-cere = ausrichtig) anmaht und in seinem sauberen Bude seine Landsleute an der Nase herumzuführen sucht.

L. W.-v.

#### 4. Biographisches.

— E. Rierregaards Persönlichkeit in ihrer Verwirklichung der Ideale von R. Dürthold. (Gütersloh, E. Bertelsmann.) 1886. VIII, 141 S. geb. 2 M.

Einer ganzen Reihe von Studien über den eigentartigen Dänen hat der Verfasser eine neue hinzu-

gefügt. Daß er sich seit zehn Jahren mit den Schriften Kierkegaards beschäftigt hat, erscheint denen unbegreiflich, die sich von den Besonderheiten und Einzelheiten dieses Originals abstrahieren lassen und sich vor seinen subjektivistischen Ideen betrogen. Nichts destoweniger wird dieses künstlerisch ausgestaltete Leben, das mit seinen Schmerzen und seinen Freuden im Dienst der Idee stand und sich für die Idee opferte, seine Anziehungskraft auf viele ausüben. Wir sind dem Verf. für seine Mitteilungen dankbar. Manche der mitgetheilten Züge einer an's Titanenhafte streifenden Natur vorbereiten über seine Tent- und Handlungsweise Licht und die Mitteilungen über seine Stellung zu Martensen, Rynster und anderen erklären seine auffallende Vereinfachung. Es wird zwar wenige geben, die dem Verf. in der Beurteilung Kierkegaards überall folgen können, und wir müssen gestehen, daß wir manches Fragezeichen an den Rand der Schrift gesetzt haben, wovon wir in dieser kurzen Anzeige nicht Rechenschaft geben können, aber wir fordern doch die Freunde von Kierkegaards Schriften auf, an Bartholds Beurteilung nicht vorüberzugehen — sie ist nicht nur die jüngste, sondern jedenfalls auch die reifste seiner Arbeiten und ein interessanter Beitrag zur Beurteilung von Kierkegaards Anschauung.

— Wie ist Ernst Moritz Arndt in Wort und Schrift für seines Volkes Erhebung thätig gewesen? Von Dr. August Hagemann, weil. Gymnasial-Direktor. (Berlin, August Dettler.) 1886. 40 S. 8<sup>o</sup>. 1 M.

Den echt deutschen Mann Frauen und der Jugend nahezubringen, mag dieser Vortrag genügen. Es ist aber in keiner Art etwas Bedeutendes, und der Preis ziemlich hoch dafür gesetzt. Bei der Lektüre muß man ganz vergessen die feurige und geistvolle Schrift von G. Voelke über Arndt, von H. Baur's größerer Schrift und frischem, geistverwandtem Lebensentwurf in den „Lebensbildern“ noch ganz abgesehen. Wie arm steht der Vortrag gar erst neben K. W. Nijch's ideenreicher Betrachtung (in den deutschen Studien S. 296 ff.). Mit solchen Vorgängern ist denn freilich schlecht wettlaufen — aber mußte es denn sein?

Das Willkommenste an der Brotschüre und das einzig Originelle ist die Stammtafel von G. W. Arndts Nachkommen. U. Sch.

### 5. Poesie.

— *Urteil*. Eine Romanze von Julius Wolff. (Berlin, Grote.) 1886. 330 S. 6 M.

„*Urteil*“ ist erst vor wenigen Monaten erschienen und doch liegt bereits ein Exemplar der 18. Auflage vor uns — Beweis genug, daß die Dichtungen von Julius Wolff nur zu erscheinen brauchen, um auch gekauft und gelesen zu werden. Und wer läse sie nicht gerne? Zwar der christliche Leser fühlt oft heraus, daß des Dichters Weltanschauung nicht die unsere ist, daß er dem Glauben, der unseres Lebens Zentrum ist, fern steht, man findet gelegentlich ein Wort, das halbbrüvols klingt, man wohnt mancher Liebeslyze und anderen Salsberaugen bei, die häßlicher sind, als grade nötig scheint. Immerhin waltet im Ganzen auch in den

Dingen, über welche die Meinungen verschieden sind, eine Objektivität, welche nicht verfehlt, und überall fühlt man sich erhoben und getragen von Gestt und Sprache wahrer Poesie. Kleine Ausstellungen lassen sich gewiß hier wie an jedem Dichtwerk machen: S. 88 findet sich ein überaus gewaltsames Mißverständnis; S. 92 werden schon ins Mittelalter die ausgebrannten Krater des Rondes hineingetragen; statt Wohnung nehmen sagt der Dichter kurzweg bekatten; itali Schnitzwerk braucht er das uns völlig unbekannte Wort Schren. Und endlich: warum fehlt nicht das total verfehlt Schluszkapitel „Im Durckband“, das alle die schöne Illusion und Märchenstimmung realistisch wieder zerstört? — Indessen haben diese und andere Kleinigkeiten nichts zu sagen, gegenüber dem hohen poetischem Genuß, den der Dichter seinen Lesern bereitet, und für welchen der Dant in seine Rechte tritt. — *Urteil* ist eine Undine, ein Nixenkind, das die Mutter einem Fischer von St. Goar ins Rey gelegt. Der Fischer und seine Frau nehmen den wertwürdigen Fang ins Haus und zehren ihn groß, das Kind für ihr eigenes ausgebend. Es erblüht zu wunderbarer Schönheit, bleibt aber tollherzig und verrät nur zu oft, daß es doch halb der Wasserwelt angehört. Als die Jungfrau erwachsen, stellen sich verschiedene Liebhaber ein, aber ohne Erfolg; nur einer, der junge Graf von Kapellenbogen, ist der Bevorzugte, der einzige, für den *Urteil* selbst entbrannt. Aber grade dieser kauft sie und heiratet eine andere. *Urteil* stürzt sich aus Verzweiflung in den Rhein und wird wieder selbst zur Nixe, welche die letzten Reste der Menschennatur, also auch alles was Herz heißt, völlig ablegt und nur darauf sinnt, Menschen zu verderben, von deren Einem sie so betrogen wurde. Und der erste, den sie verdirbt, ist eben dieser Eine. Sie lockt ihn auf die Höhe des lahlen *Urteils*felsens und gebietet ihm, sich umzuwenden:

Er thut's — im Sturmestosen  
Steht *Urteil* vor ihm da.  
Scharf hebt sich ab vom Dunkeln  
Die hohe Weibesgestalt,  
Er sieht das Blitzen und Funken  
In ihrer Augen Gewalt.  
Sie singt nicht, wie noch eben,  
Sie spricht mit wildem Hohn,  
Laut durch das Wean und Wehen  
Schallt ihrer Stimme Ton:  
„Du bist ich — des Todes Scherge!  
Erkenntst du dies Weibchen?  
Steht auf dem *Urteils*berge,  
Dort unten schäumt der Rhein!  
Dahier wollt ich dich haben,  
Rehrt nimmermehr zurück.  
Der Rhein soll dich begraben,  
Wie du es schwurst im Müd.  
Nun leer auf die Reige den Becher  
Den ich dir lange gemischt  
Und trinke dich satt, du Zecher,  
Dort unten an Strudel und Wischt!  
Und kisse dir blutig die Lippe  
In lester, zuckender Luft,

Und liege den starrenden Klippen  
Im Schwung an die steinerne Brust!  
Falsch waren meine Lieder,  
Falsch wie dein Wort und Sinn;  
Bricht Keiner die Treue wieder, —  
Verräter, fahre hin!  
Ein Kreischen, ein Winseln und Laufen:  
Geht durch der Lüfte Meer —  
Ein Stoß, ein Donnern und Brausen, —  
Der Platz am Rand ist leer.  
Hoch über des Abgrunds Rachen,  
Vom ragenden Felsenturm,  
Fliegt ein frohlockendes Rachen  
Hinaus in den heulenden Sturm.

Von ganz besonderer Schönheit sind auch in „Lurlei“, wie in seinen früheren Gedichtworten, die Natur Schilderungen Wosffs. Man merkt, daß der Dichter den Schauplatz seiner Romane gründlich studiert hat. Im Sturm und im Regen, im Sommer und Winter, im Nebel und Sonnenschein, bei Tag und bei Nacht — immer finden wir Stimmung und Kolorit der Rheinlandschaft mit vollendeter Treue und großer Freiheit wiedergegeben.

Fassen wir uns kurz: „Lurlei“ ist kein Beert, das uns spannende Bewildigung großer Ereignisse und die befreiende Lösung aus denselben brächte, kein Buch mit großen, weittragenden Ideen, sondern ein einfaches, nicht einmal sehr originelles Märchen; aber so artig und so anschaulich erzählt, daß man dem Erzähler die Geschichte glaubt, und auch große Kinder sie bis ans Ende dankbar mit anhören. D. v. O.

### 6. Rechtspflege.

— Anleitung des Referendars beim Eintritt in die preussische Gerichtspraxis von H. Bernhards, Staatsanwalt. (Berlin, Franz Vahlen.) 1887. IV. 43 S. 16<sup>o</sup>. 60 Pf.

Dieses Büchlein wird seinem Inhalt entsprechend nur einem eng begrenzten Leserkreis finden, aber für diesen Kreis ist es von großem Wert. Es will „den Referendaren den Eintritt in die gerichtliche Praxis erleichtern.“ Diesen Zweck erfüllt es durchaus. Als besonders lobenswert sind hervorzuheben: 1. die sorgfältige Auswahl des Materials. — Es wäre viel leichter gewesen, über den Gegenstand dreimal mehr zu schreiben, als bei dem Bemühten erhebliche Lücken zu vermeiden, wie es dem Verfasser gelungen ist. Die Beurteilung hat also nicht bloß anzuerkennen was gelobt ist, sondern auch was nicht geschrieben ist. 2. Der Umstand, daß der Verfasser sich in die wirkliche Lage des juristischen Anfängers hineinsetzt, anstatt bei ihm Kenntnisse vorauszusetzen, die er nicht hat und nicht haben kann. Wir glauben demnach, daß diese „Anleitung“ jedem Referendar sehr willkommen sein wird. Auf einen Fehler machen wir aufmerksam. Wenn auf Seite 12 die Prozessatten Müller gegen Schmidt das Attestzeichen C. 264/85 haben, dann wird die Verfügung auf Seite 13 auch die Akten C. 264/85 und nicht C. 265/85 einziehen müssen. Unserer Erfahrung nach würden viele Referendare dankbar

sein für einen Anhang, enthaltend die Verdeutschung der vielen noch in der Gerichtssprache üblichen lateinisch klingenden Worte, die ein an Cicero gewählter Lateiner kaum zu denken wagt. D. H.  
— Gegen die Schwurgerichte. Von dem Verfasser von „Die Verbrechenswelt von Berlin.“ (J. Guttentag, Berlin und Leipzig.) 46 S. gr. 8<sup>o</sup>. 1 M.

Diese Broschüre kann jedem, der den Mut eines selbständigen Urteils hat, nicht dringend genug empfohlen werden. Sie ist eine That, da sie es wagt, gegen ein Lieblingskind unseres Jahrhunderts trautvoll vorzugehen. Mäße dieser Vorgang bald Nachahmung finden und somit durch die vorliegende Broschüre eine Periode eingeleitet werden, die sich von dem Banne der Ideen frei macht, welche die gesunde Entwicklung unseres Jahrhunderts unter dem verlockenden Namen Freiheit aufgehalten haben. Deshalb der Verfasser seinen Namen nicht nennt, ist uns nicht bekannt, hat aber auf den Wert des Inhalts keinen Einfluß, denn dieser Inhalt zeugt davon, daß eine große Sachkenntnis vereint mit einer edlen Entrüstung über das durch und durch Unwahre, welches die Grundlage der Schwurgerichte bildet, jede Zeile distilliert hat. Man merkt es dem Buche an, daß der Verfasser nicht bloß etwas anderes sagen will, wie andere Leute, sondern daß es ihm Herzenssache ist, seine Erkenntnis über den Unwert und das Verderbliche einer vom Zeitgeist erkundenen Einrichtung zu verbreiten und damit für seinen Teil an der Abschaffung dieser Schwurgerichte mitzuwirken. Der Wert dieser Broschüre besteht nicht sowohl in dem Neuen, was sie etwa sagt, als vielmehr darin, daß sie überhaupt und zwar in solch packender Form da ist. Wie wir nämlich bestimmt wissen, herrscht unter denkenden Juristen und verständigen Laien schon längere Zeit die Ansicht, daß die Schwurgerichte vom Uebel sind. Die Mode aber, auch Zeitgeist genannt, die es noch angemessen findet, die Schwurgerichte als einen belohnenden Fortschritt und eine ganz ungewöhnliche Errungenschaft unseres Jahrhunderts hinzustellen, ist so mächtig, daß es noch niemand wagt, offen zu sagen, er finde die Schwurgerichte unvernünftig und unbrauchbar. Die Macht dieser Mode hat unsere Broschüre getroffen und darin besteht ihr Wert, — und ferner noch darin, daß die Darstellung den Ausdruck innerster Ueberzeugung gewährt hat und deshalb auch überall da überzeugen muß, wo die Furcht vor dem Zeitgeist nicht unüberwindlich ist. D. H.

### 7. Heilkunde.

— Die Krankheiten der Atmungs-Drüsen und deren Heilung. Von Dr. Aug. Theß, Oberstabsarzt I. Kl. in Hannover. (Berlin, A. Zimmer.) 1886. 57 S. 8<sup>o</sup>. 2 M.

Der bekannte Verfasser behandelt populär wissenschaftlich alle Höhen und Tiefen der Atmungs-pathologie von der einfachen Heiserkeit bis zu dem Tuberkeln und der Diphteritis. Man sieht aus der Schrift, wie weitherzig die Natur ist, welche in vielen Fällen die eintönige Anwendung des Lieblingsmittels des Verfassers, nämlich der Blut-

entziehung, nicht weiter bestraft, sondern hingehen läßt und sich trotzdem zur Gemeine durchbringt. Manchmal mag die Blutenziehung in der That nützlich sein; sicher ist sie dann andererseits auch wieder schädlich. Freilich stehen mit den Duesch'schen Vorschlägen die alten Orreul des früheren Blutlassens nicht wieder auf; ein paar Egel oder kleine Blutenziehungen an den Armen erfüllen seine Forderungen. Das kann man ja hingehen lassen und das Eiern des Veri. gegen schädliche und giftige Arzneimittel, wie Quecksilber, hat nur unsern Beifall.

E. S.

#### 8. Unterhaltungslitteratur.

— Der Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte. Von Paul Heyse. 6. Aufl. (Berlin, W. Herp.) 1887. 376 S. 6 M., geb. 7 M.

Der vor Weihnachten 1886 erschienene neueste Roman von Paul Heyse hat mit dem Ablauf des zweiten Monats bereits 6 Auflagen erlebt. Ein glänzender Erfolg! Schon der Titel mag viele Käufer gelockt haben. Es handelt sich um einen biographischen Roman, um eine Persönlichkeitsstudie, an der sich alle diejenigen erbauen können, die sich in ruherer hastigen und verworrenen Zeit ein empfängliches Gemüth für seltene Seelengröße und einfachen Menschenadel bewahrt haben, wie es S. 27 der Einführung heißt. Und doch ist die Freiin Luise von — nie Stiftsdamein oder Stiftsdame gewesen. Warum sie an allen Orten mit Vorliebe so genannt wird, erfahren wir mit keiner Zeile, nicht einmal inwieweit sie berechtigt gemeint wäre, irgendwo Stiftsdame zu werden. Aber diese Titulatur klingt vornehm, apart; das lockt hoch und Nieder an. Sonderbarerweise hat der Verfasser die Lebensgeschichte der „Stiftsdame“ in die Erinnerungen des ehemaligen Kandidaten der Theologie Johannes Theodor Weißbrod verweben. Nun hat das insofern nichts zu sagen, als dieser biedere Weißbrod einen ganz ausgezeichneten Stil schreibt, einen Stil, der sich in keiner Zeile von dem Heyse's untercheidet, aber dieser ehemalige Theologe ist denn doch eine allzulässliche theologische Erscheinung, als daß wir seiner anbetenden Verehrung der „Stiftsdame“ nicht von vornherein mißtrauen sollten. Weißbrod erklärt auf der ersten Seite seiner „Erinnerungen“, daß sein Leben nur dadurch einigen Wert erlangt habe, daß die Vorlesung ihn in die Nähe eines so seltenen Beweises gebracht und ihm vergönnt habe, sich um sie, wie der Mond um die Sonne zu bewegen und Licht und Wärme von ihm zu empfangen. Später erklärt dieser subalterne Geist einmal: „Es hätte den hohen Flug meiner Wünsche nur herabgezogen, wenn ich mir geschnauzt hätte, dies unergleichliche, unerreichbare Wesen dünne sich eines Tages ganz bürgerlich und prosaisch von seiner Höhe zu mir herabverfügen und so etwas wie die Frau eines alltäglichen Dorfpastors werden.“ Wenn so in die Hofame des Herolds gestoßen wird, erwartet der Hörer in der That etwas ganz Erhabenes, selten dagewesenes. Und doch ist die „Stiftsdame“, in welcher Heyse eine nicht bloß streng sittliche, streng rechtsliche,

solche Natur zeichnen, sondern auch, dem kirchlichen Christentum gegenüber, das Ideal einer sich selbst mit ihrem Gott zurechtfindenden frommen Frauenseele darstellen wollte, auf ganz bedenkliche Abwege gekommen. Das „Stiftsdamein“ lebt in dem Hause seines Cheims und Vermundes. Dorthin kommt der junge, orthodox erzogene Weißbrod als Hauslehrer, der sein lauges, hinter die Ohren gestrichenes Haar in der Mitte geschneit trägt („Christusheitel“ sagt Heyse — Weißbrod bei jeder Gelegenheit). Er erzählt alsbald, daß der Freiherr Adolph „ein eifriger Lutheraner von der strengsten Observanz“ ist, womit sich bei Heyse bestens die elendeste Deuterei und innere Verworrenheit verträgt. Diesem hyperorthodoxen Heubalen zullebte hält Weißbrod eines Sonntags, weil der uralte Dorfpfarrer krank war, eine ganz schülerhafte Predigt, zu der ihm das „Stiftsdamein“ die Bemerkung macht: „Sie haben sich einen lieben Gott zurechtgemacht, der im Himmel ungefähr so regiert, wie ein aristokratischer Kirchenpatron auf seinem Rittergut.“ — Die Wirkung dieser berechtigten Kritik war eine außerordentliche. Weißbrod ließ sich gleich am folgenden Tage seine Haare abschneiden, er strich die gekürzten Haare zwar immer noch hinter die Ohren, aber den Scheitel hatte er etwas nach links gerückt! Daß aber dieser symbolische Hinweis auf den Wandel seiner Gesinnung (!) von dem Fräulein nicht bezweckt wurde, ärgerte den Kandidaten sehr. Erst nachdem die musikalisch reich besetzte Luise erfahren hatte, daß der junge Hauslehrer ein vorzüglicher Orgelspieler sei, hörte sie auf, ihm auszuweichen. Sie sah ihn eines schönen Tages wieder an, aber nicht in die Augen, sondern auf seinen Kopf, „wo der Scheitel inzwischen von Tag zu Tag immer mehr nach links gerückt war.“ (S. 103). Die nächste Predigt des Hauslehrers hatte einen ganz innerlich-frommen Anstrich. Luise verzick ihm seine „früheren angelegerten Arrheiten.“ „Auch sah mein Scheitel jetzt gänzlich auf der linken Seite, und die kurzen Haare waren nicht mehr hinter die Ohren gekämmt“ (S. 124). Halten wir hier einen Augenblick inne. Der Sieg Luise's über des Kandidaten Schulweisheit war nicht bloß ein vollständiger, sondern auch ein voll Besiegten stufenweise symbolisierter, ad oculos demonstrierter. Zuerst waren die Haare gekürzt worden, dann war der Scheitel nicht mehr genau in der Mitte, sondern etwas nach links gerückt, jetzt ist der Scheitel ganz entschieden auf der linken Seite und die kurzen Haare bleiben vor den Ohren! Ich habe immer einige Zweifel gehegt, ob Paul Heyse zu den großen, genierten Autoren zu rechnen sei, jetzt ist für mich die Frage entschieden. Heyse ist ein großer Genieus, denn er weiß mit den geringsten, unscheinbarsten Mitteln große innere Anwandlungen, wenn auch nicht einer Mannes-, so doch einer Weißbrodseele, klar und unzweideutig ins Licht zu bringen. Auf diesem Pfade wird ihm nicht so leicht ein anderer Novellist folgen. —

Eines Tages hat Weißbrod das „Stiftsdamein“ gefragt, welchen Beruf sie erwählt haben würde, wenn sie ein Mann wäre. Die Antwort lautet: Schauspieler oder Sängin. „It es nicht eine herr-

liche Sache, die Gestalten der großen Dichter zu verkörpern, die schönen, hohen Gedanken unter die atemlos laufende Menge zu säubern?" Nicht lange nach dieser Unterhaltung that Luise Gelegenheit, im Schloß ihres sitzentrugenen Onkels für den roh behandelten Direktor einer herumziehenden Schauspielbande einzutreten. Sie ergriff die von einem dem Schloßherrn zur Seite getretenen Junker mit der Keisepolze traktierte Hand des Direktors und drückte einen raschen Kuss darauf. Darüber gerathen die Schloßbewohner und mit ihnen die Gesamtheit der Leier in ein gerechtes Erstaunen, welches sich bis zu einer ungeahnten Höhe in dem Augenblicke steigert, da man hört, daß die „Stiftsdame“ mit dem Schauspieldirektor auf- und davongegangen und nach wenigen Tagen seine Frau geworden ist. Zur Widerung dieses Eindruckes dient dann aber die Nachricht, daß Luise den Konstantin Spielberg vor Jahren in Berlin hat triumphirend feiern sehen und daß sie von dem in demselben Gasthose mit ihr wohnenden Wimen damals einen förmlichen Heirathsantrag erhalten hat, dem sie nur die Einrede entgegenzusetzen wußte, daß ihr Vormund diese Verbindung nicht genehmigen werde. Weißbrod ist bald nach Luises Tode mittelst einer ganz plump erfundenen und abgeschmackt ausgeführten Komödie aus dem Schloß entfernt worden. Da er seinen Gehalt auf lange hinaus im voraus erhält, so ist gar kein Grund zu jenem läppischen Entzernungs-Mobus anzuhängen. — Nach Jahr und Tag liest Weißbrod den Namen Konstantin Spielberg in einer Zeitung, welche dessen Antritt für ein benachbartes Landstädtchen in Aussicht stellt. Sofort nimmt er sich Urlaub und sucht den Schauspieldirektor und dessen Frau an. Sie haben sich beide ineinander eingeliebt? „Daß sie mir nachher, war eine hochberzige Thorheit, die sie zwar nicht dert, daß sie zu stolz und in ihrer Ehe mit mir zu glücklich. Aber sie ist doch einmal eine Blaublütige, und die Besten unter uns haben einen Tropfen Hämmerblut in den Adern.“ Und Luise, die Mutter eines vierjährigen Sohnes, erblickt in diesem Kinde das einzige ganze Glied. Von ihrem Manne sagt sie: „Er ist ein edler Mensch und würde mir alles zu Liebe thun, was er mir an den Augen absehen könnte. Nur bringt es sein Verja mit sich, daß er die Welt in einem andern Lichte sieht, als ich, und anderes für begehrenswert hält. Das wird zwischen Eheleuten meistens der Fall sein und muß eben hingenommen werden.“ Nun ist Luise in soweit ihres Mannes Gehilfin, als sie die zerrissene Theatergarderobe wieder zusammenzuflickt, auch den gemeinsamen Waghzeiten der Truppe präsidiert, sonst aber ist sie die vornehmste Dame, die sich von der Schauspielbande geschieden weiß und nie eine ihrer Vorstellungen besucht. Luise vereinsamt, während ihr Mann sich allmählich zum Trinker entwickelt. Wie das Kind todkrank wird, ist Spielberg in dem Nähe Schauspieldirektor, daß er an dem kritischen Tage die Bewerksstellung einer Schauspielerin von unzuverlässig schlechtem Rufe nicht abzugeben magt. Das Kind stirbt, der Vater kommt nach Hause, die „Stiftsdame“ treibt ihn von der

kleinen Leiche weg und erklärt ihm, daß sie nichts mehr mit einander zu teilen hätten! Nach dieser kurzer Hand erklärten und mit beiderseitiger Zustimmung ins Wert geleiteten Entscheidung geben zehn Jahre ins Land, ehe sich beide Watten wiedersehen. Als verkommenen Landstreicher und Säuler sucht Spielberg eine Wiedervereinigung, aber die Stiftsdame erklärt ihm: „Wir sind geschieden für immer!“ und citirt ihm einzuweisen den Schutz der Gerichte und das Recht der Nothwehr für den Fall seines Wiederkommens. Daneben sagt sie sich auch einmal, daß sie einst zu ewigem Bunde ihre Hand in die seinige gelegt habe. Daß sie mit Schuld gewesen an dem tiefen Verfall eines Menschen, der doch einmal edel und gut gewesen, und daß sie diesem Manne unverbrüchliche Liebe und Treue vor Gottes Angeficht gelobt hatte bis zu dem Augenblicke, da der Tod sie scheiden würde, daran denkt die nur in sich die höchste Autorität ihres Thuns anerkennende „Stiftsdame“ nicht im entferntesten. „Sie trug das Verwahrtein, so oft sie sich in ihr Herz verankert, den Geist des Friedens, der Liebe und Wahrheit dort zu finden, so lebhaft allgegenwärtig in sich, daß eine göttliche Ruhe und Sicherheit von ihrer Stirne strahlte, die den blödesten Sinnen bemerkbar wurde.“ Der Tod der „Stiftsdame“ ist spezifisch heftig erfinden. Weißbrod sitzt an ihrem Bette. Dem sagt sie: „Ja, wenn ich nur dich und meinen Jungen wiedersehen könnte — aber die andern Larven — nein, nein! Wir haben uns hier unten am Tisch des Lebens satt gegessen — oder vielmehr: wir sind kluge Leute und hören auf, wenn es am besten schmeckt (dieser alberne, erlogene Kebersart!) — und nun setzen sich andere auf unsere Stühle. Aber wir wollen uns erst noch herzlich Gelegnete Mahlzeit! wünsch. Komm! Küsse mich ein einziges Mal, recht wie ein liebender Mann seine geliebte Frau — und dann will ich mich ausstrecken und Nachmittagsruhe halten.“ — Wie widerwärtig, wie unweiblich, wie gottlos!

Daß in dem Charakter Luises manches glücklich verzeichnet ist, liegt auf der Hand. Sie besaß das nicht, was man Leidenschaft nennt, sie war eine männlich angelegte, höchst nüchternere, energische, stolze Natur. Eine solche stirzt sich nicht kopfüber in eine so bedenkliche Ehe wie die mit einem Schauspieldirektor. Wenn es aber geschehen, so gibt sich eine solche Natur mit um ermattendem Eifer ihrem neuen Verufe hin, um der Welt zu zeigen, daß die Schauspielereiwelt keine Gleichgültigkeit Bekörner ist, daß es hie dui sant. Davon ist aber in der Lebensgeschichte der „Stiftsdame“ keine Rede. Die „Stiftsdame“, das blaue Blut kommt überall zur Geltung, auch da, wo sie scheinbar Werte der Barmherzigkeit thut, wie z. B. an den sieben alten Spittelweibern, bei welchen sie stirbt. Sie will etwas leisten, aber nur bei solchen, zu denen sie sich hingezogen fühlte. „Professionsmäßige Nächstenliebe, wie sie etwa eine Diakonissin übt, wäre mir wider die Natur, ganz wie öffentliche Andacht und Gottesliebe.“ Überall ist sie allein, auf eignen Füßen, seiner göttlichen oder menschlichen Ordnung als solcher unterworfen. Damit

ist das direkte Gegenteil von dem Wesen einer Christin gegeben. Und das hat Paul Besse ohne Zweifel gewollt. C. 2.

— Die Priorissa. Ein edles Frauenbild aus dem Klosterleben des 15. Jahrhunderts von R. Fries. (Speyer, Kuffer). 1886. VI und 185 S. 8. 2 R.

In sympathischer Darstellung ein unhympothischer Stoff! Wie die edle Liebe zweier jungen Herzen durch die bigotte Härte der Priorissa Anna v. Buchwaldt zerbrochen ward, wird uns in einer so anmutig reinen Weise erzählt, daß man manchmal ein Blatt aus der „Chronika eines jahrenden Schülers“ zu lesen meint. Diese Priorissa ist übrigens eine historische Persönlichkeit und lebte in durch einen Geschlechtsvetter in einer lokal-historischen Zeitschrift ausgegraben worden, was den bekannnten christlichen Erzähler zur künstlerischen Abruendung veranlaßte. Auch war die Priorissa sicher eine ganz andere Klosterweiserin, und so hätten wir es ihr wohl gegönnt, in einer anderen als gerade dieser Verhätigung und bekant gemacht zu werden. So wie die Sache jetzt steht, hat der Verf., ohne es zu wollen, eine bittere Satire aus das Klosterweien geschrieben, wo solche Unmenslichkeiten vorkommen konnten; oder anders ausgedrückt: er konnte für das Verbleiben der scheinbaren Taube, die so sehnsüchtig liebt, im Kloster weitere und stärkere Motive hinzubringen. Die etwas mangere Handlung wird durch kleine Einschaltungen etwas belebt. S. 53 ist Septuaginta statt Vulgata gesetzt, und Thomas a Kempis ist nicht aus Kempfen, sondern aus Kempfen zwischen Grefeld und Venlo. Gg.

— Wogen des Lebens. Roman von Josefina Flach. (Salzburg, Anton Pustet.) 1887. 372 S. 3,60 M., geb. 5 M.

Der Schauplatz dieses Salonromanes ist die pommerisch-medlenburgische Grenze an der Ostsee. Ueber die dort seßhaften adligen Familien und ihre gespissten Freunde in Berlin und Schlesien gehen die „Wogen des Lebens“. Es ist entschieden lutherisches Gebiet, welches die katholische Verfasserin und der Verleger, nach seiner Geschäftsart Inhaber einer „katholischen Buchhandlung“ und zwar in Salzburg, betritt. Wie kommt das Christentum in diesem Roman zur Geltung? Irrend welche Beziehungen zu lutherischen Geistlichen haben jene norddeutschen Barone und Grafen nicht gehabt, auch im Leben der Bürgerlichen ist von solchen Beziehungen keine Rede. Es war der katholische Verfasserin zu unbequem, durch einen lutherischen Pfarrer die christliche Kirche vertreten zu lassen, also nimmt sie einen jungen römischen Katholiken, Roman Teiters genannt, der als Student der katholischen Theologie (merkwürdigerweise in Berlin), als Missionspriester in Schlesien und als „von seinen Obern“ bald nach Berlin, bald nach Holsheim gesandter Seelsorger mit wahrhaft evangelischer Toleranz auftritt, um den kirchlich verwahrlosten Protestanten die christliche Religion nahe zu bringen. Dabei enthält sich die Verf. klüglich der so nahe liegenden und so wünschenswerthen Konversionen zur Papskirche. Oder sollte der Ausspruch der demütigen Gräfin

Hallern: „meinen Sohn werde ich in Ihren Lehren erziehen“ auf katholische Erziehung zu deuten sein? Vorher hatte die Gräfin von dem Priester Roman Teiters nur „Positives“, aber nichts Römischer verlangt. Jedenfalls fällt diese Erzählung über die Grenzen des vorliegenden Romans hinaus; wir haben also nicht nötig in dieser Hinsicht besorgt zu sein. Was würde man aber von einer evangelischen Verfasserin sagen, die mitten in Tirol unter lauter Katholiken christliches Leben durch einen lutherischen Kandidaten der Theologie ausbreiten lesche und dabei die Existenz der römischen Geistlichkeit vollständig ignorierte?

Auf die ziemlich verwickelte Erzählung können wir nicht eingehen, an Ueberraschungen hat es die Verfasserin nicht fehlen lassen. Der über 50 Jahre alte besonnene Forstmeister von Bernau sagt eines Tages zu seiner verwaisnen Nichte Leonie, einer albern, oberflächlichen, innerlich rohen Persönlichkeit: „Leonie ich liebe dich“. Der Leser hat davon keine Ahnung gehabt. Die „nach einigen Tagen“ gefeierte Hochzeit — von den an anderer Stelle betonten „notwendigen gerichtlichen Formen“ ist hier keine Rede, obson es sich bei dem Forstmeister um eine zweite Ehe, also um Sicherstellung des Vermögens der Kinder erster Ehe handelt — ist dem Leser um so widerwärtiger, als Leonie nur um verlorf zu sein, den Enkel heiratet. Von Liebe zu ihrem Manne keine Spur! Nachdem aber die „Wogen des Lebens“ eine Zeitlang über sie hingezogen waren, heißt es kurz vor dem mancherlei Verlöbzung bringenden Schluß: „Leonie liebt jetzt ihren Gatten.“ Diese Rothschaf hört der Leser wohl, allein ihm fehlt der Glaube. — So lange Leonie, die sich trotz ihrer Ueberlässigkeit immer durch Kant hat fesseln lassen, auch im Epinoza, Schopenhauer, Lamarck, Duchesne bewandert sein will, des unterhaltlichen Lebens in Berlin sich erfreute, daß sie in recht thörichter Weise ein Liebesverhältnis mit einem Grafen Brandow unterhalten. Wer ist dieser Brandow? Er ist der Sohn eines aus Polen vertriebenen, in französischen Diensten gewesenen Offiziers, der die junge Frau eines deutschen Soldaten „gewalttham“ entführt hat. Diese Frau ist in Paris die Mutter eines Sohnes, des Grafen Brandow geworden. Geheiratet haben sich die Eltern nie. Hat sich die Verfasserin die gewaltthame Entführung, zu deutsch Wenschenraub, klar gemacht? Hat sie sich die Folgen dieses Verbrechens klar gemacht? Nach einzelnen Andeutungen scheint übrigens jene Gewalt nur eine vis grata, wie die Kriminalisten sagen, gewesen zu sein. Damit würde dann der romanhafte Reiz einigermaßen gemildert. Wer aber einen Roman schreiben will, muß durch Did und Dinn gehen. Mit freiwilliger Zwangswahl und dergleichen ist es nicht gethan.

Eine absonderliche Figur ist der Schärer Thoma. Der Mann hat das sogenannte zweite Gesicht. Die Verfasserin benutzt dies, um die Spannungen in ihrem Roman einigermaßen zu mildern. Der Schärer prophezeit in allgemeinen Büßen das Schicksal der zwei jungen Damen Leonie und Aurelie, ganz genau aber einen Mordmord. — Den jungen Roman sieht der Schärer im Geiste



als Priester. „Wird er die Gewalt besitzen zu binden und zu lösen?“ fragt sich der alte Mann, auf dem eine schwere Schuld liegt. Wie es aber mit ihm zu Ende geht, begnügt sich der alte Schöpfer mit einem Troste, wie ihn jeder Richtpriester geben kann. —

Auffallend ist die große Zahl entbehrlicher Fremdwörter. Prosperität, Air, Eventualität, Plü, insinüieren, deprezieren, repanzieren, afsichieren, Superlorität, Reignoirt, Ubauffeule, oientißh, eremomiß. Sollte der Einfluß der adeligen Gesellschaft und ihrer Gewohnheit, Fremdwörter zu verwenden, sich in solchem Maß geltend gemacht haben, daß selbst der Stil der Verfasserin davon angeziet werden konnte? D. K.

— Gegenüber. Eine Erzählung aus dem Amerikanischen von Mary R. Higham. Deutsch von Marie Morgenstern. (Leipzig, G. Böhm.) 1887. 224 S. eleg. geb. 3,50 M.

Die Verf. läßt durch die jüngste von drei Schwestern der mittleren, welche den dornenvollen Weg des Gedichtemachens und Druckenlassens des Gedichteten trotz ganz dürftiger Begabung zu betreten willens ist, die Mahnung zu teil werden: „Ich meine immer, wer die Gabe hätte, zur Belehrung oder zur Freude anderer zu schreiben, berichtet einfach, was er erlebt hätte, brächte so zu sagen das persönlich Empfundene als freiwilliges Opfer dar“. Die Verf. weicht also, worauf es bei Erzählungen ankommt. Darum lieh sie auch ihr Buch „Gegenüber“ so gut, trotzdem daß die Geschichte auf amerikanischem Boden vor sich geht. Die Uebersetzung verdient, von einzelnen Gebrechen abgesehen, alles Lob. Zur Zeit ist das Wort „eigenartig“ in der Mode, wie die S. 41 erwähnte, in der Luft liegende Liebhaberei, altes Porzellan zu sammeln. Jenes Nebenvort kommt siebenmal in dem kleinen Buch vor. Die Uebersetzerin gebraucht das Wort „schüteln“ intransitiv. „Schüteln Sie nicht so beharrlich, Frau Abury“ — nämlich den Kopf, vielleicht auch die Loden. Es müßte hiernach auch erlaubt sein zu sagen: Er ging dem Freunde entgegen und schüttelte. Punktum. Nämlich: seine Hand. — „Gegenüber“ wird als gesunde Lektüre der christlichen Familie empfohlen. D. K.

— Zwischen zwei Weibchen. Von Roth-Weiß. (Rathenow, Babenzien.) 136 S. 2. 2,50, geb. 3,50 M.

Ein äußerst harmloses Büchlein, ohne frivole Reizgabe und zweifelhafte Scherze, das die nicht ganz neue Liebesgeschichte zweier junger Leute erzählt, die sich „zufällig“ in denselben Eisenbahn-saloupe und bald darauf in demselben Schlosse zusammenfinden; freilich vergeht noch ein Jahr, ehe die Verlobung betannt gemacht werden kann, aber niemand hat daran zweifeln können, „daß sie sich trauen“. Die Novelle ist wohl das Wert eines Anfängers und zeigt als solches ein gewisses Talent des Erzählens und der Kleinmalerei. Unangenehm fällt eine, an Stelle echten Wipes oft hervortretende Reizung auf, sich in der Ausdrucksweise geben zu lassen, auch Fremdwörter sind mehr als notwendig und nicht immer richtig angewendet; was soll u. a. die Bezeichnung „höherer Militär-

Funktionär“ bedeuten? Bedauerlicher wie derartige ähnelnde Mängel es sind, scheint uns die Lebensanschauung des Verf. bezw. Verfasserin zu sein, wie sie sich wenigstens in dieser Novelle äußert; denn den im übrigen als vornehm und edel geschilderten Hauptpersonen fehlt gerade das, was nach unserer Meinung den Menschen erst vornehm und edel macht: frommer Sinn, Gottvertrauen und einfache Sitte. Uns nimmt das um so mehr Wunder, weil doch der Verf. selbst dem Landadel anzugehören scheint, in dessen Familien diese Eigenschaften glücklicherweise oft hochgehalten werden.

v. S.

Pulver-Dampf. Letztere und erste Bilder aus Kriegs- und Friedenszeiten von Adalbert Veese-Loewe. (Rathenow, Babenzien.) 101 S. 8°. 1 M.

Auf 100 Seiten werden uns 11 kleine, in keinem Zusammenhang stehende Erzählungen geboten, denen mit Ausnahme einer der Krieg 1870/71 als geschichtlicher Hintergrund dient. Frisch, patriotisch und sittlich rein geschrieben, ist das kleine Buch zur Unterhaltung eines nicht zu hohe Anforderungen stellenden Leserkreises, auch der Jugend wohl geeignet; am besten aber wird es den Anschauungen des Unteroffiziersstandes, der Mitglieder von Kriegervereinen u. s. w. entsprechen, da die Mehrzahl der Helden der einzelnen Geschichten dem Kreise der „Militärs vom Feldwebel abwärts“ angehört. v. S.

— Hündner und Schwaben. Eine Geschichte aus Schillers Jugendzeit von Paul Lang. (Stuttgart, Ad. Bonz u. Komp.) 1886. XII u. 296 S. 8°. 2,50 M.

In der dritten Scene des zweiten Aktes von Schillers „Mäubern“ sagt Spiegelberg zu Razmann: „... zu einem Spitzbuben will's Grüß — auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenlima, und da rat' ich dir, reiß' du ins Graubündner Land, das ist das Aitzen der heutigen Gauner.“ Dieser Satz hat bei den Graubündnern vielfach Empfindlichkeiten erweckt und sie haben sich energisch gegen diese Ehrenkränkung von selten eines Komödien-schreibers verwahrt. Schiller ist dadurch in allerlei Bedrücklichkeiten gekommen, die zum Teil bedenkllicher Natur waren. Seine Biographen wissen uns manches von diesem Graubündner Handel zu erzählen, ohne daß es ihnen aber möglich wäre, auf Grund von authentischem Quellenmaterial alle Motive, Nebenumstände und Folgen des ärgerlichen Handels darzulegen. Hier kann der Novellist mit seiner Eindildungsraft einsetzen und uns die offenen Fragen auf seine Weise beantworten. P. Langs Antwort ist eine wohl annehmbare, und es ist nicht uninteressant, sie zu hören, zumal sie mit Geschmack und Würde vorgetragen wird.

J. L.—r.

— Margarita. Eine Erzählung aus dem Schwarzwald. Von A. von Allencron. (Breslau, C. Pflüger.) 1886. 147 S. 2 M., geb. 3 M. Keine Schwarzwälder Dorfgeschichte, sondern eine Salonnovelle, in der drei junge Kavallerie-Offiziere, von denen einer selbstverständlich ein Graj ist, ein pensionierter Oberst und ein entlassener Leutnant

das salomnähige Element stellen, während der Sternwirt und seine Enkelin Margarita das Landvolk vertreten. Der Graf verliebt sich in die Sternwirts-Enkelin, denkt daran sie zu heiraten, erkundigt sich aber nicht im mindesten nach ihren Verhältnissen. Dieser Sorglosigkeit verkauft die Erzählerin ihre Länge. Würde der Graf sich erkundigt haben, so hätte er gleich im Anfang seiner Schwarzwaldbreise gehört, daß Margarita eine Tochter aus zweiter, vollständig geheim gebliebener Ehe des Obersten von Raumer, der irtümlich für ihren Verehrer gehaltene entlassene Leutnant von Raumer aber ihr Stiefbruder ist. — So viel hängt von Fragen ab. — Anspruchlose Leserinnen werden diese Novelle vielleicht „gang nett“ finden und sich darüber keine Gedanken machen, weshalb, abgesehen von der heimlichen Ehe im 19. Jahrhundert, Vater Raumer und Tochter Margarita sich mit „Ihr“ anreden, wie man bis ins 18. Jahrhundert hinein gethan hat und im Bauernstand noch thut. D. R.

— Die Freunde. Roman nebst einer Vorgeschichte von E. Groll. (Gotha, F. A. Perthes.) 1886. 270 S.

Das Signalement dieses Romans könnte kurzgefaßt so lauten: Inhalt: mager; Erfindung: arm; Stil: mittelmäßig. Es mag aber darum eingehender, als „Die Freunde“ es verdienen, das eben abgegebene Urteil begründet werden, weil sich mit diesem Buche beweisen läßt, in wech oberflächlicher Weise unberufene funktlose Hände sich an die Gestaltung eines Kunstwerkes heranwagen. — Kurz vor den Fingstieren verlassen zwei Freunde, Otto Berner, der Sohn eines Gutsbesizers, und Walter König, von dunkler Herkunft, beide studiosi juris, die Stadt Wynn vor Ausgang der Sonne, um eine Reise nach dem Neckar zu machen. Sie sind kaum einige hundert Schritte im Freien, da springt aus dem „beblühten Grafe“ ein dritter Student in die Höhe, streckt den jungen Juristen seine Hand hin und bietet sich ihnen, obgleich denselben gänzlich fremd, als „treuen Gesellen“ und Reiseführer an. Ich will hier gar nicht näher erörtern, daß es von diesem Tritten im Bunde sehr gewagt war, sich in der Morgenfrühe vor Sonnenaufgang ins tauige Gras zu legen und es auf einen gründlichen Rheumatismus ankommen zu lassen, aber das darf ich fragen: wo in aller Welt drängt man sich so als „Freund“ an? Doch die Sache kommt noch besser. Kaum sind die „drei Burjode“ in nächsten Städtchen bei einer Frau Wirin eingelehrt, die ein schönes Lächertlein hat, so führt diese Frau den Studenten einen melancholischen Raler zu, der wenigstens denselben Vornamen wie Cornelius hat, und jagt ihnen, sie möchten den trübnißigen Künstler an der gemeinsamen Forderung teilnehmen lassen. Sofort wird aus diesem Peter der vierte „treue, herzlich geliebte Freund“. Das sind die vier Freunde, ein vierblättriges Kleeblatt, ein festerer Fund. Nachdem die Vier von Frau Gertrud, der Wirin, Abschied genommen haben, erzählt diese der Tochter ihre Lebensgeschichte. Wie kommt die Frau dazu? Walter hat dieselben Augen wie ihre Jugendfreundin Konstanze, die sich heimlich mit

einem „Großen dieser Erde“ vernäht hatte und aus Kummer über den Raub ihres einzigen Kindes wadunsinnig geworden und gestorben war. Damit fällt ein matter erster Lichtstrahl in das Dunkel der Hermit Walters, d. h. nur für den Leser, nicht für Walter selbst. Der Roman verspricht etwas zu werden: heimliche Ehe, Menschenraub, Wahnsinn, ein Student im 19. Jahrhundert, der nicht weiß, wer sein Vater und seine Mutter gewesen ist! — Eine ausreichende Beranlassung teilt der aus dem nässigen Grafe in die Otto-Walterische Freundschaft gesprungene Wenzel seine Lebensgeschichte mit. Die ist nun freilich sehr einfach und besteht aus zwei Hälften. In der ersten Periode muß Wenzel viel Hunger leiden und sich von einem bösen Stiefvater viel prügeln lassen, in der zweiten Periode erkrante er sich ohne Hunger und Prügel des behaglichen Lebens in einem Pfarrhause, dessen winterlebender Pfarrer, ein aufgewärmter „redlicher Pfarrer von Grünau“, die Gutmütigkeit selbst war. Durch die Erzählung Wenzels kommt endlich Otto — belläufig gesagt der einzige von den vier Fremden, der einigermaßen nach dem Leben gezeichnet ist — dazu, seine noch einfachere Lebensgeschichte zu erzählen. — Inzwischen sind die Freunde rheinaufwärts bis in die Gegend von Heidelberg gekommen. Von dieser Stadt aus geht es den Neckar hinauf bis etwa nach Neckertalbach. Ich weiß nicht, wo der Verf. wohnt. Vermuthlich in Norddeutschland, denn er läßt die vom Mittagsstisch Aufstehenden sich gegenseitig unter Handtäglich begrüßen und das Volk in Süddeutschland i statt ei sagen, also „i was!“ Diese Unkenntnis wollte ich aber gerne entschuldigen, wenn der Verf. nur in der Geographie Deutschlands besser zu Danke wäre. So aber muß ich es als ein starkes Stück bezeichnen, wenn die den Neckar hinaufwandernden Freunde links „die dunklen Höhen des Schwarzwaldes“ und rechts „die lichtgrünen Buchenwälder des Obenwaldes“ erblicken. Der Neckar die Wasserstraße zwischen Schwarzwald und Obenwald! Und obendrein eine Verwechslung von Links und Rechts! — In dem Neckarsteinacher Gasthaus machen die Freunde die Bekanntmachung eines vornehmen alten Herrn und seiner Gemahlin. Auch diese sind Walters Augen ein Gegenstand großer innerer Erregung geworden. — In glühendem Sonnenbrand begeben sich die vier Freunde in den alten Bankettsaal einer ehemaligen Burg. Hier kommt der Maler an die Reihe zu erzählen. Er hatte in seiner schönen Braut das langgejagte Urbild der Rabonna gefunden: die großen, himmelblauen Augen von langen Wimpern beschattet, so rätselhaft tief, so ideal sinnlich, glühend und doch mild“. Bei dieser Gelegenheit macht der Maler den Freunden klar, weshalb er so rasch an sie gefehlt worden: „es ist die Reuelichkeit unseres truern Walter mit meiner Rabonna“. Also schon zum drittenmal die Augen des mysteriösen Walter! Leider starb die Braut des Malers. Das hat den jungen Mann aber nicht abgehalten, eines Nachts die Leiche ausgraben zu lassen und diese nächtliche Szene in einem Bilde festzuhalten! Nachdem die Erzählung Peters zu Ende war, traten die Vier

zusammen, vereinigten ihre rechten Hände und erhoben die linken, um sich unterbrüchliche Freundschaft und Wiedervereinigung nach zehn Jahren anzuschwören. Abends verließen die Wanderer das Gasthaus, um nach zweifelhaftem Marsch im weichen, jedenfalls tausendten Moos eines „Hochplateaus“ zu übernachten. Die aufgehende Sonne wurde von Benzel in einer von unerträglichem Pathos strohenden Rede begrüßt. Doch war dieser Benzel auch praktischen Dingen nicht abgeneigt. Im nahen Odenwald lebt in einsamem Bergdorf der gute Pfarrrer, der ihn erzogen und bei dem noch jetzt Elisabeth, Benzels Schwester, ihre Heimat hat. Die Freunde ziehen vorwärts in das Odenwaldsdorf des „redlichen Pfarrrers von Grünau“. Ihre Wanderung ist genügend. Biedere Menschen begrüßen sie, „und aus den niedrigen Waldhütten dringt kostbarer Wildbratenluft“. Keine üble Gegend, dieser Odenwald! Auch die Tagelöhner in ihren Hütten erkranken sich tagtäglich an Reiz- und Hirschkraut. Dazu kommen „goldgelbe Butter und der berühmte (?) Odenwälder Käse“. Am Pfingstsonntag während des Gottesdienstes rücken die Freunde im Pfarrhause ein. Vor Tisch wird noch gründlich geküßelt und nicht wenig Wein getrunken. Der „würdige Pfarrrer“ schauelt dabei lesse mit der Zunge und leert ein Glas nach dem anderen. Seiner Weinlaune kann man darum das wenig geistlich klingende Wort zurechnen: „Die Vorlesung ist eine gute Kartenmischerin, doch verstehen wir sie zumeist erst, wenn das Spiel zu Ende geht.“ Der Verf. ist übrigens so entzückt von diesem „geistreichen“ Wort, daß er es den alten Pfarrrer auf S. 212 wiederholen und nach seinem Tode durch einen Freund S. 366 daran erinnern läßt. Nach Tisch schickt der „Pfarrrer“ seine Gäste samt Elisabeth auf den Felsberg. Während dieses Ausfluges erzählt Walter seine Lebensgeschichte. Sein Kummer ist, ob er ehrlicher Leute Kind und rechtmäßiger Ehe entprossen ist. Kein Mensch sagt ihm, wer ihm Vater und Mutter gewesen. Aufgewogen, mehr denn aufgewogen wird dieser Kummer durch die schnelle, heftige Liebe, in der Walter zu Elisabeth entbrennt. Auch am zweiten Pfingsttag dirigiert der würdige „Pfarrrer“ seine Gäste in den Wald. Vom Kirchgang ist ihnen gegenüber mit keiner Silbe die Rede. Es gehen aber nur drei Freunde in den Wald, denn der Vater ist in aller Frühe, ohne den „braunen Morgentrank“ abzuwarten, ausgebrochen, um das Ziel seines Strebens zu erreichen — Kom! Nachmittags gehen alle, auch der Würdige, in den Wald. Man kommt an eine romantisch gelegene Waldmühle, „deren Inassen vor Freunden fast außer sich waren“, als sie den Pfarrrer erblickten, wie denn die Parochianen diesen Namen, nach dem Ausspruch eines seiner intimsten Freunde, des alten Gastwirthes Ehrstiel, geradezu „vergötterten“. Müßlicher Odenwald, im Leiblichen wie im Geistlichen reich gefegnet! An diesem Nachmittag erzählt der Pfarrrer seine Lebensgeschichte. In dieser war bei weitem das Wichtigste, daß er in seiner Jugend als Pfarrrer in Thüringen eines Tages den Besuch eines angesehenen Gemeindegliedes bekam, welches sich „angelegentlich nach

den Bedingungen einer vor dem Geiste gültigen Ehe“ erkundigte. Am folgenden Tage stellte ihm das Gemeindeglied den Sohn eines hochgestellten Beamten vor, der sich heimlich wollte trauen lassen. Die Trauung wurde vollzogen. In diesem Bericht hat der Würdige den wichtigen, schließlich später von ihm zugefundenen Umstand verschwiegen, daß er das Geheimnis, in dem Grafen Kothel in den Erdringen des Nachbarnortes mit Konstanze von Plandt populiert zu haben, treu bewahrt. Hat sich der Verf. der doch an die Bedingungen einer gefehlich gültigen Ehe gedacht hat, klar gemacht, wie diese Kopulation ermöglicht werden konnte? Hat er daran gedacht, daß alle Urkunden, die von seiten des Bräutigams beizubringen waren, gefälscht sein mußten? Hat er daran gedacht, daß die Beurkundung des Abschlusses auf dieser gefälschten Unterlage erfolgte? Hat er sich klar gemacht, daß die so geschlossene Ehe nichtig war? Und auf diese etenden hinjälligen Grund baut der Verfasser die ganze Geheimnisträumeri, die ganze stückweise Enthüllung seines den Roman von Anfang bis zu Ende erfüllenden Geheimnisses an! Ich gebe auf diese sündweise, immer erbärmlich motivierte Enthüllung nicht näher ein. Das Mitgeteilte mag beweisen, daß in dem vorliegenden Roman längst verbrauchte Motive, unmutwillige Handlungen, gewaltthame Mittel der Komposition reichlich zu finden sind. Nun noch etwas vom Stil. Die Vorgeschichte ist, gegen den Roman selbst gehalten, ein Meisterstück der Darstellung. In diesem aber stehen wir nicht selten auf ungläubliche Dinge. Von dem widerwärtigen Pathos abgesehen, traut dessen der Verfasser Maid für Mädchen, Läden für Lagen, Oberhirte für Pfarrrer u. sagt, woogen die Wörter flennen für weinen, Schanz für Auf die Schale des Pathos aufwiegen, läßt der Verfasser ein Kind stark sieben Jahre sein, die Hausfrauen in den Wald fliegen, die Taubenfähr, in Analogie der Hühnerschar, nur von dem Tauber begleitet, die Falten eines ledernen Gesichtes zu senkrechten Linien werden — ein ganz unvollziehbarer Gedanke — den vorgebornen Sohn des Erbprinzen einen der „Nachgeborenen“ des Fürstenthumes sein, diesen Sohn seinen Vater „ans Liebe hassen“, eine bekannte Romantitätigkeit, Schneiderinnen tagelang (anstatt für mehrere Tage) nach einem anderen Ort überbedeln; frühere Bemerkungen eines Erzählers läßt er im Munde des Erzählers oben statt vorher oder früher gemacht sein, das corpus soll das corpus juris bedeuten, das Testament das Neue Testament, das Herz läßt er im Leibe „mupfern“, Sträuhe werden statt binden, einen Beamten in sein neues Amt einspringen. S. 241 heißt es „zur Zeit“ statt zu seiner Zeit. S. 253 steht Ahn für Großvater. S. 305 sagt er warum nicht vorum. Doch genug und übergenuß davon, wie man einen Roman nicht schreiben soll.

C. A.

— Georg Kamstedt. Roman von Otto v. Monteton. (Hannover, Schmolz & v. Seefeld). 1886. 384 S. 8<sup>o</sup>. 4 M., geb. 5 M.

Dieser Roman ist das Werk eines großen Erzählers und scharfen Beobachters. Doch brauchen

wir uns nicht mit dem elenden Trost zu begnügen, das Dargestellte sei naturähnlich wiedergegeben, sondern große sittliche und religiöse Fragen bewegen sich unaufhörlich in dem gespannten Leser. Zwischen der Autobiographie und dem humoristischen Roman, wie ihn Dickens geschaffen, schreitet das merkwürdige Buch auf der mittleren Diagonale. Der Held, diesmal ist es wirklich ein Held, im Leiden noch mehr wie im Wirken, ist ein Cavalier, den als Jüngling eine unselige Leidenschaft zu seiner nachherigen Stiefmutter verstrickt und der die Folgen, auch nachdem er sich innerlich befreit hat, sein lebenslang als Fußfessel nachschleppt. Zweimal erlebt er die furchtbare Enttäuschung der Sünde: denn seine Stiefmutter erkennt er endlich als eine schöne Teufelin, und der Rastador seiner Jugend entwickelt sich zu einem regelrechten Dieb und Mörder fort. Aber Georg Ramstedt erhebt sich an der Hand eines Engels, seiner frommen Gemahlin Mächthilde (so!) triumphierend über all das Böse empor. Diese Frau, frisch und keiter, rein und stark und gemüthlich, schlägt sich mit Pauli Körnerbrief durch alle Noth des Daseins, und ihre Errettung allein schon erhebt den Verfasser zum Range eines Poeten. Wie er von Spielbogens plastischer Freskenmalerei viel gelernt hat, so — es sei zu seinem Ruhme gesagt! — auch von Panthenius; und wenn die Atmosphäre des Buchs auch nicht überall rein genug ist, um es nicht Verehrten zu empfehlen, so werden dagegen Lebensjahre dies in hohem Grad spannende und im Grund erbauliche Buch mit Dank lesen. So reich wie dieser Roman ist keine erfundene Geschichte, so reich ist nur das Leben! Das Geringste dabei ist die Kunst im engeren Sinne: ein wenig Naturgeschichte, hier und da ein starker Kontrast; sonst nur schlichtes, aber gewaltiges Erlebnis. Wenn das Herz des Lesers erst erbebt unter den Süßen schneidender, realistischer Klust, so bewegt doch noch stärker der hindurchfliegende sanfte Grundton: ich habe dich je und je geliebt und dich zu mir gezogen aus lauter Güte.

L. Sch.

— Meine Großmutter. Aus dem Englischen der Evelyn Everett Green. Deutsche autorisierte Ausgabe von Marie Morgenstern. (Basel, F. Schneider.) 1887. VI und 338 S. 3,20 M.

Eine Enkelin erzählt die Lebensgeschichte ihrer im J. 1800 geborenen Großmutter in der Form des sog. Ich-Romans, nur in der Form, denn dem Inhalte nach ist diese Familiengeschichte mit ihrer erst christlichen und englisch-patriotischen Lebensanschauung das entschiedenste Gegenteil von dem, was man sich unter einem Roman vorstellt. — Dem deutschen christlichen Haus wird die vortheilhafte Uebersetzung des in England mit großem Beifall ausgenommenen Originals „The Mistress of Lydgate Priory“ angelegentlich zur Lectüre empfohlen.

D. K.

— Auf Umwegen. Roman von L. Bernhardt. (Halle, Julius Friedr.) 1886. 346 S. 8<sup>o</sup>. 3 M., geb. 4,50 M.

Das mittlere Maß guter Unterhaltungsliteratur übersteigt dieser Roman nicht. Ein durch Verschwendung ruinierter Graf unterschlägt während eines Feldzugs das Vermögen eines Sterbenden, ohne seinen Verhältnissen damit auch die Dauer aufzuheben. Sein Sohn verliebt sich in ein auferwöhnlich ausgestattetes Landmädden, Madeleine, um dessen Herkunft ein gewisses Dunkel schwebt. Angezogen des finanziellen Zusammenbruchs macht er sich jedoch frei; allein auch die von der Familie gewünschte Ehe mit Melanie, der Tochter seines Heims, die ihm mit der Auflage, katholisch zu werden, den Genuß eines großen Vermögens bringen würde, zerfällt sich, zumal diese, sonst eine engelhafte Jungfrau, einen geistreichen und enthusiastischen Kaplan im stillen liebt. Auf merkwürdig verärgelungen „Umwegen“, die der Titel rühmt, deren auszügliche Wiedergabe aber ohne Reiz wäre, finden sich Madeleine und der inzwischen arrangierte Graf wieder, nachdem ihr Charakter von einem starken Beispiel Stolz, der seine von allem Erdgeschmack der Selbstsucht gereinigt ist.

Verfasserin soll eine Pfarrfrau sein, die auch im Dasein schon Kopeken veröffentlicht hat. Darin liegt schon, daß sie außer dem Talent der Erzählung das Vermögen besitzt, auch auf tiefere Probleme einzugehen. Außer den schon angedeuteten und der Seelenqual des alten unerblicklichen Grafen ist es besonders der religiöse Konflikt in dem katholischen Kaplan. Als dieser verzweifelnd auf Melanie verzichtet, wird er am Götze und an seiner Kirche irre und stirbt in der Gemeinschaft der una saneta. Die Charaktere sind zwar nicht frei von Ueberzwingung, aber im ganzen doch menschenmüthlich, auch Lebenscharaktere (Klosterbauer, Jadviga, Lieve, Franz) mit viel Liebe und Mühe behandelt. Nur solche Kaplane gehören wohl einer ausgestorbenen antikatolischen Formation an. Zu loben ist, daß das Problem doch wesentlich von Innen heraus, nicht nur durch aufgefunden Briefe, Familienzusammenhänge und dergleichen gelöst wird.

Lg.

### B. Verschiedenes.

— Bekenntnisse. Was sollen wir denn thun? Von Graf Leo Tolstoi. Aus dem russischen Manuscript übersetzt von S. v. Samson-Himmelfjerna. (Leipzig, Funder & Humblot.) 1886. VIII, 218 S. 8<sup>o</sup>. 4,20 M.

Furchtbar ernst ist diese Schrift des jetzt berühmtesten russischen Schriftstellers! Gedrucktemagen gibt es seit Augustins Bekenntnissen und Rousseaus profession de foi kein schmerzlicheres Begehren nach Gott, als es im ersten Theile dieser Schrift sich ausdrückt. Der Graf erzählt, wie er in der Welt lebte: reich, wissend, berühmter Künstler, satt und fett und ohne Gott. Aber er fühlte sich hoch und arm und erkannte, daß er seinen Pessimismus ehrenhalber mit dem Selbstmord besiegeln müsse. Und er wählte ihn dennoch nicht. Er verachtete sich darüber, aber es ließ ihn etwas leben. Nach langem Taktinschmachten hat er vom

Voll Gottesglauben erlernt. Freilich einen dürftigen Glauben; und doch einen mitgetheilten Funken von der Fackel, die der Gottessohn unserer Zeit gebrannt hat. Nun hat er denn so eine Sorte humanes Christentum, von hübschem Buchs, ohne Dogma und Jeremie; nur auch ohne Verzbüt, ohne Glauben an den Verschöner. Moralitäten der Mütter, wie er sie in dem Buche: „Worin besteht mein Glaube“ vollends in das Format der bösen Huden von Korinth plattirrt.

Aber wie erschütternd ernsthaft nimmt es der Mann mit seinem bishen mangelhaften Christentum! Im zweiten Teil geht er den Armen suchen, auch in den Höhlen, wo luthhoher Schmutz das Laster unentzerrbar an sich festsetzt — und findet sie nicht, weil er noch immer auch sich selber sucht, wie er rücksichtslos ehrlich gesteht. Nur wenn die Weichen freiwillig ihrem Wohlleben entsagen, ist der erste Schritt zur sozialen Rettung gethan. Das nähere „Wie“ versagt diese Schrift. Unseres Erachtens kann Tolstoi den positiven Vorschlag erst machen, wenn er die Lehre von der Erlösung und Sünde, die er jetzt einen Aberglauben nennt, glaubend erfährt. Jetzt noch glauben wir Durchschmittschriften viel besser als der Graf — aber er liebt besser. Man muß das lesen; es ist beschämend. Einshweilen hat er eine tailllose Wahrheitsliebe; sie ist geradezu sein Kunststück; so etwas gibt es heute sonst nicht mehr. Es ist nicht die Rousseaus, der den durchgemessenen Schmutz stolz an den Stiefeln trägt wie der Geologe die Spuren einer seltenen Bodenart, sondern die Augustins, der sich schauernd der Sünde schämt. Darum ist Tolstoi gewiß nicht ferne vom Reich der Himmel, ein so seltsamer Gast aus Gottes Part er auch zu sein scheint. L. Sch.

— Wappensibet von A. M. Hildebrand. 2. Aufl. 56 S. (Frankfurt a. M. [o. Jahr], W. Komet.) 1 M.

Die kleine Schrift, welche hübsch ausgestattet und mit 27 Abbildungen und 3 Tafeln versehen ist, enthält auf beschränktem Raume die allerersten Anfangsgründe der Heraldik: sie will nicht ein Lehrbuch derselben sein, vielmehr besagt ihr Titel, daß sie nur für denjenigen bestimmt ist, der von der Wappenkunde nichts versteht; dem großen Publikum kann sie in der That eine Menge heraldischer Ausdrücke erläutern und die hauptsächlichsten heraldischen und genealogischen Regeln erklären. Aus den etwa hundert alphabetisch angeordneten Artikeln seien hervorgehoben: Adelsbrief, Bedeutung der Wappen, bürgerliche Wappen, Gewappen, Farben, Kunstsprache, Lehrsätze, Rangtönen, Schild, Stellung der Wappen, Stil, Vereine, Von, Reichthümern. Da auch „Evidenzverbindungssoappen“ angeführt sind, so dürfte für eine 3. Auflage die Aufnahme des Stichwortes „Buchhändler-Wappen“ nicht unterbleiben, insofern die letzteren ebenfals eigenartiger, wenn auch vielleicht ebenso „unheraldisch“ wie die ersten genannten. Die Angabe von Adressen von Wappenmalern u., sowie trotz des geringen Umfangs von einiger Litteratur bei den wichtigsten Artikeln wird manchem erwünscht sein. v. K.

— Weimar-Album. Blätter der Erinnerung an Karl August und seinen Kuzenhof, eine geschichtliche Schilderung von August Diezmann. Mit 22 in Stahl gestochenen Bildern. (Leipzig, Heinrich Schmidt u. Karl Wüthler.) 12 Lieferungen zu 12 S. Folio, je 75 Pf.

Die Gründung der Goethe-Gesellschaft hat der Verlagsbuchhandlung Anlaß gegeben, das schon längere Zeit vergriffene Weimar-Album in unverändertem Abdruck und zu einem sehr billigen Preise von neuem anzubieten. Das Hauptinteresse erregen die sauber gestochenen Bilder, die meist nach Photographien angefertigt sind. Der lesbar geschriebene Text bietet eine einfache, geschichtliche Schilderung; nicht die Kritik, sondern die Pietät hat den Verfasser geleitet. Und so wendet sich das Buch denn zumeist an solche Leser, welche ein übersichtliches Bild von dem Leben und Treiben an Karl Augusts Hofe wünschön; sie werden in diesem eleganten Salonbuche finden, was sie suchen: selbst die kleinen Richtigkeiten, welche lange in Weimar das Bichtigste waren, sind probeweise vertreten und in der mildesten Form benrtheilt. Wer Weimar besuchen will, wird sich aus diesem Buche leicht die nöthige geschichtliche Vorkenntnis aneignen oder auffrischen können. \*

— Deutsche Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von v. Holzendorff. Neue Folge. Erster Jahrgang. Heft 11: Anleitung zum Guten. Von Aug. Camers. (Hamburg, J. F. Richter.) 1886. 40 S. 8<sup>o</sup>. 1 M.

Der Name des Verfassers hat in der Mäßigkeitsbewegung tonangebenden Klang. Diesmal bringt er mehr Methode und Anordnung in die Bewegung. Der etwas allgemeine Titel meint die sittliche Erziehung der Jugend von dem Augenblick an, wo sie aus Elternhaus und kirchlichen Unterricht entlassen wird, und berührt sich daher vielfach mit den Aufopferungen der inneren Mission. Sie tritt ein für Knabenarbeitschulen, Handfertigkeitsunterricht, alle Arten Frauenvereine zur Armenpflege, Sparamtsregeln (mehr Schiefertafeln in der Schule, weniger Lehrbücher!), Saubspartassen und Spartassen jeder Art, Kassenhäuser und dergleichen und scheidt erfreulichweise selbst vor so „reaktionären“ Maßregeln wie amtliche Vergleichnisse von Gewohnheitsstricken nicht zurück. Mit ebenso freudigen Beifall erwähnen wir den Kampf gegen den Frühshoppen. — Wenn auch für die Abhandlung humanitäre Gesichtspunkte, nicht aristische Ziele maßgebend sind, so wird doch einmal Apostelwort weit über alle modernen Erziehungslehren gestellt, und der Spruch Jesu, über den Weltler keine erste Predigt gethan und den Dornen sterbend als Summe aller Apologetik empfahl, bewährt sich auch in dieser Berührung erster Sittlichkeit und wahren Glaubens: Joh. 7, 17. Lg.

— Das Gesetz des Romadentums und die heutige Judenhererschaft von Dr. Adolf Bahrmund, Prof. der t. l. orient. Akademie und Dozent der Universität in Wien. (Karlsruhe und Leipzig, S. Reuther.) 1887. X u. 251 S. 8<sup>o</sup>. 3 M.

Wird noch viel bitterere Feindschaft erregen wie Drumonts „Das verjudete Frankreich“, denn es hat einen bedeutenderen historischen und philosophischen Hintergrund. Der Verf. weiß noch, daß das Judentum so sein muß, wie es ist, weil es in der Neuzeit nur die angeborenen altnomadischen Gewohnheiten der Ausbeutung durch Razzien in anderer Form fortsetze („Wandertlager“ — da und dort!). Ackerbau haben selbst Führung und Vagabunde, den der Verf. nahezu anbetet, nicht über das Judentum geschrieben; und da derselbe, wie jene, im alten Testamente Gottesoffenbarung im eigentlichen Sinne nicht anerkennt, sondern die heilige Schrift des alten Bundes ganz naturalistisch zurechtgemittelt hat, so kann er sich auch über den „mythologischen Jahwe“ allerhand mißgünstige Äußerungen erlauben. Aber solche Weltanschauungen machen sein Buch nicht irrelevant. Uebrigens betont Wahrmund mit Energie den christlichen Charakter des Ewates und der Schule aus entschiedenste, und eins seiner letzten Worte gilt noch dem Heiland — aber der uns von dem „jemitischen Dämon“ erlösen soll. Es scheint so eine Art Richard Wagnerisches arisches Woban-Christentum obzuwalten. Soviel über den religiösen Standpunkt des Verf., der ja die Judenfrage nicht bloß als Klassenproblem behandeln will, noch sie sonst mit irgend einer einseitigen Enge als der des Fanatismus behandelt.

Vielmehr ist es eine große Geschichtsphilosophie mit ganz entgegengegesetzten Schlusergebnissen wie die jüdische Geschichtsphilosophie, welche das Judentum als edelste Geistesblüte der Menschheit, als den einzigen allgegenwärtigen Kulturträger feiert. (J. W. Darmsteiter, die Philosophie der Geschichte des jüdischen Volkes, Wien, 1884.) Aus einer unerschöpflichen Fülle von Einzelheiten weiß Prof. Wahrmund nach, wie die ausbeutende Geldwirtschaft des Judentums eine Naturfolge ihrer semitisch-nomadischen Herkunft und ihrer Erziehung

durch die Sünier (Phönizier) ist, denen Israel den Geldhandel ablernte, und wodurch es sein letztes Ziel, die Welt Herrschaft, wenn auch mit scheinbar gekrümmtem Rücken, erreicht hat. Besonders einschneidend ist der Nachweis, wie der Jude sich als Ausbeuter oder Razziant auch auf die arischen Gedanken wirt und selbst mit Jden Gedächtnis macht, alle Ideale damit vergiftend und mit dem Erwerbsschleim überziehend. Die Verjudung Oesterreichs hat allerdings einen solchen Grad erreicht, daß man Wahrmunds Vorschlag begreiflich findet, man solle die Juden in gewissen Gegenden allein ansiedeln, damit sie sich dort untereinander bewundern und genießen können. (Vgl. die Reservationen der Rothhäute.) Auch im anderen Sinne nimmt er es gar gründlich, wenn er beispielsweise mitten in seinen ungeborenen historischen Schlüssen auf die Katharisfrage der Tragödie eingeht und mit dem Juden Vernans, dessen Aufstellungen die Kritik maßlos bewundert hat, ingrimmig abrechnet. Die eigene Auffassung hat er dabei freilich weniger klar gestellt. Das ist seine Art überhaupt. Rückkehr unseres von Judentum gereinigten deutschen Volkes zum Christenglauben, zum Ackerbau, zur Pflege reiner Ideale sind seine eigenen schönen Ziele. Aber er sagt nicht, wie er sich die Rückkehr zur arisch-bauerlichen Kultur vorstelle: nach Luthers Modell im „christlichen Abel“ oder nach St. Just's? Und woher den Boden nehmen für ein paar Millionen neue Landbauer? Denkt er etwa an die <sup>20/30</sup> Waldboden in Oesterreich? Nebenächlich ist, daß der Verf., der sonst einen starken Stil schreibt, oft zu große Perioden baut, beispielsweise S. 228 9 den längsten Satz in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts gegründet hat. — Ob die Herren Israeliten von der Presse den Prof. Wahrmund torbrüllen oder toschweigen werden? Wegen das Totärgern scheint er gefreit zu sein. Lg.



## Albrecht Dürer und die Reformation.

Von

Prof. D. Gb. Kolde in Erlangen.

(Schluß.)

Daß Dürer sich aber nicht nur etwa ablehnend gegen die auch von den Römischen gerügten Auswüchse des Kirchentums verhielt, sondern daß auch in jener Zeit, wo in seiner Vaterstadt schon der ganze Bestand des alten Kultus in Frage stand, sein Herz der evangelischen Sache gehörte, zeigt sein Briefwechsel mit einem in den Niederlanden erworbenen Freunde, dem englischen Hofastronomen Nikolaus Koper. Am 24. Oktober 1524 hatte dieser in einem Briefe aus London den Nürnbergern „die ihr all in Nürnberg evangelisch seid“ gewünscht, Gott möge ihnen Gnade verleihen, es auch durchzuführen, „denn die Widersacher sind stark, aber Gott ist noch stärker, hilft gemeiniglich den Kranken, die ihn anrufen und erkennen“. Darauf antwortet Dürer am 5. Dezember: „Des Christlichen Glaubens halber müssen wir in Schmach und Gefahr stehen, denn man schmäht uns Koper. Aber Gott verleihe uns seine Gnade und stärke uns in seinem Wort, denn wir müssen Gott mehr gehorsam sein denn dem Menschen. So ist es besser Leib und Gut verloren, denn daß von Gott Leib und Seele in das höllische Feuer versenkt (fersengt) wird. Dazu mache uns Gott beständig im Guten und erleuchte unsern Widerpart, die armen, elenden, blinden Leute, auf daß die nicht in ihrem Irrsal verderben.“

Solchen Auslassungen gegenüber hätte man nicht, um trotzdem seine römische Gesinnung zu erhärten, sich darauf berufen sollen, daß Dürer noch nach dem Jahre 1520 „die Messe des heiligen Gregor“, eine heilige Familie, oder gar mehrfach den heiligen Christophorus gezeichnet bezw. gemalt hat. Diese sogenannten Zeugnisse, die nur dann für seine religiöse Stellung einen Wert hätten, wenn uns von seiner oben nachgewiesenen offenen Parteinahme für die evangelische Lehre eben nichts bekannt wäre, zeugen nur für die der heutigen Zeit vielfach abhanden gekommene künstlerische Unbesangenheit des Meisters. Dabei dürfte es nicht uninteressant sein, darauf hinzuweisen, wie Luther, der in seinen Predigten mit Vorliebe des Bildes des heiligen Christophorus Erwähnung thut, davon dachte. „Es ist keine Historie,“ sagt er einmal, „sondern die Griechen, als weise, gelehrte Leute haben solches erdichtet, anzuzeigen, wie ein Christ sein sollte und wie es ihm ginge; nämlich ein sehr großer, langer, starker Mann, der ein kleines Kindlein, das Jesulein auf der Achsel oder Schulter trägt, ist aber schwer,

daß er sich unter ihm bücken und biegen muß, (wie denn auch der Name Christophorus, der Christusum trägt, anzeigt) durch das wüthend wilde Meer, die Welt, da die Wellen und Unlgen, die Tyrannen und Rotten, sampt allen Teufeln zu ihm einschlagen und verfolgen, wollten ihn gern um Leib und Leben, Gut und Ehre bringen; er aber hält sich an einen großen Baum, wie an einen Stecken, das ist an Gottes Wort. Jenfeit dem Meer stehet ein altes Männlein mit einer Laterne, darinnen ein brennend Licht ist, das sind der Tyrannen Schrift, danach richtet er sich und kommt also unverfehrt ans Ufer, da er sicher ist, das ist, in das ewige Leben; hat aber einen Wechsler (Tasche) an der Seiten, darinnen Fische und Brot steden, anzuzeigen, daß Gott seine Christen auch hie auf Erden, in solcher Verfolgung, Kreuz und Unglück, so sie leiden müssen, ernähren und den Leib versorgen will, und sie nicht lassen Hungers sterben, wie doch die Welt gerne wollte. Ist ein schön, christlich Gedichte."

Die Jahre 1525 und 1526 bedeuten für Nürnberg den Sieg der Reformation, aber auch wie allenthalben die Zeit, in der zum erstenmal schwere Schatten sich darüber breiten und manchen noch Schwankenden an ihr irre gemacht haben. Neben der großen sozialen Bewegung, die wir Bauernkrieg nennen, spielte sich ähnliches in nicht wenigen städtischen Gemeinwesen ab. Kam es auch nicht überall zu wirklichen Aufständen und in ihrem Gefolge zu Verfassungsveränderungen, die eine lange Blütheperiode beendeten, so hatte man doch alle Veranlassung, sie zu fürchten, denn es gährte auf Grund analoger Verhältnisse unter den „armen Leuten“ nicht weniger als unter den Bauern. Und hier wie dort war man geneigt, religiöse Gedanken mit den sozialen zu verbinden, unter Berufung auf das Evangelium und die christliche Freiheit — fleischliche Freiheit zu fordern. Und wenn man erwägt, wie oft Luthers Wort von der christlichen Freiheit noch heute mißverstanden und mißbraucht wird, wird man sich nicht wundern dürfen, wenn es in jenen Zeiten, in denen es bald in dieser, bald in jener Form in zahlreichen Pamphleten, die bald diese bald jene besonderen Zwecke verfolgten, in eine seit Jahrzehnten gährende, aufgeregte, halbgebildete Menge geworfen ward, noch größerer Mißdeutung ausgesetzt war. Es hat gewiß viele gegeben, die von Luthers berühmten beiden Sätzen in seiner Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen nur den einen vernahmen, daß „ein Christenmensch sei ein Herr aller Dinge und niemand unterthan“, aber nicht den anderen, „daß ein Christenmensch sei ein Knecht aller Dinge und jedermann unterthan“, oder wenn sie auch davon erfuhrn, die darin liegende Paradoxie nicht verstanden, und sich darum lieber an das hielten, was sie verstanden, weil sie es hofften, was sie und ihre Väter, nur vom Zwange zurückgehalten, mit leidenschaftlicher Wut sich selbst zu erringen so lange begehrten hatten.

Nicht minder begreiflich ist es, daß die damaligen Gegner des Evangeliums, wie die Leute von heute, alles, was Schlimmes im zeitlichen Gefolge der Reformation zum Vorschein kam, auch in ursächlichen Zusammenhang mit ihr brachten. Der oberflächliche Beobachter wird immer so urtheilen. Und welcher Historiker wollte leugnen, daß die Evangelischgesinnten im Vochen auf ihre christliche Freiheit oftmals gerechten Anstoß erregten, ungedenkend der Mahnung Luthers, die Schwachen zu schonen, es auch an langmütiger Liebe fehlen ließen, und langsam Gewordenes kurzer Hand zerbrachen, anstatt, wie es unter dem Eindruck der evangelischen Predigt sicher geschehen wäre, es allmählich absterben zu lassen. Darüber hatte man auch in Nürnberg zu klagen; besonders verursachte das Treiben der ausgetretenen Mönche, wie schon erwähnt, vielfach großes Aergernis. Aber auch sonst hatten manche, welche die Spreu von dem Weizen nicht zu unterscheiden vermochten, den Eindruck, als ob unter der evangelischen Predigt Bucht und Sitte zu Grunde ginge.



Dazu kam das Auftreten der Wiedertäufer, die früh in der Stadt Auhang gewannen und zwar in allen Kreisen der Gesellschaft. Großes Aufsehen machte es, als der gelehrte und tiefsinnige Hans Dent, der erst vor kurzem auf Grund der besten Empfehlungen an die Schule von St. Sebald berufen worden war, als Anhänger jener wunderbaren, gleich antikatolischen wie antievangelschen Richtung, erkannt wurde; noch mehr als man erfuhr, daß eine Anzahl junger Maler, zum Teil treffliche Künstler, wie die Brüder Behaim und Georg Penz, teilweise Schüler Dürers, denselben Lehren huldigten, ja noch weiter gingen, mit den Bauern sympathisierten und als offenbare Christusleugner ausgewiesen werden mußten.

Wie leicht wurde es da den Segnern, aus diesen scheinbaren Konsequenzen des Reformationsgedankens diesen selbst zu verdächtigen! Wankte nicht alles unter den Füßen? Schien nicht jede Autorität untergraben zu sein? Stand nicht das Heiligste auf dem Spiele? Durfte nicht jeder glauben und reden, was er wollte, das Heiligste schmähcn und das dem Gläubigen Wertvollste in den Staub ziehen? Es wäre wunderbar, wenn solche Erwägungen, von den Altgläubigen weitergeführt, nicht viele stutzig gemacht hätten, und wir wissen, daß es der Fall war. Vielleicht auch bei Dürer?

Die Rede von seiner Armut und der kümmerlichkeit seines Daseins ist zwar ein Märchen, wie die Uebertreibung von seiner unglücklichen Ehe eine Lüge, indessen er war doch auf seinen Verdienst angewiesen und notierte sorgfältig jeden Stüber, den er für den Verkauf seiner Stiche und Holzschnitte einnahm. Bewegte sich nicht seine Kunst vornehmlich auf dem Gebiete des Religiösen, waren seine Bildwerke nicht in Gefahr, um ihrer kirchlichen Haltung willen der Verachtung oder gar der Vernichtung, er selbst der Verarmung anheim zu fallen? Solche Erwägungen sind so naheliegend, daß man sich wundern müßte, wenn sie nicht gemacht worden wären, zumal Dürer selbst 1525 in seiner Schrift „Unterweisung der Messe“ u. sich selbst ähnlich wie Luther gegen diejenigen ausspricht, „die die Kunst der Malerei in Verachtung bringen, als diene sie der Abgötterei.“ Solche Stimmen sind ihm demnach auch zu Ohren gekommen; indessen findet man nicht, daß sie ihm eine andere Richtung gegeben hätten. Dabei muß man sich auch erinnern, daß man in Nürnberg nie den leisesten Versuch eines Bildersturmes gemacht hat. Wo gibt es wohl eine protestantische oder überhaupt eine Stadt in Deutschland, die den ganzen Bilderschmuck aus der römischen Zeit in Kirchen und Kapellen, auf Straßen und Plätzen so pietätvoll bewahrt als Nürnberg! Es wird dem Meister nicht entgangen sein, daß er keine Aufträge zu Altartafeln mehr bekam; und wenn wir aus den besten Jahren seines Lebens von hervorragenden Schöpfungen außer den Apostelbildern nur Porträts zu verzeichnen haben, so ist das sicher auf den Einfluß der Reformation zurückzuführen. Hiernach könnte man meinen, daß ihm, dem Maler, niemand unter den Reformatoren hätte unangenehmer sein müssen als Zwingli, unter dessen geistiger Urheberschaft die Reformation allerorten in der Schweiz, wo sie einbrang, mit einem kleinen Bildersturm begann. Aber wie wenig sich der Meister bei dem Höchsten, was eine Menschenseele bewegen kann, durch derartige Erwägungen bestimmen ließ, zeigt der Umstand, daß er, wie wir gesehen, mit diesem Zwingli in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, ja im Jahre 1526, wie Kaspar Peucer, Melancthon's Schwiegerjohn, auf dessen Mitteilungen hin bezeugt, mehr zu seiner Abendmahlslehre als zu der Luthers neigte.

Seine Kunst stand nicht im Dienste einer Partei. Hätte er so engherzig gedacht, wie seine römischen Biographen, dann hätte er freilich niemand malen dürfen, der an Papsttum festhielt oder sich wieder dazu wandte, wie Hieronymus Holzschuher. Der Maler der Reformation ist Dürer nicht geworden. Es wäre ja an und für sich denkbar gewesen, daß ein Mann, der sich mit solcher Entschiedenheit gegen das Papsttum ausgesprochen, wie es von ihm in seinem Tagebuche geschehen, etwa auch seinen Pinsel in den Dienst der neuen Bewegung gestellt hätte. Das war aber nicht seine

Weise, er ging seinen Weg als Künstler und wartete seines Berufes. Gleichwohl kann es nicht Wunder nehmen, wenn schließlich das letzte bedeutende Werk, welches wir von ihm besitzen, auch die deutlichsten Spuren seiner religiösen Gesinnung erkennen läßt.

Gemeint sind die berühmten Apostelbilder, die Dürer dem Räte im Jahre 1526 zum Geschenk machte; sie befinden sich seit 1627, nachdem Kurfürst Maximilian sie sich hatte schenken lassen, in München und bilden heute einen Schatz der alten Pinakothek. Sie zeigen, wie bekannt, auf der einen Tafel Johannes und Petrus, auf der anderen Paulus und Markus. Die Bedeutung dieser Bildwerke für die in Rede stehende Frage ist schon von Thausing gewürdigt worden, mehr jedoch in Rücksicht auf die sogleich zu erwähnenden Unterschriften, die als allzu antikatholisch für München nicht brauchbar erfinden und darum abgesehen und nach Nürnberg zurückgeschickt wurden, als auf die Bilder selbst. Indessen lassen auch diese, wie Dr. Zuder in eigenartiger, gelehrter Untersuchung dargethan, deutlich erkennen, wie weit sich der Meister von der römischen Tradition entfernt hat.

Für den, der setzen will und der weiß, wie gerade in der Zeit des damaligen Kampfes wieder Petrus als der Apostelfürst in den Vordergrund gestellt wurde — was von Dr. Zuder mit einer Reihe von Zeugnissen belegt wird — kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dem Petrus hier eine gänzlich unatholische Stellung zugewiesen wird. Erste er nicht den Schlüssel gewissermaßen als Titelfete, so würde niemand in dem greisen Mann mit den müden Augen, der von Johannes fast verdeckt wird, den Apostelfürsten erkennen. Aber das erklärt sich leicht, wenn man sich erinnert, wie das Evangelium Johannes und die Briefe des Paulus (wie sich jeder, z. B. beim Lesen von Luthers Vorreden zur Uebersetzung des Neuen Testaments überzeugen kann) in der Wertschätzung der Evangelischen obenan standen. Zwingend erscheint auch der Nachweis, wie des Meisters Auffassung von der Persönlichkeit des Paulus nach und nach eine andere geworden war. Ein Holzschnitt vom Jahre 1510 zeigt uns den Apostel in tiefes Nachsinnen versunken. Auf einem Kupferstück vom Jahre 1514 weist er auf die Schrift, aber das ihm zugehörige Schwert liegt unbeachtet am Boden. Ganz anders im Jahre 1526. Da stellt er sich dar, in der einen Hand die Bibel, mit der anderen das gewaltige Schwert umfassend, lüthen, siegesgewissen und trotzigen Blickes, ein tapferer Streiter, der nur auf den Angriff zu warten scheint, um den Gegner mit der Wucht seiner doppelten Waffe niederzustrecken — eine Stellung, die man nicht ungeschickt für das Zwinglidentmal in Zürich benutzt hat.

Und diese Beobachtungen werden noch wertvoller, wenn man erfährt, daß Dürer seine veränderten religiösen Gedanken dadurch gar nicht hat ausdrücken wollen, da er alter wohlverbürgter Tradition zufolge in den vier Apostelgestalten das ihn neu beschäftigende Problem der Darstellung der vier Temperamente zum Ausdruck zu bringen beabsichtigte; aber allzu sehr hatte sich seine Vorstellung von ihrer Bedeutung für Kirche und Leben in den letzten Jahren geändert, als daß sie nicht hier hätte zum Ausdruck kommen müssen, als er sich anschickte, gerade diese Apostel zu malen.

Und wer noch zweifeln wollte, welche Stellung er einnahm, der braucht nur die charakteristischsten Unterschriften zu lesen, die eine Art Bekenntnis enthalten:

„Alle weltlichen Regenten in diesen gefährvollen Zeiten sollen billig acht haben, daß sie nicht für das göttliche Wort menschliche Verführung annehmen, denn Gott will nichts zu seinem Worte gethan, noch davon genommen haben. Darum höret diese trefflichen vier Männer Petrum, Johannem, Paulum und Marcum! Ihre Warnung:

Petrus spricht in seiner II. Epistel im 2. Kapitel also: Es waren aber auch falsche Propheten unter dem Volke, wie auch unter euch sein werden falsche Lehrer, die neben einführen werden verderbliche Sekten und verleugnen den Herrn, der sie erkauft hat; und werden über sich führen eine schnelle Verdammnis. Und viele werden nachfolgen ihrem Verderben, durch welches wird der Weg der Wahrheit verlästert werden. Und

durch Weiz mit erdichteten Worten werden sie an euch hantieren; über welche das Urtheil von lange her nicht säumig ist und ihre Verdammnis schläft nicht.

Johannes in seiner I. Epistel im 4. Kapitel schreibt also: Ihr Lieben, glaubt nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind, denn es sind viel falscher Propheten ausgegangen in die Welt. Daran erkennet den Geist Gottes: Ein jeglicher, der da bekennet, daß Jesus Christus ist kommen in das Fleisch, der ist von Gott; und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist kommen in das Fleisch, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerschris, von welchem ihr habt gehört, daß er kommt, und ist jetzt schon in der Welt. —

In der II. Epistel an Timotheus im 3. Kapitel schreibt S. Paulus also: Das sollst du aber wissen, daß in den letzten Tagen werden greuliche Zeiten eintreten, denn es werden Menschen sein, die von sich selbst halten, geizig, stolz, hoffärtig, Lästerer, den Eltern ungehorsam, undankbar, ungesittlich, unfreundlich, störrig, Schänder, unkeusch, ungütig, wild, Verräter, Frevler, aufgeblasen, die mehr lieben die Wollust, denn Gott, die da haben die Gebärde eines gottseligen Wandels, aber seine Kraft verleugnen sie. Und von solchen wende dich. Aus denselben sind die, die Häuser durchlaufen und führen die Weiblein gefangen, die mit Sünden beladen sind, und fahren mit mancherlei Lüsten. Lernen immerdar und können nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Sankt Marcus schreibt in seinem Evangelium, im 12. Kapitel also: Und er lehrte sie und sprach zu ihnen: habt acht auf die Schriftgelehrten, die gehen gern in langen Kleidern und lassen sich gern grüßen auf dem Markte und sitzen gern oben in den Stühlen und über Tisch. Sie fressen der Wittwen Häuser und wenden langes Gebet für. Dieselben werden desto mehr Verdammnis empfangen.“

Daß diese Luterjchriften, gewissermaßen Dürers Testament an seine Vaterstadt, die entschiedenste Aufforderung enthalten, dem evangelischen Bekenntnis treu zu bleiben, daran wird kein römisches Deuteln etwas ändern.

Das ist das letzte direkte Zeugnis für Dürers religiöse Stellung, welches wir kennen. Aunderthalb Jahre später nahm ihm der Tod den Griffel aus der Hand. Obwohl nach längerem Siechtum, aber doch plötzlich, den Freunden unerwartet, ist er am 6. April 1528 gestorben. Ist er nun doch vielleicht wieder in den Schoß der alleinigmachenden Kirche zurückgekehrt? Für diejenigen, welchen alle jene oben geltend gemachten Zeugnisse nichts bedeuten, ist diese Frage freilich nicht vorhanden, denn nach ihnen ist Dürer nie auf evangelischem Standpunkte gewesen, „seine heutige Anrede an Luther in seinem Tagebuche beruhte auf falschen Voraussetzungen. Es wird nicht lange gedauert haben, bis Dürer darüber eines Besseren belehrt worden ist“ — und neuerdings weiß man sogar, daß er vor seinem Tode die Sterbesakramente der katholischen Kirche empfangen habe. Nun ist freilich Dürer, wie gesagt, ganz plötzlich gestorben, auch seine vertrautesten Freunde konnten nicht mehr um ihn sein, lediglih seine Frau hat seine letzten Augenblicke belauscht, dieselbe Frau, die 10 Jahre später der keizerischen Universität Wittenberg für Studierende der Theologie ein Stipendium von 1000 Gulden legierte; aber zwei Jahre nach Dürers Tode schreibt Pirckheimer gelegentlich, derselbe sei „ganz christentlich und seliglich gestorben“, und ein römischer Gelehrter setzt uns auseinander, „daß diese Ausdrucksweise noch heute auf solche angewandt werde, welche vor ihrem Tode die Sterbesakramente der katholischen Kirche empfangen haben“. Welche Annahme dieser Behauptung zu Grunde liegt, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Und wie haltlos dieselbe ist, dürfte daraus hervorgehen, daß dann z. B. nach einer Aeußerung Lazarus Spenglers, der als Nürnberger wohl die dortige Ausdrucksweise kennen mochte, auch der Kurfürst Johann der Beständige bei seinem im Jahre 1532 erfolgten Tode die römischen Sterbesakramente erhalten haben mußte, denn derselbe schreibt an Veit Dietrich, der sich damals bei Luther befand: „Ich hab nit Zweifel, der fromme Fürst von Sachsen sei christlich verschieden.“

Indessen beruht man sich dafür, daß Dürer seine Neigung zum Protestantismus

aufgegeben habe, auch noch auf eine andere Stelle des eben erwähnten Briefes Birkheimers, dessen Konzept, welches aus dem Herbst 1530 stammen wird, wir noch besitzen. Er ist an einen gewissen Tscherte in Wien gerichtet und läuft wesentlich darauf hinaus, diesem für eine Sendung von Hirschgeweihen, für die der alte grämliche, von der Sicht geplagte Herr eine große Vorliebe hatte, zu danken und neue noch schönere zu erbitten. Dabei erwähnt er, daß ihr gemeinsamer Freund Albrecht Dürer auch sehr schöne besäßen, und in seinem Ingrimme darüber, daß Dürers Witwe sie verkauft habe, ohne sie ihm anzubieten, schüttet er über die arme Frau die unwürdigsten Schmähungen aus, als ob dieselbe durch die schlechte Behandlung ihres Mannes seinen frühen Tod verschuldet habe. Es sind dieselben Verdächtigungen, die es einzig und allein zuwege gebracht haben, daß, obwohl alles andere, was wir über Dürers Familienleben wissen, denselben widerspricht, lange Zeit Dürers Frau in dem Ruf einer Kanthippe gestanden hat. Dabei schreibt der mit allem unzufriedene kranke Mann, der zwei Monate später starb, sich immer mehr in den Zorn hinein, schilt über alles und jedes, nicht am wenigsten über die kirchlichen und religiösen Zustände, in deren Traurigkeit er lediglich den Erfolg des neuen Glaubens sieht, und sagt: „Ich bekenne, daß ich anfänglich auch gut lutherisch gewesen bin, wie auch unser Albrecht Dürer, denn wir hoffen, die römische Bäuerei, desgleichen der Mönche und Pfaffen Schalkheit sollte gebessert werden, aber so man zusieht, hat sich die Sache also gedärtert (ärger geworden), daß die evangelischen Tüben jene fromm machen (d. h. jene fromm erscheinen lassen).“

Hieraus schließt man, freilich sehr lähn, Birkheimer habe sagen wollen, daß Dürer denselben Entwicklungsgang durchgemacht habe, wie er selbst, daß auch er im Anblick der schlimmen Folgen die Sache Luthers verlassen habe, während der unbefangene Leser kaum etwas mehr daraus entnehmen wird, als daß Birkheimer bekennt, daß er früher auf demselben Standpunkt gestanden, welchen, wie Tscherte wußte, Dürer eingenommen hatte, und es wird, worauf Dr. Zuder mit Recht aufmerksam macht, nicht Zufall sein, daß Birkheimer fortfährt: „aber so man zusieht“, und nicht, wie man bei der anderen Deutung erwarten würde: „aber nachdem wir gesehen haben“. Aber auch wenn Birkheimer mit jenen Worten bei Tscherte, von dem er voraussetzt, daß ihn sein antievangelischer Standpunkt befremden würde, den Glauben erwecken wollte, daß der vor zwei Jahren gestorbene Dürer dieselbe Stellung eingenommen habe, so wäre seine Behauptung darum noch kein Beweis. Auch die römischen Annalistiker geben ohne Ausnahme zu, daß die in demselben Briefe befindlichen Angaben über Dürers Frau auf böswilliger Erfindung beruhen, und wir wissen positiv, daß Birkheimer eine gänzlich andere Entwicklung durchgemacht hat, als Dürer, daß er, obwohl antirömisch, eigentlich nie „evangelisch“ gewesen ist und daß er zu der Zeit, wo Dürer seine Unterschriften zu den Apostelbildern schrieb, schon längst wieder mit Luthers Gegnern angeknüpft hatte.

Wichtiger aber als dies ist, was man nach seinem Tode in evangelischen Kreisen über Dürer geurteilt hat, und was sein unverändertes Festhalten an der evangelischen Sache erkennen läßt.

Bald nach seinem Tode verfaßte der Nürnberger evangelische Geistliche Venetorius, wie der bekannte Dichter Eobanus Hessle, der damals in Nürnberg lebte, eine Totenklage auf ihn. Das wäre bei den damals herrschenden Gegensätzen in Nürnberg unmöglich gewesen, wenn Dürer auf der entgegengegesetzten Partei gestanden hätte. Aber noch mehr! Der vollgültigste Zeuge für Dürers Stellung ist wohl Luther selbst. Als ihm Eob. Hessus sein Gedicht auf Dürer gesandt hatte, antwortete er ihm voll Anerkennung seiner evangelischen Gesinnung und schrieb dazu: „Was Dürer betrifft, so ist es wohl pietätvoll, um den herrlichen Mann zu trauern; aber du solltest ihn vielmehr glücklich preisen, daß ihn Christus so erleuchtet und eines seligen Todes dahingegenommen, aus so stürmischen Zeitläuften, die noch stürmischer zu werden drohen, damit er, der würdig war, nur das Beste zu sehen, nicht das Schlimmste sehen mußte.

So ruhe er in Frieden mit seinen Vätern. Amen.“ Wer Luther kennt, der weiß, daß er sich anders geäußert hätte, wenn ihm nur irgend etwas von einer veränderten Stellung Dürers bekannt geworden wäre. Und seine Nürnberger Freunde säumten nicht, ihn von allem zu unterrichten, auch von solchem, was ihm wehe thun könnte. Ja wir haben, was den Kunsthistorikern bisher entgangen zu sein scheint, noch ein direktes Zeugnis, daß ihm noch von anderer Seite, nämlich von dem Nürnberger Geistlichen Benzeslaus Vink, Dürers Tod gemeldet worden ist. In seiner Antwort an diesen vom 12. Mai 1528 schreibt er: „Dürer und Volprecht, die besten Männer, scheinen mir dahingerafft zu werden, damit sie nicht das drohende Unheil schauen.“ Hier stellt Luther Dürer mit Volprecht, dem früheren Augustinerprediger, zusammen, demselben, der seinerseits mit das Meiste für die Einführung der Reformation in Nürnberg gethan hat, — wohl Zeugnis genug, daß sein Lob nicht dem Meister, sondern dem Christen galt.

Wer möchte danach noch zweifeln, daß Luther und seine Nürnberger Freunde, die ihn davon unterrichteten, Dürer bis an sein Ende als den Ihrigen betrachteten, und es ist seitdem nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, was nur irgend wie zu der Annahme berechtigte, daß Luther sich geirrt haben könnte.

Manche, die in Luther bloß den Gegner des verhassten Papiſtums begrüßten, sind wohl wieder zurückgetreten, als die Forderung an sie herantrat, auf Grund des Evangeliums nunmehr mit dem ganzen römischen Kirchentum zu brechen. Aber ein Mann wie Dürer, der es schon so früh erfahren hatte, daß Luthers Predigt ihm „aus großer Not geholfen“, aus sittlicher Not, der konnte kaum abfallen, dem blieb es Wahrheit, was der Meister einmal, nur um ein Beispiel für eine Schriftprobe zu geben, aber darum wohl gerade als etwas, was ihm nahe lag, in einer Schrift vom Jahre 1525 niederschrieb:

„Das Wort Gottes bleibt ewiglich, dies Wort ist Christus, aller Christgläubigen Heil.“



## Richard Wagner und die deutsche Tonkunst.

Ein Beitrag zur objektiven Klarstellung der Sachlage.

Von

Ludwig Meinardus.

„Sie haben jetzt gesehen, was wir können. Wollen Sie jetzt! — Und wenn Sie wollen, so haben wir eine Kunst.“

Am Donnerstag, den 17. August 1876, war es, als Wagner mit diesem bekannten „Axiom“ die Welt überraschte. Er richtete dasselbe zunächst an das Publikum, das am Schluß der ersten viertägigen Dauer der Aufführung seines „Nibelungen-Ringes“ im neuerbauten Wagner-Theater zu Bayreuth nach langen huldigenden Anstrengungen endlich die Genugthuung errang, den stolzen Meister vor der Gardine erscheinen zu sehen. Den zweifelhaften Eindruck jenes Axioms hat Wagner und sein Generalstab nachgehends zwar zu vertuschen gesucht, als habe er nicht „eine Kunst“ überhaupt gemeint, sondern nur eine „neue“, eine „wirklich eigentümliche“ Kunst, und als sei „mit den Festspielen in Bayreuth ein Schritt zur Selbständigkeit der deutschen Kunst geschehen“.

Der erste von den Umständen verschärftete Eindruck aber konnte dadurch um so weniger berichtigt und verwischt werden, als ja der eifrig verbreitete Glaubenssatz nunmehr durch die ipsissima verba magistri seine vollgültige Bestätigung gefunden hatte — der Glaubenssatz von der urwüchsigen Erstlingschaft einer von Wagner ins Dasein gerufenen und von ihm abschließend vollendeten Kunst, der gegenüber alles Vorhergegangene sich wie im unklaren Frühnebel eines hellen Tages verliere, aber ahnungsvoll über sich hinaus weise — nämlich auf eine erst von Wagner zu erschaffende Kunst. Findet doch dieser Glaubensartikel noch heute, vier Jahre nach Wagners Ableben, sehr entschiedene Bekenner. So nimmt Heinrich von Stein keinen Anstand, die Welt zu belehren, „es sei mit Wagners Werken auf die Vernichtung (!) des modernen Theaters abgesehen. Ein völlig anderes werde hier gewollt, eine neue Kunst. Erst wenn man auch in anderen Städten Festspielhäuser nach dem Muster von Bayreuth zur abschließlichen (!) Aufführung Wagnerscher Werke baue: so wäre erst hiermit die Bedingung zur Verständigung über diese Werke (soll wohl heißen: zum Verständnis dieser Werke) gegeben.“\*) — Und Ernst von Wolzogen, der das Heil für die Litteratur

\*) Richard Wagner-Jahrbuch. Herausgegeben von Joseph Kürschner. I. Bd. Stuttgart. Im Selbstverlag des Herausgebers. 1886. Seite 164.

von einem „naturalistischen Genie“ erwartet (also wohl wirkend mit derselben Bedeutung, wie Wagners naturalistisches Genie sie für die Tonkunst gehabt habe? —), nimmt zwar die Regungen eines (solchen) neuen Geistes wahr, „dort geräuschvoll und talentlos, hier bescheiden und verheißungsvoll“; gründliche Erfüllung seiner Hoffnungen sieht er aber für die nächste Zeit noch nicht voraus; „dennoch,“ schließt er: „verzweifeln wollen wir darum noch nicht, sondern uns trösten mit dem Zuruf: ‚Ich glaube an Richard Wagner und an die Zukunft des deutschen Genies.‘“\*)

Die legerliche Meinung, daß der deutsche Genius sich in einer „neuen“, „wirklich eigentümlichen“ und vollkommen „selbständigen Kunst“ schon lange vor Wagner und seinem, leider oft mißverständlich gedeuteten „Axiom“ vom 17. August 1876 in unsterblichen Schöpfungen offenbart habe, fand damals noch eine große Menge verstockter Anhänger und findet auch heute noch unverbesserliche Befürworter. Selbst ein Theaterdirektor, der von den Aposteln Wagners zu den treuesten und wirksamsten Förderern der Propaganda mit voller Berechtigung gezählt zu werden verdient, fühlte sich durch jene Behauptung so sehr zum Widerspruch aufgeregt, daß er die Saison von 1876 auf 1877 einleitete mit der Eröffnungsvorstellung des Beethoven'schen „Fidelio“, und zwar lebhaft in der ausgesprochenen Absicht, für das Dasein einer selbständigen deutschen Tonkunst vor Wagner einen überzeugenden Thatbeweis zu liefern. Das Publikum jener Vorstellung füllte das große Haus bis auf den letzten Platz und schien durch begeisterte Kundgebungen bestätigen zu wollen, daß es diese berechtigte Demonstration vertrete und sich derselben ohne Rückhalt anschließe. Beethoven's „Fidelio“ ist ja freilich ein ausnehmend herrliches Bühnentonwerk — einzig in seiner Art! — Es eignete sich besonders, zu beweisen, daß wir schon vor Wagner eine recht entwickelte Kunst besäßen, weil Fidelio obendrein ein echt deutsches Kunstwerk ist. Aber wie viel andere Geschenke außer jener Oper hat Beethoven's Genius uns noch beschenkt! Wie viel Opern, wie viel Oratorien, Symphonien, Werke im Stil der Kammer-, Konzert-, Kirchen- und Hausmusik besitzen wir noch außer denen, die Beethoven und andere Meister der Nachwelt hinterlassen haben! Und sie prägen alle einen bestimmten Typus aus, der sie unterscheidet von den Tonsergebnissen anderer Nationen, sie als Offenbarungen des deutschen Tongenies kennzeichnet.

Ein aus der christlich-deutschen Volksseele geborener, oder durch ihr Gemütsleben hindurchgegangener Stimmungsehalt, der in einer ihm gemäßen musikalischen Form eine vielgliedrig wohlorganisierte Gestalt gewinnt: das ist in Kürze das Gemeinsame aller monumentalen Verkörperungen des Schönheitsideals deutscher Tonkunst. Bezeichnend für die schöpferischen Vertreter dieses musikalischen Schönheitsideals ist, daß sie mit nur einigen wenigen Ausnahmen ihren musikalischen Lebensinhalt zu den mannigfaltigsten Kunstformen und Stilgattungen ausgestalteten, während Italiener und Franzosen — sofern sie unbeeinflusst blieben vom deutschen Tongeist — sich zumeist nur auf eine Kunstgattung, gewöhnlich auf die Oper beschränkten. Auch Wagner hat einige Tonwerke geschaffen, die nicht zur theatralischen Kunstgattung gehören. Darunter befindet sich auch eine Symphonie und anderes, zumeist vergessene Jugendarbeiten. Neben seinen Bühnentonwerken fallen diese und spätere Stücke aber nicht ins Gewicht; sie sind unerheblich nach Zahl und kunstgeschichtlicher Bedeutung.

Es liegt sonst in der Art deutscher Tonmeister, im Kunstschaffen selbst ihren schönsten Lohn zu finden. Sie haben deshalb keine künstlichen Hebel in Bewegung gesetzt, um äußere Erfolge zu beschleunigen. Sie haben sich beschieden, von einer naturgemäß langsamen Geschmacksentwicklung die Lebensfähigkeit ihrer musikalischen Geisteszeugnisse abhängen zu lassen. Nicht so Wagner. Er bedurfte für seinen Ehrgeiz die Genußthnung glänzender und schneller Erfolge. Die Oper versprach ihm davon reichere Ausbeute, als irgend eine andere Gattung deutscher Tonkunst. Eine Ausstattung der

\*) a. a. O. Seite 151. Fort gesperrt gedruckt, wie der Satz hier wiedergegeben ist.

Oper mit ganz neuen Reizmitteln mußte sicher zum Ziele führen. Trat sie gar als eine völlig „neue Kunst“ ins Leben, so konnte das solche Zwecke nur fördern. Gelang es, diese neue Erscheinung gegen einen Vergleich mit den Werken deutscher Meister abzuschießen, sie in der öffentlichen Meinung als Frucht eines jahrhundertlangen Blüten-treibens darzustellen — dann war erreicht, was Wagners kühnste Jugendträume ihm vorgegaukelt hatten.)\* Fatal aber blieb es immer, daß neben der Theatermusik noch in so großer Fülle andere herrliche Kunstgattungen blühten, die zum Teil in der musikalischen Wertschätzung wohl gar noch höher gehalten wurden, als die auf Erfolg spekulierende Operngattung. Obendrein war es nun gerade die tief sinnige, kunstreiche und gedankenvolle schöne Form des deutschen Schönheitsideals, welche diese Werke — es befanden sich unter ihnen ja auch Opern von Mozart und Beethoven — zu kunstgeschichtlich überragender Bedeutung erhob. Beseitigen ließen sie sich nicht, wohl aber bekämpfen. Und dem formschönen deutschen Kunstideal hat Wagner befanntlich den Kampf geboten mit der ganzen Wucht des siegesbüchernen Selbstgefühls, das ihm in beneidenswert hohem Grade eigen war und das nicht wenig dazu beitrug, Triumphe zu erzwingen, wie sie noch kein deutscher Tonmeister vor ihm in so umfassender, volkstümlicher Allgemeinheit je erlebt oder auch nur erstrebt hat. Die deutsche Tonkunst und alles, was sich sonst den Gesetzen der tönenden reinen Form beugen mochte, kennzeichnete Wagner als „absolute Musik“, ein an sich ja harmloser Ehrentitel, der die Anerkennung ausdrückt, daß die Musik eine selbständige Kunst für sich sei. Als solche hat sie das gute Recht zu beanspruchen, ebenso wie jede andere freie Kunst in voller Unabhängigkeit Formgesetzen zu folgen, die sich aus ihrem eigensten Wesen heraus erzeugen und sich zur klaren Erkenntnis fortbilden, die dem Irrtum und der Willkür Grenzen setzen, die sich den winzigsten Gedanken kleiner, wie den gewaltigsten und univierellsten Ideen der größten Genies als behnbare Rahmen anschniegen, und die dem ästhetischen Urteil und Geschmack einen zuverlässigen allgemeingültigen Maßstab des Musikschönen darreichen. Alles das begreift das Wesen in sich, welches Wagner als „absolute Musik“ schlagfertig kennzeichnete — ein vortrefflicher, scharfzeichnender Ausdruck! Nur schade, daß derselbe eine stachlichte Nebenbedeutung erhielt, sofern durch dieses Schlagwort die von ihm bezeichnete edle Kunst herabgesetzt, dem Fluch der Veringachtung und gar der Lächerlichkeit preisgegeben werden wollte.

Gewiß hat Wagner unseren deutschen Tonmeistern seine Hochschätzung aus Ueberzeugung nicht versagt. Seine Bewunderung der letzten gigantischen Tonschöpfungen Beethovens hat er ja zweifellos aufs deutlichste bethätigt. Aus dem oft Erzwungenen und Rhapodischen seines Wesens tritt indessen ein Gedanke hervor, der ihm bis zum Lebensende eigen geblieben zu sein scheint und geeignet ist, auf Wagners Kunstschaffen und sein Verhältnis zur deutschen Tonkunst Licht zu werfen. Dieser Gedanke liegt in der Erklärung des Meisters: „Was man als „Genie“ preise, bedeute nichts anderes als einen „nie zufriedenen Geist, der stets auf Neues sinn!“ — Unmittelbar aus solcher Anschauungsweise des Genies folgt Wagners Ansicht, alles Monumentale in der Kunst sei verwerflich, weil es veralten könne; Reiz und Wert habe deshalb nur das Neue.

Und Wagner hat ja nun auch so viel des Neuen erdacht und gewagt, daß die Vorpiegelung Glauben finden konnte, als sei seine Muse gleich einer gewappneten Minerva sitz und fertig aus Jovis Schädel hervorgesprungen. Das ist sie nicht. Sie hat sich vielmehr gleich jeder erheblichen anderen Phase geschichtlicher Entwicklung lebendig als äußerste Konsequenz einer einseitigen pessimistischen Geistesströmung ergeben und sich im Fortschreiten nach und nach scharf zugespitzt.

Im Lager der hinterbliebenen Freunde und Bekenner der leidenschaftlichen Muse Wagners hat man neuerlich entdeckt, es sei weit förderlicher für die Propaganda, den

\*) „Im ersten Zuge ging er (Wagners Drang aus der Enge herauszukommen) auf eine glänzende Laufbahn als Künstler hinaus.“ Mitteilung an seine Freunde. Leipzig 1852. Seite 46.



Zusammenhang Wagners mit bestimmenden Entwidlungsgesetzen anzuerkennen, als ihn wie ein Unikum von solchen Notwendigkeiten ausgenommen darzustellen, seine Kunst als einzig in ihrer Art aus Urzeugung entsprungen zu preisen und den Leuten immer vorzureden, sie seien viel zu beschränkt, unreif und unwürdig, solche seltsame übernatürliche Kunst zu begreifen oder gar im rechten Geist sie zu genießen. So erkennt Max Koch\*) bereitwillig an, die Wagner'schen Musikdramen hätten die romantische Oper Webers und Marschners keineswegs „beseitigt“, wie die Egaltados behaupten — freilich sprechen schon alle deutschen Theaterzettel eines Jahres gegen eine solche Behauptung —, in Wahrheit seien jene Musikdramen vielmehr „eben die höchste Ausbildung der romantischen Oper“. Treffender möchte man die Musikdramen Wagners als gewagteste Konsequenz der romantischen Oper kennzeichnen. Denn hätten sie die Formen derselben nur bis zum höchsten Maß der Vollkommenheit weiter entwickelt oder „ausgebildet“, so könnte sich Max Koch doch nicht ernstlich darüber beschweren (wie er es auf der nächsten Seite seiner Abhandlung nicht verhehlt), das Bemühen mancher Bühnen sei offenbar, jene „Dramen zu Opern herabzudrücken“.

Einen allgemein eingebürgerten „internationalen“ Gattungsbegriff wird man nicht leicht los werden. Und wenn Max Koch im Sinne der von ihm vertretenen Richtung Verwahrung einlegt gegen die Gewohnheit, eine Oper — höherer oder niederer Gattung — auch als Oper zu bezeichnen, so widerspricht er sich selbst. Denn er gibt zu, „Wagner gehöre seiner Zeit an; von ihr gebildet und bekämpft, habe er selbst sie gebildet und bekämpft. Man müsse ihn als historische Erscheinung würdigen und begreifen lernen. Dies zu bewirken sei die Aufgabe des Wagner-Jahrbuches.“ Gern kann man dieses Urteil unterschreiben. Wenn man aber die Tonbühnenwerke eines Gluck, Mozart, Beethoven und auch die Eurythmie von Weber unbedenklich „Opern“ nennt, die doch ihrer Zeit weit vorausseilen, also in solchem Sinne ihrer Zeit nicht angehörten, warum nicht auch die Wagner'schen, diese unmittelbaren Erzeugnisse der Gegenwart? Hier eben liegt der Widerspruch. Und worin unterscheiden sich denn die Wagner'schen Werke von denen seiner erwähnten Vorgänger? Einen dramatischen Stoff entwickeln sie doch insgesamt. Sie bedienen sich zu diesem Zwecke auch alle derselben Ausdrucksmittel: vokal und instrumentaler, mimischer und dekorativer. Aber Mozart benutzt diese Mittel anders als Gluck, Weber gestaltet sie formal anders als Beethoven, und Wagner unterscheidet sich von diesen und allen Vorgängern dadurch, daß er sich bemüht, der musikalischen Form aus dem Wege zu gehen, um an ihrer Statt dem Charakteristischen eine formfreie Alleinherrschaft einzuräumen. — Die Gattung ist überall ein und dieselbe. Sie erscheint bei den verschiedenen Meistern nur formal und quantitativ anders nach Maßgabe der persönlichen Voraussetzungen, welche ihr Verhältnis zum dramatischen Stoff, zu seiner Wahl und zu seiner Behandlungsweise bestimmen.

Erfreulich ist das Bemühen der Wagnerianer, ihren Meister, den sie ehedem als unvergleichbare Größe unter dem Bann des *noli me tangere* gefesselt hielten und dessen bloße Beurteilung sie schon als feindlichen Angriff auf ihre Empfindlichkeiten und auf seine Unfehlbarkeit und Unantastbarkeit verdächtigten, nunmehr endlich aus solcher Ausnahmestellung zu erlösen, da sie ihn als „historische Erscheinung würdigen und begreifen“ zu lernen anfangen. Im Jahrbuch werden außer denen von Max Koch noch mehrere andere schätzbare Anläufe dazu gemacht.

C. Fr. Glasenapp, der Wagner als Erben der nationaldeutschen, vollständigen Bestrebungen Schillers und Webers darstellt, deutet an, daß dieser Erbe auch in Beethoven einen Vorgänger gehabt habe, sofern Beethoven „aus der Tiefe von Sebastian Bachs Wundermacht die Form nur suchte, um sie durch gänzlich (?) Vergeistigung und Beseelung aufzuheben und von innen heraus zu vernichten!“\*\*) Neben-

\*) Jahrbuch Seite 13.

\*\*) a. a. C. Seite 21.

bei bemerkt, eine schwerverständliche Phrase! — Sie scheint zu sagen: Beethoven habe sich Bachs Form anzueignen gesucht lediglich mit der Absicht, dieselbe zu vernichten. Und das soll durch deren „gänzliche Vergeistigung und Bejeeleung“ geschehen sein! War und ist denn Bachs Form so gänzlich ohne Geist und Seele? Und kann man bei Beethoven noch von Bachs Form reden, wenn er sie aufhob und von innen heraus vernichtete? Eine Form, die man mit etwas anfällt, also hier mit Geist und Seele, wird die dadurch vernichtet? Beethoven hat in seiner letzten Schaffenszeit sich mit Vorliebe dem polyphonen Stil und dem sugiereten Satze zugewandt. Aber er hat diese Formen keineswegs wie Bach, sondern eben wie Beethoven aufgefaßt und behandelt.

So viel scheint aus dieser stilistischen Leistung hervorzugehen, daß Glaserapp hat andeuten wollen: weil Beethoven „die Form Sebastian Bachs von innen heraus vernichtete“, sei Wagners radikale Vernichtung des Formprinzips der „absoluten Kunst“ vollends berechtigt gewesen. Aber der Obersatz dieser Schlussfolgerung findet in Beethovens Tonwerken auch nicht die leiseste tatsächliche Bestätigung. Heilig und unerschütterlich waren ihm die Gesetze der schönen Form in seiner Kunst; sie galten ihm als keusche Glaubensmaterien, über die sich nicht streiten lasse. Aus einem solchen Vorgange wird man Wagners, durch Ton und Wort bethätigte Abwehr der Grundsätze des klassischen Schönheitsideals deutscher Tonkunst also nicht erklären und rechtfertigen dürfen.

Dagegen kann man zumeist einverstanden sein mit den auf eingehenden Studien beruhenden Ausführungen von Fritz Kögel (S. 95). Derselbe sammelt allerlei ästhetische Forderungen, welche durch Wagners „Gesamtkunstwerk“ Befriedigung gefunden haben wollen. Kögel meint, diese Neuschöpfung Wagners verwirklichte das Idealbild des ursprünglichen *dramma per musica* der Florentiner. Thut es das — was doch wohl noch klarer erwiesen werden müßte — so vollendet es ja freilich den Entwicklungsgang der Oper. Und im reiferen Alter hat Wagner — trotz der Abneigung Max Kochs gegen die „Oper“ — selbst eingeräumt, „sein Werk erschiene der Oper so nahe verwandt, daß er es geradezu als die erreichte Bestimmung derselben zu bezeichnen sich berechtigt fühle“ (S. 95). Von einem Zusammenwirken der schönen Künste zu gunsten einer einfachen dramatischen Handlung auf der Schaubühne haben sich sehr namhafte ästhetische Kapazitäten lange vor Wagner schon eine wesentliche Steigerung des Eindrucks versprochen, den das Drama hervorzubringen strebt. Kögel citiert zur Erhärtung dieser Thatsache Gewährsmänner wie Euler, Wieland, Schelling, Solger, Schleiermacher und andere. Mit den kritisch beleuchteten Auseinandersetzungen und Forderungen solcher Autoritäten beweist Kögel, daß die Vereinigung der Künste zum dramatischen Zweck sinnfälliger eindringlicher Wirkung keineswegs ein neuer, originaler Gedanke Wagners ist. Aber das will Kögel im Einverständnis mit den „Bayreuther Blättern“ eben nachweisen. Die Bestrebungen dieser Kunstvertreter gewinnen ja nur an Kredit dabei, wenn sie „wünschen, ihr Wollen als in dem edelsten Sinnen und Streben der Vorzeit überall wurzelnd betrachtet zu wissen“ (96).

Wohl von demselben Wunsch gedrängt, zeichnet W. A. Ettlinger mit Meisterhand ein klares Bild der romantischen Bewegung in der deutschen Litteratur, um in „einer gewissen Analogie“ des Entwicklungsganges vom Optimismus zum Pessimismus, den Wagner durchlaufen habe, seinen Zusammenhang mit diesen fortschreitenden geistigen Strömungen nachzuweisen (S. 116). Wagner hoffte eine Erneuerung in Kunst und Leben von einer gemeinsamen (allgemeinen?) religiös-philosophischen Weltanschauung, die sowohl auf einem reinen Christentum, als auf der Philosophie Schopenhauers beruhen müsse. In dieser ihrer allgemeinen Grundlage und auch in manchen Einzelheiten erscheinen Wagners Darlegungen (in einem seiner letzten, „Kunst und Religion“ betitelten Aufsätze) Herrn Ettlinger wie eine Fortbildung jener romantischen Bestrebungen (118).

Sehr geistvoll verfolgt Ettlinger diesen paradoxen Gedanken in Wagners Werken, deren Quellen zugleich in die Untersuchung verflochten werden. Man wird aufmerksam gemacht auf den inneren Zusammenhang der Werke einerseits mit der Doppelnatur Wagners, die zwischen Idealismus und Realismus frieblos hin und her schwankte, andererseits mit den verwandten Lebensrichtungen der Romantiker.

Dagegen scheinen Bemerkungen und Urteile über Wagners Verhältnis zu den mittelalterlichen Stoffen seiner Dichtung nicht überall zutreffend zu sein. „Ueber die Romantiker ging Wagner weit hinaus,“ sagt Ettlinger (124 f.), „darin, daß er aus den überlieferten Formen der Sage deren rein menschlichen Gehalt zu gewinnen wußte, nicht aber, wie jene häufig thaten, den fruchtlosen Versuch machte, mittelalterliche Stoffe auch in mittelalterlichem Geiste zu behandeln.“ Kurz vorher behauptete Ettlinger aber, Wagners Behandlungsweise der mittelalterlichen Stoffe sei im allgemeinen den Formen treu geblieben, welche die deutsche Sage unter der Einwirkung des Christentums angenommen habe (124). Das ist offenbar ein Widerspruch. Der Geist, der sich im Drama zur Anschauung bringen will, muß sich derselben doch durch irgend welche Form vermitteln, die man eben anschauen kann. Shakespeare behandelte seine antiken Stoffe — Julius Cäsar, Antonius und Kleopatra, Timon von Athen und andere — nicht im antiken Geist, sondern im Geist des Elisabeth-Zeitalters. Deshalb blieb er auch den antiken Lebensformen nicht treu. Wagners Streben war ein dualistisches. Es richtete sich einesteils nicht sowohl auf eine rein menschliche als auf eine rein subjektivistische Idealität, andererseits erstrebte Wagner in seiner szenischen Regie, in seiner repräsentierenden Stabreim-Dichtung, in den Lebensformen seiner handelnden Personen, in der Mitwirkung von Tieren aller Art, in seiner instrumentalen Interpretation der dramatischen Vorgänge, in ihrer formalen, durch Leitmotive äußerlich charakterisierten und allegorisierten Saz-Unenblichkeit: — durch diese und andere Mittel erstrebte er eine möglichst realistische Deutlichkeit, Illusion und Treue der Wiedergabe von Geist und Form der Zeit seiner Handlung — nach der Vorstellung, welche historische Ueberlieferung und Sagenbildung zunächst in Wagners eigener Phantasie abspiegelt hatte. Wagners Gedankenbild von dem Geist und von den vermittelnden Formen der Zeit, die sein Drama zu veranschaulichen unternimmt, findet aber in dem Verständnis eines Theaterpublikums der Gegenwart sehr selten unmittelbare Abspiegelung. Selbst auch künstlerisch und wissenschaftlich höher gebildete Leute bedürfen eines Studiums, um sich auf den rechten „historischen Standpunkt“ zu stellen und so, aber auch nur so durch das Verständnis zum Genuß des Kunstwertes zu gelangen. Ein Theaterpublikum als solches aber sucht und findet erfahrungsgemäß seinen Genuß keineswegs im dramatischen Interesse der Wagnerischen Bühnenspiele, sondern in den sinnfälligen und nervenreizenden Wirkungen der Szene und des Orchesters. Man möchte denken, die Sache würde sich ganz anders verhalten, wenn es sich für Wagner in Wahrheit stets um die objektive Darstellung rein menschlicher Ideen, Personen und Zustände in seinen dramatischen Werken gehandelt hätte, wie es der Fall ist in seinen Meistersingern und bei seinen Vorgängern, namentlich in Mozarts Opern, die aber eben wegen ihres rein menschlichen Gehaltes in charakteristischer einfacher musikalischer Formschönheit als viel zu nüchtern, vielleicht gar als zu schal gelten mochten, um dem überreizten Gaumen des Schöpfers eines „Tristan“ schmachhaft zu erscheinen.

Wie verhält sich's nun mit dem rein menschlichen Gehalt und mit „den Formen, welche die Sage unter der Einwirkung des Christentums angenommen“, in Wagners Hauptwerk, im Nibelungenring?

Das Epos kann Vorstellungen erwecken von unsterblichen übernatürlichen Wesen, von Göttern, von redenden Tieren, von Phantasiegebilden wie Riesen, die in feuer-speiende, gelegentlich auch sentimentale Drachen verwandelt werden, von Zwergen, die in Bergestiefen hausen, von zauberkräftigen Tränken. Wer dergleichen liest, kann

sich dabei Vorstellungen von den geschilderten Gegenständen machen, die von nichts begrenzt zu sein brauchen, als von der Dehnbarkeit der Einbildungskraft. Das Drama dagegen wird als vorgegebene Wirklichkeit gedacht. Was auf der Bühne vorgeht, soll die Täuschung erregen, als gehe es gegenwärtig im Menschenleben vor. Und wenn der dramatische Gehalt zu wirken vermag, als erlebe jeder Zuschauer unmittelbar selbst, was er im Spiel sieht und hört, so erfüllt das Drama durch solche Eindrücke und selbstbeschauliche Anregungen den rein menschlichen Zweck seiner Aufgaben. In Wagners Rheingold sind alle handelnden Personen Wesen von übermenschlicher Lebensgröße — Götter, Göttinnen, Riesen, Schwarzalpen. Was soll sich ein einfacher Geschäftsmann im Parterre, was ein ungelehrter Besucher oder Abonnent der ersten Rangloge für Vorstellungen machen von einer fiktiven Daseinsphäre und ihren übernatürlichen Bewohnern, die ihm nicht größer und erhabener entgegenreten als die ihm wohlbekannteren Opernsänger, welche gestern den Figaro und Almaviva im Barbier von Sevilla darstellten und heute als Wotan und Loge in Walhall wandeln, nach Reibelheim fahren und sich nicht scheuen vor sehr unöttlichen Vertragbrüchen und räuberischen Vergewaltigungen. — Daß Wotan die Freia verschachtet; daß er sich und seine Genossen von Logard dadurch in Lebensgefahr bringt, da Unsterblichkeits-Äpfel von der verkauften Spenderin nicht mehr gerächt werden; daß die Götter zusehends zu altern beginnen; das alles soll das denkende Publikum des 19. Jahrhunderts glauben, als ereignete es sich wirklich und wahrhaftig vor seinen Augen! Wo ist denn hier etwas rein Menschliches?

Und wie gar von einer Einwirkung des Christentums auf die Sage die Rede sein könne, ist schwer zu begreifen, wenn Siegmund in Sieglinden, der Gattin seines Gastfreundes, seine Zwillingsschwester erkennt und ihre Ermunterung, „die Nacht“ — oder vielmehr Hundings Zauberschlaf — „zum Heil zu nutzen“, so befolgt, daß Sieglinde durch Siegmund zur Mutter Siegfrieds gemacht wird! (Uebrigens eine Erfindung Wagners — nicht der Sage.) Christlich ist das gewiß nicht; aber auch nicht rein menschlich, sondern sehr unreinlich. Als unsauber gilt dergleichen wenigstens überall, wo Kultur und Kunst unter der Einwirkung christlicher Ethik und Moral alle Anschauungen des Lebens, der Gesittung, der Ordnungen und Formen des Guten, Wahren und Schönen bestimmen.

Held Siegfried wird dann als Urbild, als Inbegriff des rein Menschlichen dargestellt. Man hat später erläutert, daß die Siegfriedsage in ihrem Ursprung den jungen Helden als Gott des Lichtes oder des Lenzes, als des sich verzüngenden Lichtes aufgefaßt habe. Das ist in Wagners Kunstwerk indessen nicht hervorgehoben. Hier vertritt Siegfried das Ideal, welches Wagner sich vom reinen natürlichen Menschenwesen gebildet hat. Siegfried erscheint darum auch als Hauptfigur und Angelpunkt, um den sich das Universum mit allen seinen Bewohnern, auch mit seinen Göttern bewegt. Und die Götter haben sich so unfähig erwiesen, die Herrschaft der Welt zu behaupten, daß Siegfried mit einem Schwertstich Wotans Speer, „der Herrschaft Hant“, zerplittert und den höchsten Gott lächelnd und scherzend entthront. Ins Christliche überetzt bedeutet dieser Sieg des „rein Menschlichen“ noch etwas mehr, als das Wort der Schlange: eritis sicut deus. Denn der Mensch — oder Siegfried, der Vertreter des von Göttern nichts wissenden Menschen, das Urbild also absoluter Gottlosigkeit — strebt hier nicht danach, Gott gleich, sondern Gott selbst zu sein. Er verdient allein, er allein ist berufen und befähigt, die Herrschaft der Welt in seine Hand zu nehmen. Götter braucht man dazu nicht mehr. Daß diese symbolische Moral der dramatischen Peripetie des Ribbelungenrings tief in Wagners persönlicher Ueberzeugung, wenigstens zeitweilig, begründet gewesen sei, erhellt aus verschiedenen seiner durch den Druck verewigten Aeußerungen. Was könnte bestimmter dafür sprechen, als wenn Wagner in der Mitteilung an seine Freunde sich ohne alle Ziererei als „absoluten Künstler“ bezeichnet und erklärend hinzusetzt:

„oder Gott!“) Wenn das rein Menschliche identisch ist mit dem Gottlosen, dann läßt die Nibelungen-Tetralogie an rein menschlichem Gehalt nichts zu wünschen übrig. Christlich aber ist das nicht, sondern diabolisch und antichristlich — eine künstlerische Feier des revolutionärsten Umsturzgedankens.

Ettlinger hat den Wagnerschen Nibelungenring nur flüchtig berührt. Die ethischen Fragen, welche Wagners zum Teil willkürliche Verdunkelungen der altgermanischen Götter- und Heldenjage aufregen, lagen dem apologetischen Zweck des Wagner-Jahrbuches freilich ganz fern. Dagegen unterläßt es Ettlinger nicht, seine im großen und ganzen sehr verständigen und sesselnden Auseinandersetzungen mit der Bemerkung abzurunden, die „blaue Blume“, welche die Romantiker (seit Novalis) vergeblich suchten, Wagner habe sie endlich gefunden. Die blaue Blume verfinnlichte in dem unvollendeten Roman „Heinrich von Ofterdingen“ das Streben der Romantiker, „Natur und Leben durch Poesie zu verklären“. Wenn der Ausdruck „verklären“ mehr ist, als eine bloße Metapher, so kann er hier nur besagen, daß die Romantiker eine künstlerische Form suchten, welche das vom Wandel und Wechsel des Vergänglichen gereinigte oder geklärte Urbild eines glückseligen Zustandes darstellen möchte, wie es sich in der Vorstellung eines lautereren rezeptiven Menschengemütes oder Dichterherzens als Idealbild klarer oder unklarer abbildet. Daß die Romantiker jenes Urbild nicht fanden, erklärt sich un schwer. Sie suchten es in einer Zuständlichkeit der Welt- und Menschengeschichte, wo dasselbe überall von sittlicher Fäulnis angegriffen, von Selbstsucht, Tod und Verderben verfinstert, entstellt und verunreinigt erscheint. Die blaue Blume konnte vielmehr nur im Paradiese blühen; das Urbild von Welt, Natur und Leben findet sich nur in der Verwirklichung des Schöpfungsgebauens, nach welchem die Heiligkeit und Liebe ihr eigenes Bild schuf und beschaute im dreifachen Licht des Guten, Wahren und Schönen. Daß diese Trias sittlicher Triebkräfte der heiligen schöpferischen Liebe sich später verzweigte, daß sich in Religion, Wissenschaft und Kunst entsprechende Organe der Erkenntnis des Unendlichen sonderten, das beweist eben nur den Abfall des Ebenbildes von seinem Urbilde. Der Abfall mußte das unmittelbare Anschauen des Guten, Wahren und Schönen dem Entfernten erschweren oder vollends entziehen. Aber die Ahnung einer liebevollen Gemeinschaft des Ebenbildes mit seinem Urbilde lebte fort in der Menschenseele, lebte auch in der Brust der Romantiker; und die Wiederherstellung jenes glückseligen Zustandes ist der Gegenstand des „Seufzens aller Kreatur“, auch des Suchens und Sehens der Romantiker nach der fragwürdigen blauen Blume. Und die sollte Wagner wirklich gefunden haben? — Im Festhauch des Pessimismus wächst sie doch wohl nicht!

Auffallend ist, daß weder Ettlinger, noch die übrigen Mitarbeiter des Jahrbuches von Wagners Musik sprechen. Auch Roman Wörner, der nach Schillers Erklärung einer rechtschaffenen Komödie Wagners Meisterfinger prüft und mit Scharfsinn die Erfüllung aller Regeln durch dieses Werk nachweist (211 ff.), behandelt einseitig nur die Dichtung als solche. Item Heinrich Wetti (229 ff.); er deutet verwandte Züge im nationalen Streben Wagners und Vorhings auf, wozu ein Vergleich der Meisterfinger mit einer verschollenen Oper „Hans Sachs“ von Vorhing ihn veranlaßt, ohne auf Wagners Musik näher einzugehen. Ebenso wenig thut das auch in der Wiederherstellung jenes glückseligen Zustandes ist der Gegenstand des „Seufzens aller Kreatur“, auch des Suchens und Sehens der Romantiker nach der fragwürdigen blauen Blume. Und die sollte Wagner wirklich gefunden haben? — Im Festhauch des Pessimismus wächst sie doch wohl nicht!

\*) In seinen Mitteilungen an seine Freunde identifiziert Wagner sich mit Logengrin und sagt von diesem: „er wollte nichts anderes sein als Mensch, nicht Gott, das heißt absoluter Künstler.“ Wagner selbst aber hat sich oft genug als „absoluter Künstler“ geriet und als solcher mußte er sich also als „Gott“ fühlen. A. a. O. Seite 110, Ausgabe von 1852.

\*\*) Verfasser eines seiner Zeit von der „Allgem. konservativen Monatschrift“ gewürdigten Werkes, betitelt „Bismarck, Robertus und Wagner“.

zwischen vierzig und fünfzig dargestellt werden solle, wie es nach der Berlin-Münchener Tradition geschieht. Wirt.) hatte für einen rüthigen Greis von siebenzig Jahren eifrig plädiert, ohne für diese seine ganz annehmbare Auffassung die erwünschte Anerkennung zu finden. Er behandelte diese hochwichtige Frage ironisch, wie sie nicht anders behandelt zu werden verdient, und entwickelte aus den Aeußerungen seiner Gegner eine verhältnißmäßig zahlreiche Menge verschiedener Auffassungen des Königs Marke, um dann diesen getäuschten Gemahl Isolde's einigermaßen dem Gelächter preiszugeben. Ziffernmäßig berechnet Wirt.) die Verhältnisse jener Mänuen zu einander. Und das Resultat ergibt sieben verschiedene Marke: „Marke Nummer 1, Marke Nr. 2 — bis Marke Nr. 7.“ — Diese Abhandlung fällt über 30 große Oktavseiten (239—271) des Jahrbuches, ohne die musikalische Frage zu berühren. — Auch der schon erwähnte Heinrich von Stein lenkt in einem überschwenglichen Herzenserguß die Aufmerksamkeit auf außermusikalische Nebensachen. Er betrachtet die Darstellung der Natur in Wagners Werken, bei der die unvernünftigen Tiere, gefiederte und vierfüßige, bekanntlich stark beteiligt werden. Als Stilprobe verdienten wohl einige Gedanken hier angezogen zu werden, die gestützt auf Aussprüche Wagners etwa folgende Schlufreihe ergeben würden: „Wir sollten die Tiere — als untrügliches Zeugnis für die Wahrheitigkeit der Natur — zu unserer Selbsterziehung benutzen. — Der Mensch ist der Sinn (?) der Natur — die Natur ist das Maß des Menschlichen. — Menschenwürde ist Menschenthat. — Das Götterschicksal harret (im Nibelungenring) seiner Entscheidung durch menschliche Thaten und Leiden.“ Daraus folgt denn also, daß die Tiere, die Vorbilder für die Menschenwürde, welche ihr Maß ja in der Natur findet und welche gleichbedeutend ist mit Menschenthat, das Schicksal der Götter entscheiden! Darwins Deszendenztheorie bewährt sich also auch in ihren Bezügen auf menschliche Selbsterziehung und deren Konsequenzen — wenigstens nach dem Gedankengang jener Stilprobe.

Der höchste Triumph der Selbsterziehung ist „der weltliche, unentstellte Mensch“, den Wagner „in den Vordergrund seiner Schöpfungen stellte“ (156). „Alles hören und sehen die Gemüthlichen lieber als diesen, der mahneud am Ausgang ihrer Träume steht!“ — Eine volle Schale seines Jornes ergießt Wagner über „jene schwapperige niederträchtige Gemüthlichkeit, die sich beim Anblick der menschlichen Leiden eigenjüchtig zurückweubet, um sich ein Privathimmeln zu mieten“. Und in solcher Selbstsucht und Herzlosigkeit — die doch wahrlich nicht im Gemüt wurzelt und nicht einmal als weichliche Entartung dessen gelten kann, was ein guter Deutscher Gemüthlichkeit nennt — entdeckt Wagner „das Verbindungsglied einer traurigen Verwandtschaft unter der schönen Gegend und der hübsch klingenden Musik unserer Zeit“ (156)! — „Der sinnige Gedanke könne ganz gewiß das Verbindungsglied dieser traurigen Verwandtschaft nicht sein“, meint Wagner. Das Schöne in der Natur, der Wohlklang in der Musik und das Gemüt als das rezeptive Organ der unmittelbaren Erkenntnis und Auffassung solcher Eindrücke sind ihm also ärgerlich. Er behandelt sie als Hindernisse der erstrebten Erfolge seines eigenen Kunstschaffens, das nicht aus Stimmungsmomenten des Gemüthslebens, sondern vielmehr aus dem beschaulichen Nachdenken, aus dem „sinnigen Gedanken“ seine Anregungen und Ideen schöpft. Ein Tonmeister, der mit der Musik — der „Tonsprache des Gemüthes“ — nichts Besseres anzufangen wußte, als daß er sie zum Gegenstand seines Spottes und Kergers machte, hatte in der That — wie Ernst von Wolzogen (137) sehr bekräftigt von Wagner sagt — „das bloße Musikertum (gründlich) abgestreift“. Es war das Gescheiteste, was er thun konnte. Denn er wollte lieber Dichter sein als Musiker. Die Musik hatte für ihn nur noch relativ bemerkenswerte Bedeutung, sofern sie ihm als Ausdrucksmittel seiner dramatischen Gegenstände diente und sofern sie beigetragen hatte, ihn zum Dichter zu machen.“)

\*) Auf Seite 147 der wiederholt angezogenen „Mitteilungen an seine Freunde“ sagt Wagner selbst: „Nur noch der Gegenstand des Ausdrucks war mir das für mein Gehalten Beachtenswerte. Gerade durch die gewonnene Fähigkeit des musikalischen Ausdrucks ward ich somit Dichter.“

Aus diesem Verhältnis des Meisters zu seiner Musik wird es denn begreiflich, daß die Lobredner und Ausleger im Jahrbuch, welche ihn in seinen Werken als Dichter beleuchteten, von seiner Musik wenig oder nichts „Beachtenswertes“ sahen.

\*     \*     \*

Suchen wir nunmehr auf Grund der Thatfachen in gedrängter Kürze eine gerechte Würdigung Wagners und seines Verhältnisses zur deutschen Tonkunst zu gewinnen.

Zunächst kommt die bewundernswerte Arbeitsamkeit in Betracht, die ihn befähigte, sich die ungewöhnlichsten, umfanglichsten Aufgaben zu wählen und sie mit eiferem Fleiß, mit beharrlichem Willen und mit lebendiger Geistesfrische durchzuführen. Das hätte er nicht vermocht ohne den Antrieb sittlichen Ernstes, geschöpft aus der Kraft unerschütterlichen Glaubens an seine künstlerische Sendung. Dieser sittliche Ernst macht ihn auch zum deutschen Meister.

Als solcher reiht er sich den Meistern deutscher Romantik an. Wie diese schöpfte Wagners Kunst ihre Lebensquellen gern aus Ideen der Philosophie, der Revolution und der germanischen Sage und Vergangenheit.

Geschichtlich begründete Kulturzustände im Leben des Staates, der Gesellschaft und der Kunst galten ihm als unerträgliche Schranken der persönlichen freien Bewegung. Er fühlte sich berufen, diese Schranken umzustürzen und seiner eigensten Selbstbestimmung offene Bahn zu machen.

In seiner Kunst hinderte ihn nichts, solche revolutionäre Absichten zu bethätigen. Und hier räumte er denn zunächst die Gesetze des reinen Musikschönen aus dem Wege. Musik sollte dem Drama und seiner Charakteristik nur noch als erregendes Ausdrucksmittel dienen. Eine dienende Musik aber hört auf eine freie Kunst zu sein. Und wird das Musikschöne dem Charakteristischen aufgeopfert, so wird die Musik auch in ihrer Eigenschaft einer schönen Kunst mindestens fragwürdig. Die dramatische Musik Wagners ist eine stilistische Spezialität. Als solche hat sie ihre volle Berechtigung. Oft klingen auch vollständige Offenbarungen deutschen Tongeistes durch die tönenden Fluten heraus. Aber mit dem Schönheitsideal deutscher Tonkunst hat jene Spezialität dramatischer, musikalisch-formloser Interpretation nur lockeren oder gar keinen wesentlichen Zusammenhang, ebenso wenig inhaltlich als formal. Selbst die meisten reinen Instrumentalsätze wollen durchaus anders beurteilt werden und wirken, als symphonische Werke anderer deutscher Tonmeister es verlangen und erstreben.

So ist denn Wagners Musik in der That eine Neuschöpfung. Aber sie hat aufgehört durch ihren Dienst am Charakteristischen eine freie schöne Kunst zu sein. Hätte Wagner das einfach selbst eingeräumt, wäre wohl die Opposition viel zahmer gegen ihn aufgetreten. Jedoch wenn er zugab, daß die von ihm geschaffene Spezialität nur ein Seitenschuß der freien schönen Tonkunst sein wolle, welche für diese ohne tiefere Bedeutung, von ihr unabhängig sei, doch neben ihr volle Existenzberechtigung fordere: dann mußte Richard Wagner sich mit einer musikalischen Rangstellung im zweiten Gliede der Front unserer univervellen Meister deutscher Tonkunst bescheiden. Das aber erlaubte ihm sein künstlerischer Ehrgeiz nicht. Er wollte zwar vollgültig und in vorderster Linie als großer Dichter wirken und gewürdigt werden. Wie untergeordnet aber die „absolute Musik“ seiner Dichtung gegenüber ihm auch erscheinen mochte, war er sich doch bewußt, die musikalischen Ausdrucksmittel mit der gleichen Meisterschaft wie die dichterischen zu beherrschen. War er denn nicht auch also ein großer, ja in seiner Sphäre unzweifelhaft der größte Tonmeister aller Zeiten? —

Mag dem so sein. Aber nach der Märtyrerkrone unserer großen Musiker, Bach, Mozart, Beethoven, Schubert und anderer gelüstete es ihn nicht. Er strebte nach der

Krone des unmittelbaren Erfolges, welche nur die große sensationelle Oper ihm versprechen konnte. Und um sie zu erreichen, wurden ganz außergewöhnliche Hilfskräfte in Bewegung gesetzt.

Karl Hedel erstattet einen sehr eingehenden anschaulichen Bericht von den allmählich über ein ausgebehntes Ländergebiet verbreiteten Wagnervereinen, welche Emil Hedel in Mannheim, der Vater des Berichterstatters, anregte und thatkräftig mit bestem Erfolg förderte (167 ff.). Die Wagnervereine und ihre verwickelte Patronatsorganisation bezweckten zunächst die Aufführung des Nibelungenringes in einem Theater, welches ausschließlich für eine solche erbaut werden sollte. Wagner wählte sich die Stätte für dieses Wagnertheater bekanntlich selbst aus. Zum Bau des Hauses in Bayreuth waren große Mittel erforderlich — aber eine Million! Erhebliche Summen strömten auch zusammen. Bevor aber das Unternehmen noch gesichert war, baute Wagner sich in Bayreuth ein luxuriös ausgestattetes Wohnhaus, mit Parkanlagen umgeben, wo „sein Wäghen Frieden fand“. Aber wunderbarerweise reichte nun für den Theaterbau das gesammelte Geld nicht. Und erst durch die hilfreiche Mithilfe des königlichen Freundes der Person und Kunst Wagners erreichte dieser 1876 endlich das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche. Ein beträchtliches Defizit zu decken, überließen die Patrone und Wagnervereine dem gefeierten Meister. Durch die Errichtung einer Wagner'schule in Bayreuth hoffte derselbe ähnlichen und anderen Mißerfolgen in Zukunft vorzubeugen. Solche Pläne gelangten aber nicht zur Ausführung.

Ein kräftiges Zugmittel zur Begünstigung seiner Tetralogie-Aufführung, beziehungsweise des Theaterbaues in Bayreuth bot sich dem Meister unverhofft dar in der Errichtung des deutschen Reiches. „Nun erachtete er den Zeitpunkt zur That gekommen“ — nämlich „die für seine Zwecke gedehlichen Elemente unter derselben Fahne zu sammeln, welche über das so hoffnungsvoll wiedererstandene deutsche Reich dahinwehte“ (169). Doch regt sich Widerspruch, wenn Max Koch die schwunghafte Erneuerung der deutschen Kunst, des deutschen Dramas und der nationalen Einigung in urfächliche Wechselwirkung miteinander zu bringen sucht, und wenn er gar „lacht über die Naivität“, mit welcher man angesichts der „großartigen Entfaltung“ deutscher Kunst, die sehr geringe Ausbeute der Waffenerfolge von 1870 und 71 für diese Seite des deutschen Kulturlebens bejammere. Es könnte danach scheinen, als seien Wagners Werke aus dem Geist der nationalen Erneuerung unmittelbar hervorgegangen. Das trifft aber mit geschichtlichen Thatsachen nicht zusammen. Denn außer Parsifal und einem Rest der Götterdämmerung = Partitur fällt die Entstehungszeit der meisten Wagner'schen Werke in eine weit zurückliegende Vergangenheit: \*) Rienzi 1842; Holländer 1843; Tannhäuser 1845; Lohengrin 1847 (erste Aufführung in Weimar 1850); Tristan 1865; Meisterfinger 1868; Rheingold 1869; die Dichtung der Trilogie 1863 veröffentlicht, zum Teil aber schon etwa zehn Jahre früher vollendet. Die Darstellung der Wagner'schen Zwecke als eines eminent „nationalen Unternehmens“ und des Wagnertheaters als einer „Nationalbühne“ trug reichliche Frucht. Infolge derselben geruhete auch der Kaiser „das Nationalmal einer großen, nationalen, künstlerischen That“ durch seinen persönlichen Besuch zu beehren. Die erste Aufführung des Gesamtwerkes umfaßte vier Abende und wiederholte sich dann im Spätsommer 1876 in solchen Serien einigemal. Wenn nun Hedel (193) berichtet, „der ersten Aufführung hatte der deutsche Kaiser beigewohnt“, so kann man das auch so verstehen, als habe der deutsche Kaiser der ersten Serie beigewohnt. Das ist aber nicht genau. Denn nur am sogenannten „Vorabend“ der Trilogie, in der einaktigen Vorstellung des „Rheingold“, war der Kaiser im Wagnertheater anwesend (Sonntag, den 13. August 1876).

Vergleichen, den Zwecken des Jahrbuches nützliche Ungenauigkeiten lassen sich verschiedene nachweisen. Sie erklären sich ja gewiß aus der guten eifrigen Absicht, Wagner

\*) N. a. D. Seite 13.



und seine Kunst den Lesern des Jahrbuches im günstigsten Licht zu zeigen. So wird (S. 477) ein Brief Wagners, datiert Königsberg i. Pr., 7. August 1836, an den damals als Kapellmeister in Riga wirkenden Heinrich Dorn mitgeteilt, in welchem der junge „ci-devant Beethovenianer“ sich der Protektion Dorns empfiehlt. Diesen Brief hat Dorn in seinen zu Berlin 1877 veröffentlichten „Ergebnissen und Erlebnissen“ abgedruckt. Was Dorn aber von den Erfahrungen erzählt, die er mit Wagner und seinem „undantbaren“ Betragen später gemacht, davon scheint das Jahrbuch nichts zu wissen — merkwürdig genug! — da doch die unbedeutendsten Anekdoten und die kleinsten, unerheblichsten Bezüge auf Wagner so gewissenhaft hier zusammengetragen und so massenhaft aufgespeichert werden, daß es schwierig ist, sich durch das Stofflabrynth hindurchzuwinden. Unkundige aber müssen glauben, daß Dorn, der dem jungen absonderlichen Musiker schon früher in Leipzig wohlwollende Dienste geleistet hatte, deren Erwähnung im Jahrbuch auch keineswegs unterlassen worden ist, zu Wagners entschiedenen Freunden gehörte, auch mit dessen reiferen Bestrebungen völlig einverstanden gewesen sei. Das trifft aber nicht zu, wie man aus Dorns „Ergebnissen und Erlebnissen“ ersehen kann.

Ich selbst schulde dem Herausgeber des Jahrbuches öffentlichen Ausdruck dankbarer Gefinnung für die Ehre, auch meinerseits unter die Apologeten Wagners aufgenommen worden zu sein. Ich habe die stilistische Kunst bewundert, welche den im Büchermachen vielgeübten Herausgeber befähigte und ermutigte, mir eine solche Uebersetzung zu bereiten. Der Herausgeber druckt nämlich (S. 418) aus einer Studie über die Entwicklung des musikalischen Stils, welche 1885 von mir in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ veröffentlicht wurde, denjenigen Passus im Auszug ab, der Wagner als Vollzieher der letzten Konsequenz des romantischen Subjektivismus darstellt. In diesem Auszug ist richtig wiedergegeben der Hinweis auf diejenigen Seiten der vorangegangenen Stilbesonderheiten, welche Wagner in sich aufnahm, um die äußersten Konsequenzen daraus zu ziehen. Es gehörte aber viel Kunst dazu, diese Wiedergabe so zu modeln, daß sie als Beispiel fortschreitender Anerkennung Wagners von seiten deutscher Musiker sich zur Aufnahme in das Jahrbuch brauchen ließ. Wie das gemacht werden konnte, erkellt schon zur Genüge aus dem Satze: „Er (Wagner) zog Gegenstände in den Bereich des musikalischen Ausdruckes, die sich nach der Seite hin mit der Tonkunst berührten.“ In diesem Satze ist nur ein einziges Wörtlein meines Originals geändert; und doch genügt diese Aenderung — vielleicht gar nur ein „gelegentlicher“ Druckfehler? — um Sinn in Unsinn zu verwandeln. Denn im Original steht: „die sich nach keiner Seite hin mit der Tonkunst berührten“. Meine weiteren Ausführungen über Wagners kunsthistorische Bedeutung eigneten sich nicht wohl für den Abdruck im Jahrbuch. Die Schlusswendung derselben möge (auch hier zum Schluß) aber noch einmal an dieser Stelle Platz finden, um der an das Jahrbuch geträufelten Beleuchtung Wagners in seinem Verhältnis zur deutschen Tonkunst als epigrammatische Spitze zu dienen. Ihre Schlusswendung lautet so:

Ueber die von Wagner gezogenen Konsequenzen des subjektiven Individualismus hinaus ist eine noch weitere Entwicklung nach derselben Richtung vernünftigerweise nicht abzusehen oder gar zu erhoffen. Es hieße das den revolutionären Gedanken, zu dessen Trägern und Vorkämpfern Wagner gehörte, in der Tonkunst verewigen und diese endlich in dem Dienste anarchischer Zukunftsträume vollends zu paralyzieren. —

\*  
\*  
\*

Nicht unerwähnt möge indessen bleiben, daß in dem trefflich redigierten Wagner-Jahrbuch außer allem vorher schon angezogenen noch eine Fülle anderen Stoffes aufgesammelt ist. Hervorgehoben werden mag wohl noch das Bruchstück einer biographischen Tabelle in Form von Annalen, gesammelt und mitgeteilt durch E. Fr. Glasenapp,

wie Musikrezepte und Briefe von Wagner, statistische und bibliographische Uebersichten über Wagners Werke, ihre Verbreitung und Geschichte.

Erfreulich ist der ruhigere Ton, der durch die Untersuchungen und Betrachtungen zumeist hindurchklingt und den Verteidigern und Propheten Wagners sonst nicht eben — leicht zu werden schien. Wenn diese Herren anfangen, die zum Ueberdruß breitgetretene Frage mit kalter, sachlicher Prüfung ehrlich und vorurteilsfrei zu erwägen, so kann das nur dazu beitragen, das Wahre und Dauerbare in Wagners gewaltigen Kunstschöpfungen vom Gemachten und künstlich Aufgebauchten zu scheiden. Gewiß leistet man doch durch solche Scheidung des Wahren und Falschen Wagners Werken und der Kunst einen viel praktischeren Liebesdienst, als durch die Abgötterei, die man damit treibt und deren fanatische Baalspriester alles mit dem Bannfluch verfolgen, was nicht mit räuchert auf ihren Altären. Der Geist läßt sich nicht dämpfen. Aber er braucht Zeit, seine Lebenskraft zu bewähren. So gönne man ihm denn auch die Muße zu seiner Zeitigung — und „siehe das, was ewig an ihm und unvergänglich ist“, wie die Muse sagt in der schönen poetischen Apotheose zu Wagners Gedächtnis, mit welcher Heinrich Wulthaupt die Pforten des Mausoleums im Jahrbuch eröffnet.



## Don Meh bis Montargis.

Friedliche Erinnerungen aus der Kriegszeit.

Von

Generalmajor W. von Sagen.

(Fortsetzung.)

In Larray erhielten wir, und zwar durch die Einwohner, die ersten Mitteilungen von den jüngsten Ereignissen an der Loire. Danach sollte das von den Deutschen besetzt gewesene Orleans nach zweitägigem Kampfe wiederum von den Franzosen genommen und besetzt worden sein. Zunächst hielt ich diese Nachricht für eine der vielen Lügen, die gestiftetlich von der Regierung zu Tours verbreitet und von den Franzosen nur zu gern geglaubt wurden. Leider bestätigte sich jedoch die Nachricht wenigstens in der Hauptsache.

Die Bayern unter General von der Tann, um einem überlegenen und umfassenden Angriffe auszuweichen, hatten bereits am 8. November Orleans geräumt und westlich bei Coulmiers Stellung genommen. Hier am 9. von den dreifach überlegenen Franzosen angegriffen, mußten sie allerdings schließlich den Rückzug antreten und damit die beiden Loireufer preisgeben.

Die Franzosen, immer geneigt, bergleichen Waffenfolge ihrer eigenen Truppen weit zu überschätzen, verjallen bei solcher Veranlassung nur zu leicht in eine gehobene, optimistische Stimmung, mag auch im übrigen durchaus kein Grund dazu vorhanden sein.

Solche Stimmung kam auch in Larray zum Ausdruck, wenn auch nur in Worten und Prahlereien höchst harmloser Art. Die nach der Loiregegend ziehenden deutschen Heeresmassen mochten den Bewohnern der Umgegend denn doch wohl einen heilsamen Dämpfer aufsetzen.

Meinem Wunsche, mich nach möglichst vielen Richtungen hin über französische Zustände zu unterrichten, ward durch einen glücklichen Zufall Vorschub geleistet. Am Ruhetage — es war der letzte, den ich bis zum Eintritt der Kampfzeit haben sollte — ward mir nämlich ganz unerwartet die Freude zu teil, eine klösterliche Mädchenschule, jedenfalls mit einem Internat verbunden, inspizieren zu können. Nicht weit von meinem Quartier lag ein Nonnenkloster, wenn ich nicht irre vom Orden der heiligen Ursula, deren Anwohner sich mit dem Unterricht der Jugend befaßten. Da auch die Klöster, selbst diejenigen strengster Observanz, von der Einquartierung nicht befreit waren, so hatten die Nonnen eine Anzahl meiner Leute in Logis und Kost erhalten.

Betreffs dieser ging mir eine Klage zu, und in Folge dessen lernte ich die Oberin in ihrem eigenen Heim kennen.

Nachdem die Beschwerde, welche, wie fast immer, auf den Mangel gegenseitigen Sprachverständnisses zurückzuführen war, erledigt worden, ließ ich mich mit der Oberin in ein Gespräch ein. Es schien ihr Freude zu machen, mich über die Einrichtung ihrer Schule aufzuklären, worauf ich natürlich bereitwilligst einging. Geru kam ich ihrer Aufforderung nach, mit in den Spielhof zu treten, in dem sich etwa zwanzig junge Mädchen fröhlich umhertummelten. Der Anblick eines deutschen Offiziers in Begleitung der Hochwürdigsten brachte natürlich das Spiel sofort ins Stocken, und mit neugierigen Blicken staunten mich die kleinen Badsische an. Inbessnen meine freundliche Begrüßung banute den Zauber, und es wurden mir die schönsten, graziösesten Knize zu teil, wie sie nur ein französischer Tanzmeister beibringen kann. Auf meine Fragen erhielt ich ebenso verständige wie bescheidene Antworten. Kurz die jungen Mädchen, die sämtlich den besseren Ständen anzugehören schienen, machten durch ihr ganzes, ich möchte sagen anmutiges Verhalten einen vortrefflichen Eindruck auf mich. Als ich mich empfahl, empfing ich als Gegengruß wiederum zwanzig tabellose Knize.

Wittlerweise hatten sich noch drei Schwestern, denen die Neugierde wohl keine Ruhe gelassen, der Oberin zugesellt. In ihrer Begleitung betrat ich eine der Schulstuben und bereitwilligst wurden mir die Hefte der Schülerrinnen vorgelegt. Näher auf den Inhalt derselben einzugehen, dazu fehlte mir ebenso wohl die Zeit, wie auch das nötige Verständnis; dagegen erregten die schönen Handschriften geradezu meine Bewunderung.

Natürlich hielt ich mit meiner Anerkennung nicht zurück. Ich erzählte von meinem Sohne, in dem ungefähren Alter der jungen Damen, der ebenfalls eine Schule besuche, jedoch bezüglich seiner Handschrift keinesfalls mit den Klostererschülerinnen in Vergleich treten könne. Von den Franzosen wird, allerdings auf Kosten des Inhaltes, vielleicht zu viel, von den Deutschen häufig zu wenig Wert auf das Äußere, auf die Form gelegt. Nachdem ich der Oberin meinen Dank für die mir gewordenen Belehrungen ausgesprochen, schied ich mit freundlichem Händedruck von den Schwestern und durfte wohl die Ueberzeugung mit hinwegnehmen, daß die abgehaltene Schulinspektion der klostertlichen Einquartierung keinesfalls zum Nachteil gereichen würde.

Daß dergleichen Klosterschulen, und damals war in Frankreich wenigstens der Volksunterricht meist in den Händen geistlicher Orden, dem Ideal entsprächen, welchem ein Unterrichtsminister nachzustreben hat, das wird wohl kein ernster Pädagoge behaupten. Mindestens werden Unterricht und Erziehung immer nur einseitige Zwecke verfolgen und können daher die volle und harmonische Charakterentwicklung fürs Leben nicht fördern. Außerdem hasteten mehr oder weniger auch diesen Schulen alle die Fehler an, welche man dem französischen Schulwesen überhaupt zu machen berechtigt ist. Da die Schule auf die Entwicklung gewisser eigentümlicher Züge im Volkscharakter überall einen nicht zu unterschätzenden Einfluß hat, so will ich hier, und zwar auf Grund eigener Anschauungen und bekannter Thatsachen, das französische Schulwesen in kurzen Zügen zu charakterisieren versuchen.

Dem Fremden fällt es in Frankreich auf, daß bisweilen selbst kleinere Knaben im Knopfloch eine Art von Ordensdekoration tragen. Auf die Frage nach der Bedeutung derselben erhält man zur Antwort, es sei dies eine äußere Anerkennung für Fleiß und Fortschritte in der Schule. Es ist ja bekannt, welchen Wert der Franzose auf das rote Bändchen der Ehrenlegion, überhaupt auf jede äußere, in die Augen fallende Auszeichnung legt. Die Regierung weiß diese Schwäche in ihrem Interesse auf die verschiedenste Weise auszunutzen. So fand ich bei einem ländlichen Schullehrer eine unter Glas und Rahmen gebrachte, schematisch gehaltene Anerkennung des Kultusministers bezüglich seiner Leistungen als Lehrer, bei einem Bauern eine ähnliche Anerkennung, ebenfalls unter Glas und Rahmen, für seine Bestrebungen in der Land-

wirtschaft vom Minister für Ackerbau. Dergleichen Diplome, meist von Ausstellungen herrührend und der Reklame dienend, findet man ja auch bei uns in Stadt und Land als zweifelhafte Zierden an den Wänden hängend; staatlicherseits werden sie jedoch als ein Zeichen besonderer Anerkennung nicht ausgegeben. Immerhin mögen außergewöhnliche Verdienste um den Staat durch Orden und Ehrenzeichen belohnt werden, indessen schon für die Jugend den Stachel der Eitelkeit in der ausgedehntesten Weise zur Anwendung zu bringen, das ist echt französisch und jedenfalls höchst bedenklich.

Der Volksunterricht in den Primärschulen lag, wie bereits bemerkt, zur Zeit des zweiten Kaiserreichs meist in den Händen geistlicher Orden und war nicht obligatorisch. Die Sekundärschulen, die eigentlichen Pflanzstätten der höheren Bildung, fanden in den Fakultäten ihre Fortsetzung und ihren Abschluß. Insgemein darf man wohl behaupten, daß es bei allen diesen Unterrichtsanstalten weniger auf Erziehung tüchtiger Charaktere, als auf die Erwerbung bestimmter Kenntnisse und auf die Abrichtung zu einem echten Franzosen ankam. Dies gilt namentlich von den unseren Gymnasien entsprechenden Lyceen. Außerlich erschien ja die Fucht auf denselben als eine sehr strenge; schon die Uniformierung der Schüler und mancherlei Einrichtungen des Schulreglements, welche an Kasernenordnungen erinnerten, ließen darauf schließen. Daß es jedoch darauf abgesehen gewesen wäre, das Pflichtgefühl, die Wahrheitsliebe, die Ehrfurcht zu wecken, kurz den Sinn der jungen Leute auf das Höhere und Ideale zu lenken, bleibt billig zu bezweifeln. Alljährlich fand auf den Lyceen eine „Konkurrenz“ statt, bei der es sich um Ermittlung der besten Schüler handelte. Aus den so Erwählten eines ganzen Unterrichtsbezirktes — Frankreich hatte deren sechzehn — ward wieder eine gewisse Anzahl der besten Kenner ausgesucht, und die Mitglieder des so gewonnenen *extrait spirituel de toute la France* hatten sich nun in Paris um den *grand prix d'honneur*, den Derbypreis, zu bewerben. Wer diesen ersten Preis erlangte, dessen Zukunft war für alle Zeit gesichert. Indessen auch die übrigen Auserwählten gingen nicht leer aus. Schon der Konkurs in den einzelnen Schulen und in den Hauptorten der Bezirke wurde mit theatralischem Gepränge in Szene gesetzt. Die Namen der auserwählten Schüler gingen durch die öffentlichen Blätter und waren auf dem schwarzen Brette des Rathhauses zu lesen. Wie bei einer Industrieausstellung begannen die ausgefertigten Preise mit ehrenvoller Rennung und setzten sich dann fort in einer Stufenleiter von Medaillen, Geschenken und Auszeichnungen. Auch die Lehrer der bevorzugten Schüler durften auf Berücksichtigungen aller Art, durch Titel, Orden oder Beförderungen, rechnen.

Wenn mir ein Franzose erzählte, und es ist mir später bestätigt worden, daß sich bisweilen Schulen um besonders befähigte Schüler bemühten, um sie bei der Preisbewerbung zu verwerten, ja daß Eltern solcher Kinder, die Aussicht gäben, den *grand prix* zu gewinnen, durch die Drohung sie aus der Schule zu nehmen, von dem Vorsteher derselben Geld erpreßten, so zeigt das schon die ganze Unsitlichkeit jener Einrichtung.

Welchen Einfluß mußte nun aber ein solches Unterrichtssystem, ganz abgesehen davon, daß nur die besonders befähigten Schüler zum Wettlauf „trainiert“ wurden, die durchschnittliche Mittelmäßigkeit aber ihrem Schicksal überlassen blieb, — ich sage welchen Einfluß mußte ein solches System auf den künftigen Staatsbürger, Offizier, Beamten u. s. w. ausüben? Gar manchen Franzosen habe ich in ernster Unterhaltung, als Antwort auf die Klagen über das Unglück seines Vaterlandes darauf hingewiesen, wie in Frankreich das Verständnis für die Höhe der Pflicht und für die Heiligkeit der Lehensstreue abhanden gekommen zu sein scheine; das bedente aber einen sittlichen Verfall, dessen Einfluß auf die Gescheide des Krieges man nicht unterschätzen dürfe. Einen ernstern Widerspruch dagegen habe ich nie erfahren. In der That ist den Franzosen die Idee des kategorischen Imperativs etwas durchaus Fremdes, und sie haben, wenigstens dem Staate gegenüber, keinen Begriff von jener sich auch bis auf das

Kleinste erstreckenden Diensttreue, die nicht das Ihre sucht. Daß dem so ist, daran trägt auch die Schule ihr gutes Teil Schuld.

Unter der jetzigen republikanischen Regierung sind zur Umgestaltung des ganzen Schulwesens sehr große Opfer gebracht worden. Bei der durchaus realistischen und naturalistischen Richtung der jetzt in Frankreich maßgebenden und herrschenden Kreise läßt sich jedoch bezweifeln, daß neue sittliche Kräfte und ideale Mächte ihren Einzug in die der Kirche vollständig entzogenen Schulen halten werden. Eine Schule, die nur den Zweck verfolgt, die Verstandesbildung zu fördern, deshalb die Religion gänzlich aus derselben verweist und im besten Fall mit einer allgemeinen Morallehre sich abfindet, wird niemals einen sittlich erziehenden Einfluß auf das Volk haben. Das Wissen ohne sittliche Kräftigung, die nur der religiöse Einfluß geben kann, schadet mehr als es nützt.

Nach dieser Abschweifung jedoch nunmehr zurück zu den Erlebnissen und Erfahrungen des Tages. Wenig erfreulich war mir die bereits im vorigen Quartier erhaltene und neuerdings durch den aus dem Quartier des Generalkommandos zurückkehrenden Brigade-Adjutanten bestätigte Nachricht, daß vorläufig jede Postverbindung mit der Heimat aufgehört habe. Es möge sich nur jemand in die Lage eines Reisenden hineinbeugen, der, weit entfernt von den Lieben daheim, an tägliche Kunde von ihnen gewöhnt, plötzlich jede Verbindung mit denselben abgeschnitten sieht! Waren doch Briefe und Zeitungen das einzige, was uns noch mit der Heimat verknüpfte.

Wundern durfte man sich jedoch über solche Störung keineswegs. Ein geregelter Postverkehr ist im Felde zunächst abhängig von einer gesicherten Etappenverbindung nach rückwärts, und beschleunigt wird solcher Verkehr durch den Besitz und den Betrieb der nach der Grenze führenden Eisenbahnlinien. Bei unserer schnellen Vorrücken ward nun aber die Sicherung dieser Verbindung, d. h. die Besetzung der Etappenlinie, immer schwieriger. Die Schwierigkeiten wuchsen mit dem weiteren Eindringen in das Innere von Frankreich und mit der fortschreitenden Bildung von Franktireurbanden in unserem Rücken, auf deren Leistungen ich später noch ausführlicher eingehen werde. Unser Etappenwesen war musterhaft organisiert, indessen bei der mehrfachen Veränderung der Operationslinien und der Vielseitigkeit der wechselnden Kriegsschauplätze war es nicht immer möglich, die nötigen Kräfte zur Besetzung der Etappenorte — es wurden hierzu Landwehrruppen aller Waffen verwandt — rechtzeitig und in genügender Zahl nachzuschicken. Auf unserem Vormarsche kam es mehrfach vor, daß wir kombinierte Detachements zu solchem Zweck zurücklassen mußten. Allerdings wurde unser Mannschaftsbestand dadurch verringert; da wir jedoch auf solche Weise nicht mehr ganz marschfähige, oder sonst der Schonung bedürftige Elemente abstreifen konnten, so hatte jene anscheinende Schwächung nicht viel zu sagen.

So weit es irgend möglich war, folgten die Etappenlinien den Hauptschiensträngen. Auch wir waren bis jetzt von Metz über Chaumont und Charillon immer in der Nähe der Eisenbahn geblieben. Beim Vorrücken fanden wir sie an vielen Stellen zerstört, und es bedurfte der äußersten Anstrengungen unserer Feld-Eisenbahn-Abteilungen, um, wenn auch häufig auf großen Umwegen, für jede der Armeen eine regelmäßige Schienenverbindung nach rückwärts herzustellen.

Zur Sicherung aller dieser Verbindungen mußte man sich meist damit begnügen, die Etappenorte und die wichtigsten Bahnhöfe dauernd zu besetzen, während die dazwischen liegenden Straßen resp. Eisenbahnen nur durch einen lebhaften Patrouillengang überwacht werden konnten. Es fehlte nicht an Versuchen, die Besatzungen zu überfallen und den Bahnkörper zu zerstören. Einzelne dieser Versuche glückten und führten auch wohl kürzere Störungen herbei, ohne jedoch auf den Verlauf des Krieges irgend welchen Einfluß zu haben.

Um nochmals auf die Postkalamität zurückzukommen, die jedoch nicht allzu lange währte, so hatte es für einen großen Teil der Truppen während des Marsches häufig

Schwierigkeiten, die Briefe an den Mann zu bringen. Meist lag man vom Divisionsstabe, dem die Feldpostexpedition attachiert war, zu weit entfernt, um nach spätem Eintreffen im Quartier noch eine Briefordonnanz dorthin zu senden. So mußte man denn Gelegenheiten abpassen, oder man hatte das Glück, der Feldpost auf dem Marsche zu begegnen. Trotz alledem ließ ich jedoch im Briefschreiben nicht nach und schrieb im Vorrat. Unserer Post, deren Verdienste nicht hoch genug anzuerkennen sind, muß ich übrigens zu ihrem Ruhme nachsagen, daß kein einziger der von mir abgefangenen Briefe verloren gegangen ist.

Am 16. November setzten wir, durch den Ruhetag neu gestärkt, unseren Marsch weiter fort. Obgleich ich tags vorher im Garten unserer liebenswürdigen Wirtin noch einen blühenden Rosenstrauch gefunden, war meine Stimmung nichts weniger als rosig. Sie entsprach vielmehr dem Wetter, dessen Einfluß man sich nicht immer ganz entziehen kann. Es hatte wieder tüchtig geregnet und wir mußten durch den Schmutz der Straße ziehen. Das ist für einen Fußgänger niemals angenehm, hatte jedoch für uns noch seine ganz besonders bedenkliche Seite.

Was für den Kavalleristen wenn nicht sein Pferd, doch jedenfalls der Beschlag desselben, das ist für den Infanteristen das Schuhwerk. Durch lahme Pferde, bezw. durch zerrissene Stiefeln, auf denen die Sohlen nicht mehr halten, werden beide marschunfähig. Nun befand sich aber die Fußbekleidung unserer Leute in höchst abgerissener Verfassung. Die Vorräte in den Montierungswagen waren fast gänzlich aufgebraucht und auf Nachschub durfte für lange Zeit nicht gerechnet werden. Darans erwuchsen namentlich den Kompanieführern zuweilen recht schwere Sorgen. Zu die Quartiere eingerückt, wurde alles aufgeboten, was mit Pflaster und Pechdraht umzugehen wußte, zuweilen, wenn Not an Mann war, auch die Franzosen vom Handwerk. Das nötige Leder hatten die Ortsbehörden zu liefern. Fanden sich irgendwo Stiefeln auf Lager, so erfolgte natürlich in aller Form ihre Beschlagnahme. Daran war jedoch nur in Städten zu rechnen, und da wir seither nur in Dörfern gelegen — für die Mannschaften jedenfalls das bessere Teil — so blieb, um die abgehenden Stiefeln zu ersetzen, nichts anderes übrig, als das Requisitionsgeschäft im kleinen zu betreiben. Nach dem alten Sprichwort: „Not bricht Eisen“ wurden die Kompanien angewiesen, auch in den Quartieren brauchbares Schuhwerk in Beschlag zu nehmen, bezw. gegen schadhast gewordenes einzutauschen. Später, allerdings erst nach Wochen, als wir an der Loire etwas Ruhe fanden, wurden große Werkstätten zur Versorgung der Truppen mit Schuhwerk angelegt. Man konnte häufig genug Soldaten mit französischen Holzschuhen im Gieße marschieren sehen, oder es kam auch vor, daß Leute, von deren Stiefeln sich die Sohlen getrennt hatten, auf die Wagen genommen werden mußten. Die Bekleidungsfrage überhaupt blieb eigentlich während des ganzen Feldzuges eine brennende, die zur vollen Befriedigung sich erst mit Eintritt des Waffenstillstandes lösen ließ.

Wir verließen heute das Departement Côte d'Or und traten in das der Yonne ein, kamen also in das Flußgebiet der Loire. Auf dem ersten Teil unseres Marsches durchzogen wir ein reich angebautes, wellenförmiges Gelände, vielfach mit Weinreben bestanden, traten dann aber in eine Wald- und Berggegend hinein, in der sich wiederum Spuren von begonnener, aber nicht vollendeter, oder wieder beseitigter Begehrzählungen vorfanden. Bei verhältnismäßig guter Zeit erreichte ich mein Marschquartier Pinelles, ein kleines Dorf an der großen Straße nach Tonnerre gelegen.

Ein Herrenhaus gab es hier nicht, trotzdem fand ich ein vortreffliches Unterkommen. Ich kam zu einem alten würdigen Paare ins Quartier und ward von demselben aufs freundlichste aufgenommen. Monsieur war ein weitgereister Mann und hatte die Welt gesehen. Wahrscheinlich als dienendes Glied irgend einer reichen Familie war er längere Zeit in Deutschland, namentlich in Wien, dann aber auch in Petersburg, Moskau, Konstantinopel, und ich weiß nicht wo sonst noch gewesen. Anscheinend

war es ihm hierbei gelungen, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen, denn jedenfalls hatte er sich zur Ruhe gesetzt und auf eine, wenn auch bescheidene, doch recht hübsche ländliche Besitzung zurückgezogen. Kinder hatten die beiden alten Leute nicht und so schienen sie denn ein recht beschauliches, sorgenloses Leben zu führen, das auch durch den Krieg keine allzugroße Störung erlitten haben dürfte.

In einer Beziehung schien Monsieur von seinen weiten Reisen nichts profitiert zu haben. Trotz seines längeren Aufenthalts in Deutschland sprach er nicht ein Wort deutsch, konnte überhaupt nur französisch sprechen. Hieran möchte ich die Bemerkung knüpfen, daß ich während meines dreijährigen Aufenthalts in Frankreich, durch den ich mit allen, nicht am wenigsten mit den gebildeten Ständen in Verührung kam, abgesehen von geborenen Elzässern oder Lothringern, nur zwei Franzosen kennen gelernt habe, die der deutschen Sprache wirklich mächtig waren. Es war dies Graf St. Vallier, nach dem Kriege französischer Gesandter in Berlin, und ein reformierter Prediger aus der ja deutschen Theologen wohlbekannteren Familie Monod. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich noch einen dritten anführen, einen Chasseur d'Afrique, den ich während eines kurzen Waffenstillstandes vor Mey kennen lernte. Er war vor dem Kriege längere Zeit in Frankfurt a. M. als Kaufmann in Stellung gewesen. Das ist alles!

Um ein Beispiel zu geben, wie der Franzose, selbst unter den denkbar bequemsten Verhältnissen und unter Umständen, bei denen auch das Herz ein Wort mitzusprechen hat, nicht geneigt ist, sich eine fremde Sprache anzueignen, teile ich Nachstehendes mit:

Während der Okkupationszeit stand ich annähernd zwei Jahre in Toul und wurde dort mit einem Ehepaare näher bekannt, dessen bessere Hälfte eine Deutsche aus der bayerischen Pfalz war. Die beiden Leute, wohl an zwanzig Jahre verheiratet, hatten keine Kinder und schienen um so mehr auf einander angewiesen, als er erblindet war. Trotzdem sprach Monsieur nicht ein Wort deutsch. Doch, ein Wort sprach er, aber auch nur das eine, und zwar mit besonderer Vorliebe, wenn er der Negation einen recht entschiedenen Ausdruck geben wollte. Wenn er „Nein, nein, nein“ sagte, dann war dies das Zeichen unwiderstehlicher Ablehnung. Darin bestand also die ganze Weisheit, die er sich während einer langjährigen Ehe aus dem Sprachschatze seiner Gattin zu eigen gemacht hatte. Dabei muß ich bemerken, daß Monsieur, künstlerisch angelegt, aus angehener Familie stammend, ein durchaus gebildeter und auch liebenswürdiger Mann war.

Daß ein Deutscher, unter ähnlichen Verhältnissen mit einer Französin verheiratet, sich so ablehnend gegen deren Sprache verhalten sollte, ist kaum denkbar. Der Deutsche, noch immer in gewissen weltbürgerlichen Ideen befangen und meist geneigt, seine Kenntnisse in irgend einer fremden Sprache, mögen sie auch noch so gering sein, an den Mann zu bringen, wird sich fast immer freuen, mit einem Ausländer in dessen Muttersprache plaudern zu können, und sucht sogar die Gelegenheit dazu. Hat er aber mit einer Französin einen Liebesbund geschlossen, dann wird er sich zunächst mit allen Redewendungen vertraut machen, die mit dem Zeitwort aimer in Verbindung stehen, und sich dann später sicher als ein gelehriger Schüler seiner Gattin erweisen.

Ein Beispiel, das ich keineswegs als nachahmungswürdig bezeichnen möchte, gibt Zeugnis dafür, wie ein solches Entgegenkommen auch zu weit getrieben werden kann. In einer der kleineren deutschen Residenzen mit klassischen Erinnerungen, wo allerdings jeder Ausländer immer besonders freundlicher Aufnahme sicher sein durfte, lebte vor einer Reihe von Jahren eine Familie urdeutschen Adelsgeschlechts. Die Herrin des Hauses, französischer Abkunft, hatte sich jedoch so wenig an die deutsche Sprache gewöhnen können, daß in ihrer Umgebung eigentlich nur französisch gesprochen wurde. Es ging dies so weit, daß die bereits erwachsenen Söhne ihre eigentliche Muttersprache entschieden schlechter sprachen, als die der Mutter, und daß ein Fremder sie ihrer Sprache nach sicher für Ausländer gehalten haben würde. Nun, eine solche Verirrung in der Erziehung, die an die Zeit erinnert, wo der vornehme Deutsche nur mit Pferde-



knechten und Hundewärtern in seiner Muttersprache verkehrte, dürfte jetzt wohl kaum noch möglich sein.

Als Grund dafür, daß man selbst in den gebildetsten französischen Kreisen selten jemand findet, der des Deutschen nur einigermaßen mächtig ist, möchte ich zunächst anführen, wie der Franzose fast ausnahmslos seine Nationalität und dem entsprechend auch seine Sprache in einem hohen Grade überschätzt. Die letztere hält er auch heute noch in demselben Maße für international, wie sie es vielleicht im vorigen Jahrhundert war. Außerdem reist er auch wenig, und wenn er es thut, so setzt er voraus, daß er sich mit seiner Sprache überall durchhelfen kann. Bis zu einem gewissen Grade täuscht er sich darin auch nicht, denn in allen größeren Städten und deren Hotels kann er sich leicht verständigen, und in Deutschland sogar noch weit darüber hinaus. Bei solcher Unkenntnis fremder Sprache fehlt unseren gallischen Nachbarn allerdings ein wesentliches Mittel, um in der Fremde, namentlich in bezug auf Land und Leute, richtige Beobachtungen machen zu können. Daher die thörichten Urtheile über deutsche Zustände und Verhältnisse von Tisot und Genossen.

Am 17. November stiegen wir hinab in das schöne Thal des Armençon, eines Zuflusses der Yonne, und erreichten nach einem verhältnismäßig nur kurzen Marsche von zwei Meilen bei guter Zeit Tonnerre. Die kleine Stadt, am linken Ufer des Armençon terrassenförmig aufgebaut, gewährt landschaftlich einen reizenden Anblick. Ich für meine Person blieb jedoch unten im Thal und ward in einer hocheleganten Villa, die mit hübschen Gartenanlagen umgeben war, bei sehr liebenswürdigen Menschen einquartiert. Ehe ich jedoch auf das Nähere meines kurzen Aufenthaltes bei Monsieur und seiner liebenswürdigen Gattin eingehe, will ich zunächst über eine neue Aufgabe berichten, die mir und meinem Regimente seit dem gestrigen Tage zu teil geworden war, einer Aufgabe, deren Erfüllung wenig Ruhm versprach, aber mit um so mehr Mühe, Sorge und Verantwortung verbunden war.

Wie ich bereits früher bemerkt, ward das Füsilier-Bataillon gleich nach unserem Abmarsche von Mey, behufs Begleitung und Sicherung einer sogenannten Trainstaffel, gewissermaßen vom Regimente abkommandiert. In der ersten Zeit blieb es mit der Staffel bis auf Tagesmarschweite hinter uns zurück und war erst in den letzten Tagen allmählich wieder aufgerückt. Erläuternd will ich hier hinzufügen, daß der eigentliche Train eines Armeekorps, also abgesehen vom Truppentrain und der sogenannten großen und kleinen Vagage, in zwei Staffeln verteilt ist. Jede derselben besteht aus einer gewissen Anzahl von Infanterie- und Artillerie-Munitionskolonnen, aus Proviant- und Fuhrparkskolonnen, sowie aus einer Anzahl von Feldlazaretten. Außerdem sind noch auf die beiden Staffeln verteilt eine Feldbädereilolonne, ein Kriegsbrüdertrain, das Pferdebepot und, je nach Bedarf, auch noch requirirte Landfuhrer der Intendantur mit Lebensmitteln und dergleichen. Jede dieser Staffeln ist mit dem nötigen Fahr-, Begleitungs- und Aufsichtspersonal versehen und steht unter dem Kommando eines Stabsoffiziers der Artillerie.

Hatte man bis jetzt die beiden Staffeln durch Begleitung von je einem Bataillon ausreichend gesichert erachtet, so waren Verhältnisse eingetreten, die eine bedeutende Verstärkung der Bedeckung notwendig erscheinen ließen.

Die Räumung Orleans von seiten der Bayern und die Besetzung dieser Stadt durch die neugebildete Loire-Armee waren auf die Stimmung der Franzosen nicht ohne Einfluß geblieben, erweckten vielmehr wieder neue Hoffnungen. Waren wir während des Marsches bis jetzt auch noch nicht von Franktireurs belästigt worden, so mußte man auf einen Zusammenstoß mit ihnen an irgend einer schwachen Stelle doch immer gefaßt sein. Mehrten sich doch die Anzeichen, welche auf neue Unternehmungslust bei den bereits gebildeten oder in der Bildung begriffenen Freischaren schließen ließen. So war unter anderm am 15. November auf eine nach Chablis — ungefähr zwei Meilen süd-

westlich von Lonnerre — vorgeschickte Patronille unserer Dragoner geschossen und der Führer derselben, Leutnant von Schlegell, tödlich getroffen worden.

Unter solchen Umständen hielt man es für angemessen, die Sicherung der Staffeln derartig zu erhöhen, daß man jede derselben unter den Schutz eines gemischten Detachements stellte, das aus drei Bataillonen, einer Schwadron Dragoner und zwei Batterien bestand. Auf diese Weise übernahm ich mit meinem Regiment für die nächsten Tage das Kommando der ersten Staffel und ward für deren sicheres Gelingen verantwortlich. Sie bestand — die Kolonnen waren wohl nicht ganz vollzählig — aus (in runder Summe) mindestens 300 Fahrzeugen. Rechnet man dazu noch die Bedeckungsstruppen mit ihrer Bagage, so erwuchs daraus eine Marschkolonne von annähernd einer Meile Länge. Befand ich mich also an der Spitze der Kolonne, so konnte sich an dem Schluß derselben ein Feuergefecht entwickeln, von dem ich, wenigstens bei entgegengesetzter Windrichtung, gar nichts hörte. Schon hieraus ist ersichtlich, welche Störung, namentlich in unübersichtlichem Terrain, beim Passiren eines Defilees u. i. w., ein kurzer Vorstoß in die Flanke der Wagenkolonne, ja nur ein paar Schüsse aus irgend einem Versteck wenigstens für den Augenblick herbeiführen konnten.

Auf die anderweitigen Schwierigkeiten bezüglich der Unterbringung, der Verpflegung und Bewachung in den Quartieren werde ich später näher eingehen.

Um nunmehr wieder auf mein Quartier zurückzukommen, so wurde ich auch diesmal mit einer Liebenswürdigkeit aufgenommen, die mich fast in Verlegenheit setzte. Schon wiederholt hatte ich mir die Frage vorgelegt: Ist solche Liebenswürdigkeit nur eine gemachte, vielleicht nur eine Art von Kriegerlist, um den rohen Tentonen zu entwaffnen, und ist dieselbe somit gewissermaßen auf die Furcht zurückzuführen? Nun, aus dem Herzen kam sie sicher nicht, konnte sie nicht kommen, aber ebenso wenig handelte es sich hierbei, so sehr dem Franzosen auch ein gewisses theatralisches Verhalten angeboren ist, um eine bewußte Komödie. Die französische Liebenswürdigkeit auch dem Feinde gegenüber, vorausgesetzt, daß dieser sich in gewissen Formen zu bewegen weiß, entspringt, wenn ich so sagen darf, einer nationalen Geistesart und ist Sache des Temperaments, der Erziehung und Gewohnheit. So angenehm solche Art von Liebenswürdigkeit auch sicher den Fremden berühren muß, so dürfte vor dem Richterstuhl strenger Ethik in gewisser Beziehung vielleicht dennoch manches daran auszufetzen sein. Selbstverständlich bin ich als unfreiwilliger und ungebetener Gast nicht sofort mit dem Plomb eines siegreichen Eroberers aufgetreten, habe vielmehr, sobald ich nur guten Willen sah, namentlich Dornen gegenüber alle die Rücksichten genommen, welche ich gewohnheitsmäßig auch im Quartier bei Landsleuten zu nehmen pflege. Daß auch der freundlichste Wirt außerhalb des Hauses vorsichtig war und sich wohl hütete, durch entgegenkommendes Verhalten gegen die Fremden in den Ruf eines PhiloGermanen zu geraten, habe ich schon an einer früheren Stelle bemerkt.

Bei solcher ausgesprochenen, wenigstens formellen Liebenswürdigkeit eines ganzen Volkes ist es allerdings eine eigentümliche Erscheinung, daß die Geschichte desselben von den Tagen der Königin Fredegunde bis in die neueste Zeit hinab so viel Züge von Grausamkeit, ja man darf sagen infernalischer Bestialität enthält, wie sie wohl kaum eine andere Nation aufzuweisen hat.

Hoffentlich wird Deutschland nie wieder der Tummelplatz fremder Kriegsvölker werden, was es jahrhundertlang war. Sollten aber dennoch die Franzosen einmal wieder den Rhein überschreiten, so hege ich den dringenden Wunsch, sie möchten in den deutschen Familien keine allzu entgegenkommende Ausnahme finden. Die Art und Weise französischer Liebenswürdigkeit würde auch meinen Landsleuten schlecht zu Gesicht stehen. Nur die aus der Tiefe des Herzens kommende Liebenswürdigkeit ist echt menschlich und auch echt deutsch. Faire l'aimable ist im Grunde genommen nicht unsere Sache und am wenigsten die des Norddeutschen. Die Gebote christlicher Humanität sind sicher auch dem Feinde gegenüber bindend, aber eine gewisse Zurückhaltung ihm gegenüber

entspricht der Würde eines selbstbewußten Volkes, das etwas auf sich hält. Namentlich sind es die Frauen, welche solch zurüchhaltendes Benehmen zu beobachten haben. Als die französischen Gefangenen unser Land überschwebten, geschah dies wohl nicht immer und überall. Die Charitas namentlich den Ueberwundenen gegenüber zu üben, ist eine herrliche Tugend. Aber echt weiblich, einer deutschen Frau würdig ist es nicht, sobald sie es vergessen kann, daß deutsche Männer, vielleicht Vater, Gatte oder Bruder, im blutigen Ringen dem Feinde gegenüber stehen. Während des Krieges und auch später, so lange wir noch einen Teil von Frankreich besetzt hielten, erschienen die französischen Damen stets in Trauer, um dadurch dem Schmerze über das Unglück ihres Vaterlandes gewissermaßen einen offiziellen Ausdruck zu geben. Ob ein solches äußerliches, doch immer etwas theatralisch aufgepußtes und jedenfalls ungewöhnliches Zurschaetragen einer an sich heiligen und durchaus berechtigten Empfindung geschmackvoll war, — ob die äußere Trauer immer der inneren entsprach, das mag dahingestellt bleiben. Im allgemeinen möchte ich jedoch auf die französischen Frauen nichts kommen lassen. In ihnen steckt noch ein gut Teil altgallischer Energie. Auf das Pantoffelregiment haben sie sich nie beschränkt. Als die geistreichen Salons ihren Einfluß ausübten, standen sie an der Spitze derselben. Jene bureaux d'esprit sind mit dem Kehraus der Revolution ansagelegt worden, und die Frauen üben ihre Herrschaft jetzt mehr auf den realistischen Gebieten des Lebens. Daß eine solche Vorherrschaft der Frau auf einen strotzenden Gesundheitszustand des sozialen Lebens schließen ließe, wird allerdings wohl niemand behaupten wollen.

Es ist weder im Frieden, noch besonders im Kriege angenehm, sich nach einem anstrengenden Marsche noch einer Geselligkeit hingeben zu müssen, die mehr oder weniger Zwang auferlegt und Körper wie Geist nicht zur Ruhe kommen läßt. Will man jedoch mit Nutzen reisen, so darf man sich dem Verkehr mit Fremden nicht entziehen. Aus diesem Grunde, und vielleicht auch aus Höflichkeitserückichten, nahm ich die Einladung, mit der Familie zu speisen, fast immer an. Ein französischer Familientreis ist bekanntlich selten sehr ausgedehnt. Sind Kinder vorhanden, so beschränken sie sich meistens auf die Zahl von zwei. Auch heute speiste ich ganz en petit comité, nur in Gesellschaft von Monsieur und Madame. Kinder waren nicht vorhanden. Weide, wenn auch über die erste Jugend hinaus, waren stattliche Erscheinungen. Madame, ganz ladylike, konnte noch immer als eine schöne Frau gelten. Ihre reine klangvolle Sprache ward mir zwar nicht zum Sirenenlied, mein Ohr erfreute sich jedoch daran. Zum erstenmal hörte ich das leise Ausklingen oder Aushauchen des stummen e am Ende der Worte. Anscheinend mit Gütern reich gesegnet, hatte das liebenswürdige Ehepaar seinen eigentlichen Wohnsitz in Paris, dieser Licht und Wärme strahlenden Sonne von Frankreich, und die Besitzung am Armenton schien unter gewöhnlichen Verhältnissen nur als Sommerfrische benutzt zu werden. Trotzdem war das schöne Landhaus mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet. Solche, wenn ich so sagen darf, doppelte Wirtschaft, eine städtische und eine ländliche, ist eine Eigentümlichkeit des modernen französischen Lebens, wenigstens in den Ständen, welche sich einen solchen Luxus erlauben dürfen. Ich behalte mir vor, bei späterer Gelegenheit ausführlicher darauf einzugehen.

Nach meinen seither gemachten, allerdings immer noch beschränkten Erfahrungen konnte ich mir das Geständnis nicht vorenthalten, daß in bezug auf allgemeine Wohlhabenheit die Franzosen uns Deutsche denn doch weit überflügeln möchten. Die Einrichtung ihrer Häuser und das im Durchschnitt auch bessere äußere Leben geben dafür Zeugnis. In den wohlhabenden Familien ist die Einrichtung der Zimmer vielfach außerordentlich reich; behaglich habe ich mich in denselben aber niemals gefühlt. Man hat immer die Empfindung, als ob die vielerlei Möbel, Sachen und Säckelchen nur für das Auge und nicht für den Gebrauch vorhanden seien. Unwillkürlich erinnerte ich mich dabei an die bekannte Lebensart: „Was nußt mich der Mantel, wenn er nicht

gerollt ist.“ Es liegt darin ein Spott auf den Gebrauch eines hochwichtigen militärischen Bekleidungsstückes nur zu Paradezwecken. Was helfen einem all' die Ruhe- und Lagerstätten mit den verschiedensten Namen, Divans, Fauteuils, Volstaires u. s. w., auf denen man sich nicht behaglich ausstrecken kann? Wozu nngt ein höchst elegant ausgestatteter Schreibtisch, wenn er nur gelegentlich zum Schreiben eines Briefchens Verwendung zu finden scheint? Daß solche Annahme keine ganz unberechtigte ist, dafür spricht unter anderem auch das Schreibzeug, so klein und niedlich, daß es von den umherstehenden, oft reizenden Nippfächelchen kaum zu unterscheiden ist. Kurz, dem französischen „Komfort“ geht trotz allen äußeren Prunkes etwas ganz Wesentliches ab, er entspricht im Durchschnitt weder den Anforderungen der Behaglichkeit, noch denen der Bequemlichkeit.

Auch das in das Gebiet der Küche Einschlägige entsprach vielfach wenigstens nicht unseren Gewohnheiten. So war unter anderen die Reihenfolge eines gewöhnlichen Mittagessens etwa folgende:

Zuerst Suppe mit vielen Semmelschnitten darin; dann Rindfleisch, umgeben mit Mohrrüben und Stücken Sellerie, die jedenfalls in der Suppe gekocht waren, dazu kleine Essiggurken; hierauf folgt das Gemüse — die schwache Seite französischer Kochkunst —, dessen Schüssel gleich mit gebratenen Rippchen oder dergleichen umlegt ist; demnächst der Braten, jedoch ohne Obst und Salat — der letztere wird als ein besonderes Gericht erst nach dem Braten gereicht. Einen besonderen Wert scheint der Franzose auf den Nachtisch zu legen, jedenfalls fand ich ihn immer sehr reich ausgestattet, und zwar mit Zuckerverk, Eingemachtem aller Art, sehr schönen Früchten, darunter namentlich Weintrauben, nicht zu vergessen Käse, aber ohne Butter. Nach dem Essen wird sofort der Kaffee, schwarz und stark, in kleinen Tassen herungereicht, und alsobald erscheint auch zum Schluß, sei es als Weltkind aus Kognal kommend, oder dem Klosterfeller zu Chartreuse entstammend, der das Blut schneller durch die Adern treibende und die Verdauung fördernde *pousse café*.

Am 18. November wurde, immer am rechten Ufer des Armençon entlang, zur Seite des denselben begleitenden Kanals de Bourgogne, der Marsch weiter fortgesetzt. Dieser Kanal, 242 Kilometer lang, verbindet Saone und Yonne, also indirekt das Mittelländische Meer mit dem „Kanal“. Da auf dem linken Ufer des Armençon auch noch eine Eisenbahn nach Paris und Orleans führt, so fehlt es wahrlich nicht an Verkehrswegen, sowohl zu Wasser wie zu Lande.

Man kann sich leicht denken, daß selbst bei eingehender Anweisung es immerhin eine geraume Zeit bedurfte, ehe die lange Wagenkaramane, in welche die Bedeckungsmannschaften nach taktischen Rücksichten eingeordnet waren, zum Abmarsch bereit stand, und daß trotz strengster Mannszucht beim Marsche selbst leicht Stodungen eintreten konnten. Mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse war die Einquartierung in solcher Weise geregelt, daß wir an der großen Straße, oder wenigstens ganz in der Nähe derselben verblieben. Ferner fand auch eine möglichste Zusammenziehung der Art statt, daß ich fast immer das 1. und das Jäsilier-Bataillon, die Batterien, die Schwabron und mindestens zwei Drittel der Staffel in meinem Quartier vereint hatte, während das 2. Bataillon mit dem Rest der Staffel meist nur auf wenige Kilometer Entfernung vor mir lag. Auf diese Weise war die Verbindung gesichert und konnte auch stets eine rechtzeitige Unterstützung nach vorwärts stattfinden.

Eine stete Vereinigung des ganzen Detachements in den verschiedenen Marschquartieren wäre, ganz abgesehen von der Unterkunftsfrage, schon wegen der Verpflegung schlechterdings unmöglich gewesen. Es war weniger die Versorgung der Mannschaften mit Speis und Trank, was Schwierigkeiten machte, als vielmehr die Ernährung der Pferde. Wenn ich mit meinen zwei Bataillonen z. B. in einen Ort von vielleicht 1000 Einwohnern und darüber einrückte, so brauchte ich mir wegen der Verpflegung von etwa 2500 Mann keine allzu großen Sorgen zu machen. Allerdings fehlte es fast

immer an Brot. Dem wurde jedoch dadurch abgeholfen, daß sofort sämtliche Bäckereien, unter Zuhilfenahme von Mannschaften, in Betrieb gesetzt wurden. Viel schwieriger war es dagegen, das Futter für weit über 1000 Pferde herbeizuschaffen, und zwar in einer verhältnismäßig nur kurzen Zeit. Konnten auch im Fall der Noth die eisernen Nationen angegriffen werden, so durfte das doch immer nur ausnahmsweise geschehen, und jedenfalls war für schleunige Ergänzung zu sorgen. Bis auf Tonnerre, wo Schwierigkeiten eintraten, ist es mir auf den kommenden Märschen, die ich mit der Staffeln zurücklegte, immer gelungen, die nötige Fourage zu beschaffen. Wie das ermöglicht wurde, darauf werde ich demnächst näher eingehen.

Unser heutiges Tagesziel Florentin erreichten wir, bei einer Marschlänge von allerdings  $3\frac{1}{2}$  Meilen, ohne daß jedoch Störungen von irgend welcher Bedeutung vorgekommen wären, erst gegen 4 Uhr nachmittags.

Wer den Krieg noch nicht aus Erfahrung kennt, wird denken: was will jene Entfernung für eine marschgeübte Truppe bedeuten? Sicher würde ich sie mit meinem Regimente allein in kürzerer Frist zurückgelegt haben, und eine Kompanie hätte vielleicht mit einem einzelnen rüstigen Fußgänger um die Wette marschieren können. Bei einer stundenlangen Marschkolonne mit Hunderten von Fahrzeugen muß man jedoch einen anderen Maßstab anlegen. Ganz abgesehen davon, daß die Mannschaften während der vergangenen Nacht wahrlich nicht alle in warmen Betten und auf Stahlfeder-matratzen, vielmehr meist auf harter Streu geruht hatten, daß ferner ein nicht kleiner Teil derselben erst kurz vor dem Abmarsch von Wache gekommen war, ermüdet auch, vielleicht ebenso als der Marsch selber, alle die kleinen Hemmungen und Störungen desselben, welche mit der Länge der Kolonne progressiv überausnehmend zunehmen. Das kleinste Hindernis, welches vom einzelnen kaum als solches bemerkt werden würde, wie z. B. eine ausgefahrene Stelle der Straße, die ein seitliches Ausweichen erfordert, erzeugt vielleicht beim ersten Wagen nur eine nach Sekunden zu berechnende Störung, sie überträgt sich jedoch nach und nach weiter, und aus den Sekunden werden Minuten, aus den Minuten wird aber schließlich eine Viertelstunde. Geht die Straße, wenn auch nur mit geringen Steigungen und Senkungen, bergauf und bergab, so ist die natürliche Folge, daß bergauf langsam marschiert und gefahren wird, während bergab, oder auch schon beim Aufhören der Steigung die Bewegung wiederum schneller wird. Damit wachsen die Schwierigkeiten eines gleichmäßigen Vorwärtsschreitens und des Festhaltens der vorgeführten Zwischenräume. Wird aber darauf nicht mit aller Strenge gehalten, so verlängert sich die Kolonne immer mehr, und schließlich hört aller Zusammenhang auf, was in Feindes Land und namentlich inmitten einer aufständischen Bevölkerung denn doch recht bedenkliche Folgen haben kann. Auch die Kräfte von Mann und Pferd werden durch dergleichen Störungen und Unregelmäßigkeiten während des Marsches über die Gebühr aufgebraucht. Dies ist der Grund, weshalb die Marschdisziplin, auch bei den kleinsten Friedensübungen, nicht streng genug gehandhabt werden kann.

Wie seither wurden die Fouriere, unter Führung eines Hauptmanns, vom letzten kürzeren Kundgebours aus vorweg gesandt, sodah sie frühestens eine Stunde vor uns eintrafen. Die Quartiermacher der Kavallerie, der Artillerie und der Trainkolonnen waren schon an und für sich beritten, und die der Infanterie wurden, wenn irgend möglich, auf Wagen gesetzt. Daß die letzteren, wenn sie etwa später eintrafen, bezüglich der Quartiere nicht zu kurz kamen, dafür sorgte schon der Hauptmann. Dieser erhielt auch vorläufige Anweisung hinsichtlich der von der Mairie aufzubringenden Lieferungen.

In Florentin, einem hübschen freundlichen Landstädtchen, erhielt ich mein Quartier bei einem Beamten, einem officier de justice, der mich sofort in der freundlichsten Weise zum Essen schon auf 5 Uhr einlud. Zunächst hatte ich jedoch keine Zeit, mich mit meinen persönlichen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Vor allen Dingen war es notwendig, bezüglich der Lieferungen bei der Mairie

bestimmte Forderungen zu stellen, und zwar geschah dies, um keine Irrtümer aufkommen zu lassen, stets schriftlich. Zu meiner Unterstützung gerade für diesen Zweck hatte ich mir einen französischen Sekretär zugelegt. Es war dies kein Franzose, wofür schon sein echt deutscher Name Stiefelwagen spricht, vielmehr ein kleiner, höchst gewandter Geleiter des Jäger-Bataillons, der — in seinem Zivilverhältnis Lehrer der französischen Sprache an einer höheren Mädchenschule — bei Mobilmachung der Armee eingezogen worden war. Er bewährte sich nicht nur in dieser Sekretärstellung, sondern erwies sich auch als ein braver Soldat, wofür das erworbene eiserne Kreuz Zeugnis gab. In tadellosem Französisch setzte er an die Mairie einen Mass auf, ungefähr des Inhalts, daß binnen zweier Stunden für das eingerückte Truppendetachement so und so viel Kilo Hafer u. s. w. zu liefern seien. Im Falle der Weigerung würde der Kommune die Summe von so und so viel Tausend Francs in contumaciam zur Zahlung auferlegt werden. Bei sich zeigendem Mangel an gutem Willen, solchen Anforderungen zu genügen, würde ich mich genötigt sehen, noch schärfere Maßregeln zu ergreifen.

Regelmäßig — es wiederholte sich in allen Quartieren — kam dann der Maire zu mir gestürzt, um mir zu versichern, es wäre nicht möglich, die gestellten Forderungen, weder in der einen noch in der anderen Art, zu erfüllen. Darauf ging ich jedoch niemals ein und stellte, unter höflicher Versicherung meines aufrichtigen Bedauerns, die Mitnahme von Geiseln in Aussicht. Auf lange Verhandlungen konnte und durfte ich mich natürlich nicht einlassen, und meine kurze Erwiderung endete stets mit der bündigen Erklärung, es ließe sich in der Sache nichts ändern. Einmal ließ ich die Mairie besetzen, um die Väter der Stadt geneigter zu machen. Ein anderes Mal kam der Maire noch spät zu mir, um mich um Passierscheine — die Ausgänge der Orte waren stets von uns besetzt — für Voten zu bitten, die er nach den benachbarten Dörfern schicken wollte, um die noch fehlende Fourage herbeizuschaffen. Dergleichen Zwangsmaßregeln anwenden zu müssen, ist ja sicher nicht angenehm, indessen ohne dieselben wäre ich mit meinen Forderungen nicht durchgebrungen. Wenn sich auch einmal die vollständige Lieferung der verlangten Fourage bis zum anderen Morgen verzögerte, so erreichte ich doch immer meinen Zweck.

Nur in Tonnerre, wo ich jedoch nicht der älteste Kommandierende war, entstanden Weiterungen. Infolgedessen mußte ich bei meinem heutigen Abmarsche von dort zwei Kompanien zurücklassen, um entweder die geforderte Lieferung oder eine Kontribution von 30 000 Francs einzutreiben. Der Führer des Kommandos erreichte jedoch seinen Zweck nicht und marschierte um die Mittagszeit, unter Mitnahme von vier angesehenen Einwohnern der Stadt als Geiseln dem Regimente nach. Die vier Herren, welche sich in der liebenswürdigsten und jovialsten Weise in ihr Schicksal fügten, fanden natürlich eine dem entsprechende Behandlung. Sie wurden der Division überwiesen und haben sicher kein allzu hartes Schicksal erfahren. (Schluß folgt.)



## Im Thal des Irno.

Aus der Diaspora Italiens.

Von

H. Frede.

In meiner nach und nach zusammengebrachten Altertumsammlung befinden sich einige recht merkwürdige Stücke, welche aus dem Thal des Irno stammen, wo man eine nicht geringe Anzahl griechischer Gräber entdeckte. Von dem Eigentümer des betreffenden Grundstückes empfing ich aus einem solchen Grabe einen Menschenschädel von edelster Form, sowie eine kleine, einfache, mit Schwarz gefärbte Schale. Beide Gegenstände zählen nach Jahrtausenden und gehören jenem Zeitraum an, da Griechenstäme die Ufer des Golfes von Neapel und Salerno bevölkerten.

Daß Neapel von Hellenen gegründet ward, ist allgemein bekannt, ohne Zweifel aber gilt dies auch von Salerno an der Mündung des Irno; dem Laufe dieses Flusses folgten jene Bewohner, um sich weiter aufwärts in seinem Hochthale anzusiedeln, wo die Gegenwart als einzige Erinnerung an jene Kolonie nichts als die Gräber derselben besitzt.

Auf und an denselben befindet sich heutzutage eine neue Ansiedelung, die es zu hoher Blüte gebracht hat und in dieser Hinsicht jenen hellenischen Mittelmeer-Kolonien nichts nachgibt. Es ist eine Ansiedelung von Schweizern, welche kürzlich die Zubehörer ihres fünfzigjährigen Bestehens beging.

Vor 50 Jahren sah es in dem von Salerno kaum eine Stunde entfernten Hochthale anders aus als jetzt. Der Irno wälzte seine trüben Wasser dort durch eine Art Wildnis, wo kaum der erste Anfang mit Weg und Steg gemacht worden war, wo aus niederem Ansehwerk hier und da das einsame Haus eines Ansiedlers herauschaute. Wenn im heißen Sommer die Wasser des Bergstromes fast verdrockneten, so pflegten sie dagegen im Winter verheerend sich über weite Landstrecken zu ergießen, Bäume, Sträucher und fruchtbare Erde hinwegschwemmend. Fünfzig Jahre haben genügt, um das Thal vollständig zu verwandeln. Von Salerno aus fährt jetzt eine breite, verkehrreiche Heerstraße dorthin langsam aufwärts, und wenn auch in trockener Sommerzeit Wolken von Staub den Wanderer begleiten, so freut er sich doch über die wechselnden bunten Gestalten, welche ihm begegnen. Malerisch sind vor allen Dingen jene schwerfälligen zweiräderigen Karren, von mächtigen weißen Stieren gezogen, deren gewaltige Hörner Jucht einflößen würden, wenn nicht die großen, prächtigen Augen dieser Tiere

so gutmütig darein schauen. Andere Karren sind mit Pferden bespannt, gewöhnlich drei neben einander, wobei das mittlere stets einen seltsamen, aus glänzendem Messing gebildeten, hohen Kuffak auf dem Rücken trägt, überragt von einem sich beständig drehenden Messing-Fähulein. Glöcklein fehlen den Zugtieren nie, selbst den Eseln nicht, und regelmäßig sieht man an denselben auch anderen Schmutz, kleine bunte, wollene Quasten, am Sonntag wohl gar Blumenstränße. Wenn aber im Winter der kalte Nordwind durch das Thal hindurchbraust, um sich von da auf den Golf zu werfen, so sieht man die Bauern mit Mänteln angethan, welche, einer römischen Toga gleich, malerisch über die linke Schulter geworfen werden, und der Fremdling, welcher daheim im Norden von der Unsicherheit Süditaliens las, könnte jene braunen, schwarzhaarigen Gestalten für lauter Banditen halten. Keine Furcht! sie alle sind ehrsame, fleißige Bauern, meist Pächter kleiner Grundstücke, welche im Schweiß ihres Angesichtes ihr Feld bestellen.

Wie lacht dies Irno-Thal im Sonnenschein, wie freundlich bliden die stattlichen, bis zum Gipfel bewachsenen Berge auf die Fluren hernieder! Das gesamte Thal ist mit kleinen Ortschaften wie überjät und überall angebaut. Vor allen Dingen finden wir dort den Weinstock, den die Hellenen aus der Heimat nach Süditalien brachten, welches von seiner Weinkultur den Namen das Weinland, Oenotria, erhielt. Gute Lehrmeister sind die Hellenen gewesen, denn die Art ihrer Weinbereitung ist im wesentlichen dieselbe geblieben bis auf den heutigen Tag. Dort reißt gegen Weihnachten die Orange, dort trägt im Juni Gerste und Weizen schwere Aehren, dort baut man im Winter und Sommer Gemüse aller Art, vor allen Dingen Pomi d'oro, Liebesäpfel, welche, in Brei verwandelt, die unerlässliche Würze für die Makkaroni abgeben, das Sonntags- und Festessen des armen Ackerbauers. Stolz und still ragt überall die Pinie mit schlankem Stamm und samtglänzender, dunkelgrüner Krone empor. Den astlosen Stamm verankert dieser rasch wachsende Baum der Art des Menschen, welcher nur die hochragende, schirmartige Krone duldet, damit sich die Kraft in den zahllosen Pinienzapfen konzentrierte, welche sich in der Krone bilden; sie sind hoch und niedrig willkommen, weil ihre Kerne in geröstetem Zustande eine Zukost bilden, die man Spassatempo, d. h. Zeitvertreib nennt. An den Straßen von Salerno und anderer Städte sieht man die Weiblein sitzen, vor sich ein Kohlenfeuer, darauf ein kleiner Haufen solcher Zapfen, jeder so bid, wie eine doppelte Faust. Die Weiblein rufen: Spassatiemp! Spassatiemp! — Ist genug pflanzt ein Vater bei der Geburt einer Tochter eine Pinie, und ist das Kind erwachsen, so ist die Pinie demselben bei der Hochzeit eine Aussteuer, denn der stattliche Baum wird seines Holzes wegen stets gut bezahlt, und hat eine Bauerntochter etwa hundert Lire bar und blank, so ist sie eine gute Partie. Natürlich besitzt sie von der Urgroßmutter allerlei Goldschmuck, kanu alle Finger und die Ohren mit Golde zieren, und wenn dazu der weiße Schleier kommt, so ist das eine stattliche Hochzeit. Während in den Weingärten auch der Feigenbaum seine süße Frucht reichlich darbietet, auch der Obstbau hier und da Fortschritte macht, gedeiht an den sonnigen Berglehnen der genügsame Delbaum. Durchwandern wir aber die Gärten jener Villen, welche unweit stattlicher Fabrikanlagen aus immergrünen Wäudern zu Thal bliden, so finden wir dort einen Reichthum an tropischen Gewächsen, welche im Freien sich üppig entsalten und von dem Gefängnis nordischer Glaspfänder und Kübel nichts wissen. Die Dattelpalme breitet ihre mächtigen Wedel aus, Dracänen steigen zu Baumgröße empor, selbst die Fächer- und Sagopalme fehlen nicht, und an heißen Sommertagen gefellt sich zum Rauschen der Springbrunnen das seltsame Konzert der rastlosen Eiskaden, deren Stimme Homer als „Lilienart“ bezeichnet. Wohin wir auch in jenem Thale uns wenden: überall, in allen Ecken und Winkeln finden wir die Spur fleißiger Menschenhand, Wege, Pfade, Brücken, Wasserleitungen, Dämme gegen die Stromesgewalt, und wenn wir fragen, wer dies alles in 50 Jahren vollbrachte, so weisen uns die Bewohner des Thales auf die in der Niederung sich wie



ein stattliches Dorf ausbreitenden Fabrikanlagen der Schweizer-Kolonie, welche Tausende von Bewohnern jener Gegend eine nur an Sonn- und Feiertagen unterbrochene Arbeit bieten.

Außer einer in den letzten Jahren zu hohem Aufschwung gelangten Eisengießerei dienen jene Fabrikanlagen, an denen zwei Firmen, Bomwiller Hefelmeyer & Co. sowie Schlaepfer Wenner & Co. beteiligt sind, der Baumwollen-Manufaktur, und stattliche Schiffe bringen das Material vom fernen Indien. In ganz Süditalien haben diese Anlagen nicht ihresgleichen, und ihre Bedeutung ist sowohl im Lande als außerhalb desselben längst und vielfältig anerkannt. Nur im Norden Italiens gibt es Fabriken, welche den genannten an die Seite gestellt werden können.

Klein war der Anfang; mit welchen Schwierigkeiten man viele Jahre zu kämpfen hatte, welche Thatkraft, welche Geduld nötig war, um dieselben nach und nach zu überwinden, davon macht sich der Leser nur schwer eine Vorstellung. Man suchte Arbeiter und mußte erfahren, welche Mühe es kostete, sie an jene gegerelte Thätigkeit zu gewöhnen, welche eine Fabrik verlangt. Der Süditaliener ist zwar gelehrt, sagt leicht, aber eine Lebensweise, wie sie die Fabrikarbeit verlangt, ist ihm im Grunde seiner Seele zuwider. Jetzt freilich ist es in jenem Thale anders, es hat sich eine Tradition gebildet, eine feste Gewöhnung hat in den Familien derjenigen Stände Platz gegriffen, aus denen die niederen Arbeiter entstammen; aber überall, wo heutzutage Fremde in Italien Fabriken gründen, haben sie eine Reihe von Jahren hindurch mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen. Obgleich jene Anlagen im Irnothal 50 Jahre bestehen, so hat man dort bis jetzt die Italiener nur als niedere Arbeiter verwenden können, alle Aemter in der Technik, in der Verwaltung und auf dem Kontor, alle Vertrauensstellen müssen mit Schweizern oder Deutschen besetzt werden. Man würde niemals einem Italiener z. B. auch nur den Posten eines Thürhüters anvertrauen.

Vielleicht lag manchem Leser schon längst die Frage auf der Zunge: Warum werden in Süditalien nicht von Italienern große gemeinsame Unternehmungen geschaffen? Fehlen vielleicht die materiellen Mittel? Fehlt Intelligenz? Keins von beiden. Es fehlt nur Eins: Vertrauen. Hier im Süden traut ein Italiener dem andern nicht, und daher kann nichts durch Assoziation zustandekommen. So kommt es denn, daß überall, wo es sich um Großes handelt, Fremde eintreten, denen dann auch der Gewinn zufällt. Eine Hydra ist es, die hier im Süden den Aufschwung der Arbeit, die Entwicklung der Kraft, das Gedeihen der Industrie, die Hebung des National-Wohlstandes niederhält, ihr Name ist Mißtrauen.

Jene Schweizer und Deutsche, welche teils im Irnothale selbst, teils in Salerno wohnen, gehören zum größeren Teile zur evangelischen Kirche, und wie zahlreich die Familien dieser Fremden-Kolonie sind, erhellt schon daraus, daß die Schule der letzteren etwa 35 Schüler zählt, wobei wir bemerken, daß manche Familien ihren Kindern häuslichen Unterricht angedeihen, manche sie in der Schweiz oder in Deutschland erziehen lassen. Die Gesamtzahl aller derjenigen Kinder, welche im unterrichtsfähigen Alter sind, dürfte jetzt etwa fünfzig betragen.

Alle evangelischen Christen der Kolonie haben sich von jeher, trotz der großen Entfernung, an die deutsch-evangelische Gemeinde in Neapel angeschlossen, und der Pfarrer der letzteren hat mithin die Kolonie im Irno-Thal als sein Filial zu betrachten. Bis zum Jahre 1866 waren seine Besuche daselbst unregelmäßig, seit zwanzig Jahren aber wird dort regelmäßig alle Monate ein Gottesdienst gehalten. Außerdem findet sich manche andere Veranlassung für den genannten, die Gemeinde im Irnothal zu besuchen. Glocken freilich haben wir da draußen nicht, welche am Sonntag Morgen läuten könnten, auch keinen Turm, aber doch einen stillen, freundlichen Versaal, welcher sich in einer jener Villen befindet, deren malerischer Kreis sich auf der Höhe, oberhalb einer tief im Thale befindlichen Fabrikengruppe erhebt, von wohl gepflegten Gärten umgeben. Den Gesang der Gemeinde begleitet ein Harmonium, und seit einigen Jahren

ist dort auch eine von einem Gemeindegliede geschenkte Kauzel. Anstatt des Gloden-  
geläutes meldet der aus tiefem Thal hinaustlingende Ton der großen Fabrikuhr die  
Stunde des Gottesdienstes, zu dem sich die Gemeinde stets zahlreich einfindet.  
Wärden z. B. in Berlin verhältnismäßig ebenso viele die Kirche besuchen, als im Thal  
des Irno, so müßte die deutsche Reichshauptstadt sofort die Zahl ihrer Kirchen ver-  
vierfachen. Wie wohl thut dem Herzen der Sonntagsfriede, die Sabbatsruhe in jenem  
gottgesegneten, sonnebeglänzten Thal, wenn man vom Getümmel der lauten Neapolis  
herkommt. Der allzeit tosende Straßenlärm dringt in dieser lärmvollen Stadt auch in  
den Frieden unserer dortigen Kirche hinein. Tritt man aus jener Kirche ins Freie  
auf die vorbeisührende Straße, so möchte man wähnen, an einem reißenden Gebirgsbach  
zu stehen, der schäumend und tosend seine Wasser ruhelos weiterwälzt. Wo wäre in  
Neapel Sonntagsfriede zu finden? In der Stadt, welche fast jede Woche irgendein  
vollständiges Fest, jedesmal kirchlichen Ursprungs, aufzuweisen hat, in jener Stadt,  
von der Seneca sagt, daß die Hallen der Philosophen dort leer, die Theater aber voll  
seien, in jener Stadt, die im heiteren Lebensgenuß, in ihrer gesanten Lebensanschauung  
ihren ursprünglichen griechischen Charakter bis auf diese Stunde bewahrt hat, tritt die  
Bedeutung des Sonntags überhaupt zurück, nur ein Teil der Läden wird geschlossen  
und ein Sabbatsgesetz besteht meines Wissens nicht. Ist das Wogen und Lärmen an  
den Wochentagen groß, so wird es am Sonntag noch viel größer. Der Bergstrom  
schwillt, dem Fremdling und Neuling kommt das Ganze vor wie eine fieberhafte Aus-  
regung, und dennoch ist alles eine Aeußerung des natürlichen, gewöhnlichen Lebens.  
Jeder hat ja seine stillen Wünsche, auch ich. Ich wünsche, wenn auch nur einmal im  
Leben wieder, den Sonntagsfrieden eines deutschen Dorfes zu schauen, und gebente oft  
Sonntags an ein stilles Kirchlein im Norden der Heimat, hoch gelegen, mit dem Blick  
auf ein waldbekränztes Gewässer, und es ist mir Sonntags manch liebes Mal, als  
hörte ich die Gloden jenes Kirchleins läuten, und sähe die Kirchgänger im Festkleide  
demselben sich nahen.

Im Irnothale verlangt auch die evangelische Gemeindejugend den monatlichen  
Dienst des Pfarrers. Alle Eltern gaben gern ihre Zustimmung, als von dem Pfarrer  
der Vorschlag gemacht wurde, es möchte sich an den Gottesdienst jedesmal eine Kinder-  
lehre anschließen. Die dortige Schule, welche auch von katholischen Kindern besucht  
wird, war seither eben aus diesem Grunde nicht im stande, den Schülern evangelischen  
Religionsunterricht zu bieten, und daher waren die Kinder in dieser Hinsicht gänzlich  
auf dasjenige angewiesen, was sie etwa im Hause lernten. Jetzt versammelt sich die  
evangelische Kinderchar monatlich um den Pfarrer, häusliche Arbeit muß in den fol-  
genden vier Wochen mithelfen, und so fehlen denn auch in jenem einsamen Apenninen-  
Thal die Samenbrüder nicht, wenn sie auch nur selten ausgestreut werden. Eine  
Grundlage für die Unterweisung der Konfirmanden wird auf diese Weise gewonnen.  
Freilich sind bei jener mancher Schwierigkeiten zu überwinden. Hilfreiche Hand leistet  
bei solchem Anlaß der dortige Lehrer durch Privatunterricht, bisweilen können Eltern  
ihre Kinder für längere Zeit nach Neapel senden, um sie am dortigen Konfirmanden-  
unterricht teilnehmen zu lassen, zwischen Ostern und Pfingsten kann der Pfarrer seine  
Reisen zum Irnothale vermehren, und um die Pfingstzeit wird daselbst die Konfir-  
mation gefeiert.

Von der Kapelle wandern wir zum evangelischen Friedhof. Derselbe liegt an  
der Heerstraße, dort, wo hohe elegante Bögen einer Wasserleitung das liebliche Thal  
durchschneiden. Jener ist so alt als die Kolonie selbst, und mußte schon längst erweitert  
werden, wodurch es sich erklärt, daß das würdig gehaltene Portal sich jetzt in der  
Mitte des von einer Mauer umschlossenen Raumes befindet. Hoch über die letztere  
empor ragen stattliche Oleanderbäume, im Juli und August mit Blüten übersät, deren  
Blätter dann zum freundlichen Schmut auf die Gräber fallen. Nicht immer kann der  
Pfarrer dort bei einem Begräbnis zugegen sein, verlangt doch das sübliche Klima un-

bedingt eine schnelle Beerdigung, selbst im Winter. In manchen Fällen wird der Pfarrer durch den dortigen Lehrer vertreten, früher wartete oft einer der Fabrikherren des Prieferamtes, und daher fehlte am Grabe nie das christliche Gebet. Wiederholt vernahmen wir an dortigen Gräbern das deutsche Lied eines Männerchors. Er sang: „Jesus meine Zuversicht“ oder „Wohlan wohlauß zum letzten Gang“, und andächtig lauschte rings umher die Menge katholischer Anwohner, denen ein Männerchor und ein von ihm gesungener Choral, zumal an einem Grabe, gänzlich unbekante Dinge sind.

In welchem Verhältnis steht die evangelische Gemeinde des Irnothales zu der sie von allen Seiten umgebenden katholischen Bevölkerung? Die Antwort auf solche Frage bezieht sich auf die gesamte, weitverzweigte evangelische Gemeinde Neapels und lautet: Im tiefsten Frieden. Die Einrichtungen der genannten Gemeinde stehen nicht im Dienst der „Evangelisation Italiens“, haben sich niemals in den Dienst derselben gestellt und werden dies aus naheliegenden Gründen niemals thun. Die Sorge für unseren eigenen Haushalt, die Bedürfnisse so vielfacher Art, denen wir zwischen unseren eigenen vier Wänden begegnen, die Anforderungen unserer Gemeinde, denen die vorhandenen Kräfte nicht genügen, machen eine Beteiligung an der „Evangelisation“ des Landes unmöglich. Dazu bilden wir eine Fremden-Gemeinde, sind Gäste im fremden Lande, denen es als solchen nicht ziemt, gegen die Kirche und die Religion des Landes agitierend aufzutreten. So lange unsere Gemeinde besteht (es sind etwa 60 Jahre), hat sie, von der katholischen Kirche niemals behelligt, stets ein „geruhiges stilles Leben“ führen und ihren Kultus ungehindert ausüben können; was aber im besondern das Irnothal betrifft, so ist die gesamte umwohnende Bevölkerung sich viel zu sehr der Wohlthaten bewußt, welche die „Fremden“ ihr gebracht, und weiß zu sehr die geistliche Ueberlegenheit der letzteren zu schätzen, als daß es ihr in den Sinn kommen sollte, in störender Weise gegen die Religion derselben aufzutreten. So lange die Fremdenkolonie im Irnothal besteht, ist seitens der katholischen Kirche nie der Versuch gemacht, einen Angehörigen jener zu „belehren“, und was einige gemischte Ehen betrifft, so haben auch dann keine Belästigungen der Eheleute stattgefunden, wenn sie die katholisch getauften Kinder später dem evangelischen Pfarrer zum Unterricht und zur Konfirmation übergaben. Sowohl dem Volke, als dem aus seiner Mitte hervorgegangenen Klerus fehlt jede Neigung zur Unuldamskeit, fehlt jede Spur eines Fanatismus, und der Erzbischof von Salerno, welcher in unmittelbarer Nähe des Grabes Gregors VII. residirt, denkt nicht daran, seinen Klerus zu beauftragen, gegen die Protestanten im Irnothal angriffsweise vorzugehen.

Also nicht von der katholischen Kirche hatte die mehrgenannte Kolonie am Irno zu leiden, wohl aber viele Jahre hindurch von der Unsicherheit der Gegend. Kaum 20 Jahre sind verflossen, da ward der Sohn einer der angesehensten Familien jener Kolonie am hellen Tage mit mehreren jungen Leuten von Briganten in die Berge geschleppt und Monate hindurch, bis die Verhandlungen über das geforderte hohe Lösegeld zu Ende waren, in Gefangenschaft gehalten. Wer über den Golf von Salerno hinüberschaut, erblickt auf der anderen Seite gen Süden die blauen Berge von Kalabrien, unter denen der Alburno stattlich emporragt. Letzterer ist reich an Schlupfwinkeln, und in einem solchen, einer Höhle, wurden die Gefangenen scharf bewacht. Im übrigen sorgten die Briganten für gute Nahrung, denn eingefangene Schafe wurden an Spießchen gebraten, nur mit dem Nachtlager war es schlecht bestellt, dazu die tödliche Langeweile, die nur ein wenig durch ein Spiel Karten gemildert wurde, welches einer der Schiffsalogenossen bei der Gefangennahme bei sich trug. Von der Todesangst der Eltern, von der folternden Qual, welche lange Wochen und Monate anhielt, wollen wir schweigen. Ich habe aus dem Munde der Eltern einmal einen kurzen Bericht über jene angstvollen Tage vernommen, aber nur ugeru ward über dieselben geredet, mochten sie auch schon viele Jahre dahinten liegen. Endlich konnte das Lösegeld bezahlt werden und die Eltern den Sohn wieder in die Arme schließen. Von jener Zeit an bis auf diese

Stunde wird die Nähe der Fabrikanlagen, werden die Wohnungen der Fabrikherren Tag und Nacht bewacht und eine Station der Karabinieri befindet sich daselbst, wenn auch jetzt kein Grund mehr vorliegt, jene Gegend für unsicher zu erklären. Manches Mal bin ich früher mit bewaffneter Begleitung ins Irnothal hinein und aus demselben wieder heraus gefahren, und freue mich, daß jene Begleitung seit Jahren nicht mehr nötig ist.

Die Kolonie am Irno ist aber nicht das einzige hiesige „Zitlial“. Dies Wort im weitesten Sinne genommen, gibt es deren noch mehrere. Oder sollen wir diese kleineren evangelischen Stationen unsere Vorposten nennen? Wir erblicken sie in der Nähe der Bahn, welche von Neapel aus zuerst in der Nähe des Meeres, teilweise durch Lava und Asche des Vesuv hindurch, dann aber durch ein erstaunlich fruchtbares und stark bevölkertes Thal hindurch führt. In einer Stunde erreichen wir Pompeji, dessen Anblick uns durch die bekannten Erdwälle verschlossen ist, und sehen in seiner Nähe das Städtlein Scafati, von etwa 20 000 Seelen bewohnt. Hier haben wir den ersten evangelischen „Vorposten“. Eine stattliche Fabrik, von Schweizern erbaut, hat dort eine kleine Gemeinde von Deutschen und Schweizern gesammelt. Wir fahren weiter und gelangen zum Städtlein Angri; auch hier ein „Vorposten“, auch hier eine große Fabrik, gleichfalls schweizerischen Ursprunges. Welcher Wechsel in der Vegetation auf den Aedern, Monat für Monat, das ganze Jahr hindurch, Sommer und Winter! In den Wintermonaten finden wir hochgewachsenen Rizinus auf weiten Strecken, noch mehr aber Futterkräuter, dazu Gemüse, namentlich Bohnen und Erbsen. Winter und Sommer ist der „duldsame“ Aedersmann dort beschäftigt, und es hat guten Grund, wenn ganz Kampanien den offiziellen Namen: „Terra di lavoro“, d. h. Arbeitsland trägt. Im Sommer aber weiß die Flur sich vor lauter Freude des üppigen Wachstums nicht zu lassen, es scheint, als wenn alles unter der üppigen Fülle erdrückt würde. Die Station Nocera zeigt wiederum einen evangelischen „Vorposten“. Erst seit wenigen Jahren hat eine deutsch-schweizerische Firma weitläufige Fabrikanlagen dort geschaffen, wo dieselben Verhältnisse obwalten, wie im Irnothale. Alle drei genannten Vorposten haben seit kurzer Zeit kleine Schulen, jede mit einem aus der Schweiz gemienen evangelischen Lehrer. Alle diese „Vorposten“ in der Diaspora möchten und sollten besucht sein, um das evangelische Bewußtsein dort zu erhalten und zu stärken. In Scafati, sowie in Nocera ward bereits Gottesdienst gehalten, nachdem früher ein solcher dort niemals stattgefunden hatte. Aber die Zahl der Vorposten ist noch nicht erschöpft. Ein „verlorener Posten“ ist Bari am Adriatischen Meere, wo eine aus Deutschen und Schweizern bestehende Kolonie von etwa 150 Seelen mich zum erstenmal im Mai 1886 zu kirchlichen Handlungen berief. Ferner: von meinem Fenster blicke ich, diese Zeilen schreibend, auf den Golf Neapels und die Herrlichkeit seiner Ufer. Von wunderbaren Farben des Abendhimmels umflossen, steigt dort, vier deutsche Meilen entfernt, das Felsenland Capri aus dem Meere auf. Viele Fremde, namentlich auch Deutsche, weilen dort im Sommer und noch mehr im Winter, denn die Luft der Insel ist heilsam, und wenn ein Kranter das Eiland betritt, so wird ihm ums Herz, als könnte er dort gefunden. Viele Engländer weilen dort im Winter, und stets befindet sich daselbst ein englischer Pfarrer, der in einer freundlichen Kapelle seines Amtes wartet. Die Engländer sorgen in der Fremde, daß der heimatliche Gottesdienst nicht fehle. Und die Deutschen? — Da könnte ich mancherlei berichten, was sehr traurig klingt. Ich will davon schweigen und lieber das erzählen, was fröhlicher lautet. Im August 1885 ward ich von zahlreichen auf Capri weilenden deutschen Glaubensgenossen gebeten, dort einen Gottesdienst zu halten. Es geschah dem Wunsche gemäß, und zum erstenmal, so lange Capri steht, ward Gottes Wort in deutscher Sprache dort verkündet, zu welchem Zwecke die Engländer ihre Kapelle mit Freuden zur Verfügung gestellt hatten. Fast zur selbigen Zeit ward dort zum erstenmal eine evangelische Taufe an einem deutschen auf der Insel geborenen Knägdlein vollzogen. Schließlich dürfen wir eines „Vorpostens“

nicht vergessen, welcher weiter entfernt ist, als das Irnothal. Es ist Piedimonte d'Alife, an der Bahnlinie Neapel-Foggia gelegen, leider aber drei Stunden von der betreffenden Station entfernt. Auch in jenem Gebirgsthale sind seit 50 Jahren schweizerische Fabriken, auch dort wohnen evangelische Christen.

Während andere deutsch-evangelische Gemeinden, wie z. B. in Livorno, sich verkleinern, während alle anderen auf ein kleines Gebiet beschränkt sind, breitet sich die deutsch-evangelische Gemeinde Neapels immer weiter aus. Die Seelenzahl wächst, die zahlreichen Vorposten nehmen an Bedeutung zu, und was die in der Stadt Neapel befindlichen Gemeindeglieder anbetrifft, so sind auch sie weit zerstreut, denn sie finden sich an den verschiedensten Enden der Stadt, sowie in den benachbarten Orten. Wenn alle evangelischen Familien Neapels immer wieder aus, die jedes Mitglied unserer hiesigen Gemeinde mit Sorge erfüllt und eine neue Aufgabe stellt. Neapel wird förmlich überflutet von deutschen weiblichen Dienstboten, die größtenteils aus den südlichen Teilen des Vaterlandes, z. B. aus Württemberg, Baden, Bayern hierher strömen. Wie es in genannter Stadt in den letzten Jahren in den besseren Ständen Modesache geworden ist, die deutsche Sprache zu erlernen, so ist der Wunsch allgemein, deutsche weibliche Dienstboten zu haben. So kommen sie denn in hellen Haufen, nicht alle, vielleicht nur wenige von der besten Art, ohne zu ahnen, welche Gefahren in dieser Stadt ihrer warten. Deutsche Frauen haben hier ein Asyl für stellenlose deutsche Mägde geschaffen, aber die Räume genügen nicht mehr, und alles, was die Erfahrung lehrt, zeigt ein wahrhaft trostloses Bild. Hier öffnet sich ein neues Feld der Seelsorge, die doch wieder so machtlos dasteht. Wer findet in der großen, eine halbe Million Einwohner zählenden Stadt diese oft ratlosen deutschen Dienstboten auf, von denen viele keine Ahnung haben, daß hier eine deutsche Gemeinde, eine deutsche Kirche ist. Wer warnt alle jene leichtfertig Hergereisten, wer steht ihnen bei mit Rat und That?

Ein Wort an dich, lieb Vaterland! Das evangelische Deutschland folgt mit herzlicher Teilnahme der Evangelisation Italiens, es unterstützt diejenigen Gemeinden und Institute, welche jenem Werke dienen, z. B. die Waldenser. Mit Recht. Aber, deutsches Vaterland, du vergiffest deine eigenen in jenem Lande lebenden Kinder, welche deiner Teilnahme doch näher stehen, als die Fremden. Vielleicht kommt dies daher, weil deine Kinder seither geschwiegen und nichts von dem haben verlauten lassen, wie es bei ihnen aussieht. Vorstehende Schilderung hat ein Arbeitsfeld gezeigt, auf dem die vorhandene Kraft nicht ausreicht, ein Feld, wo ein Helfer nötig wäre. Es wäre dir doch ein Leichtes, deinen fernern Kindern beizustehen! Das waren des Verfassers Gedanken, als er kürzlich auf seiner hundertsten Reise zum Irnothal bei den obgenannten „Vorposten“ vorbeifuhr und dann an die gesamte Diaspora der hiesigen Gemeinde gedachte und sich erinnerte, daß ein Tag nur zwölf Stunden, eine Woche nur sieben Tage hat. —



## Karl Stieler.

Von

Otto Kraus.

### I.

Ob der Name des bayrischen Hochlanddichters allen Lesern der Monatschrift bekannt ist? Jedenfalls ist der Name Karl Stieler wert, daß er diesen Lesern bekannt wird. Für das gute Recht der mundartlichen Poesie, für die Volkspoesie nach Inhalt und Form gegenüber der hochdeutschen Kunstpoesie eine Lanze zu brechen, kann uns nicht in den Sinn kommen. Die Zeiten sind vorbei, in welchen man mit schulmeisterlichem Hochmuth im Dialekt nur die Sprache des gemeinen, ungebildeten Volkes erblickte. Die niederdeutschen Dichter Klaus Groth und Friß Reuter und die oberdeutschen Poeten Hebel, Kobell und Stieler sind in weiten Kreisen unseres Volkes so erklärte Lieblinge geworden, es ist von dem Boden jener Dichter aus ein so erfrischender Luftzug durch das in endloser Lyrik und unkräftiger Dramatik hinschmachtende litterarische Leben gekommen, daß wir uns eines besonderen Nachweises des Wertes der Dialektpoesie für überhoben halten können. Mit besonderem Interesse werden selbstverständlich diejenigen Leser etwas von Karl Stieler hören, welchen das Glück zu teil geworden ist, das bayrische Volk in den deutschen Alpen dies- und jenseits der deutschen Reichsgrenze an Ort und Stelle kennen zu lernen. Der uns vorliegende Stoff zerfällt naturgemäß in zwei Teile. Den Vortritt hat „der Stieler Karl“, wie unser Dichter vom Volk in und um Tegernsee genannt worden ist, in zweiter Reihe haben wir die minder bekannten hochdeutschen Gedichte und die prosaischen Schriften K. Stielers ins Auge zu fassen.

Von dem Lebensgang des Dichters ist nicht viel mitzuteilen. Er ist in München am 15. Dezember 1842 geboren. Sein Vater Josef Stieler war der bekannte, 1858 verstorbene Hofmaler Ludwigs I. von Bayern, in dessen Auftrage er die berühmte Schönheiten-Galerie gemalt hat. Im Sommer pflegte Josef Stieler lange Zeit in seinem bescheidenen, kleinen Hause am Tegernsee zu wohnen, der junge Karl Stieler ist hier von frühester Jugend an mit Land und Leuten, mit der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten der Oberbayern bekannt geworden. Das Oberbayrische war seine Muttersprache. Nach dem auf dem Münchener Ludwigs-Gymnasium genossenen Unterricht wäre der Sohn am liebsten dem Lebensberufe des Vaters gefolgt, dieser aber bestand mit Entschiedenheit darauf, daß der Malersohn kein Maler werden, sich vielmehr dem Studium der Rechtswissenschaft widmen solle. 1861 ist Karl Stieler juris studiosus in München geworden. Seine letzte juristische Prüfung hat er 1867 bestanden.

Zwischen diese beiden Jahre fällt die Herausgabe seiner ersten oberbayerischen Gedichte. Durch die günstige Aufnahme seiner ersten mundartlichen Verse, welche in den „Fliegenden Blättern“ ans Licht traten, ließ sich der jugendliche Poet bestimmen, in demselben Verlag seine „Bergbleamln“ erscheinen zu lassen. Habent sua fata libelli. Diese erste Sammlung, welche den späteren Dialektdichtungen nicht viel nachsteht, hat es in 20 Jahren nur zu drei Auflagen gebracht. Dem unbekanntem Dichter begegnete man mit der kurzen und ungerechten Kritik: „Nachahmer Kobells“, während Karl Stieler ein Schüler Kobells war, der sich seiner Selbstständigkeit und Unabhängigkeit erfreuen durfte, bei aller, auch öffentlich von ihm bezeugten Pietät gegen den Meister.

Im verhängnisvollen Jahre 1866 hat Stieler sich als „Leutnant auf Kriegsdauer“ in die bayerische Armee einreihen lassen. Die Erlebnisse jenes Jahres mögen an ihrem Teile redlich dazu beigetragen haben, daß der weitaud „kriegsbedauerliche“ Leutnant vier Jahre später mit Begeisterung dem vereinten Ringen der deutschen Stämme mit den Franzosen als friedsamer Doctor juris und angehender Praktikant am Münchener Archiv gefolgt ist.

Im Friedensjahre 1871 hat sich Karl Stieler mit Marie Bischoff verheiratet. Was ihm seine Frau, die Mutter seiner drei Kinder, gewesen ist, drückt die Widmung der „Neuen Hochlandslieder“ mit den Schlußworten aus:

Im Leben walt'n Kampf und Waffen,  
Im Liebe milder Klang und Ruh!  
Ein sel'ger Mann hat euch geschaffen,  
Doch daß er selig ward — schufft Du.“

Die archivalischen Berufsarbeiten wußte Stieler in schöner Weise mit seinem Dichtertalent in Verbindung zu bringen. Das beweisen die teilweise nach uralten Quellen gedichteten Hochlandslieder. Vielleicht ist der Dichter dazu angeregt worden durch J. V. v. Scheffel. Während aber bei diesem immer die Ironie des kritisch über seinem Stoffe stehenden Poeten bemerkbar wird, sehen wir Karl Stieler stets mit ganzer Seele in die alte Welt sich versenken. Von großer Bedeutung für sein dichterisches Schaffen ist ohne Zweifel der persönliche Umgang mit den Münchener Dichtern gewesen, welche unter Paul Heyßes Führung sich in der Gesellschaft „Krokodil“ zusammenfanden. In dieser Verbindung ist auch der Anlaß zu seiner Beteiligung an verschiedenen Prachtwerken zu finden, so an dem 1871 erschienenen Werke Hermann von Schmid's „Aus deutschen Bergen“, das später unter dem Titel „Wanderungen im bayerischen Gebirg und Salzkammergut“ veröffentlicht worden ist, ferner an den Prachtwerken „Italien“, „Rheinfahrt“ und „Elsaß-Lothringen“. Auch zu seines Meisters J. von Kobell „Waidmanns-Erinnerungen“ hat Stieler Beiträge geliefert. Die nächsten Jahre, 1876 bis 1878, sahen rasch aufeinander die berühmten Sammlungen erscheinen: „Weil's mi freut“ (jezt in sieben Auflagen verbreitet), „Habt's a Schneid“ (in sechster Auflage erschienen) und „Um Sunnawend“ (vier Auflagen). Diese drei Sammlungen sind 1886 mit Bildern von Hugo Engl unter dem gemeinsamen Titel „Drei Buschen“ zusammengefaßt worden. Im Jahre 1879 sind die jezt in vier Auflagen herausgekommenen „Hochlandslieder“ und zwei Jahre später die „Neuen Hochlandslieder“ veröffentlicht worden. In hochdeutscher Sprache ist dann noch 1882 das kleine Buch „Waubertlieder“ und 1884 das noch kleinere Buch „Winteridyll“ (drei Auflagen) gefolgt. In denselben Jahren hat Stieler die berühmten Bilder seiner Freunde Franz Defregger und Hugo Kauffmann in den prächtigen Silberbüchern „Von Dahoam“ 1881 (3. Aufl.), „Aus der Hütten“ 1883 (2. Aufl.), „A Hochzeit in die Berg“ 1882 (2. Aufl.) und „In der Sommerfrisch“ 1883 mit Versen in oberbayerischer Mundart versehen, ein Zusammenwirken von Malerei und Poesie, wie es kaum schöner gedacht werden kann.

Mitten aus einem glücklichen, thätigen Leben hat der Tod am 12. April 1885 den Dichter nach nur wenigen Tagen schwerer Krankheit weggerissen. Seine von

München nach Tegernsee verbrachte Zeiche ist am 15. April, recht wie es der Hochlandsdichter verdiente, recht wie es seinem Leben in und mit dem Volke entsprach, der Erde übergeben worden. F. Desregger und Hermann Kaulbach hatten das Grab in sinniger Weise geschmückt, Paul Heyse hat dem in die Ewigkeit abgerufenen Freund einen warm empfundenen und in vollendete Formen gekleideten poetischen Nachruf gewidmet.

Dem Wunsche der Familie entsprechend haben Professor Heigel in München, Stielers Jugendfreund, 1885 eine Reihe von Vorträgen, die Stieler im Laufe der letzten 12 Jahre in vielen deutschen Städten gehalten hat, unter dem Titel „Kulturbilder aus Bayern“ und M. Haushofer in München 1886 „Natur- und Lebensbilder aus den Alpen“ herausgegeben. Diesen beiden Bänden sind dann noch in demselben Jahre „vermischte Aufsätze“ unter dem Titel „Aus Fremde und Heimat“ und „Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—71“ unter dem Namen „Durch Krieg zum Frieden“ gefolgt. Das letztgenannte Sammelwerk ist von Professor Nazel in München zusammengestellt und mit einem Vorwort versehen worden.

Wie hat Stieler die Sprache des Volkes in den bayerischen Alpen und dieses Volk selbst kennen gelernt? Mit bloßen Ausflügen und Spaziergängen war es nicht gethan. In dem vortrefflichen Aufsätze „Sitte und Brauch im bayerischen Hochland“ (Kulturbilder S. 89) erzählt Stieler: „Was ich auf mündlichem Wege ersuhr, ist nicht unbeachtet geblieben, doch erscheint mir gegen die sogenannte Tradition einige Vorzicht geboten, seit ein biederer Landbewohner, der von einem Gelehrten wiederholt um alte Sagen, Bräuche u. dergl. inquiriert ward, mitleidig äußerte: „D meiu, der Kerl hat mi auf d'lezt derbarmt, jekt hab i ihn halt do a bissel ebbes zjamnglogn.“ Seitdem verlasse ich mich mehr auf meine Augen, als auf's Ohr, und das meiste, was ich hier mittheile, beruht auf eigener Anschauung. Ich habe Wochen und Wochen lang (zu einer Zeit, wo kein Fremder mehr in den Bergen weilt) auf den einsamsten Bauerngehöften gelebt; es gibt keine Banearbeit, die ich nicht selber mitgethan, und wenn wir am Abend heimzogen, hab ich am eichenen Tisch aus einer Schüssel mit Knecht und Magd gegessen und vor der Holzbank knieend den Abendseggen mingeprochen. Und aus diesem tiefsten Erleben, nicht aus ein paar schmucken Gestalten, die ich sah, oder aus ein paar frohen Liedern, die ich hörte, habe ich die Liebe zu dem Volk gewonnen.“ Stieler hat also ein richtiges Quellenstudium durchgemacht. Er hat erlebt und erfahren, was er nachmals in Poesie und Prosa aus dem Alpenvolk und über dieses Volk kundmachte. Darum begegnen wir auch bei ihm dem wirklichen Volke mit seinem Licht- und Schattenseiten und nicht, wie bei Berthold Auerbach, idealisierter, ästhetisch und philosophisch geschulten Landbewohnern. Wer Stielers Dialektdichtungen recht genießen will, wird gut thun, seine in den Kulturbildern enthaltene Vorträge „Ueber den Volkscharakter im bayerischen Hochland“ und „Die oberbayerische Mundart“, sowie den als Vorrede zu den „Drei Buschen“ benutzten Aufsatz „Ueber Ziele und Grenzen der Dialektdichtung“ zu lesen. „Das erste Erfordernis“, sagt Stieler, „das man an dialektische Dichtungen stellt, ist die Echtheit. Allein nicht selten, wenn man dieselbe prüft, legt man dabei den Schwerpunkt nur auf die Echtheit der Ausdrucksweise, und doch ist dies nur der kleinere, nur der formale Teil, denn erst die Echtheit der Denkweise ist es, die solchen Schöpfungen kulturgeschichtlichen Wert verleiht. Hier liegt der Prüfstein, und wie häufig stellt es sich nicht heraus, daß der Poet Ideen, die nur in seiner eignen Bildungssphäre möglich sind, in den Ideenkreis des Bauers, den er schildern will, hineinträgt und sie als dessen Gedanken ausgibt, weil er sie mit dessen Worten ausdrückt.“ Stieler hat sich von solchen „hochdeutschen Gedanken in oberbayerischem Gewande“ fast ganz frei gehalten. Aus der internationalen Welt importiert ist unseres Wissens nur das in den „Vergleamln“ enthaltene „Glas Wasser“, die bekannte Geschichte, wie der Russe, der Türke, der Franzose und der Deutsche mit einem Glase Wasser verfahren, in welches eine Fliege gefallen ist. Auch die in derselben Sammlung



enthaltenen Gedichte „Die boarischen Berg auf unsern Kini Max II. Am Begräbnistag 14. März 1864.“ und „Wie die Berg am Tegerusee gstritten ham“ sind nicht dem Ideenkreis der Alpenbewohner entworfen. Dagegen verdanken umgekehrt die gelungensten Gedichte dem Umstande ihre Entstehung, daß die Anschauung von Städtern mit der Denkart des Landvolkes in Konflikt gerät:

Probn auf der Alm, da host a Herr,  
Der kimmt schier bis von Breunhen her,  
Ausländrisch schaugt er si scho recht,  
Deutschn kann er a bisl, aber schlecht.

„Au, liebe Frau, möcht ich mir laben,  
Kann ich ein Tröpfchen Milch wohl haben?“  
„Recht gern,“ sagt die Sndrin, „weint i's hätt,  
Aber loa Frau, dös bin i nel.“

Den selben negativen Erfolg und dieselbe Eintrede erfährt der Fremde, als er das „Fräulein“ um Butterbrot, die „Jungfrau“ um ein Stückchen Käse anredet. Der Schluß lautet:

„Wie soll ich denn dies Rätsel lösen,  
Wer sind Sie denn, verehrtes Wesen?“  
„Herrgott,“ sagt sie, „is dös a Gwalt,  
Wer wer i sein? — a Dirndl halt.“

Diesen Gegensatz von Stadt und Land bringt Stieler insbesondere da zur Geltung, wo er die plattdeutsche Mundart der oberbayerischen gegenüberstellt. „Die plattdeutsche Mundart reicht hinauf als populäre Redeweise bis in den Verkehr der höheren Stände mit den niederen. sie umfaßt vielfach den Bürger, den kleinen Handwerksmann, und (was das Entscheidende für den Umfang ihrer Begriffe ist) überhaupt den Städter. Die oberbayerische Mundart aber umfaßt beinahe nur den Bauer und das bäuerliche Leben, man trägt unwillkürlich Bedenken, sie dem Stadtbewohner, dem Gewerksmann, ja selbst dem Flachlandbauer in den Mund zu legen, weil man gleichsam fürchtet, aus dem Originellen ins Ordinaire zu verfallen. So ist der oberbayerische Dialekt (als Dichtersprache) fast ein Monopol unserer bayrischen Berge geworden, deren Leben natürlich auch am meisten poetische Stoffe bietet; aber während das Plattdeutsche fast nur geographische Grenzen hat, sind es hier überwiegend ständische Grenzen, welche die Geltung und das Stoffgebiet unserer Mundart beschränken.“

Der Ideenkreis des Volkes erweitert sich übrigens mit dem Wechsel der Zeiten. So hat das öffentliche, das politische Leben sich auch im bäuerlichen Leben in den letzten Jahrzehnten nachdrücklich geltend gemacht. Früher hätten politische Betrachtungen und Gedanken im Munde des oberbayerischen Volkes dem Dichter den Vorwurf des Unwahren, Gemachten, Unehnten zugezogen. „Und jetzt? Jetzt wird auf jeder Bierbank, wo ein paar Bauern zusammensitzen, „politisiert“, Tausende gehen zur Wahl, die früher kaum das Wort gekannt, und dies alles, was ehemals fremd war, ist nun eigenartig und echt geworden, ist jetzt wirtlicher Bestandteil des bäuerlichen Denkens und Lebens. Das weite Gebiet der öffentlichen Dinge, die der Bauer früher ignorierte und mied, ist nunmehr Gegenstand seiner stillen Reflexion, wie seines lauten Streites.“ Es versteht sich von selbst, daß der Dichter nicht politisieren darf. Das politische Lied, das Parteilied ist mit Recht als „garstiges“ Lied gebrandmarkt. Aber mit dem „troffenen beschaulichen Humor, wodurch sich der oberbayerische Bauer mit werdenden Begriffen, mit den Konflikten zwischen Altem und Neuem abzufinden pflegt“, kann der Dichter sich wohl befremden. Die Zahl der in diesem harmlosen Sinne politisch zu nennenden Gedichte ist denn auch bei K. Stieler nicht klein. Im Wirtshaus streiten sie sich um den „Bismarck“, der Fuhrknecht, der Maurersepp, der Zimmermann und der Jagerhans, zuletzt bringt der Hausknecht den Ausgleich zustande. — „Der dumme Kandidat“ taugt nicht zum Bürgermeister, aber zum Landstand ist der Mann gut genug:

Jetzt hamma uns halt denkt, zu dem  
Langs' scho, dös kann er scho veriehn,  
Und weil er sunst nix wern kann,  
So wähl'n mer'n halt amal, den Mann.

Der Knecht des Obermaier in Tölz wird nach den Wahlaussichten gefragt.

„D jesses,“ sagt er, „da stehst schlecht!“  
 „Ja, habts denn soane Liberalle?“  
 Sag i — „na 'is wohl ebbes Harts.“  
 „Ja, liberal! — dös san ma alle,“  
 Sagt er, „blos h wähl'n thun ma schwarz.“

Wer mit den Liberalen geht, muß den Obermaier wählen, wer mit den Schwarzen geht, den Hantebauer

Is ebba dös a freie Wahl?  
 Kreuzsakrament, da müchst do stuchen,  
 I will mir'n selber aufsuchen,  
 Ganz extra nur alloa für mi,

Kreuzsakrament, kreuzsakrabi!  
 Trum nim i soan, dös woach i gwis,  
 Der schon von Anfang aufgestellt is.

„Die geheime Wahl“ ist eins der drolligsten Gedichte überschrieben. Beim Bier auf der Post wird ein Wähler gefragt, wen er gewählt habe. Die Antwort lautet:

„Ja was für oan, dös woach i net,  
 Den selln hatt, der am Zettel steht.“  
 „Tu Rapp, dös habn wir aa scho than,  
 Nur es ma'n bergibt, schaugt ma'n an.“  
 „Na, sagt er, angikaugt hab i'n net,  
 Mir habn sie's ganz genau glagt, wie's geht.“

Zu mir is der Herr Pforter kemma  
 Und sagt, i soll den Zettel nehma,  
 Und sagt zu mir (und dem daneben):  
 Ist un—er—öffnet ab—zu—geben!  
 Denn so stehst drin im Ofes amal  
 Und drum is dös a gheime Wahl.

Und die Stichwahl?

Bei uns, da ist a Stichwahl gweht,  
 Ah, da ham f' garbeit, aber seht!  
 Da hat's dir an Spital gelien,  
 Tah's zugeht wie im ewign Leben;  
 Und graut haben f' alle, hint und vorn,  
 Gwis fünf, aa sechs san gstochn worn!

Diesen ins Scherzhafte gehörenden Versen lassen wir des Gegensatzes wegen aus dem Gedichte „Noch droben am Berg“ den Eindruck folgen, welchen das Attentat des Nobiling im Sommer 1878 bei armen Holzknecchten hervorgerufen hat. Der Alte fragt den Jungen und den hinzugekommenen „Jager“:

„Habts es scho ghört von dera großen  
 Morbschach? — Am Kaiser haben f' gschossen  
 Und troffen! — Er is ganz verwundt!“

„Was?“ schreit der jung, „an so an Hund  
 Ghits aa? Der sollt bei uns da sein,  
 Dem schiaget i as Leben ein!  
 Den padet i mit all zwoa Händ  
 Und wurf ihn abi übers Gwänd!“

Der alt sinniert und schaugt nur groh  
 Und legt die Händ zamm auf der Schof,

Na hat er glagt: „I glaubs no soam —  
 Am Kaiser? — — Wie an alter Baam  
 So steht der dort mit seiner Kron,  
 Und dös hat ihm a Deutscher thon!!  
 Is dös a deutsche Einigkeit?  
 Zum Stolzsein habn wir wohl no weit!“

's war grad a Holzknecht, der so redt.  
 Oben glanzes d' Stern; er rührt si net,  
 Na legtr a Scheit ins Feuer nein — —  
 „Heunt schlaf ma do so bald net ein!“

Wie tief im Gedanken, wie schlicht im Ausdruck! Was sind alle Beileidsadressen der Städter gegen diese kurzen Worte des alten Holzknechtes!

In der Regel denkt man an Scherzlieder, an Schnadahüpfln und dergleichen, wenn man von oberbayerischer Volkspoesie hört. Und doch weiß ein Dichter wie Stieler durch den „Grundton wetterfester Kraft die feinsten Herzenslaute“ klingen zu lassen. Auch in der Sprache „kommt jene doppelte Begabung, jenes Gleichgewicht von Seele und Verstand zum Ausdruck, das den oberbayerischen Volkstamm auszeichnet und das vielleicht den letzten unbewußten Grund bildet für die Popularität, die er genießt.“

Zu den ergreifendsten Gedichten gehört „Der Musikant“. Wir setzen alle fünf Strophen hierher, weil da nichts herauszunehmen oder abzubrechen ist:

« Musikant spielt auf zum Tanz,  
Der hat a Bübei z' Haus, a franks;  
Er woah nit, bis er hoam zu geht,  
Ob er's no antrifft ober nei?

Jetzt geht er nein — und b' Mutter woant.  
„Oh mei,“ sagt s', „allweil hab i gmoant,  
Du sollst no lemna hoam zu mir,  
Weiß Bübei gar so thuat nach dir!

Und wie er z' Haus kimmt, spat, da sieht  
Er in der Kammer no a Licht;  
Trauf scheint der Mond, vom Turm schlagts drei,  
Da wars mi'n Bübei scho vorbe.

Grad allweil b' Handeln ausgstreck hat er  
Und nit als fragt: wo is der Vader?  
„Weiß zehnmal bin i ganga schaugen.“ —  
Der Vater fährt si über b' Augen.

Die Leich, die war am Sunta truah,  
Und trauri schaugt der Vader zua;  
Er legt sein Kranz hin — und auf b' Nacht  
Hat er halt wieder Musi gmacht.

Die junge „Nahdrin“, 's Venei, geht jeden Tag über Eis und Schnee der Arbeit nach. Daß sie bald sterben muß, weiß sie, ihre einzige Sorge ist, so viel zu hinterlassen, daß man die Beerdigungskosten bezahlen kann, daß nicht die Gemeinde eintreten muß. — Der Vater von drei im Feld stehenden Söhnen geht nach München, um nach dem Toni, dem Hans und dem Sepp zu fragen. Der erste ist bei Wörth, der zweite bei Sedan und der dritte bei Orleans gefallen. Der Vater sagt kein Wort, mühsam schleppt er sich auf die Straße:

Drunt auf der Staffel vor'n Haus  
Da is er niedergesfen,  
Er halt sein Hut no in der Hand,  
Er hat auf all's vergessen.

Es gengan wohl viel tausend Leut,  
Viel hundert Wag'n vorbe.  
Der Vader siß no allweil dort . . . !  
„Drei Buaben und — alle drei!“

Dem Fischer ist sein Bübei gestorben; seitdem ist die Mutter so in ihren Schmerz versunken, daß sie kein Wort mehr spricht und nichts mehr arbeitet:

Und i kanns do nit schelten,  
Sie is so trauri gnu. — —  
« Jeds Haus hat sein Engel  
Und der mei war der Bua.

Dazu die ergreifenden Lieder von dem gestorbenen oder untreu gewordenen Schatz. Ein junges, frisches Mädchen ist schnell gestorben. Die Nachbarn kommen abends zum Gebet ins Sterbehaus. Auch der Bua, der das Deandl ganz heimlich so lieb gehabt hat. Weinen kann er nicht, aber lautlos nimmt er die Hand der Toten, die Hand, von der er geglaubt hat, daß er sie einmal zum Hochzeitsgang anfassen werde. — Eine alte Bäuerin wiegt ein kleines Kind, dessen Mutter, ein Dirndl, eben begraben worden ist. Die Alte hat aus Warmherzigkeit das fremde Kind zu sich genommen:

Er is ja so an armer Tropf,  
Dem's schlecht gnuu geht;  
Das hält denn na a so a Kind,  
Wenn's d' Lieb nit hält!

Der Humor hat entschieden das Uebergewicht bei Stieler und das ist auch ganz recht, wenn er sich in den richtigen Schranken hält. Freilich darf man nie aus den Augen lassen, daß wir es nicht mit gebildeten, salonfähigen Stadtmenschen zu thun haben, sondern mit ungebildetem, derbem, selbst rohem Bauernvolk, dessen römischer Aberglaube und nichtkonfessionelle Beschränktheit, dessen Trunt- und Kaufsucht, bekanntlich zwei deutsche Liebslingsünden von den Zeiten des Tacitus bis heute, starke Schlag Schatten werfen. Stieler ist den Schatten nicht aus dem Wege gegangen. Er

weiß, daß seine Dialektdichtungen nicht dem Volke schmeicheln, sondern ihm einen Spiegel vorhalten, daß sie das Volk in seiner wahren Gestalt zeigen, daß die Gedichte selbst Kultur- und Sittenbilder sein sollen. Der Dichter hat keine Gelegenheit vorbeigelassen Studien zu machen. Wie ein Maler unterwegs sein Skizzenbuch aus der Tasche nimmt und in stüchtigen Strichen eine Situation skizziert, so hat auch Stieler, der Malerjohn, überall charakteristische Erlebnisse und Begegnisse festgehalten und verewigt. Und wenn er solche Erlebnisse von Freunden hat erzählen hören, so hat er sich dieselben in seiner Weise zu nutze gemacht. Paul Heye sagt einmal: „Wir „Schreiber“ sind wie gelehrte Diebe, die, wenn sie Kirchensilber stehlen, es auch erst in den Schmelztiegel werfen, ehe sie es wieder in den Handel bringen, damit die Hagen sie nicht verrät.“ — K. Stieler legt einem Maler folgenden Bericht in den Mund: „Auf meinen Streifzügen ins Passierthal kam ich eines Tages vor ein gar reizendes trantes Haus. Es lag ab von der Straße, versteckt und nur der spitze Kirchturm grähte herüber aus dem Dorfe. Vom Altan nickten die Nelsen, und an der braunen Wand ranfte der Kürbis empore in breiten Blättern. Es fehlte nichts mehr als ein reizendes Mädchen zur Staffage, doch da ich Maler bin, wird man mir dies Bedürfnis nach Staffagen wohl verzeihen. Eben hatte ich mirs im Geiste dazu komponiert, da bog ich plötzlich um die Ecke und sah es in Wirklichkeit zu meinen Füßen. Der hohe Bretterzaun bot einen vortrefflichen Anhaltspunkt zunächst für meinen Ellenbogen und dann für ein Gespräch. Nachdem ich alle Wege durch das Passierthal erforscht, obwohl sie mir längst bewußt waren, kamen wir ungezwungen auf die Wege des Herzens, die bekanntlich sehr wunderbar sind. Die junge Schöne erhob das Haupt; der breite Hut mit der goldenen Schnur beschattete zur Hälfte ihr Gesicht; durch ihre Wangen schimmerte jenes Rot, mit welchem die Mädchen solche Gedanken lasieren. Philomela (ein sehr verbreiteter Name in Tirol) sollte heiraten und wollte nicht. — Philomela diente hier im Hause, aber der Gebieter diente anderseits auch ihr — er wünschte sie zu seinem Weibe. Sie sagte nicht, daß sie jung und schön sei, aber das sagte sie, daß er alt und häßlich sei, und die Schilderung, die sie von ihm entwarf, erinnerte mich lebhaft an den Cyclopon in der Odyssee. — Das reizende Haus sah allerdings verlockender aus, als die Höhle jenes antiken Unholds, so daß man die Gewissensstrupel der schönen Dienerin wohl begreifen konnte. Mit wichtiger Schaulust faßte sie die Lage zusammen, indem sie sprach: „Die Kapellen war mir schon recht, aber der Heilige taugt mir nit.“ In den „Bergbleamln“ hat Stieler dieses hübsche Geschichtchen zu dem Zwiegespräch „Wie die Deandln reden“ verarbeitet. — Die Kathl will ihrem Schatz in Schliers einen Brief schicken und da es ihr mit dem Schreiben schwer von staten geht, so will sie dem alten Schulmeister den Brief diktieren. Der fängt an zu schreiben: „Mei süßer Schatz!“ Dann vergehen dem Mädchen in Gegenwart des Alten alle Gedanken und da dieser nicht viel Zeit hat, fügt sie der Leberschrift noch „an schöna Grub, an recht an schöna“ hinzu. — Im Wirtshaus zu Gmund sitzen die Besucher des Viehmarktes zusammen, die richtigen Geldprozen der umliegenden Dörfer. Da schreit einer, er wolle den sehen, der ihm heute wechseln könne. Sofort tritt ein alter Bettler hinzu: „Was ihr könnt, das kann ich auch;“ aber er will den sehen, der ihm heute wechseln kann. Allgemeines Hohngeschrei über den Bettelmann. Der aber wirft ein Pfennigstück auf den Tisch:

So, wechselt's mir jetzt do derfür?  
Und wer's nit kann, zahlt a Maß Bier!

Am meisten dreht sich Witz und Humor ums Biertrinken. Ein nachdenklich feines Weges Gehender überlegt bei sich, daß er heute nur „oa Maß“ habe, ein anderer, ein rechter Bruder Lustig, hat sich keine Gedanken gemacht und gesteht, daß er nur „zehn Maßl“ getrunken habe. — Beim Hansbräu wird das alte Bier nicht mehr lange dauern. Der Oberförster fragt: „No, wie lang dauert no's alte Bier?“ „Drei Wochen“

ist die Antwort. — Der Apotheker fragt: „No, wie lang dauerts no, dös alt?“ Der Notar aber fragt nur noch: „Wie lang?“ — Ein Streiflicht auf den Gegensatz von Hochdeutsch und Dialekt wirft das Stückchen: „Weg'n dem Zuaß“:

Zum Gerichtsarzt kimmt der Jadel von Kreuth,  
„Ja, sagt der kelle, da seits ja weit,  
Tös sag i dir scho, daß i wegn dem Zuaß  
Zepf anderne Maßregeln ergreifen muuß.“

Wie der Jadel hoamkimmt, na ham f ihn gfragt:  
No, was hat nacha der Gerichtsarz glagt?  
„Ja, sagt er, daß i wegn dem Zuaß  
Zepf anderne Maßregeln ergreifen muuß.“

So sehr das Bier in Bayern die Fremden um seines Gehaltes willen überrascht, ebenso sehr überrascht sie die Ungezogenheit der Wirte. Der eine steht an seiner Thüre und gibt nur darauf acht, wie die Vorübergehenden bei vorhandenem Glatteis an einer gewissen Stelle der Ortsstraße hinstürzen. Der andere sitzt in Hemdärmeln im kühlen Garten und regt sich nicht, wenn Gäste kommen. Fragen diese nach Stühlen, so sagt ihnen der Wirt, sie möchten sich Stühle in der Stube holen. Verlangen sie Bier und Essen, so verweist er sie an die Kellnerin und an die Köchin.

Und na wird er ganz braun vor Mut  
Und macht uns grausi z' Schanden:  
„Was seids denn? Nir wie Fremde seids!  
I bin der Wirt — verstanden!“

Auch die alte Wirtin zu Unterberg kann die Fremden nicht leiden:

Was wollt's denn, Gündel, fremd's?  
Kriegt's wieder gar nix z' fressen z' Haus,  
Daß's bis da eini kemmt's?

Und die Kellnerin in der Post erklärt auf die Bestellung einer frischen Halben:

„A Halbe — schaamen S' Zina net?  
Ta roas' i nit zum Zuaß bezwegen,  
I' erst warten S', bis S' a Ganze mögen.“

Höchlich erzürnt ist auch der alte Wirt von Krain über das mit Gästen angefüllte Haus:

Wirtshäuser gibts ja gnuu im Dorf —  
Solß do der Teufel holen,  
Die Lumpenteut, die Spißbubenteut,  
Daß f' all zu mir 'rein wollen!

K. Stieler schredt nicht davor zurück, das urwüchsige oberbayrische Volk in aller natürlichen Derbheit zu zeichnen. Die Wahrheit steht ihm höher als schwachmütige Schönfärberei. Daß ein Vater seinen Sohn mit Schlägen traktiert, weil er bei einer allgemeinen Kauferei nicht mitgeraust hat, während doch die fünf anderen Brüder sich lebhaft beteiligten, mag in der Erinnerung an die diables bleus des Jahres 1870 und 71 auf Rechnung der deutschen Tapferkeit gesetzt werden. Daß aber der Jubiläumstag des alten Lehrers mit einer Kauferei endigt, in der dem Jubilar der Rod zerrissen und er selbst zuguterletzt hinausgeworfen wird, ist trotz dem Schlusse:

Wer's gwen is, hat er nit derfragt.  
Ah, schön war's, sagt er, hat er g sagt.

schon eine bedenkliche Sache. Wie sollen wir aber die Derbheit bezeichnen, die in den Versen „Der Stecken“ enthalten ist! Ein in den letzten Zügen liegender Mann verlangt nach dem Stecken, um noch einmal seine Frau hauen zu können. Da reicht die Bezeichnung Derbheit nicht aus. Teufelische Roheit und Bosheit werden hier geschildert. Ein Erlebnis, dem Stieler seine Verstaunst nicht hätte widmen sollen. — Noch schlimmer steht die Sache bei dem Stücke: „Weim Gricht“. Der Hanfenbauer hat einen gestochen. Die That räumt er ein, aber zahlen will er nicht, wegschwören möchte er seine Schuld.

— Förmliche Nachtstücke endlich bietet uns Stieler in „Derworfen“ und „Am Hoamweg“. Zwei haben sich im Freien gerauft. Der eine hat zuletzt dem andern mit einem Zaunpfahl einen solchen Schlag versetzt, daß der sofort ins Wirtshaus gehende Sieger sich Gedanken darüber macht, ob er den Gegner totgeschlagen hat oder nicht. Was sagt der Wirt aber?

Geh, sagt der Wirt, jezt geb's an Ruah  
Dös sehn ma na scho morgen fruah.

Wahrhaft entsetzlich ist das Gedicht „Am Hoamweg“. Zwei um eines Mädchens willen schon längere Zeit in Feindschaft lebende Holzknecchte gehen gleichzeitig über den gefrorenen See. Der Verführer des Mädchens bricht durchs Eis. Schon streckt der andere die Hand nach dem Unglücklichen aus, da fällt ihm das „Venei“ ein. Er zieht die Hand zurück und überläßt es dem lieben Gott, wie er jenen rettet. Gleich darauf geht der Rachdürstige an der Hütte des Verunglückten vorbei. Mutter und Geschwister sitzen „um des Lichts gefellige Flamme“. Ein einziges Wort und die Angehörigen könnten noch den am Eis sich Anklammernden retten. Da fällt ihm das „Venei“ ein, das einzige Wort bleibt ungesprochen und der andere versinkt in die Eisfluten des Sees.

Karl Stieler war Katholik, aber kein ultramontaner. Er weiß recht gut, was die christliche Religion bedeutet, aber er weiß auch, daß das in römischen Mechanismus geführte, in äußerlicher Kirchlichkeit dreijerte Volk vom wahren Christentum vielfach weit entfernt ist. Wir machen diese Bemerkung völlig objektiv, ohne alle Pharisaergebarden. Denn das in antirömischer Aufklärung aufwachsende, jeder kirchlichen Zucht entbehrende protestantische Volk ist um kein Haar besser. Dort wie hier Unchristen traurigster Verfassung. — Faustbiden römischen Aberglauben mitten aus dem Leben gegriffen zeigt uns in den „Vergleamln“ das Gedicht „Der heilige Lenhard“. Wir lesen die wenigen Worte ganz her:

Im Hoangart hoden zwoa beinand,  
Die plauschen gar von allerhand,  
Und daß an Sepp sei Hoß verredet,  
Und grad dös wampete — dös gestedet.

„Geh, sagt der oa, dös waar ma 'schiech,  
Schaug, mi derbarmet schier dös Viech,  
San's denn an Lenhard nit ang'legn  
Da, oder thuat er nix vermögn?“

Der ander sagt: „Begu dem is net,  
Da seit si nix — da is loa Reb.“

An Lenhard dem san's wohl anlegn,  
Er thuat a hübsch scho was vermögn,  
Aber der unier (geht halt d' Sprach),  
Der hat für eam grad d' Raiblsach (Sache der Käiber)  
Und hab's die Hoß halt ebbes than,  
Na geht's an Tüßer Lenhard an,  
Na woach scho und dem uniern hodia  
Da is dertell der besser Tofia.“

„Ha, und san's na nit num zum drentern?“ (zu dem drüben)

„Na — sunst verdricket's den herentern“ (hüben).

Was die Ultramontanen in Bayern betrifft, so gibt ein Aufsatz Stielers „Der Entscheidungskampf in Bayern“ am nachdrücklichsten Auskunft über den Patriotismus der Patrioten im Juli 1870. Dieser Partei gehört auch der dicke Pfarrer an, der sich bei Stieler an einem heißen Sommertag nach einem Seidel Bier im kühlen Wirtshaus sehnt, aber ärgerlich umkehrt, weil er aus dem Gastzimmer ein Lied vom deutschen Vaterland singen hört. Eine vernichtende Kritik über den bekannten Kadavergehorsam enthalten die zwei Strophen „Vorgsorgt“:

Der Dechani, der hat vijadiert,  
Bleht rüdt er 'raus damit:  
„So — und — mit der Unschbarkeit,  
Hats da — loan — Anstand nit?“

„Ch, sagt der Pfarrer, da stehts guat,  
Da san E' bei mir nit stimmt! (betrogen)  
I glaab dös nachste aa schon glet,  
Dös jecha nachter stimmt.“

So gehorjam diese ultramontane Geistlichkeit nach oben ist, so gebieterisch ist sie nach unten. Der Sepp wird gefragt, wen er wähle. Er gibt zur Antwort, daß er noch keinen Kandidaten wisse:

A denf, sie bringen uns schon oan  
Am. Sunda aus der Frühmeh hoam.

In der Kirche wird die Parole für die Wahl ausgegeben. In gewissem Sinne von Rechts wegen, denn die römische Kirche ist eine Weltmacht, die die Welt regieren will und darum auch die Wahlen, die in der politischen Welt vorgenommen werden, als ihre Domäne betrachtet. So wird bei Stieler der Hinterhuber gewählt, der allgemein als „Esel“ figurirt. Die Schulkinder haben sechsmal zu Hause auf die Tafel schreiben müssen:

Wenn wir den Liberalen wählen,  
So schadet es dem Dell der Seelen;  
Aber der Hinterhuber ist  
Ein guter Patriot und Christ.

Das haben die wählenden Väter gelesen und sich gemerkt. Die römische Moral ist auch bei den „Ehhalten“, d. i. den Dienstboten wahrzunehmen. Wenn einem Dienstboten widerrechtlicher Weise Lohn einbehalten wird und den Rechtsweg zu betreten ist für den benachteiligten Necht mit allzu großen Schwierigkeiten verbunden, so ist es die probable Meinung vieler römischer Morallehrer, daß in solchem Falle der Dienstbote sich durch Aneignung von Sachen seiner Herrschaft im Werte des einbehaltenen Lohnes bezahlt macht. Auf diese Praxis scheint das Gedicht „Die Wasch“ hinauszugehen.

Die „Drei Buschen“ sind in der neuesten Gesamtausgabe mit vorzüglichen Holzschnitten nach Hugo Engl geziert. Engl ist ebenso bei den Oberbayern zu Hause als Stieler. Am meisten gelungen sind die Bilder „Der Bismarck“, „Die Bäurin“, „Die grantige Wirtin“, „Die wehen Händ“, „Bei der Prüfung“, „In der Wiegen“, „Die Irrung“, „Der Kram“. Während hier der Zeichner die Dichtungen Stieler's verherrlicht, hat der Dichter umgekehrt in höchst ansprechender Weise die Bilder von Freunden dem Beschauer durch Verse in oberbairischer Mundart näher zu bringen gesucht. Bei Defregger handelt es sich dabei um viele weltbekannte Bilder, bei Hugo Kaufmann um eigens zusammengestellte Abbildungen. Wenn wir in diese bereits oben genannten Bilderbücher noch einen Blick werfen, so geschieht es mit dem Wunsche, die hervorragenden künstlerischen Leistungen möchten in größerem Maße als bisher sich wenigstens bei denjenigen einbürgern, welche in den bairischen Alpen bekannt sind.

Ueber „Franz Defregger und seine Bilder“ enthalten die „Kulturbilder aus Bayern“ einen Aufsatz, welcher unsere Aufmerksamkeit in angenehmster Weise in Anspruch nimmt. „Wohl nur wenige bedeutende Menschen haben es verstanden, die Kraft ihrer Herkunft, das Original, das Persönliche, das ihnen damit gegeben war, in dieser Unverfälschtheit zu erhalten, wie Defregger. Er ist noch heute in seinen letzten Tiefen das Bergkind von ehedem und er wollte niemals etwas anderes sein, als er ist. In der kernigen Wirklichkeit des Bauernlebens gewann er kein Bewußtsein dessen, was man in der großen Welt den Schein nennt, und diese innere Wahrhaftigkeit, diese Unschuld seines Denkens und Schaffens hat ihm die spätere Bildung nicht zerstört und sein früher Ruhm nicht weggeschmeißelt. Nie hat er mit den Verhältnissen sein Wesen geändert oder der Welt ein Zugeständnis an seinem inneren Ich gemacht, und das gibt seiner künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit jene geschlossene Einheit, die uns so wohl thut neben der hastigen Vielseitigkeit, die wir ringsum erblicken.“ Bis zum 25. Jahre ist Defregger nicht aus seinem Bauernleben in der Gemeinde Dölsach, aus Stronach, nneit Lienz im Pnstertthale herausgetreten. Die grünen Halben, die waldigen Berge, die Dolomiten waren auf und bei dem einsamen väterlichen Hof von zarter Kindheit an seine Vertrauten. Am 30. April 1835 geboren, war er neben vier Schwestern der einzige Sohn. Fünf Jahre alt verlor er die Mutter, welche am Typhus starb, eine Krankheit, die ihn selbst bis zum 7. Jahre Siechtum brachte. Im Winter war bei einem alten Bauersmann Schule, im Sommer ging Franzl als Hüterbub auf die Alm.

„Vor ihm kletterten die Ziegen und er kletterte ihnen nach, barfuß, mit der Spielhahnfeder auf dem verwaschenen Hütlein; droben aber legte er sich in die Sonne und sah hinaus in die Welt. — Da kam das Wild, es flogen die Geier, die Steine rollten und die Alpenblumen blühten; er aber lag da und über ihm zogen Wolken, Wüdesrauschen und Träumen.“ — Der Vater, ein strenger Mann, nahm den Sohn alljährlich mit über die hohen Tauern ins Pinzgau zum Viehkauf. Wie mag sich der junge Tiroler gefreut haben, wenn er auf dem Hinweg links den breitrüdigen Venediger und rechts die Pyramide des Großglockner erblickte. Seine ersten künstlerischen Bestrebungen hatten Kartoffel und Brotteig zum Material und Menschengesichter zum Vorwurf. In die leeren Blätter des Bauernkalenders wurden Pferde und Kühe gezeichnet. Der Pfarrer von Bölsach scheint über die große künstlerische Begabung des Franzl mit dessen Vater gesprochen zu haben, aber erreicht hat er bei dem strengen Manne nichts. Mit 15 Jahren nahm Desfregger an allen schweren und harten Arbeiten der väterlichen Wirtschaft teil. Das verstand sich für ihn von selbst. Das Gefühl des Nichtverstandenseins kannte er nicht. Ehe er 23 Jahre alt war, starb der Vater und der Sohn übernahm den großen Hof. „Kräftig, freudig und glücklich führte er anfangs das Regiment, überall ging es gedeihlich vorwärts, sodaß er selbst einige Ersparnisse zurücklegen konnte.“ In der Erinnerung an diese Zeit sagte er eines Tages zu Stieler: „Siehst, das ärgert mich, daß die Leut allweil meinen, ich wär kein richtiger Bauer gewesen.“ Nach dem unglücklichen Kriege von 1859 erwachte in ihm und seinen Kameraden ein ihm selbst in seinen Anfängen geheimnißvoll geliebenes Wandersieber. Die meisten gingen nach Amerika. Er verkaufte seinen Hof trotz der Abmahnungen der nahen gesippten Freunde und des wohlwollenden Kaplans und erklärte, er wolle nach Innsbruck und Bildhauer werden. Er ging den weiten Weg dahin zu Fuß, zwei Maurer gingen mit ihm. Das war am 11. April 1860. In Innsbruck ging er mit einem Gruße seines Pfarrers zu einem Heiligenbild-Schnitzer und bat diesen, ihn in die Lehre zu nehmen. Mit Zeichen und dem Meister in der Werkstatt helfen ging der Sommer hin, ohne daß erhebliche Fortschritte gemacht wurden. Im Herbst sagte sein Meister, der nach München reisen mußte und in seinem Lehrling mehr Verus zum Maler denn zum Bildhauer erkannt hatte: „Weißt was, Franzl — geh mit, na gehn mir zum Pilot.“ Als Desfregger bei Piloty ins Atelier trat, richtete er seinen Blick auf das Riefenbild „Nero“. Nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, was ein Maler sei. Für die Kompierschule hielt Piloty den neuen Ankömmling nicht reif, er kam in die Kunstgewerbeschule, wo er bald große Fortschritte machte. Aber gleichwohl war seine Stellung keine leichte. „Schau (sprach er manchmal), es waren lauter blutjunge Leut da, — und ich allein — der große Ladel.“ Nach anderthalb Jahren kam er in die Malklasse der Akademie, aber die trodene, schulmäßige Art behagte dem ohnehin ganz zurückgezogen lebenden jungen Manne durchaus nicht. Es ergriff ihn das Heimweh. Er ging nach Wien und malte dort, „was ihm unter die Hände kam; Wirte, Honoratioren, Touristen, alles nach festem Preis; das war die gute alte Zeit, wo man einen echten Desfregger um 4 Fl. erwerben sounte.“ Im Sommer ging er auf die Alm und von da eines Tages nach — Paris, von wo ihm einige Landsleute von dem Treiben in der großen Welt und in den prächtigen Ateliers dortiger Meister Verlockendes geschrieben hatten. Aber auch in Paris mußte er Bitteres erfahren. Weil er älter als 25 Jahre war, konnte er kein Schüler der Akademie werden, kaum, daß man ihn am Mitzeichnen teilnehmen ließ. Vom Besuche der großen Ateliers hielten ihn seine Bescheidenheit und Schüchternheit ab. Nur die herrlichen Galerien waren seine Lehrer. Um sich den Unterhalt zu verdienen, malte er Genrebilder aus dem Tiroler Leben, für welche sich die Kunsthändler 30 Franken bezahlen ließen. Eines dieser Bilder fand sogar Aufnahme in den „Salon“. Nach anderthalb Jahren lehrte er in die Heimat zurück. Ueber eine Skizze Desfreggers war Piloty jetzt jörmlich verblüfft. Jener rückte in die erste freie Stelle ein, seine Künstlerlaufbahn war betreten. Neben Maleris,



Grüßners und Gabriel Maxens Staffeleien standen Defreggers Tiroler Bilder; jeder in seiner Art seinem Wege folgend. Sein erstes Bild, „Der verwundete Jäger“, erregte großes Aufsehen. Wenige Tage, ehe es auf die Ausstellung kam, trat der junge Weitzer (1867) bei Karl Stieler ein und sagte: „Ich hätt' eine Bitt. Jetzt ist mein Bild fertig worden und kommt auf den Kunstverein, wenn S' halt so gut wären und thäten mir einen Titel fagen“ — und als der gefunden war: „Jetzt hätt' ich noch eine Bitt, wenn S' mir ihn halt auch aufschreiben thäten.“ — Das zweite Bild war die 1869 gemalte, dem Innsbrucker Museum angehörende Begegnung Speckbachers und seines Sohnes. Bald darauf warf ihn lange, schwere Krankheit aufs Lager, doch gelang es zuletzt einem alten Bekannten aus bäuerlichen Zeiten, ihn in wenigen Tagen zu kurieren. Nun folgten die großen Bilder aus der Vergangenheit seines Volkes, seiner Tiroler: „Das letzte Aufgebot“, „Heimkehr der Sieger“ und „Andreas Hofers Todesgang“. „Aber selbst hier in dieser höchsten Steigerung die höchste Wahrheit, kein Hauch von einem falschen Pathos, kein Atemzug, der nicht lebendig aus der Brust steigt. Nur wer diese Bilder Defreggers kennt, der weiß es erst, wie groß er ist, der weiß, daß nur eine Niesenkraft solche Gestalten erschaffen kann. Und neben dieser Leidenschaft blüht unverkümmert die zarteste Innigkeit und der sonnigste Humor; wie weit ist die Seele, die sich uns hier erschließt.“ Den reichen Inhalt der Defreggerschen Bilder hat K. Stieler erst in dem Augenblick erkannt, da er zur Lösung der ihm gestellten Aufgabe schritt, die photographischen Nachbildungen mit Gedichten in oberbayerischer Mundart zu begleiten. „Solche Aufgabe ist stets ein schwieriges Problem; der Dichter soll sich streng an den Inhalt des Bildes anschließen, und doch muß das Gedicht selbständig für sich bestehen, es darf nicht zur Umschreibung des Bildes herabsinken, es darf nicht bloß gesagt werden, was schon gemalt ist.“ Wir werden gleich sehen, wie Stieler seiner Aufgabe gerecht geworden ist. Von seinem Freunde Defregger aber fügten wir noch hinzu, daß seine Bescheidenheit ihn nicht verlassen hat. „Er spricht fast nie von seinen eigenen Werken, es wird ihm fast unheimlich, wenn er sich auch nur von ferne loben hört. Er ist ein Mann der stillen Beschaulichkeit im tiefsten und edelsten Sinne des Wortes.“ Daß Defregger frei ist von aller Eitelkeit, sieht man schon seinem Gesicht an. Das Bilder- und Liederbuch „Von Dahoam“ enthält die treffliche Photographie des männlich-ernsten, bildschönen, deutschen, stattlichen Mannes mit den tiefstidenden, scharfsichtigen Maleraugen, der hohen Stirn, der gebogenen Tiroler Nase, dem vollen Haupt- und Barthaar. Daß dieser Mann keiner Berliner Zungenfertigkeit sich erfreut, sieht man beim ersten Blick.

Und beim Blick auf das letzte Bild jener Sammlung, das „An Defregger sei Bübei“ zeigt, muß man sich sagen, das ist der bildschöne Sohn des bildschönen Vaters, der künftige Mann.

Mit dem reizenden Bild und dem reizenden Stielerschen Gedicht „Der Liebesbrief“ fängt „Von Dahoam“ an. Wer hat ein schöneres, anmutvolleres, herzerfreuderes Genrebild gemalt? Und ist es möglich, in schöneren, vertrauteren Versen die Gedanken des „Gretl“, seine Stoffen zum Liebesbrief, die der vertrauten „Moidel“ mit wonnebebendem Herzen, lachendem Mund und strahlenden Augen mitgeteilt werden, so treffend wiederzugeben, als es von Stieler geschieht? Nach Erledigung von allerlei Nebendingen heißt der Schluß:

Abr am Kirba (Kirchweih), da kimmt er:  
Da kimmt er na glei! — —  
Und i sollt nur a Bussel  
Herrichten derweil' (i)!

Oh mei! — nit grad oans!  
Der kriegt Busseln grad gnuu — —  
Gelt' (t) Moidel, er is do' (ch)  
A satzlicher Bua?!

„In der Hütten“ enthält zwei Genrebildchen, die sich im Gedanken mit dem eben besprochenen Bilde einigermaßen begegnen. Hoch auf der Alm ist dem Dirndl der Gedanke gekommen, daß sie dem Schatz in der Ferne, von dem sie seit Wochen nichts

gehört hat, einen Brief schreiben könnte. Aber die Schreiberei gelingt ihr schlecht und er wird sie nur mühsam entziffern können.

O wenn er nur saam,  
Denn er's sehet, wie's is,  
Denn 's 'n wieder beim Hals nahm' —  
Dös versteht er gwiß!

Das nächste Bild zeigt uns den still beglückenden Eindruck, welchen der Antwort-Brief auf das einsame Dirndl macht. Sie hat den Brief schon zehnmal gelesen, weil er aber gar so schön ist, muß sie ihn noch einmal lesen.

Diesen Bildern reihen sich dem Gegenstand nach am passendsten an die schönen Mädchentöpfe, zu welchen Stieler die Gedichte gemacht hat: „s Büchel“, „Ha, dös is a Gsellin“ und „Die Lilly“, sowie der „Franzl“, den das Leben auf die lustige Seite „gschlenkt“ hat, alles urwüchsige, charaktervolle, teilweise bildschöne Gestalten. Kein Bild gibt eine Szene wieder, wo zwei, die sich einander gehören, in ihrem Glücke trunken sind oder die Welt um sie herum vergessen. Aber nicht gering ist die Zahl der Bilder, auf welchen ein oder mehrere Mädchen, ohne allen Zweifel höchst liebenswerte Geschöpfe, die Perlen ihres Geschlechtes, in anmutigen Gegensatz zur Männerwelt treten, mag diese nun den Alpen angehören oder zum Touristenvolk zu rechnen sein. Der Abschied der Jäger von der schönen Sennnerin und die Ankunft der Mädchen auf dem Tanzboden, sowie der weltbekannte Salontiroler sind die besten unter all den guten Bildern. Wie meisterhaft ist die Gruppe komponiert, wo die (von Stieler Lisei genannte) Sennnerin mit beiden Händen Abschied nimmt von dem alten Jäger, der ihr zu lieb gern noch einmal so jung sein möchte, wie der in der Mitte zwischen beiden, doch etwas zurückstehende junge Jäger, der ganz Auge ist fürs Lisei:

Und so bhüt di Gott, Lisei,  
I bild mit nix ein . . .  
Aber — zwanz'g Jahr' jünger  
Nur dös mücht i sein!

Das andere Bild aber, von Stieler kurzer Hand „Am Tanzboden“ benannt, enthält eine Fülle schöner Tiroler beiderlei Geschlechts. „Wiß, wie die wadern Dirnen schreiten,“ fällt einem dabei ein. Wie lachend ist die Begrüßung des vordersten Dirndl durch drei Quaba! Wie fröhlich teilnehmend ist das Paar am Tische rechts, das der Begrüßung und dem Eintritt der wie die Lämmer in den Stall eilenden Mädchen zuschaut. Ganz im Hintergrund aber, wie hinreißend schön, weil außerordentlich schlicht und naturwahr ist die Begegnung und Zwiesprach der Zwei, die sich eben das entscheidende Wort, nicht ohne Atem- und Rede-Stoden, in süßem Fürsichsein zu geben scheinen:

Aber hinten im Eck  
Stehgna zwoa beianand —  
Dah die andern scho da san,  
Ham die gar nit gipannt.

Sie zwurft die Finger  
Und er is voll Glanz —  
In an wunzi kloan Winkel  
Ham die ihnern Tanz.

Die machen loan Zugschrei,  
Die machen loan Sap, —  
Wie größer, dah's Glück is,  
Wie wen'ger brauch't's Platz!

Der Salontiroler bedarf keines Kommentars. Die Situation ist völlig klar. Der Gegensatz von Stadt und Land ist aufs schärfste gespannt. Viele Hunde sind des Hasen Tod. Wie jämmerlich ist der Versuch des lächerlich gemusterten Bergseer, den jeden lachenden Mädchen gegenüber die Würde zu wahren und angefichts der sechs ihn scharf beobachtenden Männer sich nicht auslachen zu lassen. Bei einem solchen, alles verratenden, meisterhaften Bilde kommt der Dichter zu kurz. Umgekehrt wird der Gegen-

faß von Stadt und Land gar hübsch auf dem Bilde ausgeglichen, zu welchem Stieler die Berge „Im Hoangart“ gemacht hat. Ein junger Maler, von „lauberer wildschöner Art“, sitzt mit zwei Bauern zusammen in der Mitte. Wem wird das Dirndl das Bleaml vom Nieber geben und an den Hut stecken? Der „herrliche Bua“ kriegt's. Davon sind die anderen zwei wenig entzückt, aber der Beschauer ist ganz mit dem Maler und dem Dirndl einverstanden. —

Daß der Kontrast von Stadtvolk, das zur schönen Sommerzeit in die Berge reißt, und von eingeseffnem Volk des Hochgebirges von den Malern gerne wiedergegeben wird, bedarf keiner Erläuterung. Auch Desregger hat diesen Kontrast ergötlich genug außer mit dem Salontiroler gekennzeichnet. „Auf der Alm“ hat etwas vag Stieler das Bild genannt, auf dem der dünnbeinige, lendenlahme, kurzsichtige Stadtmensch dem frischen Dirndl ein Gläschen Wein einschenkt, während das Mädchen einen verständnisinnigen Blick dem schönen, kräftigen Tiroler zuwirft, der des „Oftudierten“ Gepäc getragen hat. Winder scharf ist der mehrgenannte Kontrast auf dem von Stieler „Alma Buch“ genannten Bilde. Die jungen Tiroler scherzen zum großen Aerger ihrer Landsmänninnen mit zwei jungen, freundlichen Damen, die mit einer ganzen Gesellschaft auf den Berg gestiegen sind, um die Aussicht zu bewundern. Stieler nennt die beiden zwei verflogene Vöglein, die schön zwitschern und mit den Flügeln schlagen, während die Tirolerinnen wie die Hühner beim Regen auf der Leiter hocken. Die „Dirndl“ aber tröstet er mit der Bemerkung:

O Buabn, mit die Bögein  
 Da gebts nur an Fried!  
 As Klauschen geht leicht,  
 Aber — 's Zangen geht nit.

Das Zitherspiel hat Desregger dreimal als Gegenstand eines Genrebildes verwandt, eins dieser Bilder ist allgemein bekannt. Ein hübscher Buab hat die Zither auf den Knien und spielt mit sichtlicher Freude an seiner Kunst zwei jungen Mädchen etwas vor. Karl Stieler hat uns das Thema verraten:

Da Landler geht abi,  
 Da Landler geht 'nauf —  
 Die oa Kleb geht an,  
 Und die ander hört auf!

und der Dichter teilt dem einen Dirndl die erlöschende und dem andern die beginnende Liebe zu. Ein fein der Natur abgelasschter Zug ist die vollkommene Resignation, mit welcher der Dächsel dem Zitherspiel seines Herrn zuhört. — Auf dem zweiten Bild läßt Stieler „'s Reisel“ in Gegenwart von Vater und Geschwisteru einem ihm gegenüberstehenden Knaben ein „Gfangl“ aasspielen, während auf dem dritten Bilde ein junges Mädchen den Nachbarskindern, die bei ihm eingesehrt sind, einen aufmerksam genossenen Chrenschmans bereitet.

Auch an sonstigen Kinderbildern ist Desregger nicht arm. Kinder, die mit einem Hunde spielen, kleine Geschwister, die sich um die Äpfel und Birnen schälende ältere Schwester scharen, andere, die von der älteren Schwester nach der Mutter Tod überwacht werden, auch zwei ein Silberbuch betrachtende Stadtkinder, dann wieder ein im Stehen stridendes Schwesterchen neben dem in einem Buche lesenden, sitzenden Bruder, Kinder, die sich um ein dem Nest entfallenes Vögelchen sorgen, die Ausrüstung des jüngsten, noch nicht schulpflichtigen Bruders für den nächsten Krieg, endlich das prächtige Bildchen, auf welchem von drei Geschwisterchen das älteste, ein Mädchen, den jüngeren Brüdern den Mechanismus klar macht, mittels dessen einem streng stilisierten Storch der lange rote Schnabel geöffnet und geschlossen wird — fast sollte man meinen, daß zu dem älteren der zwei Brüder „an Desregger sei Wübei“ einft Mobell gestanden

— alle diese Bilder zeugen von dem feinen Sinne des Künstlers, von seiner Beobachtungsgabe und von seinem Verständnis für die Kinderwelt.

Aus dieser werden wir von selbst in das Leben des ganzen Hauses, der Familie geführt. Sehr schön ist das Bildchen, das den von der Jagd heimkehrenden, aus der Mutter Händen den Jüngsten an sich nehmenden Vater darstellt. Daß der Vater ein liebevoller Mann ist, sieht man an dem älteren Schwesterchen, das die Jagdtasche untersucht, ob in ihr etwas für sie selbst enthalten ist. Nicht minder ansprechend ist das von Stieler „Der Bhuach“ betitelte Bild. Die junge Frau, die ihr erstes Kind, einen prächtigen Quabn auf dem Arme hält, während der Mann rauchend neben ihr steht, läßt die zum Besuch gekommenen, jetzt den Rückweg antretenden erwachsenen Schwestern Abschied nehmen vom Herzblatt. Die beiden Dirndl sind auf dem Heimweg, wie uns der Dichter versichert, ganz in dem Gedanken an häusliches Glück verloren:

Ja mei — 's is halt dengerächt  
(Ra sollt's schier nit moan')  
Ebbes schön's um die Bub'n —  
Um die großen und stoan'!

Wie lieblich ist ferner der Eindruck des Bildchens, das uns fünf Enkelkinder am Tische der Großmutter zeigt. Das ältere, stehend vorbetende Schwesterchen, ein reizendes Kind, kann den Blick nicht von dem jüngsten Brüderrchen wenden, dessen Unverstand im Beten und Händefalten die Großmutter zu Hilfe kommt, während die anderen Geschwister an der Beobachtung dieser Unterweisung mehr oder minder teilnehmen.

Als Weihnachtsgeschenk für König Ludwig II. von Bayern hat Defregger das Bild gemalt, wie eine fürsichtige Frau in einer Bauernstube einem aus sechs Gliedern bestehenden Geschwisterhäuslein Christgeschenke darreicht. Es ist der Hauch christlicher Liebe und Barmherzigkeit, der die gnädige Frau zu den Armen und Geringeren geführt hat. Darum schließt auch der Dichter seine Begleitverse mit den Zeilen:

Sie hat wohl zum Denken  
Recht viel und recht weit —  
Sie denkt si (s): — Freud machen  
Is do (s) die gröh't' Freud.

In dem Bildchen „Wie der Vogel singt“ sieht Stieler seines Freundes stille Beschaulichkeit mit besonderer Stärke angedeutet. Ein erwachsenes Mädchen und zwei Kinder horchen einer im Käfig singenden Amsel zu, „es ist ein Nichts, wenn man es stofflich analysiert, und es ist das Höchste, wenn man die seelische Belebung des Gegenstandes betrachtet,“ das sinnende Gesicht des Mädchens ist von unbeschreiblichem Zauber. Worte zu einem solchen Bilde in Prosa oder Poesie zusammenstellen ist eine müßliche Sache. Diesmal wollen uns auch Stielers Verse nicht gefallen, sie bleiben weit hinter der Kunst des Malers zurück. — Tragikomisch ist die gemalte Geschichte von der totgebissenen Gans. Nachdentlich ist der Großvater, aufgebracht kommandiert der im Rücken mit einem Strick bewaffnete Hansvater den mit bösem Gewissen heranschleichenden Hund herbei. Die Mutter ist betrübt über den Verlust, während die Kinder in verschiedener Weise an diesem Familienereignis Anteil nehmen. Wie einfach ist diese Geschichte und wie reich ist das sich in derselben abspielende Leben von dem Maler wiedergegeben.

„Der verwundete Jäger“ war, wie erwähnt, Defreggers erstes, noch in der Schule skizziertes Münchener Bild, das sofort gewaltiges Aufsehen erregte. Der Kontrast zwischen dem Friede atmenden häuslichen Thun der jungen Jägerfrau, und dem Schrecken, mit dem sie nach der Thüre sieht, durch die man ihren schwerverletzten Mann bringt, ist trefflich dargestellt.

Alle Genrebilder der beiden Sammlungen können wir nicht nennen, aber an einem Hauptbild müssen wir stehen bleiben, an einem der berühmtesten Gemälde Defreggers:

„Die Brautwerbung“, 1877 entstanden, „wo der Vater seinen dummen, dicken Sohn begleitet, um für ihn ein stattliches Mädchen zu freien. Mit bäuerlicher Gravität hat sich die Mutter erhoben und rüftet sich eben, den beiden Bewerbern Bescheid zu geben, aber, wie wird der Bescheid wohl lauten?“

Stieler erzählt: „Bei diesem Bilde zeigte es sich so recht, mit welcher Unbefangenheit Defregger malt, denn als ich mich eben mit dem Texte zu demselben trug und ihn eines Tages fragte: „Also, wie stehts, kriegen sich die zwei?“ da sagte er mir ganz verblüfft: „Ja, das weiß ich nicht!“ Für ihn besteht nur der künstlerische Moment, die Wahrheit und die Wirkung der augenblicklichen Situation, er knüpft keine berechnende Erwägung daran, was nachkommt.“ Dieselbe Frage, welche der Dichter dem Maler vorgelegt hat, haben wir bei Betrachtung von Nachbildungen des berühmten Gemäldes wiederholt nachdenkenden Beschauern vorlegen hören. Unseres Erinnerns sind die Antworten regelmäßig mit der Antwort zusammengefallen, welche Stieler gibt:

„No, Mutter, wie id's jept?“

„Hat der Alte s'leht gfragt.“

„Ja, Vater — a so id.“

„Tah's — niz id,“ hat s' gfragt.

Die großen historischen Bilder Defreggers sind dem Tiroler Freiheitskampfe des Jahres 1809 entnommen. „Das letzte Aufgebot“: es sind nicht die Jüngsten, welche ausziehen, sondern die Alten, die Väter und Großväter. Schußwaffen führen sie nicht mit sich, aber Morgensterne, Mistgabeln, Seusen und Piken. Nur Frauen und Kinder sagen den behärrten Streitern ein betrübtes Lebewohl. Nur ein Kernvolk ist zu solchem Kampfe im Stande. Auf dem Bilde „Heimkehr der Sieger“ ist strenger Ernst und ausgelassene Freude in den Gesichtern der Sieger verteilt. Der Fahnenträger jauchzt und springt mit hochgehobener Fahne einher. Diese Figur ist bergestalt populär in Tirol, daß die riesigen Aufschlagzettel des 1885 in Innsbruck gefeierten österreichischen Schützenfestes jenen Fahnenträger in genauer Nachbildung gebracht haben.

Wahrhaft ergreifend ist das Gemälde „Der Todesgang des Andreas Hofer“. So kann nur ein christlicher Held in den Tod gehen, der wenige Stunden vor seinem Ende in einen Abschiedsbrief die Worte setzen konnte: „Ade, du schöne Welt! So leicht kommt mir das Sterben, daß mir nit die Augen naß werden. Um 11 Uhr reiß ich mit der Hilf aller Heiligen zu Gott.“ Dem Andrä Hofer Defreggers sind auch die Augen nicht naß geworden. Umgebengt, mit festem, ruhigem Blick schreitet er einher, umdrängt von seinen in wildem Schmerz zu Boden sinkenden Genossen. Man kann das Ende jenes einzigen Mannes nie betrachten, ohne ein Gefühl der größten Erbitterung gegen zwei „Gewaltige“ jener Zeit zu empfinden, gegen einen musterergütig legitimen Fürsten und gegen einen revolutionären Usurpator. Der österreichische Kaiser Franz war elend genug, diesen allgetreuesten Mutterhan und Patrioten dem Usurpator preiszugeben, und der blutgierige Dämon auf Frankreichs Thron konnte es nicht ertragen, daß ein Held wie Hofer am Leben bleibe. Der Sohn der Revolution vermeinte in schnelleressener Legitimität den loyalen Andreas Hofer als „Rebellen“ richten zu können. Und in Wien hat man dazu geschwiegen.

Noch ein historisches Bild im großen Stil hat Defregger gemalt. Das ist „Der Schmied von Kockel“, jener sagenhafte Held der Seudlinger Bauernschlacht, der im Jahre 1705 das verschlossene Stadthor Münchens einstößt. Das Bild ist 1881 für die neue Pinakothek gemalt worden, der Künstler war aber, zum erstenmal in seinem Leben, mit der Ausführung so unzufrieden, daß er das beinahe vollendete Gemälde ganz von vorne noch einmal zu malen begann.

Den Schluß machen wir mit „Der heiligen Familie“, welche Defregger für die Kirche seines Heimatdorfes gemalt hat. Das Angezicht der Mutter Gottes ist von hehrer Reinheit und Lieblichkeit durchstrahlt, während der Nährvater Joseph sinnenden Hauptes in einem Buche liest. Das Christkind schmiegt sich an die heilige

Mutter an, auf deren Knie es steht. Defregger ist dabei seinem eigenen Genius gefolgt. Von ungefunder Manier oder krankhafter Nachahmung hat er sich glücklicherweise frei gehalten. Doch mag eingeräumt werden, daß die heilige Geschichte nicht der Boden ist, auf dem er Vollendetes leistet.

Damit nehmen wir von dem gemeinsamen Arbeiten des Malers und des Dichters Abschied, deren inniger Freundschaftsbund schön verewigt wird durch das dem Bilderbuch „Aus der Hütten“ vorgefetzte photographische Doppelporäträt der beiden.

Sind die beiden Defregger-Album eine Zusammenstellung von Bildern, die an sich keine andere Verbindung unter einander haben, als daß sie von demselben Meister gemalt sind, so haben wir umgekehrt in Hugo Kauffmanns Bilderbüchern „A Hochzeit in die Berg“ und „Sommerfrisch“ die zusammenstimmenden Töne eines Akkordes. Daß dadurch die Arbeit des den gereimten Text liefernden Dichters wesentlich erleichtert ist gegenüber der Aufgabe, zu Bildern mit verwandtem Thema immer wieder etwas Neues zu sagen, liegt auf der Hand. Außerdem haben die beiden Kauffmann-Stielerschen Bilderbücher den Vorzug vor den beiden Defregger-Stielers-Album, daß die Federzeichnungen des Künstlers durch die vollendete Wiedergabe den Eindruck des Originals machen, während die gemalten Bilder Defreggers in der Photographie nur eine möglichst lebendige Erinnerung an die Originale darbieten können.

Hugo Kauffmann hat das Verdienst, die leider immer mehr aus der einförmiger und damit prosaischer werdenden Welt der Gegenwart in die historische Welt sich zurückziehenden, von der Poesie ursprünglicher Volksnatur getragenen Hochzeitsgebräuche vor ihrem völligen Verschwinden fixiert zu haben. Darum haben genau wie Stielers oberbayrische Gedichte seine Zeichnungen den Wert kulturgeschichtlicher Studien. Daß diese Studien vollendet in der Form sind wie nichts Ähnliches, mag uns der Leser einstweilen glauben, wer jene zwei Bilderbücher anschaut, wird sich davon überzeugen, daß wir mit unjermem starken Lob nicht übertrieben haben. So ist gleich das erste Bild „Auf der Waidau“ trefflich komponiert und unübertrefflich gezeichnet. Der Brautvater, d. h. der präsumtive, macht Schwierigkeiten, während die Brautmutter und die jungen Leute, samt dem werdenden Vater des künftigen Bräutigams einig sind. Wie diese Sache, an der sogar die durch den Thürspalt lugenden Kinder teilnehmen, ausgeht, könnte kein Mensch sagen, wenn nicht noch 24 weitere Bilder die Entwicklung enthielten. Auf dem nächsten Bild, dem „Zaschnarrn“, den sie ihm bereitet, ist die Haupttische bereits geordnet. Jetzt dürfen die neugierigen kleinen Geschwister ganz nah herbeikommen und den fremden Mann ansehen, der so freundlich mit der großen Schwester ist, während diese selbst ganz verlegen mit der löffelbewaffneten Rechten auf dem Tischtuch spielt und mit der Linken an der Schürze zu thun hat. — Nicht lange dauert es und die offiziellen Hochzeitstaber, mit Blumen und Bändern geschmückt, richten ihre Bestellung bei den Gästen aus. — Wo ganz nach alter Ordnung eingeladen wird, geht der sogenannte Hennaklemma (Hühnerjäger) mit, der auf jedem Hof ein Duhn sich fangen darf, dabei aber einen Budel voll Schläge riskiert. Welche Rassegestalt hat Kauffmann in seinem „Hennaklemma“ gezeichnet:

Ter hat an Kopf wie oachens (eichenes) Holz,  
 Zwoa Federn aufm Heltzer (Hut)  
 Und Schneid! — a Leben! — und an Stolz,  
 Als wie der Godel selber!

Nun kommt der reichbeladene, bekränzte „Kammerwagen“ auf dem hoch oben neben Spinrad und Wiege die Braut thront. Die einholende Dorfjugend folgt dem Wagen neben der bekränzten, zur Ausstattung gehörenden Kuh, die Musikanten aber empfangen mit schmetternden Weisen die künftige junge Herrin auf dem Hof.

Wie viel hab i quats  
 (Denkt ihr's Dirndl derweil)  
 Und dö's Best, was i hab,  
 Is no' — gar nit dabei!

Der in pittoresker Gebirgslandschaft zur Kirche ziehende Hochzeitszug — es ist nicht möglich, daß sich an den Geschäftsgang auf das langweilige, nüchterne Standesamt auch nur ein Atom von Volkspoesie, in Sitte oder Lied, ansetzt — ja der Hochzeitszug wird mit Pistolen- und Böllerschüssen am helllichten Tage und auf öffentlicher Straße unter lautem Jubel der Schuljugend begrüßt, ob nun Polizeiverordnungen, die am grünen Tisch gemacht sind, solches Schießen verbieten oder nicht.

Kauffmann macht uns nun mit den sechs Musikanten bekannt, lauter Studientöpfe, lauter Originalmenschen, darum hat keiner die geringste Aehnlichkeit mit dem anderen:

Der Weisreiter Steffel  
Der blasi's Klarinetten':  
Eh der nit sein Klauß hat,  
Eh freut'u loa Bett.

Ohne Maßkrug kann er nicht blasen, denn ohne Maßkrug würde er einschlafen:

Tenn dös is was alt's  
Und dös thut er zum Trup:  
Ohne Maßkrug is loa  
Klarinetten nit nup.

Der Trompeter ist ein Fremder, er war mit bei Wörth, dort hat er stundenlang, verwundet und ohne Verband, im Felde gelegen. Seit dieser Zeit ist er still und lacht nicht mehr. Der Hornistenkaspar ist Junggefell, ein nachdenkender, erfahrungsreicher Mann. Wie oft hat er schon bei Hochzeiten aufgespielt! Aber er weiß, daß auf die lauteste Hochzeitsfreude nicht selten bitteres Weh kommt! Man sieht solche schwere Gedanken dem ruhigblickenden Auge des Kaspar an. Den stärksten Gegensatz zu dem ernstesten Hornbläser bildet der Hans, dem lacht der Schalk aus den Augen und aus allen Falten seines Gesichts. Wenn er die Flöte nur angreift, so möchte schon alles tanzen. Er ist in seiner Jugend ein lustiger, schneidiger Buab gewesen, und daß er die Freude an lustiger Jugend nicht verloren hat, sieht man ihm an den Augen an. Der Posaunenbläser, das sieht jeder Beschauer auf den ersten Blick, hat ganz das Gesicht und Mienenspiel des katholischen Geistlichen. Er hat auch wirklich geistlich werden wollen, sagt uns K. Stieler, aber es ist nicht möglich gewesen. Nun, sein Instrument, die Posaune, gehört wenigstens zu den geweihten Instrumenten. Der C-Trompeter, eines Försters Sohn, ist auch ein munterer, figer Kerl, der überall oben bleibt.

Vortrefflich charakterisiert Stieler den Hochzeiter:

Schön is er wohl nit —  
No, dös braucht ma nit sein,  
Aber fest, wie der Teufel,  
Ka geht scho was drein.

Es mag ihm schwer geworden sein, bis es zur Hochzeit gekommen ist. Die Eltern der wunderlieblichen Braut haben lange gezögert, endlich haben sie nachgegeben. Daß das schöne, reizende, kindjunge Mädchen dem keineswegs verlockend aussehenden Manne folgt, findet man feltam. — Nach dem Ehrvater und der Ehrmutter kommen der männlich-schöne Kranzherr und die vornehm-schöne Kranzjungfer. In welchem Gegensatz steht dieser Freund des Bräutigams zu diesem selbst! Die Kranzjungfer hat der Zeichner im Profil gezeichnet. Er hat gewußt warum. Das stattliche Mädchen mit dem sicheren festen Blick, mit der feingebogenen Nase und dem schön geschnittenen Mund könnte eine Fürstin vorstellen, so stolz im guten Sinne, so sicher ist ihre Haltung. Winder anziehend ist das Basl des Hochzeitlers.

Nachdem uns der Zeichner mit den Musikanten und den hervorragenden Hochzeitsgästen bekannt gemacht hat, führt er uns zum Wirt, in dessen Haus der Schwanz gehalten und getanzet wird. Rechts und links vom Eingang stehen die sechs Musikanten,

in der Hansstüre sind der Wirt und die Wirtin zum Empfang bereit. Wie gut für Speis und Trank georgt ist, zeigt uns „s Auftragen“. Im Hintergrund sitzen die Gäste und harren der Dinge. Die Rusilanten ziehen den auftragenden Wirtsleuten voraus. Dann zeigt sich uns die wahrhaft klassische Figur des Hochzeitsladers in full dress. Wie sprechend sind die Mienen dieses kreuzfidelcn, gutmütigen Gesichtes. An dem Manne hat die Kultur des 19. Jahrhunderts nichts gethan. Wie der Hochzeitslader sich trägt, das spottet aller Mode. Wenn aber 's Ehren, d. h. das in der nächsten, kontrolliertesten Weise erfolgende Uebergeben von baren Ehrengeschenken beginnt, dann darf der Hochzeitslader, hoch auf der Bank stehend, Scherz und Spott reichlich über die Gäste anschießen:

's geht wie's Haberseldtreib'n  
Und drum hoast ma's as — „Ebr'n“.

Der „Ehrtanz“ ein Bild echter Komik, und das „Heimgeigen“ des Hochzeitspaares bilden den Schluß der 25 Bilder.

Zu dem Buche „Kulturbilder“ ist ein längerer Aufsatz Stielers „Sitte und Brauch im bayrischen Hochland“ enthalten, der seine zu den Kauffmannschen Bildern gedichteten Verse in erwünschter Weise ergängt.

Das Buch „In der Sommerfrisch“ enthält 21 Federzeichnungen von Hugo Kauffmann und zu jeder mit photographischer Treue wiedergegebenen Zeichnung ein Stielersches Gedicht, außerdem noch ein einleitendes und ein den Schluß machendes Gedicht, von welchen jenes „Wie ma' z'ammkummt“, dieses „Aus is's“ überschrieben ist. Den Löwenanteil haben selbstverständlich die Bewohner des Gebirges, in dessen Sommerfrische die Städter sich zur festgesetzten Zeit begeben, um wochenlang ein oft sehr zweifelhaftes Vergnügen durchzumachen. Gleich das erste Bild zeigt den mißvergnügten Geldproß:

Kuf all's muach er schimpfen  
Und nix is ihm recht:  
Dah d' Berg soviel hoch san  
Und 's Essen so schlecht

Und die Bauern so grob  
Und der Reg'n soviel nah,  
Und wenn loan nix mehr feit (fehlt),  
Dem feit allweil no was.

Der Posthalter denkt si:  
I lah mir's halt g'fall'n — —  
Wie mehr, dah er schimpft,  
Desjo mehr muach er — zahl'n.

Daß das nächste Bild, der junge Mann mit dem schönen Profil, des Geldproßen Sohn ist, obendrein ein Professor, würde man ohne Stielers Mitwirkung nicht erraten. Hier ist der Apfel weit vom Stamme gefallen. — Die Kellnerin, ein hübsches Gesicht, hat einen etwas sentimentalen Ausdruck. Stieler deutet es so:

Ihr Schatz, der is fort  
Und sie woach gar nit wo;  
Versprochen — vergessen —  
Es geht halt a so!

O mein (ident's) dahoam,  
Da waar's Plag'n a Freud;  
Aber Plagen und Schönthun  
Und nur — fremde Leut!

Die Inassen des Gebirgsstädtchens werden zunächst in den Personen des hageren „Förstners“ und des um seiner Gesichtsbildung „der Bismarck“ genannten Bezirksfeldwebels vorgestellt, dann folgen auf zwei Doppelbildern „die Tatschen“, zwei meisterhaft gezeichnete Klatschbasen, und ein Bauer, der beim „Stiegelschuster“ seine Schuhe in Erinnerung bringt. Der Lehrer ist ein geradezu klassisch zu nennender Typus. Aus seinen jüngeren Jahren wird erzählt, daß er eines Tages ein vierzehnjähriges schönes Schulmädchen geküßt hat:

Sie schreit und er werd ängstl';  
I'lept sagt er ganz verschlag'n:  
„Wel Kind, du werst es dengerst  
Nit deiner Kuader sag'n.“

Da hat'n 's Dirndl ang'schaugt  
So über zwerch ganz g'nau:  
„I sag's nit meiner Kuader,  
I sag's scho Ihrer Frau!“



Ganz vortrefflich ist auch das Bild des Bauers „vom alten Schlag“. In seiner Jugend hat er sich die Zeit herbeigewünscht, wo auch der Knecht was gilt, jetzt ist er Herr, hat sechs Knechte, der schlaue, habgierige Bauer, und wünscht nun die Zeit zu erleben, „daß aa der Herr was gilt“. — Die Senebin, 's Refel, „redt wier a G'saungl und schaugt wier a Gams“, ist eine etwas derbe Schönheit, ein Naturkind, das weiß, was es will. So überlegen lächeln und die schönen Zähne zwischen den frischen roten Lippen zeigen — das kann nur ein Mädchen, dem keiner ein K für ein U vormacht. Ob der „Lenz“ (Lorenz) — das nächste Bild — mit der Refei in Beziehungen gestanden und feinethalb sich das Leben genommen hat? Es war schade um den schönen Mann. — So schön wie der „Lenz“ war in seiner Jugend keinesfalls der alte Griesgram, welchen uns das folgende Bild bringt. Schon die dem Alten fehlende lühngebogene Tirolernase gibt den Ausschlag. Von der trübseligen Miene des „Kazi“ geht der Beschauer mit rechter Freude zu den zwei Kindern, die ihm Kaufmannu hingezaubert hat. Das sechsjährige Ranci (Anna):

Is a kloa wunziges Leut  
Und was di scho all's kann  
Die schaugt di scho jezt  
Als wie v'Hosbäurin an.

Wie trutzig die kleine Person aus den Augen schaut! Welche Energie aus diesem Kindergesichtchen spricht! Wir glauben es dem Dichter, wenn er „s Ranci“ auf den Vorhalt der Mutter, in der Schule sei sie so brav und zu Haus so schlimm, die Antwort geben läßt:

„Grad drum (sagt es Tirnel)  
Gib i z' Haus ja toan Fried;  
Denn überall brav sein —  
Toss kann der Mensch nit!“

Ein herziges Kind ist des Müllers Bubei, das sich an die Mutter halb furchtsam, halb innig aufschmiegt, weil sie sich von dem leidenschaftlichen Jäger in Gedanken auf einen bösen Weg bringen läßt. Das Kind hat nur eine dunkle Ahnung von etwas Ungehörigem, es ist ja noch so klein, daß jene Weiden seine Anwesenheit gar nicht beachten:

Na druckt er sei Köpfei  
Ganz hin an ihr Brust;  
E' häit' ihn gern g'schlagn —  
Aber do hat's 'n buht!

Von derselben Stund  
Hat's der Jager verpaidt (umhaußt erwartet) —  
So woast es oft nit,  
Wo'it dein Schupengel hast.

Gleich auf die Kinder kommen zwei widerwärtige Plagegeister, die überall zu Hause sind: der Schacherjude, als „Gutsmeßger“ übel angesehen, und der Bagabund. Zu dem charakteristischen Bilde des letzteren liefert Stieler die schöne Geschichte, daß der Stromer wegen kleinen Diebstahls dem Untergericht vorgeführt und in der Gerichtsverhandlung vom jugendlichen Rechtspraktikant so geschickt verteidigt worden, daß auf Freisprechung erkannt wurde. Wie aber der Praktikant nach Hause gehen will, merkt er, daß ihm der aus der Hast entlassene Landstreicher den Regenschirm gestohlen hat. — Die letzten drei Bilder gehören zu den besten der ganzen Sammlung: der mit dem ganzen feinen Gesicht, aus kleinen geschlitzten Augen und mit breitgezogenem Munde lachende „Neuwirt“, der mit zweifelloser Künstlermiene ausgestattete, in der Genovesa aufs rührendste spielende „Komödiant“ und „der Herr Pfarrer“, ein Bauerssohn, der nur darum geistlich geworden ist, weil ihn die Elteru „verlobt“, d. h. für den geistlichen Stand bestimmt haben, sonst aber das Herz auf dem rechten Fleck sitzen hat, ein gutmütiger, wohlthätiger Mann, dessen etwas düsteres Aeußere seiner inneren Vortrefflichkeit nicht entspricht.

(Schluß folgt.)



## Ein seltsamer Fund.

Für die Versuche, sich die spätere Zukunft unseres Planeten unter rein materialistischen Voraussetzungen vorzustellen — ob man ihn nun durch einen Zusammenstoß zertrümmert werden oder zu einem Eisklumpen erstarren läßt — pflegen verständige Leute nur ein Lächeln übrig zu haben. Auch für die beliebten Phantasien über die politische und kulturelle Entwicklung des 20. Jahrhunderts ist kein größerer Aufwand nötig. Dergleichen steht wirklich nicht höher wie die bekannte Lehmannsche Weissagung und ihr bayrischer Ableger. Alle diese Erdichtungen hat aber vor kurzen Tagen ein wunderbarer Fund auch noch des Restes ihrer Anziehungskraft beraubt, da derselbe Gewißheit an die Stelle nebelhafter Wahngebilde setzt; und wenn die matter of fact sich wirklich so verhält, wie ein zuverlässiger Freund, P. in L. an der Donau, dessen Bekanntschaft wir dem verstorbenen Adalbert Stifter noch verdanken, es uns schreibt, dann hat sich unser Jahrhundert über sich selbst emporgehoben, und wir blicken mit Sicherheit in das 20. Jahrhundert. Die matter of fact — „Thatfache“ ist ja auch eine Art Fremdwort, wie Lessing in seiner „Abhandlung über das Wörtlein Thatfache“ zeigt — ist aber diese.

In der Gegend zwischen Donau und Böhmerland, wo sich die ausgebreitetsten Granitlager Mitteleuropas hindrehnen, wurden zur Zeit der Erdbeben an der Riviera die Einwohner eines österreichischen Dorfes durch ein infernalisches zischendes Säusen und dann durch einen entsetzlichen Schlag aus dem ersten Schlafe geschreckt; selbst der nie nüchterne Nachwächter, der unter der Kathhaustreppe schlafend seines Amtes waltete, ging nach dem Ugeheuern forschcn — aber umsonst. Zwei Tage später fand ein Hirtenjunge, als er in einer Bruchwiese nach frühen Riebigeiern suchte, eine sogenannte Blutröhre, aber in hundertfacher Vergrößerung, tief in den Granitboden hineingebohrt. Jung und Alt strömten zu dem neuen Wunder, und verschiedene alte Weiber erkannten mit Jubel die Erfüllung einer bei den letzten Missionen gehehenen Weissagung, daß der Teufel ausbrechen und das protestantische Kaiserthum vernichten werde. Da das Mundloch an der Erdoberfläche fast 4 Meter Durchmesser hatte und man die Tiefe nach ortsüblichem Maße zu 14 Klaftern fand, so ließ sich nicht bestreiten, daß sich der Böse die Arbeit von außen bereits sehr erleichtert hatte. Ganz anders sah aber der Dorfparter die Sache an, Aloysius Kleeplaz, der in dem Benediktinerstift Melk eine schöne Ausbildung erfahren hatte; es kostete ihn nur eine etwas stärkere Prise Schnupftabak, um in der gähnenden Tiefe den Einschlag eines gewaltigen Meteors zu erkennen; und er erzählte seinen Bauern auf dem Plage aufklärend von dem Agramer Meteor von 1751 und von dem in Ennsheim, das selbst unsere alten Kaiser bestaunt

hätten, so oft sie das Elfaß beritten. Aber Kloyfius that noch mehr. Er war Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in L. an der Donau und kannte hinlänglich einige ihrer ersten Zierden, um ihnen von Zeit zu Zeit Proben seines selbstgezogenen Niederösterreichers schicken zu dürfen und ihre bleichsüchtigen weiblichen Anverwandten manchmal zu seiner göttlich-einjamen Schwester in Sommerfrische aufnehmen zu dürfen. Auf Betreiben dieser Autoritäten wurde sofort eine Untersuchungskommission unter Zugiehung einiger akademischen Männer gebildet; es wurden Gerüste gebaut, die Öffnung weiter gesprengt und das Meteor schließlich aus der Tiefe seines Schachtes behoben. Das Dorf —leithen wurde berühmt in der Gegend, und die klugen Dörfler verkauften starke Quantitäten aus der Fülle ihrer Ackererde bis nach Pest hin als Meteorstaub. Auch der Gutsbesitzer, Graf —sky, nahm sich der Sache mit der feurigen Energie an, die man von der Aristokratie in einem Lande erwarten darf, wo selbst Prinzen sich der Naturwissenschaft mit schönem Eifer widmen, und schrieb eine leider noch nicht gedruckte Abhandlung über „kosmische Trümmer“.

Welcher Tag also, als endlich in der Provinzialhauptstadt L. die feierliche Sitzung der naturwissenschaftlichen Vereinigung statthatte, um die Ergebnisse der Untersuchung entgegenzunehmen, die im ganzen elf Gelehrte unter Führung zweier Hofräte während einer Woche in atemloser Spannung gehalten hatte. Der Sitzung wohnte alles bei, was in L. Anspruch hatte, „dabei zu sein, wo man nicht fehlen durfte“: aber hinter den Sesseln der Gelehrten aus W. gewahrte man auch den guten Kleeplaz, den väterliche Gefühle für „sein Steinchen“ erfüllten, und meinen lieben brieflichen Freund Panzerbrecher (warum sollte sein Name länger verschwiegen bleiben?). Was letzterer über den Verlauf der Sitzung geschrieben hat, erlaube ich mir der Anschaulichkeit wegen weiterhin in direkter Erzählung wiederzugeben.

Als äußeres Ergebnis dieser merkwürdigen Sitzung nehmen wir vorweg, daß auf Antrag des Grafen —sky einer von den untersuchenden Hofräten einen Orden, der andere eine Leberkrankheit bekam, da man ihm, wie hernach zu begründen, keine Auszeichnung gewährt hatte. Beide waren verdiente Forscher, die sich aber schon äußerlich dadurch unterschieden, daß der eine sehr viel hustete und sehr wenig sagte, während der andere sehr viel sagte und sehr wenig hustete: Materialisten waren sie alle beide. Immerhin verdanken wir es diesen Männern, daß der große Fund „wissenschaftlich ins Trockne gebracht ist“, und Zweifel an der Sache wissenschaftliche Entmündigung nach sich ziehen würden. Das Meteor bot sich vor aller Augen auf dem grünen Tische zur Besichtigung. Seine Bestandteile waren Nadeleisen, Chromeisen, Labrador, Magneties, etwas Olivin und ziemlich viel Augit. Seine Gestalt war länglich, kolbenförmig. Es erwies sich als aus zwei Teilen mechanisch zusammengedrückt; beide Teile wurden mit nicht geringer Gewalt auseinandergeprengt, und nun ließ sich das Ganze mit einer querdurchschnittenen Rübe vergleichen, oder etwas gelehrter ausgedrückt mit einem zusammengesetzten Kegel, dessen spitzer, unterer Teil etwa die halbe Höhe des Stumpfes auf der Grundfläche besaß. (Ich könnte es mir nie verzeihen, in einer so wichtigen Sache nicht deutlich genug geworden zu sein.) Das Allermerkwürdigste an dem ganzen Meteorstein waren aber ein paar Handvoll Staub und Mülm, die sich in einigen Höhlungen des größeren Meteorstückes fanden und unter der Lupe sowie bei chemischer Untersuchung sich als nicht mineralische Trümmer erwiesen. Es war anzunehmen, daß noch mehrere derartige Reste durch den furchtbaren Druck und die Hitze zerpulvert und zerrieben waren, sich auch mit der Askerde gemischt hatten, der man in den Höhlungen auch dieses Meteorites begegnete. Hofrat Staubkrümmler, der zuerst referierte, erklärte sich über diese Reste so: „Das Meteor hat sie entweder von seinem Ursprungsorte schon mitgebracht, oder es hat dieselben unterwegs mitgeführt, wie ein Marktwagen einen müden Handwerksburschen aus dem Chauffeeegraben mitführt.“ Wegen die Macht dieser Doppelfolgerung konnte nichts auskommen, und das Vertrauen, welches dieses methodische Verfahren des erprobten Forschers den Mitgliedern der Kommission aufs

neue abrang, mußte sie zwingen, auch in den weiteren Darlegungen ihm widerstandlos zu folgen. Ich führe ihn rebend ein: „Meteore kommen aus einer unendlichen kosmischen Ferne, weitab von unserem Sonnensystem; auch dieses ist Bruchstück eines sich auflösenden Gestirnes. Was aber von nicht metallisch-mineralischen Resten zwischen beiden Meteorarten sich gefunden — das, meine Herren, ist von ganz außerordentlicher Beschaffenheit: es sind nach genauester Untersuchung, deren Ergebnisse ich zum Teil meinen Affizienten Knipplich und Spürmann verdanke, Reste eines zertrümmerten Sonnenschirmgriffs, der Fassung eines Vincenez mit dem Zeichen von Madenstods (Nachf.) Diaphragma-Augengläsern und endlich nicht unerhebliche Proben einer leicht zerreiblichen stärkemehlhaltigen Masse, unter die stark stickstoffhaltige Lagen gepreßt sind, und die wir für Reste eines Schinkenbrötchens oder einer Rauchfleischschmitte erklären müssen. Einige lumpenähnliche Bestandteile aber müssen als Reste einer papierähnlichen Masse angeprochen werden, die unter der Lupe zur Zusammenstellung lesbarer Zeichen und Charaktere genügen.“

Die Bewegung in der ansehnlichen Versammlung war auf diese Worte ungeheuer; denn niemandem entging die Tragweite dieser Riesentdeckung. Fassunglos vor Rührung fiel der gute Dorfgeistliche dem neben ihm sitzenden Mitglied in die Arme, und in der ehrfurchtigen Stille, die im Saale lagerte, konnte man sein Schluchzen zählen. Mit Siegesblick schaute der große Staubtrümler um sich und fuhr fort: „Meine Erklärung für den Ursprung dieser Teile ist aber diese: beide Meteortheile stammen ihrer Zusammensetzung nach aus demselben Lagerort. Sie sind die gleiche Bahn gelaufen, der kleinere zuerst, der größere hernach, aber als der schwerere natürlich rascher. Er hat daher nach einer gegebenen Zeit den kleineren Meteortheil eingeholt, aber vor dieser Vereinigung jene pulverisierten Reste irgendwo im Aetherraum zu fassen gekriegt und heftig an den kleineren gepreßt, sie dabei zum Teil zertrümmert, zum Teil aber auch in vorhandenen Hohlräumen erhalten helfen, wie wir sie bekanntlich in Meteoriten, oft mit Talkerde gefüllt, antreffen. Ich gebe anheim — fuhr er unter steigender Spannung der Anwesenden fort — ob wir nicht glauben dürfen, daß sich in der Falllinie der beiden Meteore ein von einem anderen Himmelskörper aufgestiegener Luftballon befunden haben könne. Da aber weder Reste von einem Ballon, noch von Striden und Nachen sich nachweisen lassen, so dürfen wir im Interesse der Balloninsassen vermuten, daß nur eine leichte seitliche Streifung statt hatte, der wir jene Reste verdanken, und der Ballon vielleicht sogar eine Tendenz zu schleunigen glücklichen Hinabsinken. Ich beantrage nunmehr, daß zunächst mein Kollege Prof. Abergest gehört werde, dann aber hat die Naturwissenschaft ihr Werk verrichtet, und die Ergebnisse der Erforschung jener Schriftzüge und Zeichen seitens der Paläographen beanspruchten unser ganzes weiteres Interesse.“

Der gründliche Gelehrte, dem sonach das Wort zunächst zufiel, bemerkte mit einem kollegialen Nicken gegen den Vorredner erläuternd: „Denken wir uns, da ja für das Univerſum die Begriffe Oben und Unten nicht plagregrenen, die Falllinie der Meteore als eine auf unsere Erde gerichtete hyperbolische Linie, welche aber die Atmosphäre eines anderen Sternes als Tangente oder Streifenlinie berührte, so ist anzunehmen, daß dieser Stern nur einer geringen Größenklasse angehört, da er die Meteore nicht zu sich abgelenkt hat. Sagen wir: er hatte die Größe unserer Erde — auf jeden Fall weit entfernt von unserem Sonnensystem. Soviel geht jedoch mit Sicherheit schon jetzt aus dem Funde hervor, was auch die Schriftzüge uns noch ferner offenbaren mögen, daß die Natur jenes gestreiften Planeten sich vollkommen auf gleicher Höhe befindet mit derjenigen unserer Erde. Auch jener Planet scheint sein Ehepaar Securius zu haben, dafür sprechen Schirmgriff und Vincenez, und ein nicht ohne erlaubten Luxus ausgerüstetes, dafür sprechen das Schinkenbrötchen und die lumpenähnlichen Reste mit Schriftzeichen — offenbar eine Zeitung! Jener Planet ist dem unseren zum Ver- tauschen ähnlich!“

Der Vortragende schloß hier, daß er an einer bedenklichen Stelle angekommen war: er warf auf Kleeplag, den er mit Recht für einen Verteidiger der Einzigkeit unserer Erde hielt, einen verschüchelten Wid und entfaltete wie eine Friedensflagge zwischen sich und der Versammlung ein riesiges Taschentuch. Aber dann fuhr er unentwegt fort: „Nichts hindert uns anzunehmen, daß in der unendlichen Fülle der Fixsternsysteme sich ein unserem Sonnensystem völlig gleiches befindet. Nur innerhalb der einzelnen Systeme ist die Verschiedenheit der Himmelskörper notwendig. Ich setze daher im Weltall ein sogenanntes Zwillingssystem zu unserem Sonnensystem und eine Zwillingserde zu unserer Erde voraus. Ich gebe beiden die völlig gleichen Verhältnisse der Masse, Größe, Bewegung und der Bestandteile, und ich behaupte sodann: daß auch jene Zwillingserde, falls sie im gleichen Augenblick entstanden ist wie unsere Erde, augenblicklich genau dieselben Zustände, Vorgänge, ja sogar dieselben Personen aufweisen muß wie unsere Erde. Oder — unsere ganze materialistische Weltanschauung wäre Unsinn.“

Wiewohl diese Rede dem berühmten Forscher auf Betrieb des plötzlich abgekühlten Grafen — sich den Orden kostete und ihm jene bedauerliche Leberattade eintrug, so baute sich doch Verlauf und Ergebnis der ganzen weiteren Untersuchung auf diese seine große Voraussetzung. Und durch die Enträtselung jener lumpenähnlichen ehrwürdigen Trümmer wurde sie in ungeahnter Weise bestätigt. Nur in der Annahme irrte sich Herr Aberggeist, daß die Zwillingserde gleiches Alter mit der unseren habe. Denn eins der ersten Ergebnisse der vom Geheimrat Wurmzähler ausgeführten Untersuchung ergab das sichere Datum „10. Januar 1976“ am Kopf jener Kiste, die wir von jetzt an mit der ihnen zukommenden Bezeichnung einer Zeitung von jener Zwillingserde beehren müssen. Aus diesem Datum ließ sich auch annähernd die Entfernung jener unseren Ferrohren unerreichbaren Erde berechnen, da die Geschwindigkeit des Meteors in der Tiefe des Einschlags in den Granit gegeben war. Aber mein brüderlicher Freund konnte die Zahl der Siriusweiten vor der Aufregung jener denkwürdigen Sitzung nicht gewahren werden oder nicht behalten.

Aus der paläographischen Untersuchung ging aber die Annahme des Professor Aberggeist nicht nur im allgemeinen aufs glänzendste gerechtfertigt hervor, sondern ihr wurde bis ins einzelste jede erdenkliche Bestätigung. Die gleichen Gebirge und Meere, Erdteile und Inseln; dieselben Pflanzen, Tiere und Menschen begegneten dem Leser in den Resten jener Zeitung. Aber auch die geschichtliche Entwicklung jener Erde hatte sich derjenigen unserer Erde bis ins kleinste parallel vollzogen: ihre Arier und Semiten hatte sie, ihre Zululassern und Franzosen, ihre Spiritisten und ihre Nihilisten; sie hatte ihr römisches Reich gehabt, ihre Reformation, ihren Jesuitenorden und ihren Napoleon, ihren Windthorst und Rajuule mit ebensovielen Orden und hohlen Böhnen und der gleichen Brillennummer wie unsere sublunaren. Aber wie bemerkt, dies alles um fast 90 Jahre früher, denn um soviel war jene Erde eher ins Dasein getreten; und dort ist verfloßen, was wir jetzt hier erleben.

Darum aber lesen wir auch unsere Zukunft, wenn wir die dortige Gegenwart so genau kennen lernen, wie eine Zeitung das vermitteln kann. Herr Geheimrat Wurmzähler gab sich die dankenswerte Mühe, diesen Thatbestand der Festigung noch durch Beispiele und Ähnlichkeiten näher zu bringen. „So gewiß, wie unter den gleichen Verhältnissen in Steppenländern überall berittene Nomadenvölker sich entwickeln müssen oder an schmalen Küsten Republiken und in großen Binnenstaaten militärmächtige Monarchien; fernor so gewiß der auswandernde Deutsche in fernen Erdteilen zuerst eine Brauerei, dann eine Schule, der Franzose zuerst ein Café, dann ein Operetten-theater gründen muß; — so gewiß müssen unter den gleichen Voraussetzungen auf jener Erde sich bis auf das letzte Augusttierchen die gleichen Wesen entwickeln, oder die ganze sogenannte naturwissenschaftliche Geschichtsforschung von Buckle bis Spencer ist

Unfinn.“) Niemand,“ schloß er pathetisch, „der von dem frohen Glauben an die untrügliche Wissenschaft, an den unzerbrechlichen Mechanismus der Welt voll erfüllt ist, wird das in Abrede stellen oder wird die Möglichkeit auch nur mit einer Silbe bezweifeln, die wir hier als Thatfache begrüßen! Was jene erlebt haben bis 1976, das werden wir Erdenbewohner ganz genau nacherleben, und jedes Wort aus jener fernen und doch nahen Welt muß uns mit Ehrfurcht und Entzücken erfüllen.“

Nummehr begann die Mitteilung aus der enträtselten meteorischen Zeitung. Sie war zum Glück in dem Deutschland jener Erde und zwar in der Zwillingstadt Berlin gedruckt und schien eine Art offizielles Organ zu sein. Die sprachliche Deutung machte daher keine großen Schwierigkeiten, da nicht einmal alle sogenannten überflüssigen Fremdwörter entfernt waren. Naturgemäß wurden die entzifferten Telegramme zuerst mitgeteilt; sie waren leider vielfach verstümmelt. So gleich das erste, dessen fette Druckchrift bei sanfter Behandlung mit einigen Reagentien die Druckerschwärze doch bald erkennbar machte. „Pffingstvergnügungszug Danzig-Stockholm bei Piusfestе durch Dammrutschung entgleist; zwei verwundete Heizer und leichte Gehirnbefchädigung eines Reporters.“ Alle Versammelten deuteten dies dahin, daß die Ostsee auf der Parallelerde ausgepumpt sei, wie man den Zuydersee angetrocknet hat, und daß vermutlich der Erhebungsrüden des Meerbodens am 17. Grad östl. L. (Greenwich) den Bahndamm von Danzig nach Stockholm trage. Herr Wurmzähler erbrachte noch aus dem Schape seiner historischen Erinnerungen, daß Schelmuffsky von Hamburg nach London im Lastwagen gefahren sein wolle, und nannte den Erzlägner eine divinatorische Natur. Das zweite Telegramm meldete den Untergang des französischen Kriegsschiffes Deroulède in der Nähe von Oléron mit 400 Marinetriegerinnen, was man aufs wahrscheinlichste dahin erklärte, daß das in einem Revauchekrieg unglückliche Frankreich die regelmäßige Einreihung seiner weiblichen Bewohnerinnen in Heer und Flotte durchgeführt habe. Auf einen nicht glücklichen Nachkrieg deutete auch der Ausdruck „Kreisdirektion Nanzig“ (Nancy s. Meurthe), der sich auf einem stark verbrannten Zeitungstrümmer erkennen ließ; es schien die Unterschrift einer behördlichen Ausweisungssorder zu sein, ob es sich aber dabei um französische Patrioten handelte, wie Professor A. meinte, oder um französische Komödianten, wie sein Berufsfreund B. festhielt, das hätte sie nicht zu verbittern brauchen, da es im Grunde eins ist. Merkwürdig war die erste ausführlichere, nicht telegraphische Berichterstattung aus Königsberg i. Pr.: „Der Runtius aus Berlin hat gestern die Umbildung der Universität nach den Grundzügen der Gesellschaft Jesu nummehr vollendet und hielt unter ungeheurem Zulauf des beehrten Bürgerums die feierliche Dankmesse mit apostolischem Segen im Anceiphöser Dome. Die Freimaurerloge, der er angehört, hielt einen Festabend, worin Monsignore eine sogenannte Zeichnung\*\*\*) über das Thema: „Die Unsehbarkeit als die Krönung des maurerischen Weisheitsbanes“ gab, und zum Schlusse wurde Ignaz Loyola in den großen Orient\*\*\*) verlegt. Heute wurde das Kantendmal mit leichter Aenderung des Kopfes und der Aufschrift in ein Kanisiusdenkmal umgewandelt zu Ehren des großen Jesuitenhauptes, unter Anwesenheit aller Größen der Provinz, der Abfindungen aus den neuen baltischen Provinzen und aus dem benachbarten Großfürnigreich Polen. Auch die Militisten Warschau haben bei dieser Gelegenheit der Bruderschaft des heil. Alabert, des großen Preußenbefehrsers, eine Prozessionsfahne mit silbernem Griff verehrt.“

Mein guter Panzerbrecher bemerkte dazu, eine so jähe Rekatolisierung Ostpreußens, wie sie im 20. Jahrhundert auf der Zwillingserde eingetreten sei, werde verständlich bei der religiösen Gleichgültigkeit, die sich darin ausdrücke, daß unser sublunarer Königs-

\*) Hier hatte mein Freund Panzerbrecher kurzer Hand am Rand seines Berichtes an mich notiert: „Hätte sie auch noch für Unfinn, da ich Gott und Freiheit glaube, nicht an den Mechanismus.“

\*\*) Freimaurerischer Ausdruck für Ansprache.

\*\*\*) Höchste Auszeichnung dieses Geheimbundes.

berger Gustav-Adolf-Verein 1878 nur 150 Mark vereinnahmt habe, während der Stuttgarter gleichzeitig 70 603 Mark gesammelt habe.

In einem anderen Bericht war zu lesen, daß nunmehr die Klage des Berliner Oberrabbiners gegen den Vorstand der sogenannten evangelischen Kirchengesellschaft zu gunsten des Klägers entschieden sei. Karfreitag 1975 habe nämlich der sogenannte „Geistliche“ der sogenannten „Evangelischen“, noch dazu in Gegenwart eines Reserveleutnants in Zivil, sich über jüdische Behörden der Vergangenheit, insbesondere und namentlich über Hannas und Raiphas in einer das israelitische Gemüt verletzenden Weise von der Kanzel vernehmen lassen. Da sich aber die Israeliten in Berlin in der ungeheuren Majorität befänden und der sogenannten evangelischen Gemeinde fast nur Dienstmänner, Mantelnäherinnen und Spreeschiffer angehörten, so habe auch der Kriegsminister Exzellenz das erregte Gefühl jener achtbaren Mitbürgerklasse zu beruhigen sich angelegen sein lassen. Er habe daher dem Militär bis auf weiteres den Genuß von Schweinefleisch verboten, den Offizierskasinos das Pflichtabonnement auf die radikalen Zeitungen aufs neue eingeschärft und der jüdischen Missionsgesellschaft in Ostafrika für ihre dortigen Zettelbanken aus Dispositionsfonds einen namhaften Geldbetrag überwiesen. Da der Berliner Kuntius zwischen dem Minister und dem Oberrabbiner gefällig vermittelt habe, so hätten ihm die jüdischen Familienväter bei seiner Rückkehr aus Königsberg eine Dankadresse im Gewicht von 7500 Kilo Papier übermacht und sämtliche Rabbiner von Brandenburg ihm während der nächsten Tage den Pantoffel geküßt.

In einem anderen Bericht deutete der Ausdruck „Papst in Avignon“ darauf hin, daß demselben nach einem für Deutschland glücklichen Kriege diese alte Besizung wieder eingeräumt worden sei. Von Kriegen war berichtet, daß von den englischen Subsidien zu diesem Kriege\*) eine Ferienkolonie für erholungsbedürftige Matrosen eingerichtet und zugeweiht worden sei. Bei dieser weitgehenden Humanität war es um so wunderlicher, daß die Petition der Lehrerinnen an höheren Mädchenschulen, die Normalarbeitszeit möge wöchentlich 48 Schulstunden nicht überschreiten, von der Reichstags-Kommission an der Schwelle zurückgewiesen ward. Erfreulicher war dagegen, daß sich in Altona ein wohlthätiger Verein „katholischer Freidenker“ gebildet hatte, um für ältere Schriftsteller eine Anstalt zu gymnastischen Übungen und hypnotischen Gehirnreparaturen anzustreben. Dagegen wurde ebendaher berichtet, im laufenden Wintermonat habe die Knochenmehl-Fabrik die Auerbiedung auf Knochen von verhungerten Arbeits- und Bildungs-Proletariern zu minimalen Preisen nicht alle bewältigen können, sodas ein weiteres Steigen der Dividende bis auf 11<sup>3</sup>, in froher Aussicht stehe. Unter „Bildung“ war gemeldet, daß bei der Prüfung in den Volksschulen von Breslau viele Knaben in römischer Rechtsgeschichte und experimenteller Chemie sich so stark gezeigt hätten, daß man sie vom Leseunterricht und vom Bruchrechnen entbunden habe.

Geradezu eine Aufwallung des Entzückens erregte in der denkwürdigen Festizung des Vereins zu L. die folgende Nachricht: „Paris. Versuch zur Herstellung künstlicher Menschen, wie E. Nevan im vorigen Jahrhundert geweisagt, an drei Exemplaren geglückt. Ein leichtes Schielen des kleinen männlichen Exemplares dürfte sich heben lassen, dagegen halten alle drei durch einen leichten Fehler in der Konstruktion des Gehirns den Teil für größer als das Ganze und sprechen das englische w beharrlich als p. Gottesvorstellungen enthält diese Komposition nicht: was zu beweisen war.“ Die letzte entzifferbare Nachricht betraf wieder Deutschland: „Einige Einwohner sind nach Australien entflohen. Das Gerücht, Soldaten des x Bataillons hätten mehrere am Freitag abend ver wundene Kinder verzehrt, wurde vom Kommandeur und vom Feldkaplan in einem

\*) Die uns 1886 Lord Churchill bei seiner Sommerreise nicht hatte gewähreitehen können.

Bataillonsbefehl als Infamie zurückgewiesen, da kein schwarzer Füsilier vom 234. Regt. „an einem Freitag Fleisch essen würde.“

So weit gehen bis jetzt die Mitteilungen meines Freundes Panzerbrecher. Der weichmütige Mann äußerte, es drücke ihm das Herz ab, wenn er von den Zuständen jener Zwillingss- und Zukunfts-erde mehr melden sollte. Jede Zeitung werde bald das Ganze bringen. Es schein ja, als ob das deutsche Reich der Parallelerde in sehr großer äußerlicher Macht blühe — ob es aber darin noch lebenswert sei, das schein ihm doch sehr fraglich. Meine ganze Antwort bestand in dem Glückwunsch, daß weder er noch ich Urenkel seien. Denn was war da doch weiter zu sagen? —

---





# Der Bruder.

Roman

von

F. Friedheim.

Erster Teil.

1.

„Auf wie viel Uhr soll ich den Wagen bestellen, Herr Bürgermeister?“

Der große, stattliche Herr, an welchen diese Frage gerichtet war, blieb stehen und musterte den verlegen dreinschauenden Jungen von Kopf bis zu Füßen. „Ich weiß von keinem Wagen,“ entgegnete er dann; doch schnell sich besinnend fügte er hinzu: „Wer schickte dich mit der Frage an mich?“

Der Junge strich durch sein flachsfarbenes, glatt gekämmtes Haupthaar und machte ein dummes Gesicht. „Die Köchin sagte, ich solle die Frau Bürgermeisterin fragen,“ stotterte er, „aber da sie nirgend zu finden ist, dachte ich, der Herr Bürgermeister wisse es ebenso gut.“

Ein seltsames Leuchten suchte über die ernstesten Züge des Mannes; die Herbeheit, welche um seine Mundwinkel lagerte, wich einem Ausdruck bitteren Schmerzes; dann stampfte er mit dem Stod so heftig auf den Boden, daß der Junge erschreckt ein paar Schritte zurückwich.

„Laß die Köchin ihre Herrin suchen und thue ein andermal was dir befohlen wird, du Schlingel!“

Er preßte die Lippen zusammen und wandte sich zum Gehen, während der kleine Flachshaarige sich schleunigst aus dem Staube machte.

Den ganzen Tag hatte es geregnet. Schwer lagen die Tropfen auf Blättern und Blüten und glänzten in Millionen von Perlen auf den zarten Gräsern, die des Bürgermeisters Fuß achlos zernidte. Er schien es nicht zu wissen, daß er den Kiesweg verlassen und mitten über den sorgfältig gepflegten Rasen dahinschritt, auch nicht, daß er unbarbarisch die schöne, dunkle Rose zerplückte, welche er im Vorübergehen abgerissen hatte. „Also doch, also doch,“ murmelte er vor sich hin. „Mein Verhängnis muß sich erfüllen, ich ahnte, daß es so kommen würde.“ Er stützte sich schwer auf seinen Stod und wanderte rastlos durch die weiten Anlagen, welche das große alte Haus umgaben. Seine kraftvolle Gestalt in dem feinen schwarzen Tuchanzug schien von einer ungeheuren Last danieder gebeugt zu werden, die breite Stirn unter dem mäch-

tigen dunklen Haarwuchs zeigte tiefe Falten. Man sah es dem Manne an, daß sein Kampf mit den Bitterkeiten des Lebens kein leichter sei, aber auch, daß er gewohnt war, denselben nicht auszuweichen. Nicht lange und ein kalter Gleichmut schien die Festigkeit seiner Empfindung verdrängt zu haben; der Bürgermeister war wieder er selbst, eine unnahbare, undurchdringliche Ruhe beherrschte sein ganzes Wesen. Stolz, mit aufgerichtetem Haupte wandte er sich dem Hause zu.

„Papa, Papa,“ rief plötzlich eine helle Kinderstimme hinter ihm, „wo bist du, Papa?“

Der Bürgermeister blieb stehen, aber er antwortete nicht.

„Papa, Papa, wo bist du?“ klang es in kurzen Zwischenräumen unermüdblich an sein Ohr. „Da hab' ich dich endlich! Heinrich sagte mir, du seiest im Garten, und ich konnte dich doch gar nicht finden.“

Ein schlantes Mädchen von ungefähr zehn Jahren kam auf ihn zugeflogen; ihr helles Kattunkleidchen flatterte und das rosige Gesichtchen leuchtete vor Eifer. „Ich will dir nur schnell gute Nacht sagen, ehe ichs vergesse, denn ich muß um sieben Uhr ins Bett, damit ich morgen früh aufstehen kann,“ sprach sie schnell. „Mama hat schon alles eingepackt, selbst meinen Kochofen und mein Schattenspiel, womit ich doch nur im Winter spiele. Ist das nicht drollig, Papa?“ Sie legte ihr kleines Händchen auf seinen Arm und sah ihm aufmerksam ins Gesicht. „Gehst du auch mit uns, oder bleibst du bei Leonhard zu Hause?“ fragte sie.

Sie hatte sich seiner Hand bemächtigt und ging, nach Kinderweise dieselbe hin und herschwenkend, neben ihm her. „Du kommst gewiß mit Leonhard uns zu besuchen, wie einmal, als wir in Dornerberg waren,“ sagte sie, sein Schweigen wie eine verneneinde Antwort hinnehmend, in tröstendem Ton. „Ich hole euch dann am Bahnhof ab, damit ihr nicht allein zu kommen braucht.“

Die Gegenwart des Kindes hatte aufs neue eine tiefe Bewegung in dem Gesicht des kalten Mannes hervorgezaubert, eine Bewegung, welche die Strenge der Züge milderte und den Augen einen eigentümlich feuchten Schimmer verlieh. Hastig ließ er die kleine Hand los und fuhr wie fortscheuchend über seine Stirne. „Gute Nacht, Ellen, geh' jetzt hinein,“ sagte er sie abwehrend mit ernster Stimme.

Das liebliche Mündchen zuckte, rasche Thränen stiegen in die glänzenden Kinderaugen. „Bin ich unartig gewesen, Papa, daß du so böse bist?“

Er beugte sich zu ihr hernieder. „Ich bin nicht böse, kleine Ellen; du bist deines Vaters teures Kind,“ sagte er warm, „und —“ er sagte die letzten Worte fast zögernd hinzu, „du wirst ihn nicht vergessen, wenn du ferne von ihm bist.“

„Gewiß nicht, ganz gewiß nicht, Papa, und ein Briefchen werde ich dir schicken, dir und dem Leonhard, so oft ich nur kann.“

Der Bürgermeister wandte sich ab, dann nahm er plötzlich mit ungestümer Festigkeit das Kind in die Arme und drückte es leidenschaftlich an sich.

„Gute Nacht, Papa, gute Nacht!“ flüsterte die Kleine erschreckt.

Er küßte sie wiederholt, dann setzte er sie auf den Boden und bog, ohne ein weiteres Wort zu sagen, in einen Laubgang. Ellen folgte ihm nicht, sie blieb nur einen Augenblick stehen ihm nachzuschauen, dann lief sie so schnell sie vermochte dem Hause zu. Ihr Gesichtchen trug einen erschrockenen, fast traurigen Ausdruck, der sich aber gleich darauf in einen erfreuten verwandelte, als sie ein junges Mädchen mit einer großen Schachtel in der Hand durch das Eingangsthür kommen sah.

„Bringst du meine Kleider, Johanna?“ rief sie vergnügt. „Mama fragte mich schon, ob sie noch nicht gekommen wären.“

Das Mädchen nickte freundlich. „Ja, Ellen. Ich bin jetzt gerade erst fertig geworden; es war so viel Arbeit daran, besonders an dem Kleide deiner großen Puppe.“

Ellens Gesicht strahlte. „Das will ich glauben, noch wohl mit einem Uebertwurf? Ist es sehr schön geworden, Johanna?“

„Ich denke wohl, daß es dir gefallen wird, Ellen. Der Besatz von Rosenknospen macht es prachtvoll.“

„Komm nur schnell, daß ich es sehe,“ drängte Ellen ungeduldig. „Mir träumte schon letzte Nacht, daß es ganz zerrissen sei und alle Rosenknospen sahen verelkt und häßlich aus.“

Sie lachte laut auf und sprang dem Mädchen voran ins Haus. „Mama hat Kopfweh, ich darf keinen Lärm machen,“ sagte sie, als sie durch den langen Flur und eine mit Teppichen belegte Treppe hinaus hüpfte.

„Da ist Johanna Werner, Mama,“ rief sie, an der Thür eines Vorzimmers stehend.

„Laß sie einen Augenblick warten,“ tönte es als Antwort zurück, „ich komme sogleich.“

„Seh' dich, Johanna, und dann zeig' mir, bitte, eben das Puppenkleid,“ schmeichelte Ellen mit gedämpfter Stimme. „O ja, wie schön ist es geworden, wie schön, gerade wie ein Prinzessinnenanzug,“ jubelte sie, alles andere vergessend, im Zimmer umher tanzend. Entzückt strich sie über den zarten rosa Seidenstoff des Puppenkleides, der mit einem Kranze von Rosenknospen geschmückt war, ohne auch nur einen einzigen Blick auf die eigenen hübschen Kleider zu werfen, welche Johanna auf dem Tisch ausbreitete. Das Mädchen weidete sich an des Kindes Vergnügen und war gerade eifrig damit beschäftigt, dem herbeigeholten Liebbling mit dem feinen Wachsöpfchen und den langen Vocken das neue Kleid anzuziehen, als die Bürgermeisterin eintrat. Sie stand schon eine ganze Weile im Rahmen der Thüre, ohne von Johanna und Ellen bemerkt zu werden, die beide mit ganzer Seele in ihre Arbeit vertieft zu sein schienen. Ein eigentümliches Lächeln suchte bei diesem Anblick um die Lippen der Frau, auf deren bleichem Marmorgeficht mit den schönen, regelmäßigen Zügen deutlich die Schatten des Unglücks ausgebreitet lagen. Dieselben konnten durch den stolzen, hochmütigen Blick der grauen Augen nicht aufgehellt werden, die sich jetzt fragend auf die Näherin hefteten. Diese erhob sich. „Guten Abend, Frau Bürgermeisterin,“ sagte sie leicht erötend, „ich bringe die Kleider der Kleinen, hoffentlich ist es nicht zu spät geworden.“

„Ich wußte, daß Sie Wort hielten,“ war die ruhige Antwort. Es lag etwas Unstütes und Teilnahmsloses in der Art und den Bewegungen der Dame, womit sie die gebrachten Arbeiten musterte.

„Sieh', Mama, ist es nicht wunderschön!“ triumphtierte Ellen mit glühenden Wangen, die unterdessen fertig gewordene Puppe empor haltend. Des Kindes sonnige Augen spiegelten sich in denjenigen der Mutter, ein Widerschein des strahlenden Lichtes schien darin zurück zu bleiben. Ihre Züge belebten sich, mit schlecht verhehlter Leidenschaftlichkeit preßte sie die Kleine an sich. „Halt' mich nicht so fest, Mama,“ rief Ellen, sehnsüchtigen Blickes auf ihr Spielzeug schauend, „Papa hat mich soeben auch schon so arg gedrückt, daß ich fast erstickt bin.“

Eine flammende Röthe stieg in die Wangen der Bürgermeisterin. Sie ließ das Kind los. „Geh' jetzt ins Kinderzimmer und laß dir dein Abendbrot geben, Ellen,“ gebot sie.

Ellen sah betriibt aus, sie schlang beide Arme um den Hals der Näherin. „Ich möchte so gern noch mit Johanna plaudern, Mama,“ sagte sie, ihr Köpfchen an der Schulter des Mädchens verbergend, „bitte, bitte, laß mich noch einen Augenblick.“

Die Bürgermeisterin schien nicht darauf zu achten. „Geh' jetzt Kind, es ist Zeit zu Bett zu gehen,“ sprach sie eilig.

Ihr Ton war kalt und gebieterisch. Das kleine Mädchen wußte, daß jetzt nicht viel mehr von ihr zu erhoffen sei. „Grüße mir den Theodor,“ flüsterte sie rasch, und in Thränen ausbrechend fügte sie hinzu: „ich wollte ihm noch so viel sagen lassen, Johanna.“

„Er wird dir sicher das versprochene Schiffschen machen, Ellen,“ tröstete diese, „vielleicht ist es fertig, wenn du zurück kommst.“ Das Kind lächelte schon wieder. „Ach

ja, wie schön! Und dann meine Puppe! Du packt sie doch gut ein, Mama, oder darf ich sie mit in den Wagen nehmen?"

"Ganz wie du willst, Kind, geh' nur jetzt und thu', was ich dir sage."

Johanna küßte die Kleine und drängte sie sanft zur Thür, ihre freundlichen Augen folgten ihr, bis sie verschwand. Die Bürgermeisterin stand schweigend an den Tisch gelehnt, bis Ellens Schritte verhallten, dann richtete sie sich plötzlich auf. "Ich möchte Sie noch für eine Stunde etwa in Anspruch nehmen," wandte sie sich an Johanna, "für eine kleine Arbeit, welche nicht warten kann. Haben Sie Zeit dazu?"

In dem Antlitz des Mädchens malte sich ein leichter Schrecken.

"Ich seh's schon," fuhr die Dame, ohne auf eine andere Antwort zu warten, in ärgerlichem Ton fort, "wenn man die Leute braucht, sind sie nie zu haben. Können Sie nicht einmal auf eine freie Stunde verzichten, die ich Ihnen, nebenbei gesagt, noch gut bezahlen werde?"

"Ich kann bleiben, wenn Sie es wünschen, Frau Bürgermeisterin," sagte das Mädchen, nach kurzem Kampf.

"Und was hatten Sie vor heute abend?"

"Ich wollte in die Bibelstunde gehen," erwiderte Johanna bescheiden, mit ihren klaren, braunen Augen denen der Dame bezeugend.

Diese lachte kurz und scharf. "Pah, und darum wollten Sie einen Verdienst ausschlagen, den Sie vielleicht gut brauchen können!"

Das Mädchen erröthete unter ihrem forschenden Blick. "Ich kann ihn brauchen und darum bleibe ich," sagte sie ruhig.

"Und Pastor Nordheim wird Sie deshalb nicht aus seiner Gemeinschaft austreten, hoffe ich?" fragte die Bürgermeisterin spöttisch. "Ich begreife nicht, wie er es veranworten kann, die Leute auch noch am Wochentag von ihrer Arbeit abzuhalten. Ist Ihr Vater einverstanden, daß Sie gehen?"

"Es ist ihm ganz recht, da die Stunde erst nach dem Abendessen anfängt."

"Aber er selbst beteiligt sich wohl nicht an dieser Versammlung der Heiligen?" spottete sie weiter.

Johanna antwortete nicht sogleich, und einer besseren Regung folgend setzte die Dame begütigend hinzu: "Nun, nun, schauen Sie mich nur nicht so entsetzt an. Ich weiß wohl, daß Sie sich noch nicht für unfehlbar halten, obgleich ich denke, ein junges Mädchen wie Sie thäte genug, einmal Sonntags Pastor Nordheims Predigt zu hören."

Johannas Augen leuchteten. "Ich möchte sie jeden Tag hören," entgegnete sie begeistert.

"Das ist übertrieben," warf die Bürgermeisterin schnell ein. "Sie sind auf dem Wege, eine rechte Schwärmerin zu werden, und ich meinerseits hätte Sie für viel vernünftiger gehalten. Doch ist noch nicht aller Tage Abend, schnell genug werden Sie, wie die meisten Mädchen, Ihr Herz an andere Dinge hängen."

Das Mädchen schüttelte den Kopf. "Mein Herz ist befriedigt und glücklich, was bedarf es mehr?" sagte sie leise.

Mit einer heftigen Bewegung warf die Bürgermeisterin den Kopf in den Nacken, das Gespräch fing an ihr peinlich zu werden. "Kommen Sie in das andere Zimmer, ich werde Ihnen Ihre Arbeit angeben."

Johanna zögerte.

"Nun, haben Sie noch etwas auf dem Herzen?" war die scharfe Frage.

"Ich möchte geru vorher nach Hause gehen, um für Vater und Bruder das Abendessen fertig zu stellen," bat das Mädchen.

"Und sich bei Seiner Hochwürden zu entschuldigen, daß Sie heute abend seiner Herde untreu werden?" lachte die Bürgermeisterin. Es war ein eigener Klang im Lachen dieser Frau, und heute abend besonders drang es so grell an das Ohr der jungen Näherin, daß sie erschrocken zusammenfuhr und es auch dann noch zu hören meinte,

als sie bereits durch das Gartenthor der Stadt zueilte. Sie wußte nicht, daß die Augen der Bürgermeisterin ihr folgten. „Veneidenswertes Loß, befriedigt und glücklich zu sein,“ murmelten die Lippen der Dame, und minutenlang starrte sie hinaus in den dämmernden Abend, wo Johannes anmutige Gestalt eben mit leichtem, elastischem Schritt hinter den Gebüsch verchwand, dann raffte sie sich auf und die Kleider der kleinen Ellen über den Arm hängend, verließ sie geräuschlos das Zimmer.

## 2.

Eine Stunde später saß der Bürgermeister an seinem Schreibtisch im einsamen Gemach. Mit Recht konnte man daselbe einsam nennen. Vermochten doch weder die weichen Teppiche, noch die kostbaren Möbel und Vorhänge denselben den Zauber der Gemütlichkeit zu verleihen, den man so gern im Zimmer des Hausvaters findet. Da war keine Spur fürsorgender Teilnahme, kein Zeichen einer liebenden Hand, keine Blume, nichts, was darauf schließen ließ, daß je andere Gedanken als die der Arbeit hier walteten. Bücher, Schreibtisch, Sofa, Tisch und Stühle standen in regelrechter Ordnung, wie etwa im Wartesaal eines Bahnhofes, und die grauen Schatten der Dämmerung, die langsam durch die nassen Fensterscheiben hereinschlüpfen, machten den Eindruck nur noch trostloser. Soeben brachte man die Lampe herein, sie warf ihr gedämpftes Licht auf das Gesicht des Mannes, der unaufhörlich in die Flamme starrte. Er trug noch den schwarzen Anzug und die beschmutzten Stiefel; den bequemen Hausrock schien er nicht zu kennen oder, wenn er ihn kannte, nicht zu vermissen. Seine Hände spielten mit dem Goldreiß an seinem Finger, aus seiner Brust entrang sich dann und wann ein tiefer Seufzer.

Da öffnete sich leise die Thüre. Er schaute nicht auf, als wisse er, wer kommen werde; nur als ein eigentümlich schneller, fester Schritt sich ihm näherte, fuhr er mit den Zeichen größten Erschauens in die Höhe. „Ursula, du hier?“ rief er fast angstvoll.

„Ja, Vater,“ antwortete die Frau, deren hohe, schwarze Gestalt jetzt dicht an seiner Seite stand. „Bist du erschrocken, dein Kind vor dir zu sehen?“

Er hatte sich gefaßt und streckte ihr die Hand entgegen. „Kommst du mit freundlichen Gefinnungen, Ursula?“ fragte er ernst.

Sie nahm den nassen Mantel von den Schultern, warf den dunkeln Federhut zu Boden und strich sich mit der Hand durch die feuchten schwarzen Locken. „Wie man's nimmt, Vater. Ich hoffe, daß du jetzt endlich meinen Wunsch gerechtfertigt finden und dich nicht länger weigern wirst, einen Ausweg zu suchen, der mich befreit von den unwürdigen Banden, in welche dein Wille mich geschmiedet.“

Des Bürgermeisters Züge verfinsterten sich. „Du kennst meine Ansichten über diesen Punkt zur Genüge, Ursula,“ sagte er kalt. „Wenn dies das einzige ist, was dich herführt, so war dein Gang ein vergeblicher.“

Sie preßte die Lippen zusammen, und wie sie so da stand, das scharf geschnittene, beinahe männliche Profil mit dem großen flammenden Auge ihm zugewandt, trat die Ähnlichkeit zwischen Vater und Tochter in überraschender Weise hervor. „Ich kenne deine Ansichten, ja wohl, Vater,“ sagte sie nach kurzer Pause, „aber ich war der Meinung, du könntest in der letzten Zeit in die Lage gekommen sein, dieselben zu ändern.“

Er antwortete nicht sogleich, aber der herbe Zug um seinen Mund kam deutlicher zum Vorschein.

„Habe ich unrecht, Vater?“ fuhr Ursula fort, die jugendliche Gestalt in dem schlichten dunkeln Seidenkleide mit herausfordernder Miene gegen ihn neigend.

Der Bürgermeister erhob sich; er sah ihr entschlossen in die Augen. „Ja, du hast unrecht, Ursula,“ sagte er fest.

Sie wurde sehr bleich. „Sollten denn all' die Gerüchte, die zu mir gedrungen sind, unwahr sein?“ sprach sie langsam. „Sagt man doch, daß sie, die dich veranlaßte, mich einem ungeliebten Greis zu opfern, dich verlassen werde, daß du in eine Scheidung von ihr gewilligt habest.“

Die Hände des Bürgermeisters zitterten. „Man spricht die Unwahrheit, Ursula, und du weißt es längst, daß ich nie eine Scheidung zulassen würde.“

„Und warum nicht?“ rief sie aufgebracht. „Hat sie nicht dein Leben vergiftet, dir deine Kinder entfremdet, dich zu Handlungen getrieben, deren du nie aus dir selbst fähig gewesen wärst? O mein Vater, schide diese Frau von dir, laß mich zu dir zurückkehren, und alles kann noch gut werden. Habe ich denn vergeblich gehofft, du werdest, in ähnlicher Lage, meinen namenlosen Jammer erkannt haben und endlich Barmherzigkeit üben?“ Sie hatte ihre Hand auf seine Schulter gelegt, ihre schwarzen Augen nahmen einen sanften, stehenden Ausdruck an. Große Thränen fielen auf seinen Arm und rollten gleich blinkenden Perlen nieder auf den Teppich.

„Armes Kind,“ sagte er leise. Eine tiefe Bewegung milderte und verschönte seine gewaltigen Züge. Sie sah ihn hoffnungsvoll an.

„Nicht wahr, Vater, du willst es thun, du willst diesem unwürdigen Spiel ein Ende machen. Die Liebe zu deinem Kinde siegt, du willst uns beide befreien.“

Abermals schüttelte er den Kopf. „Nie, Ursula, niemals.“

Da schrie sie heftig auf. „Vater, Vater,“ rief sie, auf dem Fußboden zusammensinkend, „du opferst dich und dein Kind um ihretwillen, die deiner nicht mehr wert ist.“

Er hob sie sanft empor, seine Hand zitterte nicht mehr. „Ursula, höre mich,“ sagte er, sie zu einem Sessel führend, „bezwinge deine Festigkeit und laß uns ruhig miteinander sprechen.“

„Ruhig, Vater, kann ich ruhig sein dir gegenüber, der du mein Glück mit Füßen trittst und meine Jugend zerstört hast?“

„Deine Anlage ist hart, unbeschreiblich hart, Ursula. Ich kann sie nicht mit Worten widerlegen, aber glaubst du wirklich, daß ich so unbarmherzig, so unwäterlich handeln konnte? Wie oft soll ich dir beteuern, daß ich deine Abneigung gegen den Baron nicht kannte, daß ich dachte, dich mit dem Schritt, in welchen du ja willigst, zufriedener und glücklicher zu machen, wie hier in deinem Elternhause.“

Sie lachte bitter. „Das war nicht schwer zu erlangen, Vater. Vertauschte ich nicht den Schauplatz täglicher, heftiger Reibungen und quälender, entwürdigender Kämpfe mit einem prächtigen Schloß, wo alles mir gehören, wo ich allein die Herrin sein sollte! Aber hat wohl einer dem achtzehnjährigen Mädchen klar gemacht, was es heißt, eine Ehe schließen? Hast du nicht vielmehr, als ich mich anfangs sträubte und die bangen Gefühle nicht überwinden konnte, mir zugeredet und mir die Zukunft mit so glänzenden Farben ausgemalt, daß mein Auge zugebetet ward? Freilich, die erwachsene Tochter war dir unbequem, und die kalte Frau, die du an die Stelle meiner teuren Mutter gesetzt hattest, verlangte es so von dir.“

Der Bürgermeister stand unbeweglich, er bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Und ist dein Vatte nicht gut gegen dich, Ursula, erfüllt er nicht jeden deiner Wünsche?“ fragte er nach einer langen Pause.

„Gut? o ja, gewiß ist er gut. Wenn ich ihn nur füttere und mit ihm spiele und schön thue. Armer, alter Mann; weiß er denn etwas Besseres, weiß er denn, wie es in meiner Seele aussieht, in meiner dürstenden, ringenden jungen Seele! Kennt er das rastlose Verlangen nach Freiheit, das den Vogel besetzt, den man im goldenen Käfig gefangen hält, den die Vederbissen anfehlen und der sich zu Tode flattert an den glänzenden Stäben! Vor der Welt, Vater, bin ich freilich deine Tochter, die lieber ihr Herz in tausend Stücke zerreißen läßt, als zu zeigen, was sie leidet. Ich bin dein

richtiges Ebenbild, du hast mich gut erzogen," fuhr sie mit schneidender Ironie fort, „du brauchst dich deiner Tochter nicht zu schämen, Vater. Vor den Menschen hast du nicht nötig, die Augen niederzuschlagen, das wußtest du, als du mich verkaufte." „Ursula, halt' ein, Ursula!"

Aber sie konnte nicht; sie mußte von der Seele wälzen, was dort lag wie ein schwerer Alp, der sie zu ersticken drohte.

„Du wußtest es, Vater, und du thust daselbe," begann sie aufs neue. „Hat Bürgermeister Lorenz wohl jemals ein Wort des Mitleids angenommen, hat er sich jemals beklagen lassen? Jedoch jetzt, Vater, jetzt stehst du vor mir und Gott allein, jetzt sag' es mir, deinem Kinde, daß du unglücklich bist, wie ich, daß nicht, wie du anfangs meinstest, ich der Zankapfel gewesen zwischen dir und jener Frau. Seid ihr nicht all' die Jahre meiner Ehe hindurch ungestört geblieben, nennt ihr nicht ein liebliches Kind euer eigen? Und sie verläßt dich dennoch, sie geht von dir, ohne es zu verheimlichen, warum sie geht, sie kennt nicht jenen Heldenmut, der mit zufriedener Miene sich vom schwersten Kreuz die Schultern blutig drücken läßt. Sie flieht, sollen wir nicht daselbe thun dürfen?"

In den Zügen des Bürgermeisters ging eine Veränderung vor. „Sprichst du nicht selbst unser Urtheil, Ursula? Willst du auch zu den Feigen gezählt werden, die ihr Kreuz nicht auf sich nehmen wollen?"

Sie starrte ihn betroffen an. „Meinetwegen, ja, Vater," sagte sie düster. „Meinetwegen hätr' ich längst dem Urtheil der Welt getrozt. Hat doch allein die Ahnung der Freiheit, die mich in diesen Tagen durchbebt, mich zum neuen Menschen gemacht, mit besseren Regungen und Gedanken. Fühlte ich mich doch dadurch fähig, zu dir zu gehen und das Haus zu betreten, das ich seit Jahren nicht gesehen und dessen Schwelle ich nicht mehr überschreiten wollte. Meinetwegen, o ja, längst, längst, aber ich kann nicht, deinetwegen kann ich nicht, Vater!" Sie schluchzte, als müsse ihr das Herz brechen. „Komm, Vater," rief sie mit einem letzten Versuch, sein Herz zu rühren, „laß uns gemeinsam die Ketten zerbrechen, laß uns fortziehen, weit, weit fort von hier, und ein neues Leben anfangen, wo niemand uns kennt und niemand nach uns fragt."

Er sah ihr ernst in die Augen. „Lud an ihn, den du so tief verwunden willst, denkst du gar nicht, Ursula?"

„Er wird sich trösten, er wird mich vergessen, ich weiß das gewiß; liebt er mich doch nur, wie ein Kind sein schönes Spielzeug, das ihm ein anderes ersetzen kann."

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. „Du thust ihm bitteres Unrecht, Ursula. Doch selbst, wenn dem so wäre, weißt du nicht, daß wir uns dem Gebot und Willen eines Höheren zu unterwerfen haben? Der Schritt, den wir beide gethan haben, ist unumkehrlich geschehen, — denn was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden."

Er stand vor ihr mit der überlegenen Hoheit, die sie schon als Kind in den trotzigsten Stunden zum willenlosen Werkzeug in seiner Hand gemacht hatte. Sie trocknete ihre Thränen und blickte voll ehrerbietiger Ehen zu ihm auf, all' der tiefe, bittere Groll, den sie so lange gegen ihn gehegt, schwieg in diesem Augenblicke. Auch des Vaters Herz neigte sich zu ihr, wie lange nicht. „Wie groß auch meine eigene Schuld ist, wie tief ich auch durch Eigensinn und Stolz gefehlt habe," fuhr er langsam fort, „das eine steht klar und deutlich vor meiner Seele, daß ich meine Schuld nur vergrößere, daß ich einen Fluch auf mich laden würde, wollt' ich so meiner besseren Ueberzeugung zuwider handeln."

„Einen Fluch?" Ursulas Lippen kräuselten sich. „Liegt derselbe nicht längst schon auf unserem unglücklichen Hause?"

Eine tiefe Stille trat ein.

„Und was ist Wahrheit an dem, was die Leute reden?" fragte sie plötzlich. „Will sie dich wirklich verlassen?"

Er nickte schmerzlich. „Wir trennen uns auf längere Zeit,“ sagte er. „Vielleicht daß Gott barmherzig ist und uns beide besser und duldsamer wieder zusammen führt; von einer wirklichen Scheidung hat auch sie niemals gesprochen.“

„Machtest du keinen Versuch, sie zurück zu halten?“

„Ich that, was ich konnte, aber sie will nichts davon hören, und ich selbst bin in ihrer Gegenwart unfähig, mich zu beherrschen.“ Er sprach die letzten Worte langsam und zögernd, und als sei es ihm leid, oder als fürchte er zu viel gesagt zu haben, fügte er in dem gewohnten strengen Tone hinzu: „Sie wird schon lernen sich zu beugen in der Welt draußen, die ihr so lockend erscheint. Wenn sie dann reuig wiederkehrt, soll mein Haus zu jeder Stunde für sie offen stehen.“

Ursula erhob sich. Sie wußte, die gute Stunde ihres Vaters war vorüber, wollte sie den Eindruck derselben ungetrübt mit sich fort nehmen, so mußte sie jetzt gehen. Langsam warf sie ihren Mantel um und drückte das Barett auf die üppigen Locken, „Ich gehe, Vater. Möchten wir beide Kraft empfangen unser Kreuz zu tragen,“ sprach sie, seine Stirne mit ihren Lippen berührend. „Ich will versuchen, es in deinem Licht zu betrachten.“

Er preßte sie an sich. „Ich danke dir, Kind; solche Worte von dir sind mir ein großer Trost,“ sagte er.

Ungehindert durchschritt Ursula die langen Gänge. Niemand begegnete ihr, niemand grüßte sie im Elternhause, das sie wie eine Fremde betrat und verließ. Nur eine Thür öffnete sich geräuschlos; ein hellgelocktes Kinderköpfchen kam behutjam zum Vorschein.

„Heinrich, Heinrich!“ rief Ellens süßes Stimmchen. Erschrocken fuhr sie zurück beim Anblick der schwarzen Dame, in der sie nicht sofort die nur selten gesehene Schwester erkannte.

„Ellen, meine kleine, liebe Ellen,“ flüsterte Ursula, das Kind küssend, das in seinem weißen Nachtleidchen auf bloßen Füßen da stand und wie ein lichter Engel die Dunkelheit ihres Vaterhauses zu erbellen schien.

Unten an der Gartenpforte trat ihr noch jemand entgegen. Es war ein schlank gewachsener junger Mann, mit feinem, bleichem Antlitz, tiefschwarzem, lockigem Haar und Bart. Ein seltsamer, schwärmerischer Ausdruck lag in den großen, brennenden Augen, die wie hilflos suchend unter den langen, dunkeln Wimpern hervor schauten. Tiefe, unheilbare Melancholie war darin ausgesprochen.

„Leonhard, teurer Bruder,“ rief Ursula, von ihren Gefühlen überwältigt sich an den Pfeiler lehnd.

Er trat an sie heran. „Die heiligen Engel kommen mit dem Erzvater Jakob diese Nacht auf mein Kopfkissen,“ sagte er, mit geheimnisvoller Miene den Kopf an ihr Ohr neigend. „Ich sah sie soeben schon aus dem Himmel steigen.“ Ein sanftes Lächeln umspielte seine Lippen. „Freust du dich nicht, Ursula, ich werde endlich einmal schlafen können. Sonst kann ich es nie, die schwarzen Wolken lassen mir keine Ruhe und verhüllen die Engel, jedesmal wenn ich sie anschau.“ Er sprach die letzten Worte beinahe unverständlich.

„Armer Bruder,“ murmelte die junge Frau im Fortgehen, „und doch ist mir fast, als könnt' ich dich beneiden um die Nacht deines Geistes.“

## 3.

Einem Vögeln gleich flatterte Ellen schon in aller Morgenfrühe durch das ganze Haus. Trepp' auf und Trepp' ab trippelten die kleinen Füße, aus der Kinderstube in die Wohnzimmer und vom Salon in die Wirtschaftsräume. Durch alle Thüren stecte sie ihr Lockenköpfchen und in allen Gängen schwebte das rosa Sommerleidchen.



„Ich muß überall Abschied nehmen,“ sagte sie fröhlich, wenn ihr jemand begegnete. Sie küßte die dicke alte Köchin, die schon seit Menschengedenken in den unteren Regionen des Bürgermeisterhauses residirte, und umarmte die Hausmagd, welche mit inniger Nührung der lieblichen Kindergestalt nachschaute.

„Weiß der liebe Gott, wie solch' bärbeißige Eltern an das süße Engelsgeschöpf kommen,“ sagte Sufe, in die Küche eintretend, „das paßt zusammen, wie Himmel und Hölle, wie Tod und Leben.“

„Willst du schweigen, du naseweises Ding,“ wetterte Nina, die es sich zur Ehre rechnete, daß sie nie auch nur einen bösen Gedanken auf ihre Herrschaft kommen lasse, „schämst du dich nicht, die Frau Bürgermeisterin zu beschimpfen, noch dazu in Gegenwart des einfältigen Lämmels dort.“

Der einfältige Lämmel sah in Gestalt des blonden Heinrich mit sehr demüthiger Gebärde bei seinem Frühstück. Noch nicht lange war er als Stiefelwischer, Kartoffelschäler, Kohlenträger und Lausbursche im Hause des Bürgermeisters angestellt und hatte bis jetzt noch nicht das Glück, die Gunst der Küchenregentin gewonnen zu haben. Da er in den ärmlichsten Verhältnissen erzogen war, imponierte ihm die neue Umgebung so gewaltig, daß ihm zu Mute war wie etwa dem Bettler in der Nähe des Königs, wenn er unter Minas gestrengem Blick seine Mahlzeiten einnehmen durfte. Das Gefühl seiner großen Unwürdigkeit verließ ihn dabei fast keinen Augenblick, und so war es kein Wunder, daß bei diesem unerwarteten Angriff die Kaffeetasse seinen zitternden Händen entfiel und in Scherben über den Boden kollerte. Das brachte Nina nun vollends in Harnisch.

„Siehst du, Schlingel, da zeigt es sich, wo du deine Augen und Ohren hast,“ rief sie aufgeregt. „Die Geheimnisse deiner Herrschaft ertauschen soll dir aber vergehen, Bürschchen, das kannst du mir glauben!“

Der arme Bursche antwortete nicht; wie sollte er sich auch verteidigen? Er hatte nicht die leiseste Ahnung davon, was vorgegangen sei, da seine Gedanken gerade mit ungetheiltem Interesse bei der Betrachtung des gestrigen Mittagessens sich aufgehalten, mit der angenehmen Frage: „ob es wohl heute wieder so köstlich sein werde.“ Mit tiefem Schuldbewußtsein raffte er schweigend die Scherben zusammen und ergriff, von einigen Kraftausbrüchen Minas begleitet, eiligst die Flucht. Draußen atmete er erleichtert auf, mit der tröstlichen Gewißheit im Herzen, daß die Köchin doch eigentlich ein sehr höfliches Fraucenzimmer sei, da sie ihm nicht einmal eine Ohrfeige versetzt habe, trotz des bedeutenden Schadens einer zerbrochenen Tasse. Nein, sie war wirklich so übel nicht, von Inse gar nicht zu reden, die ihn immer freundlich anblickte und ihm sogar manchmal einen Lederrißsen zustedte. Unter solchen Erwägungen erschien dem fünfzehnjährigen Stiefelwischer sein Loos als ein sehr bedeuendswertes, und wenn nicht eine gewisse Scheu ihn abgehalten hätte, er wäre im Stande gewesen ein Liebchen zu stöten, während er mit der Fürste die Stiege seines Herrn spiegelblank polierte. Jedoch es wartete seiner heute morgen noch ein größeres Glück. Nicht lange und das Köpschen seiner kleinen Herrin ward am Fenster des Hintergebäudes sichtbar. Sie machte ihm ein Zeichen, daß er nicht rufen solle, was er unverstanden befolgte, und sie stand gleich darauf neben ihm. Fräulein Ellen, wie er sie auf Minas Befehl nennen mußte, war in seinen Augen der Inbegriff alles dessen, was schön und herrlich war auf Erden. Als sie ihm zum erstenmal in ihrem hellen Kleide entgegentrat, erschien es ihm unglaublich, daß sie wirklich sprechen und lachen könne wie andere Menschenkinder. Viel eher hätte er sie für eine der prächtig geputzten Puppen gehalten, die um die Weihnachtszeit im größten Geschäft der Stadt ausgestellt waren. So groß konnte man dort freilich keine sehen, und es ging noch immer ein leiser Schauer durch seinen Körper, wenn sie ihr weißes Händchen auf seinen Arm oder auf seine Schulter legte. Das hatte sie jetzt schon sehr oft gethan, denn der blonde Heinrich mit seinen freundlichen, hellen Augen schien ihr besonders zu gefallen, er war sogar in den kurzen

Wochen seiner Anwesenheit ganz im geheimen zum Vertrauten des kleinen Fräuleins befördert worden. Gestern hatte sie wohl eine halbe Stunde auf der Treppe mit ihm verhandelt, und auch jetzt sah man es ihrem klugen Gesichtchen an, daß sie nicht umsonst das Hinterhaus besuche.

„Heute gehen wir, Heinrich,“ sagte sie, ihm herzlich guten Morgen wünschend, und setzte sich gemächlich auf einen Holzstempel.

„Ja, Fräulein Ellen,“ war Heinrichs Antwort, während er noch heftiger drauf los häufte.

„Erst mit dem Wagen und dann mit der Eisenbahn, Heinrich.“

„Ja, Fräulein Ellen.“

„Weit, weit weg ist es,“ fuhr die Kleine fort, „weiter noch wie Köln; ich werde nicht so schnell wiederkommen.“

„Ja, Fräulein Ellen.“

Die Kleine schaute ihn mit ihren großen Augen fragend an. „Wirst du auch thun, was ich dir gestern gesagt habe, Heinrich?“

„Ja, Fräulein Ellen,“ jagte der Bursche unermüdlich mit der gleichen Eintönigkeit in der Stimme.

„Sag' nun einmal etwas anderes wie: ja, Fräulein Ellen,“ rief das Kind jetzt ungeduldig. „Bist du schon einmal mit der Eisenbahn gefahren?“ Ellen lachte schelmisch. Diese Frage hatte sie schon so oft gestellt, daß sie ganz genau die Antwort wußte:

„Nein, Fräulein Ellen.“

„Wenn ich zurückkomme, sollst du mit mir nach Düsseldorf reisen, Heinrich,“ jubelte Ellen, wie es schien von einer ganz neuen Idee erfaßt, „dann mußt du aber dein Sonntagsgzeug anziehen.“

Diese Zumutung trieb eine glühende Röthe in die Wangen des armen Jungen; hatte er doch, seit er diesen Dienst angetreten, die Sonntagsjacke noch nicht vom Leibe gehabt. Ellen schien das indessen nicht zu beachten.

„Ich nehme dich mit, Heinrich,“ sagte sie in beschützendem Ton, „aber du mußt mir dafür auch noch einen Gefallen thun.“

Der Junge setzte den fertigen Stiefel auf den Boden und stand da, kerzengrad-, der Dinge wartend, die da kommen sollten. Seine Erfahrungen in diesem Geschäft waren nicht gering, er wußte, daß es anpassen hieß, wollte man das kleine Fräulein zufrieden stellen. Auch Ellen nahm eine würdevolle Haltung an.

„Kommst du den Theodor Werner?“ wollte sie zuerst wissen.

Heinrich besann sich eine Weile. „Den Schreiber Werner, der in der Vorstadt wohnt?“ fragte er, seinen Kopf fragend.

Die Kleine lachte fröhlich. „Der Schreiber ist der Vater, mit dem gelben Gesicht und den wenigen Haaren,“ erklärte sie. „Die Johanna, die meine Kleider näht, ist auch da; und der Theodor, der nicht viel größer ist wie du, soll ein Schmied werden, ist das nicht drollig, Heinrich?“

Heinrich fand diesmal keine andere Antwort als die eines verlegenen Kopfnickers. „Er will aber kein Schmied werden,“ fuhr Ellen schnell fort, „er will kein schwarzes Hemd anhaben und keine schwarzen Arme und Hände, daß man ihn nicht anfassen kann. Er will lieber einen schwarzen Rock anziehen und ein Prediger werden wie Pastor Nordheim, bei dem ich einmal in der Kirche gewesen bin.“

Heinrichs runde Augen drückten ungeheures Erstaunen aus, selbst das „ja, Fräulein Ellen“ blieb ihm diesmal in der Kehle stecken. Die Kleine schien das zu begreifen. „Siehst du,“ machte sie ihm mit verständnisvoller Miene klar, „wenn man Pastor werden will, muß man viel, viel lernen, o so viel! Aber der Vater vom Theodor will es nicht erlauben; er sagt, Bücher kosten eine Menge Geld, und arbeiten sei besser wie lernen. Ist das nicht schrecklich traurig?“

Ellen war das Weinen nahe, sie sah sehr niedergeschlagen aus. Es ging nun

freilich vollständig über Heinrichs Horizont, daß jemand traurig sein könne, weil er nicht lernen solle; aber der Anblick seiner kleinen Herrin rührte ihn doch gewaltig. Gleich darauf schien diese indes die traurigen Gedanken wieder zu vergessen.

„Weißt du wo ich schlafe, Heinrich?“ war die nächste Frage, welche sie sehr ironisch stimmen mußte, denn ihre klaren Augen leuchteten.

„Ja, Fräulein Ellen.“

„Dann weißt du auch wo Mamas Bett steht und wo das meinige; und nun gib acht.“ Sie erhob sich auf die Fehen, um ihren Vertrauten bei dieser, wie es schien, sehr wichtigen Angelegenheit besser anblicken zu können. „Unter meinem Bett liegen zwei große, dicke Bücher, fast so dick wie eine Bilderbibel, die hat mir Papa einmal zum Blumentrocknen geschenkt. Sie gehören also mir, Heinrich,“ betonte sie, „und ich will sie dem Theodor geben, damit er daraus lernen kann. Heute abend, wenn es dunkel wird, sollst du sie ihm bringen.“ Sie holte tief Atem, wie wenn sie etwas Gewaltiges von der Seele gewälzt habe, und schaute den Burschen fragend an, als erwarte sie seine zusage Antwort. „Du kannst es sehr leicht thun, Heinrich,“ fuhr sie fort, als dieselbe, wahrscheinlich weil der arme Stiefelwischer die Schwierigkeit eines solchen Auftrags bei sich erwog, ausblieb, „und der Theodor wird so sehr froh sein.“

„Könnte ich sie nicht jetzt herunter holen, so lange Sie noch da sind?“ fragte Heinrich.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, mein, das geht nicht. Mama ist beim Ankleiden, und da darf ich sie nie stören; es ist besser, du thust es heute abend. Denkst du nicht, daß der Theodor sich schrecklich freuen wird?“ fragte sie vergnügt. „Die Bücher sind so, so dick,“ Ellen beschrieb mit ihren kleinen Armen einen ungeheuren Umfang, „es muß fürchtbar viel darin stehen. Wenn er das alles gelernt hat, kann er doch vielleicht noch Pastor werden und sein Vater braucht gar kein Geld dafür auszugeben. Ich kann kein Wort davon lesen,“ plauderte sie weiter, „denn es ist alles lateinisch, was ein Pastor lernen muß, und wird schrecklich schwer sein. Aber der Theodor wird es schon können, er liest viel größere Bücher wie die in der Schule und er lernt viel lieber, als daß er spazieren geht oder auf der Straße herum spielt. Das hat er mir selbst gesagt.“ Ellens Gesichtchen glühte vor Stolz, daß sie eines solchen Vertrauens gewürdigt gewesen. „Du willst es gut thun, nicht wahr, Heinrich?“ fragte sie wichtig und schüttelte mit der wiederholten Versicherung, heute abend an ihn zu denken, ihrem Verbündeten die rauen Hände. —

Unterdessen stand die Bürgermeisterin vor dem großen Spiegel ihres Ankleidezimmers und legte die letzte Hand an ihre Reijetoilette. Ein bleiches, von dunkelblonden Flechten umgebenes Antlitz starrte ihr daraus entgegen, in welchem die grauen Augen fast unheimlich sunkelten. Sie konnte es kaum noch erwarten, bis der Wagen sie mit ihrem Kinde fortführte aus diesen ihr verhaßten Räumen. Gestern abend hatte sie noch eine lange Unterredung mit ihrem Gatten gehabt, aber sie endete mit nur noch tieferer Erbitterung. Des Bürgermeisters weichere Regungen mußten nach Urjulas Fortgang fast ganz verschwunden gewesen sein, denn tief in der Nacht hörte man noch harte, zornige Worte von seinen Lippen, und sein Schritt, als er aus dem Zimmer seiner Gemahlin kam, dröhnte durch das Haus. Mina, welche oben an ihrer Kammerthüre atemlos auf den Ausgang dieses Zusammenseins gewartet hatte, kannte die schlimmsten Stimmungen ihres Herrn, aber so wie dieses Mal hatte sie ihn noch nie gesehen. „Barmherziger Gott, erbarme dich, sonst gibt es ein Unglück,“ flehte sie leise und dankend neigte sie ihr graues Haupt, als die Thüre von ihres Gebieters Zimmer sich hinter demselben geschlossen hatte. Lange, lange hörte sie ihn mit großen Schritten rastlos auf und nieder schreiten. „Die Frau hat nichts wie Unsegen und Unglück ins Haus gebracht,“ murmelte sie in sich hinein. Sie hielt es mit ihrem Herrn, den sie schon als Kind gekannt und dessen gute und edle Eigenschaften sie nicht genugam zu rühmen wußte. „Jede andere Frau könnte mit ihm auskommen,“ sagte sie zu sich

selbst: „aber diese hat eine Manier, wenn sie mit ihren kalten, hochmütigen Worten auf ihn eintredet, daß selbst ein Engel böse werden müßte. Und ein Engel ist der Herr nun jaßt nicht.“ fuhr Mina in ihrem Selbstgespräch fort, „er hat hitziges Blut und harte, hochmütige Gefühle, die sich nicht unterdrücken lassen.“

Nein, sie ließen sich nicht unterdrücken, das sah man auch an diesem Morgen an des Bürgermeisters Wefen, als er, eine kleine schwarze Kappe in der Hand haltend, in das Wohnzimmer eintrat. Niemand war darin anwesend, nur die Sonne spielte auf dem buntgemalten Kaffeegeschirr, welches auf dem Tisch stand. Der Bürgermeister trat an das Fenster und schaute hinaus in den tausrischen Garten, wo die Rosen blühten und die Vögel um die Bette zwitscherten und jubelten. Er blieb unbeweglich stehen, auch dann noch, als er schon den Schritt der Erwarteten hinter sich zu nehmen meinte. Wollte er sich sammeln, um noch einmal, um noch letztenmal für lange Zeit, ein Wort der Veröhnung an sie zu richten? Vielleicht, denn als er sich endlich langsam nach ihr umwandte, war sein Blick ernst und gebietend, aber nicht kalt und zornig.

„Hier ist das Geld, Beatrix,“ sagte er ruhig, die Kappe auf den Tisch legend. „Ich hoffe, daß es vorerst ausreicht, später können wir dann andere Verfügungen treffen.“

„Ich danke,“ sagte sie, ihre Hand danach ausstreckend.

„Ich verlange,“ fuhr der Bürgermeister in demselben Tone fort, „daß du mir von Zeit zu Zeit von deinem und unseres Kindes Ergehen Bericht erstattest und mir stets eine Adresse angibst, damit ich dich jederzeit erreichen kann.“

„Du willst uns doch nicht besuchen?“ fragte sie.

Es lag etwas Spöttisches, ja Verächtliches in dem Klang ihrer Stimme. Die Adern auf des Bürgermeisters Stirn schwellen, seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen. „Es könnten Verhältnisse eintreten,“ sagte er, mit Gewalt sich bezwingend, „—in jedem Fall ist es besser so.“

„Gast du sonst noch etwas zu befehlen?“

„Ja. Ich wünsche, daß du das Monatsgehalt, welches ich dir bestimmt habe, nicht überschreitest und — daß du mir das Versprechen gibst, unseres Kindes Herz nicht von mir abwendig zu machen.“

Sie lachte. „Ich werde wohl nicht oft in der Lage sein, mit Ellen von dir zu sprechen; was das erste betrifft, so kann ich darüber noch keine Uebersicht haben.“ Sie setzte sich mit gleichgültiger Miene an den Tisch und schenkte eine Tasse Kaffee ein. Des Bürgermeisters Blut kochte.

„Daß das jetzt, Beatrix,“ gebot er zornig, „ich will, daß du mit ungeteilter Aufmerksamkeit anhörst, was ich dir zu sagen habe.“

Sie setzte die Tasse an die Lippen und sah ihn herausfordernd an. „Und ich will nicht behandelt werden wie deine gehorsame Dienerin,“ entgegnete sie, nachdem sie ruhig ausgetrunken. „Ich dachte, du wüßtest das zur Genüge.“

Er wurde bleich vor Erregung. „Bedenke, daß du mein Weib bleibst, welches ich, wenn ich will, zum Gehorsam zwingen kann,“ rief er.

„Und wisse, daß ich mich nie, nie so tief herabwürdigen werde, dich als meinen Herrn und Gebieter anzuerkennen,“ höhnte sie. „Ich an deiner Stelle würde diese Versuche endlich aufgeben,“ fuhr sie fort, „ich sage es dir noch einmal, daß ich mich nicht unterdrücken lasse, und wärest du zehnmal hoheitsvoller, als du dir einbildest zu sein.“

Helle Zornesflammen brachen aus des Mannes Augen. „Halt ein, Beatrix, du reizest mich unnütz. Zum letztenmal gebe ich dir zu bedenken, daß ich dich zum Gehorsam zwingen kann. Also, ich verlange von dir, daß du dich mit dem Geld einrichtest und die früher gestellten Bedingungen pünktlich erfüllst.“

Die Bürgermeisterin würdigte ihn keiner Antwort. Sie hatte sich bei den letzten Worten erhoben und, die Schleppe ihres Kleides über den Arm hängend, verließ sie, ohne ihren Gatten noch einmal anzublicken, das Zimmer. Der Bürgermeister machte

eine Bewegung, als wolle er sie zurückhalten, dann aber schien er sich plötzlich eines andern zu besinnen.

Nicht lange danach rollte ein Wagen von dannen. Als er um die Ecke bog, schaute noch einmal Ellens thränenüberströmtes Gesichtchen unter dem rosa Seidenhütchen daraus hervor, sie weinte, als müsse ihr das kleine Herz brechen. Die ganze Dienerschaft hatte sie in Bewegung gesetzt, um Leonhard zu suchen, der nirgends zu finden gewesen war. Nun mußte sie fortrennen, ohne ihm lebewohl gesagt zu haben.

## 4.

In dem Gärtchen hinter ihrem Hause saß Johanna Werner und nähte. Tisch und Stuhl hatte sie vor die kleine Geißblattlaube gerückt, um besser sehen zu können, denn die Abenddämmerung lauerte bereits in den saubern Kieswegen und schwebte, gleich unsichtbaren, grauen Schleiern, durch die Lüfte.

„Ist sie nicht selbst die schönste Blume hier im Garten,“ dachte ein junger Mann, der, angethan mit der kleidsamen, grünen Uniform eines Försters, geraume Zeit schon, von der Näherin unbemerkt, am Zaune lehnte und dieselbe mit fast scheuer, ehrerbietiger Bewunderung betrachtete. Er hatte recht. Sie paßte gut hinein in den Rahmen blühender Rosen und reiner, weißer Lilien, die sich leise im Sommerwind neigten. Die erste Jugendblüte war bereits über sie dahin gegangen, aber keusch und lieblich war auch sie anzusehen mit dem klaren Gesicht und den ernstern, dunkeln Augen. Braune Zöpfe schmiegeten sich anspruchlos um das zierliche Köpfchen; über der ganzen Erscheinung lag ein seltener Friede ausgebreitet. Ganz in ihre Arbeit vertieft, schien sie von dem, was um sie her vorging, nichts zu gewahren, und erst als der Besucher am Zaun sich aufrichtete und mit langsamem Schritten auf sie zukam, blidte sie in die Höhe. „Guten Abend, Lambert,“ sagte sie freundlich, ihm ihre Hand hinreichend.

Das gebräunte, von einem blonden Vollbart eingerahmte Antlitz des jungen Mannes färbte sich dunkler. „Hast du noch nicht Feierabend gemacht, Johanna?“ fragte er, ihre Hand in der feinnigen haltend. Seine treuen, ehrlichen Augen schauten dabei so berebt und herzlich in die ihrigen, daß sie sich schnell wieder über ihre Arbeit neigte.

„Ich wollte das Kleid gern morgen fertig haben,“ antwortete sie mit sanfter Stimme, „die Abende sind jetzt so lang, da kann ich nebenbei die frische Lust genießen.“

„Das ist wahr, aber plaudern läßt sich's doch besser ohne Näheri,“ warf er ein, sich auf den leeren Stuhl neben ihr niederlassend. „Die Leute haben recht, wenn sie sagen, daß du zu fleißig bist.“

„Zoll ich denn meine Tage mit Nichtsthun hindringen?“ sagte Johanna mit einem Versuch zu scherzen.

„Das nicht; aber du übertreibst es. Tag und Nacht gönnt du dir keine Ruhe; solch' angestrengtes Arbeiten kann dir wirklich nicht zuträglich sein. Ich möchte nur wissen, wozu du all' das Geld verdienen willst,“ fuhr er fort, „da du es doch sicher nicht für Schmutz und Kleiderputz ausgibst.“

Eine tiefe Glut zog über das Gesicht des Mädchens, deren Erscheinen Lambert vielleicht zu großen Hoffnungen berechtigte, denn seine Augen trugen, als er auf sie niederblickte, einen eigentümlich leuchtenden Ausdruck. Johanna schien das zu bemerken.

„Wie geht es deiner Mutter, Lambert?“ fragte sie, augenscheinlich bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Gut. Sie hat mir einen Gruß an dich aufgetragen, mit der Bitte, sie bald zu besuchen. Es ist jetzt so schön im Walde, und im Garten stehen all' deine Lieblings-

blumen in der Blüte. Willst du sie dir nicht einmal ansehen, Johanna?" setzte er dringender hinzu.

Sie gab keine Antwort, aber sie faltete ihre Arbeit zusammen und legte sie vor sich auf den Tisch. Dabei sah sie aus wie jemand, der einen festen Entschluß gefaßt hat. Lambert folgte allen ihren Bewegungen. Er hatte sich erhoben und ging mit schnellen Schritten den Gartenweg entlang, dann kehrte er zurück und blieb wieder vor ihr stehen. „Johanna," sagte er mit ernster Stimme, „du weißt, ich will dich nicht quälen, aber nach der Predigt, welche wir beide gestern abend gehört haben, ist es mir zur Gewißheit geworden, daß ich die Bitte, die ich schon einmal, vor Jahren, an dich gerichtet habe, heute noch einmal wiederholen muß."

Johanna hatte die Hände gefaltet, mit den klaren Augen schaute sie ruhig zu dem Förster auf. „Ich wußte, daß du es thun würdest, Lambert," kam es fast unhörbar von ihren Lippen.

„Dann hast du daselbe gedacht wie ich, Johanna," rief Lambert begeistert aus. „O gewiß, wir dürfen nicht zweifeln, daß der Herr uns für einander bestimmt hat, daß wir zusammen in seinen Wegen wandeln sollen. War mir's doch, als der Pastor mit so vieler Wärme den Segen einer christlichen Ehe schilderte, als rede durch ihn Gott selbst zu uns, um all' deinen Zweifeln ein Ende zu machen."

Das Mädchen antwortete nicht sogleich, aber ein Schatten zog über das stille Gesicht, als sie leise den Kopf schüttelte. „Ich kann nicht, Lambert, es ist mir unmöglich, deinen Wunsch zu erfüllen," sagte sie mit fester Stimme.

Der junge Mann prallte zurück. „Sprichst du noch so, Johanna?" rief er erregt. „Damals hattest du einen Grund, mich abzuweisen, aber jetzt! — Weißt du nicht, daß du einmal sagtest, wenn du in einer Sache Gottes Willen erkannt, dann würde die Gewißheit davon dich über die größten Schwierigkeiten hinwegtragen? Bist du seitdem anderer Meinung geworden?"

„Ganz gewiß nicht, Lambert, aber ich kann es nicht als Gottes Willen ansehen lernen," antwortete sie bestimmt.

„Und warum nicht?" fragte er mit bebenden Lippen. „Etwa im Interesse deines Vaters, der sich nie um dich bekümmert, oder um des Knaben willen, der nächstens in die Lehre tritt und dann, wenn du willst, mit uns zusammen leben kann? Du denkst wohl nicht daran, daß deine Sorgen und deine Verpflichtungen die meiigen werden und daß, wie meine Mutter in dir eine Tochter erhält, die Deinigen in mir einen Sohn und Bruder bekommen sollen."

Sie schüttelte noch immer den Kopf, dann ergriff sie plötzlich seine Hand und drückte sie herzlich. „Du bist so gut und freundlich gegen mich, Lambert," sprach sie bewegt, „du hast soviel, so unendlich viel Geduld mit mir gehabt, daß ich dir nie genug dafür danken kann. Aber gerade deshalb muß ich offen zu dir sprechen, gerade deshalb darf ich es dir nicht verschweigen, daß ich dein Weib niemals werden kann."

Er starrte sie an, keines Wortes mächtig. „Dann liebst du mich nicht, Johanna?" fragte er endlich mit trauriger Stimme.

Minutenlang senkte sie den Kopf, ihre Hand schien die seinige fester zu fassen. „Lambert," sprach sie und der feierliche Klang ihrer Stimme drang ihm bis in die innerste Seele, „wilst du mich ganz ruhig anhören, bis zu Ende?"

Er nickte stumm.

„Du weißt nicht," fuhr sie langsam fort, „was es heißt, einer Sterbenden ein Versprechen gegeben zu haben. Wüßtest du es, du müßtest verstehen, daß die Stunde, da meine Mutter mir den kleinen, wimmernden Knaben in die Arme legte und mich das Gelöbniß ablegen ließ, Mutterstelle an ihm zu vertreten, die heiligste meines Lebens gewesen ist."

„Und will ich dir etwa die Heiligkeit derselben rauben?" unterbrach er sie ungestüm, „will ich nicht von Herzen gern alles für den Knaben thun, was in meiner Macht steht?"

„Ich bin vollkommen davon überzeugt, Lambert,“ beruhigte sie ihn, „jedoch du bist nicht allein, deine Mutter hat den ersten Anspruch auf dich, sie wird den Knaben dulden, aber nie ihn als zu dir gehödig anerkennen.“

„Da bist du doch ganz und gar im Irrtum,“ rief er trotzig aufspringend. „Meine Mutter ist eine energische Natur, welche in ihrem Leben viel Schweres durchgemacht hat, dessen Rückwirkung ihr vielleicht manchmal etwas Hartes verleiht, aber im Grunde ist sie herzengut und wird dem Bruder meiner Frau mit Freuden ein Plätzchen an unserem Tisch gönnen. Uebrigens steht der Bürsche in wenigen Jahren auf eigenen Füßen, denn nach vollendeter Lehrzeit kannst du ihn doch nicht länger mehr am Schürzenband halten.“

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Meine Sorgen für den Bruder sind ganz anderer Art,“ entgegnete sie. „Du weißt, der Vater ist oft hart gegen den Knaben, er kann seinen ungewöhnlichen Vertrieb, sein heißes Verlangen nach Wissen nicht begreifen und verstehen. Er ärgert sich, daß Theodor seinen Wunsch nicht erfüllen will und weder Eifer noch Lust verrät, ein tüchtiger Schmied zu werden oder sonst ein Handwerk zu erlernen, damit er ihn versorgt wisse. Was in dem Knaben ein unüberstehlicher Drang ist und ihn unfähig macht für jede andere Arbeit, das hält er für Trägheit und Eigensinn, dessen Hervortreten er nicht pflegen und bestärken will. Ich bin nur ein einfaches Mädchen, Lambert, aber das ist mir ganz gewiß geworden, daß in dem Jungen etwas steckt, was Gott sicherlich ans Licht bringen will, und ich würde mich einer großen Sünde schuldig machen, wollte ich sein Talent durch Härte und Zwang vergraben helfen.“

„Ich verstehe nicht ganz was du meinst, Johanna,“ sagte der junge Mann, vor sie hintretend und ihr tief in die Augen blickend.

„Er muß lernen, Lambert, so viel nur eben möglich ist. Ich muß versuchen, ihm die Bahn zu eröffnen, die mancher aus denselben Verhältnissen vor ihm gegangen ist,“ sagte das Mädchen ruhig. „Meine Zeit, meine Kraft, mein Verdienst gehört ihm, meinem Bruder, — sieh' Lambert, das ist Gottes Wille für mich, so ist es mir klar geworden nach heißem, unaufhörlichem Ringen.“

Ihre Hände hatten sich fester gefaßt, die klare, durchsichtige Blässe tiefer Erregung lag auf ihrem Antlitz. Voll Bewunderung blickte Lambert zu ihr auf, er führte ihre Hand an seine Lippen. „Und das ist der einzige Grund deiner Weigerung, Johanna?“ rief er freudig. „O, dann ist alles gut; wir lassen den Jungen etwas lernen und ich helfe dir bei deinem Werke.“

Sie schüttelte aufs neue den Kopf. „Denke gut nach, Lambert, und du wirst selbst einsehen, daß es unmöglich geht. Wir sind beide mittellos. Wenn ich mich verheirate, so gehört mein Leben meinem Gatten und dessen Hanse, und du könntest nicht zufrieden sein mit einem Weibe, dessen Haupt Sorge einem anderen zugewandt wäre. Ich selbst aber würde daneben das Gefühl mit mir herum tragen, dir in jeder Beziehung eine große Last aufgebürdet und um eigenen Wohlergehens willen den Beruf, den Gott mir in jener Sterbefunde anvertraute, gering geachtet zu haben. O, Lambert, sprich, sollte darauf jemals Gottes Segen ruhen können?“

Er wandte sich ab; ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust. „Ich kann nicht glauben, daß du mir nicht angehören sollst,“ rief er heftig. „Du täuschst dich, Johanna, Gott kann deinem Bruder, wenn nicht so, dann auf andere Weise helfen, du, die du mir teurer bist wie mein Leben, gehörst zu mir, für Zeit und Ewigkeit.“

Sie wehrte ihn sanft von sich. „Du bist es, der sich täuscht, Lambert,“ sprach sie fest. „Laß mich bei Vater und Bruder, und Gott wird auch dich so führen, daß du zufrieden sein kannst. Du wirst mich vergessen lernen um ein anderes Weib zu finden, welches dich beglückt. Kommt einst diese Stunde, dann sei dessen gewiß, daß niemand so innig Gottes Segen für dich erstehen wird wie ich.“

Sie reichte ihm die Hand hin.

„Nein, nein,“ rief er schmerzlich, „sprich nicht dein letztes Wort, laß mir wenigstens den Trost, auf eine andere Entscheidung hoffen zu dürfen.“

„Ist nicht des Herrn Willen zu erfüllen auch dein höchster Wunsch auf Erden,“ fragte sie ernst, „selbst dann, wenn er Entsaugung fordert?“

„Entsaugung! O Johanna, das ist ein schweres Wort, wenn ein ganzes Lebensglück damit verbunden ist, und du sprichst es so gelassen aus, als koste es dich nichts.“

Sie war sehr bleich geworden, jedoch was er auch vorbringen mochte, ihr Entschluß war gefaßt, der Förster süßte, daß derselbe, für heute wenigstens, unwiderruflich sei. „Und dennoch kann ich dich nicht aufgeben, Johanna!“

Es war sein letztes Wort, als sie ihn an das Gartenthor begleitete. Das Mädchen schaute ihm nach bis seine Gestalt ihren Augen entschwand, dann preßte sie die Hand aufs Herz und eilte dem Hause zu.

(Fortsetzung folgt.)





## Monatschau.

### Pragmatische Tabelle.

April.

27. Im preussischen Abgeordnetenhanse ist die kirchenpolitische Novelle mit 243 gegen 100 Stimmen angenommen worden.

### Politik.

Hat der abgelaufene März mit einer großen Anzahl ungelöbter „Fragen“ der inneren und äußeren Politik uns in den April geschickt, so hat dieser wankelmütige Monat uns wenigstens auf Einem Gebiete eine Entscheidung gebracht, die im vollen Sinne des Wortes von unermeßlicher Bedeutung ist: ein Aprilgesetz, welches bestimmt ist, die preussische Maigesetzgebung endgültig zu Grabe zu tragen, also den Kulturkampf, nachdem er 15 Jahre gewüthet, in Frieden zu verwandeln. Am 27. April ist in dritter Lesung das schon früher besprochene kirchenpolitische Gesetz mit den Zusätzen des Herrenhauses angenommen worden, und zwar durch eine „konservativ-klerikale“ Mehrheit von 143 Stimmen.

Niemand hat vor Monatsfrist ein solches Ergebnis erwarten können. Im Gegenteil. Eigentlich waren alle Parteien mit der Vorlage unzufrieden. Die Konservativen, theils weil die evangelische Kirche zu kurz kommt, theils weil ihnen die Zugeständnisse hinsichtlich der Orden zu weit gehen; die Freikonservativen und Nationalliberalen, weil sie nicht zugestehen mögen, mit der Kulturkämpferei überhaupt im Unrecht gewesen zu sein; die Fortschrittler und Sozialdemokraten, weil sie zu allem nein sagen; und selbst das Zentrum freute sich schon darauf, trotzdem durch Herrn Galimberti offiziell bekannt gegeben war, daß die Herrenhausbeschlüsse genügten, um dem Papst seine gute Nachtruhe zu verbürgen, durch Wiederholung der Koppschen Anträge das Gesetz zu Fall zu bringen.

Trotzdem hat sich nun eine große Mehrheit gefunden. Woher kommt sie? Die Antwort ist nicht schwer. Die Katholiken haben alle auf Befehl des Papstes, die Konservativen theilweise auf Wunsch des Reichskanzlers ein Opfer der Ueberzeugung gebracht.

Was zunächst die Katholiken betrifft, so lagen sie, wie gesagt, mit scharfer Waffe schon aus. Es schien ihnen besser zu gehen, als je. Der Terrorismus desjenigen Vereins, der die Presse beherrscht und der gelegentlich selbst Herrn Windthorst zu schneidig sein soll, hatte eben einen neuen Erfolg davongetragen. In dem konservativen Westfalen gab es noch das einzige katholische Blatt Deutschlands, das bis zu einem gewissen Grade sich dem Einfluß der ultramontanen Demokratie entzog und hin und wieder wenigstens konservativen Anschauungen Raum gab. Damit ward es aus. Auch dieser „letzte Ritter“ mußte seinen Gegnern Platz machen, um nunmehr auch hier jener schönen katholischen „Einheit“ Raum zu schaffen, die darin besteht, daß niemand mehr den Mund zum Widerspruch aufstun darf, sondern alles mit lobenswerter Einmütigkeit und Begeisterung die Ansichten ausspricht, die befohlen sind, die man aber weit entfernt ist, wirklich zu hegen.

Aber es hinkt alles auf unserer unvollkommenen Erde. Und so ist auch gerade in dem Augenblick, wo die Intransigenten in Deutschland die parlamentarische Partei und die Presse vollends in der Hand zu halten und die friedlichen Bischöfe mundtot gemacht zu haben glaubten, ihnen ein ganz unerwarteter Gegner entstanden, der Papst selbst. Schon im letzten Berichte haben wir uns eingehend über den Gegensatz ausgesprochen, in den sich der weiße Papst zum schwarzen Kollektivpapst gesetzt hat; und die Jakobini-Briefe sind ebensowohl in aller Erinnerung, wie die Schwierigkeit, welche sie fanden, an ihre Adresse zu gelangen. Um nun in Sachen der neuen Abstimmung diesmal solchen „Mißverständnissen“ vorzubeugen, hat der Papst — er ist so eine Art von deutschem Mikado geworden — keine Briefträger mehr benutzt, sondern ein „Breve“ unmittelbar an die deutschen Katholiken gerichtet, welches den dürren Befehl erhält, für die Bismarcksche Vorlage zu stimmen.

Der Moment war kritisch für die deutschen Katholiken. Sollten sie den Koppfschen Anträgen entsagen und laudabiliter sich unterwerfen, oder „nach berühmten Mustern“ in Irland und Amerika den Gehorsam verweigern? Sollten sie aufgeben, wofür sie bisher gekämpft, und annehmen, was sie hundertmal als „unannehmbar“ bezeichnet hatten, oder sich an die mageren Strohhalme derjenigen Stellen des Papstschreibens halten, welche vielleicht in Zukunft als Vorbehalt gedeutet werden könnten?

Das letztere Teil haben die Katholiken erwählt. Eine bekommen Erklärung, nicht gesprochen, sondern verlesen, hat ihrer Entschliebung Ausdruck gegeben. Aber in dem neuen sacrificium liegt nichts von Begeisterung, sondern teils weinerliche, teils jähnelnrischende Stimmung.

Manche kleinere Preßorgane des Zentrums sprechen offen; sie werden direkt beleidigend gegen den Papst und „brandmarken“ ihn als Verräter. Wenig vorsichtiger ist die „Germania“; sie bringt auch einen heftigen Angriff auf den großen Leo, nur so, daß sie nicht selbst redet, sondern einen dritten reden läßt und ihrerseits diesen dritten zu widerlegen verspricht. Aber abgesehen davon, ob dies Versprechen gehalten wird, ist durchsichtig genug dabei, daß der Esel geschlagen, der Esel gemeint ist, und nicht einmal sehr peinlich ist die Gewissenhaftigkeit und Mühe, die wahre Absicht vor der Welt zu verbergen.

Menschlich erklärlich ist die ultramontane Verstimmung. Denn wenn der Papst dem Reichstanzler in diesem Punkte nachgibt, so ist eben Bismarck augenblicklich früher aufgestanden als Windthorst, was man ungern zugibt. Alle Hoffnung muß auf die Zukunft gesetzt werden. Und da zweifeln wir nicht, daß das Zentrum und seine Führer stets den allerbesten Willen an den Tag legen werden, Kulturkampf zu treiben, und daß sie nur auf Gelegenheit warten, das Schwert wieder aus der Scheide zu ziehen.

Die angenehmste Stellung bei der ganzen Beratung hatten ohne Zweifel die Rationalliberalen. Sie wünschen dringend den Kulturfrieden, vorausgesetzt, daß andere ihn abschließen und sie sich nicht selbst vor ihren Wählern zu kompromittieren brauchen; sie konnten daher — gewissermaßen unter der bekannten Patentetfette s. g. d. g. —

Opposition mit obrigkeitlicher Erlaubnis, um Gewerbeschein treiben. Und sie haben es mannesmüthig gethan.

Sehr viel tiefer ging in diesem Falle der innere Konflikt bei den Konservativen, besonders bei denen, welche den Frieden wollen, ihn aber nicht um jeden Preis wollen, und welche in der Art, wie der Reichskanzler paktiert hat, und in einigen Bestimmungen, namentlich in den auf die Orden bezüglichen, eine Gefahr erblicken, der nur die freie, aber nicht die jetzt so gebundene und verstaatlichte Landeskirche sich gewachsen zeigen kann. In der That nahm denn auch die Verhandlung den schärfsten Charakter an in der Auseinandersetzung zwischen den Herren von Hammerstein und Stöcker einerseits und dem Reichskanzler andererseits. Haben die Vertreter der evangelischen Kirche auch nur im Namen eines kleinen Freundeskreises sprechen können und hat die Mehrheit der konservativen Partei sich geweigert, die Gelegenheit zu benutzen und sich Zugeständnisse von der Regierung machen zu lassen, so ist doch wenigstens mit einer Schärfe, welche jedes Mißverständnis ausschließt, dem Reichskanzler die Verantwortung zugeschoben worden für den Friedensschluß mit Rom, für die Herstellung eines Zustandes, bei welchem die katholische Kirche, weil sie fordert, alles bekommt, die evangelische aber, weil sie nur bittet, gar nichts. Ein ganz klein wenig entgegenkommender als bei der ersten Beratung des Antrages Hammerstein im Herrenhause zeigte sich freilich der Kanzler, insofern er einer besseren Dotation der evangelischen Kirche nicht widersprechen zu wollen erklärte. Aber auch hier sagte er nicht, was er unter Dotation versteht, und machte überdies die Bewilligung derselben von einer Besserung der schlechten Finanzen abhängig, mit der es noch gute Wege haben wird. Aber von irgend einer Geneigtheit, die evangelische Kirche als Freundin des Staates und als einzig wirksamen Bundesgenossen Rom gegenüber anzuerkennen, war leider nicht die Rede. Sehr unbegründet dagegen der Vorwurf, daß es gewissermaßen schimpflich sei für die Konservativen, mit der Regierung zu markten und zu feilschen. Wenn den Parteien und dem Papst gegenüber die *do-ut-des*-Politik der Regierung fair ist, warum soll sie es im umgekehrten Falle nicht sein? Und wie in aller Welt wollen jemals die Konservativen etwas durchsetzen, wenn sie sich nicht rareren machen und ihr Votum höher im Preise halten? Immerhin steht zu hoffen, daß die Geneigtheit der Regierung weiter wachsen wird, wenn sie nur erst erkennt, daß die Bewegung keine künstlich gemachte, sondern eine naturwüchsige und kräftige ist. Der Reichskanzler überträgt gern die Art und Weise, auswärtige Politik zu behandeln, auch auf die innere; er rechnet mit jeder Macht, und wäre es auch die kleinste, die ihm als solche entgegentritt. Die glänzende Versammlung, welche die Freunde der kirchlichen Selbständigkeitsbewegung am 26. April in Berlin veranstaltet haben, braucht man gar nicht zu überschätzen. Ein Anfang ist sie gewiß, ein Ausgangspunkt vielleicht von langer Arbeit. Auf alle Fälle wird sie beitragen und beigetragen haben, das Selbstbewußtsein der Rechten zu schärfen und zu stärken und mit der Zeit auch nach außen hin als gestärkt erscheinen zu lassen. Gefährlich genug ist die Saat, welche jetzt gesäet worden ist — mag auch erst dem kommenden Geschlechte die Erkenntnis ansprechen, was es heißt und bedeutet, Autoritäten zu stärken, die es nicht sind, und den Pantoffelkuß als harmlose Geschmackssache zu behandeln. Den unerfrohenen Männern aber, welche eine Bewegung, der die Zukunft gehört, durch die ersten schwersten Zeiten hindurchgeleitet haben, besonders den Herren von Meißt und von Hammerstein, gebührt der Dank aller derer, die konservativ und evangelisch sein und bleiben wollen.

Im übrigen liegen Entscheidungen von Bedeutung aus dem April nicht vor, sind aber nun bald auf mehreren Gebieten zu erwarten. Die Gewerbekommission des Reichstags scheint die Einfügung des Befähigungsnachweises in die Innungsgesetzgebung dem Plenum vorzuschlagen zu wollen, und zwar will das eine Mehrheit, der — zum Entsetzen des Freisinns — auch die Nationalliberalen sich angeschlossen haben. Ebenso steht der Bundesrat im Begriff eine angeblich schon mit den süddeutschen

Regierungen vereinbarte Branntweinsteuer zur Vorlage zu machen, und zwar eine hohe Konsumsteuer. Die vielerseits für sehr dringlich gehaltene Zuckerversteuer läßt man zunächst auf sich beruhen, auscheinend weil für diese die Liberalen auch später noch zu haben sein werden.

\* \* \*

In Frankreich stehen die Dinge augenblicklich so, daß in den offiziellen Kreisen ein großes Friedensbedürfnis vorhanden ist; man schlägt den Ernst der Freundschaft Rußlands, das nicht einmal, wie alle anderen monarchischen Staaten auch nicht, die Ausstellung von 1789 beschiden will, immer geringer an und man möchte um alles gern mit Deutschland gut stehen. Sogar den Papst hat die Republik angerufen, daß er mit Deutschland vermitteln und ein besseres Verhältnis herstellen helfen solle. Ein ferneres Anzeichen vorsichtiger Stimmung ist auch der Rücktritt des bekannten Rache-schreiers Deroulède von dem Vorsitz der Patriotenliga. Und mit Recht halten sich alle gegenwärtigen Machthaber die Rechnung vor, daß ein unglücklicher Krieg sie völlig in die Luft sprengen, ein glücklicher aber sie als Gegner Boulangers in das Staats-gesängnis von Mazas führen werde. Darum wünschen sie Frieden mit der Mehrheit des Volkes. Das einzige Hindernis an der Herstellung besserer Beziehungen ist aber eben der Kriegsminister Boulanger. Ist nun auch dieses Mannes Schiffslein allem Anschein nach im Sinken begriffen und verhöhnern ihn heute selbst Personen und Blätter, welche ihn früher feierten, als „Haus in allen Gassen“, als „touche à tout“, so kann bei dem eindrucksfähigen Charakter der Franzosen eine einzige Welle öffentlicher Meinung ihn schnell genug wieder emportragen. Ob, wenn am 5. Mai die Kammern wieder zusammentreten und dann vielleicht auch über das Schicksal des Kriegsministers entscheiden werden, seine vielen Gegner den verhängnisvollen Freund der Radikalen stürzen werden, steht dahin. Es wird viel davon abhängen, in welchem Sinne der „Fall Schnäbele“ wirkt, d. h. ob die Sorge vor den Verwickelungen, in welche Frankreich durch Boulanger gestürzt wird, oder ob die Empörung über das Vorgehen der bösen Deutschen den Sieg davontreibt.

\* \* \*

Konnte es vor Monatsfrist noch zweifelhaft scheinen, ob in Rußland in dem großen Kampf zwischen Ostlern und Westlern, oder, persönlich angesehen, dem Minister Giers und dem Zeitungsschreiber Katkoff wirklich der Moskauer Journalist gesiegt habe, so lassen neuere Vorkommnisse darauf schließen, daß allerdings dem Zaren mehr daran gelegen ist, den Beherrscher der öffentlichen Meinung im jungen Rußland auf seiner Seite zu wissen, als er sich irgendwie scheut, da zu verlegen, wo etwa die Zurücksetzung des Ministers böses Blut und üblen Eindruck machen könnte. Katkoff hat zur Strafe für seine rücksichtslosen Angriffe auf Giers angeblich einen „Verweis“ erhalten, aber Auszeichnung und schmeichelhafte Handschreiben dazu; Giers dagegen — so hieß es lange in allen Wäutern — sollte zum Trost einen Orden bekommen; bis heute aber ist derselbe ausgeblieben. Vom Standpunkt rein berechnender absolutistischer Politik kann ja nun nicht in Abrede genommen werden, daß es diplomatisch richtig ist, diejenigen schlecht zu behandeln, von denen man nie etwas zu fürchten hat, alle Gunst aber den unzuverlässigen Freunden zuzuwenden, die Einfluß haben, und sich gelegentlich einmal in gefährliche Feinde verwandeln könnten; in den Verdacht der Hochherzigkeit und des Edelmutts wird diese Politik freilich niemals kommen; aber so romantische Motive haben auch in Asien so wenig Kurs, daß man sie nicht einmal verzieht. Und wenn es nach außen hin zweifelhaft bleibt, ob Schwäche oder Schlaueit die treibenden Beweggründe sind, so läßt man sich auch darüber keine grauen Haare wachsen.

Die Unfittlichkeit und Rücksichtslosigkeit der russischen Politik hat es denn auch bewirkt, daß die Teilnahme des Auslandes eine sehr geringe ist, wenn einmal über das andere der Telegraph uns neue Attentate meldet. Im Grunde thun ja auch die Nihilisten und Anarchisten nichts anderes, als was die Urheber der bulgarischen Revolution in Tirnova und Sofia ihrerseits gethan haben und noch heute thun. Denn einige Vorgänge im verfloffenen Monat haben erkennen lassen, daß das russische Verschwören und Minieren dort unten noch keineswegs aufgehört hat. Wieder ist ein Mordversuch gemacht worden gegen einen bulgarischen Beamten, der seiner rechtmäßigen Regierung allzu ergeben war, und wahrscheinlich ein Hindernis bildete für neuen Verrat. Indessen ist jetzt schon zu erkennen, mag Rußland auch thun, was es will, daß es in Bulgarien niemals zum Ziele kommen wird, weil es, menschlich angesehen, unmöglich sein wird, das viel zu lebhaft schon erwachte Nationalgefühl jenes jungen Volkes wieder auszurotten und zu töten, mag nun ein Bündnis der Balkanstaaten zustandekommen oder nicht. Immer klarer zeigt sich auch, daß das bulgarische Volk die Hoffnung, den Fürsten Alexander zurückkehren zu sehen, keineswegs aufgegeben hat. War man aber zweifelhaft, ob der Fürst selbst sich mit Restaurationsplänen trüge, so geht aus einem Dankschreiben, welches er vor kurzem nach Sofia gerichtet hat, die zwischen den Zeilen zu lesende Bereitwilligkeit deutlich hervor, daß er sich bereit halte, im Augenblicke der Abrechnung den Thron wieder zu besteigen.

\* \* \*

In **Italien** richtet sich Herr Crispi im Ministerium ein und sucht der Welt zu beweisen, daß er weder radikal noch deutschfeindlich ist. Seine und aller Italiener erste Sorge ist übrigens fortdauernd Massaua, wohin immer neue Streikräfte entsandt werden. Vielfach wird angenommen, daß Italien wirklich einen Rachefeldzug nach Abyssinien plane, der in besserer Jahreszeit beginnen sollte. Doch werden daran Zweifel gestattet sein, da die ungeheuren Kosten einer dergleichen tropischen Expedition den italienischen Finanzen nicht gerade aufhelfen würden.

\* \* \*

In **Dänemark** ist der Reichstag auch diesmal geschlossen worden, ohne daß eine Verständigung über das Budget erfolgt wäre, obgleich die Linke jetzt endlich ihre frühere Obstruktionspolitik im allgemeinen völlig aufgegeben hat. Diese Schwankung in der Taktik hat der langjährige Präsident des Folketings, der hartgesottene Demagoge Berg, nicht überleben können und ist daher „aus politischen Gründen“ freiwillig von seinem Posten zurückgetreten. Es hat ihn auch niemand zu bleiben gebeten; seine Rolle ist ausgepielt. Die Führung der Opposition ist damit in die Hände des schmiegsameren Grafen Holstein-Ledreborg übergegangen. Für die große Demütigung, welche die Opposition sich damit auferlegt hat, verlangt sie, wenn auch nicht die Entfernung des zehn Jahre lang vergeblich bekämpften Ministeriums Estrup, so doch die Aufhebung der von der Regierung provisorisch erlassenen Gesetze. Und in der That hat letztere nun auch abermals ihre Versöhnlichkeit durch Zurücknahme desjenigen Provisoriums befundet, das vor vier Jahren erlassen wurde, um die damals im Werke befindliche allgemeine Volksbewaffnung unmöglich zu machen. Nun kann wieder jeder Däne ungehindert Waffen tragen — eine Freiheit, die selbst die französische Republik ihren Bürgern nicht verstatet. Es wird inzwischen wohl den Agitatoren die Lust vergangen sein, nochmals mit Schießgewehren zu spielen. Das Entgegenkommen seitens der Regierung hat aber bis auf weiteres damit sein Ende erreicht. Die ebenfalls ohne Zustimmung der zweiten Kammer errichtete Landgendarmarie bleibt als unentbehrlich bestehen; und daß die Regierung in der Befestigungsfrage nicht um einen Schritt zu

weichen gedankt, davon zeugen die reichlich zwei Millionen, die sie sich nach Schluß des Reichstages selber zu militärischen und namentlich zu Befestigungszwecken bewilligt hat, allen Rechtsgefinnten zu hoher Befriedigung, während alle Linksgefinnten über die „Kriegstollheit“ und den „Großmachtsfidel“ der fanatischen Befestigungsfreunde den Kopf bedenklich schütteln.

Auf Island hat die Festigkeit, mit welcher die dänische Regierung den politischen Reformern entgegengetreten ist, nunmehr die Frucht getragen, daß der Ruf nach Verfassungsrevision so gut wie ganz verstummt ist. Die Bevölkerung des armen Eilandes, das eine Reihe von Jahren hindurch immer tiefer in wirtschaftliche Notstände hineingeraten ist, hat auch fürwahr etwas Besseres zu thun, als sich für ein politisches Freiheitsphantom zu begeistern. —

Mit dem Bischof Monrad ist ein Mann aus dem Leben geschieden, der während eines halben Jahrhunderts mehrfach einen entscheidenden Einfluß auf die Geschichte Dänemarks geübt hat. In seiner Jugend der Führer Jungdänemarks, in seinem Mannesalter der Schöpfer der freien Verfassung seines Landes, hat er es bis in sein hohes Alter hinein für seine Aufgabe gehalten, den politischen Liberalismus zu vertreten. Daß er auch in Deutschland geschätzt wird, hat darin seinen Grund, daß er zeitlebens zugleich ein begeisterter und geistvoller Vertreter innigen Christenglaubens war, ein Erbauungsschriftsteller von edelster Popularität und ein Kenner des menschlichen Herzens von seltener Begabung, aber auch ein Optimist von seltener Kühnheit.

## Wirtschaftspolitik.

Die statistischen Veröffentlichungen über die Handelsbewegung des Jahres 1886, soweit sie bis jetzt vorliegen, weisen im allgemeinen für die Geschäftswelt einen günstigeren Erfolg aus, als diejenigen für das Jahr zuvor — womit freilich nicht gesagt ist, daß auch die produzierenden Stände sich gleicher Gunst zu erfreuen hatten. Hinsichtlich Deutschlands haben wir das letztere jedenfalls zu bezweifeln, sofern jene bis jetzt veröffentlichte vorläufige Feststellung über die deutsche Handelsbewegung durch die später erscheinenden offiziellen Ziffern Bestätigung finden wird. Nach dieser Veröffentlichung betrug die deutsche Einfuhr im Jahre 1886 fast eine Million Tonnen weniger als im Jahre 1885, nämlich 16 940 488 gegen 17 867 330 im Werte von 2 955 928 000 Mark gegen 2 989 969 Mark. Die Ausfuhr war dagegen um etwa 90 000 Tonnen gestiegen, nämlich auf 18 924 283 Tonnen gegen 18 814 023 Tonnen im Jahre 1885. Die Verminderung der Einfuhr beruht, wie schon die rohe Nebeneinanderstellung — aus der man denn auch sofort eine „aktive“ Handelsbilanz konstruiert hat — ergibt, wesentlich auf dem Verkehr mit Massengütern, wogegen die Steigerung der Ausfuhr wesentlich auf Maschinen zu rechnen ist — also auf Produktionsmittel, wodurch notwendig in den Ländern, wo diese Ausfuhrartikel hingehen, die Produktion ebenfalls gesteigert, die Konkurrenz auf dem internationalen Markt aber erhöht wird. Es zeigt sich dies auch in den Wertverhältnissen der Einfuhr und Ausfuhr. Der Ausfuhrwert stieg nämlich von 155 Mill. Mark im Jahre 1885 auf 164 Mill. Mark im Jahre 1886, also um etwa 5,81 Prozent, der Einfuhrwert stieg aber nur um 3,59 Prozent. Während also durchschnittlich eine Vesserung der Absatzverhältnisse nach dem Auslande vorhanden zu sein scheint, ergibt sich für den Absatz im Lande selbst eine Verschärfung der Konkurrenz unter Preisdruck, was denn auch die Produktionsgebiete, welche auf dem heimischen Markt mit der auswärtigen Konkurrenz zu rechnen haben, wohl empfunden haben.

Die Erhöhung des Bedarfes in den neueröffneten Ländern, die freilich fast ausschließlich auf dem „Kredit“ beruht, zeigt sich auch sonst in der industriellen Bewegung — freilich keineswegs in gleichmäßiger Weise. In Großbritannien verminderte sich die Gewinnung von Roheisen um 5,2 Prozent, dagegen fand eine kleine Steigerung des Verbrauches aus der „sichtbaren“ Menge statt, indem den öffentlichen Lagern im Jahre 1886 6 731 328 Tonnen gegen 6 707 955 Tonnen im Jahre 1885 entnommen wurden. Dabei wurde aber der Vorteil, den etwa die Produktion von diesem vermehrten Verbrauch hätte ziehen können, in hohem Grade illusorisch gemacht durch das Unwesen der Warrant-Agiotage, die auch in den letzten Wochen den Markt wieder außerordentlich gefährdet hat — wie dies sogar von Vertretern des Manchesterturns anerkannt wird. Weit stärker als die Herstellung von Eisenerzen hat indes in England die Förderung von Kohle abgenommen, da die Ausfuhr derselben selbst unter den gedrücktesten Preisen nur noch mit Schäden bewirkt werden könnte.

Ähnliche Verhältnisse, zum Teil verschärft, zeigten sich in Frankreich. Hier ging der Bergbau von 504 Betrieben auf 476 zurück, während im Jahre 1884 noch 523 Betriebe in Gang gewesen waren, und auch von den noch übrigen Betrieben werden noch manche eingehen, da nicht weniger als 201 als erträgnislos bezeichnet werden. Auch hier handelt es sich meist um Kohlengruben, welche gegen zwei Dritteile der Zahl der französischen Bergwerke ausmachen. Dieselben förderten 19 500 000 Tonnen Kohlen gegen 20 000 000 im Jahre 1885 und 21 500 000 im Jahre 1884, wobei der Verkaufspreis um 60 Cts. sank und der Kostenpreis nur um 43 Cts. herabgedrückt wurde. Auch die Eisenherstellung sank — aber weit stärker als in England. Seit dem Jahre 1883 ist die Herstellung von Eisen und Stahl um fast 25 Prozent gesunken. Es wurden nämlich gemacht im Jahre 1883 noch 1 500 000 Tonnen Eisen und Stahl und 2 000 000 Tonnen Gußeisen, 1886 aber nur noch 1 234 000 Tonnen Eisen und Stahl und 1 508 000 Tonnen Gußeisen.

Nicht so stark wie in Frankreich, aber vielleicht stärker als in England zeigt auch die deutsche Bergproduktion ungünstigere Verhältnisse im Jahre 1886 als im Jahre 1885. Die Steinkohlenförderung sank allerdings nur wenig, von 58 320 400 auf 58 020 600 Tonnen, und die Braunkohlenförderung stieg sogar von 15 352 900 auf 15 617 000 Tonnen, aber die Förderung von Eisenerzen ging von 9 136 000 auf 8 489 200 Tonnen zurück, während die Einfuhr erheblich gestiegen ist. Und die Wirkung dieses Verhältnisses zeigt sich auch in den Preisen, welche bei Roheisen um mehr als 3 Mark für die Tonne niedriger waren als im Jahre 1885. Auch die Preise von Stein- und Braunkohlen sind, wenn auch unbedeutend, im Jahre 1886 niedriger gewesen, als im Jahre zuvor. Größer ist schon die ungünstige Preisdifferenz bei Roheisen. Mit Ausnahme von Kalisalz, abgesehen von Kainit, Bleierzen, Zink und Blei sind sämtliche Erzeugnisse der Bergindustrie im Preise gefallen; dagegen ist nur bei Steinkohlen, Kainit, Eisenerzen, Kupfereisen, Roheisen (1885: 3 658 600, 1886: 3 489 000 Tonnen), Blei, Kupfer, Gold, Schweizeisen und Schweisstahl die Produktion geringer geworden. Den stärksten Fall von allen Metallen hat Kupfer erlitten; dasselbe stand im Jahre 1885 noch auf 1010,21 Mark, während der Durchschnittspreis 1886 nur noch 864,44 Mark betrug. Dabei ist zu bemerken, daß der Preisrückfall in der ersten Hälfte des Jahres bei allen Erzeugnissen noch stärker war und daß erst durch die in der zweiten Jahreshälfte eingetretene Preisbesserung die Differenz sich wieder ermäßigt hat.

Wenn unter diesen ungünstigen Produktionsverhältnissen dennoch noch so enorme Kapitalerübrigungen gemacht wurden, daß sich der deutsche Besitz auswärtiger Schuldtitel um Hunderte von Millionen vermehrte, so kann dies nur durch weitere Herabdrückung der Produktionskosten und durch Steigerung der inländischen Verkaufspreise geschehen sein — also durch ein Verfahren, welches die nationale Kraft im höchsten Grade schwächen und gefährden muß. Daß dies in der That der Fall ist, darüber geben die immer noch in Blüte befindlichen Gründungen einigen Aufschluß.

So betrug z. B. nach dem Prospekt der soeben gegründeten Brauerei von Bicküler in Elberfeld der Reingewinn derselben im Jahre 1883/84 M. 111 405,73, 1884/85 M. 151 864,59, 1885/86 M. 201 538,33, bei einer Produktionsbewegung von 20 617, 24 227 und 31 084 Hektoliter in diesen Jahren. Danach ergab sich ein Reingewinn im Jahre 1883/84 von M. 5,35, 1884/85 von M. 6,31, 1885/86 von M. 6,48; die verhältnismäßige Gewinnsteigerung betrug also für diese zwei Jahre nicht weniger als 19—25 Prozent, welche nur durch Herabsetzung der Produktionskosten und durch Steigerung der Verkaufspreise herbeigeführt worden ist. Da es sich hier hinsichtlich der zur Verwendung gelangenden Urerzeugnisse ebenso wohl wie hinsichtlich des Verbrauchs wesentlich um das Inland handelt, so legt sich doch wohl die Frage nahe, ob eine solche Steigerung nicht einen sehr bedenklichen Charakter trägt und ob sie nicht geeignet ist, einerseits das Gedeihen der Urproduktion, andererseits die Existenzmöglichkeit der Arbeiter und Konsumenten tief zu erschüttern. Denn es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Gewinnsteigerung nicht den Verbrauch, sondern der Kapitalisierung zugeführt wird; und diese Kapitalisierung fließt dann im größten Umfange dem Ausland zu, sie etabliert sich, wie wir schon mehrfach hervorgehoben haben, in kapitalistischen Konkurrenzunternehmungen, welche gerade die einheimische Urproduktion und die arbeitenden Stände in ihren Rückwirkungen am schärfsten treffen. Von den in den Jahren 1883—86 an die deutschen Börsen gebrachten Emissionen im Emissionsbetrage von 3 303 440 000 Mark waren nicht weniger als 1 807 510 000 Mark, also mehr als 54 Prozent auswärtige. Dieses Verhältnis hat sich aber seit 1886 erheblich verschlimmert; im ersten Vierteljahr 1886 betrug die Gesamtemissionen in Deutschland 245 193 500 Mark, wovon 219 953 000 Mark ausländische. Man kann aber den Betrag des wirklich in das Ausland gegangenen einheimischen Kapitals noch höher setzen, da zwar jener Betrag nicht vollständig hereingekommen ist, wohl aber andere Beträge unter der Hand, entweder von älteren Emissionen oder von Anlagen, welche nicht oder noch nicht durch die Börse gehen.

Im ersten Vierteljahr 1887 ist zwar das Verhältnis ein etwas günstigeres geworden, indem von dem Gesamtemissionsbetrage von 52 212 900 Mark 28 724 950 M. inländischer und 23 487 000 M. ausländischer Herkunft waren; indes schon die nächsten Wochen werden darin eine Änderung bringen, und da Rußland jetzt wieder eine neue innere Anleihe von 100 000 000 Rubel macht, so ist vorauszusetzen, daß etwa der gleiche Betrag an älteren im Ausland gangbaren russischen Schuldtiteln aus Rußland herausgedrängt werden und meist in Deutschland Unterkunft finden wird.

Es ist begreiflich, daß Rußland unter den gegenwärtigen Verhältnissen das allgemeine Interesse in erhöhtem Maße erweckt. Die zerrütteten finanziellen Verhältnisse des Landes begünstigen die Bemühungen der dortigen Industriellen, die Schutzzölle noch zu steigern, um wo möglich die fremde Konkurrenz gänzlich zu verdrängen, obgleich offenbar ihre eigene Leistungsfähigkeit noch sehr viel zu wünschen übrig läßt. Denn es stieg z. B. trotz der hohen Zölle die russische Einfuhr von Lokomotiven und Dampfmaschinen von 7 500 000 Rubel im Jahre 1885 auf 11 500 000 Rubel im Jahre 1886, und wenn die Einfuhr von landwirtschaftlichen Maschinen von 2 400 000 Rubel auf 1 300 000 gesunken ist, so rührt dies weniger her von der gestiegenen Leistungsfähigkeit der russischen Industrie als von der gesunkenen der Landwirtschaft, die in vielen Gubernements kaum noch ihren Besitz halten kann und daher keine neuen Maschinen anzuschaffen vermag. Die kleine Preisbesserung, welche sich bei der russischen Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse, z. B. bei Weizen und Roggen im Jahre 1886 gezeigt hat, ist wahrscheinlich nur zum kleinsten Teil in die Hände der Landwirte gelangt und sie dürfte der Landwirtschaft insgesamt um so weniger etwas genügt haben, als die Ausfuhr der meisten ihrer Artikel sehr stark abgenommen hat. Würde die Gewinnung landwirtschaftlicher Erzeugnisse 1886 in demselben Maße stattgefunden haben, wie im Jahre zuvor, so würden die Preise nicht einmal mehr die gezeigte kleine Er-



höhung, sondern wohl im Gegenteil noch Rückschlag erlitten haben; und die Erhöhung selbst ist für den großen Ausfall der verkäuflichen Menge nicht entfernt ein Ersatz. Die russische Ausfuhr ist insolge dessen von 497 946 000 Rubel im Jahre 1885 auf 436 515 000 Rubel im Jahre 1886 zurückgegangen, während die Einfuhr um eine Kleinigkeit, von 379 794 000 auf 382 899 000 Rubel gestiegen ist. Der Ausfall hat durch den Verkauf russischer Schuldscheine im Auslande gedeckt werden müssen, da der russische Finanzminister alljährlich mehr als 200 Millionen Rubel Guthaben im Auslande, insbesondere in Berlin schaffen muß, um die fälligen Zinsen zu zahlen; sofern ihm dies im letzten Vierteljahr nicht gelungen ist, hat es sich in der Rückwirkung auf den Rubelkurs gezeigt, indem die betreffenden Bankfirmen ihr Guthaben bei dem russischen Staatsschatz auf den Markt warfen, wodurch der Rubelkurs, der so viel Aufsehen und Besorgnis verursachte, herbeigeführt wurde. Welche Bedeutung aber dies für Deutschland hat, und zwar insbesondere für die Landwirtschaft, ergibt sich daraus, daß im Jahre 1886 einerseits Rußland 70 000 000 Pud Getreide im Wert von 64 000 000 Rubel weniger aus-, Deutschland aber Getreide im Wert von 95 000 000 Mark weniger einführte. Der enge Zusammenhang der Produktionsverhältnisse der verschuldeten Länder mit den kapitalistischen Ländern zeigt sich in solchen Vorgängen, zugleich aber auch der verhängnisvolle Einfluß der Börse auf Handel und Produktion, der leider von seiten der produzierenden Stände ebenso wenig erkannt und gewürdigt wird, als von seiten des regelmässigen Handels. Derartige Manipulationen, wie sie die Börse in den letzten Wochen mit dem russischen Rubelkurs trieb, müssen den Markt auf das Stärkste verwirren; aber nicht nur an ihnen zeigt sich die Schwäche des Borurteils für die Arbitrage, vermöge welcher diese Manipulationen betrieben werden.

Wenn z. B. der Rubelkurs an einem Tage nur um ein Prozent sinkt, so sind sämtliche Wechsel auf Rußland, die an einem Tage an die Börse gebracht werden, um soviel weniger wert. Diesen Betrag verliert aber doch die Produktion, welche für den russischen Export arbeitet und ihre Forderungen auf Rußland in Wechseln abgibt, oder der vermittelnde Handel, der in gleicher Weise verfahren muß. Für spätere Lieferungen und Geschäftsabschlüsse wird sich nun vielleicht die exportierende Industrie und der Handel durch höhere Forderungen zu decken suchen; aber einerseits wird sich's fragen, ob er dies wegen der internationalen Konkurrenz auch kann, andererseits unterliegt er immer der Gefahr, daß auch die höhere Forderung durch die Arbitrage und ihre spekulative Einwirkung auf die Kurse nichtig gemacht wird, so daß also Handel und Produktion bei jeder Preiserhöhung doch immer nur für die Börse arbeiten und zwar mit doppeltem Verlust. Denn es handelt sich auch darum, ob unter jeuen Einwirkungen nicht auch die Kaufsähigkeit der anderen Seite leidet, und wenn sie leidet, so werden sich selbstverständlich die Geschäfte mindern. Und diese Kaufsähigkeit leidet unbedingt, denn die russische Exportproduktion und der Handel erfahren umgekehrt dieselbe Schädigung wie die deutsche durch die Wechselkreiterei, welche sich durch die Bezeichnung als Arbitrage nur ein pomphaftes Ansehen gibt. Denn Rußland, das Einkäufe im Auslande macht und Verbindlichkeiten dort zu decken hat, muß seinerseits bei einer Senkung des Rubelkurses um ein Prozent ebensoviel mehr von seinen Erzeugnissen verkaufen, um dieselben Einkäufe machen und die sonstigen Verbindlichkeiten decken zu können. So tritt die notwendige Folge ein entweder, daß es den anderen Produktionsgebieten gleicher Art schärfere Konkurrenz macht, oder, wenn es keine weiteren Gegenstände zum Export mehr besitzt, daß es seine Käufe einschränkt, wodurch also ebensowohl die Exportproduktion als der Handel leidet und zurückgeht; oder daß es die gekauften Artikel schuldig bleibt, daß also anstatt der Bezahlung Schuldscheine verkauft werden, wodurch dann die Gefährdung der Beziehungen des gegenseitigen Handelsverkehrs gesteigert, zugleich aber der Besitz der verleihenden Nation gefährdet wird, da mit jeder Steigerung der Schulden eines Landes die Unsicherheit derselben wächst.

Diese Bedenken werden leider durch den schlechtesten Gang der wirtschaftlichen

Erörterung von konservativer Seite nicht berührt; man weicht ihnen sogar aus, und wir gewahren daher auch keinerlei Maßnahmen gegen dieselben, so dringend sie geboten erscheinen — insbesondere hinsichtlich des Quellstromes, aus dem die Börse und insbesondere die Arbitrage ihre Hauptnahrung herausaugt — nämlich das Bankwesen und namentlich das Privilegium der Reichsbank.

Umsoweniger aber wollen wir unterlassen, abermals darauf hinzuweisen, daß das Bankprivilegium nunmehr die wichtigste Frage, welche dem gegenwärtigen Reichstage vorliegt, werden wird. Aber wir merken noch wenig davon, daß auch die Frage aufgeworfen und genügend vorbereitet werde. Und doch gibt es, wie uns scheint, Anlaß genug für die konservative Presse, sich mit der Reichsbank zu beschäftigen — je weniger sich die liberale und insbesondere die Börsenpresse damit beschäftigt.

Oder ist es nicht sehr auffallend, daß die Börsenpresse, die doch in Finanzfragen stets das große Wort führt, kein Wörtchen darüber verliert, daß der Anteil des Reiches am Ertrag der Reichsbank für das Jahr 1886 um 1 134 443 Mark geringer ist als im Jahre 1885, was eine Verminderung von fast 55 Prozent bezeichnet, da der Ertrag sich im Vorjahr noch auf 2 082 871 Mark belief und trotzdem der Umschlag eine Steigerung von mehr als 3 Milliarden anweist? Wo bleiben da die Interessen der Steuerzahler, welche sonst immer die kräftigsten Auslassungen der Börsenpresse hervorgerufen und welche angeblich die Opposition gegen die Militärvorlage hervorgerufen haben? Der Grund dieses berechneten Schweißens liegt freilich für jeden Kenner des Finanzwesens und der Börsenverhältnisse offen, und derselbe hängt mit den Verhältnissen, die wir oben in Beziehung auf Rußland anbeuteten, eng zusammen — es liegt in der Begünstigung der Agiotage und Arbitrage vor dem regelmäßigen Geschäft, insbesondere vor der Produktion. Denn der Ausfall im Bankertrag ergibt sich hauptsächlich im Wechselverkehr, der mehr als 3 000 000 unter dem vorjährigen Ertrag geblieben ist; und dieser Ausfall hat leiblich seinen Grund darin, daß die Reichsbank an der Börse Wechsel unter dem offiziellen Diskont, zu dem die eingereichten Handelswechsel angenommen werden, aufkaufen läßt. Dadurch macht die Bank sich selbst Konkurrenz, indem sie es den Privatdiskontkuren ermöglicht, billiger als die Reichsbank zu diskontieren und ihr dadurch Geschäftswechsel zu entziehen, diese dann aber zu dem billigeren Börsendiskont an die Bank selbst zu verkaufen; wodurch sich die Gewinnmanipulation der Bankfirmen ungemein vereinfacht. Außerdem aber sind die großen Arbitragefirmen fortwährend in der Lage, das für ihre Manipulationen notwendige Geld für ihre effektiven Wechsel zum Satz der Arbitragewechsel zu erhalten, wodurch Vorgänge, wie sie in der Bewegung des russischen Rubelkurs zum Vorschein kommen, wenn nicht überhaupt erst ermöglicht, so doch überaus erleichtert werden. Außerhalb der Börse wissen freilich sehr wenige Leute, daß die Arbitragewechsel einen ganz anderen Charakter haben wie die Geschäftswechsel, welche von der Produktion und dem Handel an ihre Bankiers gegeben werden. Bei den letzteren handelt es sich um Anschaffung von Geld oder zahlbaren Guthaben; die Arbitragewechsel dagegen sind Tauschwechsel, wobei es unwesentlich ist, ob dieselben von Haus aus wirkliche Handelswechsel waren. Der Arbitrageur gibt Wechsel ab, nicht um dafür Geld zu beziehen oder sich ein Guthaben zu eröffnen, sondern um wieder Wechsel zu erhalten. Daher liegt der Geschäftsvorteil nicht im Gewinn am Diskont, also nicht am Zins für das Kapital, sondern in der Kursdifferenz zwischen den verschiedenen Börsenplätzen. Es bezeichnet daher das Verfahren der Reichsbank, welche keine Arbitrage-, sondern hinsichtlich des Wechselverkehrs eine Diskontierungsanstalt ist, einen sehr schweren Mißgriff, der sich denn auch in dem Erfolg schwer gerächt hat.

Nun steht freilich die Reichsbank unter dem Zwange der sogenannten Geldabundanz. Der Bestand an Barren und fremdem Geld ist seit 1883 um 173 000 000 Mark, seit 1876 um 245 Millionen Mark gestiegen. Diese an sich unverwendbare Goldmasse rührt natürlich die Zinsen des Kapitalwertes, der zu ihrem Ankauf gebraucht wurde.

Diese nutzlose Verzinsung ist also binnen vier Jahren, nur zu vier Prozent gerechnet, um fast 7 Millionen jährlich gestiegen. Natürlich fällt dieser Betrag nicht vom Himmel; er muß produziert werden und in der Differenz des Wechseldiskonts, den Handel und Produktion zahlen muß, und dem Satz, zu dem die Bank die Wechsel an der Börse ankauft, wird er produziert — d. h. fällt er der Jobberei in die Tasche. Daher gebietet das konservative Interesse dringend, bei der bevorstehenden Beratung des Bankprivilegiums den Goldankaufszwang der Reichsbank zu beseitigen. Eine Notwendigkeit, die desto dringender wird, je mehr die Börse bestrebt ist, die wirtschaftliche Verquickung mit dem Ausland zu erweitern.

Jetzt ist denn auch eine chinesische Anleihe glücklich vom Stapel gelaufen. Dieselbe erinnert freilich mehr an die Renommier-Hunde der studentischen Verbindungen, als an ein ernsthaftes Geschäft. Nachdem man so lange von einer kolossalen Zweimilliardenanleihe der Chinesen zum Zweck des Eisenbahnbaues geträumt und so große Anstrengungen dafür durch Entsendung von Konkurrenzkommissionen gemacht hatte, erscheint eine „Anleihe“ von 5 Millionen Mark, die noch dazu in zehn Jahren zurückgezahlt werden soll, als ein schlecht maskierter Rüdzug. So viel haben wahrscheinlich die verschiedenen Deputationen, welche der Anleihe wegen nach China von Deutschland, England, Belgien, Frankreich und Amerika ausgesandt worden sind und von denen die der Berliner Börse soeben zurückgekehrt ist, gelostet. Die Rückkehr der betreffenden Deputation dürfte aber andeuten, daß die chinesische Regierung sich für alle tieferen Bohrversuche unzugänglich gezeigt hat.

Zunächst muß sich also die Börse noch auf Näherliegendes beschränken. Daher fährt sie fort mit den Gründungen, über die wir uns oben ausgesprochen haben. Von internationalen Geschäften aber sind die Abschlüsse wegen der neuen Rentenemissionen mit Oesterreich und Ungarn die bedeutendsten. Nach Wunsch der Börse sind diese Geschäfte freilich nicht ausgefallen — wenigstens nicht ganz; denn es ist der Rothschild-Gruppe nicht gelungen, eine neue Emission von Goldrente durchzusetzen. In dieser Beziehung sind sowohl der österreichische als der ungarische Finanzminister rühmend wert fest geblieben. Noch erfreulicher wäre es allerdings, wenn es jenen gelingen wollte, die Defizitwirtschaft selbst zu beseitigen. Aber da hat es noch lange Wege . . . Auch eine neue argentinische Anleihe ist im Anzuge, dieselbe ist von seiten der Berliner Diskontogesellschaft bereits durch ein Vorschußgeschäft eingeleitet worden.

Mittlerweile macht die soziale Erregung in den meisten Industrieländern stärkere Fortschritte. Besonders in Belgien vergeht fast kein Tag ohne neue beunruhigende Äußerungen des Volkstandes und der Unzufriedenheit; dergleichen in Frankreich. In England wird die Bewegung überdeckt durch den Sturm der irischen Frage; aber es gährt darum nicht minder. Zumer größeren Umfang nimmt auch die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten an. Ein überaus bedeutungsvolles Zeichen der Zeit ist dabei die offene Parteinahme des katholischen Episkopats für die „Ritter der Arbeit“.

## Kirche.

Es ist eine etwas unglückliche Lage, in der sich der Berichterstatter diesmal befindet. Alle Welt erwartet in dem kirchlichen Bericht über den Monat April in erster Linie etwas über die große landeskirchliche Versammlung in Berlin zu lesen, und doch gehen, indem diese Worte niederschrrieben werden, eben erst die allgemeinsten Nachrichten über den Verlauf der Verhandlungen bei uns ein. Doch kommt es ja hier nicht darauf an, einen ausführlichen Bericht zu geben, die Leser werden sich den-

selben aus ihren Zeitungen bereits entnommen haben. Wir dürfen an dieser Stelle die Frage aufwerfen nach der Bedeutung des ganzen Ereignisses für unsere kirchliche Entwicklung.

Wie wir zu der Sache selbst stehen, der Forderung größerer kirchlicher Selbständigkeit, das ist nicht nötig zu sagen, nachdem in den letzten sechs Monaten jeder Bericht zu prinzipiellen Erörterungen dieser Art Anlaß gegeben hat. Von Bedeutung für die Verjaunlung am 26. April war es unzweifelhaft, daß die Teilnahme an den auf ihr zu behandelnden Fragen auf das höchste angeregt war durch die unmittelbar vorher zum Abschluß gekommenen Landtagsverhandlungen über die Beendigung des Kulturkampfes. Diese hatten für Freund und Feind Gelegenheit gegeben, zu der „größeren Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche“ sich zu äußern, und die Zeitungsstimmen der verschiedenen Parteien waren natürlich mit ihrem Amen kräftig eingefallen. — Zu den Gegnern gehören selbstverständlich die Nationalliberalen. Es läßt sich niemals wieder von dieser politischen Partei der Flecken entfernen, der auf ihre Kirchlichkeit gekommen durch die Stellung zur evangelischen Kirche bei der Einleitung des Kulturkampfes. „Außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben zu können“ — das war ihr Wunsch, wie ihn die Nationalzeitung aussprach. Und „der Anspruch der Kirchen auf den Besitz einer übernatürlichen göttlichen Wahrheit durch Offenbarung muß gebrochen werden“: das ist und bleibt die Tendenz jener Kreise, die von den einen mehr angriffsmäßig und feindlich, von den anderen „wohlwollend“, d. h. nur bei Gelegenheit der „Abwehr kirchlicher Uebergriffe“ vertreten wird. Aber mit der Grundanschauung hat die liberale Partei sich nun einmal unauflöslich verbunden; die liberale Weltanschauung ist die des natürlichen Menschen, d. h. die, zu deren Ueberwindung die Apostel unter die Völker gefandt wurden, welche sich die christliche Geschichts- und Naturphilosophie wohl gefallen ließen, aber zum Spott übergingen, wenn ihnen der Glaube an eine Durchbrechung der vernünftigen und natürlichen Ordnungen, z. B. in der Auferstehung Christi, zugemutet wurde. Herr von Hammerstein traf durchaus die Sache, als er bemerkte: in dieser kirchlichen Frage stehe man sofort wieder vor der großen liberalen Partei, d. h. die Unterschiede unter den Gruppen der Linken treten zurück vor der gemeinsamen Gegnerschaft gegen alle Forderungen, welche das positive Christentum zur Voraussetzung haben und auf seine Förderung ausgehen.

Interessant war die Art und Weise, wie sich die nationalliberale Partei und insbesondere ihr Sprecher, der rheinische Abgeordnete von Eynern, gegen die Meinung zu schützen suchte, daß sie an den Bestrebungen um Hebung der evangelischen Kirche keinen Teil hätten. Die rheinischen Evangelischen müssen denselben haben. Herr von Eynern erklärte deshalb seine allgemeine Sympathie für solche Bestrebungen, die ihm in den Anträgen Hammerstein-Kleist nur eine falsche Richtung angenommen zu haben schienen. Allein Herr von Hammerstein konnte die Frage aufwerfen: warum denn die liberale Partei auch schon damals gegen seinen Antrag gestimmt habe, als derselbe noch in den allgemeinsten Ausdrücken nur eine größere Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche verlangt habe, wobei sich ja jeder Freund dieser Kirche seine eigenen Gedanken habe bewahren können? Die Liberalen blieben die Antwort darauf schuldig und müssen sie schuldig bleiben, denn sie könnten nur lauten: wir verstehen unter evangelischer Kirche etwas absolut anderes als ihr.

Der größte Schmerz der Vaterlandsfreunde, die zugleich Freunde der wirklichen evangelischen Kirche sind, war aber der, daß diesmal die Nationalliberalen nicht in erster Linie unter den Gegnern standen, daß diesen Platz vielmehr der Reichskanzler Fürst Bismarck einnahm, der sich mit Schärfe, ja man kann sagen mit Bitterkeit gegen die in dem Hammersteinschen Antrag auftretenden Wünsche aussprach. Jedermann weiß, was es zu bedeuten hat, wenn Bismarck den Welfen Brül, den er kurz vorher noch offen als Reichsfeind bezeichnet hatte, — und dem er unbefriedigten Ehrgeiz als Motiv für seine politische Stellungnahme vorgeworfen hatte, — wenn er einen von

ihm so gezeichneten Mann als den eigentlichen geistigen Urheber des Hammerstein'schen Antrages hinstellte. Danach ist zu erwarten, daß sich der Reichstanzler niemals in diesem Leben freundlich zu diesem Antrage stellen wird, — niemals! Bismarck's Stellung zum Kulturkampf, wie er ihn jetzt bei seiner Beilegung behandelt, können wir freilich durchaus nicht so beurteilen, wie es von vielen Evangelischen geschieht. Wir glauben, daß er viel richtiger als jene die scharfe Grenzlinie zwischen politischen und konfessionellen Erwägungen festgehalten hat. Wir haben stets betont, daß wenn man einmal überhaupt von einem paritätischen Staate redet, und wenn dieser Staat es sich zur Aufgabe macht, das religiöse Leben der Staatsangehörigen zu fördern, d. h. soweit es in seiner Macht steht, die Hemmungen desselben zu beseitigen — so muß damit für die evangelischen Gemeinden eine Förderung des evangelischen, für die katholischen eine Förderung des katholischen kirchlichen Lebens gemeint sein. Es ist nicht mehr politisch, sondern religiöser Fanatismus, wenn von evangelischer Seite verlangt wird, der Staat solle zu gunsten des evangelischen kirchlichen Lebens dem katholischen Hindernisse bereiten. Wir stimmen also dem Fürsten Bismarck unumwunden zu in seiner Ablehnung einer eigenen staatlichen Begutachtung dessen, was zum Leben der katholischen Kirche nötig sei oder nicht. Allein wir können nicht leugnen, daß es hart ist, wenn er diese staatliche politische Begutachtung dessen, was der evangelischen Kirche nötig sei, trotzdem vornimmt. Es ist freilich für einen evangelischen Christen schwerer, seine eigenen evangelischen Ansichten über die Kirche von den politischen Erwägungen als Minister zu scheiden, schwerer als der römischen Kirche gegenüber. Wir können es doch aber nicht anders denn als eine wirkliche Vermischung politischer und kirchlicher Gesichtspunkte bezeichnen, wenn Fürst Bismarck darum die Befriedigung der Wünsche der Hammersteiner ablehnt, weil dadurch in die evangelische Kirche ein Kulturkampf hineingetragen, die Zersplitterung in derselben noch vermehrt würde. Dies kann nur den Sinn haben: weil ich weiß, daß die Liberalen gegen die Anträge sind, darum gehe ich nicht auf sie ein, obgleich nicht nur die Mehrzahl der evangelischen Gemeinden, sondern auch die Kirche in fast allen ihren synodalen Organen, und besonders in ihrem eigentlichen Mund und Hauptorgan, der Generalsynode, sich dafür ausgesprochen hat (denn letztere hat mehrmals einige Forderungen der jetzigen Anträge als ihre eigenen ausgesprochen). Das heißt doch: ein staatlicher Schutz der liberalen kirchlichen Minorität gegen die Anforderungen der evangelischen Kirche auf einem Gebiet, welches an sich viel weniger mit dem politischen Leben zu thun hat, als z. B. jede Einzelheit, um die es sich bei dem Kulturkampf mit Rom handelt (Autorität der Bischöfe, geistliche Orden u. s. w.).

Dies ist das eigentlich Betrübbende für uns. Denn die Gründe, welche Fürst Bismarck sonst noch gegen die Bestrebungen für größere Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche vorbrachte, beruhen auf offenbaren Irrthümern. Zunächst dürfen wir es einfach zurückweisen, wenn der Verdacht erhoben wird, als handele es sich um Beschränkung der Laienrechte und der Laienthätigkeit im „hierarchischen“ Sinne. Die Verleumdungen der liberalen und der offiziellen Presse haben den großen Mann hier irre geleitet. Würde er Kenntnis nehmen von den trefflichen Referaten, die in Berlin gehalten sind (die uns erst im Auszug vorliegen), so würde er von diesem Irrtum bald befreit werden. — Eine andere, den Thatsachen nicht entsprechende Vorstellung ist die, daß die evangelische Kirche erst mit der Beilegung des Kulturkampfes, in Rivalität mit Rom, solche Forderungen aufzustellen angefangen habe. Vor 1871 seien derartige Klagen über Benachtheiligung nicht zu hören gewesen. Fürst Bismarck ist in diesem Punkte nicht genügend orientiert (wie es umgekehrt dem berühmten Landpastor in politischen Dingen ergeht). Nicht nur am Rhein geben die sämtlichen Synodalverhandlungen von Alters her von diesen „Klagen“ Zeugnis, sondern der Summus episcopus selbst, Friedrich Wilhelm IV., beklagte jene drückende Lage der evangelischen Kirche so sehr, daß er ihre Unsterblichkeit gerade damit bewies, daß sie unter dieser Lage noch nicht erdrückt wäre. Und unter der von ihm entfalteten Fahne sammelte sich eine

immer größere Schar von solchen, die die Ziele — von den fünfziger Jahren an — verfolgten, welche die Hammerstein-Kleist'schen Anträge im Auge haben, und die Zustände beklagten, welche Fürst Bismarck und die Nationalliberalen als ganz angemessen für die evangelische Kirche bezeichnen. Wir dürfen hier in erster Linie das „Wolfsblatt für Stadt und Land“ nennen.

Selbstfalls haben aber die Verhandlungen im Landtage und die dabei hervortretende Gegnerschaft des leitenden Staatsmannes nicht bewirkt, was die Gegner hofften, daß nämlich die Versammlung vom 26. April darunter leiden würde. Dieselbe ist sehr stark besucht gewesen, niemand hat sich abschrecken lassen, und der Verlauf scheint ein sehr erhebender gewesen zu sein. Natürlich konnte es sich nur um Resolutionen bei derartigen Monster-Versammlungen handeln. Wir lassen die angenommenen fünf Punkte hier im Wortlaut folgen. Sie lauten:

1. Wir erkennen es als die höchste Lebensbedingung der evangelischen Kirche, daß sie auf dem Grunde der Apostel und Propheten, auf den sich unsere Väter in den reformatorischen Bekenntnissen gestellt haben, beständig bleibe und sich darauf erbaue in Kraft des reinen Wortes und Sakraments. Wir rufen daher unsere Freunde zur Treue und Wachsamkeit, Hingebung und Opferfreudigkeit auf.

2. Gleichwohl sind wir der Ueberzeugung, daß in der Stellung der evangelischen Landeskirche Preußens zum Staat für die Entfaltung ihrer Lebenskräfte Hindernisse liegen, deren Beseitigung, unbeschadet der von uns rückhaltlos anerkannten Hoheitsrechte des Staates, anzustreben ist.

3. Solche Hindernisse erblicken wir insonderheit in folgenden Punkten:

a. daß den Staatsbehörden bei der Besetzung kirchenregimentlicher Aemter nicht bloß das ihnen unbestrittene Einspruchsrecht, sondern die positive Mitwirkung zusteht, die den Synoden nur in beschränktem Maße eingeräumt ist;

b. daß das Gesamtministerium bei allen Kirchengesetzen, auch bei solchen, welche die Mitwirkung des Staates nicht erfordern, ein Veto ausübt, während das Staatsinteresse genügend gewahrt erscheinen muß durch die Bestimmung, daß „kirchliche Gesetze und Verordnungen nur insoweit rechtsgültig sind, als sie mit einem Staatsgesetz nicht im Widerspruch stehen“. (Art. 13 Abs. 1 des Ges. vom 3. Juni 1876);

c. daß dem Landtag trotz seiner interkonfessionellen Zusammensetzung das Recht zusteht, bei jeder Veränderung der inneren Organisation der evangelischen Landeskirche gesetzgeberisch mitzuwirken;

d. daß bei Besetzung der evangelisch-theologischen Professuren ein den Bedürfnissen der Kirche genügendes Zusammenwirken der kirchlichen Instanzen mit den Staatsbehörden fehlt.

4. Bei der Ausgestaltung der kirchlichen Selbständigkeit wird sich der Staat der königlich verbrieften, in der Parität begründeten, aber immer noch vermiedenen Gewährung einer ausreichenden und festen Dotation für die evangelische Landeskirche nicht länger entziehen dürfen.

5. Den Segen des landesherrlichen Kirchenregiments wollen wir der evangelischen Kirche auch fernerhin erhalten wissen und erstreben deshalb für dasselbe, der Staatshoheit gegenüber, eine solche Gestaltung, welche die der Kirche gebührende Selbständigkeit verbürgt. —

Und was wird nun der Erfolg sein? — Daß die Dotation eine ausreichende werden müsse, hat sogar Fürst Bismarck anerkannt. Und Herr von Kleist hat in den Anträgen im Herrenhause diese Frage von der anderen geschieden, um die Zustimmung in diesem Punkte desto vielseitiger werden zu lassen. Hier dürfen wir also doch wohl auf etwas Erfolg rechnen. Im übrigen wird wohl noch manches Wasser zu Thale fließen, bis die an und für sich so einfachen Ideen, der gespenstischen Furcht-Zujähe entkleidet, in ihrer wahren Bedeutung erkannt und dann doch hoffentlich auch durch

geführt werden. Und daß für den einstigen Sieg dieser Ideen die Berliner Verhauung von großer Bedeutung sein wird, das, denken wir, wird die Zukunft lehren.

Einige kleine Klänkelein zwischen Katholiken und Protestanten haben wir zu verzeichnen. Auf die persönlichen Angriffe eines römischen Geistlichen hat Professor Jacobi in Halle eine sehr würdige und schlagende Antwort gegeben in einem „offenen Brief an Herrn Pfarrrer Wöler, römischen Priester in Halle a. S.“. — Einen weniger würdigen Verlauf hat die Sache des Pastor Thümmel in Remscheid genommen, der — wie wir früher berichtet — wegen Beleidigung der katholischen Kirche verurteilt war. Das Urteil wurde auch in letzter Instanz bestätigt und Pastor Thümmel trat seine Haft an. Nachdem er — vor der Zeit — aus derselben entlassen war, gab er eine neue Broschüre heraus: „Rheinische Richter und römische Priester“, welche vom Kaplan Vohmann in Barmen beantwortet wurde, und schließlich hat ein Tertius gaudens gegen beide geschrieben, aber wesentlich, und zwar nicht ohne Salz, vom evangelischen Standpunkt aus gegen den römischen Kaplan. Es wäre besser, wenn Pastor Thümmel die Verteidigung der evangelischen Kirche Männern überließe, die dazu geeigneter sind, als er es zu sein scheint. Zwar ist er sehr gereizt; auch das Elberfelder Landgericht hat es daran nicht fehlen lassen, indem es ihm z. B. am 22. Dezember eine Aufforderung zuschickte, daß er sich am 25. zum Antritt seiner Haft zu stellen habe, — indem es überhaupt, entgegen einer Ministerialverfügung von 1883, den Verurteilten die Strafe antreten ließ, bevor das Gnadengesuch seines Mitschuldigen (des Buchdruckers) von Sr. Majestät erledigt war; dies war auch der Grund, weshalb von oben her seine sofortige Freilassung angeordnet wurde. Immerhin aber ist nicht zu leugnen, daß auch die „rheinischen Richter“ durch den evangelischen Pastor gereizt sind, und dies ist keine gute Stellung. Ohne ein eigenes Urteil zu begründen, fügen wir hier die Aeußerung der Leipziger Kirchenzeitung an, welche ohne persönliche Fählung rein sachlich über die Angelegenheit urteilend, zu folgendem Resultat kommt: „Bei aller Anerkennung der Börsartigkeit des rheinischen Ultramontanismus können wir doch nicht finden, daß es dem Verf. gelungen wäre, den Vorwurf eines durchaus ungeziemenden Verfahrens von sich abzuwälzen oder die parteiische Ungerechtigkeit seiner Verurteilung zu erweisen.“ Im übrigen wird dort hervorgehoben, daß sich Ausdrücke über die evangelischen Wahrheiten in dem Schriftchen fänden, die Verus und Befähigung des Pastor Thümmel zur Verteidigung der evangelischen Kirche und ihrer Wahrheit überhaupt stark in Zweifel stellen müßten.

Werfen wir noch einen Blick auf die russischen Ostseeprovinzen, in welchen der Kulturkampf noch in ganz anderen Stadien geführt wird. Dem Pastor Brand, von dessen schmachvoller Behandlung wir früher berichtet haben, ist später gestattet, sich auf 4 Wochen in die Wolgagegend zu begeben, um sich eine Stelle zu suchen, und er ist dort nun auch von einer lutherischen Gemeinde gewählt. Aber das Verfahren, das ihn in diese Strafen gebracht hat, wird weiter inne gehalten. Der Gouverneur von Livland hat in einem Schreiben an den Bischof von Riga und Mitau nicht nur die Strafen für den „Abfall von der Rechtgläubigkeit“ aufs neue eingeschärft, sondern auch wieder zu dem alten Mittel gegriffen, daß nämlich den zur griechischen Kirche übertretenden Letten und Esthen allerlei äußere Vorteile in Aussicht gestellt werden, z. B. beim Militärdienst u. dgl. Natürlich kann der Gouverneur das nicht so offen aussprechen, aber Anbütungen genügen, um den Popen, an welche das Schreiben durch den Bischof weiter befördert ist, und welche gerade in den Ostseeprovinzen oft ganz rabiate Leute sind, Gelegenheit zu geben, die alten Lügen von Landverteilungen u. zu erneuern. Dabei verleumdend sie die lutherischen Geistlichen maßlos. Zu bedauern ist freilich, daß die lutherische Geistlichkeit vielfach selbst schuld daran trägt, daß sich kein engeres Band zwischen der lutherischen Kirche und dem Volke geknüpft hat. Ein Pope beschuldigt die Geistlichen, sie hätten Gottes Wort nicht gepredigt, seien an der Kirche vorbeigefahren und haben zum Küster gesagt: „Geh' hin und halte den Gottes-

dienst, ich gehe mit den Deutschen auf die Jagd“ u. dgl. Wenn dies nun auch, in seiner Verallgemeinerung, Verleumdung ist, so ist nicht zu leugnen, daß die ältere lutherische Geistlichkeit, wenigstens Kurlands, vielfach sich mehr als Landwirte und Sonntagsprediger, denn als Hirten ihrer großen Herde angesehen hat. — Die Strafen aber, von denen oben die Rede war, die auf dem Abfall von der Rechtgläubigkeit stehen, möchten wir doch einmal, zur Kennzeichnung des Staatsfircentums, hier mittheilen. „Auf Grund der zu Recht bestehenden Gesetze wird der Abfall von der Rechtgläubigkeit streng bestraft und namentlich: 1. Diejenigen Rechtgläubigen, welche bei lutherischen Predigern die Konfirmandenlehre besucht haben, können keinerlei Gemeindeamt bekleiden, da ihr nach lutherischem Ritus abgelegter Amtseid für nichtig erklärt wird. Außerdem haben sie zu besorgen, daß sie nach dem Strafbodez Artikel 188 und 190 ihrer Kinder verlustig gehen, welche ihnen genommen und anderen zur Erziehung übergeben werden können, und daß sie selbst der Gefängnißhaft unterzogen werden. 2) Noch betrübenderen Konsequenzen setzen sich diejenigen aus dem Bauernstande aus, welche, obgleich sie nach rechtgläubigem Ritus getauft sind, doch in lutherischen Kirchen getraut werden. Eine solche Ehe wird für gesetzwidrig erklärt. Infolgedessen gelten die solcher Ehe entsprossenen Kinder für unehelich. Ebenso werden, wenn einer der Gatten solcher Ehen stirbt, sowohl die Kinder als auch der überlebende Gatte in ihrem Erbrechte beschränkt. Die Kinder verlieren überdies das Anrecht auf viele Erleichterungen in der Wehrpflicht und mancherlei andere Vorrechte, welche auf Grund der Gesetze den voll-rechtgläubigen Unterthanen zukommen. 3. Die rechtgläubigen Eltern, welche ihre Kinder im lutherischen Glauben erziehen, werden nach dem Strafbodez § 190 mit 8 Monaten bis zu 1 Jahr 8 Monaten Gefängnis bestraft.“ Das ist der Weg, den die Fallsche Gesetzgebung unser Preußen hatte einschlagen lassen wollen, von dem wir jetzt glücklich umgekehrt sind. Aber es gilt nun, immer reinlicher die Beziehungen zwischen der politischen Gewalt und den kirchlichen Interessen zu sondern. —

Aus Amerika kam die Nachricht von dem Tode eines der angesehensten Redner jenes Erdtheiles, Henry Ward Beecher in Brooklyn (New-York), der in wunderlicher Weise den christlichen Prediger mit dem politischen Redner vereinigte. Unglaublich sind die Preise, welche bei der Versteigerung der Sitzplätze in seiner Kirche erzielt wurden, — unglücklich für unsere deutschen Verhältnisse der Einfluß und das Ansehen, das er besaß. Bei der Nachricht von seinem Tode wurden die Sitzungen der Behörden von New-York aufgehoben, die Geschäfte stockten und die Flaggen wurden auf Halbmast gesetzt. Seine dogmatische und kirchliche Stellung war nicht die unserer deutschen Ansichten von kirchlich und gläubig entsprechenden, und es erklärten sich daraus manche wunderliche Sachen in seinem Leben, doch darf sein Eifer für die Sache Christi nicht verkannt werden. Laut seinen eigenen Bestimmungen sollte an seinem Grabe ein Vers gesungen werden, der in folgenden Worten seine tiefsten Gedanken ausdrückt: „Betrachte ich das wunderbare Kreuz, an welchem der Fürst des Lebens gestorben ist, so sehe ich meinen reichsten Gewinn als Verlust an und verachte alles, worauf ich stolz bin. Gott bewahre mich davor, mich einer anderen Sache zu rühmen als des Kreuzes Christi meines Herrn. Alle Eitelkeiten, die mich am meisten anziehen, opfere ich seinem Blute.“

Neben den Klängen aus Amerika, welche von einer wunderbaren kirchlichen Freiheit zeugen, kommen aus diesem Lande der Gegensätze auch solche Nachrichten, die uns an die Möglichkeit einer Karikatur kirchlicher Ordnung und kirchlicher Gebundenheit erinnern, welche man sich doch stets vor Augen halten muß. Einige Professoren des reformierten theologischen Seminars in Andover haben nämlich in einem Werke: „Orthodoxie des Fortschrittes“ einige Lehrmeinungen aufgestellt, welche sich mit dem strengen calvinischen Bekenntnis nicht vereinen, besonders die Ansicht, es sei wahrscheinlich, daß diejenigen, welche in diesem Leben keine Kunde von Christus erhalten haben, dieselbe später noch zur Entscheidung erhalten werden. Was noch weiter von



ihnen gelehrt wird, ist uns nicht bekannt. Auf dies Buch hin sind sie nun angeklagt des „großartigsten Vertrauensbruchs, den unser an dergleichen Fällen nicht armes Jahrhundert überhaupt gesehen hat“. Die Professoren selbst leugnen eine Uebertretung ihrer Ordnungen, und eine Kommission hat den Thatbestand jetzt zu untersuchen. Man kann nicht leugnen, daß, wenn unsere deutschen theologischen Professoren derartige Zustände als die Folge unserer heutigen kirchlichen Wünsche ansehen, sie sich dann mit Recht dagegen wehren. Es kommt deshalb darauf an, daß die Forderungen der Kirche immer klarer gestellt werden. Welch ein Unterschied zwischen jener kirchlichen Zensur und unserem Verlangen, daß die Kirche bei Anstellung der staatlichen Professoren überhaupt gehört werde! Wir können, wenn von „Verteidigern der akademischen Lehrsicherheit“ solche Schreckgespenste kirchlicher Zensuren als das Ideal der Vertreter des Hammersteinschen Antrages hingestellt werden, die bona fides dabei nicht mehr anerkennen.



## Neue Schriften.

### 1. Politik.

— Aus Kobbertus' Nachlaß. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Hermann Wagener, Wirklicher Geh. Ober-Regierungsrat. (Minden in Westfalen. J. C. C. Bruns Verlag.) 1886. 58 S. 8°. 1 M.

Die Schrift bietet in der Hauptsache die Ergebnisse eines Gedankenaustausches zwischen dem Verfasser und Kobbertus dar, welcher zum Zweck der Abfassung eines auf dem Eisenacher Kongresse der Katheder-Sozialisten zu stellenden Antrags unter Beteiligung von Rudolf Meyer seiner Zeit stattgefunden hat. — Der erste Abschnitt der Schrift gibt demgemäß eine kurze Uebersicht der behandelten Thematata und Maßregeln; der zweite den Entwurf eines sozialkonservativen Programms, sowie Kobbertus' Kritik desselben, nebst einem kurzen Programm-entwurf von ihm selbst. Die beiden folgenden Abschnitte bringen Notizen von Kobbertus zu einzelnen Punkten des Vorangegangenen, der fünfte kleinere Briefe von ihm an den Herausgeber. Die drei letzten Abschnitte bringen eine Abhandlung von Kobbertus über den Normalarbeitsstag, sowie kritische Anmerkungen zum von der Goldschiden Enquetenwerte über die Lohnbewegung im Kreise Demmin und ein Schlusswort des Herausgebers.

— Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Veröffentlichung dem Leser, welcher mit Kobbertus' Ansichten einigermaßen bekannt ist, nichts Neues bieten kann. Dagegen aber bietet sie das, was dem gründlich tiefen Denker Kobbertus als das Wichtigste und Wesentlichste erschien, in einer so knappen, auf kräftigste Wirkung berechneten und darum gründlich durgearbeiteten Form, daß die Schrift sowohl an und für sich, wie als Ergänzung zu größeren Werken von oder über Kobbertus jedem Leser, der sich in die Ideenwelt dieses bedeutenden Mannes einleben möchte, eine willkommene Gabe sein dürfte. — Als Beispiel, in welchem umfassenden und geradezu prophetischen Geiste Kobbertus die Zeitverhältnisse aufgefaßt hat, bringen wir nachstehende im Jahre 1872 von ihm niedergeschriebene Zeilen: „Der Kaiser selbst muß das

gewaltige Wort sprechen, so groß auch die persönliche Autorität des Reichsfanzlers ist. Denn wenn das Wort des Kaisers in der sozialen Frage eingesetzt ist, so ist das nichts Geringeres, als ein Jaeta est alea, wenn auch in anderem Sinne, doch von eben so weltgeschichtlicher Bedeutung wie das, welches einst der erste Vorjahr aller Kaiser am Rubicon sprach. Die bisherigen Thaten Wilhelms I. stellen ihn nur Heinrich I., Otto I., Friedrich I. gleich. Die Verpändung des Kaisernoores in der sozialen Frage würde ihn Cäsar und Karl dem Großen an die Seite setzen. Diese waren nicht bloß große Krieger, Sieger und Eroberer, sie waren zugleich Schöpfer neuer Staatenarten, Gründer neuer und höherer geschichtlicher Entwicklungsstufen.“ — Der muß hierbei nicht an die elf Jahre später erfolgte Botschaft Kaiser Wilhelms vom 14. April 1883 denken? F. R.

— Die Wohnungsverhältnisse unserer ärmeren Klassen. Von L. Diebstellkamp, Prediger zu Ragarich und Vorsitzender des Vereins für Arbeiterkolonien zu Berlin. (Berlin, George & Fiedler.) 1886. 59 S. 8°.

Die Schrift bildet das erste Heft zweiter Serie der „sozialen Zeitfragen“ herausgegeben von Ernst Henriet Lehndmann.

Wie Vorbemerkung zur vorliegenden Schrift andeutet und durch die Schreibweise derselben bewiesen wird, ist nicht eigentlich L. Diebstellkamp, sondern G. v. Fraugstein deren wirklicher Verfasser, während Herr P. Diebstellkamp die Materialien und wohl auch den Plan für dieselbe gestellt hat. Die Schrift bespricht im ersten Abschnitt die Wohnungsverhältnisse des Arbeiters, wobei es an recht trüben Bildern nicht fehlt. Im zweiten Abschnitte sind die Wege zur Abhilfe der Wohnungsnot behandelt, wobei die verschiedenen zu diesem Zwecke in Anwendung gebrachten Systeme von Anstalten zur Würdigung gelangen. Der dritte Abschnitt bespricht die Notwendigkeit der Mitwirkung von Behörden und Privaten zur Reform der Wohnungsverhältnisse und fordert zu diesem Zweck die Ordnung des Kreditwesens für gemeinnützige Bauzwecke nebst Steuererleichterung für derartige Baugesell-

schaffen. Um dem Arbeiter die Annehmlichkeiten ländlicher Wohnsitz zu sichern, verlangt er Erleichterung des Verkehrs zwischen den Städten und deren nächster ländlicher Umgebung. Ebenso fordert er strenge Verpflchtung der Eigentümer von Mietwohnungen in Beziehung auf die von ihnen zur Miete gestellten Räumlichkeiten. Die notwendige Folge dieser Forderung ist eine fortlaufende und sorgfältige polizeiliche Beaufsichtigung der Arbeiterwohnungen — ein Auskunftsmitel, dessen bedenkliche Seiten der Verfasser sich selbst nicht verbirgt, das er indessen aus der allgemeinen Sachlage rechtfertigt. Uebrigens glaubt er, daß den Sendboten der inneren Mission, besonders auch Frauen von menschenfreundlichem Sinne in dieser Sache eine große und lohnende Aufgabe zukomme. — Die Arbeit im ganzen ist sachlich und anregend gehalten, und zur Orientierung in der Frage recht wohl geeignet.

F. R.

— Sozialismus und Sozialpolitik. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialpolitischen Kämpfe unserer Zeit von Heinrich Oberwinder. (Berlin, Elwin Staube.) 1887. 168 S. 8°. 3 M.

Eine sehr lehrreiche Schrift für Agitatoren und solche, die es werden wollen, aber freilich ist zu fürchten, daß gerade diese am wenigsten daraus lernen werden. Der Verfasser derselben ist der frühere Führer der österreichischen Arbeiterpartei, und einer der wenigen Männer, die sich über ihren ursprünglich eingenommenen Standpunkt nicht haben hinausträngen lassen. Dafür ist er freilich als redendes Beispiel für alle, welche sich in den Fleiß des Rossengeistes begeben und zugleich das eigene Selbst festhalten wollen, aus seiner Stellung als Arbeiterführer hinausträngt, und, wie es scheint, ins Ausland verschlagen worden, wo er mit seinen Anschauungen eine ziemlich vereinsamte Stellung einnehmen dürfte. Oberwinder ist nämlich nach seiner eigentlichen Ueberzeugung großdeutschnationaler Sozialdemokrat, scheint aber auch bereit, sich mit dem heute bestehenden deutschen Reiche zu veröhnen. Der heute herrschenden sozialdemokratischen Richtung macht er den Vorwurf, daß sie nicht national ist, und daß sie ihre Bestrebungen nicht auf praktisch erreichbare Ziele richtet, sondern ausschließlich für abstrakte Lehrlinge Propaganda macht. Er spricht ihr demgemäß den Charakter einer Partei ab und kann sie nur als eine Sekte anerkennen. „Das Wesen der Partei,“ sagt er, „und die Bedingungen der praktischen Agitation verlangen das Einfügen in den nationalen Rahmen und das Anpassen des Agitationsprogramms an die gegebenen Verhältnisse. Die Erfüllung nationaler Aufgaben hindert nicht die Pflege internationaler Beziehungen; die Beschränkung der Parteitagitation auf die nächstliegenden Punkte beengt nicht das Gebiet der theoretischen Diskussion.“ — In seiner Schrift gibt der Verfasser zunächst noch einer kurzen Einleitung, welche die Vorgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung vom Frankfurter Schützenfest 1862 bis zum Auftreten Lassalles behandelt, eine Darlegung der Anschauungen, der Bestrebungen und der Wirksamkeit dieses bedeutendsten Mannes unter den sozialistischen Agitatoren, wobei er vielfach Veranlassung findet, denselben

gegen einzelne seiner Biographen in Schutz zu nehmen. Bemerkenswert ist die Ansicht des Verfassers, daß Lassalles Führerschaft bereits an ihrem Ende angelangt war, als die Krugel seines Duellgegners sein Leben beschloß, sowie seine Mitteilung, daß derselbe bereits eine Abtönung von der Sachlage hatte. — Zwei folgende Abteilungen behandeln die sozialdemokratische Bewegung in Deutschland nach dem Tode Lassalles, und die Arbeiterbewegung in Oesterreich. Beide Abschnitte schildern auf zwei verschiedenen Aktionsgebieten denselben Vorgang: die Veränderung der verhältnismäßig gemäßigten Elemente durch die internationale und anarchische Richtung. Zu denjenigen, welche bei diesem Vorgang beteiligt wurden, gehört auch der Verfasser. Es ist ein wenig erfreuliches, aber sehr belehrendes Bild, welches diese beiden Abschnitte der Schrift aufrollen; ein Bild, das tiefe Einblicke in das Thun und Treiben von Leuten gewährt, die so gern als Betreuer und Märtyrer idealisierter Grundrisse darstellen. Der letzte Abschnitt gibt eine Abhandlung über die französischen Parteien und gelangt zu dem Schlusse, daß „der extreme Individualismus die Krankheit ist, an welchem Frankreich leidet.“ Die französischen Sozialisten z. B. verlangen wohl Organisationsfreiheit, sind aber weit entfernt, sich die Unterordnung gefallen zu lassen, ohne welche eine wirkungsfähige Organisation nicht gedacht werden kann. Die Vorgeschrifteten bilden nicht mehr Vereine, sondern „Gruppen“, und in einer solchen „Gruppe“ von sozialistischen Studenten wurde selbst die Verpflichtung, monatliche Beiträge zu zahlen, als nicht zu duldbende „Tyrannei“ zurückgewiesen. Gleichwohl hält der Verfasser die gesellschaftlichen Zustände in Frankreich nicht für schlimmer, als die anderer Staaten, nur für weiter entwickelt. Es dürfte etwas Wahres in dieser Anschauung liegen; die Frage ist nur, ob es zweckmäßig ist, daß die anderen Staaten dieser Entwicklung folgen. — Die Schrift ist in sehr ruhigem, sachlichem Tone gehalten, und erscheint auch da, wo sie für uns fremde Ansichten vertritt, als das Ergebnis aufrichtiger Ueberzeugungstreue.

F. R.

— Die lettisch-nationale Bewegung und die turkändische Selbstliebe. Eine unparteiische Stimme aus den Ostseeprovinzen. (Reipzig, Georg Stöckmann.) 1886. 60 S. 8°. 60 Pf.

Es ist sehr erfreulich, daß ein nach unserer Vergleichung vortlicher Abdruck aus dem Mai- und Juniheft unserer Jahrgänge 1886 aus einem weiteren Publikum dargeboten wird, damit uns Deutschen der baltische Prozeß nicht ganz im Augen nur zwischen Deutschen und Russen aufsteht.

Lp.

— Jahrbuch der deutschen Kolonialpolitik und des Export. Herausgegeben von Gg. G. Brückner. (Selbstverlag, Berlin SW., Wilhelmstraße 124.) 255 S. 8°. 5 M.

Der frühere Herausgeber der „Deutschen Weltpost“, eines in Kolonialkreisen recht beliebten Organes, hat das vorliegende Jahrbuch in Gemeinschaft mit hervorragenden Fachleuten bearbeitet und dieselbe durch eine recht übersichtliche Anordnung des Stoffes zu einem sehr brauchbaren Leitfaden für

die kolonialpolitischen Interessen gestaltet. Neben einem Kalendarium und einer Tabelle für die Zeiten der Hoch- und Niedrigwasser enthält das Jahrbuch in seinem redaktionellen Teil folgende Aufsätze: Die Verbreitung des Deutschtums in den überseeischen Gebieten; Ueberblick über die kolonialpolitische Tätigkeit der Deutschen; die ersten Anregungen und Versuche zur Anlage deutscher Kolonien; Fürst Bismarcks Stellung zur Kolonialpolitik; Beschreibung sämtlicher überseeischer Schutzgebiete Deutschlands; die Exportbeziehungen Deutschlands. Im Anhang befindet sich eine interessante Beschreibung größerer Etablissements und ein Führer durch die Exportindustrie. M. Sch.

## 2. Kirche.

— Evangelische Zeugnisse aus dem alten Testament. Predigten über alttestamentliche Texte von Dr. R. Küper, Rgl. Konsistorialrat und Hofprediger in Stettin. (Hüterloh, G. Bertelsmann.) 1886. VIII u. 271 S. 8°. 4 M.

Predigt-Werke, welche den hohen Wert des Alten Testaments und seine praktische Verwendbarkeit für das Leben der Gegenwart darthun, sind selten und doch besonders erwünscht. Und wenn ein durch seine alttestamentlichen Studien bekannter Verfasser wie Dr. Küper sich entschließt, eine Sammlung von Predigten über alttestamentliche Texte herauszugeben, die sich über wesentliche Hauptstücke der biblischen Heilsoffenbarung aussprechen, so erwartet man mit Recht etwas Gutes. Erweckung und unmittelbare Gewissensanfassung bietet sein Buch nicht; auch ist nicht an einen Leserkreis gedacht, welcher geistlicher Weise von der Hand in den Mund lebt. Wer aber in der heiligen Schrift alten Testaments durch den Glauben an Christus Jesum lesen lernen und zum erbaulichen und belehrenden Verständnis desselben gelangen will, dem thun diese Predigten treffliche Handreichung. Daß zum Teil Texte gewählt sind, welche dem homiletischen Gebrauch ferner liegen, aber für das Schriftsganze von besonderer Wichtigkeit sind, ist ein Vorzug des Buches. Der 2. Teil soll wichtige kirchliche und politische Fragen der Gegenwart in das Licht des göttlichen Wortes stellen und also zeigen, wie das Volkstheben von den biblischen Grundätzen durchdrungen und geleitet sein will. P. S.

— Spanische Glaubenshelden. Reformationsbilder von E. Christ. (Basel, C. F. Spittler.) 1886. X u. 312 S. 8°.

Nicht eine vollständige Geschichte der evangelischen Bewegungen in Spanien beabsichtigt der Verfasser zu geben, wohl aber eine Uebersicht über die Vorgeschichte der heutigen evangelischen Bestrebungen in Bildern aus der Vergangenheit. Er will dadurch das Interesse des weiteren christlichen Publikums für die Evangelisation Spaniens erwecken. Dazu ist das Büchlein in hohem Maße geeignet. Es macht keinen Anspruch darauf, Resultat gelehrter Forschungen zu sein, aber es ruht auf gründlichen Studien. Kögen Spaniens Bibliotheken noch viele undurchforschte Inquisitionskarten in sich bergen —, was davon in Geschichtsbüchern zugänglich gemacht ist, hat der Verfasser mit Sorg-

salt gesammelt und mit Urteil zusammengestellt. Doch ist das Ganze keineswegs eine Kompilation, sondern eine ergreifende, lebensvolle Darstellung des Lebens, Leidens und Sterbens vieler evangelischer Blutzeugen. So ähnlich auch das Ringen und Kämpfen mancher Glaubenszeugen ist, so wenig ermüdet diese Gleichartigkeit; ihr Glaube ist ein Edelstein, dessen Glanz in immer neuen Strahlen hervorbricht. Unwillkürlich werden diese Bilder aus der Vergangenheit ein beschämender Spiegel für die Gegenwart, und wenn das Büchlein dazu beitragen sollte, manchem aus dem weidberzigen, glaubensarmen Geschlecht unserer Tage Stärkung zu bieten, so wäre dies der beste Gewinn. P. S.

— Krankentrost. Bibelworte, Gebete und Lieder für die Tage der Krankheit und des Sterbens. Für Geistliche, Diakonissen und andere Krankenfreunde zusammengestellt von F. Kägi, Pfarrer am Diakonissenhaus in Fribourg. (Basel, C. Detloff.) 1887. X u. 578 S. 8°.

Ein Buch, welches nicht nur Geistlichen und Diakonissen treffliche Dienste leistet, sondern sich als ein Hausfreund in Christendörfern überhaupt einbürgern will. Wer selber krank ist und mit Kranken zu thun hat, wird diese sorgfältig getroffene und für alle Zustände der Krankheit berechnete Auswahl von Sprüchen, Gebeten und Liedern recht willkommen heißen. Die Lektionen aus der heiligen Schrift sind bisweilen lang, doch wird, wer Erlebensbedürfnis und Leibeschwachheit recht abzuwaschen versteht, gewiß die richtige Auswahl treffen. Ohne geistlichen Sinn und Takt können geistliche Dinge ja überhaupt nicht gehandhabt werden. — Der Anhang „Zur Krankencommunion“ wird Geistlichen reformierten Bekenntnisses besonders wertvoll sein. P. S.

— Die Gesetze und Verordnungen über die evangelische Kirchenverfassung für die älteren Provinzen der Monarchie nebst einigen anderen wichtigen Kirchengesetzen, auf Grund amtlicher Quellen zusammengestellt und mit Anmerkungen sowie ausführlichem Sachregister versehen von H. Sitze, Kanzleirat beim Evangelischen Oberkirchenrat. 3. Auflage. (Berlin, F. Heimlich.) 180 S. 8°. 1,20 M.

Das bereits von seinen früheren Auflagen her bekannte Sammelwerk hat in seiner nunmehr notwendig erworbenen dritten Auflage eine bemerkenswerte Erweiterung erfahren, indem die neueren Kirchengesetze, betreffend das Pfarrwahlrecht, das Dienstalter der Geistlichen, die Dienstvergehen der Kirchenbeamten, sowie auch das ältere Ruhegehaltsgesetz für die emeritirten Geistlichen in demselben in übersichtlicher Anordnung ihren Platz gefunden haben. Der billige Preis des kleinen Werkes, die handliche äußere Gestalt und die sorgfältige Bearbeitung desselben machen es den Geistlichen und Kirchenbeamten, sowie anderen behördlichen Organen zu einem wünschenswerten Hilfsmittel. M. Sch.

— Alte Denkmäler im Lichte neuer Forschungen. Ein Ueberblick über die durch die jüngsten Entdeckungen in Aegypten, Assyrien, Babylonien, Palästina und Kleinasien erhaltenen De-

stätigungen biblischer Thatfachen von H. S. Sayce, Professor d. vergl. Sprachwissenschaft in Oxford. Teutische vom Ver. revidirte Ausgabe. (Leipzig, Otto Schulze.) 232 S. 8°.

Dieses Werk, welches hauptsächlich für Laien geschrieben erscheint, ist in der Anlage mit dem für Fachgelehrte geschriebenen Buch Schröders „Die Keilinschriften und das Alte Testament“ zu vergleichen. Beide Schriften folgen dem Gange der Bibel, was mehr aus praktischem als wissenschaftlichem Interesse gerechtfertigt erscheint. Schon die Ueberschriften der einzelnen Kapitel zeigen diese Anlage. Nach einer Einleitung, welche die Entzifferungsgeschichte des Assyrisch-Babylonischen in einer zum Teil für Laien nicht ausreichenden Weise darlegt, werden in Kap. II die in Betracht kommenden Abschnitte der Genesis im Lichte der Denkmäler erörtert. Kap. III behandelt den Auszug aus Aegypten, IV den Mesopotaem und die Sinoa-Zuschrift, V das Reich der Hettiter (ein besonders interessanter Abschnitt), VI Assyrische Eroberungen, VII Rebusabnegar und Cyrus. Dem Ganzen sind vier Anhänge beigegeben, deren erster die Uebersetzung des moabitischen Mesopotaem, der zweite die Uebersetzung des Schup- und Trupbündnisses zwischen den Hettitern und Ramses II. von Aegypten enthält. Anhang III gibt ein Verzeichniß der assyrischen Monatsnamen, Abschnitt IV die Bedeutung einer Gölinderinschrift des babylonischen Königs Nabonid, darin der Name Belogar erwähnt wird.

So vielfach auch die Einwendung des Fachgelehrten gegen einzelnes sein mag, so die bei dem verdienten Assyriologen ja erklärliche so starke Bevorzugung des Assyrischen, die Annahme der ägyptischen Herkunft des jemtischen ABC u. a. m., so wird auch er mannigfache Anregung dankbar anerkennen müssen und dem Werke möglichste Verbreitung unter den Freunden der biblischen Literatur von ganzem Herzen wünschen. Wd.

— Ueber den Religionsunterricht auf dem Gymnasium. Von Heinr. Seefemann. Separatabdruck aus den „Mitteilungen und Nachrichten der evang.-luth. Kirche in Rußland“, Juli-August-Heft 1886. (Mitau, Ferd. Besthorn.) 24 S.

Das ist, wie lehrlich W. Weidner's Vortrag (Stuttg. 1886), das Testament eines vielversuchten Religionslehrers, der in das Pfarramt nach mehr wie zwanzigjähriger Lehrthätigkeit übertritt, und als solches wohl zu beachten. Doch berücksichtigt der Verf. so sehr baltische Verhältnisse und Verhältnisse, um zu näherem Eingehen einzuladen. Das Grundergebnis ist ohnehin in Deutschland längst Ereignis: daß die Letztere des neuen Testaments der Kristallisationspunkt des Unterrichts sein müsse. Wenn der Verf. sagt: „Bei uns pflegt man auf den Religionsunterricht in den Gymnasien Deutschlands mit einer leisen Nichtachtung zu blicken, welche in dem Gegensatz gegen die preussische Union ihre Wurzel hat,“ so verzichten wir zwar auf eine schärfere Erwidrerung, aber wir bilden in Deutschland und Preußen haben doch vielerlei voraus: erstens, daß unsere Religionslehrer zugleich in anderen Fächern unterrichten und

damit für die heilige Sache ungleich besser wirken können; zweitens, daß wir das neue Testament, wie Harter Seefemann anerkennt, drei bis vier Jahre lang im Urtex te zu lesen pflegen. Die deutschen Verhandlungen über den großen Gegenstand werden durch dies Schriftchen nicht weiter vom Wege bewegt.

— Das Kirchenlied der Zukunft. Anlagen — Vorschläge — Proben von Dr. Wilh. Bode. (Hagen i. R., Hermann Kiehl & Co.) 1886. 62 S. 8°. 60 Pf.

Auch ein Reformationschriftchen! Gewiß in frommer Absicht erklärt der Verf. unter ein Kirchenlied für unerwünscht, unmodern und tot und spricht ihm alle Kraft zur Befehrung ab. Dafür soll sich die evangelische Kirche an den Uebem der Heilsarmee und an Neudichtungen (auch des Dr. Bode) erholen. Es folgen daher von beiden Sorten Proben. Aber es ist im Grunde doch ein bitterböses Büchlehen im Schafskleid, und man muß ernst darauf schelten. Denn es ist erstens nicht wahr, daß unser Kirchenlied veraltet und abgehanden sei; und zweitens ebenso un wahr, daß die gedankenden und manchmal schwachsinnigen Reimerinnen und Tubeleien der Heilsarmee „Lieder“ seien; das aber, was der Verf. selbst gebietet, mag ihm ja eine subjektive Befriedigung gewähren, ist zum Teil auch gutes Deutsch und voll biblisch-treuen Glaubens — aber wir wollen ihm durch einen Vergleich mit „unsern kirchlichen Meisterliedern nicht wehe thun. Seht er seine Dichtungen über die Kirchenlied, dann hat er vielleicht das alte Magdeburger, das vorlezte Darmstädter, babilische oder nassauische Gesangbuch u. dgl. im Auge, die als Produkte des Rationalismus vorwiegend den Zweck hatten, die Gemeinde einzuschläfern für die Predigt: aber unsere in Sturm und Kampf zurückeroberten Gesangbücher, die dürfen sich den Vergleich mit der Heilsarmee-Poesie süßlich verbitten. Neben wir gar nicht erst von Luther und B. Gerhard, denken wir nur an: Auf, auf, ihr Reichsgenossen! Lobe den Herrn, den mächtigen König! Macht hoch die Thür! Mach auf, du Weist! Reinen Jesum laß ich nicht! Was wär' ich ohne dich gewesen! Jerusalem, du hochgebaute Stadt! Herzliebster Jesu — ist da, wie Bode sagt, „geistliche Armut, plumpe Anschauungen, bäurische Sprache?“

Das manche Hymnologen ein wenig engherzig nur Bekenntnislieder, keine sog. subjektiven im Gottesdienst wünschend, wissen und beklagen auch wir: dagegen muß man aber in Fachkräften angehen und den Trenden nicht mit Blattsadeln wie dies Pamphlet auf den Weg helfen.

L. Sch.

### 3. Geschichte.

— A. Annaeus Seneca und seine Beziehungen zum Christentum. Von Joh. haunes Krehler. (Berlin, R. Gärtnner.) 1887. VIII. 198 S. 8°. 5 M.

Neros Lehrer, der große Philosoph und seit Civid gestrichelte Schriftsteller Roms, Seneca, soll hier wieder im weiteren Sinne für das Christentum gerettet werden. Zwar, daß er Befekner gewesen, will der Verf., dem man Kenntnisse und Urteil

nicht abprechen kann, freilich nicht darthun, aber daß er das Christentum gekannt, christlichen Ideen sich angeschlossen und mit Paulus in Beziehung gestanden habe. Wünschenswerth für das Christentum wäre die Acquisition, wenn ich abstimmen darf, eben nicht, dazu war Seneca doch ein zu dunkler Ehrenmann; aber historisch wünschenswert insofern, als er für die frühe Wirklichkeit und Wirksamkeit des Christentums ein großer Zeuge würde. Allein was neuerdings Gelehrten wie dem Wiener Schenk und Usener in Bonn mit Voethius glücken konnte, ist bei Seneca nicht gelungen und kann nie gelingen. Bei undefangener Prüfung kann man nicht finden, — und das ist doch die Hauptsache — daß die Übereinstimmung zwischen den Aussprüchen des Philosophen und unserer heiligen Schriften direkte Beziehungen beweise; auch wenn man, was der Verf. hätte thun müssen, mehr vom Boden der ältesten Schriften apostolischer Väter als der Apostel argumentieren würde. Noch mehr solche Scheinübereinstimmungen hat Friß („Aus antiker Weltanschauung“) soeben zusammengestellt, aber nur um das allmähliche Verrücken des besseren Heidentums zum Lichte der Gottesoffenbarung zu bezeichnen. Um dagegen ein Beispiel von den Fehlschlüssen unseres Verf. zu geben, sei gesagt, daß für Senecas leidenden Gerechten nicht unser Erbsitz, sondern Platos Politie, Buch II, Kap. 4, offenbar maßgebend war.

Gewiß ist das Buch eine schätzbare, fleißige und überall interessante Studie, aber den Eindruck maßvoller Prüfung einer wissenschaftlichen Frage macht es nicht, öfter selbst den einer Anwaltsarbeit. Die Abicht des Verf., sein Standpunkt in christlichen Fragen ist durchaus erfreulich, aber sein Werk hat nicht die Gabe, zu überzeugen. Wir können auch nicht verschweigen, daß die Litteratur über Senecas Christentum ungleich größer ist, als was der Verf. in der Literaturangabe und im Texte berücksichtigt. L. Sch.

— Streitfragen zur Geschichte der Königin Maria Stuart von Heinr. Werdes. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) 1886. 8°. 1,60 M.

Die verwickelteste historische Frage der Gegenwart, die seit A. Waedede's Buch über Maria Stuart (1879) die Geschichtsforscher in Atem hält und den Kaiserthron Gehandenmord abgelöst hat, ist dadurch nur noch düniger geworden, daß neuerdings ein bliffiger und kräufender Ton zwischen den Gegnern sich hervorhob. Abgesehen von einer antikirchlichen Auslassung von Prof. Waedede tragen wesentlich die Verteidiger von R. Stuart (die Wiesener Schule, die sich um den niederösterreichischen Landen gruppiert) daran die Schuld. Auch von Davs aus so unparteiliche Forscher wie Brehlau wurden beleidigt, und jedermanns Hand war wider jedermann. Die sachlichen Meinungsverschiedenheiten rechtfertigten solchen Ingrimme täglich weniger und der Prozeß ist offenbar ins rein Sachliche erhoben, wie denn selbst der gut evangelische „Reichsbote“ zum Jahrestag von Marias Hinrichtung sie als unschuldige Märtyrerin gefeiert hat. Werdes, ein jede Schuld von Maria wegbrennender Anwalt, liefert hier einen Nachtrag zu seiner viel angefochtenen Geschichte der Maria Stuart. Ein gut Teil ist Po-

lemit gegen Prof. Brehlau; daraus einzugehen, würde viel zu weit führen, wie auch das Buchlein selbst nur von solchen, die den ganzen Text der sog. Kassettenbriefe vor sich haben, mit Nutzen gebraucht werden kann. Das Hauptergebnis von Werdes ist, daß Murray, Mariens Halbbruder, der Fälscher dieser Briefe gewesen sei. Daß gefälscht worden ist, darüber sind alle Forscher einig; daß die Schuld daran auf Murray falle, ist mir in hohem Grade unwahrscheinlich. L. Sch.

— Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Von Dr. Gustav von Buchwald. 2. Band. Zur deutschen Wirtschaftsgeschichte. (Kiel, Ernst Hermann.) 1887. 297 S. 8°. 4,50, geb. 5,50 M.

Der Verf. bringt uns das Leben des Mittelalters, wie schon seinem ersten Bande vielfach nachgerühmt wurde, in der That näher als viele Vorgänger durch eine eigentümliche Mischung von Erzählung und statistischer Abhandlung. Er beschränkt sich keineswegs auf sachverständige Ausbeutung einiger Memoiren von Rittern und Bürgern (der bekannteren: Jörg von Egingen, Burtard Zint, Lufas Rem; der unbekannteren: Demele von Hofstein, Gerhard Korfmatter), sondern er verfügt über eine so große allgemeine Belesenheit in den einschlägigen Stoffen, daß er eine fette und reiche Darstellung des öffentlichen und privaten Lebens im 15. Jahrh. mit Erfolg schreiben konnte. Das Buch ist überaus anregend und befriedigend. Nur der Südwesten scheint dem Verf. weniger bekannt, sonst müßte die Zimmerische Chronik, Odwald von Wolkenstein, Ueberhard Winderke, es müßten die überreichen elbischen Quellen (sein teil bei Schil-ter!) ebenso ausgedeutet sein wie jene. Aber dennoch ist das Bild, welches W. entwirft von Handel und Wandel, Arbeit und Genuß, Sitte und Streben vollquellend und wesentlich: überall Thatfachen, mit scharfem Sachverständnis und kritischer Prüfung (anders als bei Janßen, der das ihm passende Geschriebene gern zu glauben bereit ist!) erhoben und verwertet. Der wie es scheint fast liberale Standpunkt des Verf. tritt selten störend hervor. (S. 191, 245, 248.) Zu loben ist die musterhaft klare Anordnung, die dem Lehrer das höchst empfehlenswerte Buch nur brauchbarer machen wird. — Kleine Irrungen: S. 129 steht die Type; S. 247 Gossensfuß statt Gossensfäß (= Gotesfäß) in Tirol. L. Sch.

— Zürcher Taschenbuch aus das Jahr 1887. Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge: 10. Jahrgang. Mit einer Abbildung. (Zürich, S. Höhr.) 1887. 280 S. 8°. 5 Fr.

Der Hauptpunkt dieser Sammlung von Aufsätzen, deren Erscheinen wir wiederholt in dieser Zeitschrift begrüßt haben, sind wie im vorigen Jahrgange Labartes Schreiben an seine Bremer Freunde und die Tagebuchblätter eines Zürcher Bürgers, gleichfalls aus der Zeit der großen Revolution. Für und draußen im Reich bot der vor. Jahrgang mehr Fesselndes. Eine Prebigt aus dem 17. Jahrh., in der weder ein L noch ein R vorkommt, ist doch eigentlich eine widerliche Spielerei, auch wenn sie die Bildsamkeit unserer Sprache beweisen soll. Die

„Reise auf den Höhenwiel“ (1786) ist gar zu kleinlich speichbürgerlich, hausbauend und ohne kulturhistorisches Erträgnis. Solche Publikationen von nichtigen alten Sagen trifft man nur in eltschischen und schwedischen Blättern, wo eine gewisse Art Familionten herrscht. Die „Neuen Teufner Fahrten“ enthalten besonders Mitteilungen über Kunstdenkmäler, sind aber manchmal zu breit, manchmal zu knapp und bedürfen weiterer Erläuterung. Das Uebrige entbehrt einer allgemeineren Bedeutung. Es weht aber ein guter Geist in der Sammlung, verwandt dem der Allg. Schweizerzeitung, nichts von dem widerlichen Wirtthümer und Zürcher Radikalismus. Aber warum werden in dem Zürcher Taschenbuche nicht Kirchenschroniken und Auszüge aus dem Zürcher Staatsbuche abgedruckt, da würden wir Deutsche noch ganz anders zugreifen! Die bibliographische Beigabe ist wie immer wertvoll. L. Sch.

#### 4. Biographisches.

— Barthold Georg Niebuhr. Ein biographischer Versuch von Franz Essenhardt. (Gotha, Friedr. Andreas Perthes.) 1886. 2:6 S. 8<sup>o</sup>. 5 M.

Zur Biographie des genialsten Historikers und hervorragenden Staatsmannes werden hier einige Beiträge gegeben; denn erfüllt hat sich mehr, als was der junge Niebuhr abate: „wenn mein Name genannt werden sollte, wird man mich als Geschichtsschreiber und politischen Schriftsteller, als Altertumsforscher und Philologen kennen.“ Eine Biographie ist das Gebotene freilich bei weitem nicht und soll es auch nicht sein: Ausschnitte aus Niebuhrs Schriften und besonders aus schwer zugänglichen Zeitungsaufstellungen, in der Zeit des Befreiungskrieges und namentlich bei der schicksalichen Frage geschrieben, bilden samt Essenhards geistreicher Kritik dazu den wichtigsten Inhalt des Ganzen. Bedeutend finden wir, was zur Charakteristik Niebuhrs gelangt wird, wobei Essenhardt eine außerordentliche Gabe zu allseitiger Würdigung eines sonst unergleichbaren Mannes beweist. Selten ist und aber auch ein Biograph vorgekommen, der so gar nicht voreingenommen ist für seinen Helden: Essenhardt zwingt wohl gar den Leser, für Niebuhr gegen förmliche Krügeleien seines Biographen Partei zu nehmen, und zwar ganz besonders, wo die kritischen Ergebnisse und die historische Methode Niebuhrs getadelt werden. Beispieler! Die Unbegreiflichkeit, daß Niebuhr von der Einheit der homerischen Gedichte spricht, erklärt sich nicht, wie E. meint, daraus, daß Niebuhr den großen Wolkf ärgern wollte, sondern aus der Stellung, welche diese damalige und gar erst spätere Homertrinker: Sengebusch, Rapphorn u. a. einnahmen. Man kann sehr wohl an die Einheit Homers glauben und mit Niebuhr die Königs-sagen des Iliados als Volksgeden ansehen. Ähnlich ist es, wenn Essenhardt tadelt, Niebuhr denke sich die Poese ohne Metrum entstanden, da er doch selbst die Stelle von den „Irischen Nameri des altrömischen Verfes“ citirt hat. So können wir auch gar nicht zustimmen, wenn Essenhardt meint, Niebuhr habe sein Bild von römischer Ver-

worfenheit nur aus Einzelheiten römischer Buchprediger zusammengeleitet. Ich denke, was wir bei allen römischen Historikern und Dichtern einhellig bezeugt finden, das ist der sorgfältige Versuch der Sitten. Man nenne einen Gezeugen! Am meisten Neues bieten die Erzählungen aus der Jugend Niebuhrs (sungen) bemerkt man über seinen Vater, den Africarreitenden, Kühreres), und Johann, was über seine Stimmung und äußere Lage während der römischen Gefandtschaft beigebracht wird, wie er da mit stierendem Herzen unter einer kleingewordenen Nation vergebend Menschen sucht. Hatte man früher die kritische Objektivität Niebuhrs über das Maß gepriesen, so zeigt sich bei Essenhardt als Grundgedanke, wie vielmehr die reizbarste Subjektivität allem, was Niebuhr dachte und erlebte, Farbe gab. Circulisch ist, wie Niebuhr einer wiedererkannten Fremdin des Historikers, die meist mit beleidigenden Bemerkungen bedacht wird — der Hypothese das Wort redet. Dem Buche ist, zumeist in den späteren Kapiteln, eine so abgeriffene Darstellung eigen, daß nicht bloß das Ganze, sondern jedes Kapitel immer wieder nur als Versuch, als Beitrag, als Anzahlung erscheint. Nur die große Beschreibung, welche die seine psychologische Auffassung seines Helden hervorbraut, schließt schließlich dem Buche etwas, was einer einseitigen und befriedigenden Stimmung ähnlich ist. L. Sch.

— General Boulanger. Lebensbild des französischen Kriegsministers von Alfred Rubemann. 2. Aufl. (Berlin, Walthers u. Apolant.) 1887. 76 S. 8<sup>o</sup>. 1,50 M.

Die vorliegende Schrift gründet sich auf umfassende Kenntniss der zahlreichen französischen Schriften desselben Inhalts, welche zu den verschiedensten Zwecken erschienen sind. Auch die Boulanger betreffenden Auslassungen der Presse zieht Rubemann in den Kreis seiner ausführlichen Betrachtungen, denen man das Lob der Sachlichkeit nicht abprechen kann. Gerade durch diese gewinnt die Darstellung gelegentlich eine Schärfe in der Kritik mancher Handlungen des Kriegsministers, welche den deutschen Verf. verrät, welcher gewohnt ist, an das Thun eines Offiziers herabgelaterte Weise den strengsten Maßstab anzulegen. — Das Urtheil, das Rubemann über den „Helden der Rebanché“ fällt, ist mit kurzen Worten folgendes. B. ist ein tapferer Soldat, das hat er bewiesen, indem er sich seit 1855 auf jedem Schlachtfelde, wo Franzosen kämpften, seine Wunde holte. Er hat es jedoch auch verstanden, aus seinen Thaten in jedem Falle den thunlichsten Vorteil zu ziehen. Das beweist seine verblässende schnelle Förderung, welche er mit jedem Mittel herbeizuführen suchte (vergl. die Briefe an den Herzog v. Kumalet). Ob er ein guter Heeresverbesserer ist, wie es den Anschein hat, muß sich erst zeigen; noch mehr, ob seine strategischen Anlagen seinem persönlichen Mute und seinem Ehrgeiz gleichkommen. „Der französische Kriegsminister ist für Deutschland keine Furcht erregende Persönlichkeit; ihm wird schwerlich die Ehre angethan werden, daß Deutschland seinerthalben seine treuen Bürger opfert. Furcht kann

bei uns nur davor herrschen, daß das französische Volk sich aller diplomatischen Kunst zum Trope vielleicht wieder einmal blühdings in ein Unternehmen stürzt, das ihm, nach blutigen Opfern auf beiden Seiten, unselbbar den Hals kosten muß.“ Mit kurzen Worten sei nun des *Avancement* des Boulanger's gedacht. 1837 geboren, wurde er 55 Unterlieutenant, 60 Leutnant, 62 Hauptmann, 70 Major und Oberlieutenant, 74 Oberst, 80 Brigadegeneral, 84 Divisionsgeneral, 86 Kriegsminister; in der That eine erstaunlich schnelle Beförderung. Dem Buch von Ruhemann ist ein Bild vorgebracht, das Boulanger als einen martialisch aussehenden Mann zeigt. Boulanger soll eine unverwundlich heitere Laune besitzen, was bei seiner männlichen Erscheinung und seinem wohlverdienten Rufe der Tapferkeit ihm die Herzen der Menge geneigt macht, um deren Günst er mit allen Mitteln büßt. L. W.—v.

— Wilhelm Hey, nach seinen eigenen Briefen und Mitteilungen seiner Freunde dargestellt von Dr. Theodor Hansen. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.) 1886. VIII. 413 S. 8°. geb. 7 M. Mit einem günstigen Vorurteil pflege ich Bücher in die Hand zu nehmen, die dem obengenannten Verlage entstammen. Noch lebhafter wurde diese Teilnahme, als ich in dem vorliegenden Buche die Lebensbeschreibung des lebenswürdigen Kinderfreundes Hey fand. Wäre eine weitere Steigerung möglich gewesen, so wäre sie gewiß veranlaßt worden durch die Mitteilung des Verfassers, daß er bei der Abfassung noch über das unvermeidliche horazische neunte Jahr hinausgegangen sei und daß die Verlagshandlung sich veranlaßt gesehen habe, dem Buche einen Vorläufer in Gestalt einer kürzeren, von Johannes Boumei geschriebenen Skizze, „Der Fabeldichter W. Hey“, voranzuschicken.

Doch leider bin ich in meinen Erwartungen getäuscht worden. Trotz des großen Fleißes des Verfassers, ja vielleicht wegen desselben hält das Buch nicht, was es verspricht. Ich denke mir die Art und Weise seiner Entstehung folgendermaßen. Zunächst sind Briefe und Mitteilungen mit größtem Sammelstieße zusammengetragen, dann hat der Verfasser alle Einzelheiten über die Briefempfänger oder die in den Briefen erwähnten Personen zusammengesucht und nicht veräumt, genau zu ermitteln, wo die Leute selbst bei vorübergehendem Aufenthalt gewohnt haben.

Für diesen Stoff nun, der ihm vielleicht durch die Mühe des Auffindens wertvoll geworden war, hat der Verfasser die gleiche Teilnahme bei den Lesern vorausgesetzt und denselben unarmberzig in seinen Bau hineingemauert, ihn nicht in den Text selbst aufgenommen, teils mit Hilfe der das Lesen so sehr störenden Klammern demselben beigefügt. Ich verweise nur auf die verschiedenen Adressen Bunjens, z. B. S. 62 (pr. Abr. Mr. Morelli Guintini) und S. 56 (rue de l'école de médecine Nr. 4).

Doch wäre das hier Getadelte vielleicht nicht so schlimm, wenn es nicht einen anderen Fehler im Geolge hätte. Über den vielen kleinen Strichen hat der Zeichner veräumt, uns ein plastisches Bild von

der Persönlichkeit seines Heiden zu schaffen. Es gehört recht viel Mühe dazu, sich ein solches aus dem Buche herauszusuchen. Es ist aber die Pflicht des Biographen, ein solches zu bieten, und seine Kunst besteht darin, diejenigen Seiten in dem Leben und in der Persönlichkeit seines Heiden kräftig herauszuarbeiten, die für den weitesten Kreis wertvoll sind, in unserem Falle also den Fabeldichter. Mit schwächeren Strichen konnte dann die innere Entwicklung des Theologen gezeichnet werden, der als solcher doch nur kleinere Kreise beschäftigt.

Der Verfasser hat es fast umgekehrt gemacht. Sollte aber diese nach meiner Meinung unrichtige Verteilung in seiner Absicht gelegen haben, so hätte er diese innere Entwicklung Deys in schärferen Strichen zeichnen müssen; dann hätten wir in dem kleinen Bilde der Einzelbiographie eine Strömung jener Zeit erblicken können, in und mit der Deys gelebt hat. Dann wäre daraus vielleicht ein wertvoller Beitrag zur Kirchengeschichte der neueren Zeit geworden.

Freilich bleibt dann immer noch der Uebelstand, daß Deys offenbar nicht zu den Persönlichkeiten gehört hat, die auf das religiöse Leben einer ganzen Zeit mit bestimmend eingewirkt haben, sondern daß nur das Allgemeine sich in seiner besonderen Entwicklung spiegelt.

Noch muß daran hingewiesen werden, daß leider auch die Sprache häufig etwas sehr Schwerfälliges und Ungelenkes hat, was die Lektüre bisweilen zu einer ermüdenden Arbeit macht.

Da Deys' Dichtungen, abgesehen von den Fabeln, jetzt nur wenig bekannt sind, ist es wertvoll, daß eine Anzahl Lieber namentlich dem Abschnitt „Feierabend“ beigeigigt sind. Wir bedauern, daß dies nicht in weit größerem Umfange geschehen ist. Bei Weglassung vieler oben erwähneter Lebenslichkeiten hätte sich un schwer der Raum dazu gefunden. Schr.

## 5. Philosophie.

— Die Notwendigkeit der Religion, eine letzte Konsequenz der Darwin'schen Lehre. Gemeinlich dargestellt von Dr. Friedrich Dahl, Assistent am zoologischen Institut der Universität Kiel. (Heidelberg, Georgi Weis.) 1886. 112 S. 8°. 2 M.

Dies merkwürdige Buch hat zwei ungleich ausgedehnte Bestandteile. Der große erste enthält eine Darlegung des Darwinismus und seiner Konsequenzen; er wird, wiewohl er wissenschaftlich allein haltbar sei, doch nur als wahrscheinlichste Annahme empfohlen. Daß aber Agassiz, Bigand, Pfaff und zum Teil auch v. Baer und viele andere damit tolgemacht wären, ist freilich nicht zu sükhen. Der springende Punkt, die sog. Krzeugung, der Uebergang aus unorganischem Stoff in organisches Leben, selbst von Dubois-Reymond als Rätsel bezeichnet, ist vom Verf. nicht gelöst, und er thut ganz wohl, „sich nur zu wundern, daß nicht auch heute noch bisweilen aus unorganischen Verbindungen“ Lebewesen entstehen. Da sind wir besser daran: wir wundern uns gar nicht. — Was aber das Büchlein merkwürdig macht, ist sein zweiter Teil, worin er aus Darwinismus das Christen-



tum als Ergebnis der menschlichen religiösen Entwicklung, aber auch wegen seiner inneren Wahrheit verteidigt. Hier wird Selbständigkeit des Geistes von der Materie, freilich ohne Erklärung seiner Herkunft, gelehrt, es wird sogar eine oberflächliche Verteidigung des Bannes und der Unsterblichkeit gegeben. So ganz fertig scheinen freilich die Ansichten des Verf. nicht zu sein, vielleicht nicht einmal ganz klar in ihrer Tragweite. Das beweist die Art, wie Fried, Instinkt und Geist durcheinander geworfen werden, die Freiheit des Willens preisgegeben, aber das Opfer des Gottessohnes verteidigt wird. Doch mag das Buch als Symptom einer in Naturforschertreisen sich schon länger vorbereitenden Rückbildung bemerkt werden: das wäre dann christlicher Klavismus. Lg.

— Das Weltproblem und seine Lösung in der christlichen Weltanschauung. Von Dr. philos. Heinrich Krap, Barrer a. D. und Gymnasialoberlehrer. Ein Beitrag zur Förderung einheitlicher Weltanschauung auf realistischer Grundlage. Allen Gebildeten gewidmet. (Karlsruhe und Leipzig, H. Neuber.) 1887. 327 S. 8°.

Dieser Versuch der Begründung einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung soll dem Bedürfnis derer entgegenkommen, „die zwar den Widerspruch der modernen Bildungselemente in sich selbst deutlich und — schmerzlich empfinden, denen es aber trotz ernstem Bemühen noch nicht hat gelingen wollen, den Zwiespalt in ihrem Erkenntnisleben,“ die so oft unbeträglich schmerzlichen Gegensätze von Glauben und Wissen, Welt und Christentum „zu überwinden und durch den Kampf der Meinungen hindurch zu einer einheitlichen Totalanschauung durchzubringen.“ Das Werk hat das Interesse des Rez. von Anfang bis zu Ende in hohem Grade gefesselt. Das Ganze ist von echt christlichem Geiste durchweht, und ein seiner Sinn und warme Begeisterung für die Wahrheit gewinnt uns geistige und gemüthliche Teilnahme ab. In einer für jeden Gebildeten verständlichen, einfachen und fast durchweg geläufigen Sprache werden klare und bestimmte, teilweise fahlagende Gedanken dargeboten. Der gesunde Menschenverstand des Verfassers vertritt sich niemals in absurde Sonderbarkeiten und scholastische Spitzfindigkeiten, und indem Verf. ein allzu tiefes Eingehen auf abstraktere Fragen, welche nur den Philosophen von Fach interessieren könnten, vermeidet, gelingt es ihm, selbst in schwierigen Punkten das Niveau der Verständlichkeit nicht zu verlassen. Andererseits entgeht ihm keine in Betracht kommende Tatsache, und er ordnet die hergebrungenen, nachdem er ihren Gehalt vorsichtig gepriift, an ihrem natürlichen Plage dem Weltbilde ein. So wird auch der Bestand des letzteren vollständig dargelegt, wenn ich auch die Entziffel des Weltproblems stellenweise noch etwas weiter ausgeführt wünschte. Die vielfach recht treffend angezogenen konkreten Beispiele tragen übrigens viel zur Veranschaulichung des Weltbildes in seinen einzelnen Teilen bei. Die Wiederholung des Wertes ist überflüssig und sachgemäß, die Stellung zum Christentum einerseits völlig positiv und andererseits doch nicht durch Vorurteile einer einseitigen Rechtgläubigkeit eingeengt,

so daß wir der Richtung, in welcher Verf. die Lösung des Weltproblems findet, aus vollem Herzen zustimmen können. Nach allem meinen wir, daß eine so klare und genaue Orientierung über die Streitfrage und ihre Lösung in christlichem Sinne wahrheitsliebenden Gebildeten, auch unter den dem Christentum ferner Stehenden, in hohem Grade erwünscht sein muß. H.

## 6. Kunst.

— Angewandte Aesthetik in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays von Gustav Portig. 2 Bde. (Hamburg, J. F. Richter.) 1887. VI, 314 u. 348 S. 8°.

In einer Reihe kunstgeschichtlich-ästhetischer Studien über Werte der bildenden Kunst und der Musik verjucht der Verfasser die historische und die philosophische Betrachtung der Kunst zu einer einheitlichen Disziplin zu verschmelzen, die ihm als „Ideal“ vorschwebt. Niemand wird ihm das Recht hierzu bestreiten — viele aber werden sich weigern, in derartigen Essays Arbeiten von hervorragender Bedeutung und weitgehendem, fruchtbarem Einfluß zu sehen. Die Anteil auf Kosten der Kunstgeschichte herabzulegen, ja für unwichtig erklären zu wollen, wird keinem einfallen, der sich einen freien Blick für die Ziele der Wissenschaft überhaupt bewahrt hat, aber gerade wer es ernst mit der Forschung nimmt, wird es nur als ein Glück betrachten, daß man in neuerer Zeit die historische Betrachtungsweise möglichst von der ästhetischen zu sondern bemüht ist. Gerade diese Sonderung ist eine Vorbedingung auch für eine gesunde und sichere Ausbildung der Aesthetik als philosophischer Wissenschaft. Ja, man muß so weit gehen zu sagen, daß die historische Forschung nicht an sich ein absolutes höchstes Ziel bedeute, sondern der eigentlichen, einer tieferen Auffassung nach allein so zu nennenden Wissenschaft, nämlich der Philosophie, das zu verarbeitende Material liefert. Wer dieses Ideal erfaßt hat, wird sich hüten, wie der Verf. es mit Vorliebe thut, die mühevollen und anspruchsvollen Einzel Forschungen ersterer Kunsthistoriker von oben herunter abzufertigen, mag er auch mit ihm beklagen, daß das vorwiegende Betonen des Gegenstandes die Form kunstgeschichtlicher Aufsätze, namentlich die Sprache, häufig vernachlässigen macht! Ob man nun die Aufsätze des Verfassers selbst, wie er es möchte, für „Kunstwerte in Aufbau und Sprache“ halten wird, mag dahingestellt bleiben. — Er will allgemein verständliche und allgemein anregende Betrachtungen über Kunstrichtungen und Kunstwerke geben — darin besteht sein „Ideal“, welches wohl nicht den Anspruch darauf machen kann, ein ganz neues zu sein. Wozu dann aber nicht einfach sagen: „Ihr Herren Kunsthistoriker einerseits und ihr Herren Aesthetiker andererseits, es kommt mir in diesem Buche nicht darauf an, euch die Resultate ersterer historischer oder ästhetischer Forschungen vorzulegen, sondern ich wende mich an ein größeres Publikum, das ich anregen möchte zu einer mehr eingehenden Beschäftigung mit Kunstwerten aller Art?“ Warum so prunftast als ein mit allem historischen und ästhetischen Wissen ausgestatteter Vertreter eines

besonderen wissenschaftlichen Ideals austreten? Bei den Essays dieser zwei Bände fällt das Schwerkraft weniger auf die in ihnen enthaltene sachliche Bezeichnung, als auf die Bezeichnung über die Persönlichkeit des Verfassers und dessen Ansichten. Wenn P. die Nietzsche'sche Pietä über die des Michelangelo stellt, so erfahre ich eben Herrn Fortig's Ansicht, erfahre, daß es jemand gibt, der eine derartige Ansicht hat, was aber nicht im mindesten hindert, daß mich das Werk des Florentiners bei weitem mehr anzieht, als das des Deutschen. Und ich könnte mein Gefühlstheil vermittelt mit einer ästhetischen Grundanschauungen ebensowohl rechtfertigen, wie Herr Fortig das seine. Wenn die Ausführungen Wagner'scher Werke in Bayreuth mich im tiefsten Innern erschüttern und bewegen, wie sonst nichts anderes künstlerisches in dieser Welt, was geht es mich an, daß Herr Fortig das Wagner'sche Kunstwort verurteilt. Was für Herrn P. nur „schattenhafte Personifikationen“ sind: der Tannhäuser, Lohengrin, Siegfried, Hans Sachs, Uta, Elisabeth, Brünhilde, sind für mich die lebensvollsten Gestalten. Wer hat nun recht von uns beiden? Herr Fortig glaubt: er, ich glaube: ich. — Und dasselbe ist der Fall, wenn der Verf. der Essays seine „allmählich“ erlangte Ansicht ausdrückt, daß „die Gartenkunst nicht tiefer stehe, als die anderen bildenden Künste“, und ich darauf sage: ja, sie steht tiefer, zugleich aber bescheiden frage: stehen denn die „anderen bildenden Künste“ auf gleicher Höhe? Wer hat denn dieses Maageremonell festzustellen?

Doch genug der Kontraste. Ich könnte deren noch zahllose andere anführen, aber solchen subjektiven Auslassungen gegenüber laß mich auch der Rezensent nur subjektiv anlassen, und ich wollte nur darauf hinweisen, daß „kunstgeschichtlich-ästhetische Versuche“ wie diese doch wohl nur dem Verfasser als „Ideal“ erscheinen werden. Daß aber unter denselben gar manche sind, die ansprechende und anregende Betrachtungen enthalten und den Geist des Lesers auf eigentümliche und des Nachsinnens werthe Probleme hinweisen, soll dankbar anerkannt werden. Hervorheben möchte ich von diesem Gesichtspunkte aus besonders den Aufsatz über „die Hohen Meissen von Bach und Beethoven“, über „Kleinigkeiten in der Kunst“, über „absolute Höhen der Kunst“. Auf die einzelnen Studien, Abhandlungen und Behauptungen näher einzugehen, würde zu weit führen, da es nicht ohne Diskussion möglich wäre. So seien zum Schluß nur zur besseren Orientierung des Lesers die in dem Buche behandelten Stoffe genannt: Die schöne Gartenkunst. Die Schönheit der Pflanzenwelt. Gottfried Semper und die Architektur der Gegenwart. Richard Wagner's Bedeutung in der Kunstgeschichte. Die Darstellung der Venus bei den Alten, bei Titian und Thorwaldsen. Die Schönheit des menschlichen Körpers. Das Wesen der Antike. Rafael's Disputa und Piero's Allerhellendbild. Rafael's Schule von Athen. Rafael und das Madonnenideal. Michelangelo und Nietzsche in ihrer Pietä. Ueber Bemalung von Gebäuden und Statuen. Der olympische Zeus des Phidias. Der Gottvater des Hubert van Eyck, des Michel-

angelo und des Peter Cornelius. Die Blüte der dekorativen Kunst. Die Totenmesse bei Mozart, Kiel und Brahms. Ueber Häubel's Messias, Kiels und Liszt's Christus. Das Weltgericht in der Freskomalerei. Laaloon und Klobe. H. T.

— Die Wandlungen der Mariendarstellung in der bildenden Kunst. Von Hans von Schreiber'shofen. (Heidelberg, Carl Winter.) 97 S. 8<sup>o</sup>. 2,80 M.

Der Verf. versucht in gedrängter Darstellung einen Ueberblick über eine geschichtliche Entwicklung zu geben, die jedenfalls zu den wichtigsten innerhalb der christlichen Kunst gehört, wenn nicht die wichtigste selbst ist. Die Wandlungen der Mariendarstellung schildern heißt nichts anderes als eine Geschichte der christlichen Kunst schreiben. Nur aus den eingehendsten Studien und aus den gründlichsten Kenntnissen heraus läßt sich in kurzen Zügen ein wahres, charakteristisches und lehrreiches Bild einer solchen Entwicklung dem Allgemeinen nach gestalten. Es kann nicht genug betont werden, daß ikonographische Untersuchungen, sollen sie irgend welchen Wert für die Wissenschaft und damit zugleich für das allgemeine Wissen haben, auf das Sorgsamste und, wie es die große Beschränktheit unserer Anschauungen namentlich von der mittelalterlichen Kunst noch grausam fordert, auf sehr begrenztem Gebiete angestellt werden müssen! Indem der Verf. sich eine so weite, seine Kräfte übersteigende Aufgabe setzte, mußte er nothwendig oberflächlich werden und neben bereits Bekanntem im einzelnen thatächlich viel Unrichtiges geben. Daß die bedeutungsvollsten Wandlungen in der Darstellung der Madonna, die sich im XIII. und XIV., im XV. und im XVI. Jahrhundert unter dem Einfluß neuer religiöser Anschauungen vollziehen, im wesentlichen richtig hervorgehoben sind, mag gern zugestanden werden. H. T.

— Houdon's Leben und Werke. Eine kunsthistorische Studie von Dr. Hermann Dierks, Dozent der Kunstgeschichte a. d. Universität zu Jena. Mit sechs Abbildungen in Lichtdruck. (Götting, E. F. Zeyemann.) 1887. 148 S.

Jeder Beitrag, der uns zur Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntnisse von der französischen Kunst der letzten zwei Jahrhunderte geliefert wird, darf mit aufrichtiger Freude begrüßt werden, da die sich sonst doch so international erweisende deutsche Forschung noch verhältnismäßig wenig auf diesem Gebiete sich betätigt hat. Die vorliegende Arbeit über den hervorragenden Bildhauer der Zeit Ludwigs XVI. zeichnet sich ebensowohl durch Gründlichkeit der Untersuchung, ruhige Sachlichkeit und seltene Darstellung, als durch eine gerechte Würdigung des Künstlers aus. Der Schilderung von dessen Leben und Hauptwerken sind im Anhang einige wichtige Dokumente, ein Verzeichnis der Porträts von Houdon und ein wichtiger, auf eingehende Untersuchungen gegründeter Katalog aller seiner Schöpfungen beigegeben. Durchaus zutreffend weist der Verf. dem Bildhauer eine Mittelstellung zwischen der Bernini bergöiernen malerischen Richtung der Stulptur eines Pigalle, Coustou u. a., jener bössigen Kunst Ludwigs XV., und dem durch J. L. David zu vollem

Siege getragenen Klassicismus des Kaiserreiches an. Houdon verbindet gleichsam zwei Perioden, zwei künstlerische Prinzipien: lebensvolles Nachbilden der Natur und ein akademisches Trachten nach Maß und Ruhe im Sinne der Antike gehen in seinen Werken einen eigentümlichen Kompromiß ein. Spricht sich das erstere vorzugsweise in seinen Porträtbildungen aus, so macht sich das letztere besonders in der Wiebergabe ganzler Figuren und in deren Gewandung geltend. Kein Wunder daher, daß sich seine eigentliche Bedeutung auf dem Gebiete des Bildnisses am deutlichsten äußert. Hierin war er der unbestritten erste Meister seiner Zeit in Frankreich, und die ersten Meister dieser Zeit treten uns in den von seiner Hand geschaffenen Abbildern persönlich nahe: Voltaire, Rousseau, d'Alembert, Barthélemy, Buffon, Tiberot, Benjamin Franklin, Goussier, Mirabeau, Napoleon, Prinz Heinrich von Preußen, die Kaiserin Katharina. Neben der erstaunlich großen Anzahl von Büsten, die er verfertigt hat, nehmen auch der Zahl nach die sonstigen profanen oder religiösen Werke einen untergeordneten Rang ein. Nur zwei unter denselben erfreuen sich noch heute großer Bewunderung: die Statue des h. Bruno in San Maria degli Angeli zu Rom, ein Werk von überraschend lebensphorem Ausdruck, monumentaler einfacher Gestaltung und schlichter erster Empfindung, und die in zahlreichen Nachbildungen allgemein verbreitete „Prüfende“ (la frivoleuse), ein Mädchen, das sich frierend das Gewand über den Kopf gezogen hat. Nicht die gleiche Bewunderung bringt man heute jener Diana in Petersburg entgegen, die bei ihrem Erscheinen allgemeines Entzücken und ungetheilte Bewunderung erregte, von den Dichtern besungen und dem Apollo von Belvedere verglichen wurde. Die schwebende Stellung der nur auf einem Fuße stehenden Göttin macht uns den Eindruck des allzu Gezierten, so großes Lob auch die Tüchbildung der Körperformen verdient.

Die Lebensgeschichte Houdons weiß keine besonders merkwürdigen Ereignisse auf. Seine künstlerische Entwicklung ist durchaus vom Glück begünstigt gewesen, wie es der Künstler als lebenswüthiger und bescheidener Mensch verdient. Er wuchs in dem Hause Delamottes auf, in welchem 1748 sieben Jahre nach Houdons Geburt) die école des élèves protégés, d. h. die Schule der für die Ausbildung in Rom bestimmten Künstler eröffnet worden war, also in einer Umgebung, die geeignet war, seine Neigung für Skulptur früh hervorzuheben und zu befördern. Er trat zunächst in die Académie de peinture et de sculpture und ging von dieser, dank einer freigebigen Bewerdung um den großen Preis, in die genannte Schule über. Sein eigentlicher Lehrer war Michel-Ange Slodtz, einer der Verehrer Perrinias, gewesen, der als ein sehr begabter Porträtbildner wohl geeignet war, ihm die Wege zu weisen. 1764 ging er dann nach Rom, wo er binnen kurzem seinen Ruhm durch eine anatomische Wudelfigur und durch die Statuen des h. Bruno und Johannes des Täufers für die Kartäuserkirche S. Maria degli Angeli begründete. Letztere ist, wie der Verfnachweist, gleichfalls noch dort erhalten, aber nur

in Gips ausgeführt. 1769 nach Paris zurückgekehrt, wurde er Agécé der Akademie und hat als solcher nun eine lang andauernde Thätigkeit entwickelt, getragen von der Kunst der vornehmen Kreise, von dem Besal der Encyclopädisten, vor allem Diderots, und durch Aufträge aus dem Auslande geehrt. Unter anderen trat er in Beziehungen zu dem Herzog Ernst Ludwig von Sachsen-Gotha, dem er in der Folgezeit Gipsabgüsse von allen seinen bedeutenderen Werken schicken mußte, so daß sich in Gotha ein förmliches Houdon-Museum bilden konnte. Der ehrenvollste Auftrag aber, den er erhalten hat, war eine Statue des Generals Washington, die sich heute im Capitol zu Richmond befindet. Er ging zu deren Anfertigung selbst im J. 1785 nach America.

Unter den die Kunst beeinträchtigenden Wirren der Revolution sollte auch er zu leiden haben, — er mußte es büßen, Mitglied der von allen Seiten angefeindeten Akademie zu sein. In dem Walzer des „Schwur der Horatier“, David, erkannte ihm ein gefährlicher Nebenbuhler. Wie es scheint, hat der nunmehr eintretende vollständige Sieg des Klassicismus seine Thätigkeit gelähmt, seiner Originalität Abbruch gethan. Auch er geriet in die mächtige neue Strömung hinein. Die Werke dieser letzten Periode seines Schaffens stehen an künstlerischer Bedeutung den früheren bei weitem nach. Er starb am 15. Juli 1828.

Die Ausführungen des Verf. erhalten in einigen Lichtdrucken eine willkommene Illustration. Aus den Reproduktionen (Voltaire, h. Bruno, Tiberot, Rousseau, die Diana, Kollier) vermag sich der mit den Originalwerten nicht bekannte Leser ein annähernd deutliches Bild von der überraschenden Lebendigkeit, dem geistreichen Realismus Houdonscher Porträtbüsten zu machen. Vielleicht wird er sich erlauben fragen: Sind das nicht Thonmodelle? — Können derartige in welcher Masse 1000 durchzubildende Formen denn mit gleicher Feinheit in Marmor oder in Bronze wiedergegeben werden? S. I.

## 7. Litteraturgeschichte.

— Goethe in der Epoche seiner Bollenbildung. (1805—1832.) Bericht einer Darstellung seiner Tenweise und Weltbetrachtung. Von Dr. C. H. G. Harnack. (Leipzig, J. G. Hinrichs.) 1887. 249 S. 8v. 5 M.

In vier Abschnitten, denen eine Darlegung der Hauptmomente aus Goethes Entwicklungsgang und der Grundlage seiner Denkwelie vorangeht und denen ein zusammenfassendes Kapitel am Schlusse folgt, gibt uns dieses Buch eine aus den Quellen geschöpfte Darstellung von Goethes ethischen und religiösen Anschauungen, seiner Natur- und Kunstansichten, sowie seiner Betrachtung der politischen und sozialen Verhältnisse. Der Verfasser ist mit Liebe und hervorragender Sachkenntnis an die Lösung seiner Aufgabe gegangen und hat durch geschicktes Zusammentragen, durch geschmackvolle Anordnung und durch glückliche Schlussfolgerungen zahlreiche Goethefragen einen guten Dienst geleistet. Was er gibt, soll kein System Goethischer Weltanschauung sein — der Verfasser erklärt selbst

eine solche Abstrahierung als Willkür — sondern nur eine Sammlung der überall zerstreuten Aussprüche Goethes, deren Anordnung er sogar nach von diesem selbst gegebenen Gesichtspunkten vorgenommen hat. So sehr auch, trotz der eleganten Vermittelungen Harnads (s. J. B. S. 57 und 63) die sich häufig direkt entgegenstehenden Äußerungen Goethes den unbefangenen Leser zum Widerspruch reizen, so wird doch niemand die stets anregenden Gedanken ohne Nutzen durcharbeiten. Dabei wird allerdings nicht jeder in der glücklichen Lage Harnads sein, fast überall nur bewundern zu können.

Nur an einer Stelle wird wenigstens Goethes Egoismus zwar nicht gemißbilligt, aber doch erwähnt. Seite 29 heißt es, und dies Verständnis will hier mehr sagen, als z. B. in dem Runde Baumgartners: „Auch ist Goethe immer gewohnt gewesen, die Forderungen seiner individuellen geistigen Entwidlung als die obersten anzusehen und in entscheidenden Fällen höher zu schätzen als die Pflichten, welche aus Beziehungen zu anderen entspringen.“ Entschieden zu weit gegangen ist der Verfasser, wenn er in Goethe eine geistige Kraft verehrt, „welcher die deutsche Kultur schon ihren gegenwärtigen Bestand zu einem großen Teile verdankt, deren Wirkung aber noch keineswegs abgeschlossen ist,“ und wenn er aus dieser Ueberzeugung die Begründung der Goetheforschung herleitet. Andere Leute erblicken diese geistige Kraft, von der noch so Großes zu erwarten ist, in dem Christentume und erklären einen sehr beträchtlichen Teil der Goetheforschung als Resultat des nämlichen Triebes, der sich auch sonst in der Sammlung des Kleinen oft so groß zeigt.

Sehr gut kommt zur Darstellung die zwar durchaus nicht wissenschaftliche, wohl aber in hohem Grade künstlerische Art der Naturanschauung Goethes. Wie wahr, wenn auch in ganz anderem Sinne gesagt, als in dem Goethes, der die unschuldigen Instrumente meinte, sind die S. 76 citierten Worte: „Mikroskope und Fernrohre verirrten eigentlich den reinen Menscheninn.“ Leider spricht Goethe damit nur von der Verirrung des getrübbten Auges und nicht von der des verdünnerten Geistes, der nicht an Gott glaubt, weil er ihn mit Mikroskop und Fernrohr nicht findet. Interessant ist von S. 217 an Goethes Staatssozialismus behandelt. Sollte es, belläufig gesagt, nicht vielleicht zeitgemäß erscheinen, durch eine populäre Darlegung dieser sozialistischen Träumereien Goethes dem liberalen Bildungspöhlster das Grauen zu benehmen, das ihn bei dem Namen „Staatssozialismus“ immer noch zu beschleichen pflegt? Von einem „so gebildeten Manne“ würde er ihn vielleicht eher annehmen. — Wenn der Verfasser S. 134 Goethes „geistsprühende Form“ der Kritik Voltaires bewundert, so läßt er doch hoffentlich die entsetzliche Aufzählung der 44 Eigenschaften des übertrieben gelobten Franzosen mit ihrem „Verstand, Nichtigkeit, Schidlichkeit, Ton, guter Ton, Polton“ u. s. w. (man bewundere die Steigerung der Töne!) nicht in dieses Urtheil. „Das Wahre“ oder „die Art von Fahren“, die nach Goethe dem Menschen durchs Leben helfen soll S. 10 dürfte nicht jedem als Richtschnur

seines Daseins oder Trost im Leben und Sterben genügen.

Der Verfasser befürchtet in der Vorrede, daß vielleicht mancher Leser in dem Buche ungedrucktes Material vermissen könnte, glaubt aber, daß das bisher publizierte für seinen Zweck genüge, und fügt hinzu: „mit etwaigen zufälligen Einzelheiten jedoch das Buch auszuschnüden hätte keinen sachlichen Wert gehabt.“ Er macht uns damit neugierig, was er gethan haben würde, wenn das publizierte Material nicht genügt hätte. Sollte er, wie es den Anschein hat, in der Lage gewesen sein das Buch „auszuschmücken“? Wir fürchten, daß er selbst mit der geringfügigsten Herabsetzung „Aus schmückung“ den Dank der „Goethegemeinde“ viel gewisser noch sich erworben haben würde. Wir aber danken ihm für diese Enthaltensart ebensowie für sein lehrwürdiges Buch. Sch.-K.

### R. Rechtspflege.

— Streiflichter auf den gegenwärtigen Strafprozeß nach dem Stande der wesentlichsten europäischen Gesetzgebung von Dr. S. Mayer, Professor an der Wiener Universität, k. k. Oesterr. Regierungsrat. (Leipzig, Bernhard Tauchnitz.) 1886. IV u. 180 S. 8. 6 M.

Der Titel verspricht mehr, als das Buch hält. Es ist nämlich eine Unsitte unserer Litteratur auf dem Gebiete des Strafprozeßes, den Mangel an Originalität und guter Begründung durch Ansehen französischer, englischer und belgischer Prozeßbestimmungen zu verdecken. Ein Berücksichtigen dieser Gesetzgebungen muß man also bei allen Büchern über Strafprozeß voraussetzen. Bei dieser Sachlage erwartet man von einem Buche, welches den Strafprozeß nach dem Stande der wesentlichsten europäischen Gesetzgebungen zu beleuchten verpflichtet, mehr als eine gelegentliche Mittheilung in den Anmerkungen über die französische und belgische Gesetzgebung.

Doch ist dies Vorgehen im Titel kein Umstand, der den Wert des Buches beeinträchtigen könnte. Das Buch gibt uns im wesentlichen den Stand des Strafprozeßes, wie er sich nach französischem und englischem Muster in Europa entwickelt hat, nebst dem Stande der zur Zeit noch üblichen wissenschaftlichen Schätzung dieser Gesetzgebungen. Wer also in kurzer Zeit für billiges Geld einen Ueberblick über den Strafprozeß in seiner gesetzlichen Fixierung und wissenschaftlichen Beurteilung gewinnen will, dem empfehlen wir diese „Streiflichter“. Diesem Teil des Inhaltes können wir unsere volle Zustimmung geben.

Anderß verhält es sich mit dem Teil, in welchem der Verfasser sich an die Beurteilung der einzelnen Abschnitte des Prozeßes wagt, denn da zeigt sich auf Schritt und Tritt der Theoretiker. Dies zeigt sich auch in den Worten S. 3: „Die comparative Gesetzgebung erweist sich als ein wahrhaft bedeutendes Förderungsmittel für den Aufbau guter Gesetze.“

Unsere Gesetzgebung der siebziger Jahre beweist uns das gerade Gegenteil. Der Verfasser sagt freilich S. 6: „Ein fast idealer Zug durchdringt

die Gesetzgebungen des letzten Jahrzehntes.“ Wir fragen: Worin besteht das Ideale? Etwas darin, daß der Gesetzgeber im letzten Jahrzehnt menschliche Schwächen bei Richter und Parteien völlig außer acht läßt und Gerechtigkeit, die vollkommenen Menschen zur Voraussetzung haben? Wir können uns nicht entschließen, eine solche Gesetzgebung Ideal zu nennen; sie ist vielmehr verfehlt, weil sie sich auf Grundlagen aufbaut, die auf dieser Erde nie vorhanden sein werden. Eine Forderung des Verfassers verdient aber besonders lobend hervorgehoben zu werden, das ist die Forderung nach Offenlichkeit der Voruntersuchung S. 9 ff., und ferner sind die Ausführungen S. 25 betreffend die Gleichstellung der Parteien von jedem Gesetzgeber zu beherzigen und von jedem Theoretiker immer und immer wieder als Forderung der Gerechtigkeit aufzustellen, damit endlich, wenigstens in der Theorie, die Meinung Allgemeingut wird, daß der Angeklagte auch geschützt sein muß. So lange es noch Richter gibt, von Staatsanwälten wollen wir schweigen, die da glauben, der Angeklagte werde schon viel zu viel geschützt, so lange ist Aussicht auf Besserung noch nicht vorhanden. Diesen Punkt behandeln die Streiflichter recht energisch und sachgemäß. Dazu kommt eine klare und übersichtliche Darstellung, die auch dem Laien das Verständnis der behandelten Fragen ermöglicht. Was über die Verteidigung gesagt ist, wird durch das Leben nicht bestätigt, wenigstens nicht in Deutschland. Sollten nur österreichische Verhältnisse gemeint sein, so fehlt uns deren Kenntnis und wir sehen deshalb von einer Beurteilung ab. Für Deutschland liegt zur Zeit die Sache so, daß der Verteidiger sich aus Schritt und Tritt überzeugen muß, daß das Gesetz seinem Amt nur Mißtrauen entgegenbringt und daß die Gebühren für eine Verteidigung in keinem Verhältnis zur Kupflosigkeit derselben stehen. Jeder gewissenhafte Verteidiger muß in Empörung geraten über die unqualifizierbare Art, wie der Angeeschuldigte in der Form des Rechts „bereingelegt“ wird. Wenn dagegen S. 69 gesagt wird: „... so kann andererseits ebensowenig in Abrede gestellt werden, daß auch unsere Verteidiger noch lange nicht die Bedeutung der ihnen anvertrauten Interessen hinlänglich würdigen und der Mittel der Abwehr sich durchwegs in verständnisvollem Sinne bedienen“, so kennt der Verfasser die peinliche Lage nicht, in welcher sich ein gewissenhafter Verteidiger befindet, wenn er sieht, wie der Angeklagte von ihm Schutz erwartet und das Gesetz durch seine unwahre Einrichtung der Verteidigung diese Erwartung bestärkt, während er doch nichts ausrichten kann, weil sämtliche Verteidigungsmittel versagen, sobald man ernstlich von ihnen Gebrauch machen will. — Von Seite 107 an wird der Versuch gemacht, die Schourgerichte durch Reformen von ihren offenkundigen Mängeln zu heilen. Es ist schade um die Mühe, da doch ein Institut, das in seinem Fundament verfehlt ist, nicht durch Befestigung der Fehler, die eine Folge der verkehrten Grundlage sind, lebensfähig erhalten werden kann. Diese Ausführungen können vielleicht dadurch für den Strafprozeß verwertbar werden, daß sie zeigen,

wie alle Mühe vergebens ist, aus diesen Schourgerichten etwas Brauchbares zu machen. Zum Schluß betonen wir nochmals, daß der historische Teil des Buches seinen Wert behält, auch wenn man den kritischen nicht hoch anschlägt. Die gefällige Form und große Uebersichtlichkeit wird den Laien das Verständnis erleichtern helfen.

D. H.

## 9. Heilkunde.

— Schädigen die Kirchhöfe die Gesundheit der Lebenden? Von Dr. med. Rudolf Müller. (Dresden, E. L. Knecht.) 1885. 32 S. 8°. 50 Pf.

Diese kleine Schrift weist sachlich und treffend die Haltlosigkeit der Beschuldigung nach, daß die Kirchhöfe die Ursache für zahlreiche Erkrankungen abgeben. Diese Beschuldigung ist eine rein theoretische, ohne Erfahrungsgrundlage; sie ist neuesten besonders im Interesse der Leichenverbrennungs-Agitation erhoben worden. Wir erfahren übrigens aus dem Schriftchen, daß die besten Hygieniker des In- und Auslandes sich für die Harmlosigkeit der Totenberdigung ausgesprochen haben. Andererseits stimmen wir dem Verfasser auch bei, wenn er die Leichenverbrennung als eine unnötige, wider-natürliche und gemeingefährliche Maßregel bezeichnet, letzteres namentlich aus dem Grunde, weil sie dem Verbrechen eine ermutigende Sicherheit gewährt, insofern es bei erst nachträglich auftauchendem Verdacht in der Regel gänzlich un möglich sein wird, aus der Untersuchung der Aschenreste den Beweis für einen vorausgegangenen Mord beizubringen; dies jedenfalls um so weniger, wenn der Verbrennungssofen explodiert, wie es 1879 in Göttha der Fall war, wo auf diese Weise der letzte Wunsch eines Zahnarztes, daß „seine Asche in alle Winde zerstreut werden solle“ überschwoeniglich erfüllt wurde. E. S.

— Magen und Lunge in ihren eigenartigen Erkrankungen und gegenseitigen Beziehungen. Von Dr. Richardi, prakt. Arzt und Spezialarzt in Waldenburg in Schlesien. (Berlin, A. Zimmer.) 1886. 91 S. 8°.

Dieses Werthen eines tüchtigen Hygienikers verbreitet sich mit erfreulicher theoretischer Arbeit und mit weitem Blick über seinen Gegenstand. Bei dem heutigen Zerplitterungsbestreben, welches unter allen Wissenschaften vielleicht am meisten die Medizin beherrscht, ist es sehr verdienstlich, dem Standpunkt der Spiegelbehandlung die Beachtung gegenseitiger pathologischer Beziehungen der Körperorgane gegenüberzustellen. Wir können die Schrift als eine verständige Belehrung allen Brust- und Magenleidenden empfehlen, auch die diätetischen Anleitungen gutheißen. Leider bleibt der Verfasser bei der Werthschätzung jener Einflüsse stehen, welche eben vorwiegend nur den Mittelsten zugänglich sind. Die reichen Heilkräfte der Natur, welche sie uns in Form arzneilicher Stoffe anbietet, finden bei der heutigen wissenschaftlichen Medizin kein volles Verständnis. Es wird erst dann tagen, wenn die Grundfälle der Homöopathie begriffen werden. E. S.

— Ueber die Einrichtungen der bebeu-

tenderen Grehospize des Auslandes. Ein Reisebericht von Dr. Ludwig Köhden, ärztlicher Direktor der Kinderheilstätte Rorderney. (Norden, Herrn. Braams.) 20 S. N. 89.

Dieses Büchlein, vom Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten verfaßt, bezweckt Aufmerksamkeit und Theilnahme den genannten Bestrebungen zuzuwenden, welche unter dem Schutze des Kronprinzen und der Kronprinzessin stehen. Jeder erfahrene Arzt hat die zauberhaften Wirkungen der Küsteneinflüsse auf kränkeltende und traule Menschen schon beobachtet; insbesondere ist es die stoßlose Ernährungsführung bei Erwachsenen und bei Kindern, welche so herrliche Heilergebnisse von den genannten Einwirkungen erzielen läßt. Auch die Erschöpfungszustände nach schwereren Krankheiten, Angegriffenheit der Lunge bei und nach Keuschheiten, allgemeine Malaria und andere Krankheiten des jugendlichen Alters werden am Meere trefflich beeinflusst. — Auch armen und wenig bemittelten leidenden Kindern diese Naturkräfte zugänglich zu machen ist der Zweck des genannten Vereins. Dr. Köhden zeigt, wie uns das angrenzende Ausland in philantropischen Bestrebungen dieser Art weit überflügelt hat; doch hat der deutsche Kaiser die hochherzige Gabe von 250 000 M. zum Bau des ersten Hospizes in Rorderney gespendet und seitdem folgt die private Wohlthätigkeit erstreulich nach. Es ist aber zu wünschen, daß edle Menschen- und Kinderfreunde sich noch recht wirksam beteiligen möchten. Auch die kleinsten Beiträge werden von dem Rechnungsführer des Vereins, Herrn Bankdirektor Thorabe in Oldenburg entgegengenommen. G. S.

#### 10. Unterhaltungslitteratur.

— Thantmar. Von Margarete v. Dieb-  
kau. (Gotha, J. K. Perthes.) 1886. 240 S.  
3 Mark.

Drei Liebespaare, von welchen sich aber nur zwei kriegen. An die Schilderung der Insassen des Frauenzimmers wird viel Süßigkeit verwendet. Die Gemahlin Ottos des Großen ist eine „süße Fürstin“ (S. 16), eine „süße Königin“ (S. 116). Die elfsjährige Gerburg löst mit „süßer Stimme“ ihre Diener, nebenbei auch den achtzehnjährigen Udo, ihren künftigen Ehemann (S. 40, 47 u. 104), darum wird sie mit Recht „die süße kleine Gerburg“ genannt (S. 61). Wenn das „süße Walten des Frühlings“ erwähnt werden kann, so darf gewiß auf derselben Seite (90) auch davon die Rede sein, daß es in den Zweigen „so süß“ zwitscherte. Auch Gerburgs Mutter war „süß“ (S. 92 und 124).

Judith, die ältere Tochter dieser süßen Mutter, die Geliebte Thantmars, des Stiefbruders Ottos, erfreut sich „süßen Liebesgeplauders“ und nach dem Tode Thantmars des „süßen Glücks einer zärtlichen Mädchenfreundschaft“ (S. 132 und 169). „Berzeln“ wird die „süßeste Mutteraufgabe“ genannt. Jemand ein Kriegsgesell spricht „so lieb und süß“ (181) mit einer jungen Dirne, die jedenfalls in seinen Augen ein ebenso „süßes Mägdelein“ (104) war als die frühere Gerburg, die mit 14 Jahren sich verlobt, aber doch noch zwei Jahre warten muß, bis sie mit dem poetisch begabten, aber leider nur höchst armelige Reime schmiedenden Udo dauernd vereinigt wird. — Um die Liebesgeschichten wird die politische Geschichte in ziemlich dürftiger Gestalt gemunden. Das neunzehnte Jahrhundert macht sich in Form und Gedanken nachdrücklich geltend, obgleich es sich um die ersten Regierungsjahre Ottos des Großen handelt. Schon in den Jahren 1836 bis 1838 gab es in und um Lueblinburg „ganz nette Jungen“, „stramme Burche“, „verteufelt schöne Mädchen“, „Leibjäger“. Wo Leibjäger vorkommen, pflegt es an „großartigen Festlichkeiten“ und „Ertzschungen“ nicht zu fehlen, zu welchen beglückte Menschen gelangen, die „zur Tafel befohlen“ sind. „Die alten Eschen“ des 9. Jahrhunderts werden im 10. Jahrhundert mit Unrecht so genannt. Von einem „traurigen Krieg zwischen deutschen Brüdern“ hat man in jenen Jahrhunderten noch nichts gewußt, denn diese Art Krieg war seit den germanischen Urzeiten herkömmlich. Von der Ausrüstung der in den Kampf Ziehenden ist nicht viel die Rede. Um so mehr muß es auffallen, daß der rebellische Thantmar unter seinem Wams bekändig eine pergamentne Rolle trägt, auf der das siebente Kapitel des Rathhaus-Evangeliums geschrieben steht, welches er aber „fast nie“ liest, wie auch, daß ein gewisser Adalhard in der glücklichen Lage ist, eine Schere aus der Tasche ziehen zu können, wie es sich darum handelt, dem im Kampf gefallenen Thantmar eine Locke für die unglückliche Judith abzuschneiden. — Mit Büchern und Briefen muß es damals aufs beste bestellt gewesen sein. Hat doch die elfjährige Gerburg dem „Fagen“ Udo ein Lesezeichen angefertigt und neben der näbenden Mutter mit einem Fuchse in der Hand gefressen. Davon ganz zu schweigen, daß Udo den „Damen“ sogar lateinische Verse vorgelesen hat. Da in dem vorliegenden Buch solche Verse nicht vorkommen, so müssen wir uns darauf beschränken, der Hoffnung Ausdruck zu verleihen, die lateinischen Verse Udoins möchten besser ausgefallen sein als die deutschen. D. R.



## Die Kirche im achtzehnten Jahrhundert.

Von

Rudolph Sohm.

### Der Pietismus.

Der große Kampf des Reformationszeitalters um die Wiederaufrichtung des Evangeliums von der Rechtfertigung durch den Glauben erzeugte zwei mächtige Bewegungen, welche, theils nebeneinander hergehend, theils miteinander kämpfend, die nächstfolgende Zeit (vom Ausgang des 16. bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts) beherrscht haben.

Die eine Bewegung war auf die Herausarbeitung eines Lehrsystems gerichtet, welches den Inhalt der neuerkannten evangelischen Wahrheit in wissenschaftliche Form und damit der Kirche zu vollem Bewußtsein bringe. Diese Richtung war vornehmlich in der lutherischen Kirche herrschend. Sie schloß an die Arbeit an, welche bereits Melancthon begonnen hatte. Ihr Ertrag war die lutherische Dogmatik des 17. Jahrhunderts, die Schöpfung einer lutherischen Theologie, welche ihren bedeutendsten Ausdruck in den weitberühmten Schriften des Joh. Gerhard (seit 1616 Professor der Theologie in Jena, starb 1637) gefunden hat, deren Einfluß auf das Gesamtgebiet des Protestantismus sich erstreckte. Mit dieser Entwicklung des theologischen Lehrsystems war jedoch eine Gefahr verbunden, die Gefahr, über den zum Teil sehr spitzfindigen Fragen der Dogmatik die eigentlich Leben spendenden Heilswahrheiten in den Hintergrund zu schieben, und zugleich der Kirche das Joch einer bis in das Einzelste ausgebildeten theologischen Lehre als Geßel auf den Hals zu legen. Die Kirche aber vermag nur von dem wahren, klaren Gotteswort zu leben, nicht von den ansechtbaren Erzeugnissen menschlicher theologischer Wissenschaft. Und es ist klar, daß die lutherische Kirche dieser Gefahr nicht völlig entgangen ist. Die Konkordienformel von 1577, welche jedoch nur in einem Teile der lutherischen Lande Aufnahme gefunden hat, bewegt sich sehr entschieden in der Richtung, welche soeben bezeichnet wurde. Während in der Augsburger Konfession von 1530 und ebenso in den Schmalkaldischen Artikeln von 1537 lebendig die Wahrheiten zu kraftvollem Ausdruck gebracht worden waren, an denen der evangelische Glaube hängt, führt in der Konkordienformel bereits das Epigonentum das Wort, welchem die Theologie mit ihren Streitfragen in den Vordergrund getreten ist, um durch verstandesmäßige Auskünfte nicht bloß die Wissenschaft, sondern das Leben der Kirche zu beherrschen. In den Bahnen der Konkordienformel aber geht die lutherische Theologie des 17. Jahrhunderts einher, und im Sinne der Konkordienformel hat sie ihren mächtigen Einfluß auf die Kirche ausgeübt. Die Frucht einer solchen wesentlich dogmatisch zugespitzten Bewegung war, wie lutherische Theologen von damals

(z. B. der durch seine Erbauungsschriften noch heute berühmte Prof. Arnd, starb 1621 zu Celle) selber bezeugt haben, eine neue Scholastik, eine äußere Kirchlichkeit, welche die innere Kraft des Christentums verleugnete. Ihren eigentlichen Antrieb fand diese Bewegung in dem Gegensatz gegen die reformierte Lehre, und so sehr die lutherische Theologie in ihrem Recht war, wenn sie ihr lutherisches Bekenntnis verteidigte, ebenso sehr geriet sie in das Unrecht, sobald ihr die Versuchung nahe trat, den Gegensatz zu übertreiben und im Interesse ihrer Lehre den Inhalt ihrer Bekenntnisschriften an die erste Stelle vor dem Inhalt der Schrift zu setzen. Der einseitige Dogmatismus der lutherischen Theologie von damals war nahe daran, in römisch-katholischer Weise durch eine scholastisch gewordene Kirchenlehre die Kraft und Klarheit des Schriftwortes für die Gemeinden zu verdunkeln. Aber die lutherische Kirche trug selber die Fähigkeit in sich, von solchen Auswüchsen sich zu befreien, und neben der dogmatischen Bewegung hat sie aus eigenen Mitteln auch die andere Strömung hervorgebracht, welche bestimmt war, ihr als Gegengewicht zu dienen.

Die zweite Bewegung, welche aus der Reformation hervorging, hatte an erster Stelle nicht die Lehre, sondern die praktische Gestaltung und Hervorbringung christlichen Lebens zu ihrem Ziel. Sie war zuerst, und zwar namentlich durch den Einfluß Calvins, in der reformierten Kirche groß geworden. Sie erzeugte die puritanische Kraft und Strenge der französischen und der schottisch-englischen (presbyterianischen) reformierten Kirche. Sie vermochte es zugleich, den Gemeinden durch die Ältesten-Versassung und die Synoden einen Anteil am kirchlichen Leben zu geben, welcher vor der Erstarrung schützte, in welche die lutherischen Gemeinden unter dem Kirchenregiment des Landesherren und der orthodoxen Theologen nur zu häufig verfallen waren. Aber das calvinisch-puritanische Wesen schloß zugleich eine Gesellichkeit, ein Regiment äußeren, die Freiheit des Christenmenschen vernichtenden Zwanges in sich, welche dem evangelischen Wesen wie die Faust in das Angesicht schlug. Und auch hier ward (man denke an die schottische, englische, niederländische Kirchengeschichte) ein Dogmatismus groß, ein Halten auf einzelne, nur durch die Kirchenlehre herausgestellte Glaubensartikel, welcher an Feindseligkeit gegen jede Abweichung und an selbstgerechter Ueberhebung in nichts gegen den Dogmatismus der gleichzeitigen lutherischen Theologen zurückstand. Zugleich der Geist des Mächtigtums und der Geist der Scholastik schien im Gebiet des Protestantismus aufs neue mächtig werden zu sollen.

Aber mächtiger blieb in der evangelischen Kirche lutherischen wie reformierten Bekenntnisses der wahre Geist des Evangeliums. Es trat eine Gegenwirkung ein, welche die protestantische Kirche von den Gefahren einseitiger Entwicklung innerlich befreite. Die Palme in dieser Bewegung ist der lutherischen Kirche zugefallen. Darin besteht die Bedeutung des lutherischen Pietismus, welcher durch Spener und Francke am Ausgang des 17. Jahrhunderts dem Dogmatismus gegenübertrat. Spener (zu Rappoltsweiler im Elsaß 1635 geboren) vereinigte in seiner Persönlichkeit die Wirkungen, welche die reformierte Richtung auf streng christliches asketisches Leben (er verweilte während seiner Studienzeit längere Zeit in Genf) und die lutherische Richtung auf schriftgemäße Lehre des Gotteswortes auf ihn geübt hatten. Es war die Zeit, wo, namentlich durch Speners Lehrer, den Professor Sebastian Schmidt zu Straßburg\*), das eindringende exegetische Studium des Bibeltextes zu neuem Leben in der lutherischen Kirche erwachte. Es war zugleich die Zeit, wo das Elend des großen Krieges die Gemüter weich gemacht und auf die Tröstungen der christlichen Heilsoffenbarung zubereitet hatte, wo Paul Gerhardt seine Stimme laut und lieblich erhob, um lebendiger christlicher Glaubenserfahrung zu Herzen dringenden, köstlichen dichterischen Ausdruck zu verleihen, wo eine Reihe von lutherischen Theologen, wie Großgebauer (starb

\*) Vergl. über diesen Theologen die Schrift von B. Horning, Dr. Sebastian Schmidt von Rappoltsweiler. Straßburg 1885.



in Rostod 1661) u. a., bereits aufgetreten waren, um dem noch unverlorenen wahrhaft evangelisch-lutherischen Sinn, dem Verlangen nach innerer Wiedergeburt eines in Kraft des Geistes wirksamen Glaubenslebens durch entschiedenes Zeugnis Bahn zu schaffen. Dieser ganzen Bewegung hat Spener die Krone aufgesetzt und sie zum Siege geführt, indem er in seinen *pia desideria* (1675) mit eindringlichem Ernst gemeinsames Bibelstudium (in Privatversammlungen), Anteilnahme der Laien am kirchlichen Leben und Bethätigung des christlichen Glaubens durch ein Leben der Liebe forderte, indem er vor allem durch seine Erbauungs- und Bibelstunden (seit 1670) einer Behandlung der Schrift Bahn brach, welche das Gotteswort nicht als Quelle scholastischer Erörterungen, sondern als eine Kraft des Lebens zum Leben behandelte. Die Bibel trat wieder in den Vordergrund vor den Bekenntnisschriften der Kirche, die Forderung der Wiedergeburt durch den Glauben ging wie ein mächtiger Mahn- und Bedruss durch die protestantische Welt, und die großartigen Franzeschen Stiftungen in Halle (der Grundstein zum Waisenhaus ward 1695 gelegt) schufen ein unvergängliches Zeugnis von der praktischen Kraft echt christlicher Liebe, welche mit ebenso echt christlichem unbedingten Vertrauen auf Gott sich verbindet. Von dem Pietismus sind die entscheidenden Anregungen auf die herrnhutische Gemeinde des Grafen Zinzendorf (als selbständige freie christliche Societät gestiftet 1727) und ebenso, durch das Mittel der Herrnhuter, auf die Methodisten ausgegangen, welche in England, namentlich aber in der neuen Welt eine neu belebte, durch das Dringen auf persönliche Heiligung ausgezeichnete Form des reformierten kirchlichen Lebens darstellen (erste Gründung einer methodistischen Gemeinde in London durch John Wesley 1739). Vor allem aber ist der Ruhm des Pietismus, daß durch ihn die protestantische Mission ins Werk gesetzt worden ist. Aus dem Franzeschen Waisenhaus zu Halle sind die ersten lutherischen Missionare (Ziegenbalg u. a.) hervorgegangen. Das Siegel mannbare gewordener Geisteskraft empfang der Protestantismus, indem er seine Sendboten erregte, in die Welt hinauszuziehen, um sie für das Evangelium Christi zu erobern.

Es konnte nicht fehlen, daß auch die neue Bewegung Auswüchse zeitigte. Die Schwäche des Pietismus lag vornehmlich einerseits in seinem Separatismus, andererseits in seinem Methodismus. Im Separatismus, insofern er die Neigung begünstigte, engere Gemeinden sich wahrhaft erweckt Dünkender von dem „großen Hausen“ auszuscheiden, *ecclesiolae* in *ecclesia* zu bilden, und dadurch die Kraft und Bedeutung der kirchlichen Organisation zu schwächen. Im Methodismus, insofern er, wenngleich nicht in so schroffen Formen wie der eigentliche Methodismus Englands und Nordamerikas, aber doch in veränderter Weise ein Verfahren vorschrieb, welches durch künstliche Erregung des Bußgeföhls zum „Durchbruch der Gnade im Menschen“ und damit zur Wiedergeburt führen sollte. Damit hing die Ausbildung eines in das einzelne gehenden sittlichen Kanons zusammen, welcher die erworbene Heiligung durch eine Art weltentfänger Lebensführung, durch den Verzicht auf an sich erlaubte Freuden des menschlichen Lebens (wie Tanz, Spiel, Besuch des Theaters u. dgl.) bewiesen wissen wollte, so daß mitten im Protestantismus aufs neue die Wertgerechtigkeit ihr Haupt erhob. Durch diese Uebertreibungen ist dem Pietismus der Beigeschmack gegeben worden, welcher ihm schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts die werbende Kraft für weitere Kreise des Protestantismus nahm, zumal eine andere Kraft, die Aufklärung, um diese Zeit mächtig auftrat, um die Welt in neue Bahnen zu führen.

Aber trotzdem ist die Wirkung des Pietismus unvergänglich gewesen. Er vornehmlich blieb durch das ganze Aufklärungszeitalter hindurch bis in das 19. Jahrhundert die Kraft, welche, wenngleich in kleineren Kreisen, evangelisch-christliches Leben bewahrte, bis mit dem Anfang unseres Jahrhunderts die Stunde der Wiedergeburt für die evangelische Kirche schlug. Er stellt bis in unsere Tage die Erscheinung des Protestantismus dar, welche neben der konfessionellen Strömung die notwendige Ergänzung derselben für das protestantische kirchliche Leben bedeutet. Ist es dort an erster Stelle die Lehre, so ist es hier an erster Stelle das Leben im Sinne des Evangeliums,

worin der Zielpunkt und die kirchengeschichtliche Bedeutung der hier wie dort wirksamen geistlichen Kräfte gegeben ist. Keine Bewegung vermag ohne die andere ihre heilsame Wirksamkeit voll zu entfalten. Der einzelne wird, wie es in der menschlichen Natur liegt, entweder der einen oder anderen vornehmlich angehören. Die Kirche aber vermag keine zu entbehren. In ihrem Bündnis kennzeichnen und beherrschen sie die protestantische kirchliche Gegenwart.

Der Pietismus vom Ende des 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts war der letzte große Wellenschlag der mit der Reformation eingeleiteten kirchlichen Bewegung, der Abschluß und die letzte Ausgestaltung des durch die Reformation geschaffenen Protestantismus. Es kam die Zeit, wo nunmehr eine andere geistige Bewegung die Gemüter gefangen nahm.

### Die Aufklärung.

Bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts steht im ganzen abendländischen Europa die kirchliche Entwicklung im Vordergrund, welche in Reformation und Gegenreformation gipfelte. Seitdem begann ein anderer Geist sich wahrnehmbar zu machen.

Die naturwissenschaftlichen Entdeckungen des 16. und 17. Jahrhunderts und eine durch dieselben angeregte, namentlich von England ausgehende philosophische Bewegung bereiteten eine neue Weltanschauung vor, welche ihren Standpunkt nicht in dem Glauben der Kirche, sondern in den Erkenntnissen der menschlichen Vernunft suchte. Mit fühnem Entschluß ward die Befreiung von der Macht der Ueberlieferung unternommen, um das geschichtlich Ueberkommene einer Kritik zu unterziehen, durch welche das Geschichtliche, Positive, Zufällige von dem Ewigen, Vernünftigen, durch die Natur des Menschen und der Dinge Gegebenen unterschieden werden sollte. Ein natürliches Recht, ein natürlicher Staat, eine natürliche Volkswirtschaft, eine natürliche Religion leuchteten als große Ideale am geistigen Horizont der Menschheit auf, um die Welt des 18. Jahrhunderts in leidenschaftlich nachstrebende Bewegung zu versetzen. In diesen Kämpfen ist die Entstehung der modernen Menschheit vorbereitet worden.

Nach an der überlieferten christlichen Religion ward vom Standpunkt ihrer Vernünftigkeit und Natürlichkeit Kritik geübt, und weder die katholische noch auch die protestantische Form des Christentums vermochte, die Ansprüche des philosophischen Denkens auf vernunftgemäßen Inhalt zu erfüllen. Natürlich! Denn die Religion entspringt aus dem Verhältnis des Menschen zu Gott, dessen Wesen mit begrifflicher Notwendigkeit den Denkformen des menschlichen Verstandes sich entzieht. Die Religion muß in dem Unbegreiflichen endigen, und ihre das Gemüt befriedigende und von dem Drang des Irdischen befreiende, gerade ihre eigentümlich religiöse, das Leben des einzelnen wie der Nation ausfüllende Kraft empfängt sie nur durch das, was in ihr unbegreiflich, über menschliches Denken und Verstehen ist, nicht durch das Begreifliche. In dem Geheimnis, zu welchem sie den Menschen dennoch in lebendige Beziehung setzt, liegt die Macht der Religion.

Das 18. Jahrhundert suchte nach einer Religion, welche das sich Widersprechende vereinigen, welche zugleich den Verstand befriedigen sollte und das Verlangen des Gemütes nach dem Ewigen, Unendlichen, Unerfaßbaren. Das Ergebnis dieser Bewegung war ein Glaubensbekenntnis, welches nur noch die drei großen Gegenstände kannte: Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Alles Positive des christlichen Glaubens war hinweggethan worden und doch eine verstandesmäßig geschlossene, beweisbare Kette von Wahrheiten nicht errichtet. Nur daß der feste Stab des christlichen Glaubens, an dem sich sicher durchs Leben wandern läßt, in ein schwankendes Rohr, in unbestimmte, Zweifel weckende Vorstellungen verwandelt worden war. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war dieser Rationalismus auf allen Punkten der Linie siegreich.

Er herrschte sowohl in der protestantischen wie in der katholischen Kirche. Von Voltaire und Lessing mit den Waffen des Spottes und des durchdringenden Scharfsinnes verteidigt, entfaltet er in Kants Philosophie seine höchste Hervorbringung, indem er die Schranken des menschlichen Verstandes aufwies, und das Dasein Gottes sowie die Unsterblichkeit der Seele für eine unbeweisbare Forderung der sittlichen Vernunft erklärte. Die Philosophie Kants bedeutete die Selbstaufhebung des Rationalismus, die Ersteigung eines Gipfels der Entwicklung, welche plötzlich Ausichten in ein ganz neues, ungeahntes Land eröffnet. Der Verstand war in seine Grenzen zurückgewiesen worden, und die Philosophie selber hatte erkannt, daß die Religion nicht bestimmt sei, als eine Art von philosophischer Lehre das Bedürfnis des Verstandes nach Erkenntnis, sondern vielmehr als eine unmittelbar, ohne Gründe den Menschen innerlich überführende, erfüllende Macht das Bedürfnis des Willens nach Freiheit (von Welt und Sünde), das Bedürfnis des Menschen nach Gott zu befriedigen. Doch blieb Kant in den Schranken des Rationalismus, indem er der Religion lediglich die Abzweckung auf die Moral („die Anerkennung unserer Pflichten als göttlicher Gebote“) gab, und die heheitsvolle Kraft, in welcher das Sittengesetz bei Kant als das unbedingte, allein kraft seines Inhalts, nicht kraft irgend welcher Zweckmäßigkeitsgründe verbindliche Gebot („kategorischer Imperativ“) erscheint, vermochte nur unvollkommen dafür zu entschädigen, daß Gott bei Kant in den zürnenden Gesetzgeber vom Sinai zurückverwandelt ward und das „Wort Gottes“ in seinem System keinen Platz fand, welches der Welt sich offenbart hatte „voll Gnade und Wahrheit“.

Die großen praktischen Erfolge der Aufklärung waren die Aufhebung des Jesuitenordens, die Begründung der omnipotenten Staatsgewalt und die Toleranzidee.

#### Die Aufhebung des Jesuitenordens.

Der Jesuitenorden hatte seinen Sturz bereits durch seine eigene Entwicklung vorbereitet. Die Moral, welche er predigte, hatte sich in Kasuistik verwandelt, welche die Fälle suchte, in denen man das Böse dennoch mit gutem Gewissen thun könne. Solche Fälle sollten z. B. sein: wenn man nur nicht die Absicht habe, durch die Handlung zu sündigen, sondern vielmehr einen löblichen Zweck zu erreichen (methodus dirigendae intentionis). Oder: wenn man um eines guten Zweckes willen seinem Versprechen innerlich einen beschränkteren Sinn oder eine geheime Bedingung beilegte (Mentalreservation) oder sich eines zweideutigen Ausdrudes bediente (Amphibolie). In diesen Lehren ist der Satz: der Zweck heiligt die Mittel, nicht direkt ausgesprochen, aber angewandt. Ja, die moraltheologischen Schriftsteller der Jesuiten verwandelten die Forderungen der Sittlichkeit in bloße Meinungen über das sittliche Verhalten und entwickelten die Lehre, daß man auch gegen das eigene Gewissen handeln dürfe, sobald man nur eine „probable Meinung“, nämlich das Zeugnis eines als Autorität anerkannten Schriftstellers für sich habe (sog. Probabilismus). Der Probabilismus ist ein Erzeugnis bereits der scholastischen Doktrin des ausgehenden Mittelalters gewesen, doch ist er erst durch jesuitische Schriftsteller (z. B. den Spanier Escobar, starb 1633) zu voller Blüte gefördert worden. Durch diesen Probabilismus ward jeder Unsittlichkeit Thür und Thor geöffnet. Selbst das Papsttum, so sehr es auch die Jesuiten als seine getreuesten Anhänger in Schutz zu nehmen trachtete, sah sich genötigt, gegen die Moral der Jesuiten Front zu machen. Alexander VII. mißbilligte den Probabilismus und die damit zusammenhängenden Lehren (1665); Innocenz XI. verdamnte durch feierliche Bulle 65 von den lagen jesuitischen Moralsägen (1679). Der Orden sah sich (1687) genötigt, seine Solidarität mit dem Probabilismus durch formelle Erklärung von sich abzulehnen: er verhindere nicht, daß auch die antiprobabilistische Lehre vorgetragen werde. Nichtsdestoweniger hat der Orden niemals seine ungeheure Gewalt über seine

Mitglieder zur Unterdrückung der gerade von jesuitischen Schriftstellern so vornehmlich verteidigten probabilistischen Morallehre angewandt.

Ein mächtiger Gegner erstand dem Jesuitenorden in dem Jansenismus, einer von der Universität Löwen (wo Jansen 1630—1638 Professor war) ausgehenden, dann namentlich in Frankreich weit verbreiteten Richtung. Während der Jesuitenorden die von der katholischen Kirche rezipierte Lehre vertrat, daß der Mensch kraft der ihm trotz des Sündenfalls verbliebenen Freiheit zum Guten durch seine Werke (neben der göttlichen Gnade) mitwirke zu seiner eigenen Seligkeit, verteidigte der Jansenismus, ähnlich den protestantischen Reformatoren, die augustinische Lehre, daß die den einen zur Seligkeit, den andern zur Verdammnis prädestinierende Gnade Gottes die alleinige Ursache für die Seligkeit der Auserwählten darstelle. Der Jansenismus ist, wie es in der Natur der Dinge lag, wiederholt von den Päpsten verurteilt worden. Er war ein dem Jesuitismus entgegengesetzter Reformationsversuch innerhalb der katholischen Kirche. Seine Popularität hatte er namentlich dem zu asketischer Strenge gesteigerten sittlichen Ernst zu verdanken, welcher seine Anhänger auszeichnete, deren örtlichen Mittelpunkt bald das Cistercienserkloster Port Royal in der Nähe von Versailles bildete.

Die weltgeschichtliche Wirkung des Jansenismus hat weniger in seinen dogmatischen Lehren, als in der Kritik bestanden, welche er an der Moral der Jesuiten geübt hat. Der Jansenismus bedeutete das gerade Widerspiel der jesuitischen sittlichen Grundsätze. Zudem lag der Jansenismus mit dem Jesuitenorden über die Lehre in einem Kampf auf Leben und Tod. Darum ist die stärkste Gegenwirkung gegen die Jesuitenmoral von jansenistischen Kreisen ausgegangen. Ihn gehörte Blaise Pascal an, der berühmte Mathematiker und Naturforscher, welcher in seinen *lettres provinciales* (1656/57) der Entrüstung über die jesuitische Moral den vollsten, geistreichsten und gewaltigsten Ausdruck gegeben hat. Der Jansenismus ist dem Jesuitenorden unterlegen. Auf dem Boden der katholischen Kirche war der Jesuitenorden, welcher das offizielle Dogma der Kirche verteidigte, ihm naturgemäß überlegen. Aber trotzdem ist der witz-, geist- und zornprägende Angriff Pascals niemals vom Jesuitenorden verwunden worden. In mehr als 60 Auflagen wurde die *lettres provinciales* verbreitet. Sie führten gegen den mächtigen Orden den ersten großen Schlag, welcher die Stellung desselben nachhaltig erschütterte. Mit der Moral war die Achillesferse des Jesuitismus getroffen worden.

Es kam hinzu, daß der Orden in weltliche Macht- und Reichthumsinteressen immer tiefer verflochten wurde, daß große Handelsunternehmungen und Geldgeschäfte den geistlichen Geist in ihm erstickten, daß die Lehre des Ordens, welche unter gewissen Voraussetzungen (im Interesse der Kirche nämlich) den Fürtenmord genehmigte (eine Lehre, welche z. B. den Mördern Heinrichs III. und Heinrichs IV. von Frankreich den Mordstahl in die Hand gab), naturgemäß Haß und Abneigung gegen den Orden erregte. Die entscheidende Thatsache aber, welcher der Orden endlich erlegen ist, war die Verbreitung der Aufklärung im 18. Jahrhundert. Der Jesuitenorden erschien dem 18. Jahrhundert, welches mit dem Geist der Philosophie und der freien Forschung sich erfüllte, als ein Anachronismus der ärgsten Art. Ein Geist der Finsternis, die Scholastik und geistige Barbarei des Mittelalters ist sich tragend, so trat dem 18. Jahrhundert der Geist des Jesuitenordens gegenüber. Auch die Kirche, die katholische wie die protestantische, begann mit den Ideen der Aufklärung sich zu erfüllen, welche auf das positiv Christliche Verzicht leistete und nur die allgemein menschlichen religiösen Vorstellungen als den eigentlichen Kern des Christentums festhielt. Nur der Jesuitenorden stand noch aufrecht, dem extremsten Katholizismus huldigend, ein Denkzeichen vergangener Geistesströmungen. Die ganze Bildung des 18. Jahrhunderts lehnte sich gegen die Orden auf.

So war die Stunde des Niederganges gekommen. Auf das Begehren des Königs von Frankreich, der Jesuitengeneral Ricci möge eine Reform des Ordens herbeiführen, gab dieser die berühmte Antwort: *sint ut sunt, aut non sint* („sie sollen sein wie sie

sind, oder nicht sein“). Konflikte mit dem Staat, welcher den Jesuitenorden wie einen Staat im Staate sich gegenüber sah, gaben den Ausschlag. 1759 ward der Orden in Portugal, 1764 in Frankreich, 1767 in Spanien und Neapel aufgehoben. Endlich hob Clemens XIV. 1773, dem vereinten Andrängen der Regierungen und der Zeitströmung nachgebend, den Jesuitenorden für die ganze Kirche „auf immer“ auf.

Die Aufklärung hatte über den Jesuitenorden triumphiert.

### Der omnipotente Staat.

Waren die Ideen des Mittelalters der Gewalt der Kirche zu gute gekommen, so bedeuteten die Ideen der Aufklärung eine ebenso entschiedene Gegenbewegung zu gunsten der Staatsgewalt.

Ihren Anfang hatte die den Staat begünstigende Bewegung schon im 14. Jahrhundert genommen, als der Nationalstaat und ein auf ihn gegründetes Königtum sich ankündigten. Sie war zum sichtbaren Ausdruck in der Monarchie Philipps des Schönen, sodann in den Aufsichts- und Regierungsrechten gelangt, welche im Lauf des 15. Jahrhunderts in immer steigendem Maß der Staatsgewalt in allen Theilen Europas zugefallen waren. In der Reformation hatte sie einen neuen mächtigen Anhalt gewonnen. Die Reformatoren (mit Ausnahme jedoch Calvins und seiner Nachfolger) lehrten, daß der Kirche keinerlei äußeres Regiment, sondern lediglich die Predigt des göttlichen Wortes und die Verwaltung der Sacramente anvertraut sei. Das ganze Gebiet des bürgerlichen Lebens, ja auch das Kirchenregiment, soweit es die Anwendung äußerer Zwangsgewalt in sich schließt (Gesetzgebung, Stellenbesetzung, Kirchengucht), fiel dem Staat anheim. Der Staat schickte sich an, die Kirche zu regieren. Keineswegs nur in den protestantischen Ländern, sondern ebenso in den katholischen. Es handelte sich um eine Idee, welche der Reformation nicht eigentümlich war, welche sie vielmehr, so weit es sich um die Hoheitsgewalt des Staates über die Kirche handelte, aus dem 15. Jahrhundert ererbt hatte, und welche nummehr im 16. Jahrhundert im ganzen Umkreis des Abendlandes, in Spanien und Frankreich, Bayern und Oesterreich sowohl wie in dem protestantischen Norden, zu voller Klarheit und Macht gelangt war. Die Staatsgewalt entdeckte die ihr eingeborenen Kräfte, und in dem steigenden Gefühl der ihr innewohnenden Macht forderte sie die ganze Welt des Kulturlebens.

Auch hier ist durch die Aufklärung die letzte entscheidende Wendung herbeigeführt worden. Das philosophische Denken über Ursprung und Natur der Staatsgewalt hatte zu dem Ergebnis geführt, daß die Staatsgewalt durch einen Vertrag (den Gesellschaftsvertrag, *contrat social*) erzeugt sei. Diese Vorstellung ging auf Aristoteles zurück. Sie war bereits dem Mittelalter geläufig gewesen. Aber jetzt erst entfaltete sie die ganze ihr innewohnende Naturkraft.

Der Gesellschaftsvertrag ist nach dieser Lehre zu gunsten der Staatsgewalt, nicht irgend einer anderen Gewalt (z. B. auch nicht zu gunsten der Kirchengewalt) geschlossen worden. Zu gunsten des Staates, und allein des Staates, hat das Individuum seiner natürlichen Freiheit sich entäußert. Es folgt daraus, daß alle öffentliche Gewalt der Staatsgewalt gebührt, daß alle Gewaltübung innerhalb des Staates lediglich auf Auftrag, Delegation von seiten der Staatsgewalt beruhen kann. Die Staatsgewalt ist omnipotent. Auch die Kirchengewalt ist nur ein Ausfluß der Staatsgewalt.

Bis hierher erscheint das Ganze als eine lediglich theoretische Reflexion, und das war diese Gedankenreihe auch durch lange Jahrhunderte hindurch gewesen. Aber die Aufklärung trug ein Moment in sich, welches den Zündstoff in dies Pulverfaß hinein warf, die Idee nämlich, daß die Gegenwart frei ist von der Vergangenheit.

Nach den Ueberzeugungen der Aufklärung sind die Ergebnisse der geschichtlichen Entwicklung als solche unverbindlich. Sie verlieren ihre verbindliche Kraft in demselben Moment, in welchem ihre Unvernunft, ihr Widerspruch mit den Ergebnissen des philosophischen Denkens konstatiert ist. Die Staatsgewalt hat freie Bahn, das natürliche, vernunftgemäße Recht in Wirklichkeit zu verwandeln. Ja, es ist wie das höchste Recht so die höchste Pflicht der Staatsgewalt, dies Ideal des Rechtes durch Aufhebung des geltenden Rechtes zu praktischer Geltung zu befördern. Die Staatsgewalt ist allgewaltig auch gegenüber der überlieferten Rechtsordnung, und die Gegenwart heischt von ihr an erster Stelle, daß sie das unverjährbare Vernunftrecht in Kraft setze an Stelle des geschichtlichen Rechtes.

Wie wuchsen da der Staatsgewalt, wie wuchsen da der Gesetzgebung die Flügel! Das 18. Jahrhundert glaubte an die Macht des Staates, durch seine Gesetzgebung all den Härten und Unvollkommenheiten der menschlichen Gesellschaftsordnung ein Ende machen zu können, und damit ein vernunftgemäßes, befreiendes, beglückendes, allseitig gerechtes, vollkommenes Recht herzustellen.

Ein schneidiger Zug der Reformgesetzgebung ging durch die Welt, vieles, was bereits innerlich erstorben war, hinweggehend. Die französische Revolution erhob sich als der großartigste Versuch, die Welt nach den ewigen Vernunftprinzipien der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit neu zu ordnen und die lang vergessenen Menschenrechte herzustellen. Von welchen Hoffnungen ward sie getragen! Welch edle, tiefe Begeisterung kam ihr entgegen! Die Staatsgewalt, die Gesetzgebung, in ihr die Vernunft der Gegenwart, war zur Herrin der Welt erklärt. An ihr allein lag es, das ganze rechtliche und gesellschaftliche Sein neu zu gebären, das Füllhorn des Glückes über die von den Fesseln der Vergangenheit befreite Menschheit auszusüßten.

Die Revolution endigte in der Schreckensherrschaft. Das erträumte Glück wich dem Entsetzen. Die Freiheit ging aus in die Despotie des militärischen Gewalthabers. Es ergab sich, daß auch die Staatsgewalt nicht allmächtig ist, daß überhaupt das Recht sich nicht beliebig machen läßt, daß die plötzliche Loslösung von der Vergangenheit die Gesellschaft nicht in den Himmel, sondern in den Abgrund führt. Wie ein Läuterungsfeuer ging die Revolution mit ihren Wirkungen durch die Welt, um dann doch die Fortführung des Werkes den aus der Vergangenheit stammenden Kräften zu überlassen.

In dieser energischen Reformbewegung ging der alte ständische Staat mit seinen Privilegien und Standesunterschieden zu Grunde, um dem Unterthanenstaat Platz zu machen, dessen Grundlage das Prinzip der gleichen öffentlichen Berechtigung und Verpflichtung aller Staatsangehörigen ist.

Auch die Kirche alten Stils ward von der Bewegung verschlungen. Dem omnipotenten Staat aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts deuchte die Kirche zu fein wie Wachs in seiner Hand. Er fühlte sich berufen und befähigt, die Stellung, ja auch das innere Leben der Kirche frei nach seinen Vernunftidealen zu bestimmen.

In diesem Sinne begann Joseph II. seine Reformgesetzgebung auf kirchlichem Gebiet. Er reformierte das Ordenswesen, indem er alle weder dem Unterricht noch der Seelsorge dienenden Orden aufhob (1782) und ihr Vermögen zu einem vom Staat verwalteten „Religionsfonds“ vereinigte. Er reformierte die Ausbildung und Erziehung der Geistlichkeit, indem er an die Stelle der kirchlichen Bildungsanstalten staatliche „Generalseminarien“ setzte, welche den Geist der Aufklärung in die Reihen der Seelsorger des Volkes zu tragen bestimmt waren. Er regelte die Formen des Gottesdienstes, Art und Inhalt der Predigt, den Gehalt der Mönche und den Schmuck der Kirchen, Großes und Kleines. Das ganze Gebiet des kirchlichen Lebens sollte von ihm mit starker Hand und auf einmal in seinem Sinne zweckmäßig, vernünftig gestaltet werden. Aber das Ende war die belgische Revolution (1787), welche Oesterreich eine seiner

schönsten Provinzen kostete, und die Nothwendigkeit, mit einer Reihe von Reformen den Rückzug anzutreten.

Die Gesetzgebung Friedrichs des Großen, welche den Inhalt des preußischen Landrechts bestimmt hat (1794), ist in ähnlichem Sinne gehalten. Das preußische Landrecht kennt überhaupt eine Kirche nicht, weder eine protestantische noch eine katholische Kirche, sondern lediglich die Gemeinde (die sogenannte Kirchengesellschaft). Mehrere Gemeinden (Kirchengesellschaften), welche (im Sinne des preußischen Landrechts) zufällig denselben Glauben haben, bilden (nicht eine Kirche, sondern) eine „Religionspartei“, ähnlich also wie etwa die Partei der evangelischen oder der katholischen Mächte in Europa. Tugend welche gemeinsame Organisation ist damit nicht gegeben. Nur die Kirchengesellschaften (Gemeinden) der Katholiken haben die Eigentümlichkeit, daß mehrere derselben (die Gemeinden einer Diözese) denselben Vorstand haben (den Bischof), ebenso wie bei Protestanten mehrere Kirchengesellschaften demselben (Provinzial-) Konfessionarium untergeben sind, — eine Einrichtung, welche aber im Sinne des preußischen Landrechts zufällig ist, nicht auf der Verfassung der Kirche, sondern auf der Verfassung der einzelnen Ortsgemeinden (Kirchengesellschaften) beruht. Die Kirche ist atomisirt. Sie ist (auch die katholische Kirche) von Rechts wegen in eine Reihe von Ortsgemeinden aufgelöst. Alle Gewalt, welche über der Gemeinde steht, ist grundsätzlich Staatsgewalt. Der König von Preußen erscheint als der oberste Bischof und Gewalthaber wie der protestantischen so auch der katholischen Kirche. „Auswärtige Obere“ (z. B. der Papst) dürfen ohne Genehmigung des Königs keine Gesetzgebung, keine Gerichtsbarkeit, keine Verwaltungshandlung in bezug auf die Kirche Preußens vornehmen. Will der Papst Rechte innerhalb Preußens ausüben, so mag er einen inländischen (also dem König von Preußen untergebenen) Vikar bestellen.

Das war das Kirchenrecht der preußischen Monarchie, wie es der Gesetzgeber aus seiner Vernunft geschöpft hatte, und er glaubte sich berechtigt und befähigt, diese Ergebnisse seiner Philosophie durch einen einfachen Gesetzgebungsakt der omnipotenten Staatsgewalt in wirklich lebendiges Recht zu verwandeln.

Die französische Revolution ist auch auf dem Gebiete der Kirchengesetzgebung am entschiedensten vorgegangen, um ein frei aus der Vernunft erdachtes Naturrecht durch Dekret der Staatsgewalt zu verwirklichen. Das revolutionäre vernünftige, natürliche Kirchenrecht ist in der „Zivilkonstitution des Klerus“ von 1790 enthalten. Die Kirchenverfassung entspricht der Staatsverfassung. Jeder Kanton hat seinen Pfarrer, jedes Departement seinen Bischof. Der Pfarrer wird von allen Aktivbürgern des Kantons (ohne Rücksicht auf ihr Glaubensbekenntnis), ebenso der Bischof von den Aktivbürgern des Departements gewählt. Ein Papst ist für diese „bürgerlich verfaßte“ Kirche überhaupt nicht vorhanden. Auch das Glaubensbekenntnis spielt für sie keine Rolle mehr, insofern jeder Staatsbürger als solcher Mitglied dieser Kirche ist. Die katholische Kirche in dem altüberlieferten Sinn hat aufgehört zu existieren. Sie ist durch Staatsgesetz beseitigt worden. Der Staat ist jetzt zugleich Kirche, und die kirchliche Verwaltung ein Teil der Staatsverwaltung. Daher sind dieselben Wahlkörperchaften, welche die staatlichen Organe (den Distriktsrat, den Departementsrat) wählen, auch berechtigt, den Pfarrer, den Bischof zu wählen. Mit Lineal und Zirkel ist diese Kirchenverfassung hingezichnet, in genauem Einklang mit der Staatsverfassung. Die lebendigen Kräfte der Kirche, das Papsttum, der überlieferte Glaube, werden ignoriert. Der Staat hat freie Hand, mit der Kirche, ihrem Recht, ihrem Dasein zu schalten wie er will. In den Tagen der Schreckensherrschaft ward sogar, wenn auch nur vorübergehend, das Christentum überhaupt thatsächlich abgeschafft und der Kultus „der Vernunft“, dann „des höchsten Wesens“ eingeführt. Die Staatsgewalt erschien als die unbeschränkte Herrin auch des religiösen Lebens. Napoleon hat durch das Konkordat von 1801 das Papsttum und die katholische Kirche wieder in das Recht von Frankreich eingeführt, aber trotzdem ist in dem französischen Recht, dessen Grundlage er geschaffen hat, der revolutionäre Ge-

danke der Aufklärungszeit noch heute lebendig, daß die Kirche mit ihrer Verwaltung der Staatsverwaltung eingegliedert ist.

Die Allgewalt des Staates über die Kirche bedeutete auch die Allgewalt des Staates über das Kirchengut. Joseph II. bildete aus dem Vermögen der aufgehobenen Klöster den staatlichen „Religionsfonds“. Die französische Revolution erklärte das gesamte Kirchengut für Nationalvermögen. Auch in Deutschland vollzog sich derselbe Vorgang. Der Friede von Lunéville (1801) hatte das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten. Das deutsche Reich erteilte dabei die Zusage, daß die dadurch depofsebierten weltlichen Fürsten aus den Mitteln des Reichs entschädigt werden sollten. Die Kosten dieser Entschädigung mußte die Kirche zahlen. Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 legalisierte auch in Deutschland die Säkularisation des Kirchengutes (des Vermögens der Bistümer, Stifter, Klöster) und die Aufhebung der geistlichen Fürstentümer. Die weltliche Macht der katholischen Kirche ward mit dem Todesstreich getroffen.

Der Staat nahm Genugthuung für die Zeiten des Gregorianischen Systems. Wie den Jesuitenorden warf er, mit den philosophischen Ideen des 18. Jahrhunderts gerüstet, die Kirche selbst, die katholische wie die protestantische Kirche, zu Boden.

### Die Idee der Toleranz.

Der dauernde Erfolg der geistigen Bewegung, welche wir unter dem Namen der Aufklärung zusammenfassen, ist jedoch weder in der Aufhebung des Jesuitenordens, noch in der Herrschaft zu erblicken, welche die omnipotente Staatsgewalt über die Kirche erlangte. Der Jesuitenorden ist bereits 1814 durch Papst Pius VII. wieder hergestellt worden. Die Zeit des omnipotenten Staates ist bereits vorüber. Die dauernde Frucht der Aufklärung, — keine große geistige Strömung geht ohne solche dauernde Frucht vorüber, — liegt vielmehr in dem Grundsatz der Toleranz, welchen sie überall, namentlich auch der katholischen Kirche gegenüber, siegreich zur Geltung gebracht hat.

Die katholische Kirche ist grundsätzlich intolerant. Da nach katholischem Glauben die Unterordnung unter Papst und Bischöfe (die Zugehörigkeit zum katholischen Kirchenkörper) für das Seelenheil eines jeden unentbehrlich ist, so hält die katholische Kirche sich nicht bloß für berechtigt, sondern für verpflichtet, den Ketzer nötigenfalls durch Gewalt zu jener Unterordnung zurückzuführen und die hartnäckige Ketzerei im äußersten Fall als schwerstes gemeingefährliches Verbrechen mit der Todesstrafe zu belegen. Auch die protestantische Kirche hat wiederholt Anwendungen der Intoleranz gehabt und Andersgläubige mit weltlicher Gewalt gerichtet und gestraft. Der berühmteste Fall dieser Art ist die Hinrichtung des antitrinitarisch lehrenden Spaniers Michael Servet in Genf (1553), welche namentlich auf Andringen Calvins erfolgt ist.

Das Vordringen des Toleranzgedankens hält mit dem Vordringen der Aufklärung gleichen Schritt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird er in Deutschland durch Friedrich den Großen und Joseph II., in Frankreich durch die französische Revolution ins Werk gesetzt. Die Erklärung der Menschenrechte (1789), welche gewissermaßen das politische Programm der Aufklärung enthält, verkündigte zugleich die Freiheit des religiösen Kultus und gab damit den Protestanten Frankreichs endgültig die so lang ersehnte, seit der Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. (1685) ihnen verweigerte Duldung.

Die katholische Kirche hat ihren Grundsatz der Intoleranz noch im 19. Jahrhundert wiederholt zum Ausdruck gebracht, indem sie durch den Mund Papst Gregor XVI. (1832) und Papst Pius IX. (1864) die Glaubens- und Gewissensfreiheit verdammt.



Wenn dennoch das Postulat der Glaubens- und Gewissensfreiheit, kraft dessen jeder äußere Zwang gegen die Glaubensüberzeugungen des Individuums ausgeschlossen ist, heute ausnahmslos das Recht unserer Kulturstaaten und ebenso die Ueberzeugungen der gebildeten katholischen wie protestantischen Menschheit beherrscht, so sehen wir darin das große Erträgnis der geistigen Bewegung des vorigen Jahrhunderts vor uns, den endgültigen Sieg, welchen die Aufklärung trotz alledem über die äußere Macht insbesondere der katholischen Kirche davongetragen hat.

Das 18. Jahrhundert endigte damit und vollbrachte zugleich damit sein größtes Werk, daß es die weltliche Machtstellung der Kirche, der evangelischen und der katholischen Kirche zerstörte. Es war damit freie Bahn für eine Zukunft geschaffen, welche bestimmt war, das Leben der Kirche aus ihren geistlichen Kräften heraus neu zu gebären.



## Karl Stieler.

Von

Otto Aeraus.

### II.

Auch Stieler's in hochdeutscher Sprache verfaßte Gedichte atmen die Luft der deutschen Alpen, es sind Hochlandslieder. Die ersten, seiner Mutter zum 70. Lebensjahre gewidmeten „Hochlandslieder“ hat er mit den Geleitsworten versehen:

— — Waldhauch hat euch durchdrungen,  
Bergluft und Almenschnee,  
Ich sang euch, wo gesungen  
Bernher von Tegrinsee.

Halt deinen Arm darüber,  
Tu heldgewaltiger Mann!  
Viel Schönheit ging hinüber,  
Bergwelt hat ewigen Sonn.

In neun Liedern singt und sagt der Dichter zuerst von Bernher's Bergfahrt. An einem lichten Leuztag soll er in die Berge gehen und nach des Klosters Alben schauen. Der wunder süße Maientag, der viellaute Sang der wilden Vöglein, die Frühlingsblumen, alles macht sein Herz immer lauter schlagen. „Herr Bernher, Euer Herz wacht auf und Euer Herz soll schlafen!“ Der stolze, eben gefällte Fichtenstamm lehrt ihn:

So ward wohl mancher von edlem Stamm  
Ins Kloster hinabgezogen!

Diemudis, des Klosters eigene Magd, lenkt seine Gedanken in die frische fröhliche Jugend zurück, „da die Minne und das Maidwert das Glück seines Lebens war“. Noch einmal will er die Seligkeit eines minnenden Herzens genießen, dann steigt er hinab ins Thal und kommt eben noch recht zur Mette. Aber er war zerstreut, mitten durch sein Beten zogen die Worte hin: Du bist min, ich bin dtn, des solt du gewis sin; du bist besozzen in minem herzen, verlorn ist das slüzzelin, du muost immer dar inne sin. Nach 700 Jahren hat des geistlichen Sängers weltliches Lied ein später Landmann eruent.

Hohen Schwangau wird in acht Gedichten verherrlicht, von den Tagen Hildebolts von Swanegaw und des jungen Königs Konrabin bis zur Neuzeit, da die in Waldesnacht gänzlichen Verfalls harrende Burg von dem kunsfsinnigen Bayernkönig Max II. wieder aufgebaut worden ist.

Dreizehn Lieder, unter dem Titel „Deutsches Leben“ zusammengesamt, gehören größtenteils dem Mittelalter an, da Hinzula auf den Alben und Frau Irmentrut in

Frauenchiemsee wohnte, da der Mönch Waltramus der Geliebten nachseufzte *vale carissima*, da Hans Hartman von Duwe sang und die Kreuzfahrer bei Acon starben. Die drei letzten Lieder aber, ebenfalls aus dem deutschen Leben heraus gefungen, gehören dem häuslichen Glücke des Dichters an: Junges Nest, Vor der Wiege, Zur Jahreswende.

„Unter der Linde“, die tausendjährig im grünen Hochland steht, hat der Dichter die heiligen Pilger ziehen sehen, welche das Kloster Benediktbeuren gebaut haben; dann folgte der Zug der Hunnen, der am Tegrinsee und in Buren die Klöster zerbrach. — Zwei Liebende finden sich heimlich unter der Linde zusammen:

Die Vöglein und die Weigelein  
Sind alle schlafen gegangen,  
Diewellen wir so traut allein  
Am Hals einander hangen.

In derselben Zeit ziehen die Ritter und die Mönche, mit dem roten Kreuz gezeichnet, unter Kaiser Rotbarts Führung ins heilige Land und Herr Walter nach Tegrinsee.

Ich kümmert die Welt und ihre Not,  
Das hält sein Herz gefangen;  
Denn Recht ist wund und Zucht ist tot  
Und Ehre ist gegangen.

Das deutsche Reich ist zerrwühlt, es wird täglich ärger in der Welt. Herr Walter müßte verzweifeln, wenn nicht Frauen-Schöne und Frauen-Güte wäre, und er singt fein „Unter der Linden“. — Nach Kaiser Ludwigs des Bayern Tod klagen zwei Mönche außerhalb der Klostermauern und darum frei vom offiziell-römischen Klostergeist:

Fluch über die Wälschen, die ihn gebannt,  
Weil er zu deutsch gewesen.

Dann kommen die Zeiten, da der Schwede durchs Land zog, die Sendlinger Schlacht, der Zerfall des alten und der Wiederaufbau des neuen Reiches. — Eine Abtheilung, „Landsknechtslieder“, eine andere, „Waldfind“ betitelt, gehen „Wanderstunden“ und „Stimmen der Zeit“ voraus. Dann folgt Eliland, ein Sang vom Chiemssee. Aus der „Stillen Einkehr“ setzen wir die drei Strophen „Wahrspuch“ her:

Des mag ein jeder gedenken,  
Den Minne umfassen hat:  
Der geht wohl suchen Rosen  
Auf einem bornigen Pfad!

Das mag ein jeder wissen,  
Der ledlich um Ehren wirbt:  
Es gibt gar viel der Ehren,  
Bei denen die Ehr' verdirbt!

Das mag ein jeder betrachten,  
Der gleichendes Gold ertrast:  
Es geht dahin im Golde  
Die rechte eiserne Kraft!

Die unter der Ueberschrift „Frau Minne“ vereinigten Lieder singen von dem Leid, das dem Sänger die erste Liebe gebracht hat. Nicht mit wilder Leidenschaft, mit schmerzlichem christlichem Verzichtleiten gedenkt der getäuschte Sänger jener glücklichen Zeit. Nun, da sie das Weib eines anderen geworden, weiß er, daß geschrieben steht: „Und wer begehrt des Nächsten Weib, der wird an ihr zum Ehebrecher“. — „Almosenlieder vor tausend Jahren“ schlagen noch einmal den alten Ton an und sprechen mehr an, als die den Schluß des Buches bildende Vision. In einem Zwiegespräch zwischen dem Dichter und dem alten Bernher von Tegrinsee erzählt dieser, was es mit der neuesten Neuzeit auf sich hat, in Gutem und in Schlimmem: die Ultramontanen bedroht Bernher mit Fluchworten; ihm steht deutsche Redlichkeit und Ehre höher als wälische

Macht. Es ist immer mißlich, den Maßstab einer längstvergangenen Zeit an die Dinge der Gegenwart zu legen. Des alten Verinbers deutscher Sinn mutet einen ja recht hübsch an, ob aber dieser Mönch, ausgewachsen im 19. Jahrhundert, da Pio Rono römischer Papst war, nicht ebenso ultra montes zu Hause sein würde, als die Legionen seiner inner- und außerhalb der Klöster lebenden Brüder?

Die „neuen Hochlandslieder“ (1881), vom Dichter seinem „lieben Weibe“ zugeeignet:

Wem auch soll' ich sie besser geben?  
Sind sie ja doch von Anfang dein!  
Denn was mir blüht in Thun und Leben,  
Erbüht in deinem Sonnenschein —

bringen zuerst 22, ins elfte Jahrhundert verlegte Gedichte unter der Aufschrift „Fischervoll“. Wieder ist es das Kloster Tegernsee, in dessen Dienst die Fischer stehen, wieder ist es ein Mönch, Herr Gotahelm, der in der Stille seines Berufes als Fischermeister Zeit hat, um an das Minneglück seiner Jugend zu denken. Der Gegenwart aber gelten die schönen Lieder von der Liebe Lust und Leid, die der Fischer Guntram und Richilde erfahren haben.

„Zeldpfade“ sind sechs Lieder überschrieben, von welchen das letzte die Ahnung eines frühen Todes ausspricht.

„Aus jungen Tagen“ erinnert sich der Dichter wiederholt der Zeit seiner ersten getäuschtesten Liebe.

„Ludwig der Bayer. Eine Jagdfahrt im Ammergau“ umfaßt 12 Lieder, von welchen das „Niedere Herberge“ überschriebene unwillkürlich zu einem Vergleiche des Kaisers Ludwig von Bayern und des Königs Ludwig II. von Bayern auffordert. Wie anspruchslos, wie bescheiden, wie treu und redlich als wahrer Völkerhirt jener alte Kaiser, der von Rom gebauert war, und wie anders der im Banne des Wahnsinns gehaltene geniale junge Bayernkönig, beide in derselben Bergwelt am liebsten weisend, beide von demselben treuen Volke heißgeliebt.

Minneweisen, Sonntag, Stunden, Jahreszeiten, Wiedersehen, Bergsagen (9. Jahrhundert), Untenwegs und Lieder eines fahrenden Schülers (13. Jahrhundert) sind die letzten Abteilungen der neuen Hochlandslieder überschrieben, aus welchen wir manche gehaltreiche wohlklingende Strophe mitteilen könnten, wenn uns die Wahl nicht allzu sehr zur Qual würde. Fast ebenso ergeht es uns mit den Hermann Kaulbach, dem Jugendfreunde, gewidmeten „Wanderliedern“. Aus diesen soll aber das schönste, „Sommermorgen“, ein Frauenlied, mitgeteilt werden:

Was ist mir denn geschehen?  
Bin ich vom Traum erwacht?  
Wie meine Augen sehen!  
O, wie der Mund mir lacht!

Und in dem tiefsten Innern  
Da rieselt's wie ein Quell  
Von Hoffen und Erinnern —  
Wie schön ist das, wie hell!

Als hätt's noch nie gegeben  
So liches Himmelsblau;  
Auf meinem ganzen Leben  
Liegt es, wie Morgentau.

O gold'ne Feierstunde! —  
O komm, du heißer Mann,  
Und küß mir still vom Munde,  
Was ich nicht sagen kann!

Auf andere hervorragende schöne Gedichte des kleinen Buches soll wenigstens mit den Anfangszeilen hingewiesen werden: „Wie wirft du schön zur Dämmerstunde“, „Es klingt der Lärm der Welt“, „Ich soll dich grüßen von dem See“, „Sie haben mich getröstet“.

Aus des Dichters Nachlaß ist das Fragment „Ein Winteridyll“ veröffentlicht worden. Das Winteridyll hat er besonders geliebt. Er trug das schmale Heft der sorgfältig abgeschrieben einzelnen Blätter fast immer bei sich, und es war ihm ein Bedürfnis, seinen vertrauten Freunden daraus vorzulesen. Dann achtete er sorgsam

auf den Eindruck, den das Gelesene hervorrief, suchte sich kritische Bemerkungen zu nutz zu machen und sprach von dem, was er noch hinzudichten wolle, um das kleine Werk vollends abzurunden. Denn als habe die Ahnung eines frühen Todes ihn schon mitten im frischesten Lebensglück überkommen, fühlte er sich getrieben, in diesem Idyll die Summe des Besten und Tiefsten niederzulegen, was sein Herz lebenslang bewegt, allen denen ein warmes Wort des Dankes zu sagen, die ihm Liebe entgegengebracht, all' die teuren Gestalten unter seinem ländlichen Dache in winterlicher Abgeschlossenheit um sich zu versammeln und sich noch einmal recht von Herzen in das Glück eines so reichen Besitzes zu versenken. Auch der Brüder und der Freunde sollte noch gedacht werden, da trat der Tod dazwischen.

Dem Münchener winterlichen Gesellschaftstreiben, der Fülle der bunten Welt mit ihrem Lärm und ihrem Bahn entzieht der Dichter, um in sein bergiges Land, in sein Haus am Tegernsee zu flüchten, wo es so einsam und still war im kalten Winter, da alles in Eis und Schnee starre. Wie in ein Himmelreich ging er in seine „alten Zimmer“, um des Lebens Erinnerungen an der Seele vorübergleiten zu lassen, von den Tagen der Kindheit an bis zu den Jahren, da er zum Manne geworden:

Hier stähl' ich wandernd meine jungen Glieder;  
Hier sah die Liebe mir ins Herz hernieder;  
Hier bot die Muse mir den ersten Kuß.  
Daß ich mein Lebtag nun ihr dienen muß.

Als der kleine Karl noch nicht sprechen konnte, fragte die Mutter diesen ihren Erstgeborenen, was er einmal werden wolle, Maler, Musikant, am Ende gar Postillon — die Post fuhr eben gerade vorüber — das Bübchen schüttelte den Kopf, nicht aber, als die Mutter zuletzt fragte, ob er ein Dichter werden wolle.

Sie aber lacht: „Schaut nur den Unband an,  
Der dichten will und — noch nicht sprechen kann!“

's ist lange her von dozumal bis heute;  
Nun bin ich einer — wenigstens die Leute,  
Die sagen es. Doch wenn ich einer bin,  
O Gott, wie büßt' ich diesen — Eigensinn.

Seine erste Liebe war eine blonde Sennerin, 's Lisei, pathetisch Elisabeth genannt in den zahlreich ihr gewidmeten und von ihr nicht verstandenen Versen. Da fing er an in der Sprache des Volkes zu dichten und nun verstand das Mädchen die Gedichte:

Das war die Mundart, die ihr Herz gewohnt.  
Und in der Mundart ward ich auch belohnt.  
Um meine Schulter schlang sie ihren Arm —  
Das war ein Kuß, so herzlich und so warm,  
Wie Walderdbeeren hat der Kuß geschmeckt;  
Ich spür ihn noch. — So lernt man Dialekt.

Seinen Vater, von dem die vielen Bilder an den Wänden sprechen, hat er nur als Kind gekannt. Alle vornehmen Verbindungen konnten dem Vater nicht das Glück seines Hauses am See aufwiegen, wo er mit Frau und Kindern ein ländlich-stilles Leben führte als „wunderfelliger Mann, welcher der Stadt entfloh“. Wie gern möchte der Dichter dem Bücher liebenden Vater, lebte er noch, eines seiner eigenen Bücher mit der Frage vorlegen: „Vater, ist dir's recht?“ — Der treuen tapferen Mutter fiel die Erziehung der drei Knaben zu, die sie mit fester Hand durch die Jugendnöthe und Jugend Sorgen führte. Nun kann die liebe Mutter allsommerlich auf ihrem Lehnstuhl im blauen Zimmer vom Leben ausrufen und den Enkeln ein Märchen nach dem andern erzählen. —

Auch seine holde Frau hat der Dichter hier gefunden, die im Mai mit den Thyrigern als die ersten Sommergäste nach Tegernsee gekommen war. Mit dem jungen Mädchen fuhr er auf den See hinaus, „ein lachend Kind und ein verträumter Mann“; und auf einer solchen Seefahrt haben sich beide gefunden für eine gemeinsame Lebensfahrt. Und zu dieser Fahrt haben sich im Lauf der Jahre drei Kinder gefeilt.

Was trägt ein Mensch an Sonne durch die Welt,  
Wenn solche Augen in die seinen blicken,  
Wenn solche Köpfelein ihm entgegensicken,  
Dichtfroh, wie Blumen auf dem grünen Feld.

Drei Töchterlein, Elchen, Dorothea, des Vaters Ebenbild, und Irmingard, nach der Nonne von Frauenwörth genannt.

Während die Genossen in München den Flitter eines geselligen Abends, Soiree genannt, genossen haben, hat sich der in die winterliche Einsamkeit gestohene Dichter an dem Glanz der ewigen Sterne gefreut.

Wer hat das bessere Teil davongetragen?  
Wenn ich daheim bin, werden sie wohl fragen,  
Was ich erlebte? — Doch dann schweig ich still.  
Was ich erlebte? . . . Nichts! — Nur ein Idyll.

Man kann dieses Winteridyll Karl Stielers nicht ohne Behmut aus der Hand legen. Wie bald hat sich der Dichter von Mutter, Gattin und Kindern trennen müssen!

Stieler hat gern sein Vergland im strengen Winter besucht. In dem Aufsatz „Eine Waldidylle im Winter (1871)“ erzählt er, wie die Nachricht: Paris hat kapituliert in das einsame Jägerhaus in der Kaiserklause unweit Schliersee gebracht worden ist. Es ist ein treffliches Zeit- und Jahreszeitenbild, das uns Stieler hier entwirft: „Meilenweit dehnt sich der Taunensforst nach allen Seiten hin, wie grüne Mauern, die Felsen reichen fast bis an die steinerne Schwelle, und durch ihre schmale Kluft zieht der Waldbach dahin, hellgrün mit weißem Schaum, trotzig und ungestüm, wie es die Kinder der Wildnis sind. Die Forelle, die pfeilschnell durch die rauschenden Wellen schießt, der Vogel, der flatternd zwischen den Zweigen singt, und der mächtige Hirsch, dessen Schrei stundenweit aus den Tiefen des Waldes schallt, das ist das einzige Leben, das hier waltet, sorgenlos und ahnungslos, als stünde die Schöpfung noch in ihren Kindertagen. Und mitten darinnen in dieser versunkenen Ruhe, in dieser menschenlosen Pracht steht das einsame Försterhaus, von breiten Balken und breiten Quadern gebaut, das mächtige lange Dach mit verwitterten Steinen bedeckt, von keiner Zierde umgeben als von dem Grün, das die Natur verschwenderisch um Thür und Giebel raut.“ Die Jagd ruht; das Wild wird von dem Förster an den Futterstätten vor dem Hungertod bewahrt. Die Holzknechte fördern das mit lawinenartiger Gewalt zu Thal stürzende Holz. Von den Gehilfen sind zwei mit ins Feld gezogen. Der eine ist in Bazeilles verbrannt; vom andern fehlt alle Nachricht. Seit drei Wochen sind sie da oben im Försterhaus eingeschneit. Seit drei Wochen hat ihnen keine Zeitung gesagt, wie es in Frankreich aussieht. Die Nacht bricht herein. Es wird eine eisige Nacht. Wenn es so fortgeht, trägt der Schnee einen Burschen, der hinuntergeht nach Schliersee, um zu hören, wie es draußen in der Welt steht. Um 3 Uhr nach Mitternacht fällt in der Nähe des Försterhauses ein Schuß. Gleich darauf erscheint ein siebzehnjähriger Bursche, vom Amtsgenossen in Schliersee geschickt, und überbringt die frohe kurze Nachricht: Paris hat kapituliert. „So kam die Kunde von dem großen deutschen Sieg in den fernsten Winkel des deutschen Vaterlandes, und auch hier fand sie leuchtende Augen, offene Arme und treue Herzen.“

In dem Aufsatz „Wintertage im bayrischen Hochland (1874)“ schildert Stieler den Einzug des Winters, der auf einen warmen, milden Tag mit entsetzlichem, eine

volle Woche hindurch anhaltendem Schneesturm vor sich geht. Dann kommt der mit acht, oft mit zwölf Pferden bespannte Schneepflug, um wenigstens auf der Straße den Winter zu bekämpfen. Einfallender harter Frost macht die Bahn fest. Der Bauer aber steht unter der Thür und reibt sich lachend die Hände: „Heut is kalt, dös is gscheid; da friert's meine Knecht recht, wenn s' nit arbeiten mögen.“ Witten in diese Zeit fällt der Jahrtag der Holzknechte in Dorf Kreuth. Erst ein Hochamt, dann ein Wahl zwischen dessen Gänge ein Tanz eingeschoben wird, zuletzt Toaste, Gesang und Händel. Eine Fahrt nach Kreuth schildert Stieler in einer so ansprechenden Weise, daß wir den Leser nur bitten können, die ganze Schilderung zu lesen, von der wir hier nur ein paar Sätze folgen lassen:

„Bilder von feenhafter Pracht umgeben uns jetzt. Der Weg führt durch den Wald, aber das ist kein Wald mehr, das ist ein meilenweiter kristallener Palast mit flimmernden Säulen, von einem Stamm zum andern, von Zweig zu Zweig führt der Schnee seine weißen Gehänge, jeder Ast wird zum mächtigen Bogen; jede Ranke ist mit Silber umhüllt. Weit hinein schweift der Blick in dies flimmernde phantastische Gewirr zwischen den Zweigen hindurch und an den Stämmen empor, man sieht die zaghafte Spur des Wildes im Schnee, ein leiser Schrei hallt aus dem fernen Didicht — das ist nicht Wahrheit mehr, das ist ein Märchen. — Und jetzt geht's hinaus über die Brücke, wo der Wilzbach aus den Bergen kommt und das glänzende Thal sich aufthut; zur Linken der Weg an den Achensee, zur Rechten die Langenau. Da liegt das zerklüftete Bett des Baches, aber der Bach ist stumm, nicht mehr der Wald, sondern Wäldermassen steigen vor uns empor und über ihnen mit felsigem Gipfel die Berge. Aber auch sie, die Gewaltigen, teilen das Los der ärmsten Ranke, auch sie sind verschneit und begraben, auch sie zum stummen Erdbulden verurteilt. Und doch, wie ganz anders tragen sie die große Not der Winternacht — der zitternde Ast zerbricht, die riesige Tanne stöhnt und beugt sich, sie aber stehen unwandelbar in ihrer Majestät, was ist für die Jahrtausende ihres Lebens der bange Augenblick, den die Menschen Winter nennen? In solcher Stunde geht das Gewaltige der Bergeswelt uns auf, nie hab ich sie so urmächtig gesehen, es ist, als wären die steinernen Glieder gewachsen; markig und scharf tritt jede Ranke hervor, sieghaft und still schaut ihre gesuchte Stirn empor in die Sternennacht, in die Ewigkeit.“

In einem dritten Aufsatz schildert Stieler 1880 „Eine Winterreise an den Königssee“. In offenem Schlitten ging es von Salzburg aus, am Untersberg hin, nach Berchtesgaden. Die Zinken des Wäzmann waren vom Vollmond beschienen, dessen Licht sich durch den Fichtemoaldbes immer enger werdenden Thales stahl. „Fußhoch lastet auf den Fichtenzweigen der Schnee, wie eingesunken stehen die riesigen Stämme im weißen Grund, Felsstrücker liegen am Wege, und das Gestrüpp, das auf denselben wuchert, glänzt vom blanken Reif; es gibt keine braunen, nur silberne Zweige. Hoch über uns greifen die Wipfel der Bäume in einander, kaum lugen die Sterne herein in dies winterliche Waldgewölbe, kaum gleitet der scheue Mondenstrahl von Ast zu Ast. Es ist ein Märchen schweigend schön, und unser Auge streicht durchs Didicht, als müßte es jene Märchengeister suchen, — Zwerg und Elfe. Feierliche, wortlose Stille umring uns — nur der Schlitten stöhnte im Schnee, die Pferde dampften, die feinen Schellen klingeln. Dann geht es bergab, ein Augenblick, in dem wir erwachen aus dieser Traumwelt, und vor uns lag der starre, eisige See! Es ist der gewaltigste seines Geschlechtes, der König aller Bergseen — der Königssee.“ Es war entsetzlich kalt, 26 Grad Reaumur, gleichwohl gehen die Münchener noch in später Abendstunde hinaus auf den schwarzen See.

„Wir tasteten bedächtig an der vereisten Schiffshütte hin und betraten den Spiegel, es war kaum möglich, sich aufrecht zu erhalten. Nur in kleinen Schritten kamen wir vorwärts. Vielleicht wird's auf den blanken Stahlshuhen besser gehen; wir legten sie an und alsbald schwebten in langen Bogen die schattenhaften Gestalten hin, aber das

Gefühl banger Unsicherheit steigerte sich fast, statt sich zu mindern. Man war wohl flüchtiger und flinker geworden, doch um so frapperter und wechselvoller ward auch das Bild dieser glatterstarten Flut, man fühlte jetzt erst den Mangel festen Grundes.

Schauerlich schön war's rund um uns; der Vollmond war hinter den hohen Seitenbergen emporgestiegen, aber sein Licht war nicht dufverschommen, sondern schneidend klar, daß jede Felsenflanke förmlich heraustrat, das Gestein leuchtete weißkalt über den rabenschwarzen Wäldern und die Silberscheibe spiegelte sich blinkend in dem dunkelgrünen Eise. War's wirklich Eis? — war's nicht die offene schwarze Flut? So frug man sich von Schritt zu Schritt, uns umging eine Täuschung, die alle Sinne zu betören schien. Wohl eine halbe Stunde weit waren wir in den See hineingegangen, eine Felsenwand warf ihren tiefen, kräftigen Schatten; hart daneben spielte das Mondlicht auf der Fläche. Um Himmelswillen nicht weiter — wir gruben den Schlittschuh ins Eis, wir wagten es nicht, den gehobenen Fuß niederzusetzen — so verwirrend glich dies mondbeglänzte dunkelgrüne Eis der weichen, flüssigen Tiefe. Und während wir noch standen und starteten — da krachte es dicht vor unseren Füßen, daß es uns fast in die Höhe warf, ein gellender Sprung ging durch die ganze Länge des Eises! Halt, halt, riefen wir denen zu, die hinter uns kamen, die Knie zitterten uns, mit Bindeseile ging es zurück."

Der nächste Tag brachte einen Morgen „von unbeschreiblicher Schöne“. Auf zwei Wildheuer-Schlitten fuhr man nach Bartholomä. Bis zur Insel ist der See noch feicht; „und lichtgrün, wie das Wasser, erschien auf diesem Teil das Spiegeleis, man sah zum Greifen jedes Blattwerk und Gestein auf dem Grunde. Dann aber stürzt mit einem Mal die Flut zur schwarzen abgrundtiefen Tiefe, und dieser Eindruck wird noch mächtiger, weil das Eis auch hier genau die Farbe trägt, die dem See sonst eigen ist: schwarzgrün an den Ufern und in der Mitte schwarz wie Ebenholz. Kein Stäubchen, keine Spur von Reif trägt diese Glätte; in einander gewachsen scheint Eis und Steinwand und so liegt die Fläche da, wie eine riesige schwarze Marmorplatte, die den Felsenarkophag verschließt, in dessen Tiefen nach alter Sage das Blut des toten Königs Wazmann flutet — Tiefen, in denen manch ein Münster verfanke wie ein Kiesel.“ — Von Bartholomä ging es nach dem Obersee mit seinen Felswänden auf drei Seiten, seinen überfrorenen Wasserfällen und der einsamen Almhütte, „die Fischweil“ genannt, in der Tiefe. „Der Obersee war schon beizeiten zugefroren und hatte nicht mehr die ursprüngliche Farbe, sondern in mächtigen Blumenbüscheln hatte sich der Reif darauf gesetzt, aber auch diese waren in den mannigfaltigsten und feinsten Formen kristallisiert. Selbst wo sie erstarrt, ist die Natur noch schön und vollendet, das würde erst der vollkommen verstehen, der diese Formen unter dem Mikroskop betrachten könnte. Hier zeigt sich ja der wunderbare Gegensatz am schärfsten: Alles, was Menschenhand geschaffen, wird in der Vergrößerung rauher und plumper, und alles, was die Natur schuf, wird um so reicher, immer feiner und vollendeter, je größer und genauer wir es erblicken.“ Abends führte der Schlitten wiederum nach Salzburg und in der folgenden Nacht wurde München erreicht. „Der Zauber war zu Ende, die Wirklichkeit hatte wieder ihr Recht.“

Bei der Rückkehr vom Obersee sahen die Schlittschuhläufer und Schlittenfahrer durch die Spalten eines Blockhauses von unbehauenen Stämmen, welches auf einer kleinen Halbe Bartholomä gegenüber erbaut ist, der Fütterung des Wildes zu: — „plötzlich knistert es in den Zweigen und ein gewaltiger Zehrender kommt aus steiler Höhe herab. Langsam, aber weit ausgreifend nähert er sich, wir halten den Atem an, es regt sich kein Windhauch und dennoch hält er stille, dicht unter dem Fichtenbaum, und wendet forschend das Haupt. Welche Anmut, welche Kraft! Aber es war nur der Schnee, der von den Zweigen fiel, auf den er lauschte, und stolzen Schrittes zieht er weiter, leichtfüßig springen aus dem Dickicht fünf schlanke Hindinnen nach, die voll Neugier um sich blicken und ihn nur in kurzen Säßen folgen. Bald regt es sich von



allen Seiten; in Rudeln von zwanzig und dreißig Stück kommen sie heran, der Wildspur folgend, die ihr schlanker Fuß gegraben; einzelne sind hager und abgehärtet, andere spielen übermütig, sich bekämpfend und verdrängend. Und das alles so dicht vor uns, daß wir die Tiere fast greifen könnten, wenn sie langgestreckt das Heu erfassen, oder sorglich auf dem Boden äßen, der mit Futter bestreut ist. Wie voll und weich ist ihr Winterhaar, wie zerlich sind die dunkeln Rüstern und die klaren, tiefen Augen, in denen Furcht und Vertraulichkeit im Fluge wechselt, so oft nur ein welkes Blatt zu Boden fällt. Auch jene, die gesättigt sind, bleiben noch lange Zeit im weiteren Umkreis um die Hütte stehen, und immer noch kommen Nachzügler, ganz zuletzt ein riesiger Hirsch von 16 Enden, der geradewegs vor die Kufe geht. Wohl zwanzig Tiere umdrängen dieselbe, aber im Augenblick weichen sie zurück, da der Gewaltige erscheint. So gilt auch in der Tierwelt das uralte Recht des Stärkeren und keins wagt, es zu durchbrechen. — Endlich mußten wir doch unser Asyl verlassen, wir hatten 76 Stück gezählt — welchen Sturm wird's unter denen geben, wenn sie das leiseste Lebenszeichen gewahren? Denn das ist nicht zahmes Parkwild, das sich an beliebige Wege und freundlichen Loctruf gewöhnt, sondern Bergwild, herbes Edelwild, das auf der rauhesten und gewaltigsten Scholle unseres Hochlandes heranwächst und nur in diesen härtesten Wochen jagend der Not gehorcht. — Da knarrt der Riegel auf der Tenne, wie ein Blissschlag zuckt es durch den sinken Knäuel — ein kurzes Verhoffen und sturmschnell stäuben sie auseinander ins Tannendunkel. Wir treten heraus auf den freien Plan, im harten Schnee kreuzen sich tausendfach die Spuren, aber eilig stille Waldbeinsamkeit umgibt uns wieder. Alles ist fort. Da fühlt man unbewußt die tiefe Beziehung, in der das Tierleben der Berge zur Bergwelt steht, man fühlt das Gewaltige, Uralte, das in diesem Leben des Waldes liegt, in diesem Kampf ums Dasein. — — Drüben in der Hirschau (bei Bartholomä) wagen sich selbst Rehe heran, stattliche Sechserböde, obwohl sie neben dem Hirschwild schweren Stand haben, niemals aber kommen die Gemsen. Sie verhungern lieber, ehe sie vom Menschen Hilfe erwarten.“

Schon aus diesen Mitteilungen wird klar, welaß offenen Sinn Stieler für die Tierwelt gehabt hat. Er hat aber noch in besonderen Aufsätzen das Tierleben der bayrischen Alpen beschrieben. Bei den Bauern kommt zuerst das Vieh, dann erst die Leute, ob das Vieh nun im Thale in den Ställen oder droben auf der Alp ist. Die Viehzucht ist die Grundlage des ganzen wirtschaftlichen Lebens. Zu einer „Viehschau“ strömt das Volk zusammen, zu einer Volksversammlung kommen nicht halb so viel Leute. Und aus dem Beschaun entwickelt sich von selbst das Kaufen und Verkaufen eimer- und die Preisverteilung andererseits. Alles das findet sich übrigens bei allem von der Viehzucht lebenden Landvolk vor, dem Volk in den Alpen aber ist es vergönnt, hoch oben auf den Matten das Vieh sich fröhlich tummeln zu lassen. „Der Gebirgsländer fühlt diesen Unterschied gar wohl, und wie das „Almbirndl“, das im Sommer Sennerin wird, viel mehr gilt, als das „Heimdirndl“, das langweilig zu Hause bleibt, so hat auch die „Almtuh“ viel mehr Würde, als die stille, vierfüßige Matrone, die jahraus, jahrein im Stalle steht. Ihr wird niemals die Stirn mit grünen Kränzen umschlungen, und niemals kommt die große, dröhnende Glode um ihren Hals, wie sie die Leittuh droben auf den Bergen trägt. — Die Herden und ihr Geläut — das ist die uralte und unvergängliche Staffage der Alpen, in hundert Liedern ist das Bild gefeiert, es ist so innig mit der Landschaft verwachsen, daß wir es kaum hinwegzudenken vermögen, daß jede Alm verwaist und traurig scheint, sobald die Sennerinnen im Herbst weggezogen. Geht man allein vom Vortell aus, so läßt sich freilich manches gegen die Alpenwirtschaft sagen; die Nutzung ist eine geringere, als sie daheim erzielt werden könnte, das junge Geblüß wird vielfach durch die übermütigen Wiederkäufer bedroht, der Dünger geht verloren und manches Tier erstürzt sich in den Gebängen, aber all diese Erwägungen haben bis jetzt noch nichts vermocht gegen die tausendjährige Sitte. Und

in der That, ein Stück der tiefsten Poesie ginge damit der Landschaft verloren, einer der bedeutendsten Faktoren siele damit aus der Kulturentwicklung unseres Hochgebirges hinweg; denn gerade die Armen sind es, die den Bergbewohner in lebendigem Zusammenhang mit der Kraft und Freiheit der Berge erhalten." —

Von den Seen, Bergen der bayrischen Alpen, von den Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner wird Stieler nicht müde zu erzählen. Vom Achensee und der Pertisau in grauer Vergangenheit und in lichterlicher Gegenwart, vom dem „Fürstenhaus“ und der „Schloßstifta“ an dem wirklich tiefblauen See — sonst sind die Seen meist mehr oder weniger grün — vom Ammersee, vom Chiemsee, von Hohenschwangau bis zum Fernpaß weiß Stieler aus der Geschichte längstvergangener Jahrhunderte, ohne alles Gelehrthum, im angenehmsten Feuilletonstil viel Interessantes beizubringen und mit den Dingen aus der Gegenwart in Beziehung zu setzen. — Dann sind die „Wittgänge“, „die St. Leonhardsfahrt in Tölz“, die Ammergauer Passionsspiele, die Musik, der Jahrmarkt, die Wahlstage im bayrischen Gebirge, das Fingerhadeln, das Mädchenleben reiche Themata für Stieler, der im Hochland in jeder Hinsicht zu Hause ist.

Karl Stieler ist aber auch in der Fremde gewesen, und wo er war, hat er offene Augen gehabt. Es ist genutzreich, seine Aufsätze zu lesen, die in dem Sammelband „Aus Heimat und Fremde“ vereinigt sind. Ueberall findet man treffende Bemerkungen. Die neuen Stadtteile Wiens und die Stephanskirche im alten Wien charakterisiert Stieler in diesen Sätzen: „Pracht, Breite und Geschwindigkeit sind die Grundzüge jener neuen Stadtteile, die sich in allen großen Städten gleichen. Jedes Haus am Ring und auf den Boulevards ist ein Palast, aber Stil hat keines. Das ist begreiflich, denn der Stil wächst langsam, und das Geheimnis der Gegenwart liegt in der Geschwindigkeit. Unser Geschlecht hat keine Zeit dazu. — Es waren doch große Zeiten, trotz aller Barbarei, welche diese Dome aufgerichtet haben. Das Herz der Völker hat sie erschaffen, jeder von ihnen ist ein Gedanke der Weltgeschichte. Aus der heutigen Architektur ist alle Inbrunst gewichen, es werden nicht mehr die Gedanken der Generationen, sondern nur noch die Gulden, die sie dafür bezahlen, hineingebaut. Ehrgeizig sind sie, diese neuen Werke, aber die alten sind ehrwürdig. Sie sprechen uns an mit der Macht der Geschichte, und man braucht kein Katholik zu sein, um diese Sprache zu verstehen. Nur ein Mensch, oder kein Unmensch.“ Solche Unmenschen gibt es aber allerorten. Jener Birt in Marburg, dessen Haus von einer Studentenverbindung um seiner reizenden Lage willen zum Kneiplokal erkoren war, klagte eines Tages, die Türme der Elisabethkirche nähmen ihm die Aussicht nach dem Bahnhof! Nur ein „Unmensch“ kann so etwas denken und aussprechen.

In einem 1867 entstandenen Aufsätze „Paris im Sommer“ kommt Stieler auf die *femmes de Paris* zu sprechen: „Nirgends tritt das Schablonenhafte so empfindlich auf als bei den Frauen. Allein wer sind die Frauen? In Paris ist dieses Wort verhänglich. Die „anständigen“ Frauen gehen nicht auf die Straße, sie fürchten die Verwechslung und verzichten darauf, zur Charakteristik von Paris mit beizutragen. Die anderen Frauen sind Mädchen, aber man nennt sie „Madame“, wie in Wien jeder „von“ heißt. Ihre Zahl ist Region, und man kann sie schon daraus entnehmen, daß die Zeichnungen unzählig sind. *Les femmes de monde*, *les femmes entretenues*, *les femmes de Paris*: es ist immer gleich, nur die Goldwaage mißt die Differenzen. Selbst das Äußere ist gleich, da die nivellierende Richtung der Mode mehr und mehr ein Kleid für alle Stände schafft. Auch der gemeinsame Chignon, der ein Drittel des Kopfes umfaßt, gibt schon ein gemeinsames Aussehen. Das volle Kinn und die weiße Schminke sind allenthalben, und daß jede Französin die nämliche Grazie besitzt, ist längst bekannt. Man muß diese Gesichter pikant nennen; sie erzählen uns Romane mit den Augen, und ein unbeschreiblicher Hautgout liegt über ihnen. Aber dieser uarkotische Duft ist vegetativer, nicht geistiger Natur. Wenn der Mensch die fleischigen Motive, die in ihm liegen, unentwickelt läßt und seinen Schwerpunkt in dem physischen

Dasein sucht, das rächt sich allezeit. Es ist ein dunkles Bild, wie rasch sich dann das Geistige aus seinem Wesen verflüchtigt. — Lebhaft sind nur die Manieren der femmes de Paris, nicht ihr Wesen, und auch diese Lebhaftigkeit der Manieren ist nur ein Resultat der Kunst und Berechnung; in ihrem wahren Wesen würden sie stumpf und still erscheinen, es ist die Trägheit des Materialismus. Eine Rehrseite des letzteren bildet die Emanzipation, und die Verhältnisse von Paris sind geeignet, eine solche zu entwickeln. Wer dort nicht selbständig ist, der geht zu Grunde, und was bleibt einem Weibe über, das allein steht mit Bedürfnissen und mit Mitteln zu ihrer Befriedigung, als sich zu emanzipieren? So begründet sie einen eigenen Haushalt, den ein Herr bezahlt und den ein Weib beherrscht. Wenn die moralischen Schranken gefallen sind, fallen die sozialen schnell. Eine Reihe von Herrinnen entstehen auf diese Art, und der lähne Griff, den sie gewohnt sind, wird bald zum Uebergriff. Mit den riesigen Mitteln, die sie an sich reißen, haben sie auch das Urteil über Geschmack und Wert an sich gerissen und beherrschen damit die Mode. Was Cora Pearl am Karfreitag trägt, das ist das Eleganteste für die Saison. So sind diese Frauen vollständig aus der Bahn getreten, die eine heilige Weltordnung ihnen vorgezeichnet. Sie leben von dem Befehl und sind an die Initiative gewöhnt. Mit einer schauerlichen Kühnheit treten sie in der Gesellschaft und im Verkehr auf, mit jenem Uebermaß, das stets den Usurpator kennzeichnet. Nur wenige besitzen Geist und Selbstbeherrschung. Es ist ein alter Satz, daß jedem Europäer, der Erfolg hat, die Nachahmer nicht fehlen. Nichts hat sich rascher verbreitet, als diese Art der Emanzipation, die freilich die bequemste wäre. Aber sie ist auch die unrichtigste, denn sie geht vom Müßiggang statt von der Arbeit aus. In der Freiheit der letzteren steckt das Geheimnis der Frauenemanzipation, nicht darin, daß man den Müßiggang freigibt.“

„Zwei Tostertage“ (1872) ist ein Aufsatz Stielers überschrieben, der zu dem Besten gehört, was er im Gebiete der Prosa veröffentlicht hat. Im Jahre 1870 beging er Ostern in der Peterskirche zu Rom, „es war der letzte große Höhepunkt des Vatikans und des Konzils“. Im folgenden Jahre stand er „in der Kapelle des Wendelstein, auf einem felsigen Gipfel der bairischen Alpen, in dem kleinsten Kirchlein der Welt, wie St. Peter die größte ist“. „Die Allmacht der Kirche“ spricht aus dem ungeheuren Bau der Peterskirche und den Meisterwerken, die ihn schmücken. „Aber das Volk, das hier versammelt steht, fühlt wenig von solchem Geiste, wie Bienengeschumm ertönt der Lärm der Sprechenden, und neugierig, als ob es der Korso wäre, wogen die Gäste auf und nieder. In der einen Seitenkapelle wird gepredigt, doch die Stentorstimme verhallt wie ein dünner Laut in dem ungeheuren Raume, und nur diejenigen, die den stürmischen Gebärden des Redners am nächsten stehen, wissen, wovon er spricht. Im Mittelgange bilden die Truppen Spalier, sie stehen Gewehr bei Fuß, wohl an 6000 Mann, und illustrieren das Wort: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. — In dem Halbrund hinter dem Hochaltar sind die Bischöfe versammelt, die zum Konzil erschienen waren und die der Feier des Hochamtes amohnen wollen. Alle sind in vollem Ornat, und es ist ein Ueberbild über die Typen der Erde, wie ihn wohl schwerlich ein anderer Tag gewährt. Einzelne stehen aus der Masse hervor durch ihre scharfe Persönlichkeit: wir erkennen Manning, den Erzbischof von Westminster, mit den eifigen Zügen, Melchers von Köln, mit dem hohlen fanatischen Angesicht, die tropigen Gestalten Fessler und Martins, die an die Zeiten des Faustrechtens gemahnen, wo der Prälat noch selber die Streitart schwang. Noch prächtiger erscheinen die Patriarchen und die Bischöfe aus dem Orient, manche mit schönen dunkeln Kalisengesichtern, andere als ob ihre Gestalt ins alte Testament gehörte, anstatt ins neue und neueste. — Nun ertönt ein Gesang wie von wunderbaren Kinderstimmen, ein Gesang von grausamer Schönheit, denn es ist die sirtinische Kapelle (der Entmannen), die ihn ausführt. Die Sänger im langen weißen Chorrod sind in einer vergitterten Loge verborgen, aber doch den Blicken so nahe, daß man ihre Züge deutlich erkennen kann. Viele sehen alt

und grämlich aus, allein in das Mitleid, das sie erregen, mischt sich der Widerwille, und man verjöhnt sich ungern mit dem Gedanken, daß ja vom heiligen Stuhle alles nur zur größeren Ehre Gottes geschieht. Das Hochamt hatte begonnen, der Papst stand am Altare, und der Name, den die Schweizergarde gegen das Publikum abschloß, war so gering, daß man jede Bewegung, ja fast jede Miene des Hohepriesters verfolgen konnte. — Er war weß und müde, in seinen Augen lag nicht mehr die Kraft des energischen Wollens, die Unterlippe hing schlaff herab, man sah ihm an, daß er zum Werkzeug anderer geworden war. Der Kult, den die zahllose Geistlichkeit in ihren schweren Meshgewändern ihm am Altar erwies, hatte wenig Erbauendes, denn man wußte nicht, galt er dem Herrn der Könige, vor dem die Höflinge im Staube liegen, oder dem hilflosen unsicheren Greise, auf den die Wächter acht haben, nur die Wandlung, das Emporheben der Hostie war ein großer, wirklich würdevoller Augenblick, dann kam aber sofort wieder „das ganze äußerliche Zeremoniell, dessen Weltlichkeit alles Gefühl der Feier verbannt. — Nach Abendigung der Messe ward er auf einen prächtigen Thronstuhl gehoben und in der Kirche herumgetragen. Die weißen Fächer von Straußenfedern zu beiden Seiten, das ganze Gefolge der Kammerherren und Prälaten, und der müde, alte Mann mit den ausdruckslosen Mienen und dem toten Pompe, vor dem die Menschen auf die Kniee fielen, das war kein Bild der Hoheit. Und als er dann im selben Aufputz auf der Loggia erschien, um dem Volke, das den Platz erfüllte, seinen Segen zu geben, als die bezahlten Schreier riefen: „Erviva il Papa Re, erviva il Papa infallibile!“ da war es eine Szene, deren asiatischen Eindruck auch das Kreuz des Abendlandes nicht zu verdrängen vermochte. Man sucht im Vatikan die Würde in anderen Dingen, als in denen sie das deutsche Land zu finden pflegt — das lehrten mich die Ostertage in Rom.“

In der Kapelle auf dem Wendelstein über 6000 Fuß hoch war kein Priester und kein Diener. „Nur der Frühlingswind war der Pförtner und öffnete die kleine Thüre, nur die Bergdrossel, die drüben auf der Tauennspitze sich wiegte, sang ihr Gotteslob.“ Weit umher lag die Welt in unermeßlicher Größe, vom Allgäu bis über die Tauern hinaus standen die Berge da. Aus den Thälern erscholl leiser Blodenton. Drunten wurde für die gebetet, die im Krieg gefallen waren oder noch im Felde standen. „Deutschland über alles“ war der Ruf in der Osterzeit 1871.

Von den politischen Auffäßen des Bandes „Aus Fremde und Heimat“ verdient der über den bayrischen Prinzen Karl 1875 geschriebene darum großes Lob, weil der gerecht und maßvoll urteilende Stieler den Prinzen nicht nach seinem Mißerfolg des Jahres 1866 schätzt, unterschätzt oder geringschätzt, wie es die Oberflächlichen und die Erfolgsanbeter thun, sondern weil der Prinz nach seinem ethischen Gehalt, nach seinem in Warmherzigkeit und Wohlthum sich nie genugthuenden Herzen, welches Millionen verbraucht hat, gewürdigt und hochgeschätzt wird.

Der Band „Durch Krieg zum Frieden“ enthält eine reiche Anzahl von Stimmungsbildern aus den Jahren 1870 und 1871, Erlebnisse aus französischem, wie auf deutschem Boden, gut deutsch, aber frei von aller Franzosenfresserei und „Chauvinismus“, eine Krankheit, für die wir glücklicherweise keinen deutschen Namen haben, obschon wir nicht frei von dieser Sorte geistigen Gestörtheits sind. Straßburg, Sedan, Paris, Orleans, Versailles sind die Marksteine unserer ins Große gehenden Erinnerung. Diese Erinnerung ist von unzähligen Schriftstellern in zahllosen meist sehr wohlfeilen Büchern gepflegt worden. Wir richten darum lieber unser Augenmerk auf einen Aufsatz Stielers, dessen Inhalt nur von ihm der Nachwelt überliefert ist: „Eine Siegesfeier auf dem Watzmann“. Im Winter ist der Watzmann noch nie bestiegen worden, die Gefahr bei der durch reichlichen Schneefall bewirkten Pfadlosigkeit ist zu groß; aber nachdem der Franzosenkrieg zu Ende gegangen, soll auch auf dem Watzmann die deutsche Fahne und das deutsche Siegesfeuer glänzen, „und wenn die Herren des Alpen-

klubs nicht „Schneid“ haben, so thun's der „Hözl“ und der „Stanzl“ (die bekannnten Berchtesgadener Führer) auf eigene Faust“.

Am Lichtmeßtag 1871 machten sich die zwei kühnen Männer nach dem Morgengottesdienst um 8 Uhr auf den Weg. Das Wetter war hell, wenn auch nicht wolkenlos. „Stanzl“, der die Führung übernahm, war damals 55 Jahre alt. Sein Leben war ganz in den Bergen hingegangen. Erst war er Hüterhub, dann Edelweißbroder und später Holznecht. Seine außerordentliche Ortskenntnis machte ihn zum vielbegehrten und darum zum berühmten Führer. „Wie die meisten vorzüglichen Steiger, so ist auch er von kleiner, ja scheinbar von schwächlicher Statur, er selbst versichert, „daß er kaum vierzig Pfund Fleisch an sich trage“. Aber Sehnen wie Stahl, und Knochen, als ob sie bei Krupp geschmiedet wären, trägt er im Leibe, und das ist sein einziger Stolz und sein ganzer Reichtum.“ Die ausgerollte Fahne war nicht schwer zu tragen, wohl aber füllten Kleinholz und Massen von Foch den Rucksack. Anfangs ging es auf der Ramsauer Straße bis Isfank, von da über die Ache zur Stubenaln. Von da an begann der Weg beschwerlich zu werden. Der Schnee war nicht hart genug gefroren, die zwei Bergsteiger brachen darum fortwährend ein. Während man im Sommer von der Stubenaln bis zur Gugelalm anderthalb Stunden braucht, waren jetzt vier Stunden erforderlich. Trotz großer Ermattung blieben Hözl und Stanzl ihrem Wahlspruch treu: „Nur nit auslassen“. Von der 4700 Fuß über der Meeresfläche liegenden Gugelalm aus ging das Steigen wieder besser, denn der Weg wurde felsiger und schneefreier. „In der Höhe von 5000 Fuß begegneten sie noch gewaltigen Hirschen, die mit den Läusen das Eis zerschmetterten und den Schnee beiseite scharren, um das kümmerliche Kraut der Alpenrosen auszugraben. Weiter droben kamen flüchtige Gemsenrudel, im dichten schwarzbraunen Winterhaar, die schrillend vorüberjausten; über 6000 Fuß gewahrte man die Spuren des großen, weißen Berghafsen. Höher hinauf reichte kein Lebenszeichen mehr, selbst die letzten Pfade der Mäuse hörten auf, als die Region von 7000 Fuß erreicht war. Ein kreisender Geier in den Lüften, ein ferner scharfer Pfiff in der Tiefe und rings umher Stille und Grabesruhe.“ Abends um 5 Uhr war der höchste Gipfel erreicht, die Dämmerung trat bald ein. Wer so hoch gestiegen ist oder noch höher — wie Schreiber dieser Zeilen im Sommer 1885 die höchste Spitze des Großvenedigers erstiegen hat — der befindet sich in der Region des Todes. Der Himmel ist so tiefdunkelblau, daß der bekannte italienische Himmel blaß dagegen erscheint, man sieht von der Erde nichts als Fels- und Eispipfel, alle starr und tot, ohne einen Strauch, ohne einen Rasenfleck; außer dem Säusen des Windes hört man nur die kleinen Eiskristalle den Berg hinabklirren, so klar und hell, als ob es Metallsplitter wären. In solcher Höhe wird der Tourist still und nachdenklich, man steht sozusagen an den Pforten der Ewigkeit. Wie klein und gering ist der Mensch in solcher Bergwüste! —

Die zwei Berchtesgadener befestigten die Fahne in den Felsen und wild erfaßte sie der saulende Wind und ließ sie klatschend den im Thal Zurückgebliebenen unermüdblichen Gruß hinabflattern. Dann wurde das Foch angezündet und das Holz darüber gelegt. „Als das Feuer mit voller Gewalt entflammt war, traten die beiden kühnen Gäste den Heimweg an. Man konnte in der Dunkelheit nur mehr matt die einzelnen Formen unterscheiden, man sah den Absturz, wo in jäher schwindelnder Tiefe der Königssee gefangen liegt.“ Der Abstieg war ungleich leichter als der Aufstieg, denn der Weg war einigermassen betreten und der Schnee wieder fest gefroren. „Bald ist die Ache zum zweitemal überschritten. Die Straße thut sich auf, und noch vor Mitternacht sind die beiden Waghälse daheim. Der Jubel, mit dem sie im ganzen Orte empfangen wurden, war ungemein, jeder hatte den Tag in geheimer Sorge verlebt, denn jeder war den beiden in der Seele gut.“ Nicht die festliche Bewirtung, nicht das Ehrengeschenk war ihr größter Lohn, sondern „daß sie der großen Sache diesen kleinen Dienst geleistet,“ wie sie bescheiden erklärten. Stieler hat wohl daran gethan,

diese Bergfahrt der Nachwelt zu überliefern. Die That der zwei Männer von Berchtesgaden hat mehr Wert als ganze Helatomben von Festreden, die an reichbesetzten Tischen in üppiger Bankettluft den fatten Lippen solcher entströmen, die für das Vaterland nichts übrig haben als ein bißchen landesüblicher Begeisterung und einen gewissen eisernen Bestand an pathetischen Redensarten und tapferen Phrasen.

Wir sind am Ende. Es ist immer ein großer geistiger Genuß, einem sympathischen Dichter und Schriftsteller auf Weg und Steg nachzugehen. So sind wir von den Dialektdichtungen Stieler's, die am meisten Verbreitung gefunden haben, zu den hochdeutschen Gedichten gekommen und von diesen zu den vier Bänden Prosa.

Wie oft wird man nach passender Familienlektüre an Winterabenden gefragt und wie selten kann man befriedigende Auskunft geben. Karl Stieler's Bücher, gereimt wie ungerimt, können nur aufs dringendste dem deutschen Hause empfohlen werden. An seinen vier Bänden Prosa kann man lange Zeit zehren, wenn man das Vorlesen mit Maß und Ziel übt. Die beiden Album Desregger-Stieler und die anderen beiden Kauffmann-Stieler bereichern in bester Weise die Kunstschätze eines Hauses. Und an den oberbayerischen Gedichten wird man so wenig müde sich zu erfreuen, als man das Hochgebirge mit seinen Gletschern, Seen, Matten und Wildbächen je müde wird.

---



## Don Meh bis Montargis.

Friedliche Erinnerungen aus der Kriegszeit.

Von

Generalmajor W. von Sagen.

(Schluß.)

Doch nunmehr wieder zu meinen Privatangelegenheiten zurückkehrend, hatte ich natürlich vor der Mittagmahlzeit keine Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft meines Wirtes und seiner Familie zu machen. Ich darf sagen, daß ich mich, nachdem das Verführte nachgeholt worden war, auf das angenehmste berührt fühlte. Es gab manches in dem Hause, was mich heimlich anmutete. Zunächst vermiste ich, und zwar offen gestanden nicht ungern, sowohl bei Monsieur wie bei Madame das aufregend lebhaftes französische Temperament. Bei beiden sprach sich eine gewisse Gebiegenheit aus, und sein Urteil über die gegenwärtigen französischen Zustände war frei von aller chauvinistischen Voreingenommenheit. Ferner befand ich mich diesmal wirklich in einer Familie, denn fünf nette und wohlherzogene Kinder wurden mir vorgeführt. Das ist in Frankreich, wo eine Ehe meist nur mit zwei Kindern gesegnet ist, schon etwas Unerhörtes. Bekanntlich bleibt ja die Zunahme der französischen Bevölkerung hinter der aller anderen Kulturstaaten in einer für Sozialpolitiker sogar bedenklichen Weise zurück. Bei Tische erinnerte mich selbst eine echt deutsche Rindsuppe an das heimliche Mittagessen. Im Salon stand ein Instrument, und da mir Monsieur erzählt, seine älteste Tochter, eine aus dem Stande der Badfische eben herausgetretene Blondine, treibe mit Vorliebe deutsche Musik, so bat ich sie nach Anhebung der Tafel, uns doch etwas vorzuspielen. Bereitwilligst verstand sie sich dazu und trug aus dem Weberschen Freischütz verschiedene Stücke vor. Nun, ich hatte schon besser spielen hören. Trotzdem erfreute ich mich an den altbekannten Melodien, und als der Jungfernkranz gewunden wurde, da ward mir, um mit Friß Reuter zu reden, ganz weichmüdig zu Mute.

Der nächste Tag, der 19. November, wurde für uns insofern ein halber Ruhetag, als wir bis nach Briçon, unserem Tagesziel, nur einen kleinen Marsch von kaum ein und einer halben Meile zurückzulegen hatten.

Auch heute verfolgten wir den Lauf des Armençon und durchzogen eine reich angebaute, anmutige Gegend. Namentlich fielen mir einzelne an der Straße liegende Schlösser auf, die, mit größeren, anscheinend gut gehaltenen Parks umgeben, der Landschaft, wenn ich so sagen darf, einen gewissen aristokratischen Anstrich verliehen. Uebrigens war ich davon nicht groß überrascht, denn seit Tonnerre waren mir dergleichen

mehr oder weniger monumentale Bauten während des Marsches schon mehrfach ins Auge gefallen. Sie stellten sich uns gewissermaßen als Schaustücke vor, um Zeugnis abzulegen von dem Reichtum der belle France. Zum Ueberflus erhielt ich auch mein Quartier in einem solchen allerdings erst halb ausgebauten Schloß, das, im Aufang der Vorstadt von Briçon gelegen, mit den herrlichsten Gartenanlagen umgeben war. Der Besitzer desselben, ein Herr Normand — man bezeichnete ihn mir als eine hervorragende industrielle Größe im Maschinenwesen — war, wie man mir mitteilte, seit Beginn des Krieges verschwunden, und niemand wußte, wo er geblieben war. Nun, seine Nichtanwesenheit wurde von mir um so weniger schmerzlich empfunden, als eine alte Kastellanin uns trefflich versorgte. Wenn ich auch niemals den Verkehr mit Franzosen mied, so war es mir doch recht angenehm, einmal wieder mit meinem Adjutanten allein zu sein und nicht französisch parlieren zu müssen.

Nachdem ich soeben der mir während der letzten Märsche in die Augen gefallenen schloßartigen Landsitze Erwähnung gethan habe, die ich übrigens später, namentlich im schönen Thal der Loire, noch zahlreicher und großartiger antraf, ist es vielleicht am Platze, auf eine bereits früher berührte Eigentümlichkeit französischen Lebens zurückzukommen und näher auf dieselbe einzugehen.

Ich bemerkte schon an der betreffenden Stelle, wie es auffallen müsse, daß Franzosen, die nur irgend in der Lage wären, es leisten zu können, nicht nur ihren ständigen Wohnsitz in der Stadt, wenn möglich in Paris, hätten, sondern auch noch irgend wo zum Aufenthalt während des Sommers einen Landsitz zu eigen besäßen. Diese Sitte ist an und für sich nichts Neues, nur hat sie sich aus früheren engeren Kreisen auf breitere Schichten der Bevölkerung, natürlich immer unter Vorbehalt der Leistungsfähigkeit, nach und nach übertragen. Zur Zeit des alten Regime hatte die reiche, bevorzugte Hofaristokratie ihre Hôtels in Paris und besaß anherdem ihre Schlösser in der Umgebung der Hauptstadt oder in den Provinzen. Der ärmere Landadel mußte sich allerdings meist mit seinen feudalen Herrnsitzen, auf denen er inmitten seiner Pächter und zinspflichtigen Bauern residierte, begnügen. Diese alte Aristokratie, mit all' ihren Vorrechten und Privilegien, mit ihren Licht- und Schattenseiten, sonst eine maßgebende Größe für das öffentliche und gesellige Leben, ist durch die Sturmflut der Revolution hinweggeschwemmt worden. Diejenigen Reste derselben, welche, nachdem die Wasser verlaufen, wieder neues Leben gewannen, besitzen jetzt kaum noch eine Spur ihrer früheren Bedeutung, und dieser Bruchteil des alten feudalen Adels hat sich aus dem öffentlichen Leben im Staat und auch in der Gesellschaft fast gänzlich zurückgezogen, um den alten ritterlichen Traditionen zu leben und das zu konservieren, was von den Trümmern des erlittenen Schiffbruches eben noch zu konservieren blieb. Hier einfügend möchte ich noch bemerken, daß im Durchschnitt die Edelleute des alten Regimes viel besser waren, als ihr in der Geschichte legendarisch gewordener Ruf. Wenn man lange genug gerade ihrer Unsittlichkeit und ihrer Verkommenheit die Hauptschuld an dem Ausbruch sowie an dem Verlauf der Revolution von 1789 beimah, so haben die eingehenden Forschungen hervorragender Historiker, wie Tocqueville und Taine, ein gerechteres Urteil angebahnt. Nur die Seigneurs, welche zu den Kreisen des durch und durch verderbten Hofes gehörten und von diesem abhängig waren, haben ihr Schicksal ganz und voll verdient. Möchte deren Zahl auch noch so groß sein, so bildeten sie doch immer nur einen kleinen Bruchteil der ganzen Korporation. Durch Aufgabe aller seiner bisherigen feudalen Vorrechte in der nächtlichen Sitzung der Nationalversammlung vom 4. zum 5. August 1789 hat sich der französische Adel für alle Zeit ein ehrendes Denkmal gesetzt. Es half ihm jedoch nichts; die schon in Bereitschaft gehaltene sendende, brennende und mordende Meute ward dennoch auf die Herrensitze losgelassen. Man darf es als ein großes Unglück für den Adel bezeichnen, daß ihm das absolute Königtum nach und nach alle aus der feudalen Zeit entstammenden Pflichten abnahm, jedoch sämtliche Gerechtfame beließ. Das erstere



geschah, um jede Schranke des Absolutismus zu beseitigen, das letztere, um den zu jener Zeit immer noch einflußreichen Adel bei guter Laune zu erhalten. Dieser gab dadurch seine führende Stellung auf, und aus der bisherigen Aristokratie ward eine Kaste. Rechte ohne entsprechende Pflichten werden mit der Zeit immer böses Blut erzeugen. Uebrigens war der Bürgerstand, abgesehen von den Ehrenrechten, in vielfacher Weise ebenfalls bevorzugt, und die Hauptlast ruhte auf den niederen Ständen, namentlich auf den Bauern. Diese letzteren mußten die den Gutsherrn zu entrichtenden Abgaben um so drückender empfinden, als sie in der Hauptsache freie Besitzer waren. Jede Art eines Unterthänigkeitsverhältnisses hatte längst aufgehört. Bei alledem und trotzdem gab es jedoch beim Ausbruch der Revolution noch Bezirke, wo wenigstens der ideale Inhalt des früheren Verbandes zwischen Lehns herrn und Hinterlassen noch nicht gänzlich zerstört worden war. Das war dort, wo die Edelleute nicht nur zwischen den Bauern wohnten, sondern auch die alten persönlichen Beziehungen zu denselben pfliegten und ihnen mit Rat und That zur Seite standen. So in der Provinz Anjou, und es ist bezeichnend, daß gerade hier sich die Kämpfe des sogenannten Vendeekrieges abspielten, in welchem Edelleute und Bauern im Verein mit den Waffen in der Hand sich gegen den Terrorismus der Republik wehrten und für die Monarchie ihr Blut vergossen.

Aus dem blutgetränkten Boden der Revolution, aus dem Schutt des feudalen Staates erwuchs das reiche Bürgertum oder, wie die Franzosen es nennen, la bourgeoisie aristocratique. Daß diese bürgerliche Aristokratie den Tag der Erstürmung der Bastille als ein nationales Fest mit eingeführt hat und jährlich mit feiert, entspricht gänzlich ihrem geschichtlichen Vorleben. Höchst widerspruchsvoll muß es aber erscheinen, daß das Bürgertum es sich angelegen sein läßt, die Sitten und Gebräuche, kurz die Gepflogenheiten des aristokratischen Lebens vergangener Jahrhunderte, wenigstens äußerlich, nachzuahmen. Allerdings nicht immer mit Glück. Der reich gewordene Industrielle, der da sagen darf: „Meine Mittel erlauben mir das“, baut sich in der Stadt, wenn möglich in Paris, ein mit allem Luxus vergangener Zeiten ausgestattetes „Hotel“, erwirbt Landbesitz und errichtet dort ein „chateau à la regence“, das, mit einem Park umgeben, in seiner inneren wie äußeren Ausstattung einem alten feudalen Herrensitze möglichst gleichen muß. Solche Nachahmung erstreckt sich auch auf den gepuderten Dienertroß, auf einen wohlbesetzten Karstall und auf das ganze der alten Sociétés nachgebildete häusliche und gesellige Leben. Allerdings würden die alten Seigneurs mit Perrücke, Schnallenschuhen und Galanteriebeugen in diesen Gesellschaften „den feinen Griff und den rechten Ton“, sowie den altfranzösischen Esprit vermissen.

Weniger Begüterte, die einen solchen Aufwand nicht nachahmen können, begnügen sich mit einem Hause, ja mit einer Mietwohnung in der Stadt, aber ein eigener Landbesitz, sei es auch nur eine Villa, eine bescheidene Cottage mit einem Gärtchen darum, darf ihnen, wenn irgend möglich, nicht fehlen.

Spürt man den Motiven dieser Sitte nach, so entspringt sie keineswegs — und ehrliebe Franzosen geben das vollkommene zu — aus Vorliebe für das Landleben, vielmehr ist das treibende Element die Eitelkeit. Herausgekommene Streber wollen es der alten Aristokratie nachthun und umgeben sich mit allem äußeren ombarras de richesse vergangener Zeiten. Der Rest will nicht zurückbleiben und folgt dem gegebenen Beispiele nach, so weit es eben die Mittel erlauben. Und das ereignet sich in einem Lande, wo man vor noch nicht drei Menschenaltern eine Art von Verteilungskrieg gegen alles führte, was nur irgend an die Aristokratie erinnerte, wo deren Schloßier geplündert, zerstört und eingesperrt wurden! Wird in kommenden Tagen an den neuen Schloßiern vergolten werden, was an den alten verbrochen wurde? Schon steht ein neues, auf dem verjumpten Boden der glorreichen Revolution erwachsenes Geschlecht mit neuen Waffen, mit Dynamit und Petroleum zur Arbeit bereit. —

Schon aus ganz beiläufigen Aeußerungen meines Wirtes in Florentin glaubte ich

entnehmen zu dürfen, daß Mobilgarben und umherschweifende Freischaren die hiesige Gegend unsicher machten. In der That waren auch an demselben Tage Teile der 88. Brigade bei Joigny, das ich am 20. November passierte, auf einen nicht ganz unerheblichen Widerstand gestoßen, so daß es dort zu einem kleinen Gefecht kam. Hiervon erhielt ich jedoch erst später Kenntnis. Dagegen war es mir bekannt, daß Auxerre, drei Meilen südlich von Briennon, ein Hauptsitz der Volksbewaffnung und des Parteingängerwesens war.

Eine Meldung, die ich nachmittags vom Major v. K. erhielt — er lag mit dem 2. Bataillon und dem Rest der Trainkolonnen vorwärts von mir an der Straße nach Joigny im Quartier —, bestätigte nur, daß wir auf der Hut sein mußten. Danach hatte er die Straße an einer Stelle zerstört gefunden, jedoch durch Ausbietung von Arbeitern aus den benachbarten Orten für Wiederherstellung der Wegbarkeit Sorge getragen. War auch dies Hindernis beseitigt, so mußte ich doch darauf gefaßt sein, am nächsten Tage und auf dem weiteren Marsche noch auf anderweitige Wegezerstörungen zu stoßen. Allerdings war dieser Fall nicht der erste seiner Art. Da ich jedoch bisher die Hindernisse immer wenigstens insoweit beseitigt gefunden hatte, daß man bei einiger Vorsicht die betreffenden Stellen passieren konnte, so war dadurch der Marsch nur unwesentlich verzögert worden. Uebrigens versuchten die Franzosen uns den Vormarsch auch auf andere Weise zu erschweren. Alle Wegweiser waren beseitigt und die Zahlen auf den Kilometersteinen überstrichen, so daß wir die Entfernungen auf denselben nicht ablesen konnten. Dadurch erwuchs uns nun kaum je eine Verlegenheit, denn wir waren mit guten Karten versehen, konnten uns mit den Einwohnern verständigen, fanden uns sonach auch ohne Wegweiser und trotz der übertünchten Kilometersteine zurecht.

Immerhin geboten jedoch die Umstände eine noch erhöhte Vorsicht und Wachsamkeit. Die Brücke des Armençon, über welche die Straße nach Auxerre führte, ward verbarricadiert und besetzt, sowie die Ausgänge des Ortes wenn möglich noch schärfer bewacht. Außerdem lagen auch die Mannschaften meistens in größeren Quartieren beisammen und waren beim geringsten Alarm zum Ausbruch bereit. Es passierte jedoch nichts, wohingegen uns für den nächsten Tag eine kleine Ueberraschung vorbehalten blieb.

Am 20. November mußten wir, da ein weiter Marsch vor uns lag, schon bei guter Zeit ausrücken. Ungefähr eine Meile von Briennon, d. h. in der Nähe der vom 2. Bataillon belegten beiden Ortschaften, sollte sich das ganze Detachement sammeln. An der vorerwähnten Stelle, wo gestern die Straße zerstört gefunden worden war, trat trotz der stattgehabten Wiederherstellungsarbeiten eine längere Verzögerung ein. Der zur Umgehung des quer durch die Straße gezogenen Grabens angelegte Weg bedurfte noch einiger Verbesserungen und konnte auch dann von den Fahrzeugen nur mit äußerster Vorsicht passiert werden. Daraus erwuchs uns ein Aufenthalt von mindestens einer Stunde.

Zum Glück verlief der weitere Marsch ohne dergleichen Unterbrechungen. Wiederum verfolgten wir den Lauf des Armençon bis derselbe ungefähr  $1\frac{1}{2}$  Meilen von Briennon in die Yonne fällt. Am rechten Ufer dieses Flusses führt dann die Straße weiter bis Joigny, wo sie links nach Montargis abbiegt. Von jener Stadt, aus der ein stattliches Schloß und eine Kathedrale emporragten, lernten wir weiter nichts kennen, als den langen Quai der Yonne, auf welchem wir die Brücke und demnächst das linke Ufer erreichten.

Dem Detachement waren für heute drei Ortschaften zugewiesen. Zunächst St. Romain und Sépaug rechts und links der Straße nach Montargis, beide an einem kleinen Zufluß der Yonne und nahe bei einander gelegen. Der erstere Ort war für den Regimentsstab und das 1. Bataillon, der letztere für das Füsilier-Bataillon bestimmt. Das 2. Bataillon mit den ihm zugeteilten Trainkolonnen hatte noch etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden weiter zu marschieren, um das ihm zugewiesene Quartier Chevillon zu erreichen. Dasselbe lag

jedoch, wie hier gleich bemerkt sei, nicht an der vorgenannten großen Straße, sondern links seitwärts von derselben.

Erst gegen vier Uhr nachmittags traf ich mit dem 1. Bataillon bei St. Romain ein, während das an der Spitze befindliche 2. Bataillon seinen Marsch weiter fortsetzte. Einschließend will ich hier noch bemerken, wie von mir die Anordnung getroffen worden war, daß nach vor dem Einrücken in das neue Quartier die Kavallerie sämtliche Ausgänge des Ortes mit Bedekten zu besetzen und so lange zu bewachen hatte, bis sie von der Infanterie abgelöst wurde. Selbstverständlich geschah das auch heute.

Seither bezüglich der Quartiere etwas verwöhnt, wurde ich bei meinem Eintreffen in St. Romain gleich mit der Hiobspost empfangen, daß es große Schwierigkeiten haben würde, das Detachement, namentlich die Pferde, unterzubringen, auch auf die gewohnte gute Verpflegung kaum zu rechnen sei. Allerdings machte das ganze Aussehen des Ortes einen wenig versprechenden Eindruck. Ganz besonders störend war mir auch die zerstreute Lage der schon an und für sich wenig abgeschlossenen Gehöfte, wodurch die Sicherung des Quartiers sehr erschwert wurde.

Nach einer kurzen Rekognoszierung der Umgebung und nachdem ich dem Führer des Bataillons noch einige notwendige Anweisungen erteilt hatte, war ich eben im Begriff nach meinem weit entfernten Quartier zu reiten, als mich eine Meldung der am westlichen Ausgange des Dorfes stehenden Kavallerievedette erreichte, laut welcher aus der Richtung her, nach welcher das 2. Bataillon marschiert war, Infanteriefeuer gehört worden war. Wenn ich auch auf Grund meines mit dem Melddenen angestellten Examens sicher sein durfte, daß es sich vorläufig noch nicht um ein Gefecht handle, in welches das 2. Bataillon verwickelt sei, so entsandte ich dennoch eine noch nicht auseinander gegangene Kompanie in das Vorterrain, um die Straße nach Chevillon zu besetzen. Bald darauf ging jedoch eine aufklärende Meldung von Major von R. ein, des Inhaltes, daß die nach Chevillon vorausgeschickten Fouriere vor Erreichung dieses Ortes aus einer seitwärts gelegenen Waldparzelle heftiges Feuer erhalten hätten, ohne jedoch dabei Verluste zu erleiden, und daß er eben im Begriff sei, das anscheinend von Franktireurs besetzte Gehölz zu säubern.

Infolge dieser Meldung, und nachdem ich für den Führer des 1. Bataillons die nötigen Weisungen zurückgelassen hatte, ritt ich in Begleitung des immer dienstbereiten Schwadronschefs Rittmeister von D., meines Adjutanten und zweier Dragonerordnungen nach dem vermutlichen Aktionsfelde vor. Bald hinter St. Romain beginnt die Straße zu steigen, und hier traf ich zunächst auf die lange Wagenkolonne, welche unter dem Schutze einer Kompanie auf der Chaussee hielt. Die Dämmerung war bereits eingetreten. Es wurde immer dunkler, und als sich nach Erreichung der Höhe die Straße teilte, konnte ich wegen der einzuschlagenden Richtung meine Karte nicht mehr zu Rate ziehen. Hätte ich mich vorher über die Lage von Chevillon genau unterrichtet, so würde ich über den zu verfolgenden Weg kaum in Zweifel gewesen sein. Das hatte ich leider nicht gethan, und schon waren wir im Begriff die breitere und anscheinend befahrenere Straße einzuschlagen, als uns zum Glück eine zum Rekognoszieren vorgeschickte größere Patrouille unter einem Offizier entgegen kam. Durch diesen erfuhren wir, daß wir die seitwärts abgehende Straße einschlagen mußten. Diese führte unsprünghch an einer Waldspitze vorüber, war jedoch hier durch einen tief eingeschnittenen Graben unfahrbar gemacht worden. Mittels eines allerdings recht holperigen Notweges, welcher die Waldspitze durchschneit, konnte man indessen jene gefährliche Stelle umgehen.

Nach scharfem Auspähen trafen wir endlich das Bataillon. Es hielt in der Nähe von Chevillon seitwärts der Straße bei einem Gehöfte und hatte eine Kompanie abgesandt, um die benachbarten Gehölze abzusuchen. Major von R. teilte mir demnächst mit, daß nach Ansage der Fouriere diese auf dem Marsche plötzlich von der linken Seite her aus dem Walde eine Salve erhalten hätten, der dann unregelmäßiges Gewehrfeuer gefolgt wäre. Die Stärke der feindlichen Schützen, anscheinend von einem

Verritten geführt, hatte man auf 20—30 Mann geschätzt. Daß es sich hier um Franktireurbanden handelte, war wohl unzweifelhaft. Die Fouriere, in Rücksicht auf ihre geringe Anzahl, verhielten sich rein defensiv. Das Feuer erwidern, beschränkten sie sich darauf, die Straße festzuhalten und dem nachfolgenden Bataillon sofort Meldung zu schicken. Als Major v. K. mit drei Kompanien anlangte, waren die Franktireurs verschwunden. Als gute Schützen hatten sich dieselben keinesfalls bewährt, denn zum Glück war von den Fourieren niemand verwundet. Leider forderte dieser Tag doch noch ein Opfer. Kaum zehn Minuten nach meinem Eintreffen hörte ich in der Ferne eine Anzahl Schüsse fallen, und bei dieser Gelegenheit ward ein Musketier schwer getroffen. Schon am anderen Tage erlag er der Verwundung.

Bald nach jenem kurzen Kugelwechsel verschwanden die Franktireurs spurlos. Eine weitere Verfolgung derselben würde bei der Dunkelheit zu nichts geführt haben. Leider war keiner der Bande in unsere Hände gefallen. Major von K. konnte nunmehr in Chevillon einrücken. Was aber mit der zurückgebliebenen, auf der Chaussee haltenden Trainkolonne anfangen? Der Marsch in der Dunkelheit durch waldiges Terrain und das Passieren der bedenklichen Holzede war unter den obwaltenden Umständen nicht ganz ungefährlich. Jedenfalls wies ich Major von K. an, zur Aufnahme der Trainkolonne, der ich weitere Anweisungen erteilen würde, eine Kompanie bis zu jener Holzede zurückzusenden. Dann trat ich mit meiner Begleitung den Rückweg nach St. Romain an.

Unterwegs, als die Straße eine kurze Strecke durch den Wald führte, vernahmen wir an einer lichten Stelle ein nicht ganz unbedenkliches Geräusch, und der brave Rittmeister hatte nicht übel Lust, sich auf das unerwidert gebliebene *Qui vivo?* selbst die Antwort zu holen. Die Trainkolonne sanden wir noch auf der alten Stelle haltend. Der Führer, mit dem ich Rücksprache nahm, bat mich dringend, den Marsch nach Chevillon antreten zu dürfen, um der Nachtruhe nicht gänzlich entsagen zu müssen. Allerdings war keine große Wahl. Das Umdrehen der langen Kolonne auf der nicht sehr breiten Chaussee, um nach St. Romain zu gelangen, hatte bei der Dunkelheit seine Schwierigkeiten. Außerdem konnte von einer Unterkunft daselbst unter Dach und Fach keine Rede sein. Also blieb nur die Wahl, an Ort und Stelle auf der Chaussee zu bivakuieren oder Chevillon noch zu erreichen. Das letztere geschah, ohne feindliche Störung, ohne Wein- und Raddbruch.

Als ich endlich St. Romain wieder erreichte, fand ich erst nach vielem Umherirren in dem weitläufigen Dorfe mein nichts weniger als bezauberndes Quartier. Der Unterschied gegen früher war so groß, daß ich mich in eine ganz andere Welt versetzt glaubte.

Noch bemerkend, wie die Gemeinde Chevillon, deren Einwohner den allerdings verfrühten Ueberfall wenigstens moralisch unterstützt zu haben schienen, als Warnung für die Zukunft mit erhöhten Requisitionen und mit einer Kontribution von 3000 Francs belegt wurde, möchte ich schließlich auch noch einige erläuternde Worte bezüglich des Franktireurwesens oder richtiger gesagt Unwesens hinzufügen.

Schon im Juli 1870, kurz vor seiner Abreise nach Metz, hatte der Kaiser Napoleon den Plan zur Organisation der Nationalgarden in den Departements, sowie ein Gesetz zur Bildung von Franktireur-Korps genehmigt. Die Regierung der nationalen Verteidigung, welche den Krieg à outrance proklamierte, gab dem Freischarenwesen dadurch einen gewissermaßen offiziell geregelten militärischen Anstrich, daß sie durch Dekret vom 29. September die Franktireurs zur Verfügung des Kriegsministeriums stellte. Abgesehen von den in wirkliche Truppverbände eingereichten Freischaren-Kompanien und Bataillonen, welche hauptsächlich die Vogesen-Armee unter Garibaldi bildeten, und den wenigen geschlossenen Abteilungen derselben Kategorie, welche zur Ostarmee unter Bourbaki oder zur Besetzung von Paris gehörten, traten jedoch nach wie vor die Franktireurs in kleineren oder größeren unregulierten Banden selbständig auf.

Sie führten sozusagen den Krieg auf eigene Faust. Sie und da einen kleinen Schlag ausführend, verschwand sie wieder schnell von der Bühne. Mancher Einwohner, dem wir heute, die Züpfelmütze über die Ohren gezogen, die Hände tief in die Taschen seiner weiten Hose versenkt, in anscheinend höchst friedlicher Stimmung begegneten, hatte vielleicht geteilt auf unsere Patrouillen geschossen. Ein solcher Vertilgungskrieg auf eigene Faust wurde von französischen Blättern als eine Art patriotischer Sport einbringlichst empfohlen.

Alles dies hat jedoch dem Lande wahrlich nicht zum Segen gereicht. Meiner festen Ueberzeugung nach war das ungerichtete Franktireurwesen eine viel schärfere Weisheit für die Landesbewohner, als für uns. Sicher sind uns die umherschweifenden Banden zuzeiten recht unbecom geworden, indem sie namentlich im Rücken der Armee die Etappentruppen in Atem erhielten. Sie überfielen Briefrelais, nahmen auch wohl eine Proviantkolonne weg, hoben kleinere Detachements und Patrouillen auf, wurden den zum Eintreiben von Lebensmitteln entsandten Kommandos unbecom und zerstörten endlich auch Eisenbahnen. Dabei kam es wohl vor, daß, wie unter andern durch Sprengung der Eisenbahnbrücke zu Fontenay nächst Toul, der Bahnverkehr für kurze Zeit gestört wurde. Alles das hatte jedoch auf den Fortgang, auf den schließlichen Ausgang des Krieges keinen Einfluß, nur dem eigenen Lande ward dadurch ein erheblicher Schaden zugefügt.

Man möchte fast glauben, daß die Natur unserer heutigen Kulturvölker mit immer fortschreitender Bildung einer allgemeinen begeisterten Volkserhebung auf Tod und Leben Schranken setze, und erst die fürchtbarsten Heimtuchungen, die Not der Verzweiflung vielleicht im Stande wären, jene Schranken zu durchbrechen.

Was eine von stolzem Patriotismus getragene, von ungezügelterm Haß getriebene und mit der ganzen Zähigkeit einer urprünglichen Volkennatur durchgeführte Volkserhebung zu leisten vermag, dafür gibt der sechsjährige Heldenkampf auf der pyrenäischen Halbinsel gegen die Napoleonische Macht Zeugnis. Die spanischen Guerrillas konnten zwar das Vordringen der französischen Heereskolonnen über die Pyrenäen sowie deren Ausbreitung über das ganze Land nicht verhindern, aber deren dauernde Festsetzung machten sie fast unmöglich. Es mag hierbei immerhin zugegeben werden, daß Napoleon, auf zu vielen Kriegstheatern gleichzeitig beschäftigt, niemals seine ganze Kraft einsetzte und in der Wahl der Feldherren, denen er die Niederwerfung Spaniens überließ, nicht immer glücklich war. Auch darüber dürfte kein Zweifel sein, daß das spanische Volk, trotz aller Begeisterung, ohne den tapferen Beistand der Engländer unter Wellington den sechsjährigen Heldenkampf nicht siegreich bestanden haben würde. Bei alledem bleibt aber immer noch genug übrig, um diesem Volkskriege die Bewunderung aller Zeiten zu sichern. Solche Bewunderung darf uns jedoch nicht zu dem Glauben verleiten, daß es mit der Begeisterung, selbst wenn sie eine echte ist, allein gethan sei. Die neuere Geschichte lehrt es auf hundert Seiten, daß selbst eine fanatisierte Volkskraft, wenn ihr feste Organisation, stramme Subordination und durchgreifende Leitung abgeht, auf die Dauer gegen pflichttreue, gutgeschulte Truppen nichts ausrichten kann.

Solchen Vorbedingungen entsprachen die auf uns losgelassenen Franktireurbanden in keiner Weise. Rochten sich in den Reihen derselben auch sicher ehrliche Fanatiker befinden, größtenteils bestanden sie jedoch aus einer wüsten Gesellschaft. Diese Gelegenheitskrieger, sich als Vollblut-Patrioten aufspielend, waren da, wo sie einfielen, in ihren Anforderungen gegen die eigenen Landsleute sicher unbescheidener, als wir, die Feinde, bei nur einigem Entgegenkommen der Franzosen. Jedenfalls weiß ich, daß sich die Kommunen vor dem Besuch dieser Banden viel mehr fürchteten, als vor deutscher Einquartierung. Da wir uns gegen die Unternehmungen solcher versteckten Feinde auf jede Weise schützen mußten, so blieb nichts anderes übrig, als schon den Versuch, und noch mehr die Ausführung solch' organisirten Mordes auf das härteste

zu strafen. Im Kriege ist es nicht immer möglich, ein streng juristisches Verfahren einzubalten. Vielsach, und namentlich bei Versuchen, kommt es zunächst darauf an, einen heilsamen Schrecken einzujagen, und da kann es sich allerdings ereignen, daß Unschuldige mit Schuldigen leiden müssen. Ich selbst habe ein Gehöft, aus dem auf eine meiner Patrouillen durch umherschweifende Frantireurs geschossen worden war, was ein Menschenleben kostete, sofort niederbrennen lassen. Der Schuldige war nicht zu ermitteln, eine Sühne mußte aber erfolgen. Auf diese Weise sind, wenn auch nur in wenig Fällen, ganze Ortschaften eingäschert worden. So unter anderen Ablis, nordöstlich vor Chartres, wo eine Husarenchwadron nächtlicherweise von Frantireurs überfallen und nach einem Kampfe, an dem sich nachweislich auch Einwohner beteiligten, fast gänzlich aufgehoben wurde. Meiner festen Ueberzeugung nach ist noch nie ein Krieg in humanerer Weise geführt worden, als es 1870/71 von unserer Seite geschah. Durften wir doch im Anfang desselben nicht einmal die eigenen Städte, an welche die Neben in den Weinbergen angebunden werden, im Bivak als Brennmaterial benutzen, weil dadurch die Weinbergsbesitzer zu sehr geschädigt worden wären. Sind trotzdem, wie es ja die Franzosen behaupten, Grausamkeiten vorgekommen, so trägt das Frantireurwesen eine wesentliche Schuld daran. Erst durch dasselbe wurden Erbitterung und andere böse Leidenschaften in den Kampf hineingetragen.

Trotz der von der republikanischen Regierung ausgegebenen Parole: „Wir überlassen dem Feinde keinen Zoll breit Erde und keinen Stein unserer Festungen,“ und trotz des Aufrufs zur allgemeinen Volksbewaffnung, sowie endlich trotz allen Hezens chauvinistischer Zeitungen, traten zum Glück — und nicht am wenigsten zum Glück für Frankreich — keine dergleichen Zustände ein, wie sie die Heere Napoleons I. in Spanien zu überwinden hatten.

Allerdings lagen auch diesmal die Verhältnisse anders. Zunächst konnte Deutschland, das, zum Krieg herausgefordert, sich doch eigentlich nur seiner Haut wehrte, seine ganze, so leicht nicht zu erschöpfende Volkskraft nach Frankreich hineinbringen und dadurch die Verbindung der immer weiter vordringenden Heere nach rückwärts sichern. Wir brauchten daher nicht zu fürchten, immer nur das Stück französischer Erde im Besitz zu haben, auf dem wir gerade lagerten, und keineswegs ist jede kleine mit Mauern umgebene Stadt für uns zu einem Saragossa geworden. Außerdem möchten sich denn doch auch die modernen Franzosen ganz wesentlich von den fanatisierten Spaniern unterscheiden, die unter Mina, Palafox und anderen Führern ganz Erstauuliches leisteten. Es waren namentlich zwei Ideen, die sie mit zäher Begeisterung erfüllten, für die sie Gut und Blut opferten: der von den Vätern ererbte Glaube, den sie gefährdet wähnten, und das angestammte Königtum, das man ihnen geraubt hatte. Dafür ist aber in dem von Parteien zerklüfteten Frankreich, das mit seiner historischen Vergangenheit vollständig gebrochen hat, keine Begeisterung mehr zu haben. Das Königtum hat sich selbst sein Grab gegraben, und die materialistische Weltanschauung, die schon vor der glorreichen Revolution von allen Dächern gepredigt wurde, beherrscht weite, und gerade die maßgebenden Kreise des Volkes. Ein hohler Ehrbegriff soll die aus jenen Kreisen verbannte Religion ersetzen. Was bleibt dann noch übrig, um im Kampfe für die Güter, die man sonst die höchsten des Lebens nennt, die Herzen zu erwärmen und zu begeistern? *La patrie et la gloire!* Ueber die Stellung des Franzosen zum Staate, der ja in gewisser Weise das Vaterland vertritt, habe ich bereits bei einer früheren Gelegenheit gesprochen.

Sicher ist der, wenn auf sittlichem Boden erwachsene Drang nach großen Thaten und nach Ruhm etwas Schönes und Preiswürdiges. In dessen, wo die äußere und innere Zucht fehlt, wo die Masse gewöhnt ist, auf allen Gebieten des Lebens sich vor dem goldenen Kalbe des Erfolges zu beugen, da wird schließlich die Ruhmesbegeisterung, gleich einem Feuerwerk, nachdem Raketen, Leuchtkugeln und Feuergarben ihre Schuldig-

keit gethan, als eitler Schein verpuffen. Es bleibt nur zurück die schillernde Phrase, von der sich der Franzose so gern beherrschen läßt.

Börne, der jedenfalls die Gelegenheit und auch wohl das Zeug dazu hatte, den gallischen Volkscharakter eingehend zu studieren, spricht sich in seiner bekannten drastischen Weise über die Gloirebegeisterung der Franzosen noch viel schärfer aus. Wenn er dem deutschen Ruhm, obgleich er auch nicht viel tauge, wenigstens die Eigenschaften eines Mannes beilegt, ist ihm die Gloire der Franzosen weiter nichts, als eine so widrige, abgeschmackte und unverschämte Kolette, daß sie mit der Zeit geradezu unerträglich wird. „Menschen, die vom Morgen bis zum Abend von Freiheit reden, wissen noch nicht einmal, daß jedes Volk in der Freiheit, die es anderen raubt, seine eigene verloren, und daß Ruhm der Honig an der Wagendeichsel ist, womit Mönchshäuser den Bären gefangen.“ Es ist eben zweierlei, eine levée en masse sowie den Krieg à outrance zu dekretieren, und der gesamten Bevölkerung die nicht nachlassende Willenskraft zum Kampf bis aufs Messer einzulösen. Unwillkürlich stellen sich Zweifel ein, ob ein sonst so reich begabtes Volk wie die Franzosen, das jedoch, von einer Revolution in die andere hineingeworfen, gerade dadurch an den höchsten Mannestugenden — Mäßigung, freiwilligen Gehorjam, Pflichterfüllung ohne Vorbehalt und Treue bis in den Tod — bedenkliche Einbuße erlitt, denn wie häufig wurden namentlich geschworene Eide gebrochen: ich sage, es stellen sich unwillkürlich Zweifel ein, ob solch ein Volk noch fähig ist, eine echte, heilige Vaterlandsliebe dauernd zu bethätigen.

Die kriegerischen Eigenschaften der Franzosen sind heute noch dieselben, wie vor mehr denn tausend Jahren. Diese Eigenschaften machen jedoch den militärisch ausgebildeten Mann erst dann zum vollen Soldaten, wenn die vorerwähnten Tugenden in Fleisch und Blut übergegangen sind. Den bisherigen französischen Regierungen, und zwar ohne Ausnahme, darf man wohl mit Recht den Vorwurf machen, daß keine den wirklich ernstesten Versuch gemacht hat, jene idealen Kräfte durch Erziehung zu ernster Zucht, sowohl in den Schulen wie in der Armee, zu wecken und zu fördern.

Solche während des Krieges und eines darauf folgenden längeren Ausenthaltens in Frankreich gewonnene Ueberzeugungen sollen wahrlich nicht dazu beitragen, eine Unterschätzung des Gegners, oder gar eine Ueberschätzung des Deutschtums zu fördern. Am allerwenigsten liegt es in meiner Absicht, einem krankhaften und thörichten Chauvinismus, der uns Deutschen auch wenig zu Gesichte stehen würde, das Wort zu reden. Wohl aber möchte ich bei dieser Gelegenheit an die Worte erinnern, welche unser großer König Friedrich II. noch wenige Monate vor dem Schluß seines ruhmreichen und arbeitssamen Lebens, im September 1785, an den General-Inspeteur der oberschlesischen Infanterie schrieb: „Ob wir schon jetzt in Friedenszeiten leben, müssen wir jedoch die Kriegsgedanken nicht einschläfern lassen.“

Zum Schluß meiner Betrachtung möchte ich noch einmal kurz auf die Volksbewaffnung zurückkommen, deren Bedeutung ich keineswegs unterschätze, sofern die früher angeedeuteten Vorbedingungen zutreffen. Eine erspriessliche Verwendung würde sie allerdings nur bei einem feindlichen Einbruch, also im eigenen Lande finden können. Führt sie dann den kleinen Krieg nicht auf eigene Faust, sondern unter höherer Leitung und im Zusammenhange mit den Maßnahmen der Heere, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wirkliche und nachhaltige Erfolge nicht ohne Einfluß auf den Gang des Krieges sein werden. In unserem Landsturm besitzen wir für die Organisation eines solchen Volkskrieges ein vortreffliches Material. —

Für den 21. November war leider wiederum eine Dreiteilung des Detachements nötig. Das 2. Bataillon, wie immer an der Spitze bleibend, belegte Frignères an der großen Straße nach Montargis, während der Regimentsstab mit dem Füsiliers-Bataillon etwa drei Viertel Meilen dahinter in Douchy blieb und das 1. Bataillon nördlich davon in Montcorbon, an der Straße nach Courtenay, Quartier erhielt.

Der Marsch vollzog sich ohne irgend welche störende Zwischenfälle, jedoch durch

eine Gegend, die von den gesegneten und reich angebauten Ufergeländen des Armeçon und der Yonne recht abtath. Auch in Douchy war, wie man zu sagen pflegt, nicht viel zu holen. Mir ist mein Quartier deshalb noch in der Erinnerung, weil mein Wirt, wenn ich nicht irre ein Postbeamter, um seinen Schmerz über das Unglück Frankreichs einen in meinen Augen allerdings verwässerten Ausdruck zu geben, der Thränen viel vergoß. Das ekelte mich an und sonach hielt ich mir den Kerk vom Leibe. Es war dies der erste, aber nicht der letzte Fall, daß ich solche Männerthränen fließen sehen mußte. Zur Ehre der Französinnen will ich jedoch gleich bemerken, daß ich dergleichen alte Weiber niemals unter den Frauen getroffen habe.

Am 22. November trat ich mit einer gewissen freudigen Stimmung den Marsch nach Montargis an, denn ich wußte, daß es der letzte sein würde, auf dem ich der 1. Trainstaffel das Geleite zu geben hatte. Zu verhältnismäßig noch früher Vormittagshunde erreichte ich mit meinem Detachement Chateau Renard, eine kleine Stadt am Kreuzungspunkte der Straßen Joigny - Montargis und Courtenay - Chatillon sur Loing. Dasselbst mußte auf Befehl des Brigade - Kommandeurs das 2. Bataillon, die Schwadron Dragoner und eine Batterie zurückbleiben. Zunächst handelte es sich um eine noch an demselben Tage auszuführende Refognoszierung gegen Chatillon und dann um Eintreibung einer Kontribution, welche der Stadt Chateau Renard wegen unbotmäßigen Verhaltens auferlegt worden war. Nach glücklich vollführtem Auftrage, um das gleich vorweg zu bemerken, traf das zurückgelassene Detachement am anderen Tage ebenfalls in Montargis ein. Dort und in dessen Umgebung war also am 22. November das ganze X. Korps vereinigt.

Auf dem letzten Halte vor Montargis entließ ich die Trainstaffel mit meinen besten Segenswünschen. Beide Staffeln vereinigten sich nunmehr wieder hinter dem Armeekorps. Daß mir die Trennung nicht allzu schwer wurde, habe ich bereits angedeutet. Hatte ich auch neue Erfahrungen gemacht, so war mir doch zu Mutte, als ob ich einer Fessel los und ledig geworden wäre. Bei einer solchen Trainmasse mit Hunderten von Fahrzeugen eine ebenso scharfe Disziplin zu erhalten, wie man es bei geschlossenen Truppenteilen nicht nur verlangen darf, sondern schlechterdings verlangen muß, hat seine Schwierigkeiten. Dem Personal, von oben bis unten aus früheren Kavalleristen, Artilleristen und aus den immerhin nur kurze Zeit beim Train ausgebildeten Mannschaften zusammengesetzt, fehlt der rechte Kitt, der sich schon im Laufe des Friedens gehärtet haben muß. Auch bringt es das Geschäft mit sich, daß die persönliche Kontrolle, der persönliche Einfluß nicht so eingehend und so wirksam sein können, wie bei einem geschlossenen, fest zusammengefügten Truppenteil.

Und dennoch, Welch' ein gewaltiger Fortschritt gegen früher! Wer die letzten Mobilmachungen vor der Armeereorganisation des Jahres 1860, d. h. die Zeit miterlebt hat, wo noch Schneider, Schuster und Handschuhmacher — zuweilen auch Referendare und Privatdozenten — kurz Leute, die noch nie in ihrem Leben mit Pferden etwas zu thun gehabt hatten, als Pferdewärter und Trainfahrer überwiesen wurden, der weiß den Unterschied von sonst und jetzt zu würdigen. Jedenfalls hat sich während des letzten Krieges auch unser Train trefflich bewährt.

Als wir Montargis am Voing, einem Nebenflusse der Seine, und im Departement Loiret gelegen, erreichten, hatten wir seit Metz in 21 Tagen etwa 50 Meilen zurückgelegt. Sonach kamen, da wir nur drei Ruhetage gehabt, auf jeden Marschtag annähernd 3 Meilen. Wir standen nunmehr etwa 12 Meilen südlich von Paris und im Mittelpunkte von Frankreich, denn die Entfernungen bis zum Rheine und bis zum Atlantischen Ozean waren ungefähr dieselben.

Montargis, wenn auch nicht zu den Großstädten Frankreichs gehörig, machte mit seinen hübschen Läden, seinen guten Cafés — viel mehr bekam ich bei dem kurzen Aufenthalte nicht zu sehen — einen recht freundlichen Eindruck. Die Stadt war mit Einquartierung reich bedacht, und es lagen namentlich eine Anzahl höherer Stäbe



dieselbst. Infolgedessen fiel mir kein glänzendes, aber immerhin doch ein Los zu, mit dem ich recht zufrieden war. Ich erhielt mein Quartier in einer der Vorstädte bei einer munteren, verständigen Kaufmannswitwe, die den Vorzug hatte, zwei Töchter zu besitzen, von denen die eine sogar bildhübsch war. Das war allerdings ein Vorzug, den mein Adjutant jedenfalls besser zu würdigen wußte, als ich. In Erinnerung an die männliche Thronenweide in Douchy waren mir diese Frauenleute eine ordentliche Erfrischung.

War auch das Quartier nicht derartig, wie ich sie, wenigstens in den Städten, fast immer gehabt hatte — ich logierte in einem Hinterstübchen neben dem Laden und das Mittagessen nahmen wir gemeinschaftlich in der Küche ein —, so befand ich mich in demselben, und namentlich in Rücksichtigung an die beiden letzten Tage, doch recht behaglich. Uebrigens ist die Verwendung der Küche als Speisezimmer in den bescheideneren französischen Haushaltungen etwas durchaus Gewöhnliches. In einer solchen Küche, die im Winter auch vielfach den Versammlungsalon der vornehmen Häuser vertritt, darf man sich nicht etwa eine Art von Räucherzimmer vorstellen. In derselben seht der Herr; vielmehr wird im Kamin gekocht, und die ganze Ausstattung ist derartig, daß einem unverwöhnten Soldaten die einfachen, aber gut zubereiteten Speisen dort ebenso gut schmecken, wie in einem luxuriös eingerichteten Speisesalon. Namentlich wird das der Fall sein bei einer so freundlichen und aufmerksamen Bewirtung, wie sie uns zu teil wurde.

Bezüglich ihrer Töchter erzählte mir Madame, daß sie dieselben, behufs Sicherung gegen alle möglichen Zwischenfälle des Krieges, beim beginnenden Vormarsch der Deutschen auf Paris nach einer Stadt — ich weiß nicht mehr welcher — in einem der nördlichen Departements zu Verwandten geschickt habe. Da nun aber die dortige Gegend auch zum Heerlager geworden sei und bereits vom Feinde bedroht werde, so habe sie ihre Töchter wieder zurückkommen lassen. Ich machte ihr guten Mut und fügte die Versicherung hinzu, daß sie von der deutschen Einquartierung, namentlich wenn sie dieselbe immer so freundlich aufnehme wie uns, nichts zu befürchten habe.

Der kurze Aufenthalt bei der Kaufmannswitwe in der Vorstadt von Montargis war gewissermaßen der letzte Sonnenblick friedlichen Behagens für lange Zeit. Aus Süden von der Loire her türmten sich die Wolken immer höher auf, das Wetter rückte immer näher und war schon bereit sich zu entladen. Die kommenden Tage und Wochen standen wir in fast unausgesetzter Berührung mit dem Feinde.

Sonach schließe ich hiermit das mitten im Kriege verhältnismäßig friedliche Intermezzo zwischen der Uebergabe von Metz und den nunmehr beginnenden Kämpfen mit der französischen Loire-Armee.



Die  
**Stellung der evangelisch-theologischen Fakultäten  
in der preussischen Landeskirche.**

Von

**Martin von Nathusius.**

Nur keine Wissenschaft! — das ist die Losung vieler ganz netter Leute, gewiß auch unter den Lesern und Leserinnen der Monatschrift. Die Wissenschaft gilt dafür, daß sie über demjenigen Strich erhaben liege, auf dem man sich verständlich ausdrücken und interessant unterhalten kann. Nun ist es aber eine wissenschaftliche Frage, und zwar eine Frage nach der Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, mit welcher sich die nachfolgenden Blätter beschäftigen sollen. Denn die Fakultäten bilden einen Teil der Universitäten, dieser Hochschulen der Wissenschaft. Könnte ich versprechen, über diese Frage zu handeln, ohne die Wissenschaft zu berühren, so würde ich gewiß vielen einen Gefallen thun. Allein ich bin dazu nicht im stande. Ich muß vielmehr gleich von vornherein erklären, daß der Zweck dieser Zeilen ist, in möglichst weiten Kreisen die Ueberzeugung zu weden, daß wir hier vor einer Frage stehen, an der jeder gläubige Christ — bewußt oder unbewußt — ein lebhaftes Interesse hat, — mit anderen Worten, daß es von der größten Bedeutung für die evangelische Kirche und darum für den evangelischen Christen ist, wie der wissenschaftliche Betrieb in den theologischen Fakultäten geordnet ist.

Ich gehe zunächst daran, die Bedeutung hervorzuheben, welche die wissenschaftlichen Bestrebungen, wie für das Leben überhaupt, so auch insonderheit für das kirchliche Leben haben.

Das Wort Wissenschaft hat, wie bereits angedeutet, nicht überall einen guten Klang. Ein Mann, der im Volke arbeitet und aus dem Volke herkommt, gab mir einmal auf meinen Vorschlag, er solle in einer bestimmten Angelegenheit ein ärztliches Gutachten einholen, die bezeichnende Antwort: „Ach, was so ein Arzt schreibt, das ist immer sehr wissenschaftlich.“ Seine Meinung war: es sei nicht zu gebrauchen. Und ich glaube, daß er damit auf eine etwas einfache, trocken-humoristische Weise ausgesprochen hat, was im Grunde die Ansicht vieler gerade nächsterner, christlich gesinnter Leute in unserem Volke ist. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß diese Strömung vorhanden ist neben der eigentlichen Zeitströmung, die auf eine bedeutende Ueberschätzung und darum Verzerrung des Wissenschaftlichen hinauskommt. Wenn heutzutage jedes neu sich aufthunende Wäschegechäft eine wissenschaftliche Abhandlung über den

Nutzen des Leinens oder der Wolle versendet, wenn der erste beste geistige Bajazzo auf eine Liebhaberei von ihm reist und sich als wissenschaftlichen Reformator dabei einführt, wenn man sich nicht einmal mehr an den Frühstückstisch setzen kann, ohne daß uns die Inschrift an der Kataobüchse schon am lieben Morgen mit den Zeugnissen der Wissenschaft langweilt, wenn die wissenschaftlichen Theorien, sei es über die Ernährung oder über den Prozeß des Erkennens in bezug auf raschen Wechsel mit den Moden der Damenhüte wetterfeiern, — so ist ein gewisser Pessimismus in bezug auf die Echtheit und Gründlichkeit dessen, was sich heutzutage Wissenschaft nennt, wohl begründet. Am meisten trägt die Wissenschaft zu diesen Bedenken selbst bei, wenn sie sich auf einen Boden begibt, wo sie ihrem Wesen nach den Dienst versagt. „Die Wissenschaft sagt“ — so spricht nicht nur der Apostel der Wolle oder des Leinens, so predigt auch der Mann des Mikrostops und des Sezirtisches, indem er den Predigern des göttlichen Wortes Einwendungen macht auf Gebieten, wo die Wissenschaft weder etwas beweisen noch etwas widerlegen kann. Versucht sie dies dennoch, so setzt sie sich notweubig einer berechtigten Mißachtung aus. Und da sie gerade auf dem religiösen Gebiete diese räuberischen Eingriffe vielfach gewagt hat, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn die religiös am meisten interessierten Kreise auch die — zum mindesten gesagt — vorsichtigste Stellung gegen die Wissenschaft einnehmen.

Und zwar bezieht sich dies keineswegs nur auf die in besonderem Sinne ungläubige Wissenschaft, etwa die darwinistische Naturphilosophie. Ich glaube es als eine den wirklichen Verhältnissen der Gegenwart durchaus entsprechende Beobachtung hinstellen zu können, daß, je wärmer das Interesse für kirchliche Arbeit und christliches Leben ist, desto größer die Gleichgültigkeit gegen die Arbeiten der Theologie, desto naturwüchziger und tiefer das Mißtrauen gegen dieselbe ist. Ehe sich ein wissenschaftlicher Theologe der Gegenwart nicht durch irgend welche Beteiligung an den praktischen Arbeiten der christlichen Kirche, der äußeren oder inneren Mission, gleichsam ausgewiesen hat, wird ein großer Teil der Gemeinde ihn eher mit Bedenken als mit Vertrauen in bezug auf sein Christentum betrachten, und zwar eben weil er — ein wissenschaftlicher Theologe ist.

Wir können diese Thatsache nur tief bedauern und müssen wünschen, daß in diesem Verhältnis Wandel geschaffen werde, wobei wir keineswegs einseitig der Wissenschaft die Verantwortung dafür aufbürden. Immerhin aber liegt doch auf ihrer Seite die größere Schuld. Wenn der Laie einmal einen Einblick gewinnt in die Zustände z. B. auf dem Gebiete der Evangelientritik, und staunend stehen bleibt vor dem Hypothesegebäude, an dessen Errichtung man dort beschäftigt ist, ein babylonischer Turm mit einer Sprachverwirrung, wie sie bei dem Urbilde selbst nicht vollkommener sein konnte, wo der eine dasjenige für das einzig feststehende Ergebnis der langen mühevollen Untersuchungen hält, was der andere als eine Hypothese bezeichnet, an die heute kein Mensch mehr glaube, — wenn man sich sagen lassen muß, daß ein Theologe, der das wirklich glaubt, was ihn seine Professoren lehren, über Texte aus dem Alten Testament eigentlich nur mit Auswahl predigen könne, — wenn man hört von den Christusbildern, die sich der Theologie heutzutage machen müsse, als ob dies Bild nicht durch die Jahrtausende für die gläubige Gemeinde feststände, — wenn die Gewißheit der Thatsachen, an denen unsere Seele die Erquickung in ihren matten Stunden, die Kirche ihren Halt hat in den Kämpfen der Jahrhunderte, wenn diese Thatsachen abhängig gemacht werden von den historisch-kritischen Untersuchungen in unseren Hörsälen, so daß die Kirche die Wahrheit der Auferstehung Christi erst aus den Händen eines — immerhin gläubigen — Professors empfängt: dann muß sich die Frage erheben, ob solche Wissenschaft noch innerhalb der Grenzen des der Kirche erlaubten Luxus liegt. Eine gewisse Vorsicht gegenüber der heutigen Theologie, auch der positiven, hat bei dem gläubigen Laien in der Gegenwart eine tiefe Berechtigung, das können wir nicht leugnen.

Alein damit ist es keineswegs gerechtfertigt, wenn man die Wissenschaft, ich meine die Theologie, für etwas Entbehrliches, Ueberflüssiges oder auch nur Gleichgültiges erklären wollte. Der Mißbrauch einer Sache darf niemals unser Urtheil über ihren Wert bestimmen. Sollen wir, weil es einen Mißbrauch des Wortes, einen Mißbrauch der freien Rede gibt, darum wünschen, daß der Menschheit Schweigen auferlegt werde? — Ist es nicht das Wort, in dem gerade alles Heil für dieselbe beschlossen ist? So darf auch ein vorübergehend gefährlicher Gebrauch, der in der Religion von wissenschaftlichen Untersuchungen und Beweisen gemacht wird, nicht darüber täuschen, daß die Kirche der wissenschaftlichen Arbeit gar nicht entraten kann, daß sie dem Christentum von Anfang an geradezu eingepflanzt ist. Die christliche Kirche kann nicht leben, sie würde heute nicht mehr existieren als das, was sie ist, ohne Theologie, ohne eine Wissenschaft vom Christentum. —

Nicht als ob der einzelne Christ nicht ohne Wissenschaft könnte selig werden. Unserer Religion soll der Ruhm nicht genommen werden, daß die Seele, die am tiefsten in sie eindringen, am lebendigsten sie erfassen kann, die Seele des Kindes ist. Wenn der Heiland spricht: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquiden“, so bedarf er zu dieser Erquidung nicht eines Hauches von Wissenschaft, sondern eben nur des Kommens. Wie ich bin, flieh' ich zu dir, neig' dich gnadenreich zu mir! Aber wenn derselbe Heiland zu seinen Jüngern sagt: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes“, — wenn er diesen Befehl gibt, nachdem er sie vorher darüber belehrt hat, daß sie selbst keine Wiederkunft nicht erleben würden („man wird euch töten!“), daß lange Entwickelungen und Umwälzungen im Völkerleben, mit tiefgehenden religiösen Kämpfen, getäuschten Erwartungen, falschen Propheten, falschen Messiasen, die Predigt von seinem Reich hienieden begleiten würden, — wenn er nach solchen Aufschlüssen solchen Missionsbefehl gibt: Werdet die Lehrer der Völker, die Haushalter der durch mich gewordenen Offenbarungen! — so hat er dadurch unmittelbar seiner Kirche eine wissenschaftliche Aufgabe mit eingestiftet.

Versuchen wir in kurzen Zügen zu entwickeln, wie die gesamte Theologie in ihrer dreifachen Entfaltung in der Stiftung der Kirche durch Jesus selbst enthalten war. Der Herr sendet die Jünger zu den Völkern. Die nächsten derselben waren die Griechen und die Römer, die einen mit ihren philosophischen Systemen, die anderen mit ihrem Religionsprinzip der Anerkennung aller Kulte fremder Völker. Wenn die Jünger ihnen predigen sollten von dem Heiland, der den Anspruch erhebt: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich“, — so mußte er wissen und wollen, daß es zu Auseinandersetzungen zwischen seinen Jüngern und den Religionen und Philosophien jener Völker käme. Und indem er sie zu allen Völkern sendet, so liegt darin die Aufgabe mit allen Religionen und allen Wissens- und Denksystemen sich zu messen, auf alle ihre Ansprüche die christliche Antwort zu geben und so die christliche Wahrheit nach ihrem ganzen Gehalteninhalt zu entfalten und für jeden möglichen Gebrauch bereit zu haben. Wir haben da die Ausgabe einer philosophischen Theologie, die als Apologetik und Polemik sich mit der nicht christlichen Wissenschaft und Religion auseinandersetzt, wozu die praktischen Anfänge schon in der Apostelgeschichte beschrieben werden, als sich Stephanus mit den Alexandrinern, Paulus mit den Stoikern und Epikuräern, in Zwiesgespräch begibt.

Erwägen wir weiter, daß Jesus seine Boten zu den Völkern sendet mit den verschiedensten Sprachen, daß ihre nächste Aufgabe darin bestand, die Weissagungen auszuliegen, welche geschrieben waren in einer Sprache, die nicht mehr Volkssprache war (das aramäisch redende Volk verstand das Altthebräische zum Teil gar nicht mehr), daß ihre Predigt bestand in der Verkündigung geschichtlicher Ereignisse, die wiederum mit anderen geschichtlichen Ereignissen in innerer Verbindung stehen, — so ist damit die Aufgabe gesetzt, durch eine Summe von äußeren Kenntnissen, wie sie zum Verständnis von

Sprachen und geschichtlichen Ereignissen gehören, die Fortführung der Predigtaufgabe durch lange Zeiträume zu ermöglichen. Die Aufgabe, welche den Jüngern vom Herrn für die Kirche gegeben wurde, erforderte die Entwicklung einer historischen Theologie, einer Wissenschaft vom Auslegen, von den Sprachen, von der Geschichte.

Und selbstredend konnte drittens eine praktische Theologie nicht fehlen, d. h. eine geordnete und zusammenfassende Anleitung für alle die einzelnen Zweige dieser reichen Aufgabe, die durch die Ausübung in alle Welt mit einer solchen Botschaft gesetzt ist. —

Die Sendung Jesu schließt also die Bildung einer theologischen Wissenschaft schon in sich. Der Charakter des Christentums als einer universalen Religion, als einer Religion der freien geistigen Ueberzeugung und des sittlichen Gehorams, als einer Weltanschauung mit der Erklärung der Weltträtsel — fordert eine systematische Entwicklung ihres Gehalts.

Vergleichen wir die Sendung Jesu z. B. mit der Sendung Mohammeds. Auch er will zu allen Völkern seine Herrschaft tragen, allein an die Stelle der wissenschaftlichen Auseinandersetzung tritt im Islam das Schwert und schlägt nicht nur allen Widerspruch, sondern auch alle philosophische Arbeit der Religion des Propheten nieder. Nichts von Sprachwissenschaft hat die Religion erzeugt, die ihre heiligen Bücher nur in ihrer ursprünglichen, der arabischen Sprache duldet. Während die Bibel in gegen 400 Sprachen gelesen wird, ist der Koran nur von Gelehrten, nur von Nicht-Moslem aus wissenschaftlichen Interessen in andere Sprachen übersetzt.

Wir können also den Schluß ziehen, daß der Besitz einer theologischen Wissenschaft, um deren Betrieb in den theologischen Fakultäten es sich hier für uns handelt, eine Lebensbedingung für die christliche Kirche ist. Nicht — ich wiederhole es mit Betonung — nicht als ob der einzelne in seinem Glauben gefördert, in seinem religiösen Leben und Erkennen geträgt werden könnte durch wissenschaftliche Kenntnisse. Dieselben dürften im Gegenteil eher als etwas zu bezeichnen sein, das dem Glaubensleben Aufgaben setzt und Kämpfe bereitet. Dem Theologen macht die Wissenschaft seinen Glauben zunächst nicht leichter, sondern schwerer. Und ich muß hierbei noch auf ein besonderes Mißverständnis aufmerksam machen, das uns häufig bei Laien nicht minder als bei Theologen aufstößt und das von Bedeutung ist nicht nur für das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Kirche, sondern auch für das Glaubensleben der einzelnen Christen. In der hl. Schrift, besonders in den Briefen des Apostel Paulus, ist häufig die Rede von der Erkenntnis des Glaubens; es gibt eine *gnosis*, zu der die *pistis* werden soll. Wir müssen es nun als eine vollkommene Umstürzung der Begriffe bezeichnen, wenn man diese Erkenntnis irgendwie mit theologischer, d. h. mit wissenschaftlicher oder gelehrter Erkenntnis zusammenbringen will. Es heißt nicht: So jemand unter euch Weisheit mangelt, der studiere, sondern der bete. Und die Erkenntnis von der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi holen wir nicht in den Hörsälen unserer Akademien, sondern der einfältige Christ, der im Worte, im Gebet und in der Gemeinschaft lebt, der ist auf dem Wege zu dem Ziele, das dem gelehrtesten Forscher, dem tiefstinnigsten Denker, dem gewiegtsten Kenner der Glaubenslehren und Glaubensstreitigkeiten unerreicht bleibt, wenn ihm Einfalt und Demut mangelt. Paulus betet Kol. 2 darum, daß seine Gläubigen alle hineinkommen in den ganzen Reichtum der Fülle des Verständnisses, in die Erkenntnis Gottes des Vaters und Christi, in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis. Sollen wir wirklich glauben, daß er sie damit alle habe zu Dogmatikern machen wollen? Sollen wir den theologischen Professor diesem Ziele näher setzen, als die Seele mit der Kindesinfant? Nein, wie der erste Schritt in die christliche Erkenntnis ein sittlich vermittelter ist, — „wer da will Gottes Willen thun, der wird erkennen, ob meine Lehre von Gott sei“, — so geht es auch auf dem weiteren Wege durch Selbstverleugnung und Gehorsam in die Erkenntnis der Wahrheit, die uns frei macht.

Wir mußten hier, wo es sich um die Bedeutung der Theologie für die Kirche handelt, Mißverständnisse abwehren, mußten es betonen, wie unabhängig das Glaubensleben und die Glaubensgewißheit des Christen von gelehrten Studien ist. Wir können nun desto fester daran halten, daß dieselben für die Leitung der Kirche und im entsprechenden Maße für die Leitung der Gemeinde unentbehrlich sind. Wir haben es nachgewiesen aus dem Stiftungsgedanken der Kirche selbst, es liegt in ihm die Notwendigkeit einer Theologie. Wir können einen zweiten Beweis hinzufügen aus der geschichtlichen Entwicklung und aus der Praxis der Gegenwart. Ohne näher auf diesen geschichtlichen Beweis einzugehen und auf die Schilderung der Vorteile, welche die wissenschaftliche Bildung dem Pastor für seine Amtswirksamkeit einträgt, sei nur an die unchristliche Beschränktheit und gefährvolle Urteilslosigkeit erinnert, welche bei vielen Kirchendienern der Sekten eine Folge ihres Mangels an gründlicher Vorbildung ist. Erinnert sei ferner an die Geschichte der Lehrpläne in den Missionshäusern, wo auch diejenigen, welche zu Anfang eine lebendig christliche Ausbildung zum Prinzip machten, immer höhere Anforderungen in bezug auf wissenschaftliche Kenntnisse und Fähigkeiten gestellt haben. Wie viel mehr Ansprüche macht in dieser Beziehung z. B. Hermannsburg, das im Anfang seinen Stolz darein setzen wollte, eine Knechtemission zu sein. Man machte hier die Erfahrung, daß die treuherzigen Hirten der Heidschnucken mit ihrer eigenen Erweckung doch noch nicht geeignet seien, auch Wallas und Betschuanen zu weiden. Ohne theologische Wissenschaft könnten wir doch leicht hineingeraten in die berühmte Auslegung jener Konne, die übersetzt: dixit — der Herr, dominus — sprach, oder jenes frommen Bauern, der das Wort, daß die Tage nicht verkürzt würden, kein Mensch selig würde, auf die langen Abende im Winter bezog, wo der Landmann Zeit habe, in der Bibel zu forschen. So richtig und aus der Erfahrung gegriffen dieser Gedanke ist, so ist es im ganzen doch recht gut, daß wir eine wissenschaftliche Auslegungskunst besitzen, an welcher derartige wild wachsende Ranken populärer Frömmigkeit gemessen und richtig gestellt werden können.

\* \* \*

Also die Theologie ist eine Lebensbedingung für die christliche Kirche. Und wir gelangen nun zum zweiten Hauptteil unserer Betrachtung, wenn wir fragen: Wem liegt die Pflicht ob, für die Pflege dieser Lebensbedingung zu sorgen, und wie wird bei uns in der preussischen Landeskirche diese Pflicht erfüllt? Es ist gar nicht gesagt, daß auch die theologischen Fakultäten in ihrer heutigen Gestalt gleichfalls zu jener Lebensbedingung gehörten. Es gibt und gab Theologie ohne das, was wir heutzutage bei uns in Deutschland eine evangelisch-theologische Fakultät nennen. Von den Zeiten der Kirchenväter an, durch die Wissenschaftspflege des Mittelalters in den Klöstern bis zu den heutigen freikirchlichen Seminarien in Schottland und Amerika hat die Kirche auf allerlei Weise dafür gesorgt, daß Männer vorhanden wären, welche, mit den erforderlichen Vorbedingungen ausgestattet, als Arbeiter in den Weinberg des Herrn gesandt werden könnten. Die Pflicht, diese Sorge in die Hand zu nehmen, fällt naturgemäß dem Kirchenregiment zu. Welches Kirchenregiment könnte sich dieser Aufgabe entschlagen? In dem Befehl Christi: Lehret die Völker! — weidet meine Schafe! — liegt unmittelbar eingeschlossen der andere: Sorgt dafür, daß auch eure Nachkommen gelehrt und geweidet werden können, sorgt für Männer, die zu lehren und zu weiden im stande sind. So wichtig ist diese Aufgabe, daß wir sagen können: Diejenige Instanz, welche für die Bildung der Theologie und der Theologen die maßgebende ist, stellt eben damit das Kirchenregiment dar. Denn es gibt keine Thätigkeit, in der sich mehr von Leitung, von Regierung der Kirche zeigte, als die Heranbildung ihrer Lehrer. Nun hat der Stifter der Kirche für ihre Erdenzeit keine festen Regeln und Formen für die Art ihrer Leitung und Regierung mitgegeben. In den ersten Jahr-

hundertern war darum ein offizielles Kirchenregiment überhaupt nicht vorhanden, bis dann bestimmte menschliche Gewalten: der Bischof, die Staatsregierung u. s. w. dasselbe an sich rissen. Bis dahin war auch die Theologie und die theologische Ausbildung lediglich von der freien Geistesmacht hervorragender Lehrer abhängig, der Kirchenväter, und von den sich um sie bildenden Schulen. Wir verfolgen nicht den ganzen Gang der weiteren Entwicklung, sondern beschränken uns auf die Gegenwart. Wie kommt unsere evangelische Landeskirche in Preußen der Verpflichtung nach, die sie hat in bezug auf die Ausbildung künftiger Geistlicher?

Man erzählt von einem Pastor, der, als er in das Amt treten sollte, eines Tages nicht wußte, auf welcher Seite des Altars bei dem hl. Abendmahl das Brot und auf welcher der Kelch gereicht werde. Es war ihm eine Belehrung über derartige Dinge in der ganzen Zeit der Vorbereitung auf sein Amt nirgends zu teil geworden. Nun ist ja dieser Mangel ein geringer, der sich in der amtlichen Praxis sehr bald ergänzen läßt. Allein er ist doch bezeichnend dafür, wie die Vorbildung unserer künftigen Kirchendiener in ihrem ganzen Wesen etwas Zufälliges an sich trägt. Nehmen wir das Beispiel von einem viel schwerer wiegenden Falle. Vor geraumer Zeit sollte ein Geistlicher wegen Irrlehre abgesetzt werden. Da man mit solchen Mitteln in unserem humanen Jahrhundert doch nicht leichtfertig umgeht, so muß der Widerspruch zwischen dem, was er predigen sollte, und dem, was er wirklich lehrte, ein sehr schneidender gewesen sein. Allein was gab der betreffende Geistliche zur Antwort? Er erklärte es für eine ungerechte Härte, wenn er um derjenigen Ueberzeugungen willen sein Amt verliere, die er sich angeeignet hätte auf der Universität, auf die er doch mit der Vorbereitung für sein Amt angewiesen war. Was er predige, seien die Ansichten seiner Lehrer. Und so liegt die Sache in der That: es gibt offiziell angestellte ordentliche Professoren der Theologie, welche Lehren vortragen, die in keiner deutschen Landeskirche (vielleicht nur mit Ausnahme von Bremen und Hamburg), jedenfalls nicht in der preussischen, einem Geistlichen vorzutragen gestattet würde.

Wie ist das möglich? — so muß man da fragen. Liegen hier nicht auf irgend einer Seite Pflichtverletzungen vor, die ans Licht gezogen werden müssen? Könnte nicht durch ein energisches Eingreifen des Kirchenregiments mit einem Male geholfen werden? Keineswegs. Es sind die bezeichneten Umstände vielmehr die natürliche Folge einer langjährigen geschichtlichen Entwicklung, welche nun allerdings dahin geführt hat, die tüchtigen und richtigen Vorbildung der Pastoren für den Dienst an den Gemeinden einer gewissen Zufälligkeit zu unterwerfen. Betrachten wir diese Lage genauer.

Die geschichtliche Entwicklung selbst wollen wir dabei nur streifen. Es genügt daran zu erinnern, daß die Universitäten entstanden sind aus dem Zusammenschluß von Fakultäten, und daß diese letzteren auf die Weise entstanden, daß sich um hervorragende praktizierende Ärzte oder Juristen oder Theologen in einigen Städten (Paris, Bologna, Salerno u.) jüngere Kräfte sammelten, um von jenen zu lernen. Weiter wurden nun von höheren Instanzen, den Fürsten oder Bischöfen, geeignete Lehrkräfte in ihre Residenzen oder andere hervorragende Städte berufen, welche mit einer anerkannten Praxis eine verständige Theorie verbanden, um andere zu unterweisen. Dort konnte man sich die facultas erwerben, selbst als Arzt oder Rechtsgelehrter oder Theologe zu praktizieren, und wo man für alle Fächer sich die Fakultät erwerben konnte, wurde daraus die Universität. Mit der Ausbildung des modernen Staatsgedankens, der das gesamte Unterrichtswesen zum Gegenstand der staatlichen Fürsorge machte, gerieten auch die wissenschaftlichen Hochschulen völlig in die Hand des Staates. Und so ist es gekommen, daß gegenwärtig die theologischen Fakultäten, auf welche unsere künftigen Pastoren für ihre Vorbildung ausschließlich angewiesen sind, Teile und Glieder der Universitäten sind, d. h. der Staatsanstalten, die von staatlichen Organen nach staatlichen Gesichtspunkten eingerichtet und geleitet werden. An die Staatsverwal-

tung also hat die Kirche thatsächlich ihre Pflicht zur Fürsorge für den theologischen Nachwuchs einfach abgegeben und zwar bedingungslos.

Es hängt dies zusammen mit der allgemeinen Uebernahme der Kirchenleitung durch die staatlichen Behörden, wie dieselbe schon vor der Reformation vielfach angebahnt, seit derselben zu einer Theorie ausgebildet wurde. Während nach anderen Seiten der evangelischen Kirche gegenwärtig schon wieder etwas mehr Selbständigkeit in ihrer Verwaltung gegeben und erstrebt wird, ist die wichtigste, die Ausbildung ihrer Diener, von kirchlichen Einflüssen noch völlig unabhängig. Da nun die Kirche diese Pflicht selbst doch niemals verlieren kann, so müssen wir uns das jetzige Verhältnis, wie gesagt, unter dem Gesichtspunkt einer Uebertragung vorstellen. Ähnlich wie auch der Staat gewisse Zweige des öffentlichen Lebens und Verkehrs an andere Instanzen überläßt, an Privatgesellschaften, welche dieselben für ihn besorgen, z. B. die Reichsbank, — früher die Post, die Eisenbahnen u. s. w., — ähnlich müssen wir uns die Uebertragung denken, kraft deren nicht die Kirche selbst, sondern die Staatsverwaltung für die nöthige Theologie im Lande sorgt.

So wunderbarlich sich dies Geschäft anläßt, so könnte man an und für sich nichts dagegen sagen, wenn die Kirche die nöthigen Garantien dafür hätte, daß den Anforderungen, die sie machen muß, auf diese Weise genügt werde. Auch die Einziehung der Kirchensteuer z. B. überläßt die Kirche zumeist den staatlichen oder den kommunalen Behörden, oder vielmehr: sie nimmt deren Dienste in diesem Punkte mit Dank an, weil alle Garantien einer pünktlichen Besorgung hier gegeben sind, und zwar besser und einfacher, als durch eine eigene kirchliche Steuerbehörde. Wie verhält es sich nun aber mit den Garantien in bezug auf die staatlich besorgte Theologie? Welche Mittel hat die Kirche, um einen Einfluß auf die Ausbildung ihrer Diener zu gewinnen?

Zunächst liegt eine gewisse Garantie in der Gliederung der Staatsuniversitäten nach den vier Fakultäten. Damit ist ihr praktischer Zweck hervorgehoben und verbürgt. Die Herren Akademiker lassen sich an diese praktischen Zwecke nicht alle gern erinnern. Der Erkenntnistrieb hat sich zuweilen selbst etwas überschätzt. Es gibt zwar den wissenschaftlichen Bestrebungen ihr eigentümliches Gepräge, daß das Wissen aus reiner Lust am Wissen gesucht und gepflegt wird, unabhängig von dem praktischen Nutzen, den es etwa bringen könnte. Deshalb werden die Wissenschaften gerade an besonderen Hochschulen gepflegt, die in ihrer Organisation gleichsam ein eigenes Staatswesen im Staate bilden. Man läßt ihnen diese Stellung gern, weil eine gewisse Bornehmheit, mit der sie sich über dem Strom der Wirklichkeit erhalten, den Wissenschaften gut steht. Allein ebenso nötig scheint für das Gedeihen der wissenschaftlichen Bestrebungen doch eine gewisse Anlehnung an die Praxis des Lebens zu sein. Es ist manch heilsame Korrektur wissenschaftlicher Theorien vom Leben ausgegangen. Es ist deshalb gut, daß diese Anlehnung an praktische Zwecke in der Organisation der Fakultäten zum Ausdruck kommt. In der Zeit der Ueberschätzung des sogenannten reinen Denkens zog man auch gegen diese Einteilung zu Felde. Fichte, der die Universität, als die Zentralstätte des Wissens, dieser Betätigung des für göttlich erklärten Ichs, das Heiligste nennt, was das Menschengeschlecht besitzt, ja die sichtbare Darstellung der Einheit der Welt als der Erscheinung Gottes und Gottes selbst, — dieser Fichte war natürlich mit ihrer dergeitigen Gestalt nicht zufrieden; das Wissen müsse völlig selbständig dastehen, durch gar keine Rücksichten auf praktische Bedürfnisse getrübt. Damit wären die Fakultäten, also auch die theologische, in ihrer jetzigen Gestalt, gefallen. Zum Glück für die Menschheit, für die Wissenschaft und für den Staat waren es nicht solche Ideale, welche in der modernen Zeit zu Einfluß auf das Unterrichtswesen gelangten. Und der größte wissenschaftliche Genius unseres Jahrhunderts wurde der Verfasser der Statuten der Berliner Universität. Und er, Wilh. v. Humboldt, gab ihr die Bestimmung „der Ausbildung der Diener in Kirche und Staat“. Das



Bestehen der vier Fakultäten gibt also gewisse Garantien, daß praktische Aufgaben dabei berücksichtigt werden. Wenn das nicht der Fall wäre, so läge z. B. kein Grund vor, die medizinische Fakultät von den naturkundlichen Disziplinen der philosophischen zu trennen. Die medizinische hat aber ihren besonderen praktischen Zweck, nämlich die Ausbildung von Ärzten. Eine Fakultät, aus der solche Ärzte hervorgingen, welche nicht Menschen wie wir, sondern nur Zukunftsmenschen mit einer etwa nach darwinistischen Rezepten erst noch herzustellenen Konstitution zu behandeln verstünden, wäre eine Verschwendung von Nationalvermögen. Nicht minder würde die juristische Fakultät, deren Schüler nicht gewillt oder im Stande wären, nach unseren Gesetzen im Lande Recht zu sprechen, eine öffentliche Kalamität sein. Und ebenso zeigt auch die Fakultät, von der wir reden, schon durch ihren Namen, daß sie der evangelischen Kirche dienen will durch die Heranbildung ihrer Diener. Dürfen wir auch hier nicht mit demselben Maße messen und fortfahren: eine theologische Fakultät, deren Schüler nicht im Stande oder gewillt sind, der evangelischen Kirche, so wie es deren Wesen und Aufgabe verlangt, zu dienen, wäre ein nutzloses, widersinniges Institut? Es ist also ersichtlich, mit welchem Rechte wir für die Kirchenleitung eine gewisse Garantie dafür, daß der Zweck der Vorbildung von Geistlichen erreicht werde, darin erblicken können, daß es an den Universitäten eine besondere theologische Fakultät gibt.

Allein wir müssen doch hinzufügen, daß die Natur der Sache, um die es sich hier handelt, diese Garantie als eine sehr geringe erscheinen lasse. Bei den zwei anderen genannten Fakultäten, der juristischen und der medizinischen, sind solche Fälle, wie die vorhin gesetzten, gar nicht denkbar. Eine Störung des Rechtslebens oder der Gesundheitszustände im Volke durch wissenschaftliche Institute würde sich so unmittelbar vernehmlich machen, daß der Staat als Hüter der öffentlichen Wohlfahrt und als Inhaber der Universitäten sofort eingreifen und Wandel schaffen würde. Das Rechtsleben und das Gesundheitsleben bilden zu sehr die Sphäre, in der das ganze öffentliche Leben und die öffentliche Wohlfahrt sich bewegt. Hemmungen auf diesen Gebieten müssen unmittelbare Reaktionen hervorrufen. Anders steht es mit der Religion, deren Dienst die theologische Fakultät gewidmet ist. Sie ist die eigentliche Wurzel der öffentlichen Wohlfahrt. Schäden an der Wurzel sind nun zwar die gefährlichsten, aber sie kommen am spätesten zu Tage. Und so ist es erklärlich, wenn der Staat, der auch die theologischen Fakultäten in seiner Verwaltung hat, Schäden auf diesem Gebiete nicht so leicht bemerkt, wenn es ihm entgeht, daß irgendwo die Aufgabe einer theologischen Fakultät, brauchbare Diener für die evangelische Kirche des Landes heranzubilden, nicht erfüllt wird. Hier muß die Kirche schon ziemlich laut schreien, ehe man die Schmerzen berücksichtigt, an denen sie leidet. So war es in Baden, wo infolge der einseitigen Befegung der Heidelberger Lehrstühle mit Männern, deren theologische Richtung in ihrer Konsequenz die evangelische Kirche aufhebt, die evangelisch-theologische Studentenschaft allmählich zerrann. Die Heidelberger Fakultät wurde durch die gläubigen Kreise der Kirche, aus denen der junge Nachwuchs doch zumeist hervorgeht, gleichsam mit einem unverabredeten Interdikt belegt, infolge dessen die Zahl der theologischen Studenten mit der der akademischen Lehrer eine Zeitlang ungefähr gleich war. Die Weitererhaltung einer solchen Fakultät aus Staatsmitteln darf widerspruchlos als eine Verschwendung bezeichnet werden, die keine gewissenhafte Budgetkommission durchgehen lassen dürfte. Die evangelisch-theologische Fakultät an den Universitäten hat nun einmal nur dann Sinn und Berechtigung, wenn sie der evangelischen Kirche junge Theologen liefert, welche in ihren praktischen Dienst einzutreten innerlich und äußerlich befähigt sind.

Allein hier liegt nun eben die Schwierigkeit des ganzen Verhältnisses, von wo aus man die Daseinsberechtigung unserer Fakultäten angegriffen und geleugnet hat. Der evangelische Geistliche soll die Glaubensüberzeugungen seiner Kirche nach wissenschaftlicher Methode erfassen und vertreten. Die Vorbildungsanstalt, d. h. die theolo-

gische Fakultät, müßte ihm also ebenso zu den richtigen Ansichten wie zu der guten wissenschaftlichen Methode und den wissenschaftlichen Kenntnissen verhelfen. Wir können es aber nicht leugnen, daß nur die letzteren bei dem Universitätsstudium gesichert sind, und zwar — wie wir gern und dankbar anerkennen wollen — in hohem Maße. Die wissenschaftliche Tüchtigkeit der heutigen Theologie ist über alle Zweifel erhaben. Allein ob der Student auch in den Besitz der ersteren gelangt, der richtigen Ansichten, das hängt von Umständen ab, auf die weder er noch die Kirche einen Einfluß hat. Hier liegt die Zufälligkeit, der die Kirche mit ihren Dienern ausgesetzt ist. Der Student hört mit Fleiß und Eifer Glaubenslehre, denn er weiß: es wird dieselbe auch im Examen verlangt. Allein er ahnt nicht, daß wenn ihm bei der Prüfung die Kirche in der Gestalt von Konsistorialräten zuerst gegenübertritt, seine Glaubenslehre als unbrauchbar erfunden wird. Denn einen Geistlichen, der die Religion aus dem naturalistischen Prinzip erklärt, dessen Gott eingeklemmt ist in den Naturgesetzen der Materie, einen Geistlichen, der einen toten Christus predigt, kann die Kirche nicht in das Amt lassen. In England hatte sich zwar einst bei der Jagd ein Fuchs in die Kirche und von da auf die Kanzel geflüchtet, aber für gewöhnlich gehören Füchse nicht auf die Kanzel. Hier sollen die christlichen Wahrheiten gepredigt werden, die in der heutigen Menschheit weitaus nicht allgemein anerkannt werden, die im scharfen Streit liegen mit der entgegengesetzten Weltanschauung. Sind also nicht die unchristlichen, sondern die christlichen Ueberzeugungen Bedingung für die Uebernahme eines Pfarramtes, und sind die theologischen Fakultäten die Stätten, wo die Bedingungen für das Pfarramt erworben werden, so muß daraus die Folgerung gezogen werden, daß nur solche Lehrer an dieselben berufen werden, welche im Glauben der Kirche stehen und andere in ihn einzuführen im Stande sind. Rechtliche Garantien dafür, daß dies geschehe, haben wir aber bei der rein staatlichen Beeinflussung unserer theologischen Fakultäten nicht.

Wir wollen zwar dankbar anerkennen, welchen reichen Segen die evangelische Kirche mit ihren Dienern von den theologischen Fakultäten empfangen hat. Wie manche unter denen, die noch jetzt im Amte stehen, haben die Gewißheit ihres Glaubens und die Wärme ihrer Ueberzeugung zu den Füßen Neanders erhalten. Wie viele, die sich dankbar der Stunde erinnern, wo im Umgang mit dem seligen Tholud, unter seinen wunderlichen Fragen und seinen tief sinnigen Seufzern, der Duell in ihnen entsprang des Wassers, das in das ewige Leben quillet. Was verdankt unsere Kirche dem Manne, den Gott zur festen Stadt und zur ehernen Säule gemacht hatte, wider das Volk und die Fürsten in Juda und wider ihre Priester, dem seligen Hengstenberg. Sie und ein großer Kranz von Lehrern, die einst leuchten werden wie die Sonne in des Vaters Reich, Jul. Müller, Rißig, Hofmann, Beck, Harleß, Thomastus, v. Bezschwiz — sie alle waren Lehrer an staatlichen theologischen Fakultäten. Und noch heute steht an diesen Staatsanstalten eine lange Reihe von Männern, deren Arbeit die Kirche mit Dank als ihre Arbeit anerkennt. Allein wir müssen doch hinzufügen, daß dies alles auf glücklichen Zufälligkeiten beruht. Neben den genannten Namen stehen andere, deren Wirksamkeit wir mit Schmerz als die von Feinden des Kreuzes Christi bezeichnen müssen. Nicht mit eigenen Worten möchte ich mich über diese traurigen Zustände verbreiten. Aber ein hochangesehener Geistlicher unserer Landeskirche sprach sich schon 1874 in einem Konkurrenzvortrage folgendermaßen darüber aus: „Es ist exorbitant schmerzlich für die Kirche, daß sie vielfach ihre Kinder in die Pflege ihrer Feinde geben und ihre künftigen Diener von ihren Zerstörern erziehen lassen muß, und es gibt unter den Pastoren wohl manchen, der dem Herrn über dem Grabe seines Sohnes dafür dankt, daß er dessen Seele geborgen und wider alles Gift gesichert hat.“ — Es ist wohl die schmerzlichste Neuerung, welche über diese Zustände gethan ist.

Diese Uebelstände liegen aber in den rechtlichen Beziehungen unserer Fakultäten durchaus begründet. Ein Staatsbeamter, nämlich der Kultusminister, beruft die Pro-

efforen. Wir wissen, wie abhängig die Richtung eines Ministers sich oft von politischen Strömungen erweisen hat. Eine Zusammenstellung der Berufungen, welche unter den letzten vier Ministern von Herrn von Raumer an stattgefunden haben, würde zwar kein vollständiges, wohl aber ein weitgehendes Zusammenstimmen der verschiedenen ministeriellen Regierungszeiten mit bestimmten theologisch-kirchlichen Richtungen ergeben. Aber auch daß es einen besonderen Kultusminister gibt, ist eine politische Zufälligkeit. Wie es eine Zeit gab, wo die Streichung der §§ 15—18 aus der Verfassung als zweckmäßig erschien, so könnte der Tag kommen, an welchem das ganze Unterrichtsdepartement, also auch die Berufung der theologischen Professoren, dem Herrn Minister des Innern zugewiesen würde. — Ferner ist zu beachten, daß die berufende Staatsregierung nur im bescheidensten Maße an irgendwelche kirchliche Bedingungen gebunden ist. Einige theologische Fakultäten besitzen zwar in ihren Satzungen Anforderungen, welche für ihre Glieder auch kirchliche Eigenschaften verlangen. Bekannt geworden sind in der letzten Zeit z. B. die Satzungen der Bonner Fakultät, welche besagen: „Die Fakultät bekennt sich zu der unierten evangelischen Kirche und ist verpflichtet, ihre Lehre mit den Grundsätzen dieser Kirche, wie sie in deren anerkannten Bekenntnisschriften übereinstimmend und schriftgemäß aufgestellt sind, in Einklang zu erhalten und ihre Wirksamkeit dem Dienste der Kirche zu widmen.“

Aber diese Bestimmungen dürften eine ziemlich seltene Ausnahme bilden. Die Berliner Fakultät z. B. hat in ihren Satzungen nichts, wodurch irgendwie ausgesprochen würde, daß die Herren Professoren die Lehre der evangelischen Kirche vorzutragen verpflichtet wären. Sie sind dabei lediglich auf den Namen der Fakultät als einer evangelischen und auf ihre Ansicht von dem, was etwa evangelisch sei, angewiesen. Die Satzungen enthalten allerlei Bestimmungen über Lizentiatenernamen, Defanatatsgeschäfte, Gebühren und dergl., aber nichts vom Bekenntnis, nichts von einer Verpflichtung gegen die evangelische Kirche. Die Universität Greifswald hat in den Fakultätsstatuten den Passus: „Die theologische Fakultät vertritt bei der Universität Greifswald das gesamte Gebiet der Theologie und hat die Bestimmung, nach der Lehre der evangel. Kirche, sowohl überhaupt die theologischen Wissenschaften fortzupflanzen, als insbesondere durch Vorlesungen und andere akademische Uebungen die sich dem Dienst der Kirche widmenden Jünglinge für diesen tüchtig zu machen.“ — Und ebendort verpflichtet sich jeder in die Fakultät eintretende ordentliche Professor zum Festhalten an allen Hauptstücken der christlichen Lehre nach der Norm der heil. Schrift, die in den Bekenntnisschriften unserer Kirche, diesen gewichtigsten Zeugnissen unseres Glaubens, als Richtschnur anerkannt sei. Wie viel Auslegung läßt auch solche Verpflichtung noch zu! Dazu ist diese Fassung erst vor etwa dreißig Jahren durch Vereinbarung zwischen der Fakultät und dem Herrn Minister gewonnen. Und so wissen wir auch von der Fakultät zu Halle, daß sie sich aus eigenem Antriebe kirchlich bestimmtere Satzungen gegeben hat. Allein ebenso berechtigt scheinen die Fakultäten zu sein, derartige kirchliche Bestimmungen wieder zu entfernen. Und dies scheint mir der wundeste Punkt in dem ganzen Verhältnis, daß die Kirche gar keinen Einfluß hat auf die Statuten der Fakultäten, daß auch solche Bestimmungen wie die zu Bonn, auf welche die rheinische Kirche so stolz ist, auf die sogar die rheinisch-westfälische Kirchenordnung Bezug nimmt, über den Kopf der Kirche weg durch eine Verständigung zwischen der Fakultät und den Behörden einfach abgeschafft werden könnten.

Fassen wir unsere bisherigen Resultate zusammen. Die Kirche hat zu ihrer gesunden Fortpflanzung und Leitung einer theologischen Wissenschaft nötig. Die Pflicht für gesundes Leben und Fortpflanzung desselben zu sorgen, liegt dem Kirchregimente ob. Die vornehmste Bethätigung dieser Pflicht, die Sorge für die Ausbildung der künftigen Geistlichen, ist in Preußen (wie in allen evangelischen Landeskirchen) ausschließlich der staatlichen Obrigkeit überlassen, welche dieselbe durch den Herrn Kultusminister im Verein mit den vorhandenen Fakultäten, die entweder Vorschläge machen

oder Vorschläge anhören, ausübt. Weder der Minister noch die Fakultäten sind der Kirche in der Besetzung der Lehrstühle und der Ausübung der Lehrthätigkeit irgendwie rechtlich verbunden. Die existierenden Statuten sind lediglich Selbstbeschränkungen, beruhend auf dem Wohlwollen von Persönlichkeiten. So kommt es, daß die in dem politischen und Staatsleben vorhandenen Bewegungen jedesmal ihre Wellen bis in das innerste kirchliche Leben schlagen, und daß das wichtigste Amt der Kirchenleitung von zufälligen Schwankungen außerkirchlicher Verhältnisse abhängt.

\* \* \*

Wir haben zum Schluß der Frage zu behandeln, was es denn wohl für Möglichkeiten gäbe, um die Kirche zu gesicherteren und geordneten Verhältnissen in diesem Stücke zu verhelfen.

Wir weisen zunächst auf das allerentschiedenste den Gedanken ab, daß die theologischen Fakultäten ganz abgeschafft und die Vorbildung der evangelischen Geistlichen damit von der Universität losgelöst würde. Wir weisen dies ab zunächst mit Rücksicht auf die Kirche. Die kirchliche Wissenschaft würde der Gefahr ausgesetzt sein, daß sie sich in Einseitigkeiten und Kleinigkeiten verrennte, wenn sie nicht durchflutet würde von dem großen Strome der geistigen Bewegungen der Zeit. Gottes Walten geht nicht in den besonderen kirchlichen Ereignissen auf. Auch auf dem irdisch-natürlichen Gebiet läßt er, z. B. durch neue geistige Erscheinungen und Schulen in der Litteratur oder der Philosophie, Richtungen entstehen, der weite Kreise der Gebildeten zugethan oder abgeneigt sind, und aus deren Durcharbeitung, Aneignung oder Bekämpfung auch für die Erfassung der Offenbarung neue Gesichtspunkte gewonnen werden können. Die kirchliche Wissenschaft muß diese Anregungen aus erster Hand haben, und das kann nur geschehen durch die Eingliederung einer theologischen Fakultät in das Ganze der wissenschaftlichen Hochschule.

Wir weisen solche Trennung aber auch ab mit Rücksicht auf die Wissenschaft und zwar die Gesamtwissenschaft. Ich habe an anderen Orten nachgewiesen<sup>\*)</sup>, wie zusammengesetzt die Einflüsse sind, welche die Fortentwicklung der Wissenschaften bedingen. Der wichtigste derselben aber ist der Antrieb, der von der Weltanschauung der Forscher her ihrem Streben die allgemeine Richtung verleiht. Wie wichtig ist es darum, daß auf dem allgemeinwissenschaftlichen Gebiete eine Macht vorhanden ist, welche den Idealismus, der besonders in der Gegenwart etwas anrücklich geworden aber doch gewiß nicht zu entbehren ist, zu vertreten hat. Die Theologie hat diese Aufgabe und ist auch unter allen Umständen dazu befähigt, denn die Religion ist die berufenste Vertreterin des Idealen und kann wie nichts anderes dem geistigen Blick eine gewisse Weite und dem geistigen Streben einen univetsellen Charakter verleihen. Dieser Einfluß aber vollzieht sich nicht etwa nur durch ihr Dasein im allgemeinen, sondern läßt sich als ein ganz persönlicher nachweisen, wofür nur an einen Namen wie Schleiermacher, ferner aber auch in geringerer Maße an Männer wie Richard Rothe, Tholud u. a. erinnert zu werden braucht.

Wir wünschen also die theologischen Fakultäten zu erhalten. Wir nehmen damit freilich, dessen müssen wir uns bewußt bleiben, ein kirchenpolitisches Prinzip an, nämlich das einer fortgehenden engen Verbindung, wenigstens Befreundung zwischen Kirche und Staat. Es ist nämlich zu bedenken, daß dies ganze Verhältnis nur möglich ist in einem christlichen Staat. „Die ganze Institution, eine durch den Staat geleitete wissenschaftliche Hochschule für die Ausbildung der künftigen Diener bestimmter Kirchen, ruht

<sup>\*)</sup> Das Wesen der Wissenschaft und ihre Anwendung auf die Religion. Leipzig, Hinrichs; Bergl. a. u. c.: Naturwissenschaft und Philosophie, Heilbronn, Gebr. Henninger.

auf der Voraussetzung, daß der Staat an dem religiösen Standpunkt, welchen die Fakultät vertritt, an ihrem kirchlichen Bekenntnis, einen gewissen Anteil, wenigstens ein gewisses Interesse hat. Nur ein Staat, der sich in seinen Ordnungen und Grundrechten auf den Boden des Christentums stellt, kann theologische Fakultäten erhalten. Und eine solche Stellung des Staates wiederum ist nur möglich, wenn die Gesellschaft an den christlichen Grundanschauungen festhält. Würde der Zeitpunkt eintreten, wo der Staat, dem Andrängen einer entchristlichten Gesellschaft der Zukunft nachgebend, eine prinzipielle Gleichgültigkeit gegen das Christentum annähme, so würde damit die Grundlage, auf der sich die Vorbereitungsanstalt für die künftigen Kirchendiener in das Ganze der wissenschaftlichen Hochschule eingliedert, fortfallen. In einer rein auf sich selbst gestellten Gelehrtenrepublik hat die an das kirchliche Bekenntnis gebundene evangelische Theologie keine offizielle Vertretung mehr, höchstens eine individuelle Vertretung durch diesen oder jenen Forscher, der den christlichen Anschauungen in seiner Wissenschaft Einfluß gewährt.\*\*\*) — Wir unsererseits wünschen aber, daß der christliche Staat nicht aufgelöst, daß die staatlichen Institutionen vielmehr immer tiefer vom christlichen Geist durchdrungen werden. Und damit wünschen wir auch aus staatlichem Interesse den Fortbestand der theologischen Fakultäten.\*\*\*)

Man hat aber nun auch weiter einen Vermittlungsvorschlag gemacht. Da die Theologie an den Universitäten doch nun einmal eine freie Wissenschaft sein und andererseits die evangelische Kirche auch zu ihrem Rechte kommen müsse, so sollen diejenigen Fächer, welche einen mehr wissenschaftlichen Charakter tragen, nämlich die historische und systematische Theologie, der Universität verbleiben, die praktische dagegen sei von der wissenschaftlichen Theologie abzulösen und besonderen kirchlichen Seminarien zu überweisen. Wir halten auch diesen Vorschlag für ganz unthunlich. Man denke ihn sich zunächst praktisch aus. Soll an den neu zu begründenden Seminarien nur praktische Theologie getrieben werden? — muß dieselbe nicht ihre Grundlage suchen in einem Zurückgreifen auf die Exegete, die Geschichte u. s. w.? — Ein Eingehen auf diese Fächer könnte also nicht fehlen. So hätten wir doppelte Arbeit und dieselbe würde schließlich vielleicht darauf hinauslaufen, daß der eine sich bestrebt, mühsam auszurotten was der andere sorgfältig gepflanzt hat. Aber auch abgesehen von diesen praktischen Unzuträglichkeiten sehen wir in einer solchen Zerschneidung der theologischen Disziplinen eine Auflösung der gesamten Theologie. Man hat ja derselben die Berechtigung als einer gebornen Fakultätswissenschaft neuerdings mehrfach bestritten. Diese Gegner hätten recht, wenn die praktische Theologie fortfiel. Denn diese bildet die „konstitutive Idee“, das alle verbindende Mittelglied für die Theologie, ähnlich wie die Medizin als Fakultätswissenschaft in der Therapie diejenige Disziplin besitzt, welche alle übrigen zu ihr gehörigen Zweige davor sichert, daß sie nicht einfach als Unterabteilungen der Naturwissenschaft und damit der philosophischen Fakultät verfallen. So können wir uns auch nicht entschließen, von dem Standpunkt wieder zurückzufallen, den Schleiermacher für die Theologie gewonnen hat durch die Hervorhebung der praktischen Theologie. „Dieselben Kenntnisse ohne diese Beziehung hören auf theologische zu sein und fallen jede einer anderen Wissenschaft anheim.“ (Kurze Darstellung des theologischen Studiums. Einleitung, § 6.) Wenn die Beziehung auf die Vorbereitung für den Kirchendienst fehlt, warum sollen die Professoren, welche Geschichte des Christentums lehren, eine andere Fakultät bilden als diejenigen, welche Kultur-, Litteratur-, Sitten- oder allgemeine Weltgeschichte vortragen? Was berechtigt denn eine Scheidung der Auslegung des Seneca, des Plutarch u. a. und der Auslegung des Galaterbriefes oder des Hohenliedes? — Ganz unhaltbar würde jedenfalls die Trennung der evan-

\*) Das Wesen der Wissenschaft etc. S. 328.

\*\*) Vergl. zu diesem Punkte mein „Wissenschaft und Kirche im Kampf um die theologischen Fakultäten“. Heitbronn, Heminger.

gelischen von der katholischen theologischen Fakultät werden. Erst die praktische Theologie mit ihrem Abzielen auf den Zweck der ganzen wissenschaftlichen Ausbildung im Dienst einer bestimmten Kirche bringt das trennende Element hinein. Wissenschaftliche Beweggründe liegen nicht vor.

Wir wollen also die theologischen Fakultäten und zwar in ihrem ganzen Umfange festhalten. Daß die Kirche daneben noch für andere Wege der Ausbildung sorgt, durch Vermehrung der Predigerseminare, durch Einführung eines geordneten Vicariates und dergleichen, ist eine Sache für sich und kann die Frage nicht überflüssig machen, was es für Möglichkeiten gibt, um der Kirche zu gesicherten und geordneten Verhältnissen in bezug auf die Ausbildung ihrer künftigen Diener an den staatlichen Universitäten zu verhelfen.

Wir knüpfen dazu an die bestehenden Rechtsverhältnisse an. Die evangelisch-theologischen Fakultäten haben das Recht, einen Vertreter zu den Provinzialsynoden zu entsenden. Diese akademischen Teilnehmer an den Synodalverhandlungen sind der Kirche sehr viel wert und sie üben auch der Natur der Sache nach einen nicht unbedeutenden Einfluß aus. Gewöhnlich entsprechen den auszuübenden Rechten immer gewisse Pflichten. Der Umstand tritt aber in diesem Falle nicht ein. Die Fakultäten entsenden Vertreter in die kirchlichen Versammlungen, ohne ihrerseits eine statutenmäßige Verpflichtung gegen diese Kirche zu kennen. Wie schon hervor-gehoben ist, sind auch die etwa vorhandenen Statutbestimmungen dem Einfluß der kirchlichen Organe entzogen. Angeführt wurden oben bereits die Bestimmungen der Bonner Fakultätsstatuten; auf dieselben haben die Synodalverhandlungen in Rheinland-Westfalen Bezug genommen und es ist in § 45 der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung der Zusatz enthalten: „Außerdem hat die evangelisch-theologische Fakultät in Bonn das Recht, sowohl zu der Westfälischen als zur Rheinischen Provinzialsynode einen aus ihrer Mitte gewählten Deputierten mit vollem Stimmrecht abzuschicken, unter Voraussetzung der Fortdauer ihrer statutarischen kirchlichen Stellung und einer angemessenen Einwirkung der Kirche auf die Besetzung der Fakultät.“ Dieser Fassung haben seiner Zeit (1850) die Professoren Rihsch, Rothe und Dörner als Mitglieder der Synode zugestimmt. Allein weder ist eine „angemessene Einwirkung der Kirche auf die Besetzung der Fakultät“ zur Wirklichkeit geworden, noch ist die Voraussetzung jener Fortdauer für die Kirche irgendetwas garantiert. Es ist gewiß nicht zu viel verlangt — weder nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen, noch nach der besonderen Lage der Verhältnisse in diesem Falle, wenn die kirchlichen Organe dem schönen Recht, das den theologischen Fakultäten mit der Besetzung der Synoden eingeräumt ist, eine entsprechende Verpflichtung an die Seite zu setzen wünschen. Wir sollten glauben, daß die Herren akademischen Synodalen selbst, durch ein edles Zartgefühl geleitet, auf das entschiedenste derartige Forderungen unterstützen müßten. Ein Vaie muß sich allerdings oftmals bescheiden in seinem Urteil über die Möglichkeit, wie weit derartige Gesühle unter dem Druck der akademischen Würde gedeihen können. Und auf der anderen Seite scheint der Gedanke vorzuherrschen, als ob die Ehre noch lange nicht genug gewürdigt werde, daß wir es erleben, wie —

„die großen Propheten  
„aus dem Kategorienhimmel in den Hühnerhof treten  
und Helatomben wie Haser streu'n.“

Doch hoffen wir, daß die Einfachheit des Gedankens, der hiermit angeregt ist, dazu helfe, daß er sich erfolgreich Bahn breche.

Wir kommen zu einem anderen Punkte. Ein Recht der Kirche ist bisher noch nicht erwähnt. Es ist nämlich durch Königl. Kabinettsorder vom 5. Februar 1855 bestimmt worden, daß der Evangelische Oberkirchenrat bei Besetzung der ordentlichen Professuren der Theologie jedes Mal eine gutachtliche Aeußerung abgeben solle. Dieser

Verordnung gemäß wird auch verfahren. Was dieselbe nach ihrem Wortlaut besagt, wissen wir nicht, denn sie ist nie veröffentlicht worden. Wir wissen nur, daß man allgemein sagt, diese gutachtlichen Äußerungen hätten außerordentlich wenig zu bedeuten. Jene Schwankungen in dem Charakter der Berufungen je nach der politischen Richtung der Regierungszeiten der verschiedenen Minister, von denen oben die Rede war, haben ja stattgefunden eben unter der Geltung jener Kabinettsorder. Der kirchliche Charakter des Evangelischen Oberkirchenrates scheint sich also bei jenen gutachtlichen Äußerungen nicht geltend machen zu können. Und das ist auch nicht zu verwundern, da er als eine rein königliche Behörde den Charakter einer Staatsbehörde nicht abstreifen kann, als welche er auch durch Entscheidung des Obertribunals festgestellt ist. Es soll ferner das Gutachten, so sagt man, zumeist erst eingeholt werden, wenn die Sache zwischen dem Kultusminister und den Fakultäten ziemlich fertig ist. — An diesem Punkte hat man deshalb eingeseht und auf der außerordentlichen Generalsynode von 1875 haben drei Professoren der Theologie, von eben jenen Gefühlen geleitet, die ich vorhin als ein sehr natürliches Bedürfnis bezeichnet habe, den Antrag gestellt, daß der Generalsynodalvorstand, der bei bestimmten Veranlassungen an den Sitzungen des Oberkirchenrates teilnimmt, auch „bei Vorschlägen und Begutachtungen betreffend die Stellen des Kirchenregiments und die theologischen Lehrämter, soweit jene zum Ressort des Oberkirchenrates gehören“, zugezogen würde. Der eine der drei Steller des Antrages, Professor Kähler, begründete denselben folgendermaßen: „Der Grund dafür, daß der Synodalvorstand einen Anteil an der Begutachtung des Oberkirchenrates anlässlich der Befegung der theologischen Lehrämter beanspruchen darf, liegt für uns in dem Verhältnis der theologischen Fakultäten zur Kirche, wie es in dieser (der Generalsynode) und der Provinzialsynode zu Tage tritt. Wenn die Fakultäten ihre Deputierten neben den königlich ernannten entsenden, so können sie dies nur unter dem Rechtstitel, daß sie irgendwie kirchliche Körperschaften sind. Und das sind sie ihrer Wirkung nach im höchsten Maße, denn wenn die Kirche auf der Wirksamkeit des geistlichen Amtes ruht, so beherrschen die Fakultäten durch ihre Lehrthätigkeit diese Wirksamkeit in weiten Grenzen. So entsteht ein doppeltes Bedürfnis, daß die Kirche nicht nur leidend, sondern auch wirkend mit den theologischen Fakultäten in Wechselverhältnis trete, und zwar ebenso ordnungsmäßig wie durch Sitz und Stimme in der Synode.“ — In der That außerordentlich schlagend und zutreffend. Und es ist nur zu bedauern und auch im höchsten Maße zu verwundern, daß derartige Stimmen für das einfache Recht der Kirche und für die Anstandspflicht der Fakultäten jetzt von jener Seite gänzlich verstummt sind, ja daß sogar bei den kürzlich wiedererwachten Forderungen nach Selbständigkeit der evangelischen Kirche, die sich auf diesen Punkt bezogen, nur ein geschlossener, wie verabredeter Widerstand zu Tage trat. Doch gehe ich nicht auf Einzelheiten ein, verweise im allgemeinen auf mein speziell dieser Frage gewidmetes Schriftchen in den Zeitfragen des christlichen Volkslebens\*) und bemerke nur folgendes: Will man die Mitwirkung des Generalsynodalvorstandes zwar ablehnen, aber den Evangelischen Oberkirchenrat selbst dem Einfluß der Synoden in der Weise öffnen, daß ein Teil seiner Mitglieder aus den Wahlen der Generalsynode hervorgehe, — so hätte man dagegen nichts Wesentliches einzuwenden, außer dem Einen, daß das von uns erstrebte Ziel viel näher zu liegen und leichter zu erreichen scheint.

Wir können immer und immer wieder versichern, daß die Besorgnis vor Beschränkung der Lehrfreiheit ein reines Phantom ist. Wir wollen keine Zensur der akademischen Lehrer durch kirchliche Behörden, wie dieselbe der Staat nicht einmal der römischen Kirche zugesteht. Die Anforderungen werden zwar von römischer Seite gestellt; man hat verschiedentlich versucht, derartige Bestimmungen in die Konkordate zu bringen,

\*) Wissenschaft und Kirche zc. Heilbronn.

daß dem Erzbischof oder dem Bischof eine Beaufsichtigung der Lehrthätigkeit der katholischen Professoren zustehen solle. Allein die Universitäten können eine derartige Einrichtung nicht vertragen. Wie sich die Universität Tübingen seiner Zeit dagegen gewehrt hat, so würden es mit gutem Recht ihr alle anderen nachmachen. Die römische Kirche sieht sich deshalb auf eigene Mittel und eigene Kraft angewiesen, wenn sie akademische Heterodoxien bekämpfen will. Und wir wissen ja, daß sie dieselben mit Erfolg anwendet. Zahlreich stand regelmäßig am schwarzen Brett zu Bonn, als die Professoren Braun und Achterfeld, welche dem Hermesianismus anhängen, von der Kirche für unfähig erklärt waren, ihre künftigen Diener heranzubilden: *professores Braun et Achterfeld nullas lectiones habere pergant*. Allein wir wünschen gerade, daß derartige Konflikte zwischen den kirchlichen Interessen und den staatlichen theologischen Fakultäten für die evangelische Kirche nicht entstehen, und deshalb wünschen wir — keine Zensur, sondern Mitwirkung der Kirche bei der Besetzung der Stellen.

Ist die Aufgabe der Fakultät für die evangelische Kirche statutenmäßig festgesetzt und der Zusammenhang zwischen der Kirche und der Theologie, wie durch die Entsendung von Fakultätsdeputierten in die Synoden, so durch Beeinflussung der Fakultäten durch die letzteren, ausgesprochen, so muß man den wissenschaftlichen Forschern freie Hand lassen. Es ist durchaus evangelisch, die Glaubenslehren, die Dogmen, als Niederschlag der kirchlichen Erfahrung anzusehen. Mit der wechselnden und wachsenden Erfahrung muß also auch die Lehrweise einer gewissen Fortbildung unterliegen. Eine derartige Gebundenheit an den Buchstaben gewisser Formeln, wie sie auf den Seminaren schottischer und amerikanischer Freikirchen herrscht, scheint uns eine Verfehlung gegen den Geist der Geschichte und der evangelischen Kirche. Heterodoxe Lehrmeinungen haben der Kirche an sich noch nicht geschadet, sondern zu desto mehr Arbeit und Vertiefung angetrieben. Wohl aber müssen wir wünschen, daß unsere ganze Theologie einen mehr kirchlichen und weniger doktrinären Charakter annehme.

Wir empfinden schmerzlich eine gewisse vornehme Erhabenheit der wissenschaftlichen Kreise der Universität über den kirchlichen Interessen. Man redet bereits von einer „Universitäts-theologie“, als ob die Geistlichen keine wissenschaftlichen Theologen wären und als ob die „kirchliche Theologie“ eine Stufe tiefer stände, als die Theologie der Professoren. Was würde daraus folgen, wenn man in anderen Fakultäten eine derartige Scheidung vornehmen und z. B. von einem Universitätsrecht sprechen wollte im Gegensatz zu der niederen Jurisprudenz der Praktiker, — oder etwa von einer Universitätsmedizin! In einer Rezension meiner „Wissenschaft und Kirche“ vermißt der akademische Rezensent „in den Kreisen der Pastoren diejenige Zurückhaltung gegenüber den berufsmäßigen Vertretern der Theologie, welche man einem Schuhmacher in Fragen seines Handwerks nicht verjagen würde“. Welch eine — wenn auch unbewußte — Annäherung liegt in diesen wenigen Worten! Und ich kann nur wiederholen: Wie würde sich dieser Satz, entsprechend verändert, in dem Munde eines akademischen Juristen oder Mediziners ausnehmen, der sich mit der Mehrzahl der Praktiker seines Faches über Grundbegriffe in Differenz befände und ihnen zurufen wollte: 'Schuster bleib' bei deinem Leisten! Es bahnt sich ein Größenwahn in unserer theologischen Wissenschaft an, der um so bedenklicher wird, als wir gegenwärtig unter den Wortführern eine ganze Anzahl ziemlich jugendlicher Lehrkräfte haben. „Wir können auch hebräisch!“ — sagte einmal mit trockenem Humor ein würdiger Superintendent. Und wir dürfen dies Wort zu dem unrigen machen, wenn wir in theologischen Differenzen sind über die Aufgaben der Kirche mit Männern, welche zum Teil ihre Anschauungen vom Wesen und Leben der Kirche oftmals als Studenten gewonnen haben, von welcher Würde sie sofort in die eines akademischen Lehrers aufrüden, der Geistliche auf ihren kirchlichen Beruf vorzubereiten hat.

Natürlich läßt sich dieser unser Wunsch auf einen mehr kirchlichen Charakter unserer Theologie nicht durch irgend welche äußere Maßregeln erreichen. Wohl aber



lassen sich solche ergreifen, welche das gegenseitige Aufeinanderangewiesensein der Kirche und der Fakultäten in Erinnerung bringen. Professor Hermann in Marburg hat vorgeschlagen, um hier eine Lücke auszufüllen, es sollten die Professoren verpflichtet werden, von Zeit zu Zeit die Bekenntnisschriften mit ihren Schülern zu traktieren.\*) Ein sehr ansprechender Gedanke! und wenn er auch von jener Seite besonders gemeint ist gegen „die kränklige Nachblüte der Romantik, welche sich heutzutage Konfessionalismus oder Liberalismus nennt,“ so ließen wir uns diese Verpflichtung dennoch gern gefallen. Nur möchten wir den Herrn Professor fragen, von welcher Instanz dieselbe ausgehen soll? Weist nicht dieser Vorschlag selbst auf eine Lücke hin, die in bezug auf Mitwirkung der Kirche an den theologischen Fakultäten vorhanden ist?

Wir kommen zum Schluß. Wenn diese Blätter in die Hände der Leser kommen, wird die Berliner Versammlung bereits gehalten sein. Man wird dort auch über diese Frage verhandelt und seine Forderungen formuliert haben. Dieselben werden natürlich vorläufig ebenso wenig Erfolg haben wie alles, was bisher nach dieser Seite geredet und gedruckt ist. Wir erwarten — so auch von diesen Blättern — nur den einen Erfolg, daß die öffentliche Meinung aufgeklärt werde, die öffentliche Meinung der Kirche oder der kirchlichen Gemeinde, über den Ernst der Lage, in der sie sich befindet. Die Kulturgeschichte lehrt uns zwar, daß für gewöhnlich die geistige Arbeit in stetem Fortrücken sich befindet, weshalb die gesunde Entwicklung derselben das Hauptinteresse bilden muß. Allein es gibt Epochen, in welchen die elementare Gewalt äußerer Ereignisse die ganze Bildung eines Zeitalters unter Schutt und Trümmern begraben hat, unter denen erst spätere Jahrhunderte sie mühsam auffuchen mußten, um auf den damals gelegten Fundamenten weiter zu bauen. Solche äußere elementare Gewalten sehen wir in den Umwälzungen der Völkerwanderung, der Eroberungen des Islam in Asien (besonders auch Hindostan) und Afrika; ähnliches mag in China nachzuweisen sein. Wir wissen nicht, ob die Menschheit nicht vor Ereignissen steht, welche einen gleichen Erfolg haben könnten. Es ziehen sich Gewitterwolken zusammen an dem Horizonte unseres politisch-sozialen Lebens, deren Geschwindigkeit nach dem bisherigen Gange nicht berechnet werden darf. Die Sicherheit der Zustände in Europa ist im Abnehmen begriffen. Die Machtstellung Deutschlands, des einzigen Staates, der noch auf gesunden sittlichen Grundlagen ruht, täuscht augenblicklich über die Gefährlichkeit der Lage, indem die zerstörenden Kräfte dadurch noch aufgehalten werden. Wir werden Zerstörungen entgegengehen, welche den übelsten Einfluß auf die geistige Entwicklung und die Ausbildung der Wissenschaften haben müssen. Dann wird es sich fragen, ob die evangelische Kirche eine Macht ist, welche den Stürmen trotzen und die geistigen Güter der jetzigen Epoche in friedlichere Zeiten hinüberzuretten im stande sein wird. Dann werden die Streitigkeiten über kitschliche oder konfessionelle oder liberale Theologie in einem anderen Lichte erscheinen. Auf solche Eventualitäten hin sollten unsere Fakultäten ihren Dienst an der Kirche einzurichten suchen. Und wir unsererseits sollen das Gebet nicht vergessen an den Herrn der Ernte um Arbeiter in seine Ernte.

\*) In der Rezension meiner „Wissenschaft und Kirche x.“ in der Theol. Literaturzeitung von Schürer, 1886 Nr. 22.



## Der Held der Bildung.

Eine Satire.

In der schattigen Hainbuchenlaube eines schönen Villengartens bei W. waren zwei Herren an einem heißen Zimmorgen in ernstlicher Unterhaltung begriffen. Der ältere, eine mächtige Gestalt mit bedeutenden Gesichtszügen und hellem Auge, sagte jetzt mit Ueberzeugung: „Herr Doktor, Sie kennen in mir einen Mann, der die Wahrheit hören kann und dem die Worte Leben und Tod' eben nicht mehr sind als Worte. Wer mein Leben gelebt hat, darf das ohne Selbsttruhm von sich sagen; denn hier“ — damit wies er auf ein vielgebrauchtes Bändchen hin — „hier habe ich mein Evangelium, das mir im Tode die Ruhe des Philosophen verleihen wird. Hören Sie, wie Goethe zu Eckermann sagt: „um sich künftig als große Entelechie“) zu manifestieren, muß man auch eine sein.“ Der höfliche Arzt schien bei dieser Berufung auf den Lieblingsdichter seines Gegenübers, des Kommerzienrats Hütting, einen längeren Vortrag zu befürchten und griff hastig ein: „Nun ja, verehrter Herr Kommerzienrat, wenn Sie mich pressen wollen! Die Möglichkeit ist ja auch jetzt nicht ausgeschlossen, daß Ihr Leiden eine solche Wendung nehmen kann, aber die gegenwärtigen recht unbedeutenden Erscheinungen erlauben nur die Indication Karlsbad', nicht aber Friedhof! Sobald wir erst wieder höheren Barometerstand haben, werden die Herzbeklemmungen weichen, und Sie gehen mit Fräulein Emma nach Karlsbad und werden hernach Ihr Leiden — aber auch Ihren Körper bedeutend leichter tragen!“ — „Mein lieber Doktor, ich weiß, was ich weiß; Ihre Schonung könnte mich verletzen. Wer mit so hellem Auge durchs Leben gegangen ist, der läßt sich vom Tod nicht suchen, sondern er geht ihm als eine freie Kraft entgegen. Sehen Sie, ich fühle mich bereit, auf neuer Bahn den Aether zu durchbringen, zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.“ Der Doktor fiel lächelnd in Fausts Monolog ein: „Ja, kehre nur der holden Erdensonne Entschlossen deinen Rücken zu!“ Er wurde aber stille, als Hütting nun mit Nachdruck sagte: „Sehen Sie, Doktor, bei dem Sterbebette meiner zweiten Frau, die nicht alleine sterben konnte, sondern immer ihren Heiland dabei haben wollte, habe ich mir gelobt, mein Tod solle einmal kein Leiden, sondern eine Handlung, eine That sein: ruhevoll und stehend will ich sterben.“ — Jetzt brach der gute Doktor etwas geärgert heraus: „Ich wünsche, ich könnte einst sterben wie die selige gnädige Frau; da war keine Furcht, sondern eitel Seligkeit!“ Darauf maßten ihn die Augen des alten Herrn mit einem Blick imposanter

\*) Wesen, Geistwesen.

Entrüstung, und er hörte noch die Worte: „Genug, ich weiß, daß ich die nächsten vierzehn Tage nicht überleben werde,“ dann schnellte er ernstlich ungeduldig von seinem Stuhl empor, trank stehend seinen Madeira aus, tippete dem Sterbelustigen leicht grüßend auf die ruhende Hand, schwenkte Hut und Handschuh und trippelte die Terrassentreppe hinauf und den Weg zur Gartenthüre dahin.

Hütting genoß währenddessen stille die Größe seiner letzten Worte; er lehnte sich in seinen Amerikaner zurück, blickte wie in erhabenem Verzicht über die Rosenbeete auf den silbernen Spiegel des Flusses, der Welle auf Welle in die dunkle Ferne sandte, und dachte nach über sein vergangenes Leben. Und es war wohl denkenswert. Vor einigen vierzig Jahren hatte diesen Strom herunter das Marktschiff den ärmlich gekleideten Dorfknaben getragen, der es zuerst zum Ausläufer bei einem Spezereihändler, dann bei großer Treue und Sparsamkeit und durch rastlose geistige Nacharbeit zum Kommiss in einem Bankgeschäft gebracht hatte. Bald erntete er die Früchte seiner Strebbarkeit, die ihn alle Sonntags- und Fortbildungsschulen, die kaufmännischen Lehrkurse und gar die Vorlesungen am Polytechnikum benutzen ließ. Aus dem Knaben war freilich ein Jüngling, aber aus dem Jüngling war der „schöne Hütting“ geworden, der nun auch in die Gesellschaft eintrat. So gewann er das Herz der stolzen Tochter seines Prinzipals und lebte als nunmehriger Geschäftsteilhaber in einer Ehe, welche die Welt besonders bei Tauffesten und Konfirmationen eine glückliche nannte. Die Gattin schenkte ihm drei Knaben, welche das gebiegene Wesen des Vaters und die schöne Freiheit in allen Formen von der Mutter vereinten. Hüttings Charakter entfaltete sich jetzt ins Große und Ungemeine; seine Bestrebungen umspannten das Allgemeine und Weitläufige. Die geschäftlichen Unternehmungen glückten aufs beste, auch als der erfahrene Schwiegervater seinen Stuhl im Kontor mit einer unbekanntem Unterkunft im Jenseits vertauschte; denn nie wagte Hütting, was nicht sichere Berechnung gewährleistet hätte. Von diesem festen Boden aus konnte er seinen schwankenden und sinkenden Mitmenschen emporhelfen. Als Mitglied des Stadtverordnetenkollegiums, als Vertreter der Stadt im Landtage, als Zierde des deutsch-freisinnigen Wahlkomitees für ganz Deutschland — überall stand er seinen Mann. Er war der Held und Vorkämpfer der Bildung, und das geistige Banner hochzuhalten war ihm Pflicht und Lohn. Ihm war es auch zu danken, daß die düstere engherzige Auffassung des Christentums, welche bis dahin wie eine Dunstwolke über den Kanzeln der Stadt brütete, einer eminent freien Auffassung weichen mußte. An die Stelle sogenannter Muder berief man einen früheren deutschkatholischen Prediger, einige strebame Kräfte aus Heidelberg und Offenbach und einen abgesetzten Geistlichen aus einer zurüdgebliebenen Kirchenprovinz. Die Kanzeln der Stadt zeigten jetzt eine Garnitur, welche derjenigen der Berliner Kirchen städtischen Patronats nichts nachgab. Der Gehildete wurde in der Kirche nicht mehr geniert, eine Rücksicht, die doch gewiß verlangt werden muß in den seltenen Fällen, wo er sich besonders veranlaßt sieht zu ihrem Besuche. Herr Hütting war es zu danken, daß die veralteten Redewendungen wie „Gottessohn“, „Versöhnung“ doch eben nur in den unausweichlichsten Fällen von der Kanzel fielen; und der Hauptgeistliche that sich etwas darauf zu gute, „Sohn Gottes“ mit einer Betonung sagen zu können, daß es etwas ganz anderes zu bedeuten schien, wie er denn einmal bei dem Evangelium Matth. 9, 8 geradezu darthat, daß was Jesus Großes gethan, er als Mensch gethan habe, daß nicht er der Menschheit, sondern die Menschheit ihm in allem geholfen habe: eine Auffassung, die sich auch mit der Meinung der Juden in dieser Evangelienstelle in völligem Einklang befindet. Und gerade hierin fand Hütting eine eifrige Mitstreiterin in seiner Sidonie. Sie, die bei jedem Wohlthätigkeitsbazar sich in geschmackvoller Toilette stundenlang für das Allgemeine opferte und selbst einmal eine Premiere der Oper darangab, um einem Wohlthätigkeitsjahrmarkt aufzuhelfen, konnte doch Zustände bekommen, wenn ein taktloser Geistlicher auf der Kanzel übel gewählte Worte anwendete wie „Buße thun“ oder „Selbstverleugnung“ oder sich über

die „Welt“ unvoretheilhaft äußerte. Doch geschah das auch nur bei frisch aufgezogenen Geistlichen, die den guten Ton in M. noch nicht kannten, und an ersten Feiertagen, wo Sidonie ihre Kirchentoulette im struggle of life mit den anderen ersten Damen auf den Turf führte, wie ihr Gatte das lächelnd nannte. Daß kein tieferes Bedürfnis sein Weib dahin zog, begriff der Hochgebildete zu gut, und er eignete sich mit ihr die Worte der Herzogin von Buckingham an: „Es ist haarsträubend, anhören zu müssen, daß man ein ebenso sündiges Herz habe, wie all die Lumpen, die auf Erden herumkrauchen.“ Nein, Sidonie hatte kein sündiges Herz! Nie hatte sie ihren Gatten durch mehr als bloße Widerrede betrübt, und ehe das Dragonerregiment nach M. gelegt ward, hatten auch ihre bittersten Reiderinnen ihr nicht einmal leichte Koketterien nachsagen können. Sie war das Ideal einer auf der Höhe der Zeit stehenden Frau, das Vorbild einer feinen Dame, der Stern des Ballsaales, das Entzücken der Modistinnen. Wer anders hatte zuerst in M. Stirnlocken getragen, und zwar nur um der Idee des Fortschritts willen, da es sie bei ihrem dünneren Vorderhaar eigentlich nicht kleidete; bei ihr waren die ersten befranzten Theeservietten eingeführt und die Toilettegläser nach Tische herumgereicht worden. Für das wirklich Vornehme hatte sie einen unsäglich feinen Sinn und tarzierte es nicht allein nach der Höhe des Aufaufswertes, wie einige Damen ihrer Bekanntschaft. Andererseits verdankte man der Frau Kommerzienrätin die erheblichsten geistigen Genüsse. Die Anregung einer Malariaausstellung und die Einrichtung von Vorträgen im Kaufmännischen Verein, worin einige jüdische Rechtsanwälte über jungdeutsche Poesie und wohl auch über Birons Manfred und über Ibsensche Sachen mit Auswahl sprachen; wo auch wohl Assistenten von der nahen Universität über die Genealogie der Menschheit im darwinischen Sinne die Damen langweilten, um hernach den ungünstigen Eindruck bei Festessen und Tanzvergnügen wieder zu verwischen. Aber daß Sidonie nicht eitle Selbstbespiegelung dabei leitete, zeigte der zornige Protest, mit dem sie den Ehrennamen „die Mutter der Bildung in M.“ zurückwies, den ihr ein indiskreter Toastredner hatte ausndtigen wollen. Aber selbst solchen niedereren und einer Frau von Welt fast unwürdigen Pflichten wie die Erziehung der Kinder und die Aufsichtigung des Dienerpersonals gab sich die Frau in einer Weise hin, welche ihr Mann bewundern mußte, als sie ihn erst darauf aufmerksam gemacht hatte. Frau Sidonie hatte das alles in ein System gebracht und redete viel davon, und das System der Frau Hütting war der Reiz aller wahrhaft feinen Damen; es beruhte auf einer unsichtbaren Leitung, von der man nichts merkte, und äußerte sich in einem Kampf ums Dasein in den unteren Regionen zwischen Dienstboten und Kindern, ja auch wieder der einzelnen innerhalb jeder Spezies, sodaß man dies System als eine zierliche Nachahmung der religiösen Ansichten ihres Gatten ansehen durfte: ein Gott, von dem niemand etwas weiß und merkt, und ein Reibungsprozeß, bei dem der Stärkere

Es gehörte ein so starker, männlicher Geist dazu, wie Hüttings, um nach zehnjähriger Ehe den Verlust einer solchen Gattin zu ertragen. Sidonie hatte im Frühling bei einem ländlichen Fest — landwirtschaftliche Ausstellung nannte es der Spott der Reiteroffiziere — gegen den Rat ihres besorgten Gatten einen zu leichten Sommerstoff, und auch diesen nicht in genügender Ausdehnung getragen, hatte eine Erkältung und den Tod davon gehabt, sodaß der glänzende Grabredner, Hauptpastor Plüßnow, mit jener gefälligen Wendung zum Salonton, die ihn in M. so beliebt und im Laienvolk so unwiderstehlich machte, beim Kondolenzbesuche zu Hütting sagen konnte, Frau Sidonie sei gewissermaßen als Opfer ihres Berufes gestorben, den Geschmack der Stadt zu vertreten. Hütting brachte seinen kleinen Knaben das Opfer, mit thunlicher Beschleunigung wieder zu heiraten. Nur diesem Umstand, der seinem Herzen allerdings Ehre macht, war ein Berechnungsfehler seines Vorstandes entlossen. Ein väterlicher Freund, der Oberbürgermeister Knolling, hatte ihm Elisabeth von Ruderstoff genannt, eine arme häßliche Verwandte, die in geringem Einverständnis mit den weiblichen Mitgliedern des

Hauses bei ihm lebte, da sie durch verschrobene religiöse Ansichten die geistig Höherstehenden unaufhörlich zur Bethätigung der schönsten Tuldung nötigte. Elisabeth erklärte in ihrer naiven Weise, in einem Schweizerpensionat habe sie diese ungünstigen religiösen Einwirkungen erfahren; der schlichte Gottesdienst der *église libre*, den nur das eine Wort durchtöne: „Christus, der Sohn Gottes, für mich gestorben und auferstanden,“ habe ihr das Herz gebrochen und es wieder beseligt. Hütting bemerkte einmal sehr treffend, wenn man seine kleine Braut reden höre, müsse man an jene Freundin der jungen Frau von Goethe denken, von der diese bemerkte, sie habe immer von der Gnade geredet, aber sie (Ulriche von Goethe) „wisse noch immer nicht, was es mit dieser Gnade und mit diesen guten Werken für eine Verwandtnis habe“. Seiner eigenen heiteren und großen Lebensauffassung, so schmeichelte sich Hütting, sollte dies grillenhafte Wesen bald weichen: aber es geriet doch nicht ganz so, wie er vermeint hatte. Zwar weigerte die junge Frau sich nicht mehr, die öffentlichen Gottesdienste der aufgeklärten Geistlichen zu besuchen, wo sie wenigstens ihre Goethe- und Schiller-Reminiszenzen aufzuzählen konnte; aber ihren beiden kleinen Mädchen stößte sie Liebesverse und Gebete ein, die Herrn Hütting mehr an das Habermannsche Gebetbuch seiner Hausdienerinnen als an Bischeffe und Witschel erinnerten, und die er für gefährlich gehalten hätte, wenn sie nicht lächerlich gewesen wären. Die Wahrheit zu sagen, hatte er nicht viel Zeit, sich um die Erziehung der Kinder zu kümmern, und so gewann Elisabeth in ihrer stillen und sanften Art ohne Wort einen beherrschenden Einfluß auch auf den jüngeren Knaben Sidoniens, Georg. Das Verhältnis der Gatten wurde nie tiefer; zwar war Streit und Abneigung hier nicht möglich, wo eines bereit war alles zu dulden (im Bewußtsein der Inferiorität, wie sich Hütting richtig sagte); aber es ließ sich mit Elisabeth so gar nicht Staat machen, sie regte nicht leicht zu Neuem an, und in manchen wehmütigen Stunden gestand sich der Gatte, daß noch immer Sidonie wie eine leichte Sommerwolke an dem Frühlhimmel seines Lebensglüdes stand, zart, weiß, gefällig. Es war für den Kommerzienrat eine rechte Schidung, daß Georg, der ins Geschäft treten sollte, besonders nach einer schweren Krankheit, entschiedene Abneigung dagegen kundgab. Elisabeth hatte mit ihren zwei kleinen blonden Engeln viel an seinem Bette gebetet, und was Georg da auch empfunden und erfahren haben mochte, er zeigte sich hernach den verbohrtten Ansichten eines Lehrers, der später sogar Judenmissionar geworden ist, zugänglich. Der Junge wurde aufgeregt, wie der Vater sagte, und die Aufregung schlug sich endlich in einen sanften Fanatismus nieder, in dem er behauptete, er wolle den Heiland vor den Menschen bekennen, und er sei ihm seine Seele schuldig. Den Hauptgeistlichen, welcher von Hütting mit seiner Zurechtsetzung betraut wurde, hatte Georg mit willkürlich gewählten Bibelsprüchen angefallen, anstatt auf rationale Vorstellungen zu hören, und als Elisabeth ihrem Sohne zu Hilfe kam, war der Gegner auf der ganzen Schlachtlinie in Deroute. Er zog sich mit Vater Hütting ins Rauchzimmer zurück und gab zu verstehen, daß ein guter Wechsel auf der Universität zur Zerstreung dieser Gedanken und Vorsätze wohl mehr thun würde als die ganze hauptgeistliche Logik.

Schließlich stand Hütting vor der Thatfache, daß er einen künftigen orthodoxen Theologen zum Sohne habe. Hiermit trat eine Entfremdung zwischen beiden ein, die der Stadt M. einen neuen Anlaß zur Verwunderung ihres großen Rithürgers darbot. Er trug mit schöner Fassung das Unfassbare, einen Sohn zu haben, dessen unmögliche Ideen nahezu auf geistige Umnachtung schließen ließen. Im Kasino sprach man allgemein in diesem Sinne von ihm, und Hütting nahm von näheren Freunden nicht ungern die Zeugnisse ihrer Theilnahme hin. Uebrigens hatte man in M. selten Anlaß, an den ausgearteten jungen Mann zu denken. In richtiger Erkenntnis der Sachlage meldete er sich zu einer Pfarrstelle im Waldgebirge an der Schweizergrenze. In anderer Weise trug Hütting die bornierten Ansichten der frommen Tochter seiner frommen Frau. „Was wollen wir,“ sagte er eines Tages zu Plüßnow, „es sind schließlich

doch nur Frauen. Nicht jede Frau ist eine Sidonie.“ Die Versuche jedoch, die beiden Blondköpfe um ihrer Frömmigkeit willen als gute, aber herzlich unbedeutende Dinger gesellschaftlich zu etablieren, gelangen nicht. Dieselben Mädchen, die in großer Gesellschaft zu sagen wagten, die „Elisabeth“ der Marie Mathusius sei gehaltvoller und tiefer als der Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften zusammengenommen, hatten den festen Mut, durch eine Analyse des Planes, der Charaktere, Vergleichung der Sprache u. s. w. eine Art Rechtfertigung dieser ungeheuerlichen Aufstellung anzutreten; und als der Oberlehrer Säuselwind, der Aesthetiker von M., die tiefen symbolischen Ideen in jenen Goetheschen Meisterwerken zu enthüllen begann, da hatte die muntere Emma die Dreistigkeit, aus der Elisabeth auch eine Unmasse symbolischer Ideen herauszuklauben. „Orignuell, aber verbohrt“, statt „gut und dumm,“ lautete jetzt der Urteilspruch der Gesellschaft über die beiden sonst harmlosen Geschöpfe. Das Jahr nach ihrem Eintritte in die Gesellschaft verloren sie aber die Mutter, und Hütting, der so gerne an seinem „allein und frei“ sich aufrichtete, wenn er Umgebung hatte, fühlte sich ver einsamt und alterd. —

In diesen Stimmungen trafen ihn die körperlichen Leiden, denen er eine so ernste Bedeutung beilegte. Mochte der Doktor doch reden: er traf seine Anstalten, er bestellte sein Haus. Das Wichtigste waren ihm die Abschiedsbriefe an seine beiden ältesten Söhne, seine Lieblinge. Sie zu schreiben war ihm ein heroischer Genuß. Am 12. schrieb er an seinen Kuno, den jungen Schiffsarzt. „Mein geliebter Sohn! Sei stark beim Lesen dieser Worte, wie ich es beim Niederschreiben bin: Du wirst Deinen Vater vielleicht nicht wiedersehen! Während Du auf dem grenzenlosen Meere ferne Ufer suchest, bin ich bereit, nach jenem Durchgang hinzustreben, um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt. Aus den abschriftlich beigelegten Dosen Digitalis und Morphinum wirst Du erkennen, was Doktor Kirstein denkt. Daß er mir gegenüber noch immer den Hoffnungsreichen spielt, versteht sich. Auch ich verstehe es, aber ich bedarf es nicht. Mein Tagewort ist gethan; vielleicht wird man in M. mich doch so rasch nicht vergessen. Was ich meinen Kindern habe sein wollen, das ruft Dir vielleicht in diesem Augenblick eine eigene innere Stimme zurück. Jetzt nichts von Schwäche oder Trauer: ich habe mit meinen Söhnen als mit Männern zu leben gesucht, scheiden wir denn als Männer! Ich habe ihnen frühe eine Individualität gegeben, auf die Gefahr hin, daß sie, wie Georg, von der Bahn der Wahrheit und der Klarheit abirren möchten. Aber mein Rat hat Euch nie gefehlt, und die gegenwärtigen Winke eines Vielerfahrenen mögen denn auch Deines künftigen Glückes Saatkörner werden. Nach ein Ende mit Deinen Seefahrten. Ich habe sie bisher gerne gesehen; was haben nicht Chamisso, Agassiz, Darwin ihren Reisen zu danken! Aber lehre jetzt in die Heimat zurück. Wenn der Hauptstamm gefällt ist, sucht man die Eichenschossen zusammenzuhalten! Vielleicht kannst Du noch, von Japan herbeieilend, blühende Rejeda auf des Vaters Grabe pflanzen, ehe der erste Schnee es deckt. Suche Dir dann eine Stelle als Badearzt; wirf Dich auf eine Spezialität. Versetze dann so rasch als möglich durch zwei oder drei Aufsätze erregende Artikel in Fachzeitschriften einen Universitätsprofessor in seine Bestandteile, dann ist Dein Ruf gesichert. Ich verfolge, wie Du weißt, auch die Entwicklung der Medizin, seitdem ich mich vom Geschäfte zurückgezogen: für Nasenerkrankungen, glaube mir, stehen die Konjunkturen ganz außerordentlich! Wie man früher sagte: Die Junge ist der Spiegel des Magens, so sagt man jetzt: Die Nase ist der Spiegel des Gehirns. Die meisten Menschen sind nasenleidend, ohne daß sie es wissen — im Vertrauen gesagt, ich halte auch Kirstein dafür —, aber das ist gerade wie bei anderen Spezialitäten nur ein Beweis dafür. Du wirst es prinzipiell und technisch zu begründen wissen, wie mit einer von Jugend auf normal gehaltenen Nase Keuchhusten und Schwindel von selber schwinden. Für die ästhetische Einleitung vergiß nicht Bishers „Auch Einer“; es ist zwar sonst nicht viel wert — aber für Nasenverhältnisse ganz einzig! Wie Du auch Dein Bad anlegst, es muß im Grunde ein Kaltwasserbad sein. Kaltes

Wasser verwandelt sich in den Händen eines geschickten Arztes in Gold. Halte möglichst bald auf dem Arztekongreß einen Spezialistenvortrag und erkläre alle bisherigen Behandlungen für Humbug; gestehe Deinen Begnern die gute Absicht zu, aber nimm sie im Tone des Mitleids gegen sich selbst in Schutz.

Sieh, mein Sohn, in einem so ersten Augenblicke vermöchte ich nicht zu scherzen; noch weniger, Dir Regeln zu empfehlen, die eine wirklich aufgeklärte Moral mißbilligen müßte. Es ist einmal so; der Welt kann nur so geholfen werden, und dann wollen wir es sein, die ihr helfen, indem wir uns selber helfen. Wie oft hast Du aus meinem Munde die Worte des Mephistopheles an den Schüler über die Medizin gehört: es sind so goldene Worte, daß nur ein superieurer Geist sie finden konnte. Zu Deinem Wohle scheue ich mich nicht, diese Erinnerung mein letztes Vermächtnis an Dich sein zu lassen. Leb' wohl, mein Kuno, leb' ewig wohl! Dein Vater.

P. S. Erbaue vor allen Dingen ein Hochreservoir neuer Konstruktion bei Deinem Bade und nimm ein Reichspatent dafür. Baue, auch wenn das Wasser am Ort das nötige Gefälle von selbst darbietet. Auf der Plattform des Gebäudes steht der Geist eines neuen Jahrhunderts und lächelt dem zu, der ihn beschwört. Die Plattform muß mit einer Wachstuchbede sonnen- und winddicht gemacht werden, da mögen Deine Kurgäste den Kaffee trinken, und die Treppe wirst Du den Engbrüstigen zu Steigeübungen empfehlen. Noch einmal für immer Derselbe."

Wie einfach lagen doch für einen liebenden Vater die Verhältnisse in diesem Falle: aber ein so zusammengefügter Charakter, eine so problematische Natur wie Ferdinand mußte in einer lange durchdachten Ansprache noch einmal berührt werden, wenn der letzte Vatersegen mehr als eine Befriedigung gemeiner Menschengefühle sein sollte. Vom 15. bis 17. Juni schrieb Hütting folgende Epistel: „Mein geliebter Ferdinand! Es ist ein großer Augenblick, in dessen Brandungen ich stehe. Mein Leben rührt an sein Ende. Die Schatten des nahenden Todes dämmern auf mich hernieder. Ich habe Dich stark erzogen, und Du hast das Gefühlsmäßige Deines Bruders Georg von jeher mit Eeelenstärke Dir ferngehalten. Auch ich bin stark: keinen Buchstaben dieser festen Hand wirst Du zittern sehen, fest, wie sie Dich durchs Leben leitete. Der Arzt gibt meinem Herzleiden tröstliche Ausdeutungen: ich weiß, daß ich nur noch Tage zu leben habe, und den 25., den Tag meines Glückes, wo sich Deine Mutter mir verband, mag ich gar nicht überleben. Ob ich hoffe, meine Sidonie, Deine Mutter wiederzusehen? Ich brauche die abgestandenen Trostgründe nicht, welche in unserem Hause in den letzten Jahren aus Frauenmund zu hören waren; aber gerne halte ich mich an Schleiermachers Worte, die er einer nach ewigem Leben dürstenden Seele zurief: „Laß in Deinem heiligen Schmerz (um den Toten) Deine liebende fromme Phantasie dichten nach allen Seiten und wehre ihr nicht. Sie ist ja fromm, sie kann ja nichts wünschen, was gegen die ewige Ordnung Gottes wäre, und so wird ja alles wahr sein, was sie dichtet, wenn Du sie nur ruhig gewähren lässest.“ Mehr habe ich auch nicht, wenn ich auch nicht sage, daß ich nicht größere Gewißheit wünschte. Doch meine letzten Gedanken dürfen auch nur anderen gedibmet sein, wie mein Leben es war. Dein Loß, lieber Sohn, besprechen wir hernach. Von Kuno habe ich brieflich Abschied genommen für immer. Von Georg hat sich mein Herz zurückgezogen: wohl ist nichts Menschliches mir fremd, aber gerade mit meiner allumfassenden Weltbetrachtung kann ich nicht in die Schneckenenge seiner umnachteten Ansichten mich hineinbücken. Welche Gemeinschaft wäre zwischen dem sonnenfrohen Aar und dem Höhlensalamander?

Und nun die Sorge um Deine Schwestern! Laß uns scitzhalten, daß 17- und 18jährige Mädchen keine eigenen Ueberzeugungen haben. Sie werden einst nicht glauben, was ihre Männer auch nicht glauben. Von dieser Seite gesehen wäre mir Doktor Kirstein für Emma ein willkommener Gatte, wiewohl ich manchmal Aeußerungen von ihm höre, die mich daran zweifeln lassen, ob er wie seine meisten Standesgenossen Materialist oder doch Pantheist ist. Das mag an seiner Abkunft liegen! Indessen

ein Mediziner mit streng religiösen Ansichten! — nein, es wäre zu unmöglich; ich thue ihm wohl Unrecht. Dennoch nenne ich entschieden den Rechtsanwalt Rosengold einen willkommeneren Schwiegerjohn. Daß Emma den jungen Arzt, der sie sichtlich sucht, mehr zu beachten scheint, kann nicht in Betracht kommen. Du kennst mich genugsam — meine Grundsätze wie meine Vermögenslage — um zu wissen, daß mich Rosengolds Reichthum nicht besticht. Aber seit er das Glück mit dem großen Los hatte, ist er überhaupt wie von Fortuna gezeichnet. Und das ist mir eine Anwartschaft auf einen goldenen Lebensweg, auch für meine Tochter. Ich glaube an seinen Stern. Er ist in hohem Grade gebildet, gewandt, zukunftsreich; jetzt schon mehr als ich Führer der deutsch-freisinnigen Partei in Stadt und Land, künftiges Reichstagsmitglied. Meine Tochter soll Charakter zeigen, indem sie die wenig gewinnenden äußeren Eigenschaften des jungen Mannes übersieht neben einer lähnen männlichen Dreistigkeit, wie sie der große Brute Desdemonas dunklem Geliebten leiht. Und vor allem möchte ich einen ekklatanten Beweis reiner Menschlichkeit und wahrer Duldung geben, wenn ich in meiner Stellung als tonangebendes Mitglied des Kirchengemeindevorstandes mein Kind dem Sohne des seiner Zeit fast komischen Schächters verbinde. Wenn möglich innerhalb der nächsten 8 Tage, wenn das große All mir sovieler läßt, will ich Emmas Glück unwiderruflich entscheiden. Ihre Grundsätze, ihr kindlicher Gehorsam, ihre Unselbständigkeit werden einem festen Plane ihres Vaters, dem Du, der älteste Sohn, voll und ganz beistimmen wirst, am allerwenigsten einen Widerstand entgegensetzen. Ich schwärme geradezu für die Mission des Judentums in der Weltgeschichte: es hat der Welt den Monotheismus gebracht, und als derselbe überreif war, am allerwesentlichsten den Pantheismus geboren. Und was wäre unsere Nationallitteratur ohne das Judentum! Denke, wie jener Herr Kirsch an Lessing schreibt — ich citiere ihn gern, wiewohl ihn ein finsterner Gelehrter für unecht oder doch für eine Persiflage halten will —: „Gleich bei meiner Ankunft im Parterre finde ich eine ganze Bank voll Juden. „Hah!“ dachte ich, „ohnschelbar wird heut ein Stück vom Herrn Lessing gemacht.“ Kurz, Rosengold ist der Mann der Zukunft, er sei der Mann meiner Emma!

Was mit Marien werden solle? Das gute Kind behauptet nicht heiraten zu wollen. Wohl, sie ist noch jung genug. Sie ist allerdings auch körperlich zart, und es fehlt ihr die Frische, die quellende Munterkeit des Temperaments, die aus der Hausfrau die Sonne des Hauses macht. Aber bei ihr ist das Nichtwollen, wie ich denke, nur Vorwand: sie versteht sich selbst nicht. Der Dragonerpremierleutnant v. Duhm-Wymnich zeichnet sie überall aus, so bescheidene Gelegenheiten dazu sie ihm darbietet. Es ist wahr, er gehört einer stark ultramontanen Familie an, und es ist nicht minder wahr, daß er seit der tollen Einrichtung des Kavalierr-Spiellubs sehr beträchtliche Verbindlichkeiten hat. Aber die meisten zum Glücke gegen mich; ich habe ihm viel geliehen, und so halte ich eigentlich seine Karten in meiner Hand. Der erste Umstand dürfte durch die Thatsache aufgewogen werden, daß ich Marien unseren Hauptpastor zum Vormund setzen werde, dessen erprobter Freisinn ein starkes Gegengewicht darbietet. Ich schätze nun einmal den Adel, so liberal ich persönlich bin. Katharina II. ist mein Muster: innen ganz frei, aber die Vorurteile ausbeutend, die sie nicht austrotten konnte. Eine Familie muß als Ganzes emporstreben. Auch Frauen müssen dafür Opfer bringen; wenn es sein muß, müssen sie selbst zum Opfer gebracht werden.

Jedoch, mein geliebter Ferdinand, selbst Sorgen, die ich mit Dir, meinem Ältesten teilen durfte, sollen die letzten Zeilen eines Sterbenden an Dich nicht allein ausfüllen. Zu Dir, mein Sohn, zu Deiner Zukunft! Du hast recht gethan, auf gute (d. h. schriftliche) Versprechungen des Provinzialschulkollegs hin Deine Privatdozentur daran zu geben und in das Gymnasiallehramt überzugehen. In dem Augenblicke, wo die deutschen Universitäten 50 Privatdozenten der Geschichte beherbergen — ich sage vorsichtig nicht: ernähren! — ist es auch für denjenigen, der auf den Unterhalt durchs Amt nicht zu sehen braucht, unerquicklich, immer in der hintersten Linie Queue zu stehen.



Zumal mir ein Direktor in einer mittleren Stadt an politischem Einfluß für zwei Universitätslehrer ist, wenn er irgend die Sache versteht. Und Du bist es Dir schuldig, Deinen neuen Beruf in einem Lichte zu sehen, das hinter den Schulbänken das Große und Allgemeine zeigt. Glaube nur, wer in dem banausischen Stundebalten und Hestefortrigieren aufgeht, wer sich an den Katheder schmiedet, ist unserer größeren Zeit nicht wert. Der Bessere erfasse vor allem alle Schulfragen, die in Mode kommen, gewissermaßen als politische Fragen. Er wisse die Frage nach einer neuen Lehrmethode — wie in Amerika — als eine Parteifrage auf eine andere Kante zu stellen. Die Ueberbürdungsfrage und die Augenpanik sind abgeschlossen, auch die Normalerschulbank hat ihre Zeit gehabt; und es ist mir lieb für Dich, daß die Deffentlichkeit sich Bedeutenderem zuwendet. Aber ich müßte wissen, wie die Stimmung in Deiner künftigen Provinz (und Stadt!) ist, wenn ich Dir raten sollte, ob Du Dich der Bewegung für die Einheitschule anschließen sollst — oder gegen dieselbe Stellung nehmen. Denn Stellung mußt Du jedenfalls nehmen: der Mann von Charakter muß das. Schon Solon verlangte Entschiedenheit von seinen Mitbürgern. Es sind ja gewissermaßen gleichgültige Sachen, aber der Denkende kann etwas daraus machen. Mittel, mein Sohn, nicht Zwecke! Sollte die Leitung der betreffenden Bewegungen schon in festen Händen sein, so verliere Deine Zeit nicht damit, wende Dich dem zu, was sonst in Bewegung ist. Immer wie der Schwimmer mit der brandenden Woge Dich halten! Wie wäre es, wenn Du eine Agitation gegen den Religionsunterricht an Gymnasien ins Leben riefest? Der ganze Freisinn und vor allem die Judenschaft würde hinter Dir stehen, wenn sie auch gerade in dieser Sache nur sozusagen verschämt kämpfen könnte. Der Presse wende Dich zu; diene ihr, bis sie Dir dient!

Laß Dich um des Himmels willen nicht mit der sogenannten Pflege der Wissenschaft ein. Ich will nicht sagen, daß gar nichts dabei heraus komme; aber was Du brauchst, das kommt nicht dabei heraus. Redet auch jemand in dem bekannten inneren Stübchen des Kassinòs in M. oder beim Maurerfrühstücken, wenn wir die Landtags- und Reichstagswahlen austeilen, jemals von der Wissenschaft? Bildung — gewiß, nichts wie Bildung: aber Wissenschaft macht den Menschen nur fähig, etwas anderes zu pflegen. Du hast eine anständige Habilitationschrift geschrieben — schön! Du hast Dein Oberlehrerexamen gemacht — noch schöner: aber schließen wir nun damit ab, verwenden wir unsere Kräfte, säen wir die geernteten Saatkörner aufs neue aus. Da will ich gerne Klopstock citieren, der mir als Muder und Schwarmteutone sonst zuwider ist: „Handle, die Wissenschaft, Sie nur, machte nie Glüdliche!“ Am verlockendsten für den fähigen Geist ist die Beteiligung an staatlichen Parteiungen und Wahlen, aber am gewinnbringendsten die bei Gemeindefachen. So kleinlich das scheint: von der Pike, mein Sohn, von der Pike an dienen! Das Vereinswesen ist das Leben der modernen Welt. Wie öde, wie kalt wäre sie, wenn das traulich-warme Wort „Verein“, dieser Inbegriff gegenseitigen Sichstützens und Schiebens nicht wäre! Die neue Zeit, mein Lieber, beginnt nicht mit dem Kampfruf von Wittenberg, sondern mit dem Dienstmägdelongreß, den Desiderius Erasmus in einem alten Schmöcker, in dem colloquia, schildert. Da ward eine neue Zeit geboren! Sollten in Deiner neuen Heimat — und Du wirst nur in eine größere Stadt gehen — schon alle Vereine vertreten sein? Ist schon ein Leichenverbrennerverein da? (Ach, ich frage das in meiner Lage nicht ohne besondere Bewegung!) Habt Ihr schon einen Verein zur Versorgung von Wöchnerinnen mit Kejsrnmilch? Wie steht es mit Ferienkolonien, mit Mädchenturnen, mit Handfertigkeitssunterricht? Nur mit solchen Bethätigungen ist unser hiesiges Schulhaupt hervorgetreten, und er hat den Moment an der bekanntlich immer dünner werdenden Stirnlocke erfaßt! An sich ist ja alles einerlei — nur in die Vereine, in die Vereine hinein! Dann müßtest Du mein Sohn nicht sein, wenn Du nicht in Bälde das Präsidium mehrerer Vereine bekleidetest, nach einem unvermeidlichen Vordienste im Schriftführeramt und Kassenwesen. Natürlich beginnst Du mit Wohlthätigkeitsvereinen

und schließest mit politischen. Oder in ein Schema gebracht: Du beginnst mit solchen, die anderen nügen, und schließest mit solchen, die denn doch vor allem Dir selber nügen. Glaube mir, Ferdinand, wenn das kleine Ich in das Allgemeine münden muß, so ist es die Sache des wirklich aufgeklärten, intelligenten Bürgers, alles Allgemeine auch wieder in sein Ich gewissermaßen zurückzuleiten. Und der Kanal dazu heißt Verein und ist sehr anständig. Das sind die wahren Stützen der Gesellschaft, welche auch die Gesellschaft für das nehmen, was sie uns gerne sein will — als Stützpunkt. Die Losung „verleugne dich selbst“ überlassen wir unklaren Schwärmeru wie Dein Bruder Georg, der ein großes Einkommen aus seinem mütterlichen Vermögen unter Bauernbuben und herumziehende Zigeuner verzettelt, oder selbstquälerischen Wesen wie Deine Stiefmutter. Und nun die Ehe! — Sphing von Theben, die dem Wanderer eine Krone oder den Abgrund bietet! Entsetze, mein Ferdinand, dem Vorurteil, als müsse der Bürgerliche eine Bürgerliche freien. Auch der Adel ist eine Waffe im Daseinskampf, und wäre es nur so ein ganz indirekter Adel. Ich könnte Dir von fehlgeschlagenen Hoffnungen sagen — aber vorüber! vorüber! Binde Dich ja nicht zu frühe; denke an unseren Altmeister! Für das schmerzlich entsetzende Lächeln der verlassenem Friederike — Wolfgang, es schmerzt nicht! — entschädigte ihn später der helle Blick aus so viel schönen Frauenaugen. Ein Egoismus für höhere Zwecke, und also gewissermaßen für andere, ist die edelste Uneigennützigkeit; aber Du erinnerst Dich, wie unermüdlich unser Plätschow an diesem Beispiel die höhere Moral triumphieren ließ, und welche unstatthafte Bemerkungen Deine Stiefmama über diese Einfleischung in die Karfreitagspredigt vom Opfer Christi machte. Unangenehme Erinnerung! Wir haben mit dem düsteren Ideal des Christentums nicht nur in den Köpfen, sondern auch praktisch aufgeräumt. Ich gestehe Dir, es gibt Stunden, wo ich um jener finsternen Auffassung willen den Namen Christentum gar nicht hören mag. Jesusreligion, das wäre das Rechte. Jesus, wie ihn uns Renan zeigt, der von hingebenden Jüngern begleitet, in dem sonnigen Galiläa unter Palmbäumen wandelt, oder unter abendlich schattenden Bäumen am See ruht, unter Frauen und Kindern selber ein Kind; einen Burnus um die Schultern, ein einziges Kissen zur Habe (Mark. 4, 38), eine Handvoll Datteln zur leichten Nahrung — sieh', das ist eine Religion, das nenne ich mir eine Religion! Andererseits sind wir freilich mit unserm Mannesernst und unserer rastlosen Thätigkeit wieder sehr weit über den träumerisch-thatlosen Palmenwandler hinausgeschritten. Ich möchte keine einzige seiner Eigenschaften wirklich haben. Was thun wir Modernen, ich bitte Dich, mit Selbstverleugnung, Sanftmut, Gottesdurst — ??! Und doch lasse ich es mir ganz gerne gefallen, wenn Plätschow in seiner verbindlichen Art, die ja auch wieder für den Hörenden ganz unverbindlich ist, diesen Galiläer unser Vorbild nennt. In der Loge habe ich ihn deswegen übrigens schon manchmal recht ins Gebränge gebracht.

Doch wohin gerate ich! Ich theologisiere — also bin ich mit den realen Dingen schon fertig! Ach, wenn eine noch nicht gereifte Zeit mir es immer wieder aufnötigt, diese Dinge zu überdenken, so hoffe ich wird Deine Lebenshöhe in eine Zeit fallen, wo Gebildete sich um diese Dinge nicht mehr bekümmern, es sei denn sofern die Religion in einem Nebenzimmer der Keitheit untergebracht ist. In welchen Rahmen Du Dich bewegst, welche Zwecke Dir zeitgemäß erscheinen, vergiß nie die ewig leuchtenden Devisen auszusprechen: Bildung, Aufklärung, moderne Ideen, wahre Wissenschaftlichkeit, ja selbst reinere Religiosität, welches letztere auch sehr schön lautet und in edlen Herzen immer einen Nachhall erweckt. In diese goldenen Rahmen gefaßt, mag man auch eine geringere Sache adeln! Persönlich Dich noch zu sehen — nein, es ginge, wenn nicht über meine, doch wohl über Deine Kräfte! — Du erhältst diesen Brief erst kurz vor meinem Ende, welches ich, wie eine innere Stimme mir sagt, am 25. erwarte. Strebe! Strebe! Strebe! Mit Vatersinn umarmt Dich Dein scheidender Vater.“

(Schluß folgt.)



# Die erste Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach Ostafrika.

Tagebuchblätter

von

Joachim Graf von Pfeil, Mitglied der Expedition.

(Schluß.)

„Mangubungubu“ war ein Dorf, inmitten großer, palmenbeschatteter Gärten herrlich gelegen und mit reichlichem guten Wasser in der Nähe. Aber — die Häuser waren verfallen, die Palissaden niedgerissen, in den Gärten brachte der reiche Boden nur Unkraut hervor und die Wege im Dorfe begannen zu verwuchern; mit grünem Gerant verdeckte die gütige Natur zum großen Teil schon wieder die Spuren des Frevels, den Menschenhand verübt hatte. Sklavenjäger hatten vor nicht allzu langer Zeit den Ort zerstört. Araber waren eingefallen und hatten weggeschleppt, was sie hatten fangen können; die Verwundeten waren entweder totgeschlagen worden oder wohl auch liegen gelassen; wo ihre Gebeine nicht an der Sonne bleichten, waren sie schon von dem grünen Teppich bedeckt, den die Natur hier emsig webt, wenn Menschenhand sie nicht stört. Die etwa übrig gebliebenen Bewohner hatten das geplünderte Dorf sich selbst überlassen und waren zu anderen Stämmen geflüchtet. So erzählte auf unser Befragen der Dolmetscher, der sein Wissen wohl von unterwegs getroffenen Eingeborenen gesammelt hatte. Vor beginnendem Regen suchten wir Schutz in einem verfallenen Hause.

Der erste Tag in Usagara war ein ungemütlicher. Draußen wurde man naß und in der Hütte qualmte der Rauch von dem Feuer auf, zu welchem Gehälz vom nächsten Hause feuchtes Material lieferte. Um so besser wurde es am andern Tage. Wir erreichten „Kidete“. Dieses liegt auf einem Hügel und gestattet weite Umschau im blühenden Land. Nach Osten und Norden dehnte sich die weite Ebene, welche wir durchzogen hatten. Im Süden und Westen erhob sich eine Gebirgskette, deren zackige Gipfel blau in die klare Luft hineinragten: Stanleys blaue Berge von Usagara. Freudig schlug ihnen unser Herz entgegen, dort winkte kühle Luft, klares Wasser und das Endziel der Reise, welchem wir, durch die bisherigen Erfolge zuversichtlich geworden, frohen Mutes zustrebten.

Wir überschritten einen Fluß mit besonders klarem Wasser und kamen nach

„Panquita quita“. Ermüdung ließ uns in unserer Hängematte Mittagsruhe halten und scharfer Appetit erforderte baldige Mahlzeit. Da drang plötzlich großer Lärm an das unwillige Ohr. Jemand ein Träger in der Karawane hatte eine Kleinigkeit verbrochen und war von einem der Diener oder dem Karawanenführer gerügt worden. Stockschwingend bereitete sich der Träger zu sofortiger Rache vor. So ungewöhnliches Ereignis hatte indessen einen Haufen Leute veranlaßt Partei zu nehmen, und sie versuchten dem Träger den Stock zu entreißen, wogegen dieser sich wehrte. Daher der Lärm. Ali, mein Koch, der reine Affe, den man in eine Husarenjade gesteckt, immer vom Wunsche beseelt zu glänzen, wartete ab, bis genügend Leute vorhanden waren, ihn zu verhindern, daß er sich zu sehr der Gefahr aussetzte. Dann zog er ein Küchenmesser und flog „eine Donnerwolke“, zur Schlacht. Grauenhafte Verwüstung richtete Ali durch seine Messerhiebe in der Luft an; da aber der Gegenstand seines Zornes, jener unglückliche Träger, ihm durch die Menschenmenge bald entrückt ward, zog sich Ali, Kampflust schnaubend, als Sieger zu seinem Herdfeuer zurück. Auf der anderen Seite löschten die Wogen eines stutenden Sprachstromes von Kiswaheli das Feuer des Kampfes.

Der Gewaltmarsch des folgenden Tages verschlimmerte ein plötzlich bei mir eingetretenes Unwohlsein. Auch die Freude, die ich empfand über gedeihlich aussehendes Rindvieh, welches in „Parhani“ vergnüglich weidete, konnte das Unwohlsein nicht vertreiben, und dies regte in mir ganz besonders den Wunsch an, in dem wohnlichen, von reinlichem Garten umgebenen Hause Rast zu halten, welches wir in „Kondo“ erblickten. Hier hatte die Hand des weisen Mannes gewaltet. Ein starker Palissadenzaun umgab ein ausgedehntes Stück Land, in sauberen Beeten wuchsen Kräuter und Gemüse aller Arten, Reihen von Fruchtbäumen und Sträuchern zierten das Ganze, das Auge zur Ruhe einladend und dem Gaumen ungewöhnlichen Genuß versprechend.

Gartenhäuser und Stallungen lagen am oberen Ende der Einzäunung, vor einem anderen Gebäude stand eine Schar schwarzer Arbeiter, die neugierig auf unsere Karawane starrten. Auf reinlichem ebenen Platz erhob sich ein Haus mit weißgewaschenen Wänden und breitem, fast auf die Erde reichendem Strohdach. Rote Gardinen hingen vor den Fenstern, und unter der Veranda standen Lehnstühle. Vor dem Hause hing an einer Leine Wäsche zum Trocknen. Das war unmöglich der Sitz eines Junggesellen, nur Frauenhand konnte dem Ganzen diesen Anstrich der Behaglichkeit gegeben haben. Schon in Zanzibar hatten wir von einem Franzosen gehört, der im Inneren lebe und sich mit seiner Frau, welche ihn auf allen seinen Reisen begleite, ein bequemes Heim eingerichtet habe. Es war Kapitän Bloyet, der Inhaber der Station der „Société internationale africaine“: wir besaßen uns vor seiner Station. Gern hätte ich gestafet; aber im Fluge stürmten wir vorüber.

Dann kam „Mufondogwa“. Dieser Ort ist der Mittelpunkt des gleichnamigen Distriktes. Eine Menge Häuser sind nett zusammengegruppirt, und von Palmen überragt, von Bananen umschattet, bilden sie eine Niederlassung arabischer Händler. Karawanen rasten hier einige Tage vom Marsche, um in der fruchtbaren Gegend billige Vorräte für den Weitermarsch einzukaufen. Als wir durch das Dorf zogen, lagen unzählige Warenbündel in Haufen geschichtet, Araber standen umher, Befehle erteilend; augenscheinlich rüstete sich eine Karawane zum Aufbruch. Die Bevölkerung gaffte uns stumm an. Einige der Leute riefen uns ein gedehntes „gambo“ (guten Tag) zum Gruße zu. Die Kinder standen mit dem Finger im Munde da.

Wir zogen weiter bis zum Dorfe der Sultani „Mbumi“. Ihr Dorf war viel schlechter als die ihrer Untergebenen. Kaum ein einziges Haus war so beschaffen, daß wir uns bei dem in der Nacht herabströmenden Regen darin bergen konnten. Sie dienten jedoch ungezähltem Ungeziefer aller, auch der widerwärtigsten Art zum trauischen Aufenthalt. Die Sultani „Mbumi“ war eine scheue Dame, und es bedurfte großer Ueberredungskunst, sie zu veranlassen, daß sie sich in die Nähe der Weißen

wagte. Jedoch auch schwarzes Weibes Gemüt ist nicht unempfindlich für glänzenden Tand, und reich beschenkt erteilte sie uns zuletzt doch noch eine Unterredung.

Nur noch ein Tag trennte uns von „Muini-Sagara“, dem Häuptling von Usagara. Allgemeine Schwermüdigkeit unserer Karawane brachte uns jedoch nur bis „Rehennedo“. Wie bekannt mutete mich der Name an! Stanley's Werk „Through the dark Continent“ kannte ich ja fast auswendig und sah nun mit eigenen Augen die Stellen, wo er auf seiner unergleichen Reise gelagert hatte. Rehennedo liegt auf einem Hügel, bereits mitten in den Bergen, in welche man kurz nach Verlassen von Mufondogwa gelangt. Zwischen den Bergen hindurch schlängelt sich der Mufondogwa-Fluß, welcher dem Ort den Namen gibt. Der Fluß ist durchschnittlich 200 Fuß breit, und die seinem Bette entsteigende Feuchtigkeit spendet Fruchtbarkeit nach allen Richtungen. An seinen Ufern wird viel Ackerbau getrieben, „und wie ein Garten ist das Land zu schauen“. Von dem Gipfel eines jeden Hügels blickt ein Dorf hinab auf den Fluß und hinaus in das malerische Land; auf Schritt und Tritt begegnen wir eifrigen Ackerbauern, die Mais, Zuderrohr u. dgl. Pflanzen oder große Bündel von Manioc-Stämmen tragen, die unordentlich in das Erdreich verfenkt werden, um im nächsten Jahre nichtsdestoweniger reiche Ernte zu liefern.

Aus Gesprächen mit Schwarzen erfuhr ich, daß der Mufondogwa sehr fischreich, dagegen äußerst arm an Geflügel ist, welches in Südafrika an keinem Fluß seiner Größe gefischt haben würde. Unzählige Muskitos halten sich in seiner Nähe auf und machten unser Nachtlager zu einem unbehaglichen.

Am Morgen ging der Marsch wieder am Fluß entlang, bei Stanley's Freund „Kadetamare“ vorbei, dessen Dorf, das schönst gelegene im ganzen Mufondogwa-Thal, von riesigen Baobab beschattet den Gipfel eines steilen Hügels krönt. Wir überschritten den seichten Fluß. Jähdig und steil ragt ein dicht bewaldeter hoher Berg vor uns empor, bis zu dessen Fuß sich eine Ebene erstreckte, welche anscheinend bis auf den letzten Quadratfuß bebaut war. In ihrer Mitte und in Mitte der Anpflanzungen erhob sich ein Dorf von etwa 20 Hütten. Es war Muini-Sagara. Durch unaussprechliche Gewehrsalven grüßend betrat unsere Karawane das Dorf. Das Geschieße scheint eine unausrottbare Robe unter den Leuten zu sein; jedes Verbot bleibt unbeachtet; geschossen wird doch. Ein junger Schwarzer in auffallend reinlicher Kleidung empfing uns. Er trug ein weißes Unterkleid arabischen Schnittes, karierten Ueberwurf und weiße Mütze ohne Rand. Ein Haus, welches wir während unseres Aufenthaltes hier bewohnen sollten, wurde uns angewiesen und uns mitgeteilt, daß der junge Schwarze „Kibana“, der Sohn des Muini-Sagara, sei. Muini-Sagara ist kein Name, sondern ein Titel und heißt wörtlich übersetzt: Eigentümer von Sagara. Der Wohnsitz des „Eigentümers“ wird nach ihm benannt, und zöge heute z. B. der Häuptling in ein anderes Dorf, so würde dieses den Namen Muini-Sagara erhalten. Als wir ein wenig geruht hatten, erkundigte sich Kibana nach Ziel und Zweck unserer Reise und erbot sich, sofort seinen Vater zu benachrichtigen, als er hörte, daß diesem hauptsächlich unser Kommen galt. Nun wurden die für diesen bestimmten Geschenke hervorgeholt. Goldgestickte arabische Gewandung, buntes Turban und rote Weste funkelten neben nagelneuen Maskatzengen reichsten und geschmacklosesten Musters; Glasperlen verschiedenster Art vervollständigten die Gabe. Auch des Sohnes wurde gedacht, seinen nicht unerheblich scheinenden Einfluß oder doch jedenfalls seinen guten Willen für uns zu gewinnen; ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so reichliches Geschenk wurde für ihn auserlesen. Jetzt wurde Muini-Sagara angemeldet. Ich war neugierig auf sein Aeußeres, denn erstens war er uns als ein mächtiger Häuptling geschildert worden, zweitens vermutete ich in ihm den alten „Kadetamare“, Stanley's den Weißen so günstig gesinnten Freund.

An Stelle eines imposanten, von Ratgebern umgebenen Negerkönigs wankte, stabgestützt, ein altes Gerippe in das Haus und fiel in sitzende Position auf eine unserer

Risten. Im Gegenfatz zum reinlichen Sohne war der Alte außer von einem alten Ziegenfell nur von namhaftem Schmutz bedeckt, und es regten sich bei mir Zweifel, ob er oder das Ziegenfell Ursache waren des nasenbeleidigenden Duftes, welcher sich nach seiner Ankunft in dem engen Raume verbreitete. Mit einigen Grunztönen aus der Tiefe seines Magens beantwortete Ruini-Sagara unseren ehrerbietigen Gruß. Ein Zeichen hohen Alters, deckte schmutzig gelbes, schon äußerst spärliches Haar sein Haupt. Wässerig und ausdruckslos, doch voll unsäglicher Habgier, starrten die Augen aus dem gleich dem ganzen übrigen Körper mit unzähligen Runzeln bedeckten Gesicht. Als ich Ruini-Sagara später besser kennen lernte, erfuhr ich, daß man sein Alter auf weit über 100 Jahre schätze. Vor etwa 20 Jahren wurde er nach Zanzibar gelockt, um dort über einen Mord, den er hatte begehen heißen, Rechenschaft abzulegen. Er war damals so alt, daß man fürchtete, er würde die Reise nach Zanzibar nicht mehr ertragen. In Zanzibar saß er 10 Jahre im Gefängnis, lehrte dann nach Usagara zurück und lebt immer noch als Ruini-Sagara. Stumpf für alles andere, hatte ihm sein Alter doch eins nicht rauben können: die Wertschätzung guter Dinge. Kaum war ihm das Verständnis dafür ausgegangen, daß die dargelegten Geschenke für ihn bestimmt seien, so erhellte sich sein Antlitz. Er grunzte etwas Unverständliches zu einem ihn begleitenden Knaben, der sofort mit sämtlichen Sachen verschwand. Hungrig fiel sein Blick auf die Geschenke für Kibana; ein Grunzton, der wohl die Frage ausdrückte, für wen diese Sachen seien, wurde von Kibana selbst beantwortet, und erfreut ließ der Alte auch die Geschenke seines Sohnes wegtragen, sie natürlich selbst in Besitz nehmend. Kibana teilte mir später mit, wenn ich ihm etwas schenken wolle, möchte ich es nicht in der Gegenwart seines sehr habgierigen Vaters thun, der nicht gern etwas Gutes im Besitz eines anderen sähe. Nachdem die dargebotenen Geschenke in Sicherheit gebracht waren, irrten die hungrigen Blicke des Alten umher, ohne etwas Besonderes wahrzunehmen. Einige Brummtöne wurden uns dahin übersetzt, daß Herrn Ruini-Sagara eines Messers gelüste, und noch mehr Gebrumme deutete wohl Unwillen an, daß wir Nichtbesitzes halber seinen Wunsch unerfüllt lassen mußten.

Den Alten in gute Laune zu setzen, erzählten nun unsere Leute von unserer Reise, teilten mit, daß wir überall reiche Geschenke verteilt hätten und auch seinen Wunsch bezüglich eines Messers gern erfüllen, ja solche unter Umständen, d. h. wenn uns ein Verweilen im Lande gestattet würde, gern mit der nächsten Karawane in reicher Auswahl herbeischaffen würden. Zur Erheiterung der Gemüter wurde Kaffee verabreicht, den auch Ruini-Sagara kostete. Nach eindringlichem Palaver, in welchem gewiß das Messer eine große Rolle spielte, erklärte sich Ruini-Sagara bereit, einen Vertrag zu unterzeichnen. Die Zeremonie ging ohne jede Feiertlichkeit vor sich. Ruini-Sagara machte ein Kreuz unter den vom Dolmetscher übersetzten Vertrag, dann unterzeichneten die höchsten Ratgeber, dann Kibana, am nächsten Tage ein anderer Sohn des Ruini-Sagara, namens „Masengu“, der von seinem entfernten Wohnsitz herbeigekommen war, die Weichen zu setzen. Am Tage nach unserer Ankunft lag der erforderliche Vertrag fertig vor uns und die Gesellschaft für deutsche Kolonisation war Herrscherin in Usagara.

Der kühne Wurf war gelungen, unsere Aufgabe bis ins letzte Detail erfüllt, — uns selbst erschien es kaum glaublich. Ungewöhnliches Glück hatte uns indessen begünstigt. Von allen den geträumten, ja fast ersehnten Schwierigkeiten, in deren Ueberwindung wir so gern unsere Kraft und unsere Energie erprobt hätten, war kaum die Rede gewesen. Obgleich wir in ziemlich vorgeschrittener Jahreszeit in das Land marschiert waren, waren doch nur wenige Tage Unwohlseins eingetreten. Letzterer Umstand war wohl der Thatfache zu verdanken, daß wir uns im Marsche nicht überanstrengt hatten. Zu der Strecke von Saadani bis Ruini-Sagara, welche man bequem in 18 Tagen machen kann, hatten wir 26 Tage, vom 9. November bis 4. Dezember, gebraucht und hatten unterwegs so gut gelebt, als es die Umstände gestatteten. Jetzt, nachdem die Aufgabe

erfüllt war, schien sich allerdings eine Reaktion bemerkbar machen zu wollen. War es, daß zukünftige Ereignisse ihren Schatten vorauswarfen, war es, daß die der Spannung überhobenen Nerven jetzt gerechte Ansprüche auf Ruhe erhoben, kurz, als wir an dem Abend, an welchem der Vertrag abgeschlossen worden war, die einzelnen Ergebnisse unserer Reise besprachen, wollte keine besonders gehobene oder freudige Stimmung eintreten und jeder suchte bald sein Lager auf. Derselbe Zustand hielt während der nun folgenden Tage an. Dr. Fühle sah blaß aus. Dr. Peters schien sich auch unwohl zu fühlen, denn er verließ seine Hängematte gar nicht. Mir selbst war jede Thätigkeit eine Anstrengung. Nur Herr Otto, dessen robuste Natur ihm alles überwinden half, schien sich wie gewöhnlich zu befinden.

Muini-Sagara ließ uns auf unsere Geschenke nach Sitte der Schwarzen ein Gegengeschenk reichen. Mir, der ich durch jahrelangen Umgang mit unabhängigen schwarzen Völkerstämmen deren Sitten und Anschauungsweise gut kenne, schien es fast beleidigend, daß ein reicher Häuptling wie Muini-Sagara unsere reichen Geschenke durch eine winzige kleine Ziege, augenscheinlich das schwächste Tier in der Herde, erwiderte. Jeder noch so kleine Zukultraal-Eigentümer würde es unter seiner Würde gehalten haben, ein solches Tier überhaupt als Gastgeschenk zu verabreichen, besonders nach Empfang so reicher Geschenke wie die waren, welche wir Muini-Sagara überreicht hatten. Diese hatten wir ja selbstverständlich nicht gegeben, um deren Wert in irgend welcher anderen Gestalt zurück zu erhalten; allein nach Sitte der Schwarzen erheischt eine Gabe eine Gegengabe, und es wäre absurd, in solchen Fällen die Würde des Weißen herauszuführen, sondern man muß sich in den Gedankengang des Schwarzen hineinversetzen und aus dessen Anschauung heraus urteilen. Nach dieser war die Erwidmung unserer Geschenke mit einer mageren kleinen Ziege eine arge Verletzung guter Form, besonders seitens eines großen Häuptlings. Als ich die Sache später einmal zur Sprache brachte, wurde mir, als von Muini-Sagara die Rede war, mit bedeutsamem Gesicht gesagt „Msee“ d. h. „Alter Mann“, womit man wohl ausdrücken wollte, daß M. S. so alt sei, daß er sich seiner Pflichten nicht mehr erinnern könnte.

Die Zeit bis zum 7. Dezember verging in angestrengtester Thätigkeit. Es war beschloffen worden, daß Dr. Peters und Fühle sofort nach Zanzibar, ersterer dann mit den Verträgen nach Deutschland gehen sollte, während letzterer eine neue Karawane mit erforderlicher Ausrüstung nach Muini-Sagara zurückzuführen sollte, wo ich mit Herrn Otto verblieb. Es wurden also in größter Eile Listen aufgestellt von nötigen Ausrüstungsgegenständen; die Privatkorrespondenz wurde noch beendet, und tausenderlei anderes nahm die Zeit vollaus in Anspruch. Unsere alten Träger, mit Ausnahme derjenigen, welche Herrn Dr. Peters und Fühle nach der Küste begleiten sollten, wurden abgelohnt und entlassen, und einige besonders zuverlässige Leute ausgewählt, um bei mir in Usagara zu verbleiben. Diese waren Marabu, der ehemalige Begleiter Stanleys, dann Ali, der Koch, früherer Diener des französischen Majors Gambier, außerdem Juma, ein Träger, der mir unterwegs durch sein unabhängiges Wesen und seinen Gleichmut gefallen hatte. Osman, der Diener von Dr. Peters, blieb krankheitshalber ebenfalls zurück und wurde ohne besondere Abmachung meiner Obhut überlassen.

Es kam der Morgen des 7. Dezember, die Herren Dr. Peters und Fühle rüsteten zum Aufbruch. Dr. Peters hatte sich den Fuß verletzt und mußte in einer Hängematte getragen werden, deshalb nahm Dr. Fühle die Spitze der Karawane. Neben der Hängematte von Dr. Peters gehend begleitete ich die Herren noch eine Strecke weit bis zum Fluß, mußte aber bald erklären, daß eine unbegreifliche Schwäche mich verhindere weiter zu gehen. Der Augenblick des Scheiterns kam. Ich sah meine Reisegefährten nach Europa, nach der zivilisierten Welt zurückkehren, während ich selbst zurückblieb um in einem Lande wohnhaft zu werden, welches den Ruf eines üblen Klimas besaß und dessen Sprache mir ziemlich unbekannt war. Das Risiko sowie das Unternehmen waren gleich groß; unwillkürlich wollten mir Zweifel aufsteigen, ob ich

im stande sein werde, beides zu übernehmen. Durch einen wunderbaren Sprung der Ideen sah ich mich plötzlich auf den Anhalter Bahnhof versetzt, der Abschied von einem innig geliebten Bruder stand mir lebhaft vor der Seele, und ich glaube, meine Stimme klang nicht ganz sicher, als ich mich mit Grüßen für diesen Bruder von Dr. Peters verabschiedete. Dr. Peters reichte mir die Hand, und als seine Träger wieder weiter schritten, rief er mir zu: „Und dem väterlichen Herd sind die Schiffe zugekehrt und zur Heimath geht es wieder!“ Ich trat aus dem schmalen Fußpfade, um die Karawane passieren zu lassen. Unsere Leute riefen mir alle treuherzig ein „Kwaheri!“ d. i. „Leb wohl!“ zu, und unser Dolmetscher Ramasan streckte mir freundlich seine schwarze Hand entgegen, welche ich, ganz gegen meine sonstige Gewohnheit, ergriff und schüttelte. Am Fluß entlang zog die Karawane und verschwand bald hinter einem vorspringenden Hügel meinen Blicken. Jetzt war es Thatsache, ich wohnte allein in Usagara. Was birgt der Schoß der Zukunft?

Langsam ging ich zurück zum Dorf und schwer würde es mir sein, sollte ich die Gedanken schildern, die mich bewegten. Ich will warten und hoffen.

---

Anmerkung der Redaktion. — Leider müssen wir diese Veröffentlichung hier abbrechen, da uns die Fortsetzung des Manuscriptes bisher nicht zugesandt werden konnte.





# Der Bruder.

Roman

von

F. Friedheim.

Erster Teil.

5.

Mehrere Tage waren nach der Abreise der Bürgermeisterin dahin gegangen, ohne daß es Heinrich möglich gewesen wäre, den Wunsch des kleinen Fräuleins zu erfüllen. Was diese sich so leicht vorgestellt, war für den armen Burschen ein Kunststück geworden, dessen Ausführung die Grenzen seiner Klugheit bei weitem überschritt. Bis dahin hatte er des Bürgermeisters Stiefeln selbst auf dessen Zimmer bringen müssen und war bei dieser Gelegenheit mehrmals von Ellen an ihrer Schlafstubenthür abgefaßt und durch dieselbe hineingeführt worden. Jetzt war die Möglichkeit, auch nur die Thür zu erreichen, vollständig abgeschnitten, denn Nina hatte gleich, nachdem der Wagen davongerollt war, ihrem kleinen Untergebenen mit strengen Worten den Befehl erteilt, die oberen Räume des Hauses unter keinen Umständen wieder zu betreten. Bei der Annahme allein, von seiner Beherrscherin bei der Uebertretung ihres Gebotes ertappt zu werden, standen dem ehrlichen Jungen die Haare zu Berge, aber auf der andern Seite hatte er es Ellen so fest versprochen und es schien ihr so viel daran zu liegen. Ihr freundliches Gesichtchen schwebte ihm immer vor und er konnte es nicht ertragen, daßselbe böse oder unzufrieden zu machen. Nina alles zu sagen erschien ihm geradezu unausführbar, sie war so besonders ernst und streng in diesen Tagen, und selbst Susse, zu welcher er vielleicht eher ein Herz gefaßt hätte, ging anders wie sonst umher. Sie hatte lange Unterredungen mit der Köchin, und mehr wie einmal mußte Heinrich seinen Nachmittagskaffee im Hintergebäude einnehmen. „Der arme Herr Bürgermeister!“ solch' ein Seufzer drang unzähligemal im Vorbeigehen an sein Ohr. Die trübliche Stimmung, welche auf dem ganzen Hause zu lasten schien, teilte sich ihm selbst auch mit, und trotz des guten Mittagessens, das Minas geschickte Hände nach wie vor auf das Köstlichste bereiteten, kam ihm sein Los lange nicht mehr so beneidenswert vor, wie anfangs. Es war so still überall, seit Ellens fröhliches Stimmchen, ihr lustiges Lachen nicht mehr gehört ward und kein goldenes Lockenköpfchen am Waschlächsenfenster erschien, ihm Gesellschaft zu leisten. Er fing an, sich recht herzlich nach seiner kleinen Gebieterin zu sehnen, und je stärker seine Sehnsucht ward, um so dringender besetzte

ihn das Verlangen, etwas für sie thun zu dürfen. Ja, er mußte die Bücher holen und sie dem Theodor Werner bringen, koste es was es wolle. In seiner freien Zeit schritt er immer und immer wieder am Hause vorbei und schaute nach den Fenstern des oberen Stockes, die meist geöffnet waren. Sollte es nicht möglich sein am Spalier hinaufzuklettern und auf diese Weise sein Ziel zu erreichen? Daß der gewöhnliche Weg der einfachste sei, kam ihm zuerst gar nicht in den Sinn; nach Minas Nachgebote war die Treppe für ihn nicht mehr vorhanden.

„Heute hat der Herr einen Brief von der Frau erhalten,“ hörte er an einem Nachmittag Suse zur Köchin sagen, „ich möchte nur wissen, ob etwas von dem Kind darin gestanden.“ „Ach ja, das arme, unschuldige Lamm kann doch nichts zu all dem Elend,“ seufzte Mina. „Ich glaube, es gibt kein besseres Geschöpfchen auf Erden als die kleine Ellen,“ fügte Suse hinzu.

Das traf den Heinrich ins Herz. Er dachte ebenso und doch that er nicht, was sie wünschte. Auf einmal faßte er einen heldenhafteu Entschluß. Die Mägde saßen beide am Küchentisch, mit ihrer Arbeit beschäftigt, ihn vermisste jetzt niemand. Wie wär's, wenn er nun die Schuhe auszuge und dennoch die Treppe hinaufliefe? Er erschrak vor der Kühnheit dieses Gedankens, aber im nächsten Augenblick ward er wirklich ausgeführt. Ohne sich umzuschauen flog er atemlos den verbotenen Weg entlang und hielt nicht eher an, bis er oben vor der Zimmerthüre stand. Sie war nicht verschlossen, er konnte ungehindert eintreten. Leise schlich er Schritt vor Schritt über den weichen Teppich. Die Bilder an den Wänden schienen ihn verwundert anzublicken, ihm war, als müsse auch er sogleich leblos stehen bleiben in der dumpfen, schwülen Luft, die auf ihn einbrang. Da, o Entsetzen, bewegte sich an der entgegengesetzten Seite eine menschliche Gestalt. Ein Sonnenstrahl fiel gerade darauf und zeichnete sie so deutlich, daß der arme Bursche beinahe einen Schrei ausgestoßen hätte. Gleich darauf faßte er sich jedoch; — es war sein eigenes Bild, welches er im Spiegel erblickte. Hastig schritt er weiter, jetzt hatte er das Bett der Kleinen erreicht, richtig da waren die zwei großen Bücher, nun galt es nur so schnell wie möglich mit ihnen in seine gewöhnliche Residenz zu gelangen. Sie waren nicht gerade leicht, als er sie auf einander gelegt mit seinen beiden Armen umfaßt hielt. Aber sein Mut wuchs, als er glücklich am Spiegel vorbei war, in welchen er nicht zum zweiten Mal hineinzuschauen wagte. Das Glück war ihm dennoch nicht hold, eben wollte er auf den Gang hinaus treten, als sich in der Ferne eine Thür öffnete und schwere Schritte, die er nur zu wohl kannte, an sein Ohr dröhnten. Der helle Angstschweiß perlte auf seiner Stirn, es war der Bürgermeister selbst, der aus seinem Zimmer kam. Könnte es möglich sein, daß derselbe hier herein träte? Vielleicht nicht, doch es war immerhin besser, sich zu verbergen. Ohne weiteres Besinnen verschwand Heinrich nebst seiner Last unter dem Bett der Bürgermeisterin. Er lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und atmete erleichtert auf, als das Geräusch der fallenden Tritte aus seiner Nähe sich zu entfernen schien, — doch wie hatte er sich geirrt. Erst war es still, dann schienen sie sögernd zurückzukehren, nun lauter und lauter, jetzt, es konnte kein Zweifel sein, schritt der Bürgermeister in höchst eigener Person an dem Versteck vorbei und ließ sich schwer in das Sofa niederfallen. Heinrich konnte ihm gerade ins Gesicht sehen und fühlte sich darum nicht behaglicher, denn so ernst und streng, ja zornig, erschien es ihm. Die Blicke des gewaltigen Mannes schweiften durch den Raum, es war dem Burschen, als hasteten sie ganz in seiner Nähe, und das Herz schien ihm still zu stehen, als die hohe Gestalt sich aufs neue erhob und den Raum unter dem Bett vollständig verunkelte. Er hätte die Stiefeln seines Gebieters berühren können, so nah waren ihm dieselben, aber noch einmal ging die Gefahr vorüber; ein eigentümliches Knacken vergewisserte ihn, daß der Bürgermeister ein Bild von der Wand nahm und damit auf seinen Platz zurückkehrte. Er wußte jetzt auch, wels' ein Bild das war. Hatte ihm doch Ellen unzählige Male das kleine, weißgekleidete Mädchen über Minas

Bett gezeigt, daß die Kleine selbst in lieblicher Schönheit darstellte. Er erinnerte sich noch, wie Ellen gelacht, als er gefragt hatte, ob so die Engel bei dem Christustind ausfähen.

Den Bürgermeister überkamen vielleicht ähnliche Gedanken, sein ernstes Gesicht war nicht mehr so streng, als er darauf niederblickte.

Die Zeit verging. Die Stunde für seine täglichen Ausgänge hatte gewiß längst geschlagen und die Angst, daß die Köchin ihn überall suchen und er seinen Dienst verlieren werde, folterte ihn. War der Bürgermeister eingeschlafen? — er gab so merkwürdige Töne von sich. — Nach der andern Seite sah Heinrich die Thür nur angelehnt; wenn er die Bücher liegen ließ, gelang es vielleicht auf Händen und Füßen zu entkommen. Das Wagnis war groß, aber die Angst vor dem Verlust seiner Stelle noch größer, — vorsichtig steckte er seinen blonden Kopf hervor. In demselben Augenblick fuhr der Bürgermeister in die Höhe; als erwarte er eine Erscheinung, so starrte er auf das Bett. Eine lange, unheimliche Pause — dann fühlte sich der zitternde Bursche von kräftigen Händen emporgezogen.

„Was wagst du, du Schlingel?“ drang es im höchsten Zorn an sein Ohr.

Er konnte nicht antworten, die eisernen Hände schüttelten ihn, daß ihm Hören und Sehen verging. „Sprich, was hast du hier zu suchen?“

Noch immer keine Antwort.

„Ich, — ich, — ich wollte,“ kam es endlich.

„Was wolltest du, lauschen, stehlen, oder was sonst?“

„Ich, ich hatte es Fräulein Ellen versprochen,“ stammelte Heinrich, der anfang einzusehen, daß es besser sei zu sprechen, wollte er den Kopf auf den Schultern behalten.

Der Name schien Wunder zu thun. Sofort ließ ihn der Bürgermeister los. „Was sprichst du, Bursche, was sagst du von Fräulein Ellen?“

„Ich mußte, — ich sollte, — ich wollte, —“ stotterte der Aermste, unfähig unter dem Blick des gestrengen Herrn zusammenhängend zu denken.

„Was,“ fragte dieser ungeduldig, „was solltest du?“ Er machte Miene, sich aufs neue der Ohren seines Opfers zu bemächtigen.

„Ich sollte die Bücher für den Theodor Werner holen, damit — damit er ein Pastor werden kann,“ brachte der unglückliche Stiefelpußer hervor.

„Was schwagest du für Unsinn?“ brauste der Bürgermeister auf. „Es ist wohl nicht recht da oben in deinem Flachskopf.“

„O, ja doch, Herr Bürgermeister,“ heulte der Junge in Verzweiflung, und nun kam unter viel Stottern und Weinen die ganze Geschichte ans Tageslicht.

Der Bürgermeister hörte aufmerksam zu. „Und wo sind die Bücher?“ fragte er dann.

Der Ton seiner Stimme mußte Heinrich in etwas ermutigen, schnell kroch er in sein Versteck und schleppte die beiden Folianten daraus hervor.

„Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregorius I.“, las der Bürgermeister, die Kirchenväter öffnend. Sie waren ein Erbstück seines Großvaters. Jetzt lachte er unverhohlen. „Meinst du, daraus könne der Theodor Werner lernen ein Pastor zu werden, du dummer Junge?“

„Fräulein Ellen sagte so,“ bemerkte Heinrich kleinlaut.

Der Bürgermeister klopfte ihm nicht unfreundlich auf die Schulter. „Nun, mach, daß du fortkommst, ein andermal spreche ich mehr mit dir, und die Bücher hier will ich selbst besorgen, hörst du? — Du brauchst dir keine Unruhe mehr darum zu machen.“ —

Etwa eine Stunde später stand der Bürgermeister vor der Wohnung des Schreibers Werner. Er kannte den Mann, der sich vor einiger Zeit einmal bei ihm zum Abschreiben gemeldet hatte, als einen Sonderling, aber gerade das veranlaßte ihn jetzt,

demselben zu gunsten des Freundes seiner Tochter einen Besuch zu machen. Er bedurfte etwas Außergewöhnliches, die qualenden Gedanken zu zerstreuen, und griff nach der ersten sich darbietenden Gelegenheit. Das kleine, einstöckige Haus lag am Ende der Stadt, welche wir Herrenberg nennen wollen, etwas abseits und sah sauber und gemüthlich aus. Einige Blumenbeete prangten vor der Hausthür, deren Klopfer der Bürgermeister mehrmals rührte, ohne Antwort zu erhalten. Die Bewohner mußten ausgegangen sein. Schon wollte er sich unverrichteter Sache wieder entfernen, als der Klang einer wohlbekannten Stimme an sein Ohr tönte. Eilig folgte er demselben. An der einen Seite des Hauses entlang zog sich ein schmaler Streifen Baumhof und am Ende desselben konnte er, geschützt durch einen großen Fliederbaum, einen kleinen Garten vollständig überblicken. Dort am runden Tische saß, behaglich in seinem Stuhl zurückgelehnt, sein eigener Sohn Leonhard. Die düstere Schwermut des jungen Mannes schien gewichen, es war dem Vater, als habe er den Kranken noch nie so zufrieden und heiter gesehen.

„Willst du mir eine von deinen Lilien schenken, Johanna?“ wandte er sich gerade an ein junges Mädchen, welches der Bürgermeister nach kurzem Besinnen als die Näherin seiner Gemahlin erkannte. „Es thut mir gut, sie anzusehen, wenn es in meinem Zimmer so einsam und still ist.“

„Gewiß, Herr Leonhard,“ war die freundliche Antwort, und Johanna, welche nähend an seiner Seite saß, machte Miene, eine ihrer weißen Lieblinge zu brechen.

„O, noch nicht, noch nicht, Johanna,“ bat der Kranke in flehendem Tone, „wenn ich fortgehe, ist es früh genug. Ich darf doch noch hier bleiben?“ fragte er mit dem Blick eines bittenden Kindes. „Du bist gut und freundlich, Johanna, ich fühle mich nicht einsam, wenn ich bei dir bin. Ich wollte, du wärst meine Schwester und wohntest in unserem Hause,“ fuhr er leise fort, „dann könnte es nicht so traurig und düster bei uns sein und vielleicht würden die Engel öfter kommen.“

„Die Engel sind immer bei Ihnen, Herr Leonhard,“ versicherte das Mädchen, die sinnenden Augen zu ihm ausschlagend, „ich sagte es Ihnen schon oft. Sie sind da, auch wenn Sie nichts davon sehen können.“

„Ja, ja, du sagst es, Johanna, aber die Nebel sind so dick in unserem Hause, selbst der Erzvater Jakob konnte sie nicht teilen, ich sah es mit meinen eigenen Augen.“

Er sah seine Gefährtin wie hilflos suchend an.

„Aber der Heiland kann sie teilen,“ tröstete das Mädchen. „Wissen Sie nicht, wie lieb er uns alle hat und daß er niemand einsam und traurig lassen, sondern alles hell machen will.“

„Das klingt schön, Johanna,“ sagte er beruhigt, „ich wollte, du erzähltest es mir stets aufs neue, vielleicht daß ich es dann endlich behalten könnte.“ Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ich vergesse es immer wieder, wenn niemand da ist, der mich daran erinnert,“ klagte er, und seine Miene wurde traurig.

In diesem Augenblick schwang sich am anderen Ende des Gartens ein Knabe über den niedrigen Zaun. „Johanna,“ rief er mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen auf dieselbe zueilend, „Herr Hochstett will mir noch eine extra Stunde im Latein geben, jedesmal nach der Abendsschule soll ich bei ihm bleiben, und die Bücher will er selbst mir dazu leihen.“

Das Mädchen sah erfreut aus, dann schien ein ernster Gedanke sie zu beunruhigen. „Aber der Vater, Theodor,“ sagte sie, ihre Hand wie beschwichtigend auf den Vorderskopf des Bruders legend.

Das Wort mußte auch des Knaben Freude gedämpft haben. „Wenn du ihn bittest, Johanna, und wenn es ihn kein Geld kostet,“ meinte er zaghaft.

Der Sohn des Bürgermeisters hatte aufmerksam zugehört, eine unheimliche Glut trat in seine Augen.

„Latein willst du lernen, Theodor?“ fragte er, ängstlich auf den Knaben schauend.

„Laß es nicht zu, Johanna, es macht den Kopf so wirr und so müd' und,“ flüsterte er, sich schauernd zu ihr hinabneigend, „der Teufel spricht latein, er hat es mit aus der Hölle gebracht, um die Menschen zu quälen; auch mir sagt er es noch immer vor, wenn er nachts neben dem Erzvater Jakob steht und die Engel nicht auf mein Kopfsissen lassen will.“

„Wer stöhnt so, Johanna?“ fragte Theodor plötzlich, wie erschreckt nach der Richtung des Fliederbaumes blickend. Sie lauschten eine Weile, aber er mußte sich geirrt haben, alles blieb still rings umher.

## 6.

Dem Bürgermeister schien alle Lust zu dem beabsichtigten Besuch vergangen zu sein. Hastig klopfte er die Fliederblüten, deren weiße Sternchen in Fülle auf ihn herabrieselten, von sich, dann wandte er sich zum Gehen. Wohin wollte er, — zurück in sein einsames, verlassenes Haus?

Es war ihm selbst noch nicht klar, als er mit den gewohnten stolzen Schritten der Stadt zu ging. In tiefes Sinnen verloren schaute er auf die Leute, welche überall vor den Thüren saßen, sich mit Weib und Kind des Feierabends freuend. Er erwiderte ihren ehrerbietigen Gruß. Fast alle kannten den Herrn Bürgermeister, aber trotz seines Reichthums, trotz seines schönen Hauses und seiner angesehenen Stellung hätte gewiß keiner mit ihm getauscht. Vor einem der ländlichen Häuschen sah ein Arbeiter, seinen Knaben auf den Knien wiegend, neben ihm stand sein Weib und ein größeres Mädchen. Sie waren ärmlich gekleidet, ihre Hände zeugten von rauher Arbeit, aber in ihren Gesichtern leuchtete das Glück. Das Zauchzen des Knaben drang tief in des Bürgermeisters Herz. Längst vergangene Zeiten tauchten vor ihm auf, da auch er seiner Erstgeborenen auf den Knien gewiegt, voll stolzer, hochgepannter Hoffnung. Was wollte er alles machen aus diesem Knaben. — Bis an den Himmel reichten seine Vorstellungen, nichts war groß, nichts herrlich genug, das nicht Leonhards Zukunft erfüllen konnte. Hatte der Knabe, wie es sich bald zeigte, nicht den stolzen Sinn und den eisernen Willen seines Vaters geerbt, so mußte er ihm anezogen werden; sein sanftes, träumerisches Wesen paßte nicht zu des Bürgermeisters Plänen. Darum ging er mit unerbittlicher, fast grausamer Strenge bei der Erziehung zu Werke. Weder die Bitten seiner Frau, noch die immer zunehmende Abneigung seines Sohnes vermochten etwas über ihn: er wollte erziehen, was Gott ihm doch versagen mußte.

Das alles ging durch des Mannes Seele, als er planlos durch die Straßen irrte. Noch einmal sah er seinen zarten Knaben, gemartert von vergeblichen Anstrengungen, unter seiner harten Zucht allmählich Jugendlichkeit und Frische verlieren und der traurigen, unheilbaren Krankheit verfallen, die jetzt schon seit Jahren auf ihm lastete. Sein Vatergefühl war darüber fast erstorben. Er hatte den Sohn ausgegeben und betrachtete ihn als nutzloses Mitglied seines Hauses. Was indes jahrelanges Zusammenleben mit Leonhard ihm niemals gelehrt, das war ihm heute abend klar geworden, in dem Augenblick, da er seinem Herzen in schmerzlichem Stöhnen Luft machte. Daß der Kranke seine Klagen vor Fremden ausschüttete, war für des Bürgermeisters Stolz eine große Strafe, deren Bitterkeit er ganz kostete, als er sich sagen mußte, daß er, und er allein alles verschuldet habe. Dazu hatte er durch Ursulas Verheirathung dem Sohne die einzige Stütze und den einzigen Trost im Elternhause geraubt. Er selbst kümmerte sich selten um den Kranken, und die Frau, welche er gewählt, war seinen Kindern niemals eine Mutter geworden. „O, mein Gott, du straffst mich hart für meine Verblendung,“ murmelte er vor sich hin. Fühlte er sich doch wie einer, der aller seiner Kinder beraubt ist. Nur der Gedanke an Ursula konnte ihm etwas wie

Freude und Trost gewähren. Obgleich sie sich eine Zeitlang von ihm abgewandt hatte, so war doch vor wenigen Tagen das lockere Band wieder geknüpft und er inne geworden, daß sie ihn kindlich liebe und ehre. Eine tiefe Sehnsucht, ihre Hand zu fassen und in ihre dunkeln Augen zu schauen, bemächtigte sich seiner, als er die Schwelle seines Hauses betrat. Mina öffnete ihm die Thüre, ihre alten Augen blickten ihn besonders wehmütig an.

„Es ist ein Bote von Löwenhof dagewesen, Herr Bürgermeister,“ sagte sie, nachdem sie ihn begrüßt. „Der Brief liegt oben auf dem Schreibtisch.“

Er nickte. „Schon gut, Mina; lassen Sie heute abend das Essen des jungen Herrn mit dem meinigen zusammen servieren.“

Sie sah ihm erstaunt nach, als er die Treppe hinaufstieg. Es blieb ihr jedoch keine lange Zeit, über diese Neuigkeit nachzudenken, denn schon nach wenigen Minuten ertönte die Schelle, welche sie nach oben rief. Der Herr Bürgermeister sah sehr aufgeregt aus.

„Meiner Tochter ist ein Unglück zugefallen, Mina,“ sprach er hastig. „Lassen Sie sogleich einen Wagen kommen, der mich nach Löwenhof bringen kann.“

Sie fragte nicht weiter. Sie wußte als langjährige Dienerin, daß dies nicht erwünscht sei, aber in weniger als einer Viertelstunde stand der Wagen vor der Thüre.

„Vielleicht bleibe ich über Nacht, Mina,“ sagte ihr Herr beim Einsteigen, „sorgen Sie gut für Herrn Leonhard.“

Wieder erstaunte sie. Sie war bisher die einzige im Hause gewesen, der des armen Kranken Wohlsein am Herzen lag.

Schloß Löwenhof lag nicht gar weit von Herrenberg; dem Kutscher wurde große Eile anempfohlen. In einer guten Stunde befand sich der Bürgermeister am Ziele. Er stieg die breite Freitreppe hinan, an der er von einem Diener in Empfang genommen wurde.

„Wie geht es der Frau Baronin?“ fragte er schnell.

Der Mann erwiderte: „Ich glaube nicht zum besten, Herr Bürgermeister; der Arzt befürchtet ein Nervenfieber.“

Sie gingen zusammen durch den hell erleuchteten Korridor. „Ist der Herr Baron in seinem Zimmer?“ fragte der Bürgermeister.

„Er ist im Zimmer der gnädigen Frau, soll ich Sie dort anmelden?“

„Ja.“

Ein mit einfacher Eleganz ausgestattetes Studierzimmer nahm den Bürgermeister auf. Die Fenster waren geöffnet. Rosen- und Resedabüste drangen durch dieselben hinein; die Lampe fladerte ein wenig im leisen Abendwind, der mit den Epheuranfen über dem Schreibtisch spielte. Dieselben bekränzten das Bildnis einer Dame. Es war Ursula in all' ihrer jugendlichen, aber auch stolzen Schönheit. Hoch und ernst, wie ein Ritterfräulein aus vergangenen Zeiten, erschien sie in dem anschließenden schwarzen Seidenkleide, den Federhut auf den dunkeln Locken. Gerade so hatte der Bürgermeister sie zuletzt gesehen. Er setzte sich in den grünen Samtessel und verlor sich in das Anschauen ihres Bildes. Nicht lange und ein leiser, vorsichtiger Schritt kam über den Teppich.

„Sehr freundlich von dir, lieber Vater,“ erklang eine Stimme hinter ihm.

Der Bürgermeister erhob sich und streckte seinem Schwiegersohne die Hand entgegen. „Wie geht es mit ihr, Adolf?“

Das freundliche, joviale Gesicht des alternden Mannes trug einen traurigen Ausdruck, er strich mit der linken Hand die fast ergrauten Locken aus der Stirn und seufzte tief. „Das arme, liebe Kind, wie konnte sie auch so undorftig sein, die Wasserrosen zu pflücken, so weit vom Ufer und ohne den Kahn zu gebrauchen,“ sprach er langsam.

„So ist sie in den Teich gestürzt?“ unterbrach ihn der Bürgermeister.

„Ja, und der Arzt sagt, daß sie vorher außergewöhnlich erhitzt gewesen sein müsse. Lange konnten wir sie nicht ins Bewußtsein zurückbringen, jetzt ist das Fieber bereits ausgebrochen.“ Er sprach es mit gedämpfter, hoffnungsloser Stimme. „Ich fürchte das Schlimmste,“ schloß er schmerzlich.

„Wir wollen nicht sogleich die Hoffnung aufgeben,“ ermunterte der Bürgermeister. „Ist es erlaubt, daß ich zu ihr gehe?“

„Sie kennt niemand, es ist schrecklich anzusehen. Hineinblicken darfst du jedenfalls, du bist ja der Vater.“

Der Bürgermeister hätte dem Manne ihm gegenüber eher selbst diesen Namen geben können; er fühlte sich nicht angenehm berührt. Der Baron schien das indes nicht zu bemerken, er legte den Arm in den seines Schwiegervaters, dessen stattliche Gestalt ihn um Kopfeslänge überragte, und schritt mit ihm dem Krankenzimmer zu. Es war ein großes, hohes Gemach, in welches sie eintraten. Dunkle, purpurrote Vorhänge verhängten die Fenster, in derselben Farbe schimmerte die Bekleidung der kostbaren Möbel und die weichen Teppiche. Die herrschende Dämmerung erhöhte noch den Eindruck von Glanz und Reichtum. Und inmitten dieses Reichtums lag in den weißen Kissen des von vergoldeten Säulen getragenen Bettes Ursula, mit fieberheißen, zuckenden Gliedern. Unruhig wälzte sie sich hin und her, ihre Lippen murmelten leise, unverständliche Worte. Die Haushälterin, welche nach des Arztes Anweisung um die Kranke bemüht war, zog sich bei dem Eintritt der Herren bescheiden zurück.

„So liegt sie schon mehrere Stunden,“ flüsterte der Baron mit nassen Augen. „Ursula, liebes, teures Kind, kennst du mich nicht?“ fragte er, sich über die Kranke neigend.

Sie stieß ihn heftig von sich. „Geht alle, alle! Ich will allein sein, allein mit Leonhard,“ rief sie laut. „Armer Bruder, komm, wir gehören zusammen, man soll dich nicht von mir reißen.“

Der Baron seufzte tief. „Sie spricht immer von dem armen Jungen, vielleicht würde es ihr wohl thun, wenn wir ihn in ihre Nähe brächten,“ wandte er sich an den Bürgermeister.

„Sie weiß nicht, was sie spricht,“ entgegnete dieser, die heiße Hand seiner Tochter in der seinigen haltend.

Der Arzt, der im Nebenzimmer ein Rezept geschrieben hatte, gesellte sich jetzt zu ihnen. „Vor allen Dingen ist eine gute Pflegerin erforderlich,“ meinte er. „Die Alte dort sieht mir nicht danach aus, als ob sie den nötigen Anforderungen zu genügen wälzte. Könnten Sie nicht eine Diakonissin aus der Stadt herbei holen lassen? Es würde gut sein, wenn sie morgen hier wäre,“ wandte er sich an den Baron.

Dieser blidte lange fragend auf den Bürgermeister. „Ich weiß niemand besseres als die alte Brigitte, lieber Doktor, sie hat meine Gemahlin lieb und wird gewiß gut für sie sorgen.“

„Das wird sie sicherlich, aber ob in der rechten Weise, daran zweifle ich sehr, und, wie gesagt, eine sorgfältige Pflege thut viel.“ Er machte Niene sich zu entfernen. „Das Fieber scheint sehr bössartig aufzutreten,“ sagte er zum Bürgermeister, der ihn zur Thüre begleitete, „ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß der Zustand ein gefährlicher werden kann.“

Auch der Bürgermeister hatte das schon erkannt und sein Herz zitterte bei dem Gedanken. Erst jetzt fühlte er, wie fest er sich an die Liebe dieses Kindes geklammert hatte. Er sah an ihrem Bette, ihren wilden Phantasien laufend.

„Sie scheint bange Träume zu haben,“ sagte der Baron, der unsicher und ängstlich von einem Zimmer ins andere sich bewegte. „Alles was sie sagt ist so, als trage sie ein Unglück in der Seele.“

„Vater, Vater, o, wie das schmerzt, wie das schmerzt,“ murmelte Ursula, sich unruhig hin und her werfend. Ihre großen, schwarzen Augen waren weit geöffnet,

aber sie kannte offenbar niemand. Und wieder verlangte sie mit stehender Gebärde nach ihrem Bruder; sie klagte, daß er so bleich, so traurig sei, so allein, so einsam.

Bei solchen Schmerzensausbrüchen zerfloß der Baron in Thränen. „Ich kann sie nicht so leiden sehen, meine schöne, geliebte Ursula,“ jammerte er.

Der Bürgermeister hatte den Kopf in die Hand gestützt, er war äußerlich ruhig und gefaßt, aber was er vielleicht lange nicht gekount hatte, das lernte er wieder in dieser Stunde, seine Seele schrie zu Gott um Hilfe. Blöthlich erhob er sich und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. „Ich werde zur Stadt fahren und die Pflegerin herbeiholen, welche der Arzt für nötig hält,“ sagte er.

„Ich könnte ja einen Boten senden,“ schlug der Baron vor.

„Es ist fast Mitternacht — außerdem ist es mir sicherer und auch lieber so,“ entgegnete er schnell. Er drückte dem alten Herrn die Hand und sah ihm ermutigend in das traurige Gesicht. Nicht lange danach rollte der Wagen von dannen und der Baron mit der Haushälterin hielten allein Wacht bei der Kranken.

## 7.

Die Luft war erstidend heiß; am Himmel zogen die Wolken zusammen, finster und gefährdend. Well und matt neigten die Blumen ihre Köpfe und lautlos beugten sich die Gräser und Pflanzen unter dem glühenden Hauch, der über sie dahin schwebte. Die Erde legte nach der kühlenden Wasserflut, welche sie erquiden sollte. Aber sie mußte warten, Stunde um Stunde. Nur in der Ferne grollte der Donner und hin und wieder zuckten Blitze aus den zerrissenen Wolken.

Ueber die Landstraße ging um diese Stunde ein einsamer Wanderer. Groß und schlau bewegte sich seine Gestalt wie ein Schatten zwischen den Baumstämmen. Wenn der rollende Donner an sein Ohr tönte und der Blitz das bleiche, von schwarzem Haar umgebene Antlitz beleuchtete, war's als bräche ein Freudenstrahl aus seinen dunkeln Augen. Er hob wie triumphierend eine weiße Lilie, welche er in der Hand trug, in die Höhe. „Gott, du bist mächtig über alles, Gott, du sprichst zu mir und ich höre dich,“ sang er mit lauter Stimme, deren Klang scharf ergreifend durch die Nacht schallte. Zuweilen stieß er ein kurzes Gelächter aus und murmelte leise Worte in sich hinein. „Du hast recht, Johanna,“ flüsterte er, sich über die weiße Blume neigend, als könne er zu ihr reden, „es ist so schön, daß du recht hast.“

„Gott, ich höre dich,“ sang er aufs neue, als ein fürchterlicher Donnererschlag die Erde erbeben machte. Geblendet blieb er stehen; wie ein Lichtmeer von zudenden Blitzen umgab es ihn. Da, dort und drüben öfnete sich jedesmal der Himmel, um dem armen Wahnsinnigen einen Blick zu gönnen in seine Herrlichkeit. —

„Ich sehe euch, ihr leuchtenden Engel, ich sehe euch,“ rief Leonhard, die Hände vor das Gesicht pressend und sich fest an einen Baumstamm lehnd.

Ein heftiges Zittern ging durch seinen Körper, sein Hut und mit ihm die Lilie fielen unbeachtet zu Boden. In demselben Augenblick brauste ein gewaltiger Sturm in den Zweigen über ihm, mächtige Staubwolken von der Landstraße empor hebend, dann fielen schwere Regentropfen auf sein unbedecktes Haupt. Die Wut der Elemente war entfesselt. Furchtbar rollte der Donner, knadend brachen die Baumzweige und prasselnd fiel der Regen. Dazwischen züngelten die Blitze und beleuchteten das schreckliche Schauspiel. Totenbleich, mit erhobenem Antlitz, stand der arme Wahnsinnige da. Er schien nicht daran zu denken irgend welchen Schutz zu suchen, aber der Anblick, der ihn eben noch beglückt hatte, mußte ihm jetzt unsägliche Pein bereiten. „Sie sind fort, sie sind fort,“ jammerte er in erschütternden Klage tönen, gen Himmel schauend. „Das Feuer der Hölle kommt, um mich zu verzehren.“



Er zitterte noch heftiger. In der Ferne ward ein seltsames Schnauben vernehmbar, laute Stimmen vermischten sich mit dem Getöse. „Halten Sie den Wagen an, Kutscher, die Pferde werden sonst scheu,“ rief ganz in Leonhard's Nähe ein Mann und beugte sich weit aus dem Wagenfenster. Ein greller Blick folgte diesen Worten, er zeigte dem armen Bahnsinnigen die sich bäumenden Pferde, dicht vor seinen Augen. Wie Geister der Hölle erschienen sie ihm, als sie ängstlich wiehernnd mit gewaltigen Sägen und fliegenden Mähnen auf ihn losstürmten. Wildes, unbeschreibliches Entsetzen ergriff ihn; mit einem lauten, durchdringenden Schrei eilte er von daunen, um gleich darauf besinnungslos zusammenzustürzen. Im nächsten Augenblick kniete der Bürgermeister an der Seite des leblos Daliegenden. Er hatte seinen unglücklichen Sohn sogleich erkannt; ein Schreden ging durch seine Glieder. War Leonhard tot, hatte sein trauriges Dasein auf diese Weise ein Ende gefunden? — „Was kümmert dich das, was hast du mit mir zu thun?“ schien das weiße, regungslose Antlitz ihn zu fragen, als er es behutsam an seiner Schulter bettete. Wie lange, lange war es her, seit er es zuletzt mit seinen Lippen berührt, wie er es eben jetzt that. Sanft streichelte er das feuchte, lockige Haar aus der Stirne. „Ich will versuchen, ihn in den Wagen zu heben und sobald wir es erreichen können, müssen wir am nächsten Haus anklopfen,“ sagte er zum Kutscher, der mit großer Mühe die Pferde zügelte.

Die Dunkelheit und seine gänzliche Hilflosigkeit machten ihn unfähig, alles das anzuwenden, was Leonhard ins Bewußtsein zurückrufen konnte, alle seine Bemühungen waren erfolglos. Bitternd vor Aufregung hob er den schweren Körper in die Kissen des Wagens, langsam, Schritt vor Schritt führte der Kutscher die Pferde, welche bei jedem Donner Schlag ihr ängstliches Wiehern hören ließen.

„Gottlob, dort ist ein Haus,“ sagte nach Verlauf einer Viertelstunde der Bürgermeister und atmete erleichtert auf. Durch den verwüsteten Garten trat er an die Hausthüre, deren Klopfer er ohne Besinnen rührte. Sie wurde gleich geöffnet. Ein Lichtschein schimmerte ihm entgegen, welchen der draufende Sturmwind sofort verlöschte, dann fragte eine freundliche Stimme nach seinem Begehren. „Ich werde Ihnen helfen den Unglücklichen hereintragen,“ fuhr dieselbe fort, als der arme Vater die Mittheilung gemacht hatte. Gleich darauf lag Leonhard auf dem Sofa eines hell erleuchteten Zimmers und Johanna Werner war mit dem Bürgermeister gemeinsam um ihn beschäftigt.

Erst gegen Morgen wurde es in der Natur ruhiger, der Sturm hatte ausgetobt. Als der erste Sonnenstrahl durch das Fenster drang und das Licht der Lampe sonderbar grell erscheinen ließ, schlug Leonhard endlich die Augen auf und schaute verwundert um sich. Sein erster Blick fiel auf Johanna's Gesicht, welches sich über ihn neigte. Er lächelte sie an. „Johanna,“ flüsterte er.

Er hielt die Hand fest, die sie ihm hingereicht, dann schloß er wieder die Augen. Der Bürgermeister stand etwas abseits und war bis jetzt unbemerkt geblieben. Auch er neigte sich zu dem Kranken. „Leonhard, kennst du deinen Vater?“ fragte er liebevoll.

Jedoch kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als er sie auch schon bereuen mußte. Ein Angstruf war die Antwort. „Sie kommen, sie kommen, sie wollen mich verbrennen,“ rief der Arme, mit Zeichen des größten Entsetzens seinen Vater von sich abwehrend. Nur mit vieler Mühe war er zu beruhigen, und der Arzt, der inzwischen hinzugekommen war, mußte den Bürgermeister bitten, sich fürs erste den Blicken seines Sohnes zu entziehen, da seine Nähe denselben sichtlich aufrege. Der Bürgermeister sah düster vor sich hin. Nach der Angst und Sorge der letzten Stunden war seine Sehnsucht nach einem freundlichen Blick des so lange vernachlässigten Kindes aufs höchste gestiegen. Jetzt mußte er inne werden, daß der Kranke selbst ihn mit Schrecken von sich wies und fremde Leute seine Stelle einnahmen.

„Das Mädchen ist wie geschaffen zur Krankenpflegerin,“ bemerkte der Arzt, des

Bürgermeisters Blicken folgend, die wiederholt auf Johanna ruhten, „sehen Sie nur, in welcher geschickter Weise sie unseren Patienten zu beruhigen weiß.“

„Sie sind ganz gewiß, daß bei meinem Sohn nicht irgend eine Verletzung zu Grunde liegt?“ war die schnelle Gegenfrage.

„Ganz gewiß; es war lediglich der Schrecken, in wenigen Stunden ist er völlig hergestellt.“

Der Arzt, ein schöner junger Mann mit schwarzem Haar und Bart und dunkeln, glänzenden Augen, nahm seinen Hut und verabschiedete sich. Ehe er das Zimmer verließ, näherte er sich noch einmal dem Mädchen, welches ruhig mit gesenkten Wimpern neben Leonhard saß. „Ich hoffe, daß ich Ihnen nicht zum letztenmal begegnet bin,“ sagte er leise.

Erstaunt, fast erschrocken blickte Johanna auf, sie wechselte die Farbe. Dann neigte sie grüßend das Haupt und wandte sich dem Kranken wieder zu. Dem Bürgermeister war diese kleine Szene völlig entgangen, in tiefe Gedanken versunken stand er am Fenster. Der Sturm hatte dem Fliederbaum, unter welchem er gestern als Laufstrecke gestanden hatte, mehrere Zweige abgebrochen, die meisten der weißen Lilien lagen geknickt am Boden. Das Plätzchen, auf dem sein Sohn mit Johanna gefessen, war gänzlich verwüstet. Er schaute sich im Zimmer um, in dessen sauberer Einfachheit etwas vorhanden war, was an frühere, bessere Zeiten erinnerte. Vor allem das Mädchen selbst. Ihre Kleidung war schlicht, aber ihr Wesen nicht das einer gewöhnlichen Näherin. Ein Gedanke ging ihm durch den Kopf. „Würden Sie wohl das Amt einer Pflegerin für einige Zeit übernehmen?“ fragte er, als Johanna auf ihn zu trat, ihm zu sagen, daß Leonhard eingeschlafen sei.

Sie lächelte. „Ich sähere sonst die Nähnaedel und habe für Vater und Bruder zu sorgen,“ war die Antwort.

„Ich weiß das, aber die Krankenpflege scheint Ihnen nichts Fremdes, Sie haben dieselbe wohl oft geübt?“

„Nicht so sehr oft, aber sie ist mir besonders lieb.“

Er schwieg einige Minuten und sah gedankenvoll hinaus. Es war, als scheue er zu sagen, was ihm auf dem Herzen lag. „Wenn jemand Ihnen die Mittel anböte, für eine geeignete Vertretung hier im Hause zu sorgen, würden Sie dann wohl willig sein, mit mir auf ein nicht sehr weit von hier gelegenes Landgut zu fahren, wo eine Kranke der Pflege bedarf?“ fragte er zögernd.

„Und wer ist diese Kranke?“

„Meine Tochter, die Schwester des armen Knaben dort. Ich bin auf dem Wege, eine Diakonissin für sie zu holen; willigen Sie indes ein, mich zu begleiten, so würde mir das lieber sein.“ Wieder zögerte der Bürgermeister. „Es sollte natürlich in keiner Beziehung zu Ihrem Schaden sein,“ setzte er eilig hinzu.

Er blickte auf das Mädchen, welches nachdenklich vor ihm stand. Ein Schatten war über ihr Gesicht gezogen; aber jetzt heftete sie die klaren Augen mit festem, bestimmtem Ausdruck auf den Bürgermeister. „Ich muß jedenfalls Rücksprache mit meinem Vater nehmen,“ entgegnete sie. „Wollen Sie sich noch eine kleine Weile gedulden, so sollen Sie eine gewisse Antwort haben.“

Sie verließ das Zimmer, während der Bürgermeister sich an das Lager seines Sohnes setzte, denselben unverwandt mit traurigen Blicken betrachtend.

Auf Schloß Löwenhof war nach tagelangem Hoffen und Harten endlich die Krisis eingetreten und Ursula dem Leben wieder geschenkt. Des Barons Entzücken kannte keine Grenzen, als sie zum erstenmal mit Verständnis um sich blickte nach dem langen

erquickenden Geneungsschlaf; aber sie selbst schien seine Freude nicht zu theilen. Sie ließ es geschehen, daß er ihre Hand in der seinigen hielt und sie wieder und wieder an die Lippen drückte, dann wehrte sie ihn sanft von sich und wandte mit einem schweren Seufzer das Gesicht der Wand zu. „Das arme, liebe Kind ist noch müde,“ tröstete sich der Baron; „wir müssen sie recht ruhig halten, Fräulein Berner.“

Johanna blickte voll Mitleid auf den alten Herrn, der geschäftig hin und her schlich, prächtige Blumen auf einem kleinen Tischchen ordnend, damit das Auge der Kranken zuerst auf ihnen ruhe. An den Fieberphantasien der jungen Frau hatte sie in mancher einsamen Nacht den Seelenzustand derselben hinlänglich erkannt, die Geschichte der Bewohner vom Löwenhof war für sie kein Geheimnis mehr. Ein tiefes Erbarmen mit der Kranken fand Raum in ihr und schien ihre ohnehin treue Sorgfalt zu verdoppeln. Ursula mußte das empfinden. Wunderbar fühlte sie sich zu der ihr unbekanntem Pflegerin hingezogen, Johannes Nähe that ihr augenscheinlich am wohlsten, und unruhig folgte sie ihr mit den Augen, wenn sie auf wenige Minuten den Platz an der Seite des Bettes verließ.

„Sie wollen doch keinen Ausgang machen?“ fragte sie eines Nachmittags, als das Mädchen aufstand, um ins Nebenzimmer zu gehen.

„Ich dachte, Sie schliefen und nahm mir vor, die Zeit zu benutzen und einen Brief nach Hause zu schreiben,“ war Johannes Antwort.

Ursula hatte lange Zeit mit geschlossenen Augen dagelegen, jetzt richtete sie sich empor. „Wenn der Brief keine Eile hat, ist es mir lieber, Sie warten damit,“ sagte sie bittend. „Ich fühle mich unruhig und allerlei Schreckbilder ängstigen mich, die ich nicht zu bannen vermag.“

„Gegen Abend stellt sich immer noch ein wenig Fieber ein,“ beschwichtigte das Mädchen, sich ruhig hinsetzend, „ist das einmal gehoben, so werden auch die bangen Gedanken verschwinden.“

Ursula schüttelte den Kopf. „Sie haben wohl nie angstvolle Stunden, Johanna?“ fragte sie plötzlich.

„Ich denke, jeder Mensch hat sie zuzeiten,“ entgegnete diese, liebevoll die Kissen glättend, in denen Ursula lehnte.

„Ja, wenn es die Ereignisse in der Familie oder die des Lebens überhaupt so mit sich bringen. Aber das ist es nicht, woran ich jetzt denke. Ich meine das innere Herzweh, dies suchende, unbefriedigte Gefühl, welches mich so unglücklich machen kann. Es ist besonders heute so, als wolle es die Gestalt von bösen Geistern annehmen, mich zu quälen.“ Mit einem Ausdruck unaussprechlicher Seelenangst blickte sie zu ihrer Pflegerin auf.

„Wissen Sie nicht, daß Gott der Herr uns näher sein will wie alle bösen Geister?“ fragte Johanna in tröstendem Ton. „Er ist stärker wie alles andere im Himmel und auf Erden und niemand kann die Schranken durchbrechen, die er um seine Kinder ziehen will.“

„Aber ich fühle nicht, als ob ich sein Kind wäre,“ sagte Ursula fast heftig, „ich kann ihn nicht lieben, wie Sie es thun, Johanna. Sie sehen so glücklich, so friedevoll aus, so, als könne keine Unruhe Sie berühren, oder kein finsterner Gedanke auf Sie eindringen. Bei mir ist das ganz anders. Wer hat Sie eigentlich gelehrt, Gott in dieser Weise zu lieben?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ich glaube, Gott selbst that es, indem er sein Wort in mir lebendig machte,“ sagte das Mädchen sinnend.

„O, ich wollte, daß ich an Ihrer Stelle wäre, oder auch so sprechen könnte!“ rief Ursula. „Aber bei mir ist alles tot und leer und schrecklich. Gott hört mich nicht und sieht mich nicht und kümmert sich nicht um mich.“ Sie versank in dunkles Grübeln und alle Trostworte Johannes waren nicht im stande, sie daraus empor zu heben.

Als die Dämmerung hereinbrach, kam wie gewöhnlich der Baron, um seiner Gemahlin gute Nacht zu wünschen. „Morgen darfst du zum erstenmal das Bett verlassen, Ursula,“ sagte er freudig, „ich kann kaum den Augenblick erwarten, wo ich dich wieder aufsitzen sehen darf. Wir kommen täglich einen Schritt weiter.“

Ursula seufzte. Die bösen Geister von vorhin waren noch nicht gewichen. Sie verschwand auch nicht an den anderen Tagen, an denen sie regelmäßig einige Stunden im Sessel sitzen durfte. Ein prächtiges Morgengewand umgab ihre schlanken Glieder, die weichen Loden hingen aufgelöst über die Schultern, das bleiche, durchsichtige Antlitz war schön. Doch der Ausdruck stiller Freude, den wir so oft in den Zügen von Genesenden wahrnehmen, war bei ihr nicht zu finden. Ihr Krankenzimmer war ihr nicht zum Heiligtum geworden, in dessen Stille sie für Gottes Hilfe danken lernte. Sie kannte nicht die weisevollen Stunden, in denen die Seele einmal ausruht von dem Treiben der Alltagswelt und frische Kraft sammelt für ein neu geschenktes Dasein. Erschien ihr das Leben doch wie eine unerträgliche Last, die sie unweigerlich fortzuschleppen mußte. Dies Gefühl reizte ihre noch kranken Nerven aufs äußerste, die sonst so starke, großherzige Ursula war schwach und verstimmt.

„Ich bin so müde, sprich lieber nicht mit mir und laß mich allein,“ klagte sie fast immer, wenn der gute Baron seinen Besuch machte.

Er setzte sich gehorsam an ihre Seite und betrachtete sie mit liebevollen Blicken. „Warum schließt du denn die Vorhänge und nimmst mir den einzigen Sonnenstrahl, den zu fühlen mir Freude macht,“ murrte sie, als er aufstand, der blendenden Helle zu wehren, die ungehindert in das Gemach strömte.

„Ich dachte, das Licht sei dir unangenehm, mein liebes Kind,“ war die freundliche Antwort, und eifertig bemühte er sich, sein Versehen wieder gut zu machen. Eine Vase, die mit Rosen gefüllt im Fenster stand, warf er in der Hast auf den Boden, daß sie klirrend zerbrach.

„Mein armer Kopf,“ stöhnte Ursula, die Hand an ihre Stirn legend. „Du thätest besser, Adolf, derartige Dinge Johanna zu überlassen, sie hat eine sanfte Hand und macht niemals solchen Lärm.“

Der Baron sah traurig aus, aber nur einen Augenblick. Wie konnte er auch erwarten, daß die Kranke anders als mißgestimmt sein werde, nach so viel Schmerzen, welche sie ertragen hatte. Wenn sie nur erst die Erlaubnis erhielt, in ein anderes Zimmer gebracht zu werden, dann würde gewiß alles besser werden. Er hatte für diesen Freudentag Ursulas Wohnzimmer, welches sie besonders liebte, aufs schönste schmücken lassen und allerlei Ueberraschungen dazu ausgedacht. Diese waren ihm sicherlich gelungen, denn sein Gesicht strahlte vor Befriedigung, als Ursula auf seinen Arm gestützt zum erstenmal hier eintrat. Jedoch der Ruf des Entzündens, den er von ihren Lippen erwartet hatte, blieb aus; fast teilnahmslos setzte sie sich in das Sofa.

„Warum hast du alle Palmen aus dem Gewächshaus hierher bringen lassen?“ fragte sie.

Er sah enttäuscht aus. „Es sind neue Pflanzen und Gewächse, die ich kommen ließ, dich zu erfreuen, mein liebes Kind. Du erzähltest mir einmal, daß du in deinem Mädchenzimmer ein so grünes, lauschiges Plätzchen gehabt habest. Siehst du nicht den schönen neuen Flügel?“ konnte er sich nicht enthalten hinzuzufügen.

„Ein neuer Flügel!“ Es war kein Freuden-, es war ein Schredenruf, in dem Ursula diese Frage hervorstieß. „Mein liebes, altes Klavier, die einzige Erinnerung an frühere schöne Tage, hast du mir fortnehmen lassen?“

Des Barons Zassung ging beinahe zu Ende, als er verlegen antwortete: „Du spieltest in letzter Zeit so wenig, mein liebes Kind, da dachte ich, das Klavier müsse schuld sein, und wollte dich mit diesem prächtigen, neuen überraschen. Man hat mir versichert, daß der Ton ein ganz vorzüglicher sei.“ Der alte Herr trippelte darauf zu und tippte schüchtern auf die Tasten.

„Um Gottes willen, nur jetzt keine Musik,“ rief Ursula heftig, „ich kann es nicht ertragen.“ Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen, während der Baron mit ganz bestürzter Miene da stand.

Johanna, welche Zeuge dieses Vorganges gewesen war, trat freundlich auf ihn zu. „Die Frau Baronin ist angegriffen von allen den neuen Eindrücken; nachher, wenn sie sich stärker fühlt, wird sie sich gewiß freuen,“ tröstete sie.

„Ja, ja gewiß, das arme, liebe Kind!“ Der Baron wuschte sich mit dem seidnen Taschentuch verstoßen die Augen und verließ bald darauf das Zimmer. Als er nach einer Stunde von einem Spaziergang zurückkehrte, blieb er erstaunt an der Thür stehen. Leise Musikklänge tönten an sein Ohr und Johannas melodische Altstimme sang mit innigem Ausdruck folgende Verse, welche der Baron Wort für Wort verstehen konnte:

Hoch aus den himmlischen Höhen  
Lächelt ein Auge so hehr,  
Hast du dir's lächeln gesehen:  
Ruhe — was willst du noch mehr.

Ob sich ein Wetter entladet,  
Ob es zu Kampf geht und Wehr,  
O, wenn Jehovah dir gnadet:  
Ruhe — was willst du noch mehr.

Bird in verlassenem Stunden  
Manchmal das Harren auch schwer,  
Alles wird herrlich sich enden:  
Ruhe — was willst du noch mehr.

## 9.

„Ich darf Ihnen gratulieren, Herr Baron, Ihre Frau Gemahlin ist so ziemlich wieder hergestellt.“

Der Baron verbeugte sich dankend. „Sehr angenehm, Herr Doktor, nur die Schwäche, die leidige Schwäche.“

„Hat nichts zu bedeuten, Herr Baron. Kräftige Kost und viel frische Luft, vielleicht später eine Luftveränderung.“

„Ganz wie Sie wünschen, Herr Doktor. Ihre Anordnungen sollen pünktlich befolgt werden. Sie kommen ja täglich, um das zu beobachten.“

Der Arzt räusperte sich. „Gerade das ist's, was ich Ihnen sagen wollte, Herr Baron. Eine Badesur, welche ich meines Rheumatismus wegen unumgänglich nötig habe, hat schon um der Frau Baronin willen einige Wochen Aufschub erlitten. Ich habe aber kein Bedenken, die Sorge um Ihre Frau Gemahlin anderen Händen anzuvertrauen.“

Der Baron sah ängstlich aus. „Wenn sie nur keinen Rückfall bekommt,“ meinte er.

Der Arzt lächelte ein wenig. „Mein Vertreter ist ein geschickter junger Mann, er wird es an Sorgfalt nicht schlen lassen. Im schlimmsten Fall kehre ich zurück. Doch wie gesagt, es ist nichts mehr zu befürchten. Doktor Sprenger ist übrigens Ihrer Familie nicht unbekannt, er ist Hausarzt in der Bürgermeisterei, und erst neulich, in der Gewitternacht, zu Ihrem Herrn Schwager gerufen worden.“

Diese Bemerkung schien eine Erleichterung für den Baron. „Wenn es einmal nicht anders geht, müssen wir uns fügen. Haben Sie meiner Gemahlin schon die Mittheilung gemacht?“

„Ich nahm bereits Abschied von ihr, hätte nicht gedacht, daß die Krankheit einen so günstigen Verlauf genommen, bin wahrlich sehr erfreut, sehr erfreut.“ Er drückte dem Baron die Hand und ward von diesem an die Hausthür begleitet.

Es war ein heißer Sommertag. Glühend lag die Sonne auf dem Rasenbeet, welches, vom Strahl des Springbrunnens benetzt, sich vor der Freitreppe ausbreitete.

Weiterhin zog sich der Garten mit seinem köstlichen Blumenflor, das Schloß in weitem Rahmen umgebend. Dasselbe war im Stil der Renaissance erbaut, mit Erfern und Thürmchen verziert; sein Anblick hatte vor wenig Jahren, da Ursula als junge Herrin hier einzog, ihr Herz mit Stolz und Entzücken erfüllt. Der Baron dachte daran, als er, der verschwindenden Gestalt des Arztes nachblickend, auf der Treppe stehen blieb. Er liebte seine junge Frau mit der ganzen Innigkeit, deren sein weiches Herz fähig war; für ihn gab es nur ein Lebensziel, sie zu erfreuen und glücklich zu machen. Vermöge seines Reichthums war er im Stande, ihr alle irdischen Glücksgüter in den Schoß zu legen, und es bekümmerte ihn oft, daß sie dennoch nicht ganz befriedigt zu sein schien. In seinen Betrachtungen ward er durch die Stimme des Bedienten unterbrochen, der am Eingangsthor mit harten Worten jemanden anredete.

„Das sollte mir einfallen, jeden Bettelungen herein zu lassen! Sage erst, was du willst, oder das Thor ist für dich geschlossen.“

Von seinem hohen Standpunkt aus konnte der Baron die beiden an der Pforte des eisernen Gitters stehen sehen, welches die Reizung völlig umgrenzte. Der Angeredete war ein Knabe von vielleicht vierzehn Jahren; erhitzt und bestaubt sah er aus, aber das offene, ja hübsche Gesicht hatte nichts von einem Bettelungen. Die Schmach, welche man ihm anthat, schien ihn tief zu demütigen, denn mit vor Erregung bebender Stimme antwortete er so laut, daß der Baron ihn hören konnte: „Ich bin kein Landstreicher und will nichts von Euch; nur meiner Schwester, welche als Pflegerin bei der Frau Baronin ist, will ich einen Besuch machen.“

Der grobe Bediente wurde etwas freundlicher und Theodor Werner stand wenige Augenblicke später dem Baron gegenüber. Der Ausdruck des Unmuths lag noch auf des Knaben Stirn, die hellen Augen blickten stolz und abweisend, er bezwang sich mit Gewalt, den Mut aufrecht zu erhalten.

„Führe den jungen Herrn in das grüne Zimmer und bitte Fräulein Werner, hieher zu kommen,“ sagte der Baron, nachdem er Theodor freundlich begrüßt hatte, zu dem Bedienten.

Der Titel schien den Knaben etwas zu versöhnen, aber sobald Johanna in das Zimmer trat, schlang er seine Arme um ihren Hals und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus.

„Theodor, lieber Bruder, wie habe ich verlangt dich zu sehen,“ rief das Mädchen, den Knaben fest an sich drückend, „und solch' ein Gruß wird mir zu theil.“

Er antwortete nicht, sondern fuhr fort zu schluchzen. — „O, wärest du doch nie fortgegangen, Johanna,“ sagte er endlich mit bebenden Lippen. „Es ist alles so schrecklich zu Hause, ich konnte es nicht länger ohne dich aushalten.“

Sie küßte ihn auf die Stirn. „Ist das mein starker Theodor, der mich vor kurzer Zeit so mutig gehen ließ, mit der Versicherung, daß ihm nichts zu schwer sein werde?“ fragte sie.

Er wischte die Thränen fort. „Du mußt nicht denken, daß ich gar zu kleinmütig war, weil ich jetzt weine,“ murmelte er, aber es kam alles zusammen und sein Herz war so schwer.“ Mit einer schnellen Bewegung richtete er sich empor, als schäme er sich, so schwach gewesen zu sein. „Jetzt ist es schon besser, Johanna! Allein dich anzublicken und in der Nähe zu wissen, thut mir schon gut,“ sügte er hinzu.

Johanna sah zärtlich auf ihn nieder. „Nun, du weißt wohl, vor mir brauchst du dich deiner Thränen nicht zu schämen,“ sagte sie freundlich, „und sonst hat sie ja niemand gesehen. Aber wie erhitzt und bestaubt du aussiehst, dazu in der schlechtesten Jacke, welche du besitzt; du hättest bei dieser Gelegenheit auch wohl in einer besseren erscheinen können.“

Die Verlegenheit von vorhin trat wieder in des Knaben Gesicht. „Das vergah ich in der Eile, fort zu kommen, ganz und gar, und deshalb hat mich wohl der grobe Bediente einen Bettelungen geschimpft,“ sagte er kleinlaut.

Johanna schwieg einen Augenblick, der Gedanke schien ihr unangenehm; als sie aber in des Bruders Zügen den bekümmerten Ausdruck zurückkehren sah, klärte sich ihr Gesicht auf. „Dann müssen wir alles thun, um ihm zu zeigen, daß er fehlgeschossen hat,“ ermunterte sie. „Komm mit mir in mein Zimmer, damit du dich erfrischen und in Ordnung bringen kannst.“

Als die Geschwister nach Verlauf einer Viertelstunde zusammen durch den Garten wanderten, sah man es Theodor's Neukerem an, daß die Hand seiner Schwester ihr wesentlich bei der Toilette unterstützt hatte. Die alte, vielfach geflickte Jacke konnte zwar nicht mit einer anderen vertauscht werden, aber sie war sauber gebürstet und das rosige Gesicht sah leuchtend unter dem wohlgekämmten Lockenkopf hervor. Die blauen Augen wollten indes nicht so hell blicken, wie Johanna es sonst an ihnen gewohnt war.

„Alles, was du erzählst, ist wirklich nicht so schlimm, Theodor.“ tröstete sie, „ich hatte es gar nicht anders erwartet.“

„Ist es denn nicht schlimm genug, daß der Vater einen reichen, vornehmen Herrn, der mit einem freundlichen Anerbieten zu uns kommt, beinahe zur Thüre hinaus geworfen,“ sagte der Knabe empört. „Ich habe mich fast zu Tode geschämt, so grob war er gegen den Bürgermeister.“

„Der Bürgermeister wird es ihm so übel nicht nehmen, da des Vaters Eigentümlichkeiten hinlänglich bekannt sind,“ beschwichtigte die Schwester.

„Ja, aber wiederkommen wird er auch nicht und verwenden wird er sich gewiß nicht für mich und am Ende muß ich doch noch zum Schmied oder zum Bäcker in die Lehre gehen und die Bücher beiseite legen,“ rief der Knabe erregt. „Es ist zu abscheulich vom Vater! Für seine Albernheiten, die doch zu nichts führen, hat er immer Geld und für mich will er kaum den gewöhnlichsten Schulpreis bezahlen.“

„Still, still, mein Junge“, unterbrach ihn das Mädchen, „du vergißt, daß es unser Vater ist, von dem du in solchem Tone sprichst.“

„Und wenn er tausendmal unser Vater ist, so sage ich, daß er ein herzloser Vater ist, der sich um seine Kinder nicht im geringsten bekümmert und nur an sich selbst denkt.“

Johanna legte die Hand auf seinen Mund und schaute ihm traurig in die Augen. „Sprich nicht noch einmal solche Worte, Theodor,“ sagte sie ernst. „Du weißt, ich dulde das nicht, und du versündigst dich damit.“

„Ja, du bist immer gut und geduldig und freundlich,“ wehrte er sie ab. „Du arbeitest dich tot, ohne zu murren, wenn der Vater auch alles verschwendet; aber ich kann das nicht still mit ansehen.“ Des Knaben Augen blühten jetzt, er ballte die Faust. „Das Schlimmste hab' ich dir noch gar nicht einmal erzählt.“

„Und das wäre?“ fragte das Mädchen, sich zu einem ruhigen Tone zwingend.

„Der Vater hat sich ein photographisches Atelier einrichten lassen, wo er den ganzen Tag wirtschafte, ohne an etwas anderes zu denken. Eine ganze Menge Instrumente hat er dafür angeschafft, welche Geld genug gekostet haben müssen.“

Johannas Gesicht ließ eine große Bestürzung nicht verkennen. „Es macht mich traurig, ja, Theodor,“ antwortete sie nach einer Pause; „aber wir haben kein Recht, das Thun unseres Vaters in dieser Weise zu verurteilen. Er ist sein eigener Herr und wir sind seine Kinder.“

„Die alles gut finden und zu allem ja sagen sollen, Johanna?“

„Nein, das meine ich nicht. Aber du weißt sehr wohl, wohin bis jetzt alle meine Vorstellungen geführt haben; darum glaube ich, es ist besser, still und geduldig zu sein, als sich zu widersetzen. Meinst du denn, mit Zorn und Bitterkeit im Herzen könntest du etwas ausrichten?“

Theodor sah beschämt drein. „Du bist wirklich zu gut, Johanna; ich wollte,

ich könnte nur halb so sein. Sag' mir nur, woher du die Geduld nimmst, immer still zu halten? Ich dachte wirklich, heute seiest selbst du einmal böse geworden."

Das Mädchen lächelte schmerzlich. „Ich war nahe daran, es zu werden; aber im selben Augenblick stieg das Bild meines Heilandes voller Liebe und Sanftmut vor mir auf und beschämte mich, Denkst du auch zuweilen an ihn, Theodor?"

„Ich versuche es,“ sagte der Knabe etwas betroffen, „aber der Gedanke kommt mir jedesmal zu spät und macht mich nachher nur um so kleiner. Ich glaube, daß ich gestern sehr ungezogen gegen den Vater gewesen bin,“ gestand er kleinlaut.

„Hattest du nicht gebetet?"

„Morgens hatte ich es vergessen und nachher war ich zu ausgebracht dazu.“

„Dann konntest du auch keine Hilfe erwarten.“

Die Geschwister gingen eine Weile schweigend nebeneinander.

„Wann wirst du zurückkehren, Johanna?" fragte Theodor endlich.

„Ich hoffe in wenig Tagen, die Frau Baronin ist auf dem Wege der Besserung.“

Der Knabe jauchzte auf. „Nun wird alles wieder gut und ich darf ungestört lernen. Herr Hochstett sagt, daß ich gute Fortschritte gemacht habe.“

„Mach' dir keine Sorge um deine Zukunft, mein Junge; mit Gottes Hilfe werden wir den richtigen Weg wählen.“

Die Sonne stand schon tief, als Johanna dem Knaben ein Stück Weges das Geleite gab, der Heimat entgegen. Sie war, so lange sie im Schloß weilte, noch nie so weit gekommen. In dem herrlichen Walde, der dasselbe im weiten Umkreis umgab, atmete sie auf.

„Wie schön es hier ist,“ meinte Theodor, „man könnte den Baron beneiden um solch' eine Besizung. Ich möchte wohl, daß du an der Stelle der Frau Baronin wärest, Johanna!"

„Du denkst gewiß, dann habe unsere Sorge ein Ende und du könntest gar ein Professor werden,“ lächelte sie.

„Diesmal dachte ich wirklich nicht an mich, es war mir allein um dein eigenes Wohlsein zu thun,“ versicherte der Knabe treuherzig.

„Dann sei nur froh, daß ich nicht die Frau Baronin bin,“ entschlüpfte es Johanna unwillkürlich.

Theodor schien das zu überhören, seine Gedanken waren bereits mit anderen Dingen beschäftigt. „Das dort erinnert mich an Lambert Hillers Wohnung,“ sagte er, auf das Waldhaus deutend, welches freundlich durch die Bäume blickte. „Ich war in der vorigen Woche bei ihm und sollte dir einen Gruß von ihm bringen.“

„Ich danke,“ war alles, was Johanna erwiderte. Ihre Augen ruhten auf dem Bilde, welches sich ihnen darbot. Die junge Frau im Gärtchen nahm eben ein rosiges Kind aus dem kleinen Wagen und liebte es, dann hielt sie dasselbe schälernd in die Höhe.

„Ging es Lambert gut, und erzähltest du ihm, daß ich hier sei?“ fragte sie den Bruder.

„Ja gewiß, und auch seine Mutter erkundigte sich nach dir. Sie ist eine freundliche Frau und steckte mir alle Taschen voll Birnen.“

Wo die Landstraße winkte, nahmen die Geschwister Abschied. Lange hielten sie sich fest und innig umschlungen.

„Sei geduldig und süßjam gegen den Vater und denke daran, daß wir nie vergeblich um Kraft und Hilfe bitten,“ war Johannas letztes Wort.

Sie stand und schaute dem Knaben nach, der mit schnellen Schritten davon eilte, sich wieder und wieder umblidend. Gerade als Johanna das Waldhaus passierte, kam der junge Landmann heim, von seinem Weibe mit lauten Jubelrufen empfangen. Die glückliche Mutter legte das Kind in seine Arme und schmiegte sich selbst an ihn. Die



untergehende Sonne beleuchtete das Bild. Einen Augenblick stand das Mädchen still, sie stöhnte leise. Das Licht mußte wohl zu blendend für sie sein; sie legte die Hand über die Augen und schritt eilig vorüber.

## 10.

Der Wagen des Bürgermeisters stand vor der Thüre, als Johanna nach Hause zurückkehrte. Leisen Schrittes ging sie durch das Vorzimmer und Urfula im Gespräch mit ihrem Vater findend, stahl sie sich vorsichtig wieder hinaus. Am Fenster ihres Zimmers stand sie lange in tiefe Gedanken versunken. Augenscheinlich litt sie, denn ihr Gesicht war sehr bleich, und die Augen, welche so fröhlich blicken konnten, verdunkelten heiße Thränen. Der Kampf, den sie vor sich sah, erschien ihr auf einmal so unaussprechlich schwer und sie, ein schwaches, einsames Mädchen sollte ihn allein austrämpfen. Sie kam sich müde und verlassen vor und hätte, ach wie viel! darum gegeben, an einem treuen Herzen ausruhen zu dürfen. Sie kannte dieses Herz, dem das ihrige gehörte, wie niemand anders in der weiten Welt, und doch hatte sie es von sich gestoßen. Lambert Hillers Gestalt, sein männlich schönes Gesicht, seine treuen, ernststen Augen tauchten vor ihr auf. Sie wußte, bei ihm war die Zuflucht, die sie suchte, seine starken Arme waren willig, sie zu umfassen und zu stützen sein lebenslang. Heißes, brennendes Verlangen nach ihm überfiel sie. All die Vorstellungen von einer stillen, trauten Heimat, einem glücklichen, friedvollen Leben an seiner Seite wurden in ihr lebendig. Und daneben stand das öde Vaterhaus voll Sorge und Unruhe, das beständige angstvolle Ringen um die Zukunft des Knaben, dessen Erziehung allein auf ihren Schultern lag. War es denn in der That nötig, denselben einer Lebenssphäre zu entrücken, in welcher er auf die Dauer doch vielleicht glücklich werden konnte? — Sollte das Opfer, welches sie bringen wollte, auch wirklich von ihr gefordert werden? — War es nicht vielmehr ein eigenes, selbstgewähltes Opfer? — Daß sie Lambert und dessen Mutter die Last nicht aufbürden könne, blieb ihr ganz gewiß; aber den Plan mit dem Bruder aufgeben, ihn ausföhnen mit einem weniger glänzenden Lose, das konnte sie; dieser Weg stand ihr auch jetzt noch offen. Diese Gedanken bestürmten sie. Es duldete sie nicht länger im Zimmer, sie eilte hinaus in den Garten. So deutlich hatte sie gestern noch Gottes Willen zu erkennen gemeint, jetzt auf einmal reichte sich Zweifel an Zweifel.

Der Mond war aufgegangen, die leise Dämmerung verdrängend. Dort, wo vor kurzer Zeit der Sonne goldener Schimmer geleuchtet, zitterte sein bleiches Licht mit geheimnisvollem Schein. Kalt und leblos erschien Johanna alles rings umher, als sie sich auf einer Bank am Ende des Gartens niederließ. Sie hatte oft hier gefessen, sich an der Pracht der Blumen erfreuend, welche in reicher Fülle die Beete zierten. Die herrlichen tiefroten oder zartfarbigen Rosen schimmerten ihr entgegen; geisterhaft leuchteten die weißen Birkenstämme zwischen den dunkeln Tannengebüsch. Hinter ihr lag der Wald, nur ein Gitter trennte sie von ihm. Sie hörte das Rauschen in den Zweigen und sah die matten Streiflichter, die der Mond auf den Moossteppich warf, sich hin und her bewegen. Fest in ihr dunkles Tuch gehüllt saß sie da, beinahe regungslos.

Plötzlich fuhr sie empor. War es ein Trugbild ihrer Phantasie, war es Wirklichkeit, — dort auf dem Waldweg erschienen zwei Gestalten in Försterkleidung, Flinte und Jagdtasche über die Schulter gehängt. Der eine — es konnte kein Zweifel sein, war Lambert. Es war gut, daß ein Rosengesträuch des Mädchens Gestalt dermaßen verbergte, daß sie nicht entdeckt werden konnte. Wäre es der Fall gewesen, Johanna hätte sich willenlos dem Gefühl hingegeben, welches sie augenblicklich vollständig be-

herrschte. „Lambert, Lambert,“ der Name schwebte auf ihren Lippen, aber er verklang in unhörbarem Seufzen.

„Meine Meinung ist, daß das, was wir einmal als Recht erkannt haben, uns kein späterer Zweifel streitig machen darf,“ hörte sie, gerade als die beiden vorübergingen, Lamberts tiefe Stimme zu dem Gefährten sagen.

Sie preßte die Hand auf das stürmisch pochende Herz; sollte das eine Antwort sein auf all ihr banges, stürmisches Fragen? — Die Worte des anderen entgingen ihr, nur einzelne undeutliche Worte trug der Wind zu ihr herüber.

„Das ist Schloß Löwenhof, hier an dieser Stelle kann man es deutlich unterscheiden,“ war das nächste, was sie vernahm. „Und dort schimmert ein Licht am Fenster.“ Es war wieder Lamberts Stimme, welche diese Worte sprach. Johanna zitterte. Noch einmal trat die Versuchung, seinen Namen zu rufen, an sie heran, stärker als das erste Mal. — Sie widerstand. — Er war ihr nah, seine Gedanken weilten bei ihr, das wußte sie. Hätte sie sein Gesicht gesehen mit dem Ausdruck von Liebe und Sehnsucht, sie wäre vielleicht weniger stark gewesen.

Der junge Förster ahnte nicht, daß sie ihm so nahe sei, als er, einen letzten Blick auf das erleuchtete Fenster werfend, mit seinem Gefährten weiter schritt. In jenem Zimmer suchte er die Geliebte, in ihrer stillen, sinnigen Weise am Krankenbett der Baronin waltend. Auch sein Herz schlug unruhig, er konnte, er wollte sie nicht aufgeben, sie war sein bis in alle Ewigkeit. Es war ihm lieb, daß sein Gefährte bald Abschied nehmen mußte; ihre Wege führten in verschiedene Reviere; so wanderte Lambert allein durch den schweigenden Wald. Bild um Bild trat vor seine Seele. Das stille Forsthaus, dem er entgegen eilte, gewann ein anderes Aussehen, stand doch in der Thüre Johanna und streckte ihm die Arme entgegen und er schloß sie an sein Herz und nannte sie sein Weib. Es ward ihm fröhlich zu Mute, die Welt war so schön und Gott so voll Liebe und Freundlichkeit gegen das kleinste seiner Geschöpfe, es war unmöglich, daß sein Weg allein dunkel sein sollte. Das Wort Entsagung hatte er noch nicht gelernt, er wollte es jetzt nicht lernen, da seine Seele die Hoffnung nicht aufgeben konnte.

„Du siehst so glücklich aus, Lambert, als habest du etwas Schönes erlebt,“ sagte seine Mutter, die ihn beim Abendbrot daheim erwartete.

„Wer weiß, was die Waldgeister mir erzählt haben, Mütterchen,“ war die heitere Antwort.

Die alte Dame blickte aufmerksam zu ihm herüber, während er in einer Ecke des Zimmers die Uniform mit dem Hausrock vertauschte.

„Ich hatte auch lieben Besuch,“ bemerkte sie, als er sich neben sie setzte und sich nach ihrem Ergehen erkundigte. „Frau Braunsfels mit ihren Kindern war hier, sie haben mit mir Kaffee getrunken.“

„Das freut mich. Da ist dir der Tag doch nicht lang geworden?“

„Durchaus nicht, mein Sohn. Adelheid ist ein liebes Geschöpf, so frisch und heiter, dabei bescheiden und wohl erzogen. Franziska noch ganz ein Kind, voll drolliger Einfälle. Es thut mir leid, daß du sie nicht getroffen hast.“

„Mir auch. Doch kann ich ja noch immer das Vergnügen haben.“

„Gewiß; sie bleiben für jetzt in der Stadt und ich hoffe, daß sie oft zu uns hinaus kommen.“

Lamberts Mutter legte das Strickzeug fort und setzte die Brille ab. Sie war noch immer eine stattliche Frau, trotz ihrer sechzig Jahre. Das sein geschnittene Gesicht sah dem des Försters ähnlich und mußte sehr angenehm genannt werden, obgleich die energischen Züge, die bei ihrem Sohn mit unverkennbarer Milde sich schön vereinigten, bei ihr etwas Scharfes haben konnten. Die leuchtenden Augen verrieten Feuer und Leben. Ihr einfaches, schwarzes Kleid mit dem runden Kragen, der bis an die Taille reichte, stand ihr gut, ebenso die weiße Spigenhaube, welche das voll-

ständig ergraute Haar bedeckte. Am Gürtel trug sie neben dem Schlüsselbund eine Schere, ein Klappmesser und fogar eine kleine Flöte, deren sie sich gern im Garten bediente, um die Magd herbeizurufen.

Diese trat gerade jetzt herein, in der einen Hand die Schüssel mit dampfenden Kartoffeln, in der anderen einen Eierkuchen tragend. Salat und ein Teller kalten Fleisches standen bereits auf dem Tisch.

„Du wirfst müde und hungrig sein, mein Sohn, nach dem weiten Marsch,“ meinte die Mutter, den Salat mit Del und Essig versehend. „Bist du zufrieden mit deinen Geschäften?“

„Nicht so sehr, Mutter. Der Ertrag der Holzverkäufe ist in diesem Jahr geringer als sonst. Es thut mir leid für dich, besonders nach dem Verlust, den du neulich zu beklagen gehabt hast,“ jügte er hinzu.

„Bah, das hat nichts zu sagen. Dein Einkommen reicht für dich hin und meine Bedürfnisse sind, wie du weißt, wenige.“

„Ja gewiß.“

Es sah aus, als wollte Lambert noch mehr sagen, aber er drängte die Worte zurück, deren Ausspruch vielleicht auf gelegeneren Zeiten verschiebend. Mutter und Sohn falteten die Hände und Lamberts ernste Stimme sprach das Tischgebet.

„Mutter,“ sagte er, als die Mahlzeit beendet war, während welcher er meist still und sinnend dagesessen hatte, „ich habe dir noch nicht erzählt, daß ich vor wenig Wochen noch einmal um Johanna Werner angehalten habe.“

Sie blickte gespannt in die Höhe. „Run?“ fragte sie ungeduldig.

„Sie hat meine Hand zum zweitenmal ausgeschlagen.“

„Dann wirfst du wohl endlich eingesehen haben, daß das Mädchen nicht für dich bestimmt ist,“ sagte sie scharf.

„Doch nicht, Mutter.“ Lamberts Augen leuchteten, er sah gar nicht hoffnungslos aus. „Ich würde nur dann die Hoffnung aufgeben, wenn ich annehmen müßte, daß Mangel an Liebe sie zurückhielte, aber das Ganze liegt einfach in den Verhältnissen.“

„Und was für Verhältnisse sind das?“

Lambert setzte sie seiner Mutter so kurz wie möglich auseinander.

„Das finde ich unverzeihlich hochmütig von dem Mädchen, — noch dazu, gegen den Willen des Vaters.“

„Der Vater kommt gar nicht in Betracht, liebe Mutter. Er ist wirklich halb verrückt. Seiner fixen Idee opfert er alles und würde dadurch seine Familie dem Ruin entgegenführen, wenn Johanna nicht so tapfer arbeitete.“

Lamberts trauriger Ton mußte seine Mutter in etwas besänftigen. „Das Mädchen ist darin wirklich ausgezeichnet,“ lobte sie, „das verstehe ich nicht. Aber gerade unter den gegebenen Verhältnissen sollte sie dem Bruder nicht noch solche hohe Gedanken in den Kopf setzen und ihn einfach ein Handwerk erlernen lassen.“

„Der Junge hat aber wirklich eine außergewöhnliche Lernbegierde,“ warf Lambert ein. „Mit tausend Freuden würde ich ihm behilflich sein, wenn ich nur könnte.“

„Und ich sage noch einmal, es ist nichts als Hochmut. Es gibt Leute genug in der Welt, die ihre Söhne gern studieren ließen und doch aus Mangel an Mitteln darauf verzichten müssen. Gings mir mit dir nicht gerade so, und bist du nicht doch ein tüchtiger Mann geworden?“

„Ich hatte aber nicht den ausgeprägten Trieb zum Studieren, wie Theodor. Das Waldleben hatte stets besonderen Reiz für mich.“

„Also du gibst dem Mädchen recht?“

„Vollkommen, Mutter, nur nicht darin, daß sie jede Hilfe von Freunden ausschlägt und ihn allein durchbringen will.“

„Hättest du ihr vielleicht, als ihr Gemahl, diese Hilfe angeboten?“ fragte sie spottend.

„Ja, Mutter.“ Er sah ihr unerschrocken ins Antlitz, obgleich er wußte, daß diese Antwort einen Sturm hervorrufen werde.

„Das sieht einem Schwärmer wie dir ähnlich,“ eiferte sie. „Selbst kaum so viel zu haben, um Kleidung und Unterhalt bestreiten zu können, und dann noch dergleichen Anerbieten zu machen. Ich glaube, du könntest es ertragen, deine Mutter im Alter betteln zu sehen, wenn du nur deinen Liebhabereien nachgehen dürftest. Denke nur, wach eine Thorheit, eine Frau, die nichts mit in die Ehe bringt, und dann noch einen Jungen nicht allein füttern, sondern ihn studieren lassen! Von dem saubern Vater gar nicht zu reden.“

„Du weißt, daß für dich zu sorgen mein erstes Bemühen sein wird und bis jetzt gewesen ist,“ entgegnete er. „Uebrigens sagte ich dir schon, daß das Mädchen mich ausgeschlagen hat.“

„Was nützt das, wenn du sie doch nicht aufgeben willst. Welchen Grund gibt sie eigentlich an?“ setzte sie schnell hinzu.

„Eben den, daß es ihre Pflicht sei, für den Bruder zu sorgen.“

„Und du bist ihrer Liebe zu dir gewiß.“

Eine leichte Verlegenheit zeigte sich in Lambert's Zügen; unruhig ging er durch das Zimmer. „Ich glaube wohl, Mutter,“ sagte er endlich stehend bleibend.

„Du glaubst es nur? — Dann will ich dir sagen, daß ich es nicht glaube. Ich tenne Mädchenherzen vielleicht besser wie du, mein Sohn, und kann mir nicht denken, daß sie dich um einer bloßen Schrulle willen ohne weiteres ausschläge.“

„Du bist im Irrtum, Mutter. Was du Schrulle nennst ist ihr zu einer Lebenspflicht geworden, die ihr heilig ist, weil sie dieselbe am Lager einer Sterbenden auf sich genommen hat.“

„Ach was,“ meinte sie ärgerlich. „Hat die Sterbende ihr denn das Versprechen abgenommen, den Jungen studieren zu lassen?“

„Das nicht gerade, aber wohl das Gelöbniß, daß sie wie eine Mutter für ihn sorgen will. Johanna hat einen edlen, opferfreudigen Sinn, das macht sie mir um so teurer, Mutter.“

„So willst du wirklich noch weiter in sie dringen?“

Lambert hatte sich zu der alten Frau hernieder geneigt, er umfaßte sie mit beiden Armen. „Würdest du sagen, ich sollte es nicht thun, Mütterchen? fragte er liebevoll.

Sie sah zärtlich in sein Gesicht. „Ich glaube, daß es mir so vorkommt, mein Sohn,“ entgegnete sie ernst.

„Auch, — wenn dadurch mein Lebensglück vernichtet, mein Weg einsam und dunkel würde?“ fragte Lambert feierlich.

Die Thränen strömten ihr aus den Augen. „Dein Glück ist mir das Höchste, mein Sohn, Gott weiß es,“ sagte sie bewegt. „Ich hätte nichts dagegen, daß du das Mädchen heimführtest, sie ist mir lieb und wert. Aber den Bruder mit in den Kauf zu nehmen, davon kann ja bei uns gar nicht die Rede sein.“

Lambert's Gesicht erheiterte sich. „Wenn du mir deinen Segen gibst, warum nicht, Mütterchen? Ich habe zwei gesunde Arme und Gottlob einen kräftigen Körper,“ sagte er, sie küßend. „Mittel und Wege, für ein größeres Einkommen wie bisher zu sorgen, gibt es auch noch in der Welt. Warum sollen wir das Ganze so tragisch nehmen?“

Sie schluchzte nur noch heftiger. Er ahnte nicht, daß in dieser Stunde das Gebäude ihrer langgehegten, schönsten Hoffnungen langsam zusammenstürzte.

„Wenn sie dich aber dennoch nicht liebte?“ sagte sie plötzlich. „Wenn sie dich zum dritten Male abweise, was dann?“

Eine tiefe Stille herrschte im Gemach, Lambert sah einen Augenblick fast regungslos. „Was dann, Mutter?“ sagte er, und sie erschrak vor dem verstörten Blick, den er auf sie richtete, „was dann? Laß uns lieber nicht daran denken, denn wenn schon der Gedanke so dunkel ist, wie finster erst wird die Wirklichkeit sein.“ (Fortsetzung folgt.)



## Monatschau.

### Fragmatische Tabelle.

Ma i.

17. Das Ministerium Goblet in Frankreich gestürzt.

### Politik.

Der Reichstag hat im abgelaufenen Monat sich mit der ersten großen Steuermaßregel beschäftigt, deren Ertrag im wesentlichen bestimmt ist, die Neuausgaben des Militär-Budgets zu decken, welches letztere jetzt so weit ist, an jedem Tage genau eine Million zu verzehren. Leider wird in Deutschland, in demselben Augenblick, wo die freie Schweiz durch Volksabstimmung das Branntweinmonopol einführt, von unserem Reich nur eine Branntweinsteuer beliebt, eine Steuer also, die nicht, wie das Monopol, sozialistisch, sondern nach alter Weise kapitalistisch erhoben werden soll. Wir können hier, wie überall, die Abneigung auch vieler, welche mit uns sonst auf ganz gleichem Boden stehen, gegen sozialistische Maßregeln und ihre Gespensterfurcht vor dem Schreckbegriff des Monopols nur schwer verstehen. Die Zustände, die wir eben jetzt wieder in Belgien sehen, dünken uns doch ernst genug, die Notwendigkeit immer wieder vor Augen zu stellen, daß das kapitalistische System nicht nur in seinen Symptomen zu bekämpfen, sondern an der Wurzel anzugreifen ist, wenn wir dem Bürgerkrieg entgehen wollen. Mit etwas Unfall und Altersversicherung, so wünschenswert dieselben an sich sind, ist gegen die Größe des Schadens nur allzuwenig auszurichten; wo immer es zugänglich ist, muß der Staat vermittelnd in die Verteilung des nationalen Arbeitsertrages eingreifen; er muß suchen, immer weitere Schichten der Arbeiterbevölkerung und ihr ganzes Schicksal mit seinem eigenen Schicksal zu verketten. Nur dann werden dieselben aufhören, den Staat und seine Ordnung als einen Sport der besitzenden Klassen anzusehen, als einen Luxus, der am besten durch Revolution zu beseitigen wäre. Tabakmonopol und Branntweinmonopol wären auf dem Wege der sozialen Veröhnung glückliche Fortschritte gewesen. Leider ist die Gelegenheit, Zehntausende von unsicheren Existenzen in gesicherter Beamtenstellung zu bringen, unbenutzt vorübergegangen und die Sache wieder kapitalistisch angefaßt worden, inzwischen muß man sich

damit trösten, daß, abgesehen von dem Geldertrag, voraussichtlich der Branntwein wenigstens etwas verteuert und dem Volke die Gelegenheit, sich selbst zu ruinieren, einigermaßen erschwert werden wird.

Die Branntweinsteuer-Vorlage ist nach der ersten Lesung im Plenum in eine Kommission verwiesen worden, welche das Gesetz gründlich durchberaten hat und im Begriff steht, dasselbe nach Pfingsten wieder vor das Plenum zu bringen. Anfänglich schien es, als wäre sowohl bei den Nationalliberalen als auch beim Zentrum eine größere Abneigung gegen das Gesetz vorhanden, und Herr Windthorst mag auch wohl sein möglichstes gethan haben, um nichts zustande kommen zu lassen. Inzwischen scheint sich aber doch herauszustellen, daß in beiden Parteien eine zustimmende Mehrheit für das Gesetz vorhanden ist und daß es daher mit der zum Staunen der Welt einen Augenblick drohenden nationalliberal-merkmalen Verbrüderung für diesmal doch wohl noch nichts werden wird.

Außer der Branntweinberatung ist vom Reichstag kaum etwas zu melden, als der Kampf um die Kunstbutter und eine etwas stürmische Antisemitendebatte. — In der Kunstbutterfrage hatten die konservativen Vertreter der Landwirtschaft, die Herren Graf Holstein und v. Wedell einen schweren Stand, insofern nicht nur die Linke, sondern auch die Regierung sehr viele Schwierigkeiten machte, um wenigstens dem Handel mit den Mischprodukten die Adern nicht zu sehr zu unterbinden. Indessen wurde mit Recht darauf entgegnet, daß, wenn es sich um eine Maßregel im Interesse des Volksernähens handle, Mischbutter und Margarinbutter als in gleicher Verdamnis befindlich behandelt werden müßten, und daß gar kein Gesetz besser sei, als ein solches, welches nur der Fälschung, aber nicht der Mischung entgegenrete. Nun verhielt sich zwar die Regierung sehr ablehnend, und überdies bestreiten und bekämpfen die eigentlichen Liberalen, wenn sie nicht etwa direkt für die Fälscherei schwärmen doch mindestens die Ansicht, daß Gesetze zum Schutz einzelner Interessensphären überhaupt gegeben werden dürften; aber es ist noch nicht aller Tage Abend; vielleicht besinnt sich der Bundesrat eines Besseren und tritt der Landwirtschaft bei.

Nicht so entschieden stehen wir — um das an dieser Stelle einzuschalten — auf Seite derjenigen Konservativen des preussischen Abgeordnetenhauses, die schon wieder eine bedeutende Erhöhung der Kornzölle beantragt und sogar vom Minister Lucius bereits den Segen der Regierung dazu bekommen haben, oder wenigstens einen Wechsel auf diesen Segen, freilich einen solchen, der nicht ganz „sein“ zu sein scheint, und mit dessen Einlösung es hapert. Wir unsererseits halten die Forderung dieser Erhöhung für eine mindestens nur „auf Zeit“ zu bewilligende, aber dann sofort zu beseitigende, wenn sie sich irgendwie als Druck auf den Konsum fühlbar machen sollte. Bei gegenwärtigen Preisen und der Aussicht, daß das Ausland den Zoll tragen wird, mag die Reichskasse den Augenblicksvorteil mitrechnen.

Neben der Kunstbutter haben es, wie schon gesagt, unsere jüdischen Mitbürger einmal wieder fertig gebracht, nicht nur die Gemüter und Zungen der Reichsboten zu beseuern, sondern auch die Glode, die der Präsident zu ihrem Schutze handhabte, derart zu erregen, daß sie entzweiprang. Es handelte sich um Petitionen der Tierchutzvereine, welche Hinderung mancherlei Tierquälerei bezwecken. Dadurch fühlten sich nun die Juden sofort in Angst versetzt, es könne ihnen das rituelle Schächten gelegt werden, und sie hatten mit der ihnen eigenen Betriebsamkeit einen großen Heerban zu Verteidigung der bedrohten Gewissensfreiheit ausgedoten. Während nun jedes Kind weiß, daß das Schächten oft mit äußerster Tierquälerei verbunden ist, eine Thatsache, die unumstößlich dadurch bewiesen wird, daß Professor Virchow das Gegenteil behauptet, so entspann sich doch zwischen den Herren Windthorst, Miquel und Brömel ein förmliches Handikap, wer es dem anderen in Judenfreundschaft zuworthun könnte; ja der Verdacht, als wäre man nicht wohl begeistert für das Schächten, wurde also tiefe Beleidigung entzündet zurückgewiesen und dem „Gewissen“ Israels gegenüber ein Part-

gefühl entwickelt, das für Katholiken und Protestanten niemand übrig hat; am allerwenigsten die jüdische Presse. — Leider lag die Vertretung des hier berechtigten antisemitischen Standpunktes in denkbar ungeeigneten Händen, nämlich bei dem jungen Dr. Bökel, der es immer noch nicht ganz erfasst hat, daß man wohl in Bauernversammlungen, auch wohl in Zeitungen und Zeitschriften unbewiesene Behauptungen aufstellen darf, daß es aber im deutschen Reichstag seine Vorzüge hat, mit Beweismaterial versehen zu sein. Mehrere an sich sehr gute Gelegenheiten, die Judenfrage in den Reichstag zu bringen, hat leider Herr Bökel lediglich dazu benutzt, sich Niederlagen zuzuziehen. Es scheint aber fast, als ginge seine Kraft in hohlem Pathos und allgemeinen Redensarten auf, und als sei das einzige, was ihn hält, die Versäumnis der konservativen Partei, die Judenfrage ihrerseits euergetisch in die Hand zu nehmen. Flachher und leichter kann u. E. keine Auffassung der Judenfrage sein, als die, welche mit dem Schlagwort „Rassenfrage“ den Stein der Weisen gefunden zu haben glaubt.

Auf dem Gebiete des Kulturkampfes, des evangelischen wie des katholischen, ist es einigermaßen still geworden. Der Antrag Hammerstein—Kleist-Mehow ist von der Kommission des Herrenhauses, in welche er verwiesen worden war, durchberaten worden. Zur öffentlichen Verhandlung wird derselbe in diesem Jahre nicht mehr kommen, was insofern nicht zu beklagen ist, als in der Zwischenzeit bis zur nächsten Sitzungsperiode die preussischen Provinzial-Synoden tagen werden und von diesen in wesentlichen nur Zustimmung zu den Beschlüssen der landeskirchlichen Versammlung zu erwarten ist. Hat die preussische Staatsregierung ihre Feindseligkeit gegen den Antrag wiederum dadurch bewiesen, daß sie einen Kommissar zu den Kommissionsverhandlungen nicht entsandt hat, so kann man vielleicht hoffen, daß, wenn die Synoden sich nur einigermaßen einmütig aussprechen, Fürst Bismarck dieselbe Objektivität, die er jüngst für die Bedürfnisse und Ansprüche der Katholiken zeigte, auch den Evangelischen gegenüber entwickeln, und daß der Staat bereit sein wird, auch der evangelischen Kirche das zuzugestehen, was dieselbe durch ihren offiziellen Mund für unentbehrliche Lebensbedingung erklärt.

Wünschsten wir übrigens irgend etwas geändert zu sehen in den landeskirchlichen Bestrebungen, so möchten wir einen etwas verminderten Eifer in der Versicherung, daß man am landesherrlichen Oberbischofsamt durchaus nicht rütteln wolle, für erfreulich halten. Wenn es auch gewiß ist, daß Geist und Kraft des Evangeliums jede Form der Kirchenorganisation ertragen, freikirchliche und landeskirchliche, bischöfliche und konsistoriale, so folgt daraus doch entfernt nicht, daß es überhaupt kein Ideal der kirchlichen Organisation gäbe. Ein solches Ideal gibt es gewiß; wer aber dasselbe aus der heiligen Schrift heraus von Grund auf neu gestalten wollte, kann wohl auf mancherlei, von einander abweichende Baupläne, niemals aber auf den Gedanken verfallen, den weltlichen Herrscher jedes beliebigen Landes, unbekümmert um seinen Christenstand, zum evangelischen Oberbischof zu machen. Zu wünschen ist also doch wohl nicht nur die Beratung des Landesherrn durch geistliche Ratgeber an Stelle der weltlichen, sondern überhaupt eine geistliche und biblische Verfassung der Kirche, die von politischen Zufälligkeiten völlig absieht. Der Wunsch Friedrich Wilhelms IV., das Kircherequiment in die rechten Hände zurückgelegt zu sehen, muß der Wunsch der evangelischen Kirchen werden.

Was den katholischen Kulturkampf betrifft, so dauert im deutschen Reich der Kampf des Augustinusvereins und der wilden Kaplanpresse gegen die gemäßigten und konservativen Elemente in der Weise fort, daß die Intransigenten, je mehr sie ihren Einfluß schwinden sehen, um so heftiger und toller dreinschlagen; nicht ganz ohne Erfolg. So ist es ihnen auch jetzt noch gelungen, zu hintertreiben, daß eine Adresse, welche der Herzog von Ratibor mit seinen Freunden an den Papst absenden wollte zum Dank für die Herstellung des kirchlichen Friedens, nicht abgeschickt worden ist. Im ganzen hat man aber doch den Eindruck, daß recht vielen die Füße kalt zu werden beginnen

und daß die Erhaltung der eigentlichen Kulturkampf-Stimmung, wenn sie denn möglich wäre, nicht mehr der Natur, sondern der Kunst ihr Dasein verdanken würde. So lange wenigstens, als der Papst auf Seite der Friedensfreunde steht. Ob dieser Zustand ein glücklicher für das deutsche Reich ist, mag dahingestellt bleiben; jede Schamünze hat ihre Rehrseite und an der Größe der Wahldienste oder auch politischen Dienste, welche der Papst dem deutschen Reiche geleistet hat, mißt man unwillkürlich diejenige der Verlegenheiten, die er bereiten könnte, wenn es ihm oder seinen Nachfolgern beikommen sollte, so vorzugehen, daß der Kaplan Bögtle in Baden Grund bekäme, seine Zufriedenheit auszusprechen, und nicht mehr, wie er es jetzt thut, zu grollen, daß „ein altes Weib“ den heiligen Stuhl besetzt halte. Der Bögtle aber gibt es viele.

Aus dem sonstigen Parteileben ist es immerhin beachtenswert, daß bei einer Neuwahl im Kreise Merseburg-Querfurt die Nationalliberalen das früher von ihnen dort geachtete Kartell jetzt nicht mehr respektieren, sondern einen eigenen Kandidaten aufstellen, und zwar anscheinend mit Wissen der Parteileitung. Offenbar ist diese der Ansicht, daß die Konservativen der verfallenen Partei jetzt so weit wieder auf die Beine geholfen haben, daß diese die bei der letzten Wahl noch unentbehrlichen Krücken nunmehr fortwerfen kann.

\*     \*     \*

Fast lebhafter noch, als die inneren, sind im abgelaufenen Monat die **auswärtigen Fragen** behandelt worden. Und es ist kein Geringerer als Fürst Bismarck selbst, der die Erörterung unserer Beziehungen zu Rußland auf die Tagesordnung gesetzt hat.

Es war in der That nicht nur in Rußland, sondern auch in Deutschland zur allgemein geglaubten Auffassung über den Vertrag von San Stefano und den Berliner Frieden geworden, daß es wesentlich Fürst Bismarck sei, der sich dem Grafen Ignatieff, und daß es wesentlich Deutschland sei, welches sich der Erweiterung des russischen Einflusses im Orient entgegensetzt und Oesterreich-Ungarn fast gegen dessen Willen nach Bosnien getrieben habe. Die Aktenstücke, welche jetzt von der „N. A. Z.“ veröffentlicht worden sind, beweisen deutlich genug, daß, wenn wirklich Deutschlands Interessen mit dem Ergebnis des Berliner Vertrages zusammen fielen, es seinerseits durchaus nicht nötig gehabt hat, sich um die Befriedigung derselben zu bemühen, und daß Fürst Gortschakoff und Graf Andrassy bereits, ehe sie nach Berlin kamen, die Welt unter sich geteilt hatten. Deutschland kann beweisen, daß es auf dem Kongress bisweilen russischer gewesen ist, als Rußland selbst.

Diese Nichtigstellung einer fable convenus ist interessant und wichtig. Im übrigen liegt auf der Hand, daß die „N. A. Z.“ ihre Enthüllungen nicht im akademisch-geschichtlichen Interesse gemacht hat, sondern daß der Reichszkanzler mit denselben irgend einen sehr gegenwärtigen und realen Zweck verbinden muß. Welches dieser Zweck ist, bleibt schwer zu sagen, ob eine Einwirkung auf die höchste Stelle in Rußland oder auf die öffentliche Meinung jenes Landes, ob ein Wort an andere Adressen. Und um so schwerer ist das zu verrichten, als die Enthüllungen in Wien notwendig verstümmen mußten und wahrscheinlich auch wirklich verstümmt haben. Fürst Bismarck hat aber offenbar die Notwendigkeit, den Führer der deutsch-feindlichen Partei, Herrn Ratkow, „reinzulegen“, für dringender gehalten, als die Sorge vor einer leichten Verstimmung in Wien, die durch entsprechende Erklärungen anscheinend schon gehoben ist. Die Bloßstellung Ratkows konnte aber in der That nicht vollständiger gelingen. Mit allen ihren geschichtlichen Behauptungen ist die „Moskauer Zeitung“ attemmäßig widerlegt worden, und es ist sogar die deutsche „Petersburger Zeitung“ auf Seite Deutschlands getreten. Die letztere hat einen Artikel des Herrn Ratkow vom Jahre 1883 einfach abgedruckt und damit den großen Panflavisten in den schärfsten Gegensatz



zu sich selber gesetzt. Rattow hat damals den Fürsten Gortschakoff halb und halb als Vaterlandsverräter behandelt, während er den Herrn von Giers für den einzigen erklärte, der Rußlands Interessen nach außen hin in richtiger und würdiger Weise vertrete. Heute ist Giers der Feind.

Ob ein Erfolg, auf die öffentliche Meinung Rußlands einzuwirken, wenn er denn beabsichtigt war, erreicht werden wird, muß zweifelhaft bleiben. Der Leidenschaft predigen, ist eine mißliche Sache; sie ist unbelehrbar; und wenn irgend etwas echt ist bei unseren slavischen Nachbarn, so ist es der Haß gegen alles Deutsche; und niemand wird geneigt sein, in Zukunft sich selber da anzulagen, wo bisher der böse Deutsche als bequemer Sündenbock gelten konnte und galt. Jedes Urtheils über alle diese Vorgänge enthält der Laie, der die Akten nicht kennt, sich am besten. Es kann dem stillen Beobachter zuweilen recht bange werden, wenn er sieht, daß Freundschaften von uns gesucht werden, die für den oberflächlichen Anblick unerreichbar scheinen, und andererseits (dem Anschein nach) Freundschaften nicht gepflegt werden, welche zu haben sind. Indessen kann man zum Fürsten Bismarck unbedingt das Vertrauen haben, daß er auf dem auswärtigen Gebiet, wie schon so oft, die richtigen psychologischen Mittel anwendet, und oft da, wo Sympathien doch nicht mehr zu erwecken, das oderint, dum metuant in seine Rechte einsetzt.

Uebrigens hat der Erfolg, den Fürst Bismarck mit seinen Enthüllungen zur Vorgeschichte der Berliner Kongreßverhandlungen erzielte, den ehemaligen französischen Botschafter in St. Petersburg, General Le Flo, nicht schlafen lassen, sondern ihn veranlaßt, seinerseits einige Papiere herauszugeben, welche auf die Kriegsgefahr des Jahres 1875 neues Licht werfen und Deutschland als willkürlichen Friedensstörer darstellen sollen. Diesen Zweck erfüllen aber die fraglichen Schriftstücke absolut nicht; es kann nur gesagt werden, daß sie rein subjektiv sind und wohl die Ansicht der damaligen französischen Regierung wiedergeben, aber ohne die allergeringste Bürgschaft, daß die Eindrücke und Ansichten des Herzogs Decazes und seiner Agenten auch wirklich den Thatfachen entsprechen haben. Daß eine Kriegsgefahr bestand in den Tagen, als die „Post“ ihren „Krieg in Sicht“-Artikel brachte, unterliegt keinem Zweifel; daß aber dieselbe ihren Grund ausschließlich in der subjektiven Kampflust des deutschen Reichskanzlers gehabt haben sollte, ist mehr als unglücklich. Diese Enthüllung ist heute so wenig ernst zu nehmen, als sie 1875 in Petersburg ernst genommen worden ist. Das einzige, was sie zweifellos feststellt, ist ein würdeloses Vuhlen der Franzosen um die russische Freundschaft.

\* \* \*

In **Rußland** geht im wesentlichen alles denselben Gang, den es auch in den letzten Monaten gegangen ist. Die Nihilisten machen Verschwörungen und Attentate, und werden, soweit man ihrer habhaft werden kann, an den Galgen gehängt. Die Vergewaltigung der deutschen Ostseeprovinzen schreitet in rücksichtsloser Weise fort, das deutsche Schulwesen wird überall durch russisches ersetzt, die deutschen Lehrer werden brotlos auf die Straße gesetzt und auch die volle Beseitigung der deutschen Hochschulen ist nur eine Frage der Zeit. Auch an einer Reise des Kaisers zu den donischen Kosaken ist im Grunde nur das bemerkenswert, daß man gewagt hat, sie wirklich zu machen. Im vorigen Jahre mußte sie aus Furcht vor Attentaten aufgegeben werden. An dem allen ist also nichts Ueberraschendes. Neu und merkwürdig war dagegen die Nachricht, daß Rußland in **Serbien**, das bisher als Hochburg österreicherischen Einflusses galt, einen diplomatischen Erfolg davongetragen habe. Wie überall in den Balkanstaaten suchen auch dort die Russen für den slavischen Gedanken zu arbeiten. In Rumänien und Bulgarien, bisher, wie man weiß, ohne allen Erfolg; in Serbien dagegen hätten sie schon bei den vorigen Wahlen eine Mehrheit gehabt, wenn nicht die

in ihren Mitteln ziemlich unbedenkliche Regierung sich selbst geholt und durch allerlei Kunstgriffe eine österreichische Mehrheit als Stütze des Ministeriums Garaschanni geschaffen hätte; aber schlechte Finanzverwaltung, neue Steuern und neue Schulden sind nicht geeignet gewesen, den Minister volkstümlich zu machen oder zu erhalten, und so ist anscheinend dem russischen Einfluß jetzt noch weit mehr gelungen als früher. Die Königin Natalie wird in der That den Zaren in Livadia besuchen. Der Vollständigkeit scheint freilich dieser Erfolg zu entbehren, denn es hatte wohl anfänglich den Anschein, als sollte auch ein russisches Ministerium die Zügel ergreifen und gar vielleicht der russische Prätendent für den serbischen Thron, Peter Karageorgewitsch, der gleichzeitig montenegrinischer Schwiegerohn ist, Geschäfte machen. Soweit man aber nach Zeitungsberichten urteilen kann, scheint diese Gefahr abgewendet und Garaschanni im Amte zu bleiben.

In Oesterreich mögen diese und andere Wetterzeichen am politischen Himmel ernst genug aufgefaßt werden, denn der Kriegsminister hat im Ministerrat (im Widerspruch zu seinen Kollegen) eine weit größere Summe für Wehrzwecke mobil gemacht, als diese ihm gewähren wollten. Inzwischen gehen im großen bunten Kaiserstaat die alten, oft besprochenen Kämpfe, vor allem der Kampf um die Sprachen fort und die Sprachfrage hat auch im Mai wieder größere Bewegung hervorgerufen, besonders unter den deutschen Studenten in Wien, deren stark entwickeltem deutschen Selbstbewußtsein die kalte Objektivität ihres Lehrers, des Professors Maassen doch ein wenig zu kalt war. Und wir möchten glauben, daß, wenn in früheren Fällen, wo die Deutschen den Slaven ein Recht versagen wollten, das sie selbst beanspruchten, nämlich Schulen eigener Zunge zu gründen, daß in diesem Falle Professor Maassen unbedingt recht hatte, den Tschechen beizutreten. Dagegen möchten wir glauben, daß der Standpunkt, der deutschen Sprache gar kein Vorzugsrecht einzuräumen, doch weiter geht, als nötig ist und als die gebotene Objektivität in einem so bunten Lande, wie Oesterreich, vom Billigdenkenden verlangt. Es ist doch, das kann als mildern Umstand für die Studenten gelten, ein schmerzliches und niederdrückendes Gefühl, zu sehen und festzustellen, daß seit der Aufrichtung des deutschen Reiches deutscher Einfluß und deutsches Wesen fast überall entschieden zurückgehen. Es ist freilich auch natürlich. So lange Deutschland ein geographischer Begriff war, war die Duldung unserer Sprache auch im Auslande harmlos. Seit wir aber ein politisch mächtiges Reich geworden sind, wittert man in jedem deutschen Wort Eroberungsgelüste.

Fast möchte man die große Abrechnung herbeiwünschen, welche endgültig darüber entscheiden soll, ob der Reid unserer Nachbarn das junge Werk zerstören, oder ob Deutschland wieder zu einem Weltreich werden wird, in welchem die Sonne nicht untergeht.

In Frankreich ist wieder einmal Ministerkrisis. Der Fall Schnäbele war glücklich erledigt, ohne daß die Würde der Republik verletzt worden wäre, und der Ministerpräsident, Herr Goblet, hatte sich bereit, dieses freudige Ergebnis auf einer Redereise der laufenden Welt zu übermitteln; da stürzte er über eine innere Frage, deren Bedeutung und Wirkung er unterschätzt zu haben scheint. Die Finanzwirtschaft der Republik ist seit sechszehn Jahren eine entsetzliche; es ist Schuld auf Schuld, Anleihe auf Anleihe, Steuer auf Steuer gestürzt und dennoch bisher niemals das Gleichgewicht von Einnahme und Ausgabe im Staatshaushalte erzielt worden. Das Versprechen, die Ausgaben zu vermindern und mit der Erhöhung der Steuern endlich inne zu halten, ist hundertmal gegeben, aber nie gehalten. Zu seinem Unglück hat es auch Herr Goblet im vorigen Jahre gegeben und die Budgetkommission erwartete nun, daß er irgend welche Anstalt getroffen haben würde, dasselbe einzulösen. Da aber nichts derart geschehen war, noch auch in Aussicht gestellt werden konnte, so kam es zum Bruche zwischen

Kammer und Ministerium. Das letztere gab seine Entlassung und stellte Herrn Grevy vor die Notwendigkeit, ein neues zu bilden.

Herr Grevy begegnet nun den allergrößten Schwierigkeiten und zwar vor allen Dingen solchen, die in der äußeren und nicht in der inneren Lage ihren Grund haben. Kein Ministerpräsident wagt es, nach außen hin den unternehmungslustigen Kriegsminister Boulanger zum Kollegen zu nehmen, weil sein Name gewissermaßen den Krieg bedeutet. Und andererseits wagt niemand den Radikalen in Frankreich derart zu tropfen, daß man ihn, das Schoßkind der Demokraten, aus dem Kabinett herausließe. Uebrigens denkt in Frankreich jeder sehr sorgfältig an sich und seine Zukunft. Alle Welt hat aber das Gefühl, daß Boulanger noch einmal Nachthaber werden wird und man hütet sich sorgfältig, es mit einem solchen Zukunftsmanne zu verschütten. Im übrigen ist bisher durch Thatfachen noch in keiner Weise festgestellt worden, ob Boulanger wirklich der große Mann ist, als welchen seine Freunde ihn darstellen. An rastloser Geschäftigkeit hat er es ja nicht fehlen lassen. Die Organisationen, die er geschaffen, müssen sich aber erst im Ernstfalle bewähren und zwar besser bewähren, als die mit einem Kostenaufwande von 50 Millionen vorgenommene Einführung des Melinit's, jenes Sprengstoffes, der für kriegerische Zwecke absolut unbrauchbar ist.

Wenn man annehmen will, daß Frankreich kriegerische Pläne nicht hegt und auch mit der geplanten Mobilmachung keineswegs den ersten Schritt thun will, so könnte als Beweis dafür der Plan jener großen Ausstellung angeführt werden, zu welcher Frankreich im Jahre 1889 die Völker der ganzen Erde zu sich einladen wollte. Aber diese Ausstellung verspricht so wenig eine Weltausstellung, daß sich nicht absehen läßt, ob Frankreich überhaupt einen anderen Gast als sich selbst zur Feier der großen Revolution und des Königsmordes in Paris begrüßen wird. Eben darum könnte aber auch den Franzosen leicht mehr daran liegen, die Ausstellung gehindert, als sie zu einer miserablen Kundgebung für eine vermeintliche große Sache herabsinken zu sehen.

Ob von irgend einem monarchischen Staate eine prinzipiell gefaßte Ablehnung nach Paris gegangen ist, wissen wir nicht. Wenn aber die jüngst in der „Wiener pol. Korresp.“ erschienene Motivierung der deutschen Ablehnung eine offiziöse wäre, so würden wir das nur bedauern können. Nach ihr sollten es nur die Vohengrin-Standale in Paris sein, welche dem Fasse den Boden ausgeschlagen und die deutsche Ablehnung definitiv gemacht hätten. Ist das wirklich der Grund, so enthält er einen Opportunismus, den wir uns in keiner Weise anzueignen vermögen.

\* \* \*

In Belgien sind aufs neue Arbeitseinstellungen ausgebrochen mit allen jenen Begleiterscheinungen von Gewaltthätigkeit, Mord und Brand, durch welche erst vor wenigen Monaten ganz Europa erschreckt wurde. Es soll diesmal die angebliche Einführung eines Viehzolles die äußere Veranlassung der Revolten sein. Wenn sie es wirklich wäre, so würde dies nichts weiter beweisen als den großen Unverstand aufseiten der Arbeiter. Denn ein geringer Viehzoll kann unter Umständen notwendig sein, um die Produktion zu schützen. Und wenn nur ein wohlhabender und rechtlich geschützter Arbeiterstand da wäre, so würde die Frage: ob das Pfund Fleisch einen halben Pfennig mehr oder weniger kostet, keine Rolle spielen. Aber solch ein Stand fehlt und nirgends herrscht das kapitalistische System so kalt und so herzlos, wie gerade in Belgien; die Ultramontanen sind in dieser Hinsicht um keinen Deut besser als die Liberalen; beide stehen wirtschaftlich auf dem nackten Ausbeuterstandpunkte, ohne jedes Gefühl für die sittlichen Pflichten, welche Besitz und Autorität dem Träger derselben auferlegen. Darum ist aber auch, was dem Volke Schaden bringt, nicht ein elender Viehzoll. Sondern was ihm fehlt, ist Sozialreform und ehrliches Arbeitsrecht.

## Wirtschaftspolitik.

Man könnte von einer wirtschaftlichen Staatskrisis reden. Daß der gegenwärtige deutsche Reichstag den Schwerpunkt seiner Wichtigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete haben werde, haben wir schon gelegentlich der letzten parlamentarischen Krisis angedeutet. Aber während wir dabei hauptsächlich die Entscheidungen, welche wegen des Ablaufs des Reichsbankprivilegiums im Jahre 1891 zu treffen sind, im Auge hatten, hat sich der prinzipielle Kampf zwischen der Partei des free-trade und ihren Gegnern bereits auf anderen Gebieten entsponnen, wobei wir hoffen wollen, daß die letzteren nicht ihr Pulver vor der Hauptschlacht verschießen, sondern auch aus dieser mit einigen Vorteilen hervorgehen werden. Auf eine einschneidende Verbesserung der Bankverhältnisse können wir dabei freilich nicht hoffen. In dieser Frage herrscht so wenig Klarheit und zugleich hat man noch so wenig von den Grundlagen gesunder Kreditverhältnisse begriffen, daß man in der Reichsbank immer noch eine Anstalt, woraus auch die Produktion Nutzen ziehen könnte, erblickt. Die bedenklichen Ergebnisse, welche, wie wir schon hervorgehoben haben, der vorjährige Bankrechnungsabschluss gebracht, der geringe Ertrag für das Reich, den die mit so außerordentlichen Rechten versehene Anstalt (Befreiung von allen direkten Staatssteuern) gebracht hat, haben die Aufmerksamkeit noch nicht erweckt und doch ist es sehr wahrscheinlich, daß das laufende Jahr gar keinen Ertrag der Reichsbank an das Reich mehr gewähren wird. Hoffentlich kommt die betreffende Beratung im Reichstage nicht früher, als bis dieses Ergebnis, das dann doch wohl Bedenken hervorrufen muß und das vielleicht auf des Pudels Kern kommen läßt, zum Vorschein gebracht ist.

Inzwischen sind es indeß nicht nur die Gesezentswürfe über die Spiritus- und Zuckerteuer, sondern auch die anderen mannigfachen Bestrebungen gegen das laissez-faire, welche das Manchesterium in Aufregung versetzen. Einerseits entrüsten sich die Großindustriellen, an denen die belgische Lehre anscheinend spurlos vorübergeht, über den Entwurf des Arbeiterschutzes, dem leider auch die Reichsregierung sehr kühl gegenübersteht, und das gesamte Manchesterium ist außer sich über die Beratungen des Kunstbuttergesetzes, das es in seinen Organen der Bevölkerung nicht schwarz genug malen kann. Die Behauptung, daß die „Konjumenten“ gar keine unversälschten Einkäufe machen wollten, welche der Abgeordnete Bamberger parlamentsfähig gemacht hat, kehrt in allen Tonarten ebenso wieder wie die, daß es sich bei dem Spiritussteuergesetz, bei dem Kunstbuttergesetz zc. nur um die Begünstigung einiger „unrettbar verschuldeter Junker“ handle.

Daß aber in der Schweiz soeben durch Volksabstimmung das Spiritus- bez. Branntweinmonopol eingeführt worden ist, wird natürlich zu vermanteln gesucht. Romischerweise sucht die Manchesterpartei diesen Vorgang sogar gegen die deutsche Schutzpolitik auszuspielen, indem sie darauf hinweist, daß die Schweiz ihren Bedarf an Spiritus nicht selbst zu decken vermöge, sondern noch 100,000 Hektoliter vom Ausland beziehen müsse. Da werde sie dann ihre Aufträge sicher dahin wenden, wo ihr selbst andererseits die größten handelspolitischen Zugeständnisse gemacht werden würden — entweder nach Deutschland oder nach Oesterreich-Ungarn. Daraus folgert man nun frisch weg, daß absolute Handelsfreiheit den Ländern zum Segen reichen könne, da doch nur wieder einige Gewerbetreibende Nutzen von einem derartigen Vertrag haben würden. Dieser enge Zirkel der Beweisführung beweist auch theoretisch den Bankrott des Manchesteriums, der sich praktisch schon längst nicht mehr verhalten läßt, denn wirtschaftliche Fragen sind immer Interessenfragen, immer werden an ihrer Lösung einzelne mehr Vorteil haben als andere. Das ist unter dem Freihandel genau so wie unter dem Schutz Zoll und es kommt bei Prüfung und Herstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht darauf an, ob einer oder der andere oder ob eine oder die andere Interessentklasse

zunächst mehr Vorteil davon hat, sondern darauf, was dem stetigen Gange der Gesamtentwicklung, der Erhaltung einer festen und dauerhaften Grundlage des Gesamtwohlstandes und der nationalen Kraft am förderlichsten ist. Und von diesem Standpunkt aus ist es allerdings ganz in der Ordnung, daß man den größten Vorteil, auch hinsichtlich der internationalen Beziehungen, dahin wendet, wo man selbst den größten Vorteil gewinnt. Freilich kommt es dabei vor allen Dingen darauf an, daß man auch begreift, was Vorteil im internationalen Verkehr ist und wie derselbe erwächst.

Man kann es daher auch als einen ganz außerordentlichen Fortschritt unserer wirtschaftlichen Gestaltung betrachten, daß durch den neuen Zuckersteuer-Entwurf die Exportbonifikationen wenigstens auf eine Kleinigkeit vermindert werden. Besser würde es sein, dieselben ganz zu beseitigen. Daß dieselben der Zuckerproduktion und der Landwirtschaft als solcher nichts genützt haben, bezeugt die Lage, in der sich unsere Zuckerproduktion tatsächlich befindet und wie sie von der Spekulation völlig abhängig geworden ist. Allein die verderbende Rückwirkung, welche die Exportbonifikationen auf die Getreideschutzzölle gehabt haben, läßt sich mit Händen greifen. Zum erheblichsten Teil vermöge ihrer waren unausgesetzt die Frachten nach Deutschland so niedrig und die Wechselkurse auf Deutschland so hoch, daß man billiger hierher verkaufen konnte als an die Plätze in gleicher Lage.

Neben dem Spiritussteuer- und dem Margarin-Gesetzentwurf ist es dann auch hauptsächlich die in Aussicht genommene weitere Erhöhung der Getreideschutzzölle für das deutsche Reich, welche die Freihändler in Aufregung setzt. Sind auch hier die Phrasen von der Verteuerung des „Brottes des armen Mannes“ ebenso billig als abgedroschen, so müssen wir doch selbst wiederholt betonen, daß wir uns niemals eine vorteilhafte Wirkung von der Getreideschutzzollgesetzgebung versprechen können, wenn nicht ein gesetzliches Verhältnis zwischen Getreide- und Brotpreis hergestellt wird, daß der Preis reinen Roggenbrotes niemals mehr als 25 Prozent höher sein darf als der Roggenpreis. Erst dann wird das Zwischengeschäft, welches die Differenz zwischen Getreide- und Brotpreis an sich zieht, genötigt werden, den der Produktion zukommenden Anteil an den Zollvorteilen wieder zuzuwenden, anstatt sie jetzt allein einzubehalten. Durch den Wegfall der Zuckerbonifikationen wird es wenigstens nicht mehr möglich sein, die Importpreise in der bisherigen Weise unnatürlich herabzusetzen; aber die Uebersvorteilung des Konsums wird immer noch möglich sein.

Aber auf den Konsum kommt es vor allem an. Man macht neuerlich Vorschläge, die landwirtschaftliche Produktion durch Erhöhung der Fruchtbarkeit zu steigern. Schon vor einiger Zeit meldete man aus Frankreich, daß ein dortiger Chemiker vermittle einer neuen Düngmethode die Fruchtbarkeit der Ländereien auf das Vierfache gehoben habe, und neuerdings schlägt man in Deutschland vor, durch Zermalmung der Feldsteine einen erdigen Dünger von außerordentlicher Kraft und Nahrunghaltigkeit zu gewinnen und dadurch ebenfalls die Fruchtbarkeit außerordentlich zu steigern. Nun sind wir freilich nicht in der Lage, hinsichtlich der Bewährung dieser Vorschläge mehr zu sagen, als wir selbst gelesen haben. Allein so erfreulich an sich eine solche Ertragssteigerung sein würde — zunächst schon, weil an ihr die landläufigen Uebersvorteilungsdoctrinen zu schanden werden würden —, so scheinen sie uns zunächst doch von geringer praktischer Bedeutung. Es fehlt zunächst keineswegs an Produktion — im Gegenteil wächst dieselbe allenthalben mäßig heran. Das Nötige ist die Stärkung der Konsumtion, und nach dieser Richtung ist der Arbeiterschutzgesetz-Entwurf nur ein kleiner Schritt. Gleichwohl lehnt sich dagegen die Großindustrie mächtig auf und motiviert ihre Ablehnung mit dem Arbeiterinteresse selbst. In der Bergindustrie Oberschlesiens, sagt man, seien 12 000 Frauenpersonen beschäftigt, und diese würden durch das Arbeiterschutzgesetz brotlos werden. Kann man dagegen nicht zunächst fragen, ob nicht durch diese 12 000 Frauenpersonen, die sich doch offenbar auf einem für sie falschen Arbeitsgebiet befinden, zuvor 12 000 oder wenigstens 8 — 10 000 Männer brotlos gemacht wurden? Denn

daß weit über 100 000 Männer in Deutschland brotlos, also Konsumtionsunfähig sind, wird nirgend bestritten, und daß eine noch weit größere Menge von Männern nicht mehr die erwünschte Konsumtionsfähigkeit besitzen, wird ebenfalls nicht bestritten werden können.

Wenn wir nun gleichwohl auf dem Gebiete des Arbeiterlebens, das nun einmal leider eine mächtig breite Bahn im nationalen Leben einnimmt, in Deutschland verhältnismäßiger Ruhe begegnen und wenn wir nur von wenigen Arbeitseinstellungen hören, so werden wir dem Manchesterturn gegenüber eine wesentliche Ursache dieser erfreulichen Erscheinung in den vielleicht noch kleinen, aber doch merklichen Verbesserungen, welche unsere soziale Gesetzgebung mit sich gebracht hat, erkennen dürfen. Um so mehr Grund freilich, in dieser Gesetzgebung wieder einen entschiedeneren Gang anzunehmen, als er in der letzten Zeit beliebt worden ist. Jedenfalls haben wir Grund zu jener erfreulichen Annahme, wenn wir auf die übrigen industriellen und im Zirkel des Manchesterturns stehenden Länder blicken. Sehen wir zunächst ab von den europäischen Ländern; betrachten wir das „jungfräuliche“ Land der Vereinigten Staaten, das seine Eisenproduktion von 3 855 191 Tonnen im Jahre 1881 auf 5 683 329 Tonnen steigerte und dadurch der englischen Produktionshöhe sich sehr bedrohlich näherte, das sogar seine Bessenerstahlproduktion auf 2 269 190 Tonnen gegen nur 1 574 703 Tonnen der englischen brachte, und das nicht minder seine Produktion mit 1 574 703 gegen die 730 343 Tonnen der englischen mehr als verdoppelte. In diesem Lande, das also eine unbestreitbare industrielle Blüte im Aufgange zeigt, fanden in den ersten vier Monaten des Jahres 1887 nicht weniger als 376 Arbeitseinstellungen statt und an denselben waren 148 000 Arbeiter beteiligt; und in demselben Zeitraum des Vorjahres hatten zwar nur 49 Arbeitseinstellungen stattgefunden; an denselben hatten aber doch 130 000 Arbeiter teilgenommen. In der einzigen Stadt Philadelphia haben innerhalb der letzten neun Monate 108 Arbeitseinstellungen und 28 Arbeiterausschließungen stattgefunden und 18123 Arbeiter haben an denselben teilgenommen. Hier erscheint also selbst unter der äußeren Erscheinung mächtiger Prosperität der Kampf zwischen Arbeit und Kapital in unausgesetztem und ungemildertem Gange und jede Verteilung des Arbeitsvorteiles scheint mir unter gegenseitigem Entzweien stattzufinden.

In England, das wir nach den obigen Ziffern in Gefahr der Konkurrenzzerdrückung durch seine einstige Kolonie und das Land, wo sein Kapital bis jetzt am meisten Verwendung fand, sehen, ist jener Kampf zwischen Arbeit und Kapital nicht minder permanent. Man kann sagen, daß jede Wiederaufnahme der Arbeit nach einem „Streik“ oder „Lockout“ nur einen Waffenstillstand bezeichnet; einen Waffenstillstand, bei dem es nie Befriedigte gibt und hinter dem nur selten Hoffnung auf Lohnrerhöhung, wohl aber immer Furcht vor weiterer Lohnherabsetzung im Hintergrund lauert. Denn seine Industrie kämpft nicht nur schwer gegen die auswärtige Konkurrenz auf dem Weltmarkte, den sie infolge fast gänzlichen Verlustes des eigenen Marktes allein noch hat, sondern sie unterliegt noch weit mehr der Warrant-Spekulation, in welche sie vollständig eingegart ist. Infolgedessen und weil ein großer Teil der Produktion immer verpfändet ist, wird es für die Produktion immer schwerer, den ihr gebührenden Anteil an den Vorteilen des Handels zu erlangen und ihrerseits den Arbeitern gerecht zu werden. Nur der ungeheure Kapitalüberfluß hat bisher einen Zusammenbruch des in einem Sumpfe ruhenden Kreditgebäudes der englischen Industrie verhütet. Und der etwaige Ausbruch eines Krieges mit Rußland, den man in England übrigens in vielen geschäftlichen Kreisen für nahe bevorstehend hält, würde weniger gefährlich sein wegen einer etwaigen militärischen Niederlage Englands, als wegen der Rückwirkung auf die Geschäftsverhältnisse und auf das soziale Verhalten der mit völliger Brotlosigkeit bedrohten Bevölkerung.

In dieser Hinsicht bemerken wir auffällige Erscheinungen. Die Stellung des katholischen Episkopats für die „Ritter der Arbeit“ haben wir schon erwähnt. Seitdem ist

ein Schreiben des Kardinals Manning in dieser Angelegenheit veröffentlicht worden, und dasselbe ist vollkommen geeignet, die Aufmerksamkeit noch zu steigern. Nun suchen die „Ritter der Arbeit“ von Amerika nach England und Schottland herüberzugreifen, wie nach Irland die Fenier, und sie sollen bereits Entgegenkommen gefunden haben. Schwerlich würde es ihnen viele Arbeit kosten, sobald sie erst festeren Fuß gefaßt haben, die alternden Gewerkvereine völlig über den Haufen zu werfen. In Newyork ist es den „Rittern“ sogar gelungen, die Chinesen, welche den amerikanischen Arbeitern als Lohnverderber als äufferste verhaßt sind, in ihren Bund zu ziehen, und in Newyork sind sämtliche chinesische Zigarrenarbeiter ihnen beigetreten.

Die Folgen des fast gänzlichen Verschwindens des nationalen Bodens unter den Füßen der Produktion bringt aber Belgien jeden Tag abschreckender zum Vorschein. Wenn der Carlylesche Vergleich vom Nichtkennen der verschiedenen Bevölkerungsklassen untereinander irgendwo zutrifft, so in Belgien. Die kapitalistische Klasse operiert vollständig, als wäre ihr Land nichts als ein glatter Boden, von dem aus man nach Gewinnen außerhalb greifen könne. In keiner Weise hat man — von den Eisenbahnen abgesehen — den binnen kurzem erworbenen kolossalen Kapitalreichtum für das Land selbst nutzbar zu machen gesucht — nicht einmal in Herstellung von Anstalten und Einrichtungen zur Sicherheit des Landes gegen außen und im Innern. Der Kapitalismus hat nur immer an weitere Kapitalisierung, als es im Inneren zu Ende war, im Auslande gedacht. Und er hat sich allerdings überall eingenistet, aber nur auf Kosten der Zerstörung aller inneren Zusammenhänge. Die Arbeitseinstellungen hören im Lande nicht mehr auf und es handelt sich dabei meist darum, weitere Lohnherabsetzungen zu verhüten. Aber selbst trotz dessen schwindet für viele Industrien die Aussicht, sich im Lande zu halten, immer mehr. Nicht nur die Coderillischen Werke in Seraing legen sich eigene Konkurrenzanstalten im Auslande an, andere belgische Werke sind ihnen sogar vorangegangen. Aber die Streiks im Lande nehmen einen immer gefährlicheren Charakter an; es geht bei ihnen fast nie mehr ohne Thätlichkeiten ab. Es läßt sich leicht berechnen, bis zu welcher Stärke diese Bewegung anwachsen muß, um die belgische Polizei und militärische Macht völlig lahm zu legen. Und von hier aus könnte dann leicht der neutrale Musterstaat des Manchesterturns sich als ein Stein des Anstoßes, über den der Friede Europas fallen könnte, erweisen. Denn sollte die belgische Bewegung der dortigen Regierung über den Kopf wachsen und sollte es zu einer umstürzenden sozialen Revolution kommen, so sind Deutschland und Frankreich gleichermaßen gefährdet.

Zusöbondere die französischen industriellen Norddistrikte hängen sozial ungemein eng mit den angrenzenden belgischen Fabrik- und Bergdistrikten zusammen; die Bevölkerung bewegt sich unausgesetzt herüber und hinüber. In Frankreich sind aber die Verhältnisse selbst schwanfend genug. Das Ministerium Goblet ist gestürzt an der Unmöglichkeit, das Gleichgewicht der Finanzen herzustellen. Die Kammer kann es offenbar nicht mehr wagen, neue Steuern in irgend einer Gestalt zu beschließen. Das gestürzte Kabinett forderte deren zunächst schon 123 Millionen. Aber die Kenner der französischen Finanzen sind einig, daß damit das Defizit bei weitem noch nicht zu decken sei. Nur die ordentlichen Einnahmen des Landes wurden gesteigert von 2 575 000 000 Fr. im Jahre 1876 auf 3 016 000 000 Fr. im Jahre 1886, und die ordentlichen Ausgaben von 2 570 500 000 Fr. auf 3 015 000 000 Fr. Man sieht schon aus dieser Steigerung, wie sehr hinfend die Einnahmen den Ausgaben nachgehoben wurden. Was zunächst von den letzteren nicht durch Einnahmen gedeckt werden konnte, schob man einfach auf das außerordentliche Budget, und wenn man die Einnahmen wieder um einige Millionen gesteigert hatte, entlastete man jenes, ohne dasselbe im geringsten zu vermindern. So ist es noch heute. Dabei kann man aus der eigentümlichen Bewegung, welche die französische Handelsbilanz nimmt, schließen, daß in neuerer Zeit fremde Werttitel in außerordentlich hohen Beträgen von Frankreich nach dem Auslande verkauft worden

sind. Dieselben haben meist in England und Holland, zum Teil aber auch in Deutschland Ausnahme gefunden.

Das Letztere merken schon seit geraumer Zeit verschiedene Zweige unserer Urproduktion und zum Teil auch schon unserer Industrie. Aber eine große Ueberschwemmung mit italienischen Schuldtiteln steht uns erst noch bevor. Soeben erst ist eine Anleihe der Stadt Rom an den deutschen Börsenplätzen zur Emission gelangt. Aber auch mit der großen Anleihe von 500 Millionen Lire für die Zwecke der Mittelmeereisenbahnen ist es hauptsächlich auf Deutschland abgesehen. Von jenen 500 Millionen sollen zwar zunächst nur 250—300 Millionen herauskommen; aber der Rest wird bald folgen, da der Staat selbst Geld außerdem braucht. Die große Valuta-Anleihe, welche vor kaum drei Jahren gemacht wurde, hat sich erwiesen als ein Schlag ins Wasser — selbstverständlich. Denn so lange die Staaten nicht daran gehen oder nicht daran gehen können, eine wirkliche Währung und wirkliches Geld herzustellen, anstatt den Banken auf Kosten ihrer selbst und ihrer Angehörigen Gold zur wirklichen oder Scheinbedeckung ihrer Noten zu kaufen oder zu liefern, so lange werden sie selbst nur die Organismen der Börsenausbeutung bleiben. Man schätzt das italienische Defizit für das laufende Finanzjahr auf 90 000 000 Lire und außerdem sind 20 Millionen zur Sicherung der Pensionskasse notwendig. Dabei hat der Staat den größten Teil seiner schwebenden Verbindlichkeiten gegen Wechsel genommen. Obgleich viele dieser Wechsel auch im Ausland laufen, haben doch zahlreiche Banken damit ihre Portefeuilles so überfüllt, daß sie gegen die Bestimmung des Gesetzes Noten weit über die Deckung hinaus in Umlauf gebracht haben, wodurch das Banksystem vollständig auf Schrauben gestellt ist. Jeder Anstoß kann hier unter Umständen unheilvoll wirken, aber die Regierung kann nicht einschreiten, weil sie selbst die Veranlassung der Ungeheuerlichkeit ist. Die Gefahr dieses Umstandes ist aber doppelt groß, weil sich die Wirksamkeit der kleinen Kreditbanken, welche Italien ebenso überspannen, wie Deutschland von den Schulze-Defizitischen Kreditgenossenschaften überspannt wird, immer unheilvoller gestaltet. Nachdem erst kürzlich Sardinien von einem Krach der dortigen beratigen Banken heimgesucht worden ist, ist ein solcher auch auf Sizilien, insbesondere in Catania und Syrakus, zum Ausbruch gekommen. Durch die Meldungen über diese Vorgänge werden insbesondere auch Beamte des Staates und der Gemeinden in hohem Grade bloßgestellt und es sollen dort Zinsen von 60 bis 100 Prozent keine Seltenheit sein. Zugleich hat aber die Besorgnis, daß die Krisis sich über Sizilien hinaus nach Neapel fortsetzen könne, sich begründet und daher suchte die italienische Regierung ihre Anleiheabsichten möglichst rasch und vollständig zu verwirklichen, wodurch die haute finances um so mehr veranlaßt wurde, zurückzuhalten und ihr Geschäft stückweise zu machen. Gleichwohl kommen noch eine Menge von italienischen Privatmissionen von Schiffsahrtsgesellschaften, Eisenwerken und dergl. an die deutschen Börsen, während zugleich ein Konsortium von Bankfirmen deutscher Börsenplätze sich mit einem englischen um ein großes portugiesisches Geschäft streitet. Dadurch soll dieses schwerverschuldete Land unter die Kontrolle einer „Nationalbank“ mit Notenausgabe genommen werden, worauf es schwerlich lange dauern würde, bis die vor kurzem erst nach Deutschland gebrachten portugiesischen Titel mit den Spaniern, Türken etc. ungefähr auf gleiche Stufe gebracht sein werden.

Der Gründungs- und Emissionschwindel hat wieder einen außerordentlichen Umfang erreicht. In London kommen zwei bis drei Emissionen auf den Tag. In Deutschland steht es unter den bezeichneten Umständen auch nicht daran. Industrielle Anstalten sind es insbesondere, welche der Gründung verfallen — Brauereien obenan. In Frankfurt a. M. sind binnen kurzem die meisten Brauereien in Aktiengesellschaften verwandelt worden. Jetzt beginnt man aber sogar wieder Banken zu gründen — aus reinem Mutwillen, wie es scheint. Denn einem derartigen Projekt, das in den letzten Tagen aufgetaucht ist, sieht man es an, daß man keinen veräußerten Zweck für eine Bank mehr hat finden können. Man will nun die Aktien kleiner Eisenbahnen übernehmen,



in die Bankkasse legen und dafür Bankobligationen ausgeben — also eine Hypothekbank für Eisenbahnen, womit jedenfalls einem tiefgefühlten Bedürfnis entsprochen wird in einem Lande, wo die meisten Eisenbahnen verstaatlicht sind! Selbstverständlich läuft das Projekt wieder darauf hinaus, saule fremde Titel ins Land zu schmuggeln. Hat die Bank ihr Portefeuille damit vollgepfropft, so macht sie bankrott, was bekanntlich nichts Ungewöhnliches mehr ist; ihre Dienste für die Börse hat die Bank dann doppelt geleistet.

Neben alledem nehmen aber die wirtschaftlichen Vorgänge in Rußland die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Es scheint sich der Frieden zwischen der dortigen Regierung und Rothschild anzubahnen. Letzterer hat die Konversion der Pfandbriefe der Gesellschaft des gegenseitigen Bodentredits übernommen. Diese Gesellschaft mußte freilich die Zinsen herabsetzen, wenn sie nicht ihre Zahlungen gänzlich einstellen wollte; und da Rothschild die betreffenden Pfandbriefe nach Deutschland gebracht hatte, konnte er sich der „Sanierung“ nicht wohl entziehen. Aber für die industrielle Lage Europas ist die russische Zollpolitik, fast noch wichtiger, als eine etwaige Wiederaufnahme der finanziellen Unternehmungen für Rußland durch Rothschild. Jedenfalls hängen beide eng zusammen. So sehr unsere Industriellen über die steigenden russischen Zölle klagen mögen — so lange sie ihr Kapital in russischen Papieren anlegen und so lange sie davon Zinsen erwarten, so lange werden sie auch nichts dagegen haben können, daß sich Rußland Geld schafft, so gut es kann. Es kann daher nur einen komischen Eindruck machen, wenn die Handelskammer von Frankfurt a. M. Rußland vorrechnen will, daß es durch seine Schutzzölle nur eine schwache Industrie auf Kosten seiner Landwirtschaft stütze. Die Einsicht in die finanziellen Verhältnisse ist hier ebenso kennzeichnend wie die Besorgnis um die russische Landwirtschaft, wo doch die deutsche so nahe liegt! Wenn auch Rußland durch seine Zölle seine Industrie begünstigt, so haben doch diese an sich keinen anderen Zweck, als Geld zu schaffen zur Zahlung seiner Zinsen.

---

Der kirchliche Bericht muß diesmal wegen vorübergehender Verhinderung des Referenten ausfallen. Wir verweisen aber auf seine Auslassung über die wichtigsten der jetzt schwebenden kirchlichen Fragen auf Seite 596 ff. dieses Heftes.

---



## Neue Schriften.

### 1. Politik.

— Die Wohnungsnot der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten und Vorschläge zu deren Abhilfe. Gutachten und Berichte herausgegeben im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik. Zweiter Band. Mit 8 Stein- tafeln. (Leipzig, Dunder & Humblot.) 1886. 388 S. 8°. 9,60 M.

Das Buch setzt sich aus einer Anzahl von Berichten zusammen, deren Verfasser vom Ausschuss des Vereins für Sozialpolitik ein Fragebogen vorgelegt worden war, welcher in 22 Haupt- und einer Anzahl Nebenfragen Auskunft verlangte über „Aeusserungen der Wohnungsnot“, „Ursachen der Wohnungsnot“, „Folgen der Wohnungsnot“ und „Mittel gegen die Wohnungsnot“. Auf dem Wege dieser Privatenquête ist eine Reihe durchweg sehr reichhaltiger Berichte über die Wohnungsverhältnisse einer Anzahl deutscher Industriestädte zustande gekommen, welche in ihrer Gesamtheit ein annähernd vollständiges Bild über den Stand der Wohnungsfrage in Deutschland gewähren dürften. Den Berichten im einzelnen kann man anmerken, daß sie nicht nur mit Interesse und Liebe, sondern auch, daß sie von Männern geschrieben sind, welche mit der Frage, die sie behandeln, praktisch vertraut sind. Die Verfasser der Berichte sind: Bürgermeister Lange zu Bochum, Stadtrat Dr. Dittrich zu Chemnitz, Oberbürgermeister Bräuning zu Osnabrück, F. Schjardi zu Grefeld, Bürgermeister Arndt zu Dortmund, Stadtbaumeister Wiebe zu Efen a. d. R., Dr. G. Berthold in Berlin, Dr. Paul Honigmann in Breslau, Dr. Ernst Haffe in Leipzig, welche sämtlich über die Wohnungsverhältnisse ihrer Wohnorte berichtet haben. Ihre Berichte im allgemeinen sind hinlänglich übereinstimmend, um ein sicheres Urteil über den Stand der Angelegenheit in Deutschland zu ermöglichen, wenn auch, wie es selbstverständlich ist, der eine mehr die düsteren, der andere mehr die freundlichen, bzw. hoffnungsvolleren Seiten der Sachlage erblickt. Im ganzen und großen überwiegen, wie leicht zu erraten, die trüben und düsteren Farben

die hellen und freundlichen um ein Bedeutendes. Ausgebreiteter Vorstand in weiten Schichten, der sich stellenweise zu grauerregenden Zuständen steigert, und dagegen im ganzen doch sehr vereinzelt, auch nicht an einem einzigen Orte durchgreifende Anstalten zur Abhilfe. Bezüglich dieser und etwa sonst noch empfohlener Anstalten und Maßregeln verhalten sich die Verfasser dem Charakter der Schrift entsprechend lediglich berichtend; doch lassen verschiedene derselben die Ansicht durchblicken, daß eine gründliche Abhilfe ohne eine bessere geistliche Grundlage, als heute vorhanden ist, sich nicht werde erreichen lassen. Sehr nachdrücklich tritt für eine bessere Bauordnung Baukommissar D. Gruner in Leipzig in einem Anhang zur Schrift ein. Eine recht erfreuliche Beigabe zu derselben bildet ein zweiter Anhang, „Versuch zur Beschaffung guter Wohnungen für Arme in Leipzig“ von Gustav de Viagre, welcher Wohnungen nach dem System der Octavia Hill vermietet und seine dabei gemachten Erfahrungen mitteilt. Nach einer Anmerkung des Herausgebers, die sich auf Aussage einer Dame stützt, welche das Armenheim der Octavia Hill selbst in Augenschein genommen hat, hat Herr de Viagre in Leipzig „intensiv mehr erreicht“, als die Urheberin des Systems in London. — Noch haben wir zu bemerken, daß dem vorliegenden Bande noch eine Abhandlung, „Die Wohnungsfrage in Frankreich“ von Arthur Kasalovich beigelegt ist, welche eigentlich dem vorhergegangenen Bande angehört. Dieselbe behandelt die französische Gesetzgebung sowohl als die Ansichten des Verfassers über den Gegenstand, welche, beiläufig bemerkt, einer „direkten Intervention des Staates oder der Gemeinde“ entgegen sind, sobald die Wohnungsverhältnisse in Paris, die Wohnungsfrage im allgemeinen und die in einigen Provinzialstädten Frankreichs gemachten Versuche zur Verbesserung der Arbeiterwohnungen. F. R.

— Das Unternehmen, der Unternehmerr Gewinn und die Beteiligung der Arbeiter am Unternehmerrgewinn. Von Dr. Alexander Wirminghaus. (Zena, Gustav Fischer.) 1886. 60 S. 8°. 1,50 M.

Diese Abhandlung bildet zugleich das dritte Heft des vierten Bandes der bekannten „Conradischen Jahrbücher“ und gibt eine klare, umfassende Darstellung von dem Wesen des Unternehmens und der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Unternehmensgewinnes, sowie der Beteiligung der Arbeiter an diesem Gewinn, — eine Darstellung, die um so dankenswerter ist, als jene Frage nicht allein die Wissenschaft, sondern in größerem Maße noch die Praxis in Ansehung der Lösung der Arbeiterfrage angeht. Hinsichtlich des Unternehmens wird der wesentliche Unterschied zwischen diesem und dem Begriff der Wirtschaft erläutert und bei Besprechung der darüber sehr verschiedenen Ansichten unserer bedeutenden nationalökonomischen Gelehrten, wie Wagner, Grob, Roscher u. a., dieser Unterschied dahingehend fixiert, daß unter einer Wirtschaft die gesamte planmäßige Tätigkeit einer Person verstanden wird, welche unter Vereinigung der produktiven Kräfte, auf ihre Rechnung und Gefahr, der menschlichen Bedürfnisbefriedigung dient, während das Unternehmen eine betriebsweise geführte Privatwirtschaft ist, welche die Produktion wirtschaftlicher Güter für fremden Bedarf und mit der Aussicht auf Gewinn verfolgt. Das Vorhandensein des Kapitals gehört nicht zu den notwendigen Vorbedingungen eines Unternehmens, freilich ist in demselben auch insofern der Kapitalfaktor notwendig, als es zugleich eine Wirtschaft ist. Der Verfasser hält daran fest, daß es in dem Wirtschaftsbegriff des Unternehmens liegt, daß in letzterem auch Kapital notwendig vorhanden sein müsse, daß aber auf der anderen Seite dieser Umstand keine begriffliche Eigentümlichkeit des Unternehmens bilde. Der Unternehmensgewinn ist nur ein Teil des gesamten Unternehmensertrags, das anzuweisen ist als ein Erzeugnis der im Unternehmen verwendeten produktiven Kräfte. Die Produktionskosten (welche bestehen in: a. Grundrente, b. Arbeitslohn, c. Zins der stehenden und umlaufenden Kapitalien, d. Entschädigung für die Abnutzung und Konsumtion der eigenen im Unternehmen tätigen Kapitalien, e. Versicherungsprämien für diese Kapitalien, f. sonstige Lasten an Steuern, Arbeiterversicherungsprämien etc.) abgerechnet, bleibe vom Unternehmensertrags der Unternehmensgewinn, der wohl zu unterscheiden sein wird von dem Unternehmerlohn. Dieser letztere ist vielmehr eine Entschädigung für die Arbeiten des Unternehmers als Betriebsleiter, welche er ebenso gut einem anderen übertragen könnte. Auch der Unternehmerzins kann in den Begriff des Unternehmensgewinnes nicht mit einbezogen werden, da er sich nur auf die Hergabe des dem Unternehmer eigentümlich gehörigen Kapitals anwenden lasse. Die Vertreter der Kapitalstheorie, an deren Spitze Adam Smith, Schäfte und Ricardo stehen, sind nun der Ansicht, daß der Unternehmensgewinn seine Existenz der produktiven Tätigkeit des Kapitals im Unternehmen verdanke, während der Verfasser diese Theorie als einseitig verweist, ebenso aber auch die Auffassung der im entgegengegesetzten Extrem befindlichen Partei (zu der u. a. auch Roscher gehört) verweist, welche in

der sogenannten Arbeitstheorie gipfelt. An der Hand mancher Autoritäten, von denen wir Rithoff erwähnen, sucht der Verfasser nachzuweisen, daß die Natur des Unternehmensgewinnes durchaus bedingt wird durch den eigentümlichen Charakter der einzelnen Unternehmen. Während die vorgeannten beiden ersten Teile der Broschüre sich mehr auf akademische Erörterungen später theoretischer Unterziele beziehen, die mehr für die nationalökonomische Wissenschaft, als für das praktische Leben ihren Wert haben, ist der dritte Teil, also was die Beteiligung der Arbeiter am Unternehmensgewinn anbetrifft, für die Lösung der sozialen Frage auf dem Gebiete positiver Sozialgesetzgebung von Wichtigkeit und wird gewiß Interesse ermeden. In der Meinung, daß der Unternehmer die Entfaltung und Rutzbarkeit der Arbeitskraft allein bewirkt, während die rohe Anwendung derselben dem Arbeiter überlassen ist, stellt der Verfasser den Grundpaß auf, daß in der Mehrzahl der Unternehmen die Leistungen des Unternehmens für das Endresultat der Produktion in dem Maße ausschlaggebend sei, daß die Extrabergütung jener Leistungen im Unternehmensgewinn ihre volle Berechtigung habe, während den Arbeitern, da sie den Erfolg des Unternehmens nur in sehr untergeordnetem Maße zu beeinflussen vermögen, ein Anspruch auf Beteiligung an jenem Gewinn nicht zusteht. In den seltenen Fällen jedoch, wo ein solcher Anspruch zugegeben ist, wird demselben durch Gewährung einer Tantieme meist schon Genüge geleistet; oder aber, wo der Anspruch auf der Zahlung zu niedriger Löhne begründet wird, ist die Gewährung dieses Anspruches nicht geeignet, den Arbeitern zu ihrem Recht zu verhelfen. Uebrigens kann man von den Arbeitern nicht denjenigen Grad von Einsicht verlangen, welcher erforderlich ist, um bei ungünstiger Geschäftslage ohne Murren auf den gehofften Gewinn zu verzichten, und es wird daher durch diese Art der Gewinnbeteiligung das Verhältnis zwischen Arbeiter und Arbeitgeber nicht gefördert. Die auf die Befreiung des Volkes der arbeitenden Klassen hinzielenden Bestrebungen müssen vor allem darauf gerichtet sein, denselben einen gleichmäßigen sicheren Verdienst zu schaffen und sie den Einflüssen der Konjunktur zu entziehen. Wir unsererseits können uns freilich nicht mit allen Ausführungen des Verfassers einverstanden erklären und glauben besonders, daß der Kreis der Gewinnbeteiligung der Arbeiter an den Unternehmen weit mehr vergrößert werden müsse, wie dies in der Broschüre nur in Einzelfällen zugegeben wird; dennach haben die Ausführungen Anspruch auf vollste Beachtung. R. Sch.

## 2. Kirche.

— Gesammelte Werte von Joh. Christoph Humhardt weiland Pfarrer in Bad Boll. Herausgegeben von dessen Sohn Pfarrer Christ. Humhardt. 1. Bd. Hausandachten. 1. Teil Betrachtungen nach alttestamentl. Texten. 2. Teil Betrachtungen nach neutestamentl. Texten. (Karlsruhe, Evangel. Christenverein für Baden.) 1886, 1887. 399 u. 417 S.

Der Vorzug dieser Andachten vor vielen anderen besteht darin, daß sie nicht am Schreibtisch entstanden sind. Was der selige Blumhardt morgens nach dem Frühstück seiner Hausgemeinde an der Hand der Lofungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde aus seiner tiefen persönlichen Erfahrung heraus und mit dem glaubensstarken Blick in die Zukunft des Reiches Gottes geboten hat, wie es von Freunden nachgeschrieben und von ihm selbst ergänzt und gekürzt an verschiedenen Orten zum Druck gebracht ist, das wird hier weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Die eigentümliche Weise der Entstehung dieser Betrachtungen verleiht sich daher nirgends und es ist nicht am wenigsten eine gewisse Unmittelbarkeit, die sie so anziehend macht. Dazu tritt uns der vielersahrene Seesorger entgegen, dem es wie wenigen gegeben war, das Leben in seiner vieltausendfachen Gestaltung, mit seinen Anfechtungen, seinen Missethaten, seinen Räten und Freuden kennen zu lernen, und der alle Verhältnisse aus der Schrift zu beleuchten und auf alle Fragen, und am besten auf die in die Tiefe des christlichen Innenlebens führenden, Antwort zu geben weiß. Was den Einfluß der in die Menschenwelt wirkenden Heilkräfte Gottes aufhält oder fördert, was not thut, um Gottesmenschen zu bilden, welches das Verhältnis ist der göttlichen Einwirkung und der menschlichen Freiheit, das kommt oft nicht nur zum allgemeinen verständlichen Ausdruck, sondern wird in erbaulicher, an das Gewissen lebender Weise dargelegt. Daß sich auch Stellen finden, in denen uns Anschauungen begegnen, die dem seligen Blumhardt eigentümlich, oder besonders lieb sind, sofern sie die Zukunft Christi und seines Reiches betreffen, wird den nicht Wunder nehmen, der über diese Fragen schon selbständig nachgedacht hat. Aber auch hier thut die Klarheit der Ueberzeugung, die Herophorie der Hoffnung, die Wärme des Vortrags uns wohl, selbst wenn wir theologische Bedenken äußern müßten. — Was die Anordnung der Betrachtungen angeht, so findet ein systematischer Zusammenhang nicht statt, dagegen tritt das Kirchenjahr in seinen Hauptphasen hervor. So können die zwei Teile der Morgen- und Abendandacht dienen oder auch zwei Jahrgänge täglicher Andacht bilden.

Sei denn das Werk denen empfohlen, die andächtige Betrachtung mit Einführung in das tiefere Verständnis göttlicher Gedanken gern verbinden! Wir sind gewiß, daß von diesem Buche viel Segen ausgehen wird. — r.

— Der Brief des Jakobus in 26 Betrachtungen für die häusliche Erbauung sowie zum Gebrauche bei Lesegottesdiensten ausgelegt von Fr. Luger, past. emer. (Leipzig, Dörffling und Franke.) 1887.

Im Juniheft der vorigen Jahrganges ist auf die unter dem Titel: „Christus unser Leben“ erschienene letzte Predigtjammlung von der Hand des nämlichen hochbegabten Dieners Christi hingewiesen worden. Nun hat er „den Spätabend seines Lebens“ dazu benutzt, der evangelischen Kirche noch eine ganz kostliche Gabe zu bieten in diesen „Betrachtungen“ über den Jakobusbrief, die in tiefer Ergründung,

klarer Darlegung und praktischer (auf seelsorgerlicher Erfahrung ruhender) Anwendung sowie in der edlen klaren Sprache seinen „Predigten“ vollkommen ebenbürtig sind, und sich von ihnen nur etwa darin unterscheiden, daß das lehrhafte, ausliegende Moment sich freier und ungezwungener ergeben darf, als dies auf der Kanzel gewöhnlich für zulässig erachtet wird. Freier, aber ja nicht etwa breiter. Denn in prägnanter Kürze weiß der Verf. auch die lehrhaften Momente in bündige Ausdrucksform zusammenzufassen. Schon die wahrhaft geistvollen Einteilungen (Dispositionen) geben des Zeugnis. *Jak. 1, 17* ist ganz offenbar das Objekt *nās* ganz ebenso wie *Ver 2* im Sinne des deutschen „lauter“ gebraucht, während Luther „alle gute Gabe“ übersetzt hat. Wie einfach weiß Luger im Anschluß an Luthers Text die richtige Erklärung zu entwickeln, in der Disposition: *Irret nicht, liebe Brüder! 1. Alle gute — nur gute — Gabe kommt von oben herab; aber auch: 2. Alle gute Gabe kommt von oben herab. Die bekannte Stelle Kap. 2, 14 ff. kann nicht wohl deutlicher erklärt und ihre sachliche Uebereinstimmung mit der Lehre dargezogen werden, als dies vom Verf. in der 10., 11., und 12. Betrachtung geschehen ist. Es ist nicht möglich und auch nicht nötig, diese Betrachtungen im einzelnen zu besprechen; ich kann mir aber doch nicht verlagern, auf die Disposition zu *Jak. 5, 10—11* noch besonders aufmerksam zu machen. „Querst hinein in das eigene Herz, zu ernster Selbstprüfung, ob wir zu den Duldern gehören, welche sich den Trost dieses Wortes zuignen dürfen; sobald hinaus auf die Exempel des Leidens und der Geduld, welche uns zur Nachfolge ermuntern; endlich hinaus zu dem Herrn, der allem Leiden und aller Geduld seiner Wäutigen ein seliges Ende zu machen bereit ist.“ Vortrefflich ist auch in der 25. Betrachtung die Erklärung der Stelle *Kap. 5, 14—15*. Wächte der Herr den teuern Verfasser noch eine Reihe von Jahren und erhalten und ihm ermöglichen, uns noch mehrere solche Gaben zukommen zu lassen! A. C.*

### 3. Geschichte.

— In unserer heutigen Besprechung von Keuigleiten der historischen Litteratur mag eine Weltgeschichte vorangestellt werden, auch darum, weil solchen von allen historischen Unternehmungen die schwierigste Aufgabe zufiel. Was ist Universalgeschichte? fragte Schiller, und schon vorher, als Herder sich mit dem gebiegene Schöpfer über Universalhistorie in einen ungleichen Kampf einließ, war diese Frage akademisch geworden. In der Sache hat sich seit Schillers Zeiten nicht viel geändert, nur daß die Weltgeschichte noch „mittelmeerischer“ genooden ist und sich um Schillers Libel und die Sineser nicht mehr bekümmert. Daher halten wir es mit Goethe: „was fruchtbar ist, allein ist wahr“: die That ist die beste Lösung der Frage: was ist Universalgeschichte? So gab Kante dem denkenden Manne eine Weltgeschichte, und nun hat der treffliche Historiker Dir. Jäger\*)

\*) Weltgeschichte in 4 Bänden. Erste Abtheilung. (Weilagen & Klasing.) 1887.

auch nicht nur, wie er bescheiden äußert, der höher gebildeten Jugend die übrige gegeben: ein wissenschaftlich noch gebiegeneres Gegenstück zu der Litteraturgeschichte des gleichen Verlegers. Die zahlreichsten erdenklichsten Illustrationen sind mehr als ein bloßer Schmuck dieses Werkes, wie folgender Vergleich zeigt: in Endens „Allgem. Geschichte“ illustriren die Bilder häufig nur das Verprechen des Verlegers, für Bilder sorgen zu wollen, bei Jäger illustrierten sie den Text.

Jäger beginnt mit der ägyptischen Geschichte — mit ihr beginnt ja die Geschichte unserer Welt —; sie macht die richtige Auswahl besonders schwer; denn sie enthält wenig Einheit und wenig Katastrophen, und das Ganze neigt mehr zum Zuständlichen. Was da auf 24 Seiten geschehen kann, das ist hier in lebendiger, geistvoller Weise aufs beste geschehen. Die Geschichte Israels schließt sich an. Gewiß ist dieselbe in der Weltgeschichte unter anderem Gesichtspunkt darzustellen wie in der Offenbarungsgeschichte; aber Jäger hat die Trennung wohl zu grünlich vollzogen, wiewohl er weit konservativer ist wie unsere radikalen Theologen. Hier finden wir doch den Mann Gottes Mose, David den Begünstigten Gottes, ob auch den Mann von blutigen Händen, und eine Würdigung des Bundes mit Gott als Herzquell der Geschichte Israels. Darum ist es wohl auch nicht so eigentlich und bloßlich gemeint, wenn das Prophetentum nur die großartigste Offenbarung des semitischen Geistes genannt wird, also daß der Geist Gottes damit ausgeschlossen wäre. Handgreiflicher Irrtum aber ist es, die Einführung der Beschneidung erst in Salomos Zeit zu setzen. Ob der alte Justus Möser nicht deraußhin Herrn Jäger nächstens erscheinen und ihm sein „Schreiben an den Oberbibliothekar in Utrecht“ strafend vorhalten wird?

Israels Geschichte verläßt sich dann mit der von Assyrien und Babel. Wieder dieselben starken Grundstriche, dieselbe seine Hand bei der Ausdracht der Ereignisse wie der Bilder. Als eine auf besserer Gotteserkenntnis beruhende höhere Kulturmacht wird dann das waffenmächtige Ferrierreich betrachtet; und es wohnt darum etwas Tragisches in seinem Zusammenstoß mit Vellaa, welches den tiefsten Geistern unter den Hellenen (Aeschylus) nicht entging. Das berechtigt Neue bei Jäger ist eine gewisse Sympathie mit Persien und scharfe Beurteilung der griechischen Führung während des Freiheitskampfes. Mit der Zeit des Perikles schließt diese Abtheilung; aber es ist schon jetzt gewiß, daß dieser Geschichtsdreher sich auch nicht einmal durch das Kriegenöth der bisherigen Geschichtslitteratur über Griechenland aus der Bahn eigener selbständiger Betrachtung ziehen läßt. Dabei ist die Darstellung klar, tief und anmutig. Den Ehren, welche Jägers frühere griechische und römische Geschichte verdiente, und die Abfassung eines der besten Bücher der Welt, des pädagogischen Testaments, hat Hr. Jäger damit neue hinzugesetzt.

Wie süßlich träge es sich, wenn dieses Meisterwerk gleichzeitig eine würdige Geschichte des antiken religiösen Geantens an die Seite träte, und der Titel dazu ist ja auch da: „Aus antiker Welt-

anschauung. Die Entwicklung des jüdischen und griechischen Volkes zum Monotheismus“ von Dr. Joh. Friz (Hagen, Kiesel, 1886); aber der Verf. arbeitet mit der falschen Grundvoraussetzung: die Religion ist ein Erzeugnis der Menschenseele und „im Offenbarungsbegriff vermag die Menschheit (d. h. Job. Friz und Gen.) kein Wahrheitsmoment mehr zu finden“. Die Persönlichkeit wäre also nicht Mittel, sondern Quelle der Offenbarung. In diese Formel wird zunächst die Religionsgeschichte Israels geflossen, aber wir wollen ausdrücklich anerkennen, daß der Verf. den Jehobahglauben schon bei Samuel tiefer ersäht wie andere Naturalisten. Das Heidentum dagegen wird entschieden günstiger behandelt. Was soll man aber von der Stimmsähigkeit eines Schriftstellers denken, der verkant, daß es in der Sittlichkeit durch das Christentum zu einem gänzlichen Wandel gekommen ist! Zum Beweis für seine Anschauung vergleicht er die Schlechten aus heidnischer und christlicher Zeit, anstatt zu erkennen, daß man je die Besten vergleichen müßte, Ideal mit Ideal. Darum erinnern wir ihn, allerdings „mit dem beschränkten Geistesbild der Orthodorie“, den er an Tholud rügt, daran, daß selbst ein Sokrates sich bei Handlungen nicht Schlimmes gedacht hat, die wir hier nicht einmal nennen mögen. Den Sokrates stellt Herr Friz natürlich als Vorkäufer Christi hin, ohne sich zu erinnern, daß sogar Rousseau gesagt hat: si la vie et la mort de Socrate sont d'un philosophe, la vie et la mort de Jésus sont d'un Dieu (Profession de foi). Endlich wird gezeigt, wie die antiken Philosophenschulen, besonders die Stoa, die Läuterung zu besserer Gotteserkenntnis und Moral gefördert haben, und das dritte Buch zeigt uns das Judentum im griechischen Zeitalter, vor dem Hinzutreten des Christentums. Wenn Friz die Entwicklung des antiken Heidentums irgend vollständig in der Ausübung seiner Gedanken hätte geben wollen, so hätte er den Neupythagoräismus nicht ausschließen, d. h. nicht vor 200 n. Chr. endigen dürfen. Erst von da an ist alles heidnische Denken vom Christentum beinahe. Er wirft am Schluß noch einen Blick auf dasselbe: es ist von Erben und ist bereits wieder zur Erben geworden — nämlich nach Herrn Friz.

Mehr sehr Fachleute ist „Westgotisches“ von Felix Dahm geschrieben (Leipzig, Breitkopf & Härtel 1885), ein Bestandteil seines großen Werkes „Die Könige der Germanen“, aus dessen sechstem Bande es ein Sonderabdruck ist; aber dennoch allgemein interessant als eine grünliche deutsche Abrechnung mit Spanien aus einem der wenigen Punkte, wo beider Länder Interessen sich berühren — und gedruckt im Jahre des Karolinentreites! Es enthält nämlich neben reichen Belegen und Analecten kritische Auseinandersetzungen besonders mit spanischen Gelehrten über viele Punkte der westgotischen Geschichte, meistens über Fragen der Kirchengeschichte, und ist daher auch für Theologen beachtenswert. Man erkennt, daß ungemessener Nationalstolz die spanischen Historiker oft so sehr verblende, daß sie Geschichte und Fabel nicht mehr unterscheiden können. Wer wäre mehr berechtigt wie der anerkannte Forscher und Dichter F. Dahm

zu der Schlussmahnung: „auch wir kennen und treiben in Deutschland solche Erfindungen der Phantasie. Dann drücken wir aber auf das Titelblatt nicht *estudio-historico-eritico*, sondern *historischer Roman*“; und wir wissen in Deutschland dann stets genau, wann wir das eine schreiben und wann das andere.“

Etwas weiter gegen die Neuget führt uns die im Märzheft kurz erwähnte Geschichte der Universität Heidelberg, von H. Thorbecke (Heidelberg 1886, Abt. I), welcher von allen Erzeugnissen der Jubiläumslitteratur, abgesehen von Urkundenabdrücken, der höchste beiehmende Wert zugesprochen werden muß. Zwar behandelt sie bis jetzt nur die erste Periode der Universitätsgeschichte, die rein scholastische, vorkumanistische; aber sie bietet in ihrem ausführlichen 3. Kapitel eine so eingehende urkundlich treue Schilderung der inneren Verfassung der Universität und des Universitätslebens, daß damit ein in diesem Reichthum nie gesehenes Blatt mittelalterlichen Kulturlebens aufgeschlagen ist — und das wollten wir den dankbaren Lesern von Johann von Söset (s. das Februar- und Märzheft der Allg. konj. Monatschrift) gern verraten.

Es ist ein Erfahrungssatz der Statistik, daß von je sieben historischen Büchern eins auf die französische Revolution treffen muß. Diesem Gesetze folgen schrieb Freih. v. Nordenstich „Die französische Revolution von 1789. Darlegung ihrer Anlässe, ihrer Ziele und ihrer Mittel“ (Berlin, Weigandt & Griepen, 1887), worin er mit Granier de Cassagnac zu der Endfrage gelangt: „ob die glorreiche Revolution, da sie Frankreich auf der Bahn der Zivilisation, der Kultur und des Rechtes auch nicht einen Schritt breit vorwärts gebracht hat, überhaupt etwas anderes gewesen sei, als eine stupide und nutzlose Brutalität?“ Allein widerspricht so unverkennbar Verdammung nicht eben jene unheimliche Anziehungskraft? Es ist ja gewiß herzlich wohlthuend, wenn jene blutigen Demagogen und Königsmörder einmal mit ihren wahren Titeln als Kanakken und Galgenbögel angeredet werden, während liberale Tradition sie im schlimmsten Fall als irrende edle Schwärmer berücksichtigt; aber unser Buch würde die volle allseitige Wirkung, die wir ihm so sehr wünschen, sicher eher erreicht haben, wenn die letzten Kapitel ungeschrieben wären, worin mit den Führern und Mitteln der Revolution ein doch nur unvollständiges Strafgericht vorgenommen wird. Es liegt ohnedies auf der Hand, daß der Verf. ursprünglich nur ein Werk schreiben wollte, „Vorgeschichte der französischen Revolution“, und er hat diese Aufgabe in den ersten vier „Büchern“ auf Taines, Tocquevilles, Capesignes Spuren trefflich, aber eigenartig gelöst. Er zeigt nämlich, daß die Zurückdrängung des aristokratischen Elementes im Staat schließlich zu einem Zusammenstoß zwischen Krone und Tierstaat habe führen müssen. Thatsächlich habe der Tierstaat im Pariser Parlament vor allem eine solche Macht gehabt, daß die Behauptung von Sieyès, der Tierstaat sei noch nichts, eine bewußte Lüge sei. Die Revolution ist eine Verschönerung der Krone mit dem Tierstaat gegen die privilegierten Stände, meint Herr v. N.; aber diese Auffassung scheint mit der richtigen

Voraussetzung, die letzteren seien längst politisch muß gewesen, so recht nicht zu stimmen. Mit Unrecht nimmt er auch den in Rousseaus Zeit (und Hirn?) erfindenen Gegensatz von fränkischem Adel und von feltischem Bürgerstande als 1789 thatsächlich bestehend und empfunden an: längst, durch die Kreuzzüge und englischen Kriege, war dies fränkische Blut ausgeflossen, und diesen vorgehlichen Rassen Gegensatz nur erwähnen, heißt ein geschicktes Kniffchen aufrührerlicher Zeitungschreiber für voll nehmen. Durchaus treffend zeigt dagegen Herr v. N. (nach Tocqueville), daß Gleichheit und Freiheit sich nicht vertragen, und daß nur wahrhaft freie ständliche Verfassung (in dem Sinne des großen Stein!) Frankreich vor der Gleichheit hätte erretten können. Aber ein Gleichgefinner darf wohl erinnern, daß unser Verfasser Freiheit manchmal im Sinne von Freiheiten (Privilegien) zu brauchen liebt. Und nun noch ein Wunsch: da der Finanznot jener Zeit und ihren berühmten Ärzten von Turgot an treue Sorgfalt genöthigt ist, so wäre es nützlich gewesen, irgenwo — wie in so vielen Geschichten der Revolution — eine n. Etat mitzutheilen, wodurch manche Lüge der Demagogen in nichts zerfließen wäre. Es würde dann auch Neders Schuld, die stark betont ist, als wäre er der Caliban dieses Sturmes gewesen, klarer hervorgetreten sein. Als eine Nebenbede allzu oberflächlich behandelt ist der Bastillensturm, wo wir die neun Inwaliden der Besatzung zu den leider ziemlich zahlreichen Druckfehlern (meist in Ramen!) stellen dürfen. Herzlichen Dank dem Manne, der mit Kenntniß und Entschiedenheit das sittlich Hässliche und das politische Unrecht dieses ungeheuren Vorganges ausgeführt und warnend auf die Stufen-gesetze aller Revolutionen, in öfterem Vergleich mit der englischen und der von 1848, hingewiesen hat.

Kunnehr von der Revolution zu Napoleons Zeit! Man muß Goethes Wort gerade umkehren: „es gibt Bücher, welche sehr lehrwürdig, aber nicht lesbar sind,“ wenn man Karl Weidtreus „Geheimnis von Bagram“ (Tredde und Leipzig, Pierson, 1887) richtig würdigen will. Denn lesbar ist ja dies neueste Buch des Verf. der „Revolution der Litteratur“, aber —! Zunächst enthält es eine ganz lebendige Darstellung der Schlacht von Bagram, in die eine Verschönerung republikanischer französischer Offiziere gegen das Leben Napoleons frei verflochten wird. Und soweit wäre die Sache in Ordnung: „wir wissen in Deutschland dann stets genau“ u. s. w. (siehe oben Tahns Worte); aber nun versucht Weidtreu eine Art historischen Beweises für seine Fabel und verbirbt uns damit das ganze Vergnügen! Man muß Geschichte und Geschichten immer äußerlich unterscheiden! Manche interessante Anekdote und Talent zur Charakteristik zeigt (obann der Kussak: „Napoleon und seine Marschälle“; aber auch hier redet nicht der Historiker, sondern der Journalist, der den Speer weitertragen will, der Herrn Cherrés Händen endlich entsunken ist, und dem der alte Kassaflinendhüptling die ganze Armatur seiner staunenswürdigen Schimpfkraft ungeteilt hinterlassen hat. Neben zwei kleineren kriegsgeschichtlichen Aufsätzen erhalten wir in dem Buche von Weidtreu zum Schluss „Die

Entdeckung des wahren Rabelungendichters“. Tactn ist recht fein (nur nicht ganz neu!) manches Echo der großen Höhenstauengeit aus dem Rabelungentliech herausgehört, dann aber als ganz neu die Entdeckung eines Herrn Wöber ausposaunt, wonach ein gewisser Heinrich von Traunstein sein eigenes tragisches Schicksal in die Volkssage von den Rabelungen eingehüllt hätte. Der Beweis soll aus der Rehnlichkeit seines eigenen Lebens und des epischen Stoffes geführt werden: nur jener Traunsteiner hatte ein Geschick, das im Kleinen die gewaltige Sage abspiegelt. Als größte Rehnlichkeit mit dem Untergang der 10000 Burgunden hat Herr Wöber aufgefunden, daß die Traunsteiner im 13. Jahrhundert in den niederen Adelstand, die Ministerialität, herabgefunken sind. Diese Rehnlichkeit, welche das ganze Aufgebäude trägt, ist also etwa so groß wie zwischen der Entdeckung von Amerika und einer ausgelösten Wahlversammlung. Die große Entdeckung ist ein Klein wenig ernsthafter wie ein Scherz, aber entschieden nicht so lustig wie ein schlechter Wip: es ist eine alberne Spielerei in der Vermummung einer Unternehmung. Aber Herr Wöber droht jedem mit seinem Dichtergott, der nicht daran glaubt. Seltamer Fund! Es gibt Leute, die es tief unter ihrem Bildungsstand halten, an Wunder Gottes zu glauben, denen aber der krafftste Unsinn, die unmethodischste sogenannte Forschung erblische Entzündungen entlockt.

Von dem festen Boden der Geschichte hat und die große Entdeckung bereits in das Reich der Träume geführt. Ihm gehört in gewissem Sinne auch das Buch „Maria“ an (von Albert Shaw; deutsch von M. Jacobi. Stuttgart, N. Lub. 1886), welches eine kleine Kommunitätsgemeinde französischer Rationalität in Amerika behandelt: ihre Geschichte, Gegenwart und nächsten Zukunftspläne. Diese Arbeit nähert sich den Marianern ohne Vorurteil, selbst mit Mitempfindung, deutet alles, auch ihr unsäglich hohles atheïstisches Rehnlichkeitsgewirke, zum Besten. Auch hat Herr Shaw persönliche Kundschaft mit diesen armen Sonderlingen. Aber er beurteilt die Erscheinung ohne Penetration, bewundert sie unter dem Vergrößerungsglas und läßt es an der zur Sache unentbehrlichen genauen Vergleichung mit den unzähligen anderen amerikanischen Kommunitätgruppen und -Grüppchen fehlen. Unentbehrlicher noch ist die Einführung in die Einzelheiten ihres Lebens, der Vermögensverwaltung, des Familienlebens. Kurz dessen, was kommunitätliche von anderen Bauern eigentlich unterscheidet. Ferner konnte der Verf. aus Hülfsbrände französischer Geschichte wissen, daß der Temogog Cabet, der Stifter der Marianer, mit seinem berüchtigten Buch „Maria“ ein Plagiat begangen hat, wie er überhaupt — Shaw selbst zeigt es — ein Schwindler war. Diese ganze Kommunität bewegt sich überdies in zu geringen Verhältnissen (meist ein bis zwei Tausend Personen), um selbst im Falle des Ullugens mehr für ihre Idee zu beweisen, wie jede etwas zahlreiche Familie. Denn hier kann man nicht sagen, wenn die Idee nur einmal im geringsten Wirklichkeit geworden, werde sie sich überhaupt vollenden.

L. Schaedel.

#### 4. Biographisches.

— Das Leben Thomas Carlyles. Aus dem Englischen von J. A. Froude. Uebersetzt, bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Th. A. Fischer, Mitgl. der „Carlyle- u. Wordsworth-Society“, Uebersetzer des „Gartor Restarus“ x. (Gotha, F. A. Berthel.) 1887. I. Bd. VI u. 370 S., II. Bd. XII u. 408 S.

In der Einleitung zu einer Auswahl Carlylescher Schriften sagt Johannes Scherr: „Es ist doch gut, daß auch in der Litteratur der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts da und dort eine Erscheinung vorkommt, welche um eines Hauptes Länge über den Litteratenhäusern hinwegragt und abseits vom litterarischen Marktgewühle auf einen eignen Platz sich stellt. Solche Erscheinungen heben sich als weggehende Marksteine aus der Markaturflur, womit byzantinische Mittelmächtigkeit den Boden überwächst.“ — Carlyle war das Gegentheil von einem Streber, von einem Diplomaten. „Der Thut war seine ganze Bewunderung gewidmet, dem Schwaß seine ganze Verehrung.“ Aus Schwärmern aber besteht die Mehrheit aller Parteien. Thaten sind unbequem. — Sein Biograph charakterisirt ihn in völlig gerechter Weise so: „Neununddreißig Jahre lang kämpfte er mit Armut, Hypochondrie, geistigen Verwundungen, Vernachlässigung und Ueberstand von seinen Nebenmenschen. Aus solchen Konflikten geht kein Mensch unbeschädigt hervor; auch Carlyle trug Narben der empfangenen Wunden in seinem Geist und in seinem Gemüt. Er hatte sich von den Parteien ferne gehalten und sich allein durchgeschlagen. Er war stolz und unangenehm. Er erschien denen, die ihn nur äußerlich konnten, herrlich, geringerschätzend und anmaßend. Er war streng in seiner Beurteilung anderer. Die Sünden der Leidenschaft konnte er verzeihen, aber die Sünden der Unaufrichtigkeit oder Falbaufrichtigkeit nicht. — Er nannte die Dinge bei ihrem rechten Namen und zwar in einer mit Sarcasmus geschärften Sprache. So war er oft herbe, wo er gütig hätte sein sollen, geringerschätzend, wo er kein Recht hatte zu verachten, und in seiner Beurteilung von Motiven und Handlungen oft ungerichtet und im Irrtum. Auch hatte er, der so streng mit anderen umging, seine eigenen Schwachheiten, deren er sich in seinem übertriebenen Selbstvertrauen nicht bewußt war. Er war stolz, übertrieben stolz. Sein Entschluß, von sich allein abzuhängen, war edel; aber er wollte nicht nur unter keinerlei Verpflichtung stehen, sondern füllte sich durch jedes Anerbieten einer Hilfe für sich selbst oder die Seinigen beinahe beleidigt. — Dazu war sein Temperament von Kindheit auf äußerst heftig; er besaß die Reizbarkeit eines hypochondrischen Genies, und wenn er in seine Arbeit vertieft war, vernachlässigte er die, deren Sorge ihm hätte am nächsten stehen sollen. Auf der anderen Seite aber zeigte es Leben überall und ausnahmslos dieselbe Reinheit, dieselbe Unschuld des Herzens und dieselbe Aufrichtigkeit und Lauterkeit der Handlungen. Als Kind, Knabe und Mann war er treu im Wort und ethisch und gerecht in der That ge-

wesen. Nirgends finden wir die geringste Spur von Flatterhaftigkeit oder Thorheit. — Seine Sympathien wandten sich der Keinheit, der Gerechtigkeit, der Wahrhaftigkeit und dem Muthesmut zu, auf welcher Seite er sie auch immer finden mochte. Seine Verachtung richtete sich gegen persönliche Freiheit oder Heuchelei, oder gegen irgend welches hohe Wesen in dem Charakter eines Menschen. — Corthies Freigebigkeit stand im umgekehrten Verhältnis zu seinen Mitteln. Handelte es sich um Auslagen für ihn selbst, so war er bis zum letzten Augenblick sparsam, ja geizig; während er kaum zu wissen schien, wie viel er an andere gab. — Die seltenste und wertvollste seiner Eigenschaften war aber seine „unbeugsame Wahrheitsliebe. Sie bildete vor allem einen moralischen Grundpfeiler bei ihm; zugleich hatte er aber auch einen intellektuellen Trieb, alles genau so zu wissen, wie es wirklich stattgefunden hatte.“ —

Es gibt nicht viele Schriftsteller, welchen ein geistiges Signalement aufgestellt werden kann, wie dies bei Carlyle möglich ist. Um so wichtiger wird der Freund guter Lektüre nach einem Buche greifen, das von einem Manne handelt, dessen Stammverwandtschaft ihn sehr ganzes Leben lang dazu getrieben hat, der Abgeschlossenen, dem insularen Standpunkt seiner Landsleute deutsches Wesen in Litteratur und Politik aufzuschließen. Carlyles letztes großes Werk war seine „Geschichte Friedrichs des Großen“. Seine Sympathie für Deutschland hat G. auch 1870 bewährt. Im September jenes Jahres schrieb er in einem an Frau de gerichteten Briefe: „Seit allen Zeiten ist Deutschland die friedliebendste, frömmste und stärkste, und am meisten Respekt einflößende Nation gewesen. Deutschland sollte Präsident von Europa sein und wird auch dem Anscheine nach wieder auf fünf Jahrhunderte mit dem Amte betraut werden.“ Von Frankreich aber sagt er in seinem Tagebuche: „Seit den letzten zwanzig Jahren ist es mir klar geworden, daß einer Nation, die sich so toll und laut in ihrem Vergessen der Naturgesetze gebärdet, möglicherweise kein besseres Geschick vorbehalten ist, als das Geschick Polens.“ Aus dem blutdürstigen Loben der Pariser Kommune hörte er die Mahnung an die oberen Klassen aller Länder: „Nach zweieinhalbzig Jahren des Kampfes, o ihr schönen „oberen“ Klassen, ist unsere Lage immer noch nicht verbessert, wird vielmehr von Jahr zu Jahr und von Revolution zu Revolution immer unerträglich. Bei den himmlischen Mächten, wenn ihr es nicht ändern könnt, so wollen wir die Welt in die Luft sprengen, und mit ihr uns und euch!“ — Vierzig Jahre vorher hatte er in sein Tagebuch geschrieben: „Ein Mann mit 200 000 Pfund jährlichen Einkommens verzehrt den gesamten Ertrag der Arbeit von 6666 Menschen; denn ein kräftiger Tagelöhner arbeitet und erhält sich für 30 Pfund jährlich. — Was für Dienste leisten nun diese höchst privilegierten Personen der menschlichen Gesellschaft für ihren Lohn? — Sie schicken Rebhühner. Kann das so fortgehen? Nein, bei der Seele, die im Menschen wohnt, es kann, wird und soll nicht so fortgehen!“ Carlyle war zu sehr der Sohn frommer schottischer

Buritaner, als daß er nicht das Herannahen der göttlichen Gerechtigkeit der Gestaltung des sozialen Lebens gegenüber wahrgenommen hätte. „Er fühlte das Bedürfnis, der modernen Welt zu sagen, daß, so sehr dieselbe und ihre Angelegenheiten aller göttlichen Leitung zu emblehren schiene, Gott oder die göttliche Gerechtigkeit doch noch so ernst und unerbittlich wie je in ihrer Mitte herrsche; daß die Nationen der Neuzeit ebenso vollkommen unter den Gesetzen Gottes ständen, wie einst die Israeliten in Palästina; — und zwar seien diese Gesetze im wesentlichen dieselben, wie die, welche Moses unter Donner aus dem Berge Sinai übergeben wurden. Du sollst den allmächtigen Schöpfer ehren. Du sollst die Wahrheit reden. Du sollst deinem Nächsten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn du die Wahrheit vernachlässigst um hergebrachter und angebrachter Lügen willen, wenn du deine eigene Lust, deinen eigenen Willen und deinen eigenen Ehrgeiz der Keinheit, Männlichkeit, Gerechtigkeit und der Unterwürfigkeit unter deines Schöpfers Gebote vorziehest, so sind auch jetzt noch Wirbelstürme vorhanden, die dich zu Staub zerblasen werden. Die Phylister, die Ägyptier und die Babylonier waren die Gesellen, die für die Israeliten hergerichtet waren. Die Deutschen und die Hunnen segten die römischen Krieger hinweg. Die moderne Gesellschaft, obgleich von der Furcht vor barbarischen Eroberern befreit, zieht die Mittel ihrer Bestrafung in ihrem eigenen Herzen groß. Die hungrigen und übel behandelten Millionen werden sich erheben und ihre schuldigen Herrscher der Gerechtigkeit überantworten; sie selbst nur wenig besser als die, welche sie niederwerfen; sie selbst machtlos, aus den Ruinen einer dauernde Stadt irgend welcher Art aufzubauen; dagegen mächtig, wo es gilt zu zerstören und die schlechten Gesetze, welche der Unterdrückung Mittel und Obdach gewährt haben, zu zertrümmern. Und dies glaubte Carlyle, glaubte er schlicht und einsältig, wie Jesaias es glaubte: nicht als eine bloße Redensart, sondern als eine wirkliche, buchstäblich wahre Thatfache, als eine wirkliche Illustration der wahren lebendigen Beziehungen zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer. — An politische Heilmittel, Ausdehnung des Stimmrechtes, Anerkennung der Menschenrechte u. s. w. glaubte er durchaus nicht. Frankreich hatte diesen Weg eingeschlagen, und wenn man ihn in England einschläge, würde er wie bei den Franzosen in Anarchie, Hunger und Wahnsinn enden. Die Wurzel des Uebels lag in der Vergeßlichkeit der höheren Klassen, die bis zu einer positiven Verleugnung der Thatfachen gestiegen war, daß sie denen, die unter ihnen standen, irgend eine Pflichterfüllung schuldig waren, außer der Auszahlung des Lohnes nach den Marktpreisen. Die liberale Theorie, die in der Nationalökonomie ihren Ausdruck fand, war die, daß ein jeder ausschließlich seinem eigenen Interesse leben solle, und daß dann die denkbar beste Welt die unsichtbare Folge sein werde. Carlyles eigene Ueberzeugung war dagegen, daß die denkbar schlechteste Welt das Resultat sein werde; eine Welt, in der das menschliche Leben, d. h. ein menschenwürdiges Leben ein



Ding der Unmöglichkeit sein würde. Die Leute redeten vom Fortschritt. Für Carlyle gab es keinen Fortschritt außer dem moralischen Fortschritt, d. h. einer klaren Erkenntnis der Pflichten, welche jedem Menschen in jedem Augenblicke seines Lebens gegenüberstehen und deren Vernachlässigung sein Untergang sein würde. Er war entsetzt über den Gegensatz zwischen den Prinzipien, nach denen die Menschen im Leben handelten, und denen, welche sie an Sonntagen zu glauben bekannten; über den stets wachsenden Luxus in den Palästen der Reichen und das hoffnungslose Elend der Millionen, ohne die jener Luxus überhaupt nicht hätte existieren können. Sotah's ein Zustand könne, glaube er, bei einem ursprünglich gutmütigen und an Unterwerfung gewöhnten Volke eine Zeitlang anhalten, aber nicht auf immer. Der Schöpfer dieser Welt würde es nicht zugeben. Die zornigen „Arbeitsklagen“ würden sich erheben und die Paläste verbrennen, wie das französische Volk die ohéaux verbrannt hatte. Eine solche Vorfahrt konnte weder Liberalen noch Konfervativen willkommen sein. Die Rationalökonomien nahmen an, daß nach dem Reformgesetze alles seinen gehörigen Gang ginge und nur erfordere, daß man es sich entwickeln lasse. Je mehr die Reichen sich amüsierten, desto mehr Beschäftigung würde es geben und Hoch und Niedrig würden gleicherweise Vorteil daraus ziehen. Der hohe und niedere Adel war mit seinen Jagdhunden und Jagdgründen zufrieden und hatte das Bewußtsein verloren, daß Reichthum und Rang etwas anderes bedeuten, als ein Privilegium, sich zu amüsieren. Keinem von diesen, noch auch den Organen der Presse konnte Carlyle willkommen sein. Man nannte ihn radikal, und das war er, wenn der radikal ist, der eine Wandlung in den Herzen und Sitten und Lebensgewohnheiten der Menschen verlangt. Es gab aber wahrscheinlich keinen in ganz England, der jeden einzelnen Artikel des orthodox-radikalen Glaubensbekenntnisses so völlig leugnete, wie Carlyle. Er hatte mehr mit den Tories gemein als mit ihren politischen Gegnern. Die Organisation der Arbeit war in den Augen Carlyles schon in den Märztagen 1848 die Hauptfrage für alle Regierungen.

Auch in der Politik war Carlyle frei von englischem Dünkel. Von Verfassungsformen, von Aenderungen der Verfassungen und dergleichen hielt er nichts, aber alles hielt er von rechten Männern, die die Regierung in den Händen haben. „Die Politik ist nicht unser Leben; das letztere besteht nur in der Ausübung und Betrachtung des Guten. Die Politik ist nur das Haus, worin dieses Leben geführt wird. Traurige Pflicht, die uns obliegt, befähigend an unserer Häusern zu sitzen und auszubessern; und die traurigste, wenn sie zu unserer einzigen Pflicht wird.“ (1829). „Der Geist des Rammons regiert alle Whigs, Tories und Radikalen. Alle sind von dieser Welt, irdisch. Sie hatten mich für einen starken, wohlmeinenden, aber völlig irgeleiteten Mann, der notwendigerweise mit seinem Kopf gegen die Wand rennen muß. Sie haben ganz recht. Ich werde nie mein Stüd in der Welt machen, außer jenem höchsten, den-

baren Glück, nämlich meines allweisen Herrn und Meisters Gebot hier, wenn auch in noch so geringem Maße zu erfüllen. Wöge Seine große Gnade mich dazu befähigen! Ich bete um nichts anderes.“ (1833). — Scherr hat wiederholt Carlyle einen Pantheisten genannt, aus Mißverständnis wohl darum, weil ihm, dem religionslosen Nihilisten, jeder Glaube an Gott, der nicht strengkirchlich war, wie Pantheismus erschien. — In Carlyles Tagebuch von 1833 heißt es: „Der Glaube, sagte jemand neulich Abend, hat unendlich viel Böses geschaffen, man vergleiche Knipperdolling, die Anabaptisten u. s. w.“ „Ganz richtig, antwortete ich heftig, beinahe tödtend (proh pudor!) Der Glaube hat einiges Böse in der Welt geschaffen; aber er hat auf der anderen Seite auch alles Gute, das je vollbracht wurde, zuwege gebracht, von der Zeit an, da Moses den drennenden Busch sah und glaubte, daß es Gott sei, der ihn zum Befreier seines Volkes bestimmte, bis zu dem letzten Akt des Glaubens, den Sie oder ich gethan haben. Gutes kam niemals von irgend etwas anderem.“ In jungen Jahren opponierte er gern dem kirchlichen Dogma. Mit dem Anschwellen des Materialismus wünschte er aber, das Ueberlieferte im alten Hause erhalten zu sehen. Von den der Kirche Angehörigen aber verlangte er Aufrichtigkeit. „Männern gegenüber, die das eine sagten und das andere glaubten, die die Theologie als Beruf erwählten und durch sie ihr weltliches Gedeihen hatten, während sie die Glaubensbekenntnisse ihrer Kraft beraubten und die geschichtlichen Ereignisse verwässerten: solchen Männern gegenüber konnte Carlyle keine Duldsung. Eine unehrliche Religion war ihm ein Grauen.“ „Mit welchem Ekel erwähnte er einst in meiner (Froudes) Gegenwart Renans „vie de Jésus“. Ich fragte ihn, ob er glaube, daß ein wahres Leben Jesu überhaupt geschrieben werden könne? er antwortete: Ja, sicherlich, wenn es recht wäre, dergleichen zu unternehmen; aber es ist nicht recht.“

In allen Fakultäten ist heutzutage als erste Lebensaufgabe erkannt, recht viel Geld zu machen. Wie ein Akt, wie ein Heiliger steht den modernen Rammondsknechten Carlyle gegenüber. Von Haß aus arm hat er doch jede Gelegenheit unbenutzt gelassen, auf einem Wege zu Geld zu kommen, der ihm in einem einzigen Punkte bedenklich erschien. Er heiratet die Tochter eines wohlhabenden Hauses, aber beide Gatten berühren nach Dr. Welsch's Tod nicht das der Tochter zugesallene Vermögen, weil sie die Mutter im Besitz lassen wollen. Lieber wollen sie in Edinburgh und in London mit Mangel und Noth kämpfen. Die einträgliche Mitarbeiterschaft bei der „Times“ lehnt er ab, weil er sich nicht in das Joch einer Partei und damit in geistige Abhängigkeit einlassen wollte. Den litterarischen Beruf, der ihm erst nach langem Warten reichlichen Ehrensold bescherte, hielt er in jungen Jahren für schlimmer als das Straßentehen. Das Leben der Litteraten hat er aber noch 1838 für schlimmer gehalten als den Bettleranzug zu tragen.

So viel von Carlyle selbst. Die Liste seiner Schriften mitzutheilen ist überflüssig. Wer den Mann selbst nicht liebgewinnt und sein Leben nicht

subiert, wird sich auch nicht um seine, teilweise schwer verständlichen Bücher befürmern. — Der Uebersetzer hat aus den vier Bänden des Originals zwei inhaltsreiche, in gutem Deutsch dargebotene Bände gemacht. Einzelne Wiederholungen hätten vermieden werden können. Zu bebauern ist das Fehlen eines Bildnisses Carlles. Die Verlagsbehandlung ist um dieses in seltenem Maße vorzüglichen Wertes willen zu begrüßwünschen.

D. R.

## 5. Heerwesen.

— Der deutsch-dänische Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. (Berlin, G. E. Mittler u. Sohn.) 1886.

Dieses neueste Werk der Abteilung für Kriegsgeschichte des preussischen Großen Generalstabes schließt sich in bezug auf seine äußere Erscheinung seinen beiden Vorgängern über 1866 und 1870/71 würdig an; daß es erst jetzt erscheint, hat darin seinen Grund, daß die Ereignisse von 1866 und 1870/71 militärisch wie politisch wichtiger waren und ihre geschichtliche Darstellung deshalb derjenigen des Krieges von 1864 vorangehen mußte. Das Werk, von dem bis jetzt nur der I. Band vorliegt, ist in der Hauptsache selbstredend militärischer Art; es erzählt klar und übersichtlich die Kriegseignisse, gibt hier und da zusammenfassende Urtheile ab und erfüllt seine Aufgabe in echt geschichtlicher, würdiger Weise. Bewunderungswert ist die Objektivität des Wertes, für die sein spätes Erscheinen vielleicht günstig war; die Sprache ist klar, und noch weniger wie in dem Werke über 1870/71 wird der Leser durch Fremdwörter gestört; die in großer Zahl beigegebenen Karten und Pläne sind durchweg Meisterwerke ihrer Art. Wir verlagen es uns, hier auf die Erzählung der kriegerischen Ereignisse und die Operationspläne einzugehen, unter welchen letzteren die Gutachten des Generals von Moltke ein hervorragendes Interesse beanspruchen. Für jeden Verursachenden ist jener Abschnitt von Bedeutung, welcher einen Ueberblick über den damaligen Zustand des dänischen, österreichischen und preussischen Heeres gibt. — In seinem Kriege der Reuzelt spielte die Pölisität eine so große Rolle wie in diesem mit Dänemark; schon der Umstand, daß zwei Großmächte als Verbündete austraten, während zwei kleine Bundesstaaten einen Teil des streitigen Gebietes besetzt hielten, führte zu politischen Bewidlungen wunderbarer Art, und vor allem stützte sich Dänemark auf alle möglichen außerdeutschen Mächte, die freilich nur mit Worten, nicht mit der Waffe helfend eintraten, deren Einfluß auf die deutschen Mächte aber doch fühlbar war. Auf 45 Seiten gibt das Generalstabswert einen Ueberblick über die politische Vorgeschichte des Feldzuges, wie er nicht klarer und treffender gedacht werden kann: unstreitig das beste Bild der politischen Zustände jener Zeit und somit ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der letzteren. Aus dem Glende des bundes-täglichen Lebens und der politischen Unfähigkeit der im preussischen Abgeordnetenbauhe herrschenden Fortschrittspartei erhebt sich groß und selbstbewußt die preussische Königs-pölisität und die gewaltige

Persönlichkeit Bismarcks. Gerade aus der vornehmen, kühlen Schilderung des Generalstabswertes füllt man heraus, wie scharf die Gegen-sätze in jenen Tagen waren und welche Energie nötig war, um die preussische Monarchie zum Siege gegen innere und äußere Feinde zu führen. Neben dieser „pölis-tischen Vorgeschichte“ sind die Abschnitte von großem, allgemeinem Interesse, welche sich auf die Befehung einer Etappenstrafe für die preussischen Truppen durch Gollstein und die Befisnahme von Jütland seitens der österreichisch-preussischen Arme beziehen. Diese Andeutungen mögen als Beweis dienen, daß das Werk nicht nur militärische, sondern fast ebenso sehr geschichtliche Bedeutung hat. Der 2. Band, dessen Erscheinen bevorsteht, wird die Ruhmesthaten der Preußen bei Düppel und auf Alsen schildern. —

Dem Vorgange Theodor von Bernhards folgend, hat der Hauptmann Graf York von Wartenburg es unternommen, unter dem Titel: Napoleon als Feldherr (Berlin, G. E. Mittler u. Sohn. 1886 bezw. 1885) die militärische Thätigkeit des großen Korps zu schildern. Der uns jetzt vorliegende zweite Teil entspricht, was Klarheit, Beherrschung des Stoffes und Uebersichtlichkeit betrifft, durchaus dem vorteilhaften Eindruck, den der erste bis 1808 reichende Teil hervorgerufen hatte; die Aufgabe, die der Verf. sich gestellt, war in diesem, die Zeit von 1809 bis 1815 umfassenden Bande insofern schwer zu lösen, als hier Napoleons Feldherrn-tage mehr und mehr erblähte und seine Entschlüsse und Handlungen oft schwer erklärbar sind. Das Buch ist außerordentlich fleißig und durchnäht geschrieben; die Bewunderung, die der Verf. für Napoleon zeigt, verleitet ihn nicht, die Fehler dieses großen Feldherrn zu verschleiern; er erklärt sie in meist zutreffender Weise teils aus den Maßnahmen der Gegner, teils aus dem körperlichen und geistigen Zustande des Kaisers selbst. Ob der Verfasser nicht zu weit geht, wenn er während des Feldzuges von 1814 den Kaiser für zeitweise geistig gestört hält, wollen wir dahingestellt sein lassen, wenn uns auch diese Auffassung sehr an das Retreten gewisser Advokaten erinnert, welche ihre stark belasteten Klienten schließlich in Ermangelung besserer Verteidigungsgründe für verrückt erklären; jedenfalls aber verleiht das Hineinziehen des geistigen und körperlichen Zustandes des Kaisers in die Darlegung seiner Absichten und Thaten dem Werke einen besonderen Reiz. Manche Bemerkungen allgemeiner Art, Hinweise auf heutige Verhältnisse, Vergleiche verschiedener Feldzugspläne, z. B. der Anlage der Operationen von 1796 und 1815 sind scharf pointiert und geschickt eingeflochten; die Sprache des Buches ist kurz, ohne trocken zu sein. Wir finden nirgends lange Auseinandersetzungen, sondern kurze Resultate mühevoller Arbeit — aber gerade deshalb will das Buch auch langsam, mit Karte und Zirkel, durchgearbeitet, nicht durchgeblättert sein; es bildet einen ausgezeichneten Beitrag zu der schon vorhandenen militärischen und geschichtlichen Literatur über Napoleon I. —

Bei den ausgiebigen und gespannten Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich und der

schwankenden Haltung Rußlands, sowie der hierdurch hervorgerufenen politischen Beunruhigung Europas ist es kein Wunder, daß zwei Broschüren binnen kurzem drei Auflagen erlebt haben, welche die Verteidigungsfähigkeit der Grenzen der drei Länder einer Besprechung unterziehen; augenscheinlich von demselben Verfasser herrührend, zeichnen sich beide durch Klarheit aus, halten sich frei von Einzelheiten und wägen Vortheile und Nachteile gewissenhaft gegen einander ab, ohne freilich die Möglichkeit eines von Deutschland gleichzeitig gegen Ost und West zu führenden Krieges in Betracht zu ziehen. In „Die Verteidigung und Befestigung der deutsch-französischen Grenze. Dem deutschen Volke dargestellt von einem deutschen Offizier. Dritte umgearbeitete Auflage. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1887)“ kommt der Verfasser zu folgendem Resultat: Das deutsche Eisenbahnnetz ist für die Grenzverteidigung günstiger wie das französische; Deutschland besitzt in Metz und Straßburg, sowie in zweiter Reihe in den Befestigungen am Rhein ein vorzügliches Befestigungssystem, das die vordringende französische Armee aufhalten wird, ohne unserer Feldarmee allzu große Truppenmassen zu entziehen — während die große Zahl der französischen Festungen und Sperrforts an der deutschen Grenze, mit den dahinter liegenden großen verschanzten Lagern, Paris, Langres u. s. w. zweifellos einer in Frankreich eindringenden deutschen Armee große Hindernisse bereiten, andererseits aber der französischen Feldarmee einen bedeutenden Teil als Besatzungstruppen entziehen werden. Daraus geht hervor, daß Frankreich die Absicht zu haben scheint, seine Verteidigung im eigenen Lande, unterstützt durch seine Befestigungen, zu führen, während Deutschland die Verteidigung des eigenen Gebietes durch einen Vormarsch in das feindliche erreichen wird, getreu der Tradition der Selbstzug-Friedrichs d. Gr. und derjenigen von 1866 und 1870/71.

In der zweiten Broschüre: „Die Befestigung und Verteidigung der deutsch-russischen Grenze“ sehen wir zunächst, daß auf keiner der beiden Seiten der 1200 km langen, offenen Grenzlinie eine fortlaufende Kette von Verteidigungsanordnungen wie an der französischen Grenze sich findet. Auch hier ist der Verfasser der Ansicht, daß die deutsche Armee, begünstigt durch ihre schnellere Mobilmachung und ein vortreffliches Eisenbahnnetz, bald in der Lage sein wird, auf russisches Gebiet vorzugehen; er stellt hier als zu erstrebendes Ziel die Besitznahme des Königreichs Polen hin und meint, daß ein entfernter Widerstand durch russische Truppen erst an der Weichsel, gestützt auf die an diesem Ströme liegenden Festungen, vor allem Warschau, geleistet werden könne. Der an der Grenze allerdings auf einer Längenausdehnung von 1200 km verteilten russischen Kavallerie, deren Zahl er von 50 000 Mann, wie gewöhnlich angenommen, auf 20 — 25 000 abmindert, teilt der Verf. keine größere Rolle zu; er glaubt, daß ihre Vereinigung zu lange Zeit in Anspruch nehmen wird, um in größerer Zahl die deutsche Mobilmachung stören zu können. Die beiden Broschüren sind vortrefflich

zur Orientierung auch für Nicht-Militärs geeignet. —

In eigentümlichem Gegensatz zu diesen beiden klaren und sachgemäßen Broschüren steht eine im Februar 1887 in Paris erschienene Schrift: „Die Kunst, die deutsche Armee zu bekämpfen. Von einem französischen Artillerie-Offizier. Autorisierte Uebersetzung von Rogalla von Bieberstein. (Berlin, J. Neumann, 1887. 1 M.), eine wegen ihres geringen geistigen Gehalts kaum ernst zu nehmende Arbeit, die auch dadurch nicht an Wert gewinnt, daß Teile derselben schon 1876 druckfertig gewesen sind. Sie bildet keinesfalls ein würdiges Gegenstück zu der dem Prinzen Friedrich Karl zugeschriebenen Broschüre: „Die Kunst, die französische Armee zu bekämpfen“. Neben allgemeinen, überall geltenden Regeln bezeichnet der Verf. als Grundzüge für die Bekämpfung des deutschen Heeres: die Unterdrückung der Spionage im Frieden, Festsetzung aller in Frankreich lebenden Deutschen und verdächtigen Ausländer beim ersten Anzeichen „der geringsten Kriegsgefahr“, Bildung von Spezial-Traineeurkorps und häufige Anwendung nächtlicher Uebersälle! Wenn wir also aus der Broschüre keinen Anhalt dafür gewinnen, wie uns die Franzosen im nächsten Kriege taktisch und strategisch gegenüberzutreten werden, so ist sie doch insofern ganz lehrreich, als sich, unbewußt vielleicht, auch in ihr das Gefühl ausdrückt, daß sich die französische Armee der deutschen gegenüber zuerst abwartend, verteidigend verhalten wird, ferner die Furcht, daß bei Unglücksfällen im Beginn des Krieges sofort die Indisziplin im Heere, die Revolution im Lande selbst losbrechen werden. Selbstverständlich hat der Verf., wie das jetzt in Frankreich üblich ist, eine lindliche Angst vor Spionen, und ebenso selbstverständlich ist er nicht im stande gewesen, seine Arbeit frei von Angriffen gegen den deutschen Volkscharakter zu halten. Die Broschüre hat an sich gar keinen Wert, ist aber als Kennzeichen der in Frankreich herrschenden Ansichten — und Begriffsverwirrung beachtenswert.

Aus der großen Zahl von Studien über das preussische Infanterie-Reglement haben wir im Märzheft 1887 dieser Zeitschrift auf diejenige des Oberst a. D. Paris hingewiesen und wollen heute noch aus die Arbeit ähnlicher Art aufmerksam machen, welche sich auf der Grundlage einer großen und langjährigen Erfahrung aufbaut und den General der Infanterie z. D. von Conrath zum Verfasser hat (Die Ausbildung der Infanterie auf dem Exerzierplatze. Eine reglementarische Studie. (Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1886.) Auch in dieser Studie wird kein neues Reglement, sondern eine Umarbeitung des bisherigen unter Ausschreibung einzelner Teile und Neugruppierung einiger Abschnitte gefordert; in gründlichster, sachgemäßer Weise bespricht der Herr Verfasser die Paragraphen des Reglements und fügt seine Vorschläge hinzu. Am beachtenswertesten scheinen uns die Vorschläge zu sein, welche der Herr Verf. in bezug auf die Ausbildung für das Geschütz macht; weniger können wir uns mit der Beibehaltung der doppelten Rangierung auf

3 und 2 Glieder befreunden, wie es denn überhaupt scheint, als ob hier und da der Pietät für das Altbergebrachte etwas zu sehr freier Spielraum gelassen sei. Das Buch verdient wegen seiner Klarheit und der großen Zahl der in ihm niedergelegten vortrefflichen Gedanken die ernsteste Beachtung.

Weniger günstig können wir eine Broschüre beurteilen, welche unter dem Titel: „Anti von Conrady. Betrachtungen eines höhern Infanterie-Offiziers über die Frage: Kann und ein neues Exerzier-Reglement allein helfen? Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. 1887“ erschienen ist, sich aber weniger als eine Streitschrift gegen die Ansichten des Generals v. Conrady, als gegen das ganze bisherige System der Ausbildung unserer Infanterie und ihrer Führer entpuppt. Auf sehr engem Raum entwickelt der anonym gebliebene Verfasser eine große Menge Ideen und Vorschläge, die hier und da den Nagel auf den Kopf treffen, denen aber doch im ganzen zu sehr Vertiefung und Begründung fehlt, um eine ernstere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen zu können. Jeder Offizier, der unbefangenen Urtheil, wird sich beim Durchlesen des „Anti von Conrady“ die Frage vorlegen: Wird eine solche Kritik des Bestehenden der Armee nicht mehr schaden wie nützen? Und das ist gleichbedeutend mit einer Beurteilung des von dem anonymen Verfasser eingenommenen Standpunktes.

II. v. S.

## 6. Poesie.

— Heimwärts. Lieder und Gedichte von Friedr. Klau, Verf. von „Träume und Schäume vom Rhein“, „Novellenkranz“ etc. Mit dem Bildnisse des Verfassers. (Kaiserlautern, Aug. Gottbold.) 318 S. 8°.

Welchden, unter dem Schutze von Ulhlands „Singe, wenn Gesang gegeben“, tritt diese Gedichtsammlung eines wahrhaft christlichen Dichters († 1863, als evang. Pred. in Gernersheim) und fruchtbarsten Volkschriftstellers aus dem Nachlaß in die weite Welt. Es sind, durch einen kurzen Lebenslauf eingeleitet, weltliche Lieder und Gedichte, und geistliche. Auch unter den ersteren zeigt manches gewandte, vollendete Form, durchaus lyrische Auffassung. Die Balladen sind wohl das Schwächste, so ergreifend auch z. B. die „Hobelspine“ sind über des eigenen Kindes Tod. Der Dichter hatte eine lebhafteste und selbst geistreiche Naturauffassung und ist ein so sinnig gemüthvoller Sänger des Waldes, daß seine schönsten Lieder sich Weiblichen Klang treffen; aber er hatte auch eine gar leichte Versifikation, die ihn wohl auch mit dem ersten und nächsten Gedanken vorlieb nehmen ließ. Ganz hervorragend sind dagegen die meisten der geistlichen Lieder, innig und reif, durch den interjectionellen Charakter unseres geistlichen Liedes emporgetragen. Als für den Dichter ehrenvoll und für seine Weise charakteristisch sei erwähnt, daß man schon bei der Lectüre der weltlichen Lieder erkennen muß, aus einem so edlen und wohlgestimmten Herzen mühten auch geistliche Lieder gequollen sein — und diese, welsch' demüthige

Liebe zu dem Erhöhten, wie wandellose Hingabe auch im tiefsten Leid entdecken sie uns! Das Buch ist sehr schön ausgestattet, und ich möchte es eine sehr willkommene Konfirmationsgabe nennen.

Lg.

## 7. Kunst.

— Die Darstellung der Apostel in der altchristlichen Kunst. Eine ikonographische Studie von Johannes Fieder. (Leipzig, E. A. Seemann.) 1887. 156 S. 8°.

Eine sehr lehrreiche und gründliche Untersuchung, die ihren Gegenstand in völlig erschöpfender Weise behandelt und als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der altchristlichen Kunst angesehen werden muß. Der Verf. stellt zuerst alle auf die Berechnung und Verfinnabildung der Apostel bezüglichen Stellen der patristischen Literatur zusammen und erweist dann in eingehender Besprechung die Uebereinstimmung der Kunstdenkmäler mit den in ihnen ausgesprochenen allgemeinen christlichen Anschauungen. Ein sorgfältiges Studium der Goldgläzer, der Katakombenmalereien, der Sarkophagreliefs, der Mosaiken und der Werke der Kleinkunst ergibt übereinstimmend folgendes Resultat. Die zwölf Apostel erscheinen in den frühesten Zeiten in ihrer Bedeutung als Boten oder Begleiter Christi, denen das Lehramt aufgetragen ist, und zwar alle jugendlich bartlos, ohne jede Spur einer Auszeichnung oder einer Individualität. Als Attribut wird ihnen, zum Hinweis auf ihre Thätigkeit, eine geschlossene oder aufgelöste Kasse gegeben. Häufig macht die eine Hand eine sprechende Bewegung. Erst mit dem Ende des 4. Jahrhunderts taucht, abwechselnd mit dem bartlosen Typus angewandt, (in regelmäßiger, durch künstlerisches Gefühl motivierter Abwechslung auf den Sarkophagen) der bärtige auf. Um diese Zeit auch bildet sich erst eine besondere Charakterisierung von Petrus und Paulus aus, die fortan mit besonderer Vorliebe dargestellt werden — Petrus als Märtyrer wie als Lehrer, zuweilen auch als Hirte, Paulus als der Lehrer und Apostel *par Exilium*, beide fast untrennbar mit einander verbunden. Paulus erhält als Abzeichen das Buch, Petrus anfangs die Kasse und das Kreuz, erst im 7. Jahrhundert zuweilen den Schlüssel. Ein urprünglich dem 2. Korintherbriefe und der Apostelgeschichte entnommenes durch spätere Legenden ausgeprägtes Bild von der früheren Erscheinung des Paulus beginnt am Ende des 4. Jahrhunderts auch in der Kunst vervollständigt zu werden: es ist der Typus eines Mannes mit langem Bart und fahltem Vorderkopfe. Nicht mit gleicher Bestimmtheit setzt sich der Typus des Petrus fest; man kann anfangs im wesentlichen zwei Formen unterscheiden: die eines Kopfes mit spärlichem Haar und längerem Bart und die eines Kopfes mit kurzem Haar und kurzem Barte. Da man allmählich immer mehr danach strebt, die Persönlichkeiten der beiden Apostel fürchten auch der äußeren Erscheinung nach in einen ausgesprochenen Gegensatz zu bringen, wuebe der zuletzt erwähnte Typus der vorwiegende. Was historische Darstellungen anbetrifft, die namentlich von der südranzösischen Schule bevorzugt wurden, so handelte es sich in

erster Linie um die Martyrien der beiden Apostel, bei Paulus ferner um eine Scene aus seinen Missionserlebnissen, seinen Verkehr mit der heil. Thelma und den Vorgang in Malta, bei Petrus um die Verleugnung, die Fußwaschung, die Schlüsselverleugung (erst seit dem 5. Jahrhundert), den Schwertstreich, die Befreiung aus dem Kerker, Wunderthaten, sowie ganz vereinzelt um den Vorgang mit Ananias und Sapphira und das Wandeln auf dem Meere. — Neben diesen beiden Jüngern werden nur Johannes, ganz selten Andreas und Thomas zu individualisieren versucht. Für alle anderen sind von der altchristlichen Kunst weder Typen noch Attribute geschaffen worden.

Eine Schrift wie diese zeigt in der deutlichsten Weise, daß wahrhaft wertvolle und unbestreitbare Resultate aus dem Gebiete ikonographischer Forschung nur erreicht werden können bei einer Beschränkung auf ein kleines Feld. Freilich gehört dazu Selbstverleugnung. Die trägt aber, wie immer, auch hier ihren Lohn in sich. H. T.

— Geschichte der Ausstattung der Kirche des heiligen Viktor zu Xanten. Von Stephan Weiffel S. J. Mit sechs Illustrationen. (Freiburg i. Br., Herder.) 1887. 148 S. 8<sup>o</sup>. 2 M.

Diese mit der ungewöhnlichsten Gewissenhaftigkeit ausgeführte Arbeit bringt eine willkommene und wertvolle Ergänzung zu des Verfassers „Wau-geschichte der Kirche des h. Victor zu Xanten“. An der Hand zahlreicher Urkunden wird die Ausschmückung des ehrwürdigen und berühmten Xantener Tomes durch fünf Jahrhunderte verfolgt und die Ergebnisse der sorgfältigen Untersuchungen kommen nicht allein dem Studium der Kunst in Xanten, sondern auch derjenigen in Köln und in Kallar zu gute. S. Viktor gehört zu den wenigen Kirchen, in denen, was die Altäre, Bilder und Skulpturen betrifft, alles fast unverändert sich erhalten hat, wie es die Zeiten und der wechselnde Geschmack neben einander gestellt hat. Noch ist die Hand des zu gunsten eines „stübollen“ Eindruckes reinigenden Renovators nicht an die barocken Bestandteile gelegt worden. Man kann nur aufrichtig mit dem Verf. wünschen, daß dies auch niemals geschehen möge, oder doch nur in der Weise, daß bloß das durchaus Unnötige und Unwichtige beseitigt werde.

Der Verf. behandelt zuerst den Hochaltar, an dem vier volle Jahrhunderte gearbeitet haben und mit dessen malerischer Ausschmückung auch wenigstens zwei hervorragende Maler: ein bisher unbekannter Jobocus (1437) und Bartholomäus Burger (1529) beschäftigt gewesen sind. Nachgewiesen wird, daß in den 30er und 40er Jahren des 16. Jahrhunderts der Verfasser des bekannten „Altars der 7 Schmerzen Maria“ in Kallar, der Meister Heinrich Douermann mit einem Sohne Johann die Brustbilder des Hochaltars geschnitten hat, und zu derselben Zeit ein Kallarer Maler: Rötger Krop, von dem man bisher noch nichts wußte, thätig gewesen ist. Ein zweites Kapitel handelt von den Steinbildern und bringt neben eingehenden interessanten Beschreibungen die Namen zweier Bildhauer: des Magister Jacobus Capicida,

welcher der Baumeister der Kirche selbst ist (1360), und des Johannes Langenberg aus Köln (1493, Südbportal). Es folgen in der Betrachtung die Nebenaltäre. Einer derselben, der Marienaltar, dürfte von Heinrich Douermann ausgeführt sein, am Matthiäaltar arbeitet ein Meister Heinrich von Holl aus Kallar (1531). Es muß an dieser Stelle genügen, auf einige der bedeutendsten Resultate der Schrift, auf die Beiträge zu der Kallarer Kunstgeschichte hingewiesen zu haben. Schriften wie diese dienen nach mancher Richtung hin so viel wertvolles Material, daß sie für den Kunsthistoriker die wichtigsten und verlässlichsten Führer werden — Schriften, von denen man wenig redet, aber viel lernt. H. T.

### 8. Unterhaltungslitteratur.

— Luc Aufrancs Weg zum Glücke. Erzählung aus dem Jura von L. Combe. Autoris. Uebersetzung aus dem Französischen von E. Wägge. (Hamburg, Agentur des Kaufm. Hauses.)

Es war der Mühe wert, diese Erzählung zu übersetzen, denn sie ist dem wirklichen Menschenleben entnommen, in knappem Stille geschrieben und frei von allen romanhaften Zuthaten. Eine Geschichte wie die vorliegende kann sich überall zutragen, so einfach und klar ist dieselbe, aber der Verf. weiß, daß es auf das innere Leben, die Wege und Irrwege eines Charakters beim Niederschreiben einer Erzählung ankommt, nicht auf merkwürdige Aeußerlichkeiten, die mit den Personen in loser Verbindung stehen. Luc Aufrancs Ehrgeiz brachte ihn dazu, auf dem Wege nach dem Glücke einem Schwätzen nachzugehen und ein Juwel darüber aus der Hand gleiten zu lassen. Mit dem Wieder-gewinnen des Jewels schließt die nach Inhalt und Form gleich rühmendwerte Geschichte, die uns in vortrefflicher Uebersetzung dargeboten wird. D. R.

— Das goldene Gespenst. Erzählung von Zacharias Topelius. Aus dem Schwedischen von D. Gleiss. (Hüttersloh, G. Bertelsmann.) 1886. 198 S. 2,40 M.

Eine durch und durch originelle Erzählung, für Kaufleute und Handelsherren vorzugsweise sich eignend. Mit dem Titel „Das goldene Gespenst“ wird der Gehante angedeutet, daß das Gold eine geheimnisvolle Macht über den Menschen gewinnen kann, daß es seine Diener und Sklaven ganz haben will. Die gesund christliche Erzählung gibt in der Geschichte zweier rivalisirenden Handelshäuser ein lebensvolles Beispiel zu dem Worte der Schrift: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Jener geheimnisvollen Macht entspricht es, daß der Leser bisweilen mit „mühsich“ genannten Vorgängen bekannt gemacht, oder daß die Erzählung selbst mit einem märchenhaften Zug ausgestattet wird. Zacharias Topelius geht seinen eigenen Weg, er verschmäht die aus-gesahrenen Geleise und die volkreichen, bestaubten Landstraßen gemeinlicher Unterhaltungslitteratur. Ich kann dem sorglichen Lobe seiner Schriften im Märzheft d. J. gegenüber nur aufs angelegentlichste zum Lesen dieser Erzählungen auffordern. Wer freilich auch in der Litteratur nur konven-

tionelles, Persönliches liebt, der lasse die Bücher des Zacharias Topelius unberührt. D. K.

— Der Handschuh des Königs. Erzählung von Zacharias Topelius. Aus dem Schwedischen von D. Meiß. (Witersloh, C. Verlagsmann.) 1886. 259 S. 3 M.

Eine Geschichte aus dem Jahre 1788, aus den Tagen, da Gustav III. von Schweden dem Angriff und der Annerkennung der Russen in Finnland entgegentrat. Der Held der Erzählung ist ein junger adliger Sergeant, Lennart Croneld, der mit einem Mute ohnegleichen und einer Königstreue, wie sie selbst in jenen Tagen selten war, der Empörung im Heere gegenübertrat und seinem Könige die wichtigsten Dienste leistete. Auf seinem Sterbebett beförderte ihn Gustav III. zum Kapitän. — Diese in kräftiger, markiger, wo erforderlich berber Sprache geschriebene, auf solider historischer Grundlage ruhende Erzählung eignet sich vorzugsweise für die heranwachsende männliche Jugend. Ich wüßte nicht, welches dem Gebiete der Unterhaltungslitteratur angehörende Buch passender einem Kadetten oder Fähnrich in die Hand gegeben werden könnte als diese Erzählung von dem blutigen Felden Lennart Croneld. D. K.

— Unter dem Kreuze des Südens. Eine Erzählung aus der neuen Welt vom Verfasser der „Spanischen Brüder“. (Anklam, Verlag der Buchhandlung des Buchhagenstifts.) 1887. 364 S. 80.  
Der Verfasser (richtiger die Verfasserin) hat sich die schöne Aufgabe gestellt, die Entfaltung der zarthen Blüte des Evangeliums darzustellen, die in den Ländern der spanischen Junge so bald wieder unter dem Eisenband der Inquisition erstarren sollte. Während aber das bekannteste Buch unserer Verfasserin uns in das Mutterland Spanien führt, begleiten wir sie in dem heutigen in eine der Kolonien, in das alte Kulturland Peru, das durch die Unfähigkeit der Spanier zu wirklich kolonialisatorischer Thätigkeit seit drei Jahrhunderten nur immer mehr materiell und geistig verklümmert ist. Auch die Einführung des Christentums unter den Eingeborenen konnte hieran nichts ändern, denn der römische Katholizismus, wie er sich im Gegensatz zur Reformation entwickelt hat, konnte nur Schalen statt des Kernes bieten. Die Religion nahm hierbei überhaupt nur die Stellung eines Mittels ein, durch welches die weltliche Herrschaft der Spanier über die Indianer befestigt wurde. Von einem aus diesem Volke, einem Jüngling aus dem alten Königsgeschlechte, erzählt unsere Geschichte, die uns

in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts verjetzt. In seltsamer und doch natürlicher Weise mischen sich in seinem Kopfe die Sagen seines Volkes, die von blonden Männern berichten, die dereinst zur Befreiung der Sonnenöhne kommen sollen, mit vereinzelten christlichen Vorstellungen, die ihm unter dem Einflusse eines frommen, aber doch noch in römischer Enge lebenden und denkenden Königs zugeführt sind. In dem Bredere seines Lehrers hat er den 72. Psalm gefunden, die herrliche Weissagung von dem Könige, „der herrschen wird von einem Reere bis an das andere, und von dem Wasser an bis zur Welt Ende“. Da er auch von den Kämpfen der Spanier gegen die Engländer hört, auch einen Kriegsgefangenen dieses Volkes kennen lernt, so verwechelt er Engländer und Juden, und glaubt, daß diese kommen würden, sein Volk von den Spaniern zu befreien. Endlich wird er durch den Engländer aufgeklärt, daß jener vermeintliche König schon getommen sei. Wenn ihm auch anfangs diese getäuschte Hoffnung das Herz brechen will, so lernt er und sein edler Lehrer nun im Berkehr mit dem Engländer und einem anderen Galeerenflaven, daß mit diesem Könige ein herrlicheres Reich auf die Erde getommen als das der Sonnenöhne. Auf dem Wege nach Spanien, wo die im Glauben Verbundenen vor die Inquisition gestellt werden sollen, werden sie von einem englischen Schiffe genommen. Die übrigen ziehen befreit nach England, der Sonnensohn läßt sich an der Küste aussetzen und lehrt in sein Heimatland zurück, auf seinem Volke die Botschaft von dem großen Könige zu bringen. Damit schließt die Geschichte des Sonnensohnes. Sie berichtet uns nichts von Erfolgen seiner Missionsthätigkeit, nicht einmal, ob er die Heimat erreicht. Es ist dies auch überflüssig, wissen wir doch, daß er selbst zur goldenen Stadt getommen. Die Vorgänge der früheren Schriften treten uns auch in diesem neuen Buche entgegen. Die Verfasserin versteht es, uns fremde Verhältnisse, Anschauungen und Zustände so darzustellen, daß sie uns vertraut werden. Ihre Sprache ist edel, die Uebersetzung durchaus gewandt und geschmackvoll. Bei der kunstvoll verschlungenen Handlung hätte ich zuweilen gewünscht, daß der verbindende Faden eine etwas lebhaftere Färbung zeigte; man ist mitunter der Gefahr ausgejezt, ihn aus dem Auge zu verlieren. Im übrigen ist das Buch zum Vorlesen im Familienkreise sehr geeignet, auch die heranwachsende Jugend wird durch den fremdartigen Untergrund der Erzählung angezogen werden. Schr.



Con 42



Con 4<sup>a</sup>

YD 29681





